



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

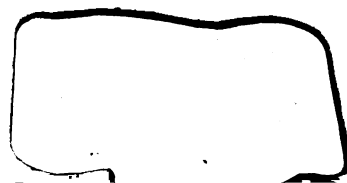
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

721.

Per. 3977 d. $\frac{163}{1807(1-2)}$



J E N A I S C H E
A L L G E M E I N E
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

1 8 0 7.

V I E R T E R J A H R G A N G.

E R S T E R B A N D.

M I T E I N E R K U P F E R T A F E L.

J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1807.

UNTERHALTUNGEN

ÜBER

GEGENSTÄNDE DER BILDENDEN KUNST

ALS FOLGE DER NACHRICHTEN

VON DEN WEIMARISCHEN KUNSTAUSSTELLUNGEN.

Obschon aus verschiedenen Ursachen unsere Preis-
aufgabe und Ausstellung für dieses Jahr unterlassen
worden, und auch für's künftige noch ausgesetzt
bleibt: so kann der gewohnte Verkehr mit dem Pu-
blicum dennoch fort dauern, und wird für kunstlie-
bende Leser in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit der Ge-
genstände wenig einbüßen. Denn manches Bedeu-
tende ist im Verlauf des Jahres bey uns eingekehrt, an-
deres vorübergezogen, und über noch Anderes wer-
den wir uns sonst zu reden veranlaßt finden. Man-
cher wird vielleicht meinen, der Drang äußerer Um-
stände, die Erschütterungen der Staaten und Völker
gebieten jetzt andere, ernstere Sorgen, als kritische Be-
trachtungen über Kunstwerke anzustellen: allein je
unruhiger die Umstände von außen sind, desto wohl-
thuender mag es eben darum für Viele seyn, sich an
dem ewigen Frieden der Künste einen Augenblick zu
ergötzen: und also beginnen wir ohne weitere Ein-
leitung mit

I. Nachrichten von einer Sammlung mei- stens antiker geschnittener Steine.

Dieselbe besteht aus mehr als 60 Stücken, worun-
ter sich verschiedene Gemmen des ersten Ranges be-
finden, manche, welche nebst guter Kunst merkwür-
dige Gegenstände enthalten, und nur von Wenigen
möchten strenge Kunsttrichter urtheilen, daß sie nicht
eben von vorzüglichem Werthe sind. Fünf der preis-
würdigsten Stücke dieser Sammlung sind auf bey-
gefügter Kupfertafel in vergrößerter Gestalt abgebil-
det, worauf wir, so wie solche an die Reihe kom-
men, hindeuten werden.

1. Kopf des Herkules. Bewundernswürdig in
Betracht des edeln freyen Geschmacks der Arbeit,
und noch mehr zu bewundern, in Hinsicht auf die
herrlichen Idealformen, welche mit keinem der be-
kannten Herkules-Köpfe ganz genau übereinkom-
men, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses
herrlichen Denkmahls noch vermehren helfen. Mit
A bezeichnet ist dasselbe auf der Kupfertafel abgebil-
det und seine wahre Gröfse zugleich angezeigt.

2. Kopf eines jungen Herkules, mit kurzen
krausen Haaren und einem Lorbeerkrantz, vortreflich
gearbeitet und unter dem Kinn im Grunde mit dem
Namen ONHCAC bezeichnet; wobey zu bemer-

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

ken ist, daß es auch *der Helfende* heißen, und sich
auf den vorgestellten Herkules beziehen könnte.

3. Herkules bändigt den Cerberus. Die be-
kannte Darstellung, wo der Alcide das dreyköpfige
Ungeheuer zwischen seine Schenkel gepreßt fest hält,
und ihm einen Strick umlegt; beträchtlich geringer
an Verdiensten als die beiden vorigen Stücke, jedoch
immer noch das Werk eines tüchtigen Künstlers.

4. Das Haupt der Medusa. Es ist solches der be-
kannten Medusa des Sofokles dergestalt ähnlich,
daß die geringen Abweichungen kaum zu bemerken
sind, und allerdings eine der vortrefflichsten neueren
Nachahmungen nach antiken Werken. Denn für ei-
ne solche möchte er, ungeachtet seiner großen Ver-
dienste, doch zu halten seyn, da die Behandlung er-
was weniger Freyheit hat, und überdies unter dem
Abschnitt des Halses ein W eingegraben ist, womit
vermuthlich *Flavius Sirletti*, ein berühmter römi-
scher Steinschneider aus dem Anfange des vergange-
nen Jahrhunderts, und vorzüglich geschickter Nach-
ahmer antiker Arbeiten, seinen Namen andeuten
wollte.

5. Brustbild des Bacchus. Arbeit, wie auf den
Stein gehaucht, und in Hinsicht auf die idealen For-
men eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich
in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem äh-
nliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erin-
nern, sowohl hoch als tief geschnitten; doch ist uns
noch keines bekannt geworden, welches vor dem
gegenwärtigen den Vorzug verdiente. Auf der Ku-
pfertafel zeigt Lit. C. die Abbildung dieser Gemme,
nebst dem beygefügten Maß ihrer wahren Gröfse.

6. Ein sitzender Faun, die rechte Hand in den
Schoofs gelegt, und mit der Linken das Kinn stützend;
zwey Flöten liegen zwischen seinen verschränkten
Beinen. Im Grunde steht der Name des Künstlers
NICOMC (*Nicomachus*). Dieser Stein ist aber ver-
schieden von demjenigen mit gleichem Namen und
Darstellung, und, wie aus Vergleichung der Abdrü-
cke erhellet, noch edlerer Kunst, welchen *Stofsch*
Tab. XLIV hat abbilden lassen.

7. Bacchantin. Hoch ein kleines Götzenbild
emporhaltend, kniet sie vor der Bildsäule des Priapus
auf niedrigem Altar in sehr angestrebter Stellung;

hinter ihr bemerkt man ein großes Gefäß, worinn ein Faunchen sitzt, und begierig seinen Krug leert. Unter mehreren ähnlichen Darstellungen, welche theils im Original, theils durch Abdrücke kennen, ist die gegenwärtige zwar nicht die allervortrefflichste gearbeitet, aber sie schließt sich doch zum wenigsten den besten nahe an, und kann auf jeden Fall für ein Werk von vorzüglichem Verdienst geachtet werden.

8. Ein Centaur. Das Löwenfell über die Schulter geworfen, trägt er einen Thyrsusstab und bacchische Cista, unten im Abschnitt liest man LAVR. MED. Erfahrene Kenner wissen, daß es viele, größtentheils vortreffliche, geschnittene Steine giebt, welche vormals zur Sammlung des *Lorenzo de Medici* gehörten, der solche mit seinem Namen hat bezeichnen lassen. Für ein Stück dieser einst so berühmten Sammlung wäre also auch unser Stein zu halten, wenn die Ächtheit der erwähnten Inschrift erweislich seyn sollte. Soviel können wir versichern, daß das Original in Florenz gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, wohl aber findet sich daselbst noch die Spur von dessen ehemaligem Daseyn; denn in der dortigen Sammlung moderner Metallarbeiten nimmt man einen Stempel oder Art von Siegel wahr, auf welchem dieser Centaur von der Hand eines guten Künstlers copirt erscheint.

9. Zwey Bacchantinnen. Eine mit der Schellentrommel und schön bekleidet, geht voran, die andere, fast nackend, folgt nach; neben beiden her leitet Amor einen gebändigten Löwen. Vortrefflich gruppiert und gut, jedoch nicht besonders ausführlich gearbeitet. (Ganz dieselbe Composition findet man bey *Stosch Tab. VI* abgebildet nach einem Cameo, welcher vom Steinschneider *Alexander* verfertigt ist.)

10. Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Composition, ebenfalls gut gearbeitet.

11. Der auf antiken Münzen und geschnittenen Steinen oft dargestellte bacchische Stier, der wild und störsig über einen Thyrsusstab rennt. Auf dem trefflichsten der geschnittenen Steine dieser Art, durch Abdrücke vielfältig bekannt (bey *Stosch Tab. XL* abgebildet), liest man den Namen des Steinschneiders ΤΑΑΟΤ (*Hyllus*), und eine gleiche Inschrift befindet sich auch auf unserm etwas kleineren Stein, den wir aus inneren Gründen seines Kunstverdienstes für antike Arbeit zu halten uns befugt achten, wie es auch übrigens etwa mit der Inschrift beschaffen seyn möchte.

12. Silenus: Stehend, bläset auf zwey Flöten, und ist außer einem über die Schulter geworfenen kurzen Mantel ganz nackt. Den Charakter hat der Künstler im Kopf, so wie in den übrigen Theilen der Figur, sehr wohl und passend mit reiner Zeichnung ausgedrückt, überdem ist das Ganze fleissig behandelt.

13. Ein nackter Jüngling gießt opfernd seine Schale in die Flamme des Altars aus, während Silenus hinter ihm eine verdächtige unternehmende Stellung annimmt. Beide Figuren sind mit Geist und Kunst in sehr gutem Stil gearbeitet, Silenus vorzüglich.

14. Liegende Bacchantin, um den Unterleib bekleidet, wird von einem ebenfalls um die Schenkel und Beine bekleideten alten Satyr überrascht. Man könnte sich auch den Jupiter mit der Antiope auf diese Weise dargestellt denken. Ein Werk von vortrefflichem Geschmack der Formen, und mit derjenigen Meisterchaft und fließenden Art der Alten geschnitten, die nie einer der neueren Künstler sich ganz aneignen konnte.

15. Eine umgestürzte Leyer, deren Hörner zwey Delphine darstellen, der Körper, oder wenn man will, der Fuß, Amors Haupt mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppiert. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner; wer aber mehr auf den Sinn achtet, und sich erinnert, daß durch Delphine eine heitere Ruhe, durch Amors bekränzt Haupt Freuden der Liebe, durch die Leyer Gesang, und durch die bacchischen Attribute Wein bedeutet werden, muß auch die Allegorie so deutlich als vollgehaltig finden.

16. Haupt eines Silenus. Trefflich gearbeitet, voll Charakter Geist und Leben. Der Name des Künstlers ΚΕΛΕΥΚ (*Scleucus*), ist sehr zart im Grund eingegraben. (Diesen oder einen ähnlichen Stein hat *Stosch Tab. XL* abbilden lassen.)

17. Maske mit großem Bart und weitgeöffnetem Mund, eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der aller vorzüglichsten seyn, und eben so schätzbar ist auch

18. Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

19. Noch eine Maske, mit spitzigen Ohren, reichlichem Bart und auf dem Haupt eine Art Mütze oder vielleicht gar Schellenkappe. Wenn der in diesem Werk herrschende Geschmack, die etwas fratzenhaften Züge ohne Widerrede florentinische Arbeit aus dem 16ten Jahrhundert verkünden: so giebt uns die feste Zeichnung, das Belebte im Ausdruck, die meisterhafte Behandlung mit vielem Fleiß verbunden, das Recht einen der vorzüglichsten Künstler jener Zeit als Urheber dieses Werkes zu vermuthen.

20. Tanzender Faun, gegen welchen ein beträchtlich kleineres Todtengeripp die Arme emporhält. Was der eigentliche Sinn dieser Darstellung seyn mag, ist schwer zu begreifen, und da das Geripp auf Handlung und Gebärde und Ausdruck des Fauns keinen Einfluß zu haben scheint, so möchte es allenfalls wohl erlaubt seyn, solches für einen späteren Zusatz zu halten. Der Faun ist gut gearbeitet.

21. Fünf Figuren, die vor einer Herme des Priapus opfern. Nur leicht behandelt.

22. Ein etwas kleinerer Stein mit eben demselben Gegenstand. Etwas ausführlicher, als der vorige.

23. Mars und Venus, zart ausgeführt und niedlich gruppiert.

24. Venus tränket den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

25. Amor, stehend: nebenan ist der Name des Künstlers COANOC (*Solon*) eingegraben; eine gute zwar, doch keineswegs ausgezeichnet vortreffliche Arbeit.

26. Amor, auf einem Meerpferde reitend, mit der Linken hebt er ein Körbchen voll Früchte in die Höhe; fein gearbeitet.

27. Amor, die Leyer spielend, reitet auf einem Löwen. Die bekannte anmuthige Darstellung, von guter Hand geschnitten.

28. Ein Winzer, sich an die neben ihm stehende kleine Herme lehnend, hält eine Traube in der Hand, welche dem über ihn rankenden, mit Früchten noch beladenen Weinstock abgenommen scheint. Naiv gedacht, und von Seiten der Ausführung nicht ohne Verdienst.

29. Neptun sitzend auf drey Delphinen, den Dreyzack in der Hand. Wenn das Alterthum dieses Werkes in Zweifel gezogen werden sollte, möchten wir darum nicht streiten; denn wiewohl die Formen einen tüchtigen Künstler und Nachahmung des Alterthums zu erkennen geben, so hat doch die Erfindung und Anordnung des Ganzen unverkennbar moderne Züge.

30. Apollo, an einen Baumstamm gelehnt, trägt in der linken Hand seine Leyer, nach welcher ein kleiner Liebesgott, von der Erde hinaufhüpfend, zu verlangen scheint. Dieser gefällige Gedanke ist von geschickter Anordnung und gutem Stil der Figuren begleitet.

31. Anderer Apollo, gebückt über einem niedrigen Pfeiler gelehnt, in der Linken den Bogen, und mit auf den Rücken gelegter Rechten das Gewand haltend. Ein Werk von gutem Geschinack, aber ohne besondere große Sorgfalt ausgeführt.

32. Merkur, stehend, mit Beutel und Stab in den Händen; an den Füßen ist er beflügelt; zu seiner Rechten sieht man einen Hahn, zur Linken einen Altar, worauf der Kopf eines Opferthiers liegt. Die Figur hat zarte fließende Formen, und das Ganze ist fleißig behandelt.

33. Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten, und ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Sammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

34. Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Darstellung desselben finden unsere Leser vor dem Vossischen Programm zu der *Senaischen* A. L. Z. 1804. IV Band.

35. Theseus, den marathonischen Stier bändigend; eine bekannte, auf alten Monumenten vielfältig vorkommende, und hier gut gearbeitete Darstellung.

36. Ein junger rüstiger Jäger, vermuthlich Hippolytus, steht nackt, mit zwey Lanzen in der Linken, die Rechte in die Seite gestützt, an einem Altar, vor dem Bild der Diana, welchem Kopf und Hals einer Hindin zum Fußgestelle dienen. Bey dem Jäger war-

ten zwey Hunde, von denen der eine seine Fäße zu belecken scheint. Alles dieses ist sehr fleißig gearbeitet, besonders aber die Hauptfigur.

37. Diomedes, auf der linken Ferse sitzend, hält in der einen Hand das geraubte Palladium, in der anderen das Schwert. Unser Stein ist schräg mittendurch in zwey fast gleiche Hälften gebrochen, und mit der Inschrift ΔΙΟΚΡΟΤΙΔΙΟΤ (*Dioscorides*) versehen; wir bemerken indess, daß dieses nicht der schon bekannte Diomedes des erwähnten Künstlers ist, (bey *Stofsch* Tab. XXIX abgebildet); aber er hat beynahe dieselbe Gröfse, und nicht viel geringeres Kunstverdienst.

38. Eine mit langem flatterndem Gewand und Schleyer bekleidete weibliche Figur, schmiegt sich an den bey ihr stehenden nackten Helden. Er hat liebend die Hand über ihre Schulter gelegt, sie umfaßt ihn auf eben die Weise, und beyde haben den Blick, die Frau schüchtern, der Mann mit ruhiger Aufmerksamkeit, auf einen Gegenstand gerichtet, der außer dem Raum des Steins liegend, angenommen werden muß: wodurch sich also das Werk als eine partielle Nachahmung einer ursprünglich reicheren Composition zu erkennen giebt. Beide Figuren, so wie sie hier dargestellt sind, erinnern wir uns auch sonst auf geschnittenen Steinen gesehen zu haben. Die Arbeit an dem gegenwärtigen ist übrigens von guter Art; leicht zwar, aber mit Geschmack und Geist ausgeführt.

39. Gruppe von zwey Kriegern, deren der Eine nach der Linken zu in angreifender Stellung, mit Helm, Schild und Lanze bewehrt, heftig ausfällt; der andere, nach der entgegengesetzten Seite gekehrt, scheint verwundet; schon ist er auf das eine Knie niedergefallen, und hält mit der Linken den Schaft eines Pfeils oder einer Lanze, die ihm in den Leib gedrungen ist, mit der Rechten schwingt er das Stück eines Bogens über dem Haupt, im Begriff zuschlagend sich zu vertheidigen. Kein Attribut giebt Anleitung, was für Helden oder welche berühmte That hier bedeutet seyn soll, und weil die Handlung ohne die Ursache derselben, Angriff und Vertheidigung ohne Gegner dargestellt ist, so mag man glauben, der Steinschneider habe, wie vermuthlich oft geschehen, auch diesmal nur ein paar Figuren aus einem größeren und vollständigeren plastischen oder gemalten Werk nachgebildet. Die Arbeit an unserem Stein ist keck, mit Verstand, aber etwas flüchtig behandelt.

40. Ein Priester mit Hüfte zweyer dienenden Figuren opfert ein Lamm; die Arbeit hat Deutlichkeit und Charakter.

41. Anderes Opfer, wo der Priester und zwey dienende Figuren einen Stier zum Altar führen; vortrefflich geordnet: die Ausführung hingegen könnte zarter seyn.

42. Behelmter Kopf im Profil mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Carrikaturmäßiges, sondern ein gedrungenes heldenmäßiges Angesicht, und ist vortrefflich gearbeitet.

43. **Hömer**, als **Hermes**, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters: daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch wegen des Gegenstandes schätzbar ist.

44. In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren ange troffen, der (jedoch ohne das Gründe dafür angegeben werden) das Bildniß des Aristophanes seyn soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer Sammlung anzutreffen, und in der That eins ihrer besten Stücke.

45. Brustbild, wahrscheinlich eines Philosophen mit großem Bart. Das Haupthaar ist in einen Wulst gewickelt, und wird vermittelt eines Bandes festgehalten; die Züge sind edel, der Ausdruck geistreich, die Arbeit überhaupt löblich.

46. Das auf der beygefügt Kupfertafel *Lit. D.* abgebildete Profil eines Unbekannten ist vermuthlich über der Augenbraune abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringstein zugschliffen worden. Großartiger und lebenvoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall, wo der Künstler ein so unbeschränktes Vermögen gezeigt hat. Von ähnlichem Gehalt ist auch

47. Der auf der Kupfertafel *Lit. E.* abgebildete, uns ebenfalls unbekannte Portrait-Kopf mit überzogener Löwenhaut: derselbe war auch, so wie der vorige, über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

48. Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenerm kräftigem Charakter mit kurzgeschornen Haaren; außerordentlich geistreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art. Dieses Stück ist auf der Kupfertafel *Lit. B.* abgebildet, und so wie bey den 4 übrigen, die wahre Grösse des Steins dabey angezeigt.

49. Männlicher Kopf oder Brustbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher kräftiger Ausdruck in diesem Werk und Züge, wie man gewohnt ist dem Julius Cäsar zuzuschreiben.

50. Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bey Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht, und kein Zweifel, daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser ist.

51. Brustbild einer römischen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewundernswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

52. Ein männlicher Kopf ohne Bart mit ver-

schnittenen Haaren und der Umschrift **ΟΘΙΑΙΟΣ-ΝΑΣΙΩΝ**. Was gegen die Ächtheit der Inschrift etwa einzuwenden seyn möchte, lassen wir, wie billig, den Gelehrten über. Die Arbeit aber am Kopf selbst ist zwar nicht vortrefflich, doch gut und achtbar.

53. Kopf einer jungen römischen Dame, mit glatten, gescheitelten, im Nacken zusammengebundenen Haaren; anmuthiges Gesicht und Arbeit eines guten Künstlers.

54. Anderer Kopf einer Dame, ungefähr in gleichem Costüme, doch weniger reizend als der vorige, auch von geringeren Kunstverdiensten.

55. Männlicher Kopf, welcher den Bildnissen des jüngeren Brutus einigermassen ähnlich ist.

56. Würdiger Kopf eines königlichen Alten, das Haar mit einem Lorbeerkrantz gefast; fleißig behandelt.

57. Kleiner behelmter Kopf, mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

58. Brustbild eines Jünglings mit kurzen lockigen Haaren; das Gewand über die rechte Schulter geworfen umgiebt ihn dergestalt, daß die linke Schulter sammt der Brust unverhüllt bleibt; mit dem ausgestreckten Zeigefinger der erhobenen rechten Hand scheint er die Spitze der Nase zu berühren; im Gesicht ist eine verdrießlich ernste Stimmung des Gemüths ausgedrückt. Ob dieses mit Absicht des Künstlers geschehen, oder zufällig, wollen wir nicht entscheiden, denn die Arbeit ist mehr von guter Manier als vorzüglicher Kunst und Geist: das Werk mag also aus einer Zeit herrühren, die dem Verfall des Geschmacks nahe war; inzwischen gehört dasselbe unter die mit Inschrift versehenen Steine, man liest nämlich im Grunde **ΕΛΛΗΝ** (*Hellen.* *)).

59. Heroisches Brustbild, behelmt, die Chlamys auf der rechten Schulter geheftet, ohne allen Zweifel nach einem idealen schönen Original verfertigt in einer bloß oberflächlichen flüchtigen Manier, und schwerlich früher als zu Constantins Zeit gearbeitet. Auch auf dieser Gemme sind folgende Buchstaben eingegraben **ΕΛΛΗΤΩΝ**.

60. Ein liegender Stier der eben sich erheben will, mit dem Namen des Künstlers — **ΑΠΟΛΛΩΝΙΔΟΤ** (*Apollonides*) in der Exerge. Man kennt aus Abdrücken sowohl, als aus der in Kupfer gestochenen Abbildung bey *Stosch Tab. XI* das schöne Fragment einer ähnlichen Darstellung mit eben solcher Inschrift: daher denn über die Ächtheit unseres Steins leicht einige Zweifel entstehen möchten; inzwischen kann ihm vorzügliches Kunstverdienst wenigstens nicht abgesprochen werden, wenn auch die besagte Inschrift wirklich verdächtig befunden werden sollte.

Außer diesen angezeigten sämtlich tiefgeschnittenen Steinen, enthält die Sammlung auch noch ein paar hochgeschnittene oder Cameen, welche indeffen nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie einer näheren

*) Diesen oder einen anderen ähnlichen Stein findet man bey *Stosch Tab. XXXVII* abgebildet.

Beschreibung bedürften. Aus innieren Gründen der Kunst sehen wir uns berechtigt, wo nicht alle, doch bey weitem die grösste Zahl Steine der vorgedachten in mehrerer Hinsicht merkwürdigen Sammlung für acht antike Denkmale zu halten. Wenn auch die Darstellung manches Stücks mit anderen antiken Gemmen zusammen trifft, so ist dieser Umstand noch keineswegs erheblich genug, um sogleich an moderne Copie zu denken. Der Bacchus Nr. 5, die Bacchantin Nr. 7, die Darstellungen Nr. 9. 10. 13. 27 u. a. m., kommen selbst in den grössten Sammlungen bekanntlich öfter vor; welcher vernünftige Alterthumsforscher aber wollte wohl so sehrnüstreich und eigensinnig seyn, um von einer jeden mehreremal wiederholten Darstellung nur ein einziges Exemplar für acht antik, die übrigen aber alle für moderne Nachahmungen auszugeben? Es ist also blofs darum zu thun, ob die in unserer Sammlung befindlichen Steine, wo ähnliche Darstellungen auch noch anderwärts zu finden sind, denselben an eigenthümlichen Merkzeichen des Alterthums, so wie an Kunstgehalt gleichzustellen sind; und wir glauben solches wenigstens von dem Bacchus Nr. 5, dem sogenannten Aristophanes Nr. 44, den bacchischen Scenen Nr. 9. 10. 13 und noch mehreren anderen versichern zu dürfen. Was die zweifelhaft seyn mögenden eingeschnittenen Namen der Künstler: Aulon, Solon, Apollonides u. s. w. betrifft, so vertheidigen wir solche darum nicht, indem von denselben Meistern wirklich bessere Stücke desselben Gegenstandes vorhanden sind, als wir unter ihren Namen aufzuzeigen haben; wollen aber auch nicht gegen die erwähnten Inschriften streiten, theils weil das Urtheil in solchen Fällen weniger dem Kunsttrichter, als dem Gelehrten zusteht, theils weil blofse Namen doch nur literarische Merkwürdigkeiten sind, und den Werth eines Kunstwerks eigentlich nicht vermehren, wie denn eine bekannte gröfsere Gemme mit dem Diomedes, ohne Namen des Künstlers, die ähnlichen Darstellungen vom Dioscorides, Solon und Polyklet bey weitem übertrifft, folglich auch um so viel höher zu schätzen seyn wird.

II. Hr. *Weisser*, dessen Arbeiten schon verschiedene Male mit gerechtem Lob erwähnt worden sind, hat nach dem hier erfolgten Absterben Sr. Durchl. des Herrn Herzogs von Braunschweig-Oels das Brustbild desselben mit ungemein wohlgetroffener Ähnlichkeit modellirt und solches nachher nicht weniger glücklich in schönen carrarischen Marmor ausgearbeitet. Dieser wackere Künstler wufste den harten Stoff sich völlig unterwürfig zu machen, und hat daher dem ganzen Werk eine fleissige Ausführung gegeben. Haut, Haare, Drapperie u. s. w. erhielten jedes den gehörigen und unterscheidenden Charakter. Die Zeichnung aller Theile ist gut, die Züge übereinstimmend, die Bewegung des Kopfs naturgemäfs. Geht man vom Ganzen auf's Einzelne über, so befriedigt im Gesicht vornehmlich die Stelle um den Mund und das Kinn, ferner sind die an der linken Brust herabfallenden Falten des Mantels mit Geschmack gelegt und schön ausgeführt.

III. *Schillers Büste*, von eben diesem Künstler modellirt, verdient gleichfalls hier einer rühmlichen Erwähnung. Sie kann, wenn man die wenigen Hilfsmittel erwägen will, deren Hr. *Weisser* sich bedienen konnte, blofs als das Product seiner kräftigen Erinnerungsgabe angesehen werden; es fehlt ihr aber demohngeachtet gar nicht an Ähnlichkeit. Schillers Charakter, sein gerades Tragen, das Hochgerichtete und gleichsam Weitumherrschende seines Blicks haben wir in keinem anderen Bildniß unseres verewigten Freundes so richtig bedeutet ange troffen.

IV. Schillers Bildniß noch einmal, (Kopf mit wenig Anfang von der Brust), aus weissem Marmor gearbeitet durch Hrn. Professor *Dannecker* und im Besitz des Hrn. geheimen Raths von Wolzogen zu Weimar.

Dieses Werk verdient wegen zwey vorzüglicher Eigenschaften, nämlich Ähnlichkeit und sehr fleissiger Behandlung, die Aufmerksamkeit, ja die Hochachtung aller Kunstfreunde. Die Ähnlichkeit der Züge ist nicht allein grofs, sondern man kann behaupten, kaum zu übertreffen; von welcher Seite der Beschauer das Bild betrachten mag, sprechen ihn, falls er Schillern lebend gekannt hat, überall bekannte Formen an, äufserst fein nuancirt und durch das ganze Gesicht in lobenswürdiger Übereinstimmung. Von der Behandlung des Marmors läfst sich eben so viel Gutes melden; denn sie ist überaus gefällig, weich und vollendet. Wenige Künstler möchten gegenwärtig gefunden werden, welche diefssfalls mehr zu leisten im Stande sind. Hingegen ist es dem Charakteristischen im Allgemeinen der Darstellung nicht besonders günstig, dafs der Kopf ein wenig zu sehr vordringt; die Brust scheint sich zu flach anzukündigen, und ein freyerer Wurf der Haarlocken wäre vielleicht für die Seitenansicht wünschenswerth gewesen.

V. Verschiedene treffliche Gemälde, welche Ihre Majestät, die verwittwete Kaiserin von Rußland im Ausland hatte kaufen lassen, sind im verfloßnen Jahre auf dem Wege nach St. Petersburg über Weimar gekommen, und ausgepackt worden, um von Ihrer Frau Erbprinzessin Kaiserl. Hoheit besichtigt zu werden. Einige Nachrichten und Bemerkungen über dieselben können darum den Freunden der Kunst nicht anders als angenehm seyn, und mögen also hier Platz finden.

No. 1. *Heliodor*, von *Bertolet Flamael* *), ein beträchtlich grofses Bild, mit ohngefähr 18 Zoll hohen Figuren. In Hinsicht auf den Ausdruck überaus geistreich, die Anordnung ist nach Kunst und Regeln gemäfs. Rechts im Gemälde erblickt man die Soldaten, welche den Tempelschatz rauben, zur Linken das Volk und den Priester betend, zuvorderst in der Mitte sind die eigentlichen Hauptfiguren angebracht; Heliodor zur Erde geworfen, der erscheinende Jüng-

*) War zu Lüttich 1614 geb., soll des Jacob Jordaens Schüler gewesen seyn, und studirte einige Jahre in Italien. Er war ein von seinen Zeitgenossen geschätzter Künstler, und starb in seiner Vaterstadt 1673.

ling zu Pferd, und die beiden anderen, welche herbey-schweben, den Räuber zu züchtigen. Alle diese Figuren haben lebhaftere Bewegungen und sind mit kräftigem Colorit, grossen wohlangelegten Massen desselben und bewundernswerther Technik gemahlt. An die Formen und Charaktere dürfen freylich die höheren Forderungen nicht gemacht werden, zu denen Raphaels berühmtes Werk von eben diesem Gegenstande den Massstab gegeben; denn man muss sich erinnern, dass der Künstler zur niederländischen Schule gehört. Inzwischen ist seine Zeichnung doch besser als bey vielen anderen seiner Landsleute, wie auch sein Geschmack im Wurf der Gewänder etc.

No. 2. Meerhafen von *Thomas Wyck* ¹⁾. Das mit nicht genug zu lobender Simplicität angelegte Ganze dieses höchst schätzbaren Gemäldes besteht in zwey Hauptmassen, einer gemässigt hellen der entfernteren Gegenstände, und einer sehr kräftigen, des nahe vor Augen liegenden Details. Jene zeigt, in blauem duftigem Tone gehalten, ein steil in's Meer niedersteigendes Gebirg, ungemein zart und ausführlich behandelt. Diese stellt einen im Schatten hoher Mauern gelegenen Ufer-Platz dar, wo Kaufmannsgüter ausgeladen sind, und wo Figuren von verschiedenen Nationen, verschiedenem Costume ihr Wesen treiben; ruhig, warm, klar, zart und geistreich in hohem Grade.

No. 3. Carnevals Scene von *Joh. Lingelbach* ²⁾. Ebenfalls ein sehr geistreiches, sehr gefällig ausgeführtes Bild. Die ächten italiänischen Maskenmotive sind vom Künstler mit geschmackvoller Wahl benutzt worden; er ordnete zum Hauptgegenstand in die Mitte des Gemäldes den noch jetzt geltenden Hauptspass, nämlich eine Policinells-Maske, die auf hohen Stelzen geht und eine Angelruthe hält, an deren Schnur Zuckerwerk befestigt ist, wornach die Jungen lustig emporhüpfen; auch der Doctor ist nicht vergessen, der Advocat und andere dergleichen Caricaturen. Das Colorit ist frisch und gut, die Haltung wohl beobachtet, der Pinsel frey, die Architectur edel; mit einem Wort, man wird selten anziehendere Darstellungen von dieser Art finden.

No. 4. Der heil. Franciscus, von dem spanischen Mahler *Morales* ³⁾, mit grosser Kraft und klaren saftigen Schatten; in Hinsicht des Ausdrucks vortrefflich.

No. 5. Zwey halbe Figuren von *Mieris* ⁴⁾. Einer von den gemüthlichen, stillen Gegenständen,

welche der niederländischen Mahlerschule allein angehören, und ganz durch sie und auf ihrem Gebiet erzogen sind. Sie stehen an sich zwar nicht hoch, sind aber, auf der anderen Seite betrachtet, ganz für die Kunst geeignet, nicht vom Wort veranlasst, sondern aus dem Leben selbst mit mahlerischem Sinne empfangen. Ein liebliches Mädchen in weissen Atlas gekleidet, knapp geschnürt, niedlich aufgesetzt, sitzt und trinkt aus kristallnem Glas klaren Wein, den ein ältlicher reichgekleideter Herr, welcher ohngefähr das Verhältniss eines Onkels zu ihr zu haben scheint, auf silbernem Credenzsteller dargereicht. Sie trinkt mit reizender Zucht und Bescheidenheit. Er blickt mit herzlichem Wohlgefallen auf sie. — Doch wir wollen es nicht unternehmen, zu beschreiben, was von seinem Ursprung an blos für die Darstellung erdacht worden, und sagen daher nur noch, dass die Scene in einem Garten vorgeht, und die Ausführung den grossen Fleiss und die Zartheit hat, welche man an den Werken des Mieris gewöhnlich findet.

No. 6. Landschaft, von *Wynants* ⁵⁾, mit baumreichem Vordergrund, wo besonders an einem Baumstamm, an Blättern und Pflanzen, der Mahler seine Kunst gezeigt, und diese Dinge musterhaft ausgeführt hat. Die Figuren des barmherzigen Samariters und des von ihm gepflegten Beraubten und Verwundeten, womit das Werk staffirt ist, sollen von Laireffe herrühren, und sind mit vielem Geist behandelt, auch gut colorirt.

No. 7. Landschaft von *Jacob van Artois* ⁶⁾. Ein kleiner, spiegelheller, mit Wald umgebener See, an dessen Ufer in reizender Einsamkeit, halb zwischen Bäumen versteckt, ländliche Wohnungen liegen; den Horizont begrenzen blaue, in der Ferne sich hinter einander verlierende Gebirge.

No. 8. Landschaft angeblich von *Francisque* ⁷⁾. Wir hätten dieselbe sogar für ein beschädigtes und wieder ausgebeffertes Werk von Caspar Poussin halten mögen, so vortrefflich ist sie erfunden; aber die Ausführung ist hingegen nicht von gleich grossem Verdienst.

No. 9. Das Gastmahl des reichen Mannes, an dessen Thüre der arme Lazarus liegt, von *Nic. Vleughel* ⁸⁾, mit gewandtem Pinsel und muntern Farben gemahlt, die Wirkung des Ganzen ist freundlich.

No. 10. Eine Landschaft von *le Prince* ⁹⁾, die zwar nur gewöhnliche Gegenstände enthält, aber ungemein glatt und fleissig ausgeführt ist.

1) *Thomas Wyck*, um 1616 zu Harlem geb., mahlte Seehäfen, Gestade mit Schiffen, Jahrmärkte, Taschenpieler, Seiltänzer etc., und gilt für einen der geschicktesten Meister dieses Faches. Starb 1686.

2) *Lingelbach* ist zu Frankfurt a. M. geb. 1625, reiste nach Italien, und starb zu Amsterdam, wo er sich niedergelassen, 1687. Er behandelte Gegenstände wie *Wyck*, und besass auch nicht geringere Geschicklichkeit als derselbe.

3) Man hält diesen Künstler für einen der besten seiner Nation. Er war 1509 zu Bajados geb., und starb daselbst 1586.

4) *Franz von Mieris*, Gerhard Douw's Schüler und Nebenbuhler, war von Leiden gebürtig, und starb daselbst 1681, 46 Jahre alt. Sein Sohn, Wilhelm, war bey nahe eben so berühmt, lebte 83 Jahre, und starb 1747.

5) *Joh. Wynants* geb. zu Harlem um 1500. Seine Arbeiten sind geschätzt, übrigens ist von seinem Leben und Schicksalen wenig bekannt.

6) *Jacob van Artois* aus Brüssel blühte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, mahlte vornehmlich Waldgegenden, und hat sich in diesem Fach berühmt gemacht.

7) *Joh. Franciscus Millet*, genannt *Francisque*, war zu Antwerpen 1648 geb., ahmte den Poussin nach, und galt für einen grossen Landschaftsmahler. Starb zu Paris 1680.

8) *Nicolaus Vleughel* von Antwerpen, lebte zu Paris, wo er den Ruhm eines vorzüglichen Künstlers in historischen Darstellungen genoss, und 1737, 68 Jahr alt gestorben ist.

9) *Joh. Bapt. le Prince*, berühmter französischer Zeichner, Mahler und Kupferstecher, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geblühet hat.

VI. *Lessings Bildniß* in Öhl gemahlt, beynahe Halbfigur, doch ohne Hände, ist uns vom Hrn. Domvicar Körte in Halberstadt gefällig mitgetheilt worden. Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen wir nicht zu sagen; allein es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Mahlers; frey mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. — Wenn gleich Lessing hierin dem nicht mehr gefallenden, und wirklich etwas steifen Modestum der 1760er Jahre dargestellt ist, so erscheint er uns darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmässig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer sogleich einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bild erkennen.

VII. *Dr. Martin Luthers Verherrlichung*, auf zwölf Blättern, erfunden und gestochen von *Erdmann Hummel*. Nachdem die dramatische Poesie Luthers Leben und Thaten zum Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht hatte, war es leicht vorauszu sehen, daß auch die bildende Kunst bald in ähnlichem Bestreben auftreten werde, und wirklich liegen in der Geschichte von Luther grose und interessante Momente genug, welche der bildende Künstler zur Darstellung benutzen kann. Hr. *Erdmann Hummel* verdient darum, daß er es unternommen, die bedeutendsten Scenen aus Luthers Leben mit dessen Verherrlichung oder Apotheose auf 12 Blättern, in Kupfer gestochene Umrisse, herauszugeben, gerechtes Lob. Ihm gelang verschiedenes in Hinsicht auf Erfindung, mehreres hat er mit Geschicklichkeit und mit Geist ausgeführt, auch ist die Arbeit im Ganzen sehr reinlich.

Wir halten übrigens die Aufgabe, Luthers Leben und Thaten cyklisch zu bearbeiten, für ungemein schwer. Denn das Herrlichste und Folgenreichste, was dieser grose Mann vollbracht hat, betraf die Freyheit des Glaubens, und ist demnach als etwas nicht Sinnliches, bloß vermittelt treffender Symbole, glücklicher Allegorien u. s. w. deutlich zu machen. Es giebt aber auch ausser diesem noch andere der mahlerischen Darstellung bequemere Umstände, welche Luthers Persönlichkeit näher berühren, auf der anderen Seite aber doch auch wieder in sein öffentliches Leben und Wirken eingreifen, und wovon der Künstler, besonders wenn sein Plan weitläufiger angelegt wäre, guten Gebrauch würde machen können. Auf genügende Entwicklung und Anzeige dieser Gegenstände, auch in wie ferne dieselben einen grossen Cyklus deutlicher und vollständiger zu machen im Stande seyn möchten, können wir uns, ohne in ungebührliche Weitläufigkeit zu verfallen, nicht einlassen: allein wenn wir unserer Absicht gemäfs Hrn. *Hummels* Umrisse nun näher betrachten, wird sich wohl beyläufige Gelegenheit finden, einiges Bezügliche zu sagen.

Erstes Blatt: Luther nach seinem Hingang wandelt über dem Erdball auf Wolken, begleitet von

der religiösen Freyheit und zwey Engeln, deren einer die Bibel, der andere den Katechismus hält. Ihm entgegen tritt die Gnade, eine Siegespalme darreichend, und hinter ihr Glaube, Liebe und Hoffnung. Höher im Halbkreise sitzen sieben Engel, so singen und spielen das von Luther verfasste Lied: *Eine feste Burg ist unser Gott*. Die Einfassung dieser Figuren besteht unten und zu beiden Seiten aus einem verzierten Basement und zwey dergleichen Pilastern, woran die nach beschriebenen 12 Darstellungen aus Luthers Leben verkleinert als Basreliefs angebracht sind. Oben wölbt sich von einem Pilaster zum anderen ein breiter Gurt, überaus geschmackvoll mit verfehränkten Palmenzweigen geziert, in deren Zwischenräumen Blumen, Leuchter, das Lamm Gottes, die vier Evangelien, nebst den Zeichen der Evangelisten angebracht sind.

Überhaupt betrachtet ist dieses Blatt reich und wohlgefällig componirt; nur können wir das allegorische Zeichen der Religionsfreyheit, nämlich einen Stab, der oben mit dem Kreutz endigt, welchem eine Freyheitsmütze aufgesetzt ist, nicht billigen, es werden verdrießliche Nebenbegriffe dadurch erregt; und so ist auch die Liebe nicht auf die gewöhnliche schöne Weise als eine Mutter mit Kindern, sondern mit einem Kelch in der Hand dargestellt. Vermuthlich eine undeutliche Anspielung auf das gemeinsame Liebesmahl des Sacraments.

Zweytes Blatt: die Geburt. Hans Luther, ein Bergmann, empfiehlt seinen neugeborenen Sohn der besonderen Obhut der Jungfrau Maria. Die Wöchnerin stimmt in das Gebet mit ein. Weiber sind beschäftigt, ein Bad für das Kind zu bereiten.

Drittes Blatt: dem Luther wird an seiner Seite ein Freund vom Blitz erschlagen; St. Augustin erscheint in den Wolken. Die Nebenunstände von der Empfehlung des Kindes in den Schutz der Jungfrau Maria und von der Erscheinung des heil. Augustinus sind unzweckmäfsig. Zwar ist es wahr, die Geburt eines Kindes wie Luther, scheint in der Darstellung des Schmucks poetischer Umstände zu bedürfen. Es ist nicht minder wahr, daß der Vorfall, da Alexius, Luthers Freund, vom Blitz erschlagen wurde, auf sein Leben den bedeutendsten Einfluß gehabt hatte, indem er dadurch veranlaßt worden, dem Studium der Rechte, welchem er sonst, seiner Eltern Willen gemäfs, oblag, zu entsagen, ins Kloster zu gehen und sich der Theologie zu widmen, woraus in der Folge seine Lehre und kirchlichen Verbesserungen sich entwickelten. Man kann also auch diese Begebenheit aus einer cyklischen Darstellung von Luthers Leben füglich nicht weglassen. Aber die beiden poetischen Fictionen unsers Künstlers, von der Empfehlung in den Schutz der Jungfrau Maria, so wie von der Erscheinung des heil. Augustinus, werfen auf Luthern, den Reformator, ein sehr ungünstiges Licht; ja er wird darüber dem Scheine nach zum Ketzer und Empörer gegen die Himmlischen.

Viertes Blatt: Luther läßt die Thesen gegen den Ablass an der Schloßkirche zu Wittenberg anschla-

gen. Gute Köpfe und viel Abwechslung im Charakter der Figuren. Schade, daß Luther selbst gerade am wenigsten gelungen ist. Mit Hinsicht auf das ganze Werk ist dieser Gegenstand zwar an sich bedeutend, doch vermisst man den anschaulichen Zusammenhang mit der vorigen Darstellung, und doch ist es bey cyklischen Bildern unerlässlich nothwendig, daß ein jedes Stück mit dem vorhergehenden sowohl als mit dem nachfolgenden in anschaulicher Verbindung stehe, so daß sie einander wechselseitig erklären.

Fünftes Blatt: Luther übergiebt dem Cardinal Cajetani seine Protection. — Dieses Bild giebt zu keinen Einwendungen Anlaß. Luthers kühne That, da er zu Wittenberg die päpstliche Bulle und wider ihn erlassenen Decretalien öffentlich verbrannte, ist auf dem sechsten Blatt abgebildet. Unseres Ermessens hat der Künstler nicht wohl daran gethan, das Verbrennen auf einer Art von Altar verrichten zu lassen, wodurch die Schriften, welche Luther dem Feuer übergiebt, ganz gegen den Sinn der Sache scheinen geehrt zu werden; und ob schon diese Handlung Luthers in Bezug auf das Reformationswerk sehr wichtig war, so könnte die Darstellung derselben doch ohne Nachtheil für die Deutlichkeit des Ganzen aus einem Cyklus, wie der gegenwärtige ist, weggelassen werden, und der Künstler an ihrer Statt mit besserem Vortheil für seinen Zweck von den vielen Nachrichten über mißlungene Nachstellungen gegen Luthers Person einigen Gebrauch machen. Im übrigen ist das gedachte sechste Blatt wegen vieler geistreicher, durch große Mannichfaltigkeit anziehender Köpfe sehr lobenswerth.

Siebentes Blatt: Luther vertheidigt seine Lehrsätze auf dem Reichstage zu Worms. Gegenstände, wie dieser, machen es oft schwer die Einförmigkeit in der Anordnung zu vermeiden: im übrigen findet man hier manchen guten Kopf; auch ist Dr. Luthers Figur wohl gelungen und vornehmlich der hinter ihm stehende Advocat Dr. Schurf.

Achtes Blatt: Luther wird auf der Wartburg vom Teufel versucht. Die Figuren sind gut genug, aber der Gegenstand ist nicht wohl gefaßt, auf eine magere unpoetische Weise behandelt. Der Teufel verbirgt sich hinter des Doctors Schreibepult, und zeigt ihm auf einem Gemälde Bischofsmütze und Stab, einen Cardinalshut und ein nackend im Bette liegendes Weib. Luther, der alles dieses betrachtet, sitzt und hält in der einen Hand ein Buch, mit der anderen ergreift er das Dintenfaß. Es fehlt dieser Darstellung an Bewegung, an Leben und selbst am Bedeutenden. Soll Gebrauch von einem solchen Märchen gemacht werden, so muß es mehr scherzhaft geschehen. Luther muß wirklich nach dem bösen Geist ausholen, dieser aber dem Wurf ausweichend zu entfliehen suchen u. s. w.

Neuntes Blatt: Luther legt seinen gelehrten Freunden die Übersetzung der Bibel vor, damit sie dieselbe prüfen möchten. Fast alle Köpfe dieses Blatts haben Charakter, Ausdruck und Lebendigkeit:

Luther selbst ist nicht der gelungenste und feine Figur erscheint durch die übrigen zu sehr gedrängt.

Zehntes Blatt: Er läßt sich mit Catharinen von Bora trauen. Das Ganze ist nicht zu tadeln, und jede Figur für sich allein betrachtet gut gerathen.

Elftes Blatt: Luther thut den Bilderstürmern Einhalt. Wir hätten diese Darstellung lieber vermist, indem sie weder angenehm in die Augen fällt, noch den Zweck der Deutlichkeit im Ganzen begünstigt. Wenn Luther aller Möncherey feind war, Orden und Klöster hasste und verdamnte, wie sollte er sich dem Wegschaffen der Bilder von Ordensstütern und andern Klosterheiligen aus den Kirchen widersetzt haben? Ja wenn solches auch unter bedingenden Umständen wirklich geschehen seyn sollte: so wird doch durch die Darstellung ein scheinbarer Widerspruch gegen Luthers Lehre in den Cyklus gebracht.

Zwölftes Blatt: Luthers Tod zu Eisleben. Der Sterbende könnte besser gezeigt, und der Ausdruck des Schmerzens der Traurigkeit in den umstehenden Figuren kräftiger angedeutet seyn; im übrigen findet man auch hier, so wie in allen angezeigten Blättern dieses Werks der Fall war, manches geistreich gebildete Gesicht.

Schließlich bemerken wir noch, daß Hr. Hummel seine Figuren zuweilen etwas kurz, und nach Verhältniß die Köpfe derselben ein wenig zu groß gehalten hat.

VIII. Vier große Blätter in Kupfer, stehend Folio, Umrisse nach Hn. *Philipp Otto Rungens* Zeichnungen.

Wenn man diese Kunstwerke mit anderen vergleichen will, so muß man sie zum Geschlecht der Arabesken zählen. Wenn aber bey diesen beynah alles Denkbare, was Formen hat, mit Geschinack angewendet werden kann, so halten sich gegenwärtige Compositionen in dem Kreise der Blumen, Kinder und Frauen. Auch hat der Künstler, gewiss einer der geistvollsten unfres Zeitalters, einen Sinn in die Folge, so wie Bedeutung ins Einzelne gelegt, dergestalt, daß die Blätter nicht allein angenehm fürs Auge, sondern auch zugleich aufregend für den inneren Sinn zu wirken, geeignet sind; ja die Bedeutung geht durchs Allegorische ins Mystische hinüber.

Ob wir uns gleich nicht anmaßen, den ganzen Sinn dieser mitunter räthselhaften Blätter zu entfalten: so läßt sich doch im Ganzen davon sagen, daß sie sich zunächst auf die vier Tagszeiten beziehen, und alle Empfindungen, die mit diesem vierfachen Wechsel in Verbindung stehen, hervortufen. Vergebens würde man eine Beschreibung versuchen, dahier das Hauptvergnügen darinn besteht, daß nach befriedigtem äusseren Sinn der innere aufgefodert wird. Es wäre daher zu wünschen, daß der Künstler, der sich gegenwärtig in Wolgaft aufhält, wegen seiner Platten mit irgend einer zuverlässigen Kunsthandlung einen Contract abschloße, welche das Publicum damit auf Erfodern verfahe. Niemand von Gefühl wird seyn, dem diese Blätter zur guten oder schlimmen Zeit nicht zur Erheiterung und Erquickung dienen.

Sollten wir etwas vom Einzelnen sagen, so kann man behaupten, daß die weiblichen drappirten Figuren ganz im Geiste des Correggio angegeben seyen, lieblich, weiblich, zart, so wie die Kinder in süßer Naivität. Die verschiedenen Blumen und Blätter sind mit einfacher Zeichnung meisterhaft bedeutend dargestellt. Endlich macht die Erfindung sehr guter, vorhin noch nie gebrauchter Motive und neuer Combinationen ihm vorzüglich Ehre; so wie man auch rühmen muß, daß, wo er in seinen meist ruhigen und gelassenen Compositionen Affecte nöthig findet, er sie lebhaft auszudrücken weiß.

Schon so viel Beyfall erwerben sich diese Darstellungen im bloßen Umriss, da doch eigentlich ihre Hauptwirkung auf die Farbe berechnet ist. Wäre es möglich, daß der Künstler aufgefordert würde, in größerem Maßstabe mit Oelfarben diese Werke auszuführen: so würde gewiß daraus für die Gegenwart ein großer Genuß, und für die Nachwelt ein würdiges Denkinahl unseres deutschen Zeitsinnes entstehen, der, wenn er sich auch von der großen Strafe, den die alte Kunst wandelte, nach Seitenwegen ablenkt, durch die Anmuth des Pfades und die Liebenswürdigkeit, womit er uns führt, selbst den strengen Forderer zu versöhnen und einzunehmen weiß.

IX. Hn. Friedrich Gmelin's großes Blatt mit dem Venus-Tempel nach Cl. Lorrain wurde schon früher von uns angezeigt (s. das Intelligenzblatt der Jenaischen allgem. Lit.-Zeitung 1806. Nr. 54). Aber ein Meisterstück wie dieses, ist eine viel zu erfreuliche Erscheinung, als daß man seiner nicht gerne noch-mals gedenken sollte. In der That ist der Fall selten, wo ein in jedem Betracht, besonders aber in Hinsicht auf mahlerische Erfindung und Anordnung, vollkommenes Kunstwerk, wie jenes Gemälde des Cl. Lorrain ist, so völlig befriedigend nach Maßgabe billiger Forderungen in Kupfer gestochen worden. Mag man die Eigenschaften dieses trefflichen Blatts auch abge-sondert würdigen wollen, das Kraftvolle der Behandlung, die Massen, die Haltung, den abwechselnden und richtig dargestellten Charakter der Gegenstände: alles ist gut und meistermäßig, selbst die starrstehenden Figuren sind von löblicher Art, gefälligem Geschmack, wohlgezeichnet und gruppiert. Welche Aussicht auf schönen Genuß bietet sich den Liebhabern der Kunst in der Hoffnung dar, daß Hr. Gmelin immer mehrere Werke des größten der Landschaften-Mahler auf ähnlich würdige Weise bekannter machen werde; und wie sehr ist es zu beklagen, daß vor ihm die bewundernswürthe Technik von manchem vortreflichen Meister seines Fachs auf geringhaltige Vorbilder un-nützlich ist verwendet worden! Indessen fängt man an einzusehen, und wird sich bald vollends überzeugen, weil der Geschmack überhaupt diese bessere Richtung ahnend, Kupferstiche seyen nur dann erst vorzüglich schätzenswerth, wenn sie nach einem Vorbilde von wahrer innerem Gehalt verfertigt worden, da im Gegentheil, wenn solches nicht ist, ihnen das Beste abgeht. Wir glauben darum schon voraus-

sagen zu können, die Kupferstecherey werde strengeren Bedingungen folgen müssen, und das bloß glänzende Linienwesen und die bloß zarten Punkte werden künftig nicht mehr hinreichen, ein Blatt zu empfehlen. Ja wir sind überzeugt, daß manches noch vor Jahren berühmte Stück, woran der Gegenstand falsch, die Erfindung ohne poetischen Gehalt ist, wenig mehr geachtet und in den Sammlungen wird zurückgelegt werden.

X. Das Bildniß des jüngst verstorbenen Prinzen August von Sachsen-Gotha Durchl., von Backofen gemahlt, und in punctirter Manier gestochen von Bock. Der Mahler, so scheint es, hat an mehreren Stellen gegen die erforderliche Richtigkeit in der Zeichnung verstoßen und dem Ganzen keine gefällige Wirkung zu geben verstanden. Der Arbeit des Kupferstechers wäre mehr Kraft und mehr Abwechslung zu wünschen, welches letztere indessen bey allen Blättern in punctirter Manier der Fall ist. So wenig man aber das Werk von Seiten seines Kunstverdienstes loben kann, denn nicht einmal steht das Bild in der Mitte des Ovals: um so mehr ist die auffallende Ähnlichkeit zu bewundern, und wir gestehen offenherzig, es nicht recht begreifen zu können, wie bey so lose bedeuteten Formen solche Ähnlichkeit zu erzielen möglich gewesen.

XI. Mittheilungen eines Künstlers an Künstler. —

Oft habe ich klagen hören, das Mahlen sey so schwer! selten wisse jemand den Pinsel gehörig zu handhaben! und wußte mir die Ursache davon nicht zu erklären. Ich erfuhr, daß Mengs oft zu seinen Schülern so oft gesagt haben, bey'm Zeichnen müsse man an's Mahlen, bey'm Mahlen an's Zeichnen denken, und legte diesen Spruch von der Verbindung des Gerundeten, des Weichen, Verschmolzenen des Pinsels mit dem Bestimmten und äußerst Genauen der Form, oder der Umrisse aus. Ich las endlich ein altes Wort von dem Carracci: Schattenpartien, versicherten sie, seyen leicht zu mahlen, doch um einen einzigen Pinsel voll Weiß aufzusetzen, bedürfe es hundertfältiger Überlegung. Dieses Wort verbunden mit Nachdenken über mein eigenes und mancher anderer lebender Künstler Verfahren bey'm Mahlen, besonders aber bey'm Zeichnen, haben mir zu einer mich und vielleicht auch andere befriedigenden Erklärung des Räthfels verholfen, welche ich gegenwärtig mitzutheilen gedenke.

Den Anfang in der Kunst habe ich wie fast ein jeder mit Zeichnen gemacht; die Werkzeuge waren die gewöhnlichen: Bleystift, Kreide, Tusch u. s. w., alsdann mit den Aquarellfarben gemahlt, endlich auch ohne viele Anweisung mich der Öl- und Leimfarben bedient. Nun geschah es zufolge dieser mir eingeschlagenen Weges, daß allemal, wenn ich natürliche Gegenstände, sey es mit einer Farbe oder colorirt, nachahmen sollte, ich vornehmlich nur ihren Schatten, Halbschatten u. s. w. vom tiefsten Drucker bis zur hellsten in's volle Licht sich verlierenden Nuanze derselben zu verfolgen pflegte, und so Ge-

Kalt und Rundung der Gegenstände hervorzubringen suchte. Das Licht kam mir bisher nicht als ein wirkendes thätiges meine Gegenstände überströmendes Ding, sondern bloß als Abwesenheit des Schattens vor, und so ist es ganz ohne Zweifel auch mit dem Verfahren aller mir bekannten Künstler beschaffen. Sie bilden nämlich ihre sämtlichen Gestalten vom Schatten nach dem Licht heraus, nicht aber von diesem nach dem Schatten herein, und geschieht es auch mitunter, daß einer den Pinsel mit Dreistigkeit zu führen versteht, das heißt, mit fertiger Hand im Lichte kecke Striche aufsetzt: so ist darum die Form der Lichtpartieen nicht desto richtiger dargestellt. Es mag vielleicht im Charakter der neueren Malhery einer der bedeutendsten Züge seyn, daß von ihr jede Erscheinung der Form beständig nur als vom Schatten bewirkt angesehen worden; ob dieses auch bey den Antiken der Fall war, getraue ich mir freylich weder bestimmt zu behaupten, noch bestimmt zu verneinen; doch ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß Licht sey von ihnen besser, als von den Neueren, erkannt worden, weil ihre Malhery unmittelbar von der Plastik ausgegangen, welches aber bey der unserigen der Fall nicht war. Man kann sogar annehmen, daß alle Bildhauer neuerer Zeit den Schatten mehr als das Licht beachtet haben und noch beachten, denn ihre Aufmerksamkeit auf die von Hell und Dunkel zeigt sich (wie aus ihren Werken nachzuweisen ist) vornehmlich nur bey dem Zeichnen thätig; das Zeichnen aber geschieht vom plastischen Künstler, wie vom Malher, durchgängig mit dunkeln Mitteln auf hellem Grund, und dieser Umstand ist unzweifelhaft von höchst bedeutendem Einfluß auf die Kunst überhaupt. Schon die ersten Anfänge aller Kunstjünger geschehen, wie gedacht, mit Bleystift, Kreide, Tusche u. s. w., lauter dunkeln Mitteln auf weißes oder wenigstens helleres Papier: daher sieht der Künstler sich schon von früh an genöthigt die verschiedenen Grade und Verstärkungen des Schattens zu beobachten, während er für das Licht oder die beleuchteten Partieen gleichgültig bleibt und solche unbeachtet läßt. Geschieht es auch zuweilen, daß er auf gefärbtes Papier zeichnen und sich der weißen Kreide zum Aufhellen bedienen soll, so ist dieselbe besonders in den leise verfließenden Tönen schwer zu behandeln, und er ermüdet bald über dem Kampf mit Schwierigkeiten, von denen er weder weiß noch ahndet, welchen Nutzen ihm ihre Beseitigung gewähren könnte. Ich an meinem Ort bin darum sehr geneigt zu glauben, daß, wenn die Materialien, deren wir uns zum Zeichnen zu bedienen pflegen, hellfarbig wären, wie sie das Gegentheil sind, und das Papier hätte eine dunkle Farbe, wie es gewöhnlich eine weiße hat: so müßte der Geschmack der Behandlung in der Malhery, vermuthlich auch das, was wir den Effect in derselben zu nennen pflegen, eine durchaus von der gegenwärtig üblichen unterschiedene Richtung erhalten haben.

Ich möchte keinesweges vorschlagen, daß Malher oder junge der Malhery besitzende Künstler alles Herr-

liche übersehen sollen, was die großen Meister neuerer Zeit in Nachbildung des Schattens erforscht und geleistet haben, daß sie sich einzig damit befassen sollen, das Licht zu studiren, wie es sich über die Gegenstände ergießt: denn die Vernachlässigung des Schattens würde eben sowohl Einseitigkeit bewirken, als Einseitigkeit daraus entstanden ist, allein dem Schatten, seinen Abweichungen, seinen Unterbrechungen durch Reflexe u. s. w. nachzuspüren.

Aber könnte man die Aufmerksamkeit gegen die beleuchteten Partieen nicht gehörig schärfen, um für die Kunst diejenigen Vortheile zu gewinnen, welche aus einer deutlicheren Erkenntniß und richtigern Nachahmung der Wirkung des Lichts hervorgehen müßten, ohne Einbuße der anderen Vortheile, welche auf die bisher geübte vorzügliche Beachtung des Schattens gegründet sind? — Mich dünkt, eine verneinende Antwort auf diese Frage oder auch nur Schwierigkeit gegen dieselbe sey gar nicht zu erwarten, indem der geübte tüchtige Künstler ohne Zweifel nur Anregung bedarf, um einem offenbaren Mangel, wie die bisherige nicht genugsame Beachtung des Lichts ist, nach Vermögen zu begegnen; und das erprobte Gute, wie die genaue Nachahmung des Schattens, ist nichts desto weniger zu bewahren; den Anfänger hingegen muß man zur Beobachtung des Lichts so wie zur Beobachtung des Schattens anweisen, gleich nachdem er einige Fertigkeit im Umriss erlangt hat. Ihn getuschte und gewischte Zeichnungen verfertigen zu lassen, ist, von dieser Seite betrachtet, zweckwidrig: warum soll der junge Malher erst spät mahlen lernen? warum plagt man ihn Jahre lang mit dem beschwerlichen pünktelnden Tuschen oder mit Wischen, und läßt ihn nicht lieber mit weißen und schwarzen Farben in Öl oder *en gouache* arbeiten, deren Behandlung doch keine größeren Schwierigkeiten hat? Nachtheilig könnte ein solches Benehmen auf keinen Fall werden, wohl aber der Kunst überhaupt bedeutende Vortheile gewähren. Das Studium der Formen würde nicht allein keinen Schaden erleiden, sondern wenn man wirklich auf die besagte Weise zum deutlicheren Anschauen des Beleuchteten gelangen könnte, so würde alsdann ohne Zweifel auch die Nachahmung dieses Theils der Gegenstände wahrhafter werden, und das Unbestimmte, Verblasene, worüber man nicht ohne Grund klagt, müßte aufhören. Denn dasselbe kann bloß im Schatten, Halbschatten oder Dämmerung füglich Statt finden; wo aber die Bedingung gesetzt ist, alle Effecte des Lichts genau zu beobachten und nachzuahmen, da wird das Zweydeutige, Unge- wisse und Nebulistische von selbst wegfallen. Ich bin auch ferner noch überzeugt, daß alsdann gegen keinen der besseren Künstler der Vorwurf eines verzagten Pinsels, einer gequalten trockenen Behandlung mehr könnte geltend gemacht werden, weil nach dem geschehenen Vorschlag ein Jeder schon von frühe an Gelegenheit hätte, zur gehörigen Festigkeit und Einsicht in den aufgesetzten Strichen des Lichts zu gelangen.

XII. Über den Landschaftsmaler Paul Brill.

Nachstehendes sind Auszüge oder vielmehr ausgehobene Stellen aus der Handschrift eines wackern und denkenden Künstlers, welcher sie zwar anfänglich nicht für den Druck bestimmt hatte; da uns aber die öffentliche Mittheilung, wenigstens eines Theils derselben, wünschenswerth geschienen, so geschieht solches nun mit Bewilligung des Verfassers.

Paul Brill *) bleibt immer ein würdiger Vater der Landschaftsmahlerey, ein Künstler, der die Naturgegenstände in einer grossen eigenthümlichen Manier aufgefaßt hat.

Er strebte in seinen Gemälden die Fülle, den Reichthum der Natur an einzelnen Theilen erschöpfen zu wollen. Offene weite Aussichten von ihm enthalten unglaublich Vieles, so zu sagen eine Welt von Dingen in der auffallendsten Zusammenstellung. Die nahen oder vorderen Gründe sind mit ganz scharfer Deutlichkeit behandelt.

Zurückweichende Gegenstände behalten jedesmal ihren vollen Reichthum und Genauigkeit in der Darstellung der einzelnen Theile, und dieses gehet weiter bis auf die letzten Berge, wo noch alle Formen bestimmt und deutlich erscheinen.

In seinen Entwürfen liebte er vornehmlich das Seltene in den Formen, und kühne Zusammenstellungen. Abgründe, Wasserstürze, enge Thäler, himmelansteigende Gebirge, gewagte Brücken und Stege, Mühlen in den wunderbarsten Lagen, Schlösser, die, Zauberswohnungen ähnlich, auf unzugänglichen Felsen trotzen; neben an breiten sich dann weite fruchtbare Ebenen aus, von Flüssen durchzogen, mit Städten und Dörfern belebt.

Gebüsche und Bäume haben in Brills Darstellungen eine gefällige äussere Gestalt, sind künstlich gruppiert und so fest bezeichnet, daß in diesen Gruppen die einzelnen Bäume und deren Partien allemal deutlich und geltend bleiben. Selbst in Darstellungen wildiger Anhöhen (wo es nicht sehr zu wünschen ist,) herrscht diese strenge An- und Auseinandersetzung. Alles hat bey unserem Meister eine entschiedene Gestalt. Pflanzen und sonstige Auszierungen erfüllen ihren Platz allemal sehr wahr und passend.

In den Staffagefiguren zeigt sich ein Haupttheil von Brills Kunstvermögen: das Menschenleben erscheint in den mannichfaltigsten Ereignissen; wir sehen fast alle Stände, Männer, Frauen, Bürger, Bauern, Soldaten, Hofsleute etc., alle nach dem Üblichen der damaligen Zeit gekleidet.

Die Gewalt des Lichts und die Wirkung der Schatten hat Brill aus einem grossen Gesichtspunct betrachtet, und pflegt in seinen Bildern Hauptabsonderungen anzubringen.

Das Hauptlicht, oder vielmehr die Hauptlichter, sind bey ihm gut vertheilt; sie leiten auf diejenigen

Gegenstände, welche sich zur ausgezeichnetesten Ansicht eignen, oder, welche im Voraus die ganze Einrichtung des Bildes dazu bestimmte. Wenn er indefsen mit Vereinzelung des Lichts zuweilen Mißbrauch trieb, so muß man ihn alsdann mit Mäßigung beurtheilen, weil seine volle Anordnung ihn leicht hierzu verleiten konnte.

Die Schatten verringern sich nach Verhältniß der Entfernung und nach dem Zwischenraume der Theile. Nicht so richtig ist hingegen die Abweichung der Lichter, welche sich in der Haltung des Ganzen oft zu sehr herandrängen.

Alles erwogen, verstand Brill bey weitem besser zu beschatten als zu beleuchten. Die Vertheilung seiner Farben geschieht öfters in Partien von zu grossem Umfange, das ist: er bringt gar zu vieles unter eine Farbe oder einerley Farbenarten. Ist Brill z. B. im Blauen, oder Grünen, oder im Gelben, so verliert er sich in einer jeden dieser Farben, und kann nicht wohl wieder herauskommen; die blauliche Farbe der Fernungen tritt oft allzuweit in die Bilder hervor, und nun erscheint unmittelbar darauf ohne Übergang alles gelb gehalten. Die näheren Gegenstände haben die ihnen zukommende Farbe, auch die Schatten derselben richten sich mehr nach der Wahrheit als nach einem angenehmen Ton. Betrachtet man endlich Brills Anwendung der Farben im grossen Ganzen, so ist solche nicht schmelzend weich, aber auch nicht unharmonisch; durchaus nicht kalt, öfters in hoher Wärme. An einzelnen, nahe liegenden Gegenständen gelang ihm das Colorit zuweilen ganz vortreflich.

Unser Künstler führt den Pinsel fest und entschlossen, wagt aber doch nie die Linien seiner bestimmten Zeichnung zu überschreiten.

So sehr in Brills Arbeiten jeder Gegenstand vom Nächsten bis zum Entferntesten scharf bezeichnet ist; so fehlt doch jedem einzelnen Theil das eigenthümlich Charakteristische der Form. Was er uns giebt, ist bloß Deutlichkeit der Gestalten, nicht aber giebt er ihren Charakter, und diesen zu erzielen, scheint auch nicht einmal seine Absicht gewesen zu seyn. Seine Bilder erreichen aber in ihrem Ganzen einen höheren Charakter, und dieser gründet sich auf die künstliche Zusammenstellung aller Theile, welche so gedacht und geordnet sind, daß hieraus ein bestimmter Charakter des Ganzen entsteht, welcher alles, was die Formen und sonstigen kleineren Merkmale leisten können, bey weitem übertrifft.

Im Gewaltfamen eignet sich alles zu diesem Zweck; das Kühne zeigt sich in einer Fortsetzung von Wagsücken.

Im Ruhigen befinden sich edle stille Schönheiten, welche gerade das erforderlichlich einfach Ruhige erzeugen, ohne je in's Leere zu gerathen.

Diesen Bemerkungen mag man vielleicht zur Last legen, daß man aus ihnen immer noch nicht fasse, wie eigentlich ein von Paul Brill gemaltes Bild ausseheth. Ich beabsichtigte auch nicht Werke dieses Mei-

*) Paul Brill ist um 1554 zu Antwerpen geb., bildete sich zu Rom unter seinem Bruder Matheus, den er übertraf, ein ruhmvolles Leben von 70 Jahren größtentheils in Italien zubachte, und 1626 starb.

stors zu beschreiben, oder ihn in einem einzigen gelungenen Bilde zu betrachten; sondern auf mehrere mir seit langer Zeit bekannte und auf die jüngstgehabenen Bilder *), wie auch auf Kupferstiche, habe ich meine Aufmerksamkeit gerichtet, um die ganze Summe von Brills Kunstverdiensten auszumitteln.

Brill zeigt uns einen sichern Weg zur wahren Kunst, der aber verlassen worden, und gar verloren zu seyn scheint, wenn nicht prüfende Künstler denselben von Neuem in Brills Werken aufzufuchen sich bemühen wollen. Nicht seine Handgriffe, seine Ma-

nier zu mahlen, müßte man studiren, sondern den Geist seiner Erfindungen, die treffliche Auswahl der Gegenstände zum Zweck eines charakteristischen Ganzen. Dieses scheint mir wünschenswerth und aller unserer Aufmerksamkeit würdig zu seyn.

Mittheilungen dieser Art hoffen wir künftig auf eine oder die andere Weise fortzusetzen.

Weimar, den 1 Januar
1807.

W. K. F.

*) Der Verfasser war vor Kurzem in Dresden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 J A N U A R, 1807.

T H E O L O G I E.

HALLE, in der Waifenhaus-Buchhandlung: *Commentar über den Pentateuch*, von *Johann Severin Vater*, Prof. der Theologie und der morgenländischen Sprachen zu Halle. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Übersetzung von *Dr. Alexander Geddes's* merkwürdigeren, critischen und exegetischen Anmerkungen, und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs. Erster Theil. 1802. VIII und 332 S. Zweyter Theil. IV und 332 S. Dritter Theil. 1805. VI und 728 S. 8.

Es ist ohne Zweifel zunächst die Obliegenheit und das Geschäft öffentlicher, die Schriften unserer Zeitgenossen beurthailender Blätter, das Neue, wovon jedes neue Product der Literatur nach einer ganz billigen Forderung wenigstens Etwas enthalten sollte, für die Leser auszuheben, und die Fortschritte der Literatur selbst darzulegen. Der vorliegende Commentar über den Pentateuch ist, wie er selbst bemerkt, kein originales Werk. Der Vf. desselben hat das Pensum übernommen, die Bemerkungen eines Engländers von der Episcopal-Kirche über das fünffache Buch Moses auf deutschen Boden zu verpflanzen (S. IV der Vorrede zum ersten Theil). Diese Bemerkungen des Engländers Geddes, welcher für das biblische Studium in seinem Vaterlande allerdings zu früh gestorben ist, dessen Übersetzung der heiligen Bibel aber, zu welcher die *Critical Remarks on the Hebrew* gehören, der deutschen Literatur keine große Ausbeute gewährt, machen den unbedeutendsten Theil des Vater'schen Werkes aus. Von größerer Bedeutung sind die Berichtigungen und Zusätze des Hn. Vater, seine eigene Kritik und Exegese über den Pentateuch. Die Vorzüge seiner Kritik sind eine sorgfältige und gelehrte Benutzung aller für dieselbe vorhandenen Hülfsmittel, besonders der mancherley Versionen, weniger der verwandten Dialekte; diese Kritik zeichnet sich aber dadurch aus, daß sie nicht sowohl dieses, als vielmehr Skeptik ist. Der Exegese gebührt der Ruhm des Fleißes, des Scharffsinns und einer glücklichen Combinationsgabe, aber das Eigenthümliche derselben ist gleichfalls ein übertriebener Pyrrhonismus. Der ganze Commentar enthält eine ununterbrochen fortlaufende Reihe von Belegen zu dieser Charakteristik desselben; und unsere Recension müßte ein neuer Commentar werden, wenn wir die-
 J. A. L. Z. Erster Band. 1807.

net haben. Nur ein Paar heben wir zur Begründung unseres Urtheils aus. Wenn unter den vier Flüssen, welche aus Eden sich ergießen, Gen. 2, 10. ff. פֶּרֶץ seine bestimmte Bedeutung hat, so ist dieses ein Datum, mit welchem zur Hand wir die Bedeutung der übrigen Namen von Flüssen und diese selbst bestimmen können, wenn auch die Namen derselben uns keine weitere Auskunft geben sollten. Der Euphrat entspringt in Ararat oder in Armenien: nach Angabe des hebräischen Textes haben die drey übrigen Flüsse in dem nämlichen Lande ihren Ursprung: nun sind es aber gerade noch drey Flüsse, Tigris, Oxus und Phasis, welche nebst dem Euphrat aus Armenien in die große Ebene Asiens sich ergießen; hat man wohl Ursache daran zu zweifeln, ob es gerade diese Flüsse seyen, von welchen im hebräischen Texte die Rede ist? Überdies entspricht פֶּרֶץ, wie ohne Zweifel auch dem samaritanischen Texte zu lesen ist, ganz den arabischen, syrischen und chaldäischen Benennungen des Flusses Tigris, alle alten Übersetzer stimmen hierin überein, auch fließt er durch Assyrien, wie es im hebräischen Text heist: פֶּרֶץ hat unverkennbare Ähnlichkeit mit Phasis, und die griechische Angabe, daß die Argonauten auf dem Phasis nach einem Goldlande geschifft seyen, ist übereinstimmend mit der hebräischen Beschreibung dieses Flusses: פֶּרֶץ ist der Name, mit welchem auch die arabischen Geographen den Oxus bezeichnen, und an diesem Flusse wohnen wirklich, wie der hebräische Text angiebt, die Kuschäer; diese Flüsse sind endlich, wie der Augenschein lehrt, geographisch beschrieben. Wenn nun demungeachtet der Vf. bemerkt, man erhalte durch dieses Alles keine Vereinigung dieser Flüsse zu einem Hauptstrom (zu Einem Hauptstrom freylich nicht, aber zu Einem gemeinschaftlichen Ursprunge der genannten vier Flüsse), man erhalte kein Bild, das einem geographisch erweislichen Falle völlig entspräche; wenn er sogar sagt, es sey weder unmöglich, noch auch nur unwahrscheinlich, daß für unsere Vf. diese Namen andere Bedeutungen hatten: so kündigt er sich uns nicht sowohl als Kritiker, sondern — gelinder können wir uns gewiß nicht ausdrücken — als Skeptiker an. So sind insbesondere auch die Bemerkungen über die Völker-Genalogie Gen. 10 eher skeptisch, als kritisch. Wenn der Vf. Bethel, Zoar, Hebron, Sichem und andere Städte-Namen für solche erklärt, welche erst in spätern Zeiten entstanden seyen, da doch die Genesis uns nicht bloß mit Familien und Stämmen, sondern auch mit Völkern bekannt macht, welche doch wohl auch Wohnörter gehabt

gen, daß in diesen Büchern die Geschichte des hebräischen Volkes unter Mose, dessen Geburt und Jugendgeschichte die Einleitung in dieselbe ist, in einer ununterbrochen fortlaufenden, in der genauesten chronologischen Ordnung, ohne irgend eine Abweichung von derselben, erzählt wird. Auch in dem zweyten Theil der Genesis, welcher, nachdem in dem ersten Theile von 1—11 Kapitel die Universalgeschichte vorangestellt worden, die Specialgeschichte der Hebräer von ihrem Anherrn Abraham an bis auf Josephs Tod enthält, ist ja die Erzählung der Geschichte ganz zusammenhängend. Diesen Zusammenhang möchte man etwa — was allein zugestanden werden kann — in dem ersten Theile der Genesis vermiffen. Allein in der That nur bey dem ersten oder bey einem flüchtigen Anblick. Kap. 1, 1—2, 3 und 2, 3 bis zum Ende, mögen allerdings zwey Beschreibungen der Schöpfungsgeschichte seyn; allein sie wurden zusammengestellt, weil man sowohl die eine als die andere aufbewahren wollte, und das um so mehr, da eine die andere erläutert und ergänzt. K. 3 ist eine Vorstellung der alten Welt vom Ursprunge des Uebels. K. 4 enthält eine kurze Geschichte von den beiden ersten Menschenföhnen. Allein der dritte Sohn Adams, Seth, ist der eigentliche Stammhalter; deswegen seine Genealogie bis auf Noah, K. 5. Unter diesem trug sich eine Totalrevolution auf der Erde zu; diese wird beschrieben K. 6—9. Durch seine drey Söhne und ihre Nachkommen wird die Erde aufs Neue bevölkert; nun folgt also der Stammbaum Sems, Hams und Japhets im 10 Kap. Sems Geschlecht und Nachkommenchaft ist aber hauptsächlich merkwürdig der Geschichte der Hebräer, da Abraham, ihr Stammvater, von Sem abstammte; daher im 11 Kap. Sems Stammtafel bis auf Abraham, durch welche von der allgemeinen Geschichte der Übergang auf die Geschichte der Hebräer gemacht wird, welche nun mit dem 12 Kap. anfängt. Es ist alles planmäßig an einander geknüpft: sowohl ursprünglich, als jetzt noch, findet zwischen den einzelnen Stücken, aus welchen der Pentateuch besteht, ein Zusammenhang Statt. Dritter Abschnitt. Beweis, daß von den einzelnen Auffätzen orau. die Bücher *Genesis*, *Exodus*, *Leviticus*, *Numeri*, *Deuteronomium* bestehen, wenigstens viele von verschiedenen Verfassern herrühren, und Folge-

runge aus den Resultaten dieses und des vorigen Abschnitts. Dieser Abschnitt hat viele Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Der Vf. sagt, es wäre willkürlich, ohne besondere Gewähr die Identität der Verfasser dieser einzelnen Stücke anzunehmen. Diese Gewähr ist theils die vollkommene Übereinstimmung des Alterthums, ja der ganzen Geschichte, mit welcher der Pentateuch dem Moses, als Verfasser, zugeschrieben wird, theils die sich immer gleich bleibende Schreibart, und der sich immer gleich bleibende Charakter in allen Büchern des Pentateuchs. Man hat also äußere und innere Gründe, die Identität des Verfassers, nicht der Verfasser, der einzelnen Stücke, aus welchen der Pentateuch besteht, anzunehmen. Welche Gründe hat man nun für Verschiedenheit der Verfasser? Der äußere oder historische Grund für Moses, als den Verfasser des Pentateuchs, ist auch von dem vorliegenden Commentar nicht in Anspruch genommen worden: er urgirt hauptsächlich den inneren Grund, die Schreibart und den Charakter des Pentateuchs. Aber wenn der Commentar auch noch einmal so voluminös geworden wäre, als er geworden ist; wenn der Vf. desselben noch so vielen Fleiß auf diesen Theil desselben verwendet hätte, so müßte man ihm am Ende doch zurufen: *operam et oleum perdidisti*. Denn die Sache, welche er zu beweisen unternommen, ist gar keines Beweisesfähig; die entgegengesetzte Meinung kann auf keine Art widerlegt und umgestoßen werden. Es ist hier der Fall, wie bey kritischen Conjecturen über einen Text, oder bey Erklärungen desselben. Der eine sagt, diese Lesart ist leichter, als die recipirte, der andere behauptet das Gegentheil; der eine hält eine Erklärung für natürlicher, der andere giebt diesen Vorzug einer anderen; jeder beruft sich auf sein kritisches und exegetisches Gefühl: welcher von beiden wird nun seine Meinung gegen die andere geltend machen können? *De quibus non est disputandum*; und so auch über dergleichen Dinge nicht. In diese Kategorie gehört nurr auch die Frage über die Schreibart und den Charakter des Pentateuchs: was kann in aller Welt das Resultat von dem mühsamen Fleiße seyn, welchen der Vf. angewendet, um die Verschiedenheit hievon darzuthun?

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Gieslen, b. Tasché und Müller: *Paulus und Gamaliel.* Ein Beytrag zur ältesten Christengeschichte von *Mari Christian Palmer*, Prof. der Theologie (zu Gießen). 1806. 28 S. 8. (4 gr.). Wir sehen nicht recht ein, warum der Vf. diesen kleinen Aufsatz nicht lieber in einem theologischen Journal abdrucken ließ. Er würde dann wahrscheinlich mehr Leser gefunden haben, als es bey solchen Plätzen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Am Schluß S. 28 steht: „Es war übrigens hier nicht auf Erläuterung jedes Umstandes in der Bekehrungsgeschichte des Paulus abgesehen. Diese erläutert Schulze, Ammon, Ebermann und Eichhorn [die Titel der Schriften sind nach diesen Namen vollständig angegeben]. Die Absicht war vielmehr, den Antheil zu beschreiben, welchen der Lehres des Paulus an seiner Entschlafung, ein Christ zu werden, den er an dem neuen Lehrbegriff und an der Lehrart desselben hat. Daß die Entwicklungen des Paulinischen Lehrbegriffs von Meyer, Less und Bauer diesem Verfaß hier und da begegnen,

habe ich nach Beendigung desselben nicht ohne Vergnügen bemerkt.“ Rec. gesteht übrigens aufrichtig, daß er nicht rechte einsehe, was Hr. P. mit diesen „Entwicklungen“ eigentlich will. Vergebens sah er sich nach eigentlichen *Gamalielismen*, woraufes doch hier allein ankam, um; er fand nur einige schwach angedeutete Paulinismen. Denn wenn dem Vf. S. 6 sagt: „Alles was Gamaliel unter Leitung (?) des A. T. und der Tradition vom Messias lehrte, trägt Paulus mit hoher Zuversicht über auf Jesus“ — so ist dies und alles übrige der Art doch offenbar weiter nichts, als eine mit hoher Zuversicht vorgetragene unerwiesene Vermuthung, die ungefähr eben so viel für sich hat, als wenn man behaupten wollte: das wenige, was Hr. P. hier vorträgt, hat er daher, weil er einst zu dem Füßen eines *Ernesti* oder *Morys* saß — seine im syrochaldäischen Dialekt gewöhnliche Redensart, deren Ursache man (nach S. 3 n. s.) nicht genau angeben kann! — Es thut uns leid, von dieser kleinen Schrift nichts weiter sagen zu können. N.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 J A N U A R, 1807.

T H E O L O G I E.

HALLE, in der Waisenhaus - Buchhandlung:
Commentar über den Pentateuch von Johann Severin Vater etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wären auch die Beyspiele, welche der Vf. anführt, überzeugender und einleuchtender, als sie es in der That sind, wie z. B. die neben einer niedern Prose stehenden hochpoetischen Stücke, als wenn ein profaischer Schriftsteller nicht auch ein Gedicht verfertigen, und dasselbe seinem profaischen Werke einverleiben könnte; oder wenn er die zwey Erzählungen von der Schöpfung Gen. 1 und 2 als ganz verschiedenen erklärt, und uns doch keine Abweichung der einen von der anderen vorlegt; oder wenn er eine je und je vorkommende Wiederholung als Beweis anführt, dass die zweyte Angabe von einem anderen Verfasser herrühren müsse, als ob ein Verfasser nicht auch einen Umstand zweymal vortragen könnte, sey es nun, dass er ihm besonders wichtig gehalten, oder dass er denselben gerade auch bey einer anderen Veranlassung absichtlich habe anführen wollen, oder dass er es ohne Absicht, und sich's unbewusst, dass er es schon erzählt, gethan habe; oder wenn er Widersprüche bemerkt, welche in Wahrheit bey weitem es nicht in dem Grade sind, in welchem sie in den Evangelien bemerkt werden können, wobey aber jedoch eine Harmonie möglich ist: so würde der Vf. doch bey dem Rec. und anderen, welche eine andere Ansicht des Charakters und der Schreibart des Pentateuchs haben, nichts ausrichten. Aber es ist gewiss auch kein grundloser und obstinater Unglaube, welchen der Rec. dem Vf. entgegengesetzt. Von den vier letzten Büchern des Pentateuch einen anderen Verfasser, als Moses, oder aufser ihm noch einen anderen und mehrere anzunehmen, den Beschluss des Werks, welcher die Nachricht von seinem Tode beyfügt; angenommen, dazu hat man keinen Grund; die Ereignisse derselben waren nicht nur gleichzeitig mit Moses, sondern er ist auch der Hauptheld dieser Geschichten, in welche seine eigene eingewebt ist, und niemand konnte sie überdies so treu und umständlich erzählen, als er: der Charakter und der Styl ist durchaus der nämliche; Ein Geist und Eine Grammatik ist in allen, wie auch in den übrigen historischen Schriften vor dem Exil, welche sich nach den mosaischen gebildet haben. Nur bey der Genesis ist die Entscheidung schwerer. Der erste Theil derselben, die Periode von

der Schöpfung bis auf die große Fluth, ist gar zu weit von dem Zeitalter Moses entfernt; auf welche Weise und in welcher Form er die historische Urkunden erhalten, welche in diese Periode fallen, wird immer ein Problem und Geheimniss bleiben: aber der Fall ist doch denkbar, dass diese Urkunden, in Symbole abgefasst, in die Hände Moses gekommen seyen, und dass er sie mit seinen eigenen Worten in Buchstabenschrift übertragen habe: die Geschichte von Abraham bis auf ihn ist ihm wahrscheinlich durch Tradition bekannt, und von ihm schriftlich aufgezeichnet worden. Diese Bemerkungen mag der Vf. gegen die kategorische Behauptung halten, es fehle ganz an Beweisen, dass der Pentateuch von Einem Verfasser abzuleiten sey, S. 468. Die Hauptsache ist aber ohne Zweifel in dem vierten Abschnitte enthalten, welcher die Frage: ist die Abfassung dieser einzelnen Stücke, und ist die Sammlung derselben in diese Bücher den hier dargestellten Begebenheiten gleichzeitig? zur Beantwortung sich vorlegt. Es ergiebt sich aus dem Bisherigen, dass sie verneint wird. Der Verf. glaubt, aus seinen Recherchen sey der Schluss begründet genug, dass der Pentateuch, so wie er jetzt vor uns liegt, nicht von Moses und nicht aus dem Zeitalter der darin erzählten Begebenheiten, sondern aus einem weit späteren Zeitalter herrühren muss, und dass nicht bloß die Zusammenstellung einzelner Stücke, sondern dass die schriftliche Aufzeichnung sehr vieler Theile des Pentateuchs nur das Werk einer so späten Zeit seyn kann; er ist selbst noch ungewiss, ob in einem vor-davidischen oder in einem nach-davidischen Zeitalter diese Sammlung das geworden sey, was sie jetzt ist, S. 677. Die Basis dieser Untersuchung ist die Schreibkunst: die Entscheidung hängt davon ab. Der Vf. eröffnet daher auch die Beantwortung der Frage dieses Abschnitts mit einer anderen: Ob die Schreibkunst im mosaischen Zeitalter bekannt gewesen; und bemerkt ganz richtig, dass bey einer Untersuchung über schriftliche Aufsätze aus der uralten Welt die Vorfrage zunächst liege, wie früh man überhaupt geschrieben habe. Ist Moses der Schreibkunst unkundig gewesen, und war die Kunst in seinem Zeitalter unbekannt: so ist die Frage entschieden; es ist ausgemacht, dass sowohl die Abfassung als die Sammlung der Stücke, aus welchen der Pentateuch besteht, den erzählten Begebenheiten nicht gleichzeitig sey, sondern in spätere Zeiten gesetzt werden müsse. Der Vf. räumt dem mosaischen Zeitalter die Bekanntheit mit der Schreibkunst und der Buchstaben-

schrift ein §. 48, wie man sie auch dem Ägypter Moses, welcher weit später lebte, als der Ägypter Thoth, und ein Zeitgenosse des Phöniciers Kadmos war, von welchem also schon zu Moses Zeit die Griechen die Buchstaben erhalten haben, nicht wohl absprechen kann. Nur unterscheidet er von der Bekanntschaft mit dieser Kunst den Gebrauch derselben bey der hebräischen Nation im mosaischen Zeitalter §. 49. Es ist eine ganz andere Frage, sagt er, ob von diesem mosaischen Zeitalter das Niederschreiben grosser Aufsätze und ganzer Bücher erwartet werden könne, und setzt hinzu, daß diese Möglichkeit unendlich viel mehrere Schwierigkeit habe. Diese Schwierigkeiten findeter theils in der Seltenheit oder dem Mangel bequemer Schreibmaterialien, theils und ganz vorzüglich in der Lebens- und Handlungsart der früheren Welt. Unter den Schreibmaterialien der Vorwelt führt er aber nicht nur Steine, Metall und Holz an, sondern auch Thierhäute, Leinwand und Blätter von der ägyptischen Papyrus-Staude, und bewaffnet fast seine Gegner dadurch gegen sich. Denn hätte es bloß jene Schreibmaterialien zugegeben, so könnte es weiter keinem Zweifel unterworfen seyn, daß ein Werk von dem Umfange, welchen der Pentateuch hat, auf keines derselben habe aufgezeichnet werden können. Da aber S. 582. die Möglichkeit, daß auch die zweyte Classe der erwähnten Materialien schon als Materialien des Schreibens im mosaischen Zeitalter da gewesen seyen, unlängbar bleibt: so bleibt auch die Möglichkeit unlängbar, daß Moses der Verfasser des Pentateuchs seyn könne, und auf diesem Wege hat also die vorliegende Abhandlung in Ausführung ihres Thema durchaus keinen Schritt vorwärts gethan. Wahr ist, was auf eben dieser Seite bemerkt wird, daß keines dieser Materialien des Schreibens, als solches, in den Büchern des Pentateuchs selbst namentlich erwähnt sey; allein dies ist der Fall wie bey unseren Schriften, deren keine das Linnenpapier erwähnt. Aber Moses erwähnt doch sehr häufig das $\pi\alpha\pi\gamma\omicron\varsigma$, auf welches er geschrieben habe, und unterscheidet das Schreiben darauf ausdrücklich und in so vielen Stellen von dem Schreiben auf Stein: was also auch $\pi\alpha\pi\gamma\omicron\varsigma$ gewesen seyn mag, es war kein Stein, sondern es war eine bequemere Schreibmaterie, diejenige, auf welche der ganze Pentateuch aufgezeichnet werden konnte. Daß also die Möglichkeit, von welcher die Rede ist, durch nichts weiter unterstützt werde, diese Behauptung des Vf. wird durch die angeführte Bemerkung widerlegt. Nach demjenigen, was er selbst zugiebt, ist man auch nicht berechtigt, in die wiederholten Versicherungen Moses von seiner Schreibkunst einen Zweifel zu setzen. Genug, nur öffentliche Kundmachungen grub er in Stein ein; für die Aufzeichnung in schriftstellerischer Absicht S. 526 hatte er den Sopher auf welche Schreibmaterie, mag sie nun aus dem Thierreich oder Pflanzenreich gewesen seyn, ein Werk, wie der Pentateuch, aufgezeichnet werden konnte. Man kann ohne Bedenken zugeben, daß die Ausübung oder die Üblichkeit der Schreibkunst

nicht ausgebreitet gewesen. Wenn nur der Satz fest steht: Moses konnte schreiben, und es stand ihm ein Material für ein Werk, wie der Pentateuch ist, zu Gebote: so kann gerade von derjenigen Seite her, welche die wichtigste ist, und von welcher allein die Schriftstellerey Moses gefährdet werden kann, die mit den Begebenheiten des Pentateuchs gleichzeitige Abfassung desselben nicht geläugnet werden. Die zweyte Schwierigkeit, welche in der Lebens- und Handlungsart der früheren Welt ganz vorzüglich liegen sollte, ist gewiß nicht bedeutend. Der Vf. sagt S. 532, die Betrachtung der Denk- und Handlungsweise der Vorwelt stellt der Annahme eines üblichen Gebrauchs der erwähnten Schreibmaterialien im mosaischen Zeitalter der hebräischen Nation ganz vorzüglich große Schwierigkeiten entgegen, und die Schwierigkeiten sollen in der Sache selbst liegen. Allein was ist denn auch von der Denk- Lebens- und Handlungsweise der Vorwelt bekannt? Und wenn es wirklich so ist, daß die Griechen und Römer längst die Schreibkunst gekannt, und, wo es nöthig war, ausgeübt haben, bevor sie mehr schrieben, als sie schreiben mußten: so kann man, wenn man will, zugeben, daß dieß der nämliche Fall bey den Hebräern gewesen seyn möge, es folgt ja doch schlechterdings nicht daraus, daß Moses nicht Verfasser des Pentateuchs sey, er schrieb, kann man sagen, was er schreiben mußte; aber mit allem Rechte kann man auch entgegenhalten, daß durchaus nicht erweislich sey, der Gang der Cultur der Griechen und Römer sey auch der in Aegypten und Arabien gewesen, denn der Orient ist ja nicht der Occident, und der Morgenländer kein Abendländer. Schon der angeführten Umstände wegen hat die neue Meinung, welche den Pentateuch dem Moses abspricht, keinen Vorzug vor den alten, welche denselben ihm zuschreibt. Dieser Meinung würde auch alsdann der Vorzug gebühren, wenn wir, da jene nach dem Geständnisse des Vfs., welches er in seinen vorangeführten Maximen über die historische Kritik aufsert, nur auf Wahrscheinlichkeits-Gründen beruht S. 521, auch nur dergleichen Gründe entgegensetzen, und mit solchen unsere Meinung vertheidigen könnten. Aber aus der zugegebenen Schreibkunst Moses zu argumentiren, daß seine eigene Aussage hierüber dadurch bestätigt werde, und daraus, daß ihn eine Thierhaut, die Leinwand oder die Blätter von der Papyrus-Staude als Schreibmaterialien zugegeben werden, zu schließen, daß sein $\pi\alpha\pi\gamma\omicron\varsigma$ eines dieser Schreibmaterialien gewesen seyn müsse, woraus überdieß die fragmentarische Beschaffenheit des Pentateuchs zur Genüge sich erklären läßt, das sind doch mehr als Wahrscheinlichkeitsgründe, das sind historische Data. Beyläufig bemerken wir hier gegen die Behauptung, im Homer sey von der Materie, worauf die $\sigma\mu\mu\alpha\tau\alpha$ $\lambda\omicron\gamma\gamma\alpha$ standen, Iliad. VI. 169, welche Prötus dem Bellerophon an Jokastes mitgegeben, nichts gesagt, daß Homer ausdrücklich sage, sie seyen $\epsilon\nu$ $\pi\iota\nu\alpha\kappa\iota$ $\pi\tau\upsilon\kappa\tau\omicron\varsigma$ geschrieben gewesen. Da nun der Hauptpunkt, die Schreibkunst Moses und eine Schreibmaterie, welche

den Pentateuch fassen konnte, im Reinen ist, auch *ex concessis*: so ist es kein Bedürfnis für uns, auf die von anderen Schriftstellern ausgehobenen Beweise für die Gleichzeitigkeit der Abfassung des Pentateuchs mit den in demselben erzählten Begebenheiten, auf das Reise-Journal des Moses, die an Ort und Stelle aufgezeichneten Begebenheiten, die Stellen des Pentateuchs, nach welchen Moses schriftlich Etwas aufgezeichnet; die Stellen, nach welchen der Pentateuch als ein Ganzes in Moses Zeitalter versetzt wird; auf die siebenjährige Vorlesung des Gesetzes; auf die Aussagen des Buches Josua über den Pentateuch; die Anführungen einzelner Stellen des Pentateuchs in den übrigen alttestamentlichen Schriften; auf die bestimmten Erwähnungen des Gesetzbuches Moses im A. T.; auf die Stellen des A. T. in welchen *חוקי משה* vorkommt; auf die innere Gewähr des höchsten Alters dieser Bücher; auf die Bemerkung, daß der ägyptische Geist dieser Bücher auf ihre Abfassung im mosaischen Zeitalter führe; daß der Inhalt des Pentateuchs zu allen Zeiten nach Moses unter der hebräischen Nation bekannt gewesen; daß der Pentateuch nicht zwischen David und Josua abgefaßt sey; daß er älter sey, als alle übrigen Bücher des A. T.; daß nicht einmal eine Umarbeitung dessen, was Moses selbst schrieb, bey dem Pentateuch angenommen werden kann; daß das Buch *Deuteronomium* von Moses selbst aufgezeichnet sey, also auch die obigen Bücher; auf den Beweis des Alters des Pentateuchs aus dem samaritanischen Codex; auf die allgemeine Tradition, welche dem Moses diese Bücher beylegt, ein sehr großes Gewicht zu legen, ungeachtet diese Beweise durchaus nicht entkräftet worden sind, und unter Voraussetzung des, auch von dem berühmten Anfechter der Schriftstellerey Moses zugegebenen Hauptbeweises nicht entkräftet werden können. Von einem viel leichtern Gewicht sind aber die von §. 72 an vorgetragenen Gründe gegen das Daseyn des Pentateuchs in den früheren Zeiten der hebräischen Nation. §. 73 und 74 werden Merkmale eines späteren Zeitalters in dem Pentateuch angeführt: Städte, mit Namen genannt, welche sie, nach deutlichen Angaben anderer Bücher, erst in späterer Zeit nach Moses erhalten haben; darauf ist schon oben geantwortet worden: Stellen mit erklärenden Zusätzen, besonders zu Ortsnamen, wie man sie aus Moses Zeit nicht möchte erwarten dürfen; die Abhandlung spricht selbst hierüber ihr Unvermögen aus, kategorisch etwas zu behaupten: Stellen, in welchen gesagt wird, Etwas habe bis auf den heutigen Tag so fortgedauert; dies sind Glossen, wie sie sich in allen alten Schriften finden: Stellen, welche Umstände voraussetzen, die erst nach Moses Zeit eingetreten sind; dies sind gleichfalls Zusätze späterer Abschriften: das Gesetzbuch Moses war zu manchen Zeiten der hebräischen Nation unbekannt; dies kann durchaus nicht bewiesen werden, und ist auch nicht bewiesen worden: viele Gesetze des Pentateuchs sind entweder unbekannt oder wenigstens nicht bearbeitet; auch diese Behauptung ist unerweislich und unerwiesen: Unwahrscheinlich-

keit mancher Gesetze und Erzählungen dieser Bücher; diese Unwahrscheinlichkeit, auch wenn wir sie zugeben wollten, vertritt auf keine Weise die Stelle eines Grundes oder eines Beweises: Wahrscheinlichkeit, daß Tradition die Quelle solcher Darstellungen gewesen ist; Wahrscheinlichkeit ist eben so wenig Grund und Beweis, als Unwahrscheinlichkeit: Unwahrscheinlichkeit, daß die Genesis von Moses aus älteren Urkunden zusammengesetzt sey; dafür spricht der Augenschein, wenigstens für den ersten Theil dieses Buches: die Tradition hat sich wahrscheinlich in der Etymologie der Namen erhalten und ausgebildet; so müßte die ganze hebräische Geschichte Tradition seyn, denn Etymologie, besonders der Namen, finden wir in allen Schriften: Ungleichheit der Sprache des Pentateuchs mit der Sprache der späteren Israeliten; Moses war das Urbild für die späteren Schriftsteller. Und was soll auch diese ganze Anklage uns austragen, wenn denn nun doch in dem allgemeinen Resultat der Ankläger bekennt: über die Männer, die außer Moses, in früherer und folgender Zeit, zu dem Inhalt des Pentateuchs beygetragen haben mögen, vermögen wir gar Nichts zu sagen, S. 678. Daß das Daseyn des Pentateuchs, so wie er noch jetzt besteht, erst um die Zeit des Exils völlig zuverlässig bekannt worden, wie auf eben dieser Seite gesagt wird, diese Behauptung kann nur bey dem Gewaltschlag, daß das Buch Josua nicht gleichzeitig mit ihm sey, und daß in den nächstfolgenden Schriftstellern *חוקי משה* nur einen unbedeutenden Theil des Pentateuchs, nicht den Pentateuch selbst bedeute, ungeachtet diese Bedeutung sich in dem *neutestamentlichen* *vosus* erhalten hat, Statt haben. Daß ein religiöses Buch, wie der Pentateuch, schwerlich auf einmal die Autorität und den Glauben erhalten habe, es sey das ächte sinaitische Gesetzbuch, S. 679, steht als ein vereinzelter, aller Beweise entbehrender Satz da. Man frage sich aber auch unbefangen, welchen Gewinn die Literatur durch diese mit so mühsamem Fleiße angestellte und ausgeführte Abhandlung, welche Fortschritte sie mit derselben gemacht habe? Wir haben gesehen, daß bey einer leichten Berührung die Gründe und Beweise für den Hauptsatz derselben wanken und fallen. Aber wenn denn auch wirklich die schriftliche Aufzeichnung des Pentateuchs erst in dem davidischen Zeitalter oder nach demselben geschehen seyn solle: was gewinnt man denn damit, und in wie fern hat die Literatur einen Schritt vorwärts gethan? Sollte denn die Frage über die Schreibe-kunst eine leichter zu lösende Aufgabe, ein minder verwickelter Knoten seyn, wenn der Anfang derselben drey bis vier Jahrhunderte später angenommen wird, als es gewöhnlich geschieht? Ist es denn nicht so, daß man über die Erfindung und Entdeckung derselben in dem davidischen und salomonischen Zeitalter, oder in der Zeit des Exils eben so wenig ein bestimmtes historisches Datum findet, als in dem Zeitalter Moses? Man lege sich aber insbesondere mit deutlichem, klarem Bewußtseyn dessen, wovon die Rede ist, den Gedanken vor, daß der

Pentateuch erst in späteren Zeiten unter der Firma Moses verfaßt, und der hebräischen Nation als ein Werk Moses angepriesen und übergeben worden sey: welche Inconvenienzen, welche Schwierigkeiten, welche Unmöglichkeiten stellen sich uns dar! Wer wird so etwas gewagt haben? Und wie läßt sich denken, daß die Nation selbst ein solches ihr jetzt erst bekannt gewordenes Product, als das Werk des Stifters ihrer politischen und religiösen Verfassung, angenommen haben werde? Recht begreiflich wäre es wohl, sagt der Vf. S. 681, wenn um die Zeit der Zerstörung Jerusalems, oder vielmehr gegen diese Zeit hin, ein frommer und gelehrter Hebräer Schätze des Alterthums der Nation gesammelt und verbunden hätte; wenn damals der Pentateuch ein Ganzes geworden, und von der gedrückten Nation mit Enthusiasmus ergriffen worden wäre. Uns ist dieses durchaus unbegreiflich. Man mag annehmen, daß der Pentateuch ein Ganzes geworden sey, wie die Iliade und die Odyssee, daß nämlich die auf seinen Sepher geschriebenen, noch ungeordneten Aufsätze Moses etwa in der glücklichen Periode der hebräischen Nation unter Moses oder Salomo geordnet, gesammelt, in ein Ganzes verbunden worden seyen. Dies ist nach des Rec. Einsicht die wahrscheinlichste Meinung über die Entstehung des Pentateuchs. Bey dieser Vorstellung bleibt aber Moses immer der Vf., wie Homer; bey derselben ist zwar nicht die Sammlung, aber die Abfassung, was die Hauptsache ist, den in dem Pentateuch dargestellten Begebenheiten gleichzeitig. Diese Theorie erklärt auch die in dem Pentateuch vorkommenden Phäno-

mene auf eine befriedigende Weise. Demnach verhält es sich wirklich so, daß durch vorliegende Abhandlung die Vorstellungen des berühmten Vfs. der *Einleitung des A. T.* von Moses und seiner fünffachen Schrift nicht umgestoßen worden sind, und daß sie ihn zwar zu einer Revision, aber nicht zu einer Rücknahme derselben veranlassen kann; welche Bemerkung wir insbesondere über den fünften Abschnitt der Abhandlung: Prüfung einiger anderer Meinungen über die Entstehung des Pentateuchs und seiner Theile, zu machen haben. Am Schlusse erlaubt sich der Rec. über die Gleichgültigkeit, mit welcher die classische Literatur die Anklagen gegen ihren Homer, als Schriftsteller, und die denselben beygefügte Sentenz, nach welcher er die schriftliche Abfassung der Iliade und Odyssee ihm durchaus nicht angehören solle, aufgenommen hat, sein Befremden zu äußern; die Wolfischen Prolegomenen, deren Anklagen gegen den Homer eben so wenig begründet sind, als die Vatersche gegen den Moses, sind seit ihrer Erscheinung nicht geprüft, sie sind bloß nachgesprochen worden. Einen solchen Kaltsinn gegen ihren Moses soll die biblische Literatur sich nicht zu Schulden kommen lassen: sie wird mit der Achtung, welche dem Fleisse, dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit des berühmten Vfs. der vorliegenden Abhandlung gebührt, die Untersuchungen und das Resultat derselben noch näher und ausführlicher, als es in einer Recension geschehen kann, prüfen; der Rec. selbst wird in einer besonderen Schrift die Authentie des Pentateuchs nicht nur gegen die vorgebrachten Einwürfe retten, sondern auch assertorisch darthun.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Leipzig, b. Barth: *Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testaments.* Nach ihren Principien, Quellen und Hülfsmitteln dargestellt, von Karl Gottlieb Bretschneider, Baccalaureus d. Theol. und Adjunct der philol. Facult. auf der Univ. Witteburg. 1806. XIV u. 311 S. 8. (20 gr.) Obgleich diese Schrift nichts Neues enthält, worauf sie auch selbst keinen Anspruch macht; so liefert sie doch eine Menge guter Bemerkungen, deren Beherzigung denen, die sich im Interpretiren weder Fertigkeit noch Sicherheit erworben haben, von großem Nutzen seyn kann. Dem geübteren Interpreten wird sie vielleicht dadurch nützlich werden, daß sie die wichtigsten Literatur-Notizen, unter gewisse allgemeine Rubriken geordnet, beybringt, obgleich die Auswahl nicht immer die zweckmäßigste, und des Heterogenen zuviel beygemischt ist. Das Ganze ist unter folgenden Rubriken abgehandelt: I. Von der historischen Interpretation überhaupt. II. Von der historisch-dogmatischen Auslegung des N. T. insbesondere. III. Von den Quellen und Hülfsmitteln der hist. dogmat. Auslegung (der ausführlichste und vorzüglichste Abschnitt.) IV. Allgemeine Grundsätze der hist. dogmat. Auslegung. Angehängt sind S. 251-304 *Aphorismen zu einer historisch-dogmatischen Special-Hermeneutik des N. T.* In diesem Abschnitte findet man mehrere beherzigungswerthe Bemerkungen, worunter wir vorzüglich das auszeichnen zu müssen glauben, was S. 262 ff. über die in den Evangelien erzählten *Wunderbegebenheiten* gesagt wird. Der *mythologische* Gesichtspunkt, worin sich einige neuere

Schriftsteller so sehr gefallen, erhält hier seine gehörige Abfertigung. „Die Wundererzählungen in den Evangelien, heist es S. 264, sind nicht wie Anekdoten (*Anekdoten*) zu betrachten, die man nur ihrer Menge wegen, oder um den Leser durch das Wunderbare zu fesseln und zu vergnügen, oder wegen ihrer Merkwürdigkeit der Erzählung einwebte; sondern als ein wesentlicher, ein Haupttheil der Abhandlung, als ein wichtiger Beweis für den Satz des Ganzen anzusehen. Die Wunder, so wie sie erzählt werden, waren durchaus nöthig, und durften in den Evangelien nicht fehlen, wenn die Verfasser derselben ihre Zeitgenossen, für welche sie doch schrieben, für das Christenthum gewinnen wollten.“ Die Special-Hermeneutik über die katholischen Briefe S. 298-300 ist gar zu unvollständig und dürftig. Vom *Brief Jacobi* heist es: „Der Brief J., der erste unter den sogenannten katholischen Briefen, an die unter den Heiden zerstreuten jüdisch-christlichen Gemeinden geschrieben, enthält in dogmatischer Hinsicht nichts Auszeichnendes (Ausgezeichnetes oder sich auszeichnendes?), sondern eine Menge vortrefflicher moralischer Sätze. Denn der angebliche Widerspruch zwischen Jacobus und Paulus verdient hier keine Erwähnung.“ Rec. sollte meinen, so etwas wäre in einer *historisch-dogmatischen* Special-Einleitung gerade die Hauptsache. Ähnliche Erinnerungen ließen sich noch hin und wieder machen. Das Register hätte, wenn es der Vf. doch einmal liefern wollte, vollständiger mitgetheilt werden sollen.

mcr.

NEUE AUFLAGEN.

Halle und Leipzig, b. Ruff: *K. E. Mangeldorff's synchronistische Wiederholungstabellen im Großen.* Besonders für die Leser seines Hausbedarfs und seiner Staatengeschichte.

Neue Auflage, worin die Tabellen genau revidirt und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt sind. 1867. 21 Folio-Tabellen. (12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 J A N U A R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

C O D E N A P O L É O N .

- 1) CÖLN, b. Keil: *Code civil. Civilgesetzbuch.* Französischer Text, nebst der Übersetzung von Daniels, Prof. der Gesetzgebung an der Central-Schule des Ruhr-Departements. Jahr XI, XII. (1803. 1804.)

[Das Werk ist Hestweise erschienen, in der Folge, wie die einzelnen Theile des C. C. zur Promulgation gelangt sind. Es fehlt ihm also die Einrichtung nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. Der französische Text hat die rechte Hand des Buchs, die Übersetzung die linke. Beides ist aber auch besonders, jedes für sich unter seiner eigenen fortlaufenden Seitenzahl, in den Buchhandel gekommen, der französische Text unter dem Titel: *Code civil*, die Übersetzung unter der Aufschrift: *Civilgesetzbuch für Frankreich*, a. d. F. übersetzt von Daniels.]

- 2) COBLENZ, b. Laffaulx: *Code civil de la République française.* An XI. XII.

[Er ist gleichfalls Hestweise erschienen, in der Folge, wie die einzelnen Theile zur Promulgation gelangt sind. Es fehlt ihm also auch die Einrichtung nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII.]

- 3) Ebend.: *Civil-Gesetzbuch der französischen Republik.* Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. Laffaulx, öffentl. Vertheidiger bey den Tribunalen zu Coblenz, (jetzt Prof. a. d. Specialschule der Rechte zu Coblenz). Erster Theil. Jahr XI. 379 S. Zweyter Theil. Jahr XII. 214 S. Dritter Theil. Jahr XI. 369. S. 8. Vierter Band. Abth. 1. 2. J. XIII. 362 u. 318 S.

[Auch von diesem Werk sind die ersten drey Theile älter als das Gesetz vom 30 Ventose XII; es fehlt ihm folglich auch die Einrichtung nach diesem Gesetze.]

- 4) PARIS: *Code civil des Français dans une seule série de num. comprenant 2281 articles.* — Edit. stéréotype T. 1. 2. An XII. (1804.) 538 S. in 12.

[Nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. eingerichtet.]

- 5) CREVELD, in der Schillerschen Buchhandlung: *Bürgerliches Gesetzbuch der Franzosen.* Übersetzt von P. F. Cremer, Regierungskommissar bey dem Civilgerichte des Crevelder Bezirks. Jahr XII. (1804) X und 797 S. in gr. 8.

[Nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII. eingerichtet.]

- 6) CÖLN, b. Keil: *Code civil des Français. Edition d'après la Loi du 30 Ventose an XII. Civilgesetzbuch der Franzosen.* Aus dem Französischen übersetzt von Daniels, Prof. etc. Jahr XIII. (1805). 970 und LXXI S. in gr. 8.

[Das Werk liefert den französischen Text und die deutsche Übersetzung zugleich. Jedes von beiden ist aber auch besonders zu haben. Die Einrichtung ist nach dem Gesetze vom 30 Ventose XII.]

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Nicht allein um unser gegebenes Versprechen (Jen. A. L. Z. 1805. No. 146) zu erfüllen, sondern auch um die seitdem erfolgten Ereignisse der Zeit nicht unbeachtet zu lassen, nehmen wir nicht länger Anstand, die wichtige Angelegenheit des *Code Napoléon* auch bey unserem Institute zur Sprache zu bringen. Wenn Deutschland den grossen Kaiser als Helden in seiner Mitte gesehen hat, so hat es Gelegenheit, ihn aus seinem *Code* als Gesetzgeber kennen zu lernen.

Alle Gesetze erproben sich am besten in der Erfahrung, und der weise Spruch, der Ausgang sey ein Gottes-Urtheil, findet vorzüglich bey ihnen Anwendung. Welche schöne Erfahrungen man aber über den C. N. in Frankreich, in den beiden Jahren seit seiner Einführung, bereits gemacht habe, darüber kennen wir nur Eine Stimme; es ist die Stimme, der auch das gesetzgebende Corps huldigte, als es in der Mitte seines Versammlungsorts die Statue des Kaisers aufstellen liess: „*pour consacrer le bienfait, que la nation vient de recevoir de lui dans l'organisation du nouveau code.*“ Dieselbe Stimme erschallte aus dem Zeugnisse des Staatsraths Jaubert, in der Sitzung des legislativen Corps vom 11 May 1806: „*Deux années se sont à peine écoulées (sagte er) et les bienfaits du Code sont universellement reconnus. Tous les hommes instruits sont d'accord, que c'est le plus bel ouvrage, qui soit sorti de la main des hommes. La grande diminution des procès attesterait seule son heureuse influence.*“ Man hat der französischen Nation von Herzen Glück zu wünschen, dass die Krise der Civil-Legislation, worin jene so viele Jahre zugebracht, mit dem C. N. nun ein so schönes Ende genommen hat. Kein Zustand war schlimmer, als der des Schwankens und der Unstätigkeit. Bis zum *Code Napoléon* waren die *Coutumes*, in den *Pays du droit coutumier*, und das römische Recht, in den *Pays du droit écrit*, noch immer die Grundlagen der französischen Jurisprudenz geblieben. Das viele Neue, das man im Laufe der Revolution, und noch dazu, nach den verschiedenen Perioden derselben, bald so, bald anders, in einzelnen Gesetzen bereits regulirt hatte, war noch nicht in ein zusammenhängendes, in sich harmonisches Ganzes gebracht. Ausserdem aber bedurfte auch selbst das Letzte und Neueste nicht selten noch bedeutender Abänderungen, wenn es zu der jetzt bestehenden Verfassung und Verwaltung des Reichs gehörig passen sollte. Über einerley Gegenstände waren Gesetze auf Gesetze gefolgt, die sich einander mehr zur Verwirrung als zur Aufklärung gezeigten. Und wenn man auch bey einer solchen Rei-

he von Gesetzen so glücklich war, den Faden von dem ersten bis zum letzten aufzufinden, so schloß sich das letzte doch oft nicht an den gegenwärtigen Zustand an. So war z. B. die Legislation von den Willenserklärungen auf den Todesfall seit der Revolution nicht weniger als dreymal umgeformt worden: zuerst durch das Gesetz vom 17 Nivose II; dann durch das Gesetz vom 4 Germinal VIII; zuletzt durch das Gesetz vom 13 Floreal XI, welches in den *Code Napoléon* aufgenommen worden ist.

Aber nicht bloß einzelne Gesetze, sondern auch ganze Gesetzbuchs - Projecte waren schon, eins nach dem anderen, in dem Strome der Revolution untergegangen. Den ersten Entwurf eines Civil-Codex ließ der National-Convent durch einen besondern Gesetzbuchs-Ausschuss veranstalten, auch denselben nachher von dem Ausschusse nochmals revidiren. Dieser Entwurf blieb aber, ohne nur einmal zur Discussion gebracht zu seyn, liegen, bis er, mit dem Sturze Robespierre's, seinen rechten Platz unter den Monstrositäten der Revolution angewiesen erhielt. Einen zweyten Entwurf legte der zweyte Consul, jetziger Reichserzkanzler, *Cambacérés*, der damaligen gesetzgebenden Behörde der Republik im Laufe des vierten Jahres vor, welcher zwar gedruckt, an alle Tribunale versendet, auch dem juristischen Publicum zur Prüfung vorgelegt, aber bey der Gesetzgebungsbehörde wiederum nicht zur Discussion gebracht ward. Endlich der dritte Entwurf kam, nach dem 18 Brumaire, durch eine von dem jetzigen Kaiser und Könige, damaligem ersten Consul, ernannte Commission von vier Rechtsgelehrten, und zwar schon in fünf Monaten nach erhaltenem Auftrage, zu Stande, und erschien am 1 Pluviose IX im Druck. Zu dem Werke lieferte jeder der vier Commissarien die ihm zur Ausarbeitung zugetheilten Titel. Zur Einheit aber wurden die Contingente in den gemeinschaftlichen Berathschlagungen der Commissarien unter *Tronchet's* Vorstände erhoben. Aus diesem Entwurfe ist denn endlich, nach mancherley Prüfungen und Discussionen, der vor uns liegende, durch das Gesetz vom 30 Ventose XII so genannte *Code civil des Français*, oder *Code Napoléon*, hervorgegangen, der Licht in die Finsterniß und Ordnung in das Chaos gebracht hat. Mit ihm hat die französische Revolution, auch im Fache der Civil-Legislation, ein Ende, und eine ganz neue Periode, unter den glücklichsten Auspicien, und unter weit hin sich eröffnenden Aussichten, ihren Anfang genommen.

Das Interesse des C. N. erstreckt sich von mehr als einer Seite sehr weit. Theils ist er das Werk bey einer Nation, die die größten Männer im Fache der Legislation und Jurisprudenz aufzuweisen hat. *Montesquieu*, *Cujaz*, *Domat* sind große Namen, an welche sich unter den jetzt lebenden französischen Juristen des ersten Ranges anschließen: *Cambacérés*, *Portalès*, *Languinais*, *Tronchet*; desgleichen *Perrault* an der Spitze der Juristen des zweyten Ranges. Theils ist der C. N. ein kostbares Resultat, gewonnen für die Praxis aus einem vieljährigen Streite zwischen Speculation und Empirie. Eine lehrreiche Erfahrung ist dabey benutzt worden, welche nicht ferner mehr da-

ran zweifeln läßt, daß auch im Felde der Legislation alles, wenn es gleich idealisch empfangen worden ist, dennoch für dieses irdische Leben nicht anders, als irdisch, zur Welt kommen, am wenigsten sich in dieser Welt anders, als irdisch, lange behaupten könne. Theils fällt die Erscheinung des C. N. gerade in eine Periode, in welcher man in so vielen Ländern noch lebhaft damit beschäftigt ist, dem Geiste der Zeit mit neuen Legislations-Versuchen zu huldigen.

Vor allen Dingen aber ist hier noch der Universalität des Einflusses zu gedenken, den der C. N. außerhalb Frankreich, theils durch die politische Lage Europas, theils durch die große und allgemeine Herrschaft der französischen Literatur, theils durch die Art, wie sich der C. N. an die durch ganz Europa verbreitete römische Jurisprudenz anschließt, um so gewisser haben wird, je mehr er ihn auch schon durch sich selbst zu haben verdient. Schon ist der C. N. in das Deutsche, in das Italienische, in das Flämländische übersetzt worden. Schon ist man in mehreren Staaten, in welchen die Verbesserung der Legislation an der Tagesordnung ist, eifrig beschäftigt, den C. N. zu studiren, ihn zu benutzen, oder wohl gar eine förmliche Reception desselben vorzubereiten. Selbst nach Rußland ist bereits der Grundsatz, wonach Adoptivi durch alle Grade durch in Rücksicht der Successionsfähigkeit den natürlichen Kindern gleich sind, aus dem C. N. durch einen eigenen kaiserlichen Ukas übergegangen; und doch war des ganzen Instituts der Adoption im Projecte des C. N. noch gar nicht einmal gedacht, sondern es kam erst nachher, auf Vorschlag des Cassations-Tribunals, hinzu.

Am gewissesten und entschiedensten wird der Einfluss des C. N. außer Frankreich und Italien da seyn, wo man sich in Rücksicht der Regierungs-Grundsätze, die in den Civil-Verhältnissen zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Nationalwohlstandes zu befolgen sind, mit der französischen Regierung bereits auf einerley Höhe befindet. Da z. B. wo man zum Besten des Staats es nicht glaubt zugeben zu können, daß das Privateigenthum aus dem freyen Verkehre gebracht werde, da wird man nicht weit davon entfernt seyn, den Art. 896 des C. N. sich zuzueignen, wonach im Erbrechte die Substitutionen verboten sind, so wie jede Verfügung, wodurch dem Geschenknehmer, dem eingesetzten Erben, oder dem Legatar auferlegt wird, für einen Dritten etwas aufzubewahren, und ihm zurück zu liefern. Es giebt eine gewisse Summe von Regierungs-Maximen, die eben so allgemein in Europa jetzt angenommen sind, als es das Princip ist, welchem sie dienen, das Princip des Nationalreichthums im Inneren, und der Macht und Gewalt im Auseren. Nirgends ist aber das Civilrecht der Herrschaft jener Maximen so vollständig und so consequent unterworfen worden, als im *Code Napoléon*.

Wie der C. N. außer Frankreich gedeihe, wird sich in Italien zuerst wahrnehmen lassen. Im Königreich Italien ist er, laut des dritten constitutionellen Statuts Art. 56. Tit. 6, eingeführt „dans tous les objets qui sont prévus dans le dit code,“ dagegen das

römische Recht, nebst den Ordonnanzen und Gewohnheiten, sowohl den allgemeinen, als besonderen, bey solchen Gegenständen abgeschafft worden. Die zu dem Ende veranstaltete italienische Übersetzung ist auch bereits vollendet. Für den Proceß und das Gerichtswesen scheint dem Königreiche ein gewisser Spielraum zu bleiben, nach seinen Verhältnissen sich selbst etwas Passendes zusammen zu setzen. Die von dem Großrichter Luosi am 21 Jun. 1805 errichtete Commission soll jedoch dahin sehen, daß das *Projet de procédure civile*, welches sie für Italien zu entwerfen hat, in seinen Formen zu dem C. N. und zu der Organisation der neuen Tribunale passe. Ferner hat ein K. K. Decret vom 15 Messidor XIII (1805) verfügt, daß der C. N. in den Ländern, welche die vormahlige ligurische Republik ausmachten, publicirt, und vom 1 Vendem. zu gelten anfangen solle; wie denn auch von eben dem Tage ein weitläufiges K. K. Decret wegen gerichtlicher Organisation des alten Genua nach französischem Fusse, dergestalt, daß es auch unter dem pariser Cassations-Tribunale steht, vorhanden ist.

Der C. N. hat, da er auf der Grundlage des römischen Rechts steht, in Italien sein zweytes Vaterland gefunden; warum sollte er also in Italien nicht ganz vorzüglich gedeihen? Es ist ja zum Theil, möchte man sagen, fast nichts als eigenes Fett, womit das italische Land bey dieser Gelegenheit beträufelt wird; und in Frankreich selbst gefällt man sich in dem Gedanken, man habe in dem *Code Napoléon* ein längst erborgtes Capital mit reichlichen Zinsen an Italien zurückzugeben.

Welchen Eingang der C. N. in Deutschland, namentlich in den Ländern des rheinischen Bundes, finden werde, steht zu erwarten. Zu den Souveränitätsrechten der Bundesverwandten gehört auch, laut Art. 26 des Grundvertrages des rheinischen Bundes (Jul. 1806), das Recht der Legislation, der hohen Gerichtsbarkeit und der hohen Polizey. Gleichfalls ging die K. K. französische Erklärung am Reichstage zu Regensburg vom 1 May 1806 dahin, der Kaiser erkenne zwar die deutsche Reichsverfassung nicht mehr an, „*en reconnaissant néanmoins la souveraineté entière et absolue de chacun des princes dont les états composent au jourd'hui l'Allemagne, et en conservant avec eux les mêmes relations, qu'avec les autres puissances indépendantes de l'Europe.*“ Hiernach kann es keinen Zweifel haben, daß es von der Willkür eines jeden Bundesverwandten abhängt, ob und unter welchen Bedingungen er für gut findet, von dem C. N. für sein Land Gebrauch zu machen. Es entsteht also nur die Frage, was ist rathsam und thunlich? Unthunlich wäre es, den *Code*, so wie er da ist, und ohne ihn vorher mit der Verfassung der deutschen Staaten in Übereinstimmung zu bringen, im Ganzen zu recipiren. Welche Verschiedenheit entsteht allein dadurch, daß die Feudalrechte in Frankreich aufgehoben sind, die rheinische Bundesacte hingegen so weit entfernt ist, selbige nicht weiter fortdauern zu lassen, daß sie vielmehr selbst (Art. 27) einen Fall bestimmt, in welchem jene Rechte beybehalten werden sollen? Zwar

könnte die Reception des C. N. unter derselben Clausel geschehen, unter welcher man einst das römische Recht in Deutschland recipirte: daß nämlich derselbe nur in so fern gelten solle, als er mit der besonderen Verfassung des Landes nicht in Widerspruch stehe. Allein man weiß ja schon aus Erfahrung, was eine solche Clausel für Unheil in der deutschen Jurisprudenz und Rechtspflege gestiftet hat. Um also den C. N. im Ganzen zu verpflanzen, wird es nöthig seyn, ihn vorher für die Verfassung, oder aber umgekehrt, so weit es statthaft und ausführbar ist, diese für jenen einzurichten.

Kommt auf diese Weise eine Reception zu Stande, so hat, wie wir glauben, der deutsche Bund sich die erspriesslichsten Folgen davon zu versprechen. Es herrscht darüber nur Eine Stimme in Deutschland, daß es der Redaction neuer Landrechte in Deutschland bedürfe; ja man hat in den meisten deutschen Staaten bereits Hand an eine solche Redaction gelegt. Bisher pflegte man dabey das allgemeine preussische Landrecht vorzüglich im Auge zu haben, und das ganze Redactionsgeschäft pflegte darauf hinauszulaufen, dieses Landrecht, dieses vorzügliche Werk deutscher Legislation, sich mehr oder weniger, auf die eine oder andere Weise, anzueignen. Gegenwärtig aber, nach ganz veränderten Verhältnissen, entsteht die wichtige Frage, ob es nicht besser sey, statt des preussischen Landrechts lieber den C. N. bey jener Redaction, in den Staaten des deutschen Bundes, zum Grunde zu legen.

Gesetzt aber, die deutschen Regenten wollten lieber ganz ihren eigenen Weg gehen, so bleibt auf jeden Fall zweyerley zu wünschen übrig: erstlich, daß man bey dem Legislations-Geschäfte sich fleißig in den Discussionen über den C. N. umsehe, indem es in Rücksicht aller solcher civilistischen Normen, welche auf regierungsrechtlichen Grundsätzen beruhen, nicht leicht eine lehrreichere und fruchtbarere Quelle giebt, als jene Discussionen, vorzüglich bey dem gegenwärtigen Stande des Regierungsrechts in Deutschland. Ein zweyter Wunsch muß seyn, daß, zur Erreichung möglicher Rechtseinheit, worin ohne Zweifel eins der stärksten und solidesten Verbindungsmittel des ganzen föderativen Systems besteht, in dem ganzen Umfange des deutschen Bundes, die Redaction der Landrechte, sie geschehe nun auf dem Grunde des C. N. oder nicht, nicht unbedingt jedem Regenten für sein Land überlassen, sondern zugleich mit zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit des gesammten Bundes gemacht werde.

Noch ein anderer Fall läßt sich annehmen, daß nämlich hier oder da die Regierung eines Bundesstaats weder den C. N. adoptiren, noch sich auf die Redaction eines eigenen Landrechts einklassen, sondern es passiver Weise lieber mit ansehen will, wie die Sache, ohne thätige Einmischung der Regierung, ihren bisherigen Lauf behalte. In diesem Falle wird dennoch ein großer Theil von dem, was der C. N. enthält, und was sich durch den Geist der Zeit von selbst geltend machen wird, auf einen solchen Staat übergehen; zwar nicht durch unmittelbares Wirken der Legislation, aber doch, unter deren Zulassung,

durch das starke Mittel der doctrinellen Jurisprudenz. Wie gewaltig dieses Mittel, sobald die Legislation ihm lieber Spielraum liefs, als selbst thätig war, bisher schon in Deutschland gewirkt, und wie die blofse Doctrin bisher dem Geiste der Zeit mit ziemlichem Erfolge nachzustreben gewußt hat, ist bekannt genug. Dieses Mittel wird auch ferner seinen Dienst nicht verlagern; es wird nur darauf ankommen, daß zwischen der doctrinellen Jurisprudenz Frankreichs und Deutschlands eine mehrere und leichtere Communication eröffnet werde. Hierzu kann es an Veranlassung und Gelegenheit nicht fehlen; vorzüglich wenn beide Länder gegenseitig keine Sperrung ihrer Lehranstalten dulden, sondern einen freyen Verkehr des Unterrichts und der Literatur zulassen wollen. Zu diesem Ende darf man wohl von Deutschland aus sein Augenmerk zunächst auf die Rechtsschulen zu Coblenz und Straßburg, so wie auf das Lyceum zu Mainz, richten. In der That sind wir auch bereits auf ein Paar gute Anzeichen gestoßen. Das erste ist, daß man auf der Rechtsschule zu Coblenz eigene außerordentliche Vorlesungen über das deutsche Staatsrecht, für das Schuljahr von 1806 bis 1807, angekündigt hat. Das andere ist, daß das Lyceum zu Mainz durch eine eigene K. K. Decision (vom 25 Octbr. 1806) autorisirt worden, fremde Pensionäre mit Lehrern und Domestiken aufzunehmen, und daß diese Decision zugleich mit einer Aufforderung des rheinischen Bundes, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, von Seiten des Lycei selbst ins Publicum gekommen ist.

Wer wird länger an dem großen Interesse des C. N., namentlich auch demjenigen, welches er für Deutschland hat, zweifeln? Wer wird daher nicht auch mit uns wünschen, daß der Werth desselben unter uns Deutschen fachverständiger und unparteyischer, als es bisher geschehen seyn möchte, erwogen werde?

Wollen wir nun hier, solchen Wünschen zufolge, einen sichern Weg einschlagen, um den C. N. seinem wahren Charakter nach zu beurtheilen; wollen wir daneben auch die Hauptpunkte, worauf es bey Entwerfung oder Prüfung eines Plans zur Verpflanzung des *Code* nach Deutschland ankommen würde, zur Sprache bringen: so möchten es etwa folgende Fragen seyn, über die wir unseren Lesern Rechenschaft zu geben haben.

Erste Frage: Wie verhält sich der C. N. zu dem früheren Rechte, an welches er sich angeschlossen hat? Über dieses Verhältniß herrschen, wie wir zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, zum Theil sehr unrichtige Begriffe im Publicum, aus welchen sich eine Menge schiefer Urtheile, namentlich über Mangelhaftigkeit, Magerkeit und Incohärenz der neuen Gesetzgebung, erzeugt haben. Man glaube nur ja nicht, daß unter dem aufgegangenen C. N. die vorigen Rechte mit einem Male in Masse untergegangen sind; sie sind vielmehr sämmtlich, sowohl die allgemeinen, als auch die provinciellen und lokalen, durch das ganze Reich an ihrem Platze und in ihrer bisherigen Gültigkeit stehen geblieben, sofern sie nur

nicht solche Gegenstände betreffen, wobey ihnen durch den C. N. derogirt worden ist.

Die französische Legislation ist von dem sehr richtigen Satze ausgegangen, daß es an der erforderlichen Einheit des Staats fehle, wenn die Principien und Maximen der Constitution und Regierung nicht auch durch die civilistischen Verhältnisse, und zwar gleichförmig, im ganzen Umfange des Staats, und ohne Zulassung einer Ausnahme oder Abweichung, durchgeführt werden; wenn also das Civilrecht in allen solchen Dingen, die auf regierungsrechtlichen, den ganzen Staat angehenden Gründen beruhen, nicht eins und dasselbe durch das ganze Reich ist. Jene vom Regierungstechte abhängenden Normen des Civilrechts, nach einer eben so tief gegangenen als für die Jurisprudenz ergiebig gewordenen Revolution, in eine Sammlung zusammen zu fassen, das war dringend nöthig; und diesem Bedürfnisse hat vor allen Dingen durch den C. N. abgeholfen werden sollen. Alles Alte, das durch diese Mafsregel nicht getroffen worden, ist der Regel nach unangetafst und unverdrängt geblieben.

Das Gesetz vom 30 Ventose XII, durch welches die einzelnen im C. N. begriffenen Gesetze zu einem Ganzen, zu einem Buche, zu einem *Corpus juris* constituit, und diesem Buche seine Verhältnisse zu dem bisherigen Rechtszustande angewiesen worden sind, verfügt auch weiter nichts, als daß die römischen Gesetze, die Ordonanzen, die allgemeinen und besonderen Local-Gewohnheiten, die Statuten und Verordnungen, in den Materien, welche der Gegenstand der Gesetze sind, woraus der *Code* besteht, keine verbindliche Kraft mehr haben sollen. *Außerdem* also bleibt das vorige Rechtsgebäude in allen seinen Theilen unverändert und unerschüttert stehen. Der C. N. erscheint wie eine neue große und schöne Bauanlage, welche dem längst gestandenen Hauptgebäude bloß einverleibt worden ist, und mit letzterem unter Einem Dache steht. Dasselbe gilt von dem allgemeinen preussischen Landrechte, ja von allen Legislationen der neueren Zeiten. Wenn daher Deutschland sich den C. N. durch Adoption zueignen wollte, so würde daselbst das gemeine Recht mit seinen Anstalten des Unterrichts, so wie mit seiner Literatur, im Ganzen eben so sicher an seiner jetzigen Stelle und in seiner bisherigen Wirksamkeit bleiben, als solches bey einer Reception des allgemeinen preussischen Landrechts der Fall gewesen seyn würde. In gewissem Betrachte würde mit dem C. N. sogar noch weniger, als mit dem preussischen Landrechte, die alte Lage der Dinge gestört werden. Denn in dem Plane der neuen preussischen Legislation, wenn er seinem ganzen Umfange nach ausgeführt werden soll, liegt auch eine totale Reform der provinciellen und lokalen Rechte und ihres Verhältnisses zu den allgemeinen; nach dem C. N. aber bleibt das provinciale und locale Recht nach wie vor sich selbst überlassen, und erlöschet nur in so fern, als es mit dem C. N. im Widerspruch steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DE N 3 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

des

C O D E N A P O L E O N .

W eil aber, im Fall einer Reception des C. N. in Deutschland, das gemeine Recht daselbst sich behaupten, und der C. N. nur in so fern, als er derogirend ist, gelten würde: so läge eben auch hierin ein neuer nicht unwichtiger Grund der Rathsamkeit, den C. N. nicht so im Ganzen, wie er da ist, nicht also in der Art, wie einst das römische Recht, sondern erst nach vorgängiger Aptirung auf Deutschland, unter uns aufzunehmen. Denn sonst würde ihn die Legislation in den Bedingungen seiner Anwendbarkeit auf gedoppelte Weise der Doctrin preis geben. Erstlich würde er nur dann, wenn er derogirend ist, und zweytens, nicht anders, als in so fern er zu deutscher Verfassung und Einrichtung paßt, angewendet werden können. Wie unsicher aber unter einer solchen zweyfachen Bedingung die Anwendung des C. N. werden müßte, liegt am Tage.

Dafs das Verhältniß des C. N. zu den bisherigen Rechten dieses und kein anderes ist, streitet so sehr mit der currenten Meinung in Deutschland, dafs es Noth thut, uns auf ein Paar französische Zeugnisse zu berufen. Der Extribun und dirigirende Professor der Rechtsschule zu Paris, *Portier de l'Oise*, eröffnete diese Anstalt unter andern mit der Bemerkung: „*A la tête de l'instruction se place le droit romain, source inépuisable de richesses pour les législateurs, supplément à tous les codes modernes.*“ Der Staatsrath *Portalis* sagt: „*On ne saura jamais le nouveau Code civil, si on n'étudie que ce Code;*“ die alte Legislation sey die Quelle; „*le nouveau Code n'est à peu de chose près que l'ancienne législation perfectionnée. Ses rédacteurs se sont moins occupés à créer des systèmes nouveaux, qu'à profiter de ceux, qui existaient, en les adaptant à nos mœurs, à notre régime actuel, et en les réduisant, pour chaque matière, à un système unique, simple et facile, qui pût également convenir à toutes les parties de la France, régies jusqu'alors par une foule de loix si différentes entre elles.*“ Die französischen Juristen pflegen daher auch noch jetzt eine dreyfache Jurisprudenz anzunehmen, eine *Jurisprudence ancienne, intermédiaire und nouvelle*, und diese Eintheilung in demselben Sinne, in Beziehung auf den C. N. zu machen, in welchem unser *Reichsmeister* das gemeine deutsche Recht das alte und das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten das neue preussische Recht nennt.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Dieses alles bekräftigt sich auch durch die neueste französische Praxis. Unter den Beyspielen, welche sie darbietet, müssen wir uns begnügen, nur einige der vorzüglichsten auszuheben. So wird in einem Urtheile des Pariser Oberappellationsgerichts vom 17 Prairial XII in der Entscheidung davon ausgegangen, dafs das römische Recht auch nach dem C. N. in der *Contracts-Materie* beybehalten worden sey; wie es sich denn auch sonst, sowohl durch den Gerichtsgebrauch, als auch noch neuerdings durch den C. N., bestätigt finde. (Abgedruckt in *Lassaulx's Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelehrsamkeit*; Jahrgang II. Heft 4. S. 315 sqq.) — Ferner: Das Gutachten des Staatsraths vom 17 Germ. XIII bezieht sich auf das *Droit commun*, als auf eine Grundlage und Regel, welche gilt, wenn und so lange nicht nachgewiesen werden kann, dafs in dem C. N. eine Ausnahme gemacht worden sey. (Abgedruckt bey *Lassaulx* a. a. O. II. 6. S. 315.) — In einem anderen Gutachten des Staatsraths vom 4 Thermid. XIII wird ein Grund der häufigen Mißverständnisse der Gerichte darcin gesetzt, „*que les officiers de l'état civil ne discernent pas assez soigneusement les divers cas, que la loi a voulu régler, de ceux qu'elle a laissés à la disposition des principes généraux et du droit commun.*“ (Abgedr. eben d. II. 8. S. 189.)

Wie das römische Recht hinter dem C. N. noch fest und unverdrängt stehe, und wie es allenthalben durchzubrechen suche, wo der C. N. nicht davor getreten ist, das springt auch, wenn man sich in der neueren französischen Praxis umsieht, bey der Gelegenheit recht lebhaft in die Augen, wenn man wahrnimmt, wie die französischen Praktiker, in deren Kopfe das römische Recht noch immer vorn liegt, und die sich in die neuen Verhältnisse der Gesetze noch nicht hinlänglich eingewöhnt haben, sich nicht selten berechtigt halten, in die klarsten Entscheidungen des C. N. allerlei Distinctionen aus dem römischen Rechte hineinzutragen. So z. B. setzt der C. N. schlechtweg, und ohne einen Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien zu machen, Art. 838 fest, jede Theilung von Dingen, welche man gemeinschaftlich mit Minderjährigen besitzt, solle vor Gericht geschehen. Und doch haben mehrere Rechtsgelehrte geglaubt, es müsse diese Verfügung, nach L. 22. C. de adm. tut. und L. 4. C. quando decr. op. not. est blofs auf Immobilien beschränkt werden. Durch ein Pariser Erkenntniß (bey *Lassaulx* a. a. O. II. 1. S. 25) ist jener Art. 838 gegen ein solches Hineinbringen aus dem römischen Rechte, gerettet worden.

D

den. Aber nicht so glücklich ist Art. 896 gewesen; so sehr er es auch vielleicht verdient hätte. Dieser Artikel disponirt ganz allgemein: „*Les substitutions sont prohibées*,“ und setzt noch zu allem Überflusse hinzu, daß jede Verfügung, wodurch dem Geschenknehmer, dem eingesetzten Erben, oder dem Legatar auferlegt wird, für einen Dritten etwas aufzubewahren und ihm zurückzuliefern, ungültig sey, selbst in Hinsicht des Geschenknehmers, des eingesetzten Erben, oder des Legatars. Gleichwohl hat das Appellationsgericht zu Paris von einem Testament, worin eine Pupillar-Substitution enthalten war, angenommen, es sey nur in Hinsicht des Substituten, nicht aber auch des Instituten, nichtig. Denn in der Pupillar-Substitution liege eine gedoppelte Institution. Nun aber sey der Art. 896 des C. N. keinesweges von der Nichtigkeit der ersten, sondern nur der anderen Substitution zu verstehen. (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 7. S. 27 fqq.)

Auf diese Weise erklärt es sich, wie der C. N. sehr oft auf Fälle, die älter sind, als er selbst, angewandt wird, ohne daß ihm hierdurch eine zurückwirkende Kraft beygelegt werden soll. In diesen Fällen ist es nämlich nicht sowohl der C. N., welcher zur Anwendung kommt, als vielmehr das römische Recht, oder ein anderes früheres Gesetz, welches durch den C. N. seine Auslegung oder nähere Bestimmung gefunden hat. Beyspiele finden sich bey *Lassaulx* a. a. O. II. 4. S. 303. II. 5. S. 416.

Ist es übrigens von dem römischen Rechte richtig, daß es nach wie vor noch gilt, so fern sich nicht eine derogirende Norm aus dem C. N. nachweisen läßt: so ist dieses im allgemeinen noch um so mehr richtig von den eigenen Gesetzen Frankreichs, die älter sind als der C. N., und zwar sowohl von denen aus dem Zeitraume der Revolution, als auch von den früheren. Man kann dieses z. B. ersehen aus einem Gutachten des Staatsraths vom 7 Fructidor XII. (Abgedr. bey *Lassaulx* a. a. O. I. 8. S. 180.) In der Lehre von der Abwesenheit haben die Gesetze vom 24 Aug. 1790 und vom 11 Febr. und 6 Oct. 1791 ihre Kraft behalten, (laut des Gesetzes vom 21 März 1804), weil der C. N. keine Verfügung in ihrer Hinsicht enthält.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Praxis an dem allgemeinen Satze, der C. N. liefere nur einen Inbegriff von Zusätzen zu dem bisherigen Rechte, keinesweges einen ganz genügenden Führer hat, sobald es darauf ankommt, in einzelnen gegebenen Fällen eine richtige Rechtsanwendung, nach dem wahren Verhältniß zwischen dem alten und neuen Rechte, zu machen. Die Erfahrung hat vielmehr schon gelehrt, daß die Richter hierüber gar oft in Zweifel und Verlegenheit gerathen. Es ist dieses auch die Klage des vorhin angeführten Gutachtens des Staatsraths vom 4 Therm. XIII. Wäre es daher nicht vielleicht gut gewesen, wenn die französische Legislation sich darauf eingelassen hätte, das Verhältniß des C. N. zu dem Alten selbst näher und im Einzelnen, mit Berücksichtigung der vorzüglicheren Fälle, welche in Frage kommen können, zu bestimmen, und

dadurch dem Verhältniß auf eine eben so umfassende als authentische Weise die erforderliche Sanction zu geben? In einer ähnlichen Lage hat wenigstens Preussen, bey Publication des allgemeinen Landrechts, diesen Weg mit gutem Erfolge eingeschlagen; wogegen die französische Legislation nur selten, bey diesem oder jenem einzelnen Gesetze des C. N., z. B. bey Art. 2070, dem etwa entstehenden Zweifel, ob und wie fern dadurch einem älteren Rechte habe derogirt werden sollen, zuvorgekommen ist, oder erst hernach, durch spätere Gesetze, bey einzelnen Lehren, z. B. von der Adoption, von der Ehescheidung, von den natürlichen Kindern, (S. *Lassaulx* a. a. O. I. 10. S. 13. 15. 23) die näheren Bestimmungen über die Auknüpfung des Neuen an das Alte getragen hat. (S. auch das Gutachten des Staatsraths vom 7 Fructid. XII. Bey *Lassaulx* a. a. O. I. 8. S. 180.) Durch eine allgemeine, auf den ganzen Gegenstand sich erstreckende, und ihn möglichst erschöpfende Verordnung hätte manchen Processen, manchem Widerspruche der abgegebenen Urtheile vorgebeugt werden können. Was z. B. nie hätte streitig werden dürfen, das ist erst, nach vielem Processiren, durch mehrere gleichförmige Erkenntnisse der Oberappellationsgerichte zu Brüssel und Paris, und des Cassations-Gerichtshofs für die Praxis ausgemacht worden, nämlich: daß ein Testament gültig ist, wenn es mit den zur Zeit seiner Errichtung vorgeschriebenen Formalitäten, aber nicht mit denjenigen, die der C. N. vorgeschrieben hat, versehen ist, wenn der Erblasser erst nach der Verkündung dieses letzteren verstorben ist. (S. *Lassaulx* a. a. O. II. 2. S. 119. II. 3. S. 223.) Ähnliche Beyspiele, aus welchen sich unsere Bemerkung rechtfertiget, wenn es, nach der obigen eigenen Anführung des Staatsraths, überall noch einer Rechtfertigung bedürfte, findet man bey *Lassaulx* a. a. O. II. 3. S. 235 und sonst.

Es kommt hinzu, daß man das bisher angegebene Verhältniß des C. N. zu den früheren Rechten und Gesetzen gar leicht in dem Cursus erkennt, welchen die jungen Juristen in Frankreich seit Einführung des C. N. auf den Rechtsschulen zu machen haben. Das römische Recht steht in Frankreich jetzt mehr, als je, an der Spitze des Unterrichts in der Jurisprudenz. Man ersieht dieses aus den öffentlich erschienenen Lections-Verzeichnissen der Rechtsschulen; wie denn, nach ausdrücklicher Vorschrift des K. Decrets wegen Organisation dieser Schulen (vom 4 jour complem. XII), auf jeder Rechtsschule ein Professor alle Jahre die Justinianischen Institutionen und das römische Recht vortragen soll. Dasselbe ersieht man auch aus der Thätigkeit, womit die neuesten juristischen Schriftsteller Frankreichs in der dem römischen Rechte gewidmeten Provinz der Literatur arbeiten. Sogar die Institutionen unseres *Heineccius* sind in das Französische übertragen (von *Berthelot*), und die Vortrefflichkeit und das Ansehen des römischen Rechts sind (von *Bernardi*) zum Gegenstande eines Aufsatzes im *Moniteur* gemacht worden.

Ist denn aber nicht darüber noch ein Zweifel?

zurück, ob nicht vielmehr das ältere Recht dem C. N., als umgekehrt dieser jenem zum Supplemente diene? Wir dächten, der Zweifel liesse sich aus den bisherigen Datis leicht lösen, wenn man auch die schon in der Natur der Sache liegende Wahrheit, daß auf dem historischen Wege sich nie rückwärts suppliren lasse, und daß ein Baum nicht in seine Wurzel zurückwachse, vergessen haben sollte.

Zweite Frage: Welches sind die Quellen, aus welchen der C. N. geflossen ist? — Vor allen Dingen ist es das römische Recht, welches dabey zum Grunde liegt; und es behält, als eins der vorzüglichsten Hilfsmittel zur Interpretation des C. N., auch in dieser Eigenschaft ein großes Interesse für Frankreich. So z. B. ist der Art. 2. des C. N. aus L. 7. de LL., der Art. 6. aus L. 45. D. de R. I. und L. 6. C. de pactis. geflossen. Im zweyten und dritten Buche des C. N. herrschen die Grundsätze des römischen Rechts durch aus. Aber nicht bloß von Stelle zu Stelle, und von Buch zu Buch zeigt sich die Übereinstimmung; sondern es ist auch die auf das römische Recht doctrineller Weise durch ganz Europa gegründete Wissenschaft des Rechts, worin der Geist der Gesetze ruht, welche den C. N. ausmachen. Es läßt sich daher, eben so wie vorher, eine Wissenschaft des französischen Civilrechts nicht wohl anders darstellen, als vom römischen Rechte her. Selbst in der Methode trifft man das römische Recht, vorzüglich die Institute Justinians, wieder. Es handelt z. B. ein Titel im C. N. von den Quasi-Contracten; ein anderer von den Quasi-Delicten.

Zwey Fehler aber sind von je her von den neuen Legislationen in Benutzung und Verwendung des römischen Rechts gemacht worden: erstlich, daß die Gesetzgebungen sich nicht genug gehütet haben, auch solche spätere Verordnungen und Rescripte der römischen Kaiser wieder zu geben, mit welchen aus dem Gleise der Wissenschaft und deren Consequenz ausgewichen ward; zweytens, daß sie sogar selbst eine Menge neue Bestimmungen, so wie sie der Geist der Zeit und das Bedürfnis des Staats erheischten, eingetragen haben, ohne vorher darauf bedacht gewesen zu seyn, die zwar nur in der Doctrin beruhenden, aber in der Legislation selbst unterstellten Principien der Wissenschaft, zu welchen jene Neuerungen nicht passten, danach zu reformiren, und solchergehalt Folgen und Ursachen in der gehörigen Harmonie zu erhalten. Ob man sich vor diesen beiden Klippen, zu deren Vermeidung es darauf ankam, dort die Fehler der römischen Kaiser zu verbessern, und hier, nicht ähnliche neue Fehler zu begehen, bey dem C. N. allenthalben hinlänglich gehütet habe, glauben wir bezweifeln zu dürfen.

Es fehlt übrigens nicht an einer Menge von Werken in den neuen französischen Literatur, deren Verfasser es sich zu einem besonderen Geschäft gemacht haben, die nahe Verwandtschaft des C. N. mit dem römischen Rechte, in fortlaufenden vergleichenden Commentaren darzustellen. Zur Anschaulichkeit ist diese Verwandtschaft durch eine Zusammenstellung

des C. N. mit den Justinianischen Instituten, in gespalteten Columnen, erhoben in *Lassaulx's Journal* Jahrg. I. Heft 1. sqq. Noch interessanter lassen sich dergleichen Zusammenstellungen des C. N. mit dem römischen Rechte machen, wenn man sie einer Seits auf das gesammte römische Recht ausdehnt, und sie anderer Seits, nämlich objectiver Weise, auf einzelne Rechtsfragen einschränkt. Eine solche specielle Vergleichung, über die Gewährleistung bey dem Kaufe, findet sich gleichfalls bey *Lassaulx*, I. 4. S. 303. sqq. Nach einem auf das Ganze gerichteten Plane ist die Vergleichung, in commentarischer Manier, bald nach der eigenen Ordnung des C. N., bald nach der Ordnung eines Systems, in mehreren französischen Werken, ausserdem aber auch in einer eigenen deutschen Schrift von *Lassaulx*: „über das Civilgesetzbuch der Franzosen rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Rechte und der vorigen französischen Gesetzgebung“ angestellt worden.

Daß unter solchen Umständen das römische Recht, mehr als je, sein verdientes Lob in dem Munde der jetzt lebenden Juristen und Staatsmänner Frankreichs erhält, ist leicht begreiflich. Es ist sogar üblich, den C. N. nie leicht anders, als in Vergleichung mit dem römischen Rechte, zu preisen. „*Les Romains* (sprach *Nougarede* in der gesetzgebenden Versammlung) *ont été nos instituteurs et nos maîtres dans la science difficile de gouverner les hommes, et de conserver les sociétés. Le droit Français est parvenu à cette époque, qui fut si brillante dans la jurisprudence Romaine, où les jurisconsultes des provinces l'enrichissaient à l'envi de tout ce qu'il y avoit de plus sage dans la législation de tant de peuples, et le préparaient à devenir un jour le droit universel par un consentement volontaire de toutes les nations.*“

Außer dem römischen Rechte sind aber auch die eigenen früheren Gesetze Frankreichs, vorzüglich diejenigen, in welchen sich im Verlaufe der Revolution der neue Zustand der Dinge bereits ausgedrückt hatte, zur Organisation des C. N. vorzüglich mit herbey gezogen und benutzt worden. So sind z. B. Art. 976 und 977 des C. N. aus dem Art. 9 der Ordonnanz vom J. 1735; bis auf einige unbedeutende Abänderungen, geflossen. Eben so entspricht im C. N. der Art. 113 dem Gesetze vom 11 Febr. 1791, und Art. 114 dem Art. 3. Tit. 8. des Gesetzes vom 24 Aug. 1790. Diese Abstammung findet sich vorzüglich bey solchen Materien, die in das Regierungsrecht einschlagen; namentlich bey denen, die seit der Revolution eine andere Gestalt angenommen haben:

Daraus folgt von selbst, daß der Geist des C. N. durchaus historisch ist, und daß bey Erklärung und Anwendung desselben jeden Augenblick auf das Ältere und Frühere, und zwar, in stufenweiser Folge, von dem Neueren auf das, was entfernter liegt, folglich z. B. von dem Project der letzten Commission auf das Project von *Cambacérés*, und von diesem wieder auf die einzelnen Gesetze, wie eins nach dem andern über einerley Gegenstand erfolgt ist, zurückgegangen werden muß.

Man braucht sich auch nur flüchtig in der neueren französischen Praxis umzusehen, um sogleich wahrzunehmen, daß die Erkenntnisse der Gerichte viel seltener auf dem Buchstaben der Gesetze, als auf jenem historischen Geiste, stehen. So ist, um hier nur ein Beyspiel anzuführen, die Frage, ob die Halbschwester des Erblassers im Stande sind, die Descendenz seines Großoncles vom Vater her auszuschließen, oder ob die Masse in zwey Theile geht, wovon die eine Hälfte den Halbschwestern, die andere der gedachten Descendenz zufällt, im C. N., laut des darin enthaltenen Gesetzes vom 29 Germ. XI, wegen einer Gesetzdurchkreuzung zweifelhaft geblieben. Das Civilgericht zu Gand aber hat für das Ausschließungsrecht der Geschwister gesprochen, und zwar vorzüglich aus Gründen des Gesetzgebers, so wie solche theils aus den im gesetzgebenden Corps bey Vorlegung des Gesetzes von den Rednern der Regierung gehaltenen Vorträgen, theils aus der Vergleichung des C. N. mit dessen Projecte, erhellen. Diese Entscheidungsgründe sind in dem Erkenntnisse selbst ausgedrückt zu finden. (S. *Lassault* a. a. O. I. 4. S. 43 fqq.)

Dagegen ist nicht eben wahrzunehmen, daß auf die neueren Versuche der Deutschen im Fache der Legislation bey der Organisation des C. N. Rücksicht genommen wäre. Zwar hat das Bureau der Gesetzgebung zu Paris, in der Zeit, als die Bearbeitung des C. N. im Werke war, das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten in das Französische übertragen lassen, und es ist diese Übersetzung im Druck, in fünf Bänden, erschienen. Auch in den Discussionen über den *Code Napoléon* sind die Bestimmungen des allgemeinen preussischen Landrechts hin und wieder ausdrücklich mit gewürdigt worden. So viel wir aber bemerkt haben, ist das Resultat der Discussion nie für das preussische Landrecht ausgefallen; bisweilen sogar, z. B. bey der Lehre von der Abwesenheit, mit ziemlich harter Abfertigung, ausdrücklich gegen dasselbe. Es verlohnte sich jedoch der Mühe, die Fälle aufzusuchen, wo gleichwohl uns Deutschen das allgemeine Landrecht zweckmäßiger zu disponiren scheint, als der C. N. Man vergleiche also, um wenigstens auf Einen solchen Fall aufmerksam zu machen, den Art. 1674 des C. N. mit Bd. I. Tit. 12. §. 39 des A. P. L.

Dritte Frage: In welchem Verhältnisse steht der C. N. zur doctrinellen Behandlung der Legislation (*Jurisprudence*), es sey in der Literatur, oder in der Praxis? Wir wollen sehen!

Nackend läßt die Zeit die Facta, und eben so nackend läßt das Gesetz die Normen für die Facta erscheinen, ohne alle Einkleidung in die Motive. Den Pragmatismus bringe erst, in die Facta der Bearbeiter der Geschichte, in die Rechtsnormen der Erklärer der Gesetze. Damit aber die Forschung und Reflexion für diesen Zweck einen sicheren Führer habe, und sich nicht in bloße Muthmassungen und Willkührlichkeiten verliere, so gebe der Gesetzgeber, ehe er seine Legislation auspricht, sich vorher selbst genaue Rechenschaft über die Motive, sodann

aber theile er auch die Motive, als eine authentische Quelle zur Bearbeitung und wissenschaftlichen Darstellung seiner Aussprüche, vollständig und ausführlich mit.

Von dieser Maxime ist man bey der Organisation des C. N. mit Recht ausgegangen. Daher hat man Bedenken getragen, dasjenige, was in die *Jurisprudence* gehört, der Legislation beyzumischen. Daher ist man weit entfernt gewesen, das wissenschaftliche System, welches dem C. N. unterliegt, und worin dieser seinem Geiste nach ruht, *legislatorisch* zu entwickeln und auszuführen. An eine Systemmacherey hat man dabey überall nicht gedacht; und es ist ein nicht wohl zu begreifendes Urtheil, welches vom linken Rheinufer, mit der Druckerpresse ausgeprägt, zu uns herübergekommen ist: „der *Code* sey schier nur als ein neues System des Pandectenrechts zu betrachten, welches man mit denen von *Hellfeld*? und *Thiebaud* (*Thibaut*) vergleichen könne.“

In den ersten Versuchen einer neuen Civil-Legislation, während der Revolution, hatte man angefangen, jene Grenze ganz zu übersehen. Der Gesetzgeber glaubte, Selbst als Lehrer einer Wissenschaft aufzutreten, und, um sein Lehrgebäude recht tief zu begründen, won den metaphysischen Principien des Rechts ausgehen zu müssen. Man kam aber endlich von diesem Glauben zurück. Zwar bekam noch die letzte Commission, der wir das Project zum jetzigen C. N. verdanken, den Auftrag mit dahin, auch die Hauptgrundlagen der Gesetzgebung festzusetzen, und es schien daher dem Auftrage allerdings gemäß zu seyn, daß die Commission eine Reihe allgemeiner Lehrsätze an die Spitze der ganzen Arbeit in einem eigenen Präliminär-Buche stelle. Gleichwohl wurde dieses, von *Portalis* in sechs weitläufigen Titeln ausgearbeitete Präliminär-Buch hernach, bey den Discussionen, fast ohne allen Widerspruch unterdrückt, und durch den, bloß aus sechs Artikeln bestehenden Präliminär-Titel, mit welchem der C. N. nun wirklich anhebt, ersetzt; nicht als hätte man die von *Portalis* in seiner sonst so vortrefflichen Arbeit aufgestellten Wahrheiten bey dieser Gelegenheit mißbilligen oder verwerfen wollen, sondern es war wohl nur die Absicht, diese Wahrheiten aus der Legislation zu entfernen, und sie in die Jurisprudenz zu verweisen. Dabey ließ sich jener Auftrag, ungeachtet dieses Erfolgs, sehr wohl damit rechtfertigen: man habe zwar allerdings von den Commissären erwartet, sie würden ihr Geschäft mit einer Erforschung der Hauptgrundlagen der Gesetzgebung anfangen, um dadurch Einheit und Zusammenhang in die Gesetze zu bringen, und der Doctrin für die Folge die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ansicht und Behandlung der Legislation, im echten Geiste des Gesetzgebers, zu eröffnen; man habe aber nicht gemeint, daß eine solche Arbeit für den C. N. auch in dem C. N. einen Platz finden solle. Genug, mit jener Unterdrückung des Präliminär-Buchs von *Portalis* erfolgte der letzte Hauptschritt zur Absonderung der *Jurisprudence* von der Legislation.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 J A N U A R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

Fortsetzung der Recension
des

C O D E N A P O L É O N .

Man würde sich offenbar sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Legislative herrsche bey dem C. N. zu sehr auf Unkosten der Jurisprudenz, und letztere stehe dabey zu tief im Schatten. Vielmehr bekommt der ganze C. N. nur dadurch seine Haltung, nur dadurch sein volles Licht und Leben, das man ihn allenthalben in den Umgebungen der Jurisprudenz erblickt. Sogar mehr, als leicht bey einer anderen Legislation, liegt bey dem C. N. die wichtige, von den Juristen nicht immer gehörig erkannte Wahrheit zum Grunde, das der bloße Buchstab im Gesetze tödte, der Geist aber lebendig mache; das man nicht dem Pomponius, oder Cajus, oder wie sonst der Wortführer des Rechts heiße, nachsprechen, sondern das man selbst das Wort nehmen, und aus der Wissenschaft sprechen müsse, aus welcher jene Wortführer gesprochen haben; das man es in der Rechtswissenschaft weiter bringen müsse, als wohin es jene gemeinen Ärzte, welche nach erlernten Recepten ihre Kunst ausüben, in ihrer Wissenschaft zu bringen pflegen; das man mit dem römischen Rechte nicht die Recepte des Pomponius, Cajus u. s. w. in Deutschland recipirt, sondern das man daselbst die Kunst recipirt habe, aus welcher einst diese alten Juristen ihre Recepte schrieben.

Die Legislation ist in Frankreich sogar selbst bemüht gewesen, die Jurisprudenz zugleich mit und neben sich zu begründen. Es ist uns kein Gesetzbuch bekannt, über welches die Regierung so viele, so authentische und so vielseitig verhandelte Acten, als Vehikel zur Ausmittlung der Grundsätze und des Geistes der Gesetze, bekannt gemacht hätte, als eben über den C. N. Hierdurch ist denn der Geist der Legislation positiv fixirt, das Gesetz gegen willkürliche Schraubungen und Verdrehungen, bald nach diesen, bald nach jenen Hypothesen, gesichert, und den Juristen ein Stoff geliefert worden, der (wie Nougarede in der gesetzgebenden Versammlung meinte) sie abhalten wird, sich den vains systèmes zu ergeben, von welchen man bisher hat wahrnehmen müssen, „qu'ils avaient décrit toutes les notions positives et fait dédaigner l'expérience des siècles passés.“

Die zu dem Ende für die Jurisprudenz des C. N. gelieferten Hülfsmittel sind vorzüglich folgende: die
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Vorschläge der Commission, welche sie in dem Projecte des Code vorgelegt hat; die darüber von den Justizhöfen gelieferten Beurtheilungen; endlich die Protocole und Actenstücke über die mancherley Prüfungen und Discussionen, die der Code bis zu der definitiven Abfassung, worin er jetzt vor uns liegt, hat durchlaufen müssen. Am besten verarbeitet findet man diese Hülfsmittel in dem wichtigen Werke: *Esprit du Code Napoléon, tiré de la discussion etc. par J. G. Locré, secrétaire général du conseil d'état, membre de la légion d'honneur.*

Außer diesen authentischen Hülfsmitteln ist zu gleichem Zwecke eine eigene Gattung von Schriften sehr brauchbar, nämlich die Schriften solcher Männer über die Grundsätze und den Geist des C. N., welche bey der Veranstaltung und Redaction des C. N. mitwirkende Personen gewesen sind. Vor allen Dingen gehört hieher jener supprimirte Discours, den Portalis an die Spitze des Projects des Code civil gesetzt hatte, den man daher auch mit Recht bey Locré, im *Esprit du Code Napoléon*, wiewohl hier nur im Auszüge, wieder findet. Ferner verdient Locré's eigener Aufsatz über die Natur der Civilgesetze und ihren Gegenstand, gleich zu Anfange des eben angeführten Werks, bemerkt zu werden. Die neueste juristische Literatur Frankreichs ist überhaupt sehr reich an solchen Schriften bedeutender Geschäftsmänner.

Es läßt sich wohl nicht daran zweifeln, das auf diese Weise der Geist des Gesetzes viel vollständiger und zuverlässiger dargelegt, und das er insbesondere auch für die Folge viel besser gesichert worden ist, als durch Aufstellung eines Naturrechts, so wie es einst der Großkanzler von Carmer für das allgemeine preussische Landrecht, um diesem als Schlüssel voran geschickt zu werden, von der Bearbeitung der Rechtsgelehrten erwartete.

Unter solchen Umständen ist es daher nirgends leicht weniger bedenklich, als in Frankreich, den Geist des Gesetzes, oder irgend ein doctrinelles Raisonnement aus demselben, als eine Quelle, aus welcher sich rechtliche Erkenntnisse schöpfen lassen, behandelt zu sehen. Wir könnten eine Menge Erkenntnisse aus der neuen französischen Praxis anführen, in welchen dieses geschehen ist. (S. z. B. *Lassaulx a. O. I. 4. S. 43 fqq. II. 6. S. 518.*)

Eben so kann es bey einer so begründeten Jurisprudenz, deren Natur weit mehr historisch als philosophisch ist, nicht im geringsten auffallen, theils das der Metaphysik des Rechts so gar kein Spielraum hier gelassen worden ist, theils das die Vorlesungen

über den C. N., bey welchen die Behandlung der Gesetze nicht anders als doctrinell seyn kann, nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes vom 22 Ventose XII. Tit. I. Art. 2 (abgedr. b. *Lassaulx* a. a. O. I. 6. S. 277) der Ordnung der Quelle folgen sollen, und zwar nicht bloß von Titel zu Titel, und von Artikel zu Artikel, sondern so, daß der Vortrag, nach einem späteren K. Decrete vom 4 jour compl. XII. Sect. 8. Art. 70, (bey *Lassaulx* a. a. O. I. 9. S. 287) recht eigentlich von Wort zu Wort gehen soll. „On y (in den Rechtsschulen) enseignera le droit civil français dans l'ordre établi par le Code civil. Pendant une partie de leurs leçons les professeurs dicteront des cahiers que les étudiants seront tenus d'écrire eux-mêmes. Les professeurs expliqueront et développeront verbalement, dans chaque leçon, le texte qu'ils auront dicté.“ In dieses legale Geleis haben sich daher auch die meisten Schriften gefügt, welche bisher über die Jurisprudenz des C. N. erschienen sind. So z. B. haben *Perreau's* (eines der General-Inspectoren der Rechtsschulen) *principes généraux du droit civil privé* dieselbe Eintheilung, wie der C. N., und jedes Kapitel liefert eine Einleitung in denjenigen Titel des Code, der jenem entspricht.

Zwar gedenkt das eben angeführte Gesetz vom 22 Ventose auch noch der *Elémens du droit naturel et du droit des gens*, als solcher Wissenschaften, welche in den Rechtsschulen mit vorgetragen werden sollen. Allein in dem späteren K. Decrete vom 4 Jour compl. XII, welches sich auf jenes Gesetz bezieht, sind diese Wissenschaften aus dem Studienplane ausgelassen worden, erscheinen auch nachher nicht wieder, weder in der Reihe der errichteten Nominal-Professuren, noch in den öffentlich bekannt gemachten Lecti-*ons*-Katalogen der einzelnen Rechtsschulen, selbst nicht derjenigen Rechtsschulen, welche dem, das Naturrecht so lieb habenden Deutschland am nächsten liegen. Auf jeden Fall aber würde unter dem *Droit naturel* des ersten Gesetzes noch immer etwas ganz anderes, als die vorzüglich in Deutschland blühende Wissenschaft der Metaphysik des Rechts, verstanden werden müssen.

Damit übrigens die Jurisprudenz des C. N. in ihrem historischen Geiste sich immer mehr festsetze, und sich in ihrer halb positiven Echtheit rein und unbefleckt erhalte, wird es vor allen Dingen einer gewissen Publicität in Justizsachen bedürfen, welche dazu förderlich ist, daß recht viele solcher Erkenntnisse, die aus jener Jurisprudenz geflossen sind, zur öffentlichen Kenntniß und Beurtheilung gelangen; wie denn auch *Loché*, im *Esprit du Code Napoléon*, selbst zugesieht, daß es mit der Entwicklung des Geistes des C. N. allein nicht ausgemacht sey, sondern daß es zu besserem Gedeihen der neuen Legislation vor allen Dingen auch darauf mit ankomme, „de recueillir les arrêts, dont la série doit, par la suite des tems, fixer le système d'application.“ Diesem Mittel muß man um so mehr guten Erfolg wünschen, damit die Regierung nicht nöthig habe, zur Schützung ihrer Gesetze und Rechtsinstitute zu streng

Maßregeln gegen die Rechts-Speculation zu ergreifen, folglich diese Art der Speculation nicht bloß von der Jurisprudenz des C. N. auszuschließen, sondern ihr auch sonst überall keinen Spielraum öffentlich weiter zu gestatten. Es ist nicht gut, wenn irgend ein Gegenstand, es sey der Empirie oder der Idealität, der freyen Übung des menschlichen Geistes ganz entzogen, und letzterem die Gelegenheit nicht mehr gönnt wird, von seinen höheren Standpunkten, die er über das Historische und Positive zu nehmen vermag, in die Welt und in das Leben von fern her einzuwirken. Die stehenden Rechte und Gesetze sind, wie die stehenden Heere und Typen, und die stehenden Wasser, nur bis auf einen gewissen Punkt zu empfehlen. Durch ein stehendes Wasser werden zwar nicht, wie durch einen reissenden Waldstrom, Städte und Dörfer, und Menschen und Vieh gewaltsam fortgerissen. Aber es verbreitet sich aus ihnen eine schleichende Pestilenz, die am Ende noch weniger verschont, als die ungezähmte und offene Gewalt des Elements. Die Rechte und Gesetze mögen nicht zu biegsam und lenksam seyn; sie mögen fest stehen, da wo sie stehen; aber sie dürfen auch nicht erstarren, nicht in Versteinerung übergehen. Das geistige Leben, welches nur allein von der Speculation aus erhalten werden kann, darf nicht von ihnen weichen. Eine jede menschliche Anstalt, in welcher das Lebensprincip der Speculation nicht mehr wirkt, ist der todtten unvernünftigen Natur bereits zugestorben, und erwartet daselbst im Kreislauf der Dinge, um von vorn und neu geboren wieder zu beginnen, eine Auferstehung.

Vierte Frage: Wie verhält sich der C. N. zu den übrigen Zweigen der Legislation und des Rechts von Frankreich? — Mehrere schiefe Urtheile über den C. N., auf die wir stießen, rühren daher, daß man auf den Umstand zu wenig Rücksicht nimmt, es solle der C. N. keineswegs für sich allein stehen, sondern erst in Verbindung mit anderen Gesetzsammlungen, mit deren Redaction und Organisation die Regierung gegenwärtig zum Theil noch beschäftigt ist, ein Ganzes ausmachen. Sollen dergleichen schiefe Urtheile vermieden, soll insonderheit der C. N. von Seiten seiner Vollständigkeit und Zulänglichkeit richtig geschätzt werden; so ist vor allen Dingen zu wissen nöthig, welches die übrigen Rechts- und Gesetzsammlungen sind, mit welchen der C. N. in näherer oder entfernterer Verbindung steht.

Daß eine eigene Sammlung für die völkerrechtlichen Verhältnisse Frankreichs unter öffentlicher Autorität werde veranstaltet werden, davon ist, so viel wir wissen, bis jetzt nicht die Rede gewesen. Es läßt sich aber gar wohl erwarten, wenn es gleich, nach dem, was oben vorgekommen ist, noch zweifelhaft scheinen kann, ob ein Unterricht über das Völkerrecht auf den französischen Rechtsschulen Statt finden werde. Inzwischen sind verschiedene, sonst für völkerrechtlich gehaltene Punkte im C. N. selbst bestimmt; oder es sind vielmehr diese Punkte dadurch, daß sie diesen Platz bekommen haben, aus dem Völ-

kerrechte in das Civilrecht verpflanzt worden, dergestalt daß andere Staaten ihrer Seits gleichfalls in ihrem Civilrechte darauf Bezug habende correspondirende Verfügungen zu treffen, sich vielleicht berechtigt halten werden.

Eben so wenig ist davon die Rede, über das öffentliche Recht, seinem ganzen Umfange nach, in welchem es nicht bloß die Verfassung, sondern auch die administrativen Gesetze begreift, einen neuen Codex unter öffentlicher Autorität zu liefern. Dagegen hat der Unterricht des öffentlichen Rechts auf den Rechtsschulen die ausdrückliche Sanction der Regierung erhalten, und es besteht auf jeder Schule eine eigene Lehrstelle für das *Droit public français* (s. das schon angeführte Gesetz vom 22. Ventose XII und das K. Decret vom 4 jour compl. XII). Auch existiren für einzelne Classen von administrativen Gesetzen eigene Sammlungen unter den Namen von *Codes*. Insbesondere aber wird in Frankreich, und unter der gegenwärtigen Regierung mehr als vorher, mit Fug und Recht sehr viel daraus gemacht, daß das Verhältniß zwischen den Civilgesetzen und der Administration richtig bestimmt werde, damit Einheit in das Getriebe der Staatsmaschine komme, und vor allen Dingen die verderbliche, in Deutschland leider nur zu bekannte Friction zwischen Justiz und Regierung nicht einreisse. Daher ist das Civilrecht „*dans ses rapports avec l'administration publique*“ ein eigener wichtiger Gegenstand, sowohl des Unterrichts auf den Rechtsschulen, als einer ganzen Classe von Schriften.

Dagegen ist die Regierung jetzt im Begriff, dem *Code civil* einen eigenen *Code criminel*, nebst einem Codex über die *Procédure criminelle* an die Seite zu stellen. Ob in jenem die Besserungs-Polizey (*police correctionnelle*) auch einen Platz, wie in dem neuen österreichischen Codex, behalten, oder ob man sie absondern werde, steht zu erwarten. Das Project des *Code criminel* ist zwar längst fertig, und es ist im Druck erschienen unter dem Titel: „*Projet de code criminel, correctionnel et de police, présenté par la commission nommée par le gouvernement*“; es ist auch an alle Criminalgerichte zur Einsendung ihrer Anmerkungen verschickt, und hierauf den Behörden bereits zur Discussion übergeben worden; ja es hat schon der große Rath zu Bern sein Project eines neuen Criminal-Codex vorzüglich auf die Grundlagen des französischen Projects gebaut; in der Sitzung des gesetzgebenden Corps vom 11 May 1806 hieß es aber, der *Code criminel* werde einer anderen Zeit vorbehalten. Sehr lebhaft werden einstweilen die Fragen, theils wegen Einführung einer *Jury*, theils wegen Wiedervereinigung der Criminalbehörden mit den Civilbehörden, in Frankreich verhandelt. Auch hat, öffentliche Nachrichten zu Folge, der Kriegsminister bereits im vorigen Jahre mehreren ausgezeichneten Generalen der Armee den Auftrag ertheilt, ihm ihre Ansichten über ein neu zu verfassendes peinliches Gesetzbuch für die Armee vorzulegen, um auf diesem Wege die schicklichsten Verbesserungen des älteren zu bewerkstelligen.

Ohne jedoch das Ende der weiteren Bearbeitung des Projects zum *Code criminel* abzuwarten, sind schon vorher mehrere Reformen in criminalrechtlichen Sachen durch besondere Gesetze sofort zur Ausführung gebracht worden. Dahin gehören die Gesetze: „*sur les nullités en matière correctionnelle et sur le droit d'option en matière criminelle, sur la répression des délits commis dans les établissements militaires, sur le droit donné aux principaux fonctionnaires de l'administration forestière, d'instruire la procédure à raison des délits commis dans les bois impériaux et dans ceux de la couronne et enfin contre les incendiaires*.“

In genauer Verbindung wird insbesondere der C. N. mit dem Codex der Civilprocedur stehen, dessen Einführung man nächstens zu erwarten hat. Die alte Ordonnanz vom J. 1667 passte zu der neuen Civillegislation nicht mehr. Denn mehrere Theile des Processus schlugen so tief in die Civillegislation ein, daß die beiden *Codes*, des Civilrechts und des Processus, auf das genaueste einander entsprechen müssen. Bereits zu Anfange des Aprils d. J. haben drei Staatsräthe den ersten Theil von dem im J. 1804 zuerst im Druck erschienenen Projecte des Codex der Civilprocedur, welcher aus vier Büchern besteht, unter dem Titel: *Procédure devant les tribunaux*, dem gesetzgebenden Corps zur Discussion übergeben. Das erste Buch behandelt, in 9 Titeln, die Friedensjustiz; das zweyte, in 25 Titeln, die unteren Gerichtsstellen; das dritte, in 1 Titel, die Appellations-Tribunale; das vierte, in 3 Titeln, die außerordentlichen Mittel, Urtheilsprüche anzugreifen.

Ferner umfasst der C. N. nur das *allgemeine* Civilrecht, im Gegensatz desjenigen, bey welchem kirchliche oder besondere bürgerliche Verhältnisse zum Grunde liegen; worin er sich von dem allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten unterscheidet. Für jene, von dem Allgemeinen abgeordneten Zweige der Legislation sollen besondere *Codes* veranstaltet werden und sind zum Theil auch schon veranstaltet worden, z. B. ein *Code de commerce*, ein *Code rural*, ein *Code maritime*, ein *Code en matière de culte*. Diese verschiedenen einzelnen *Codes* sind, wenn gleich nicht der Form, doch der Sache selbst nach, noch mit zum C. N. gehörig, und machen gewissermassen dessen Familie aus. Jedoch ist dieses mit Einschränkung zu verstehen. Es ist nämlich üblich und auch rathsam, daß, wenn einmal eine Absonderung der Legislation nach dergleichen Objecten vorgenommen wird, sämtliche Gesetze, welche sich auf ein solches Object beziehen, ohne Unterschied, ob sie civilistisch oder administrativ sind, zusammengefasst werden; und eben diese Gelegenheit, die gesammte über ein solches besonderes Verhältniß vorhandene Legislation vereint darstellen zu können, ist einer von den Gründen, aus welchen jene Trennung des Besonderen von dem Allgemeinen motivirt werden muß. In so fern nun die besonderen *Codes* nur zum Theil zur civilistischen, im übrigen aber zur administrativen Legislation gehören, ist jenes ihr enge Verhältniß

mit dem C. N. nur von dem civilistischen Theile zu verstehen.

Endlich darf auch bey dem C. N., um ihn von dem allein richtigen Standpuncte aus, wo man ihn in allen seinen Verbindungen mit dem Systeme der gesammten französischen Legislation erblickt; die Art und Weise nicht übersehen werden, wie sich die Provincial- und Local-Rechte an ihn anschließen. Denn die Provincial- und Local-Rechte sind, wie schon gesagt, durch den C. N. keinesweges aufgehoben, so fern sie nur nicht solche Materien betreffen, welche den Gegenstand der Gesetze des C. N. ausmachen. Und zwar dauert ihre bisherige Gültigkeit, mit der eben gedachten Einschränkung, fort ohne Unterschied, ob sie über die besonderen bürgerlichen Verhältnisse, z. B. der Landbauer, des Handelsstandes, oder aber über das (objectiv) allgemeine Civilrecht disponiren. Es besteht sogar mit dem Plane der französischen Legislation sehr gut, daß die localen Rechte, welche ihre Gültigkeit behalten, gesammelt und in (geographisch) besonderen Codes eine eigene Organisation erhalten. *Angedeutet* ist freylich eine solche Ausdehnung des Plans der neuen Legislation auf die provinciellen und localen Rechte im voraus in Frankreich nicht. (Der Plan der russischen und preussischen Legislation geht bekanntlich mit auf Provinzial-Gesetzbücher.). Daß aber gleichwohl eine solche Erweiterung des Plans noch täglich beliebt und ausgeführt werden könne, davon giebt der Code de commerce für die Stadt Lyon ein Beyspiel, welcher von dem gesetzgebenden Corps erst neulich adoptirt ward, mit der Bemerkung des Staatsraths *Jaubert* (in der Sitzung dieses Corps vom 11 May 1806): „*que les autres villes de fabrique pourront être admises à jouir du même bienfait.*“

Fünfte Frage: Wie zeigt sich der C. N., wenn man auf das Verhältniß zwischen Staat und Privat-zustand Rücksicht nimmt? — Er zeigt sich als eine Legislation, bey der es darauf ankam, den Privat-zustand mehr in rechtliche Harmonie mit der jetzigen Verfassung und Regierung zu bringen, ihn zu dem Ende unter die Zwecke und Mittel des Staats schärfer unterzuordnen, und dem Staat auf diese Weise in seinen einzelnen Bestandtheilen Einheit und Zusammenhang, so viel als nur möglich, zu geben. Es legt sich dieses allenthalben zu Tage. Wir müssen uns aber hier darauf beschränken, nur eins und das andere auszuheben; wobey es sich jedoch nicht wohl vermeiden läßt, auch bereits auf den Charakter des neuen Gerichts- und Proceßwesens einige Rücksicht mit zu nehmen.

I. Die Legislation des C. N. hat in solchen Fällen, wo bloß reines Privatrecht, außer Verbindung mit den Zwecken und Mitteln des Staats, zu entwickeln gewesen wäre, gewöhnlich geschwiegen, und es mit Recht bey dem gelassen, was sich über diesen Gegenstand in so reichem Maße aus dem römischen Rechte schöpfen läßt. Dagegen hat sie das doppelte Geschäft gehabt, einer Seits solchen rechtlichen Bestimmungen des Privat-zustandes, bey welchen die regierungsrechtlichen Motive jetzt nicht

mehr fort dauern, ein Ende zu machen, folglich den Privat-zustand, wenn nicht etwa neue Motive zu seiner Beschränkung in die Stelle der bisherigen getreten waren, in seinem Verhältnisse zum Staat in Freyheit zu setzen, und ihn sich gewissermaßen selbst wieder zu geben, anderer Seits aber den privatrechtlichen Zustand in die schicklichste Lage zu den neu eingetretenen regierungsrechtlichen Motiven zu bringen.

II. Um dem letztern Geschäfte Genüge zu leisten, ist dem wichtigen Staatsprincipe, dem Principe der Einheit, allenthalben gehuldigt worden. Daher ist das Recht des C. N. eins und dasselbe durch das ganze Kaiser- und Königthum; alle Local-Rechte, die dagegen verstoßen, sind vernichtet. Sehr natürlich! Denn derjenige Theil des Privatrechts, welcher auf *allgemein*, nicht etwa bloß diese oder jene Gegend des Reichs, sondern das Ganze des Staats angehenden Motiven beruht, muß selbst allgemein gelten, wenn der Staat nicht in sich selbst zwiespältig werden soll. Nun aber hat der C. N. es gerade vorzüglich mit jener Art des Privatrechts zu thun.

Weitere Folge des Princips ist: das gesammte Gerichts- und Justizwesen wird von einem Einzigen, dem jedesmaligen Großrichter und Justizminister, dirigirt, zu dessen Departement auch die Berichterstattung über alle und jede Gnadenurtheilungen, so wie über alle Rechtsfragen, welche eine Interpretation der Gesetze erfordern, und in dem Falle sind, an dem Staatsrath übermacht zu werden, gehören. Das gesammte Personale bey den Gerichten, die Richter, die kaiserlichen Procuratoren, Secretäre, Advocaten, Huissiers, bestellt der Kaiser. Bloß die Friedensrichter werden von ihm nicht ernannt. Auch die Professuren bey den Rechtsschulen werden alle von ihm vergeben. „*La justice se rend au nom de l'Empereur par les officiers qu'il institue.*“ Ein gleichförmiger Unterricht des Rechts ist, mit großer Genauigkeit, durch das ganze Reich vorgeschrieben, durch das schon oben angeführte Gesetz vom 22 Ventose XII., in Verbindung mit dem K. Decret vom 4 jour compl. XII. Auch ist die Legislation schon darauf bedacht gewesen, alle fremden Sprachen aus den Gerichtsacten auszuschließen und die Einheit der französischen Sprache für das ganze Reich zu sanctioniren. (*Lafontaine* I. II. S. 104.)

Vor allen Dingen aber kam es für den Zweck der Einheit darauf an, das Verhältniß zwischen Justiz und Administration gehörig zu gründen, und es dann, nach einmal geschehener Gründung, bey Handhabung des Geschäftes auch wirklich aufrecht und im Gange zu erhalten. Namentlich ist man darauf bedacht gewesen, theils alle Disharmonie und Friction aus jenem Verhältnisse zu verbannen, theils eine solche Einrichtung zu treffen, daß bey allen Sachen das Interesse der Justiz und der Administration zugleich gewahrt werde, in der Voraussetzung, daß es keine Justiz- oder Regierungssachen gebe, welche eins oder das andere allein und ausschließend sey, sondern daß bey der jetzt bestehenden Lage der Dinge alle Justizsachen auch zugleich Regierungssachen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

des

C O D E N A P O L É O N.

Mittel und auch Folgen dieser Verbindung der Justiz und Administration sind: daß der Grofsrichter und Justizminister eben so gut Sitz im Senate und Staatsrathe hat, als er befugt ist, dem Cassations-Gericht, oder einem oder dem anderen der Oberappellations-Gerichte zu präsidiren; daß die Regierung bey allen Gerichtsstellen ihre Commissarien und Procuratoren hat, welche in jeder vorkommenden Parteysache das öffentliche Interesse wahrzunehmen, ausserdem aber dafür zu sorgen haben; daß die Disciplin und Regelmäßigkeit des Dienstes bey den Tribunalen aufrecht erhalten, und kein Gesetz, welches die öffentliche Ordnung betrifft, vernachlässiget werde; daß ein eigener Zweig des vorgeschriebenen Unterrichts auf den Rechtsschulen für das Verhältniß des Rechts zur Administration existirt; daß endlich alle Rechts- und Jurisdictionenconflicte zwischen den administrativen und gerichtlichen Auctoritäten ohne Umfchweif von der höheren administrativen Behörde entschieden werden.

Nichts desto weniger aber sind und bleiben es immer zwey von einander verschiedene Seiten, die administrative, und judicielle, so oft sie sich auch bey einerley Sache vereinigen finden, und so nöthig es ist, jedesmal beide zugleich ins Auge zu fassen. Damit also der Gefahr einer völligen Vermischung der beiden Seiten, offenbar dem schlimmsten Übel, vorbeugeet werde, so ist es Grundmaxime geworden, daß Eine Person nie ein administratives und judicielles Amt zugleich in sich vereinigen könne.

Es ist hierauf um so mehr aufmerksam zu machen, da es in Deutschland gerade ganz umgekehrt hergeht. Da haben in dem einen Falle die meisten Richter neben ihrem Richteramt auch noch eine Administration, während in dem anderen Falle eine doppelte Sache, ihrem judiciellen und administrativen Charakter nach, unter den Gerichten und Regierungs-Behörden nicht selten hin und her gezerrt, und dadurch natürlich am Ende ganz und gar verzerrt wird.

III. So wie nun die Legislation bemüht gewesen ist, alle Friction in und unter den Anstalten und Einrichtungen des Staats möglichst zu verhüten: eben so hat sie auch gesucht, die Frictionen im Privatzu-

stande, welche durch die Streitigkeiten der Privatpersonen unter sich selbst entstehen, so gering als möglich zu machen, um für das Ganze die Kräfte und Hülfsmittel zu erhalten, welche sich im Streite des Einzelnen vergeblich verzehren. Daher hofft das Gesetz bey entstehender Streitigkeit zuerst, daß sie bey dem *Juge de paix* oder bey dem *Bureau de paix et de conciliation* werde verglichen werden. Schlägt aber diese Hoffnung fehl, so giebt das Gesetz der Willkühr der Parteyen in der Art zu streiten nur geringen, dem richterlichen Amte aber einen desto größeren Spielraum. Es haben dann auch nur wenig Instanzen Statt; ja, bey den meisten Sachen muß man sich nur mit Einer Instanz begnügen.

IV. So wie ferner der Privatzustand auf der einen Seite aus den Banden des Leib- Lehn- und Guts-Nexus gelöst worden ist, so erscheint dagegen auf der anderen Seite der Staat selbst viel stärker und vielseitiger in allen Privatverhältnissen, als vorher, mit dem Bestreben, im Privatrechte alles so staatszweckmäßig als möglich zu machen. Das zeigt sich im Personenrechte z. B. dadurch, daß die Legislation vorzüglich solchen Ständen ihre Aufmerksamkeit gewidmet hat, die bey den unmittelbaren Verhältnissen des Bürgers zum Staat häufig in Frage kommen, und in dieser Beziehung von besonderer Wichtigkeit sind. Daher zeichnet sich der C. N. vor allen anderen Legislationen durch Reichthum und Zweckmäßigkeit seiner Verfügungen über die *Actes de naissance*, über die Abwesenheit u. s. w. aus. In der Lehre vom Eigenthum zeigt sich das Bestreben nach Staatszweckmäßigkeit noch stärker. Diese Lehre hat im C. N. aufgehört, für die Zwecke des Lehninstituts, des gutsherrlichen Verhältnisses, des Familienglanzes, und hat dagegen daselbst angefangen, in einer freyeren Manier, als vorher, für die Principe vom National-Reichthum und von Staatswirthschaft bearbeitet zu werden. Wie sehr sie dadurch an Leichtigkeit und Einfachheit gewonnen, und wie sie nunmehr, ihrem Geiste nach, mehr in der Politik, als in der Geschichte ruht, folgt von selbst.

Man hat z. B. längst eingesehen, daß die Befugnisse der Privatpersonen, auf mehr als Einen Todesfall hinaus über ihr Vermögen zu verfügen, daß also insbesondere das Familien-Fideicommiss staatszweckwidrig sey. Die Geschichte der Familien-Fideicommiss lehrte auch, wie man immer mehr und mehr dieses Institut, des Staats wegen, zu beschränken gesucht hat. Ein mächtiger Schritt für diesen Zweck geschah noch neuerlich in der preussischen Cabinets-Or-

dafs namentlich das Doctrinelle oder die Jurisprudenz von seinem Plane ganz und gar ausgeschlossen ist, so wird man schon aus diesem Grunde die Idee fallen lassen, als solle der C. N. ein Gesetzbuch seyn, eine Idee, welche den unrichtigsten Mafstab zur Beurtheilung des C. N. an die Hand giebt. Der C. N. ist eben so wenig ein Gesetzbuch, als das allgemeine preussische Landrecht; oder vielmehr er ist es noch weit weniger, als dieses. Er besteht aus lauter einzelnen Gesetzen, die nach einander, und ohnehin nicht einmal in der Ordnung, in welcher sie nachher der C. N. zusammengestellt geliefert hat, decretirt und promulgirt sind, und von welchen jedes ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. Man hat sogar in Frankreich einen Augenblick gezwifelt, ob es nicht besser wäre, die verschiedenen Gesetze jedes einzeln für sich bestehen zu lassen, als sie zu einem Ganzen, mit einer blofs mechanischen Verbindung der Theile, zusammen zu fassen. (S. *Locré's Esprit du C. N.* Th. 1. S. 82.) Aber auch das Wort *Code* will weiter nichts bedeuten, als eine bloße Sammlung von Gesetzen; wie man aus den vielen anderen *Codes* sieht, welche die juristische Literatur Frankreichs darstellt. Das einzige Gesetzbuch, welches Europa aufzuweisen hat, ist doch wohl nur das *Corpus juris romani*, ob schon auch dieses einen solchen viel sagenden Namen nur dem Materiale nach verdient, nicht aber der Form nach.

Am wenigsten aber mag man glauben, der *Code* solle ein solches Gesetzbuch seyn, dergleichen in den Köpfen mancher philosophischen Juristen existirt. Ein Gesetzbuch ist ihnen ein tief im philosophischen Grunde stehendes, mit doctrinellem Material zur Füllung und Verbindung reichlich ausgestattetes, innerlich mit Klammern und Kreuzbändern allenthalben verwahrtes, äußerlich rund herum vollkommen geschlossenes, nach dem Winkelhaken der Methode kunstgerecht aufgeführtes Gebäude. Den Plan zu einem solchen Gebäude zieht man insbesondere in Deutschland gar zu gern aus der Tasche, wenn es darauf ankommt, die neuesten Arbeiten der Regierungen im Fache der Legislation zu beurtheilen. Man denkt nicht daran, dafs ein Gesetzbuch von dieser Art nichts weiter sey, als ein Märchen aus der tausend und einen Nacht der Theorie.

III. Man wird nun auch Bedenken tragen, in den oft gehörten Tadel mit einzustimmen, dafs die Arbeit beym C. N. übereilt worden sey; dafs man sich namentlich nicht Zeit genommen habe, die Stimmen des gelehrten Publicums vorher zu vernehmen; dafs das Project des C. N. beym Publicum überall gar nicht zur Discussion gekommen sey.

Allerdings ist mit dem C. N. sehr geeilt worden. Man mufs dieses insonderheit dann finden, wenn man den Mafstab der Geschwindigkeit von der Bedächtlichkeit und vornehmlich oft schneckenartigen Geschäftsgänge der Deutschen hernimmt, oder wenn man daran denkt, dafs in Rußland seit Peter dem Großen Commissarien zur Redaction eines Gesetzbuches ge-

essen haben, ohne bis jetzt mit der Arbeit zu Stande gekommen zu seyn. Hiergegen steht es denn freylich sehr ab, wenn man erfährt, dafs der Entwurf zum C. N. in vier Monaten verfertigt, und schon einige Jahre nachher in seiner rectificirten Form zur Promulgation gebracht worden ist. Der Grund dieser Schnelligkeit ist aber diesmal nicht darin zu suchen, worin ihn die Deutschen bey den Franzosen gewöhnlich zu suchen pflegen; sondern vielmehr in der Natur der Arbeit selbst, welche theils von sehr dringender Art war, theils auch an sich in jenen vier Monaten und einigen Jahren vollkommen geräumigen Platz hatte. Es kam ja nicht darauf an, das ganze Gebäude der Legislation von Grund auf neu zu bauen, oder neu zu organisiren, sondern es kam nur darauf an, die Resultate der Revolution in Hinsicht der Civil-Legislation zu mustern, das Brauchbare zu sammeln, und es zu einem harmonischen Ganzen zusammen zu stellen, und so das Neue dem Alten anzueignen. Bey dieser Operation fand man den Grund noch dazu schon gelegt durch das frühere Project von *Cambacérés*, welches die Commission der vier Redactoren um so eher zur Basis nehmen konnte, da ihr Auftrag von Seiten des damaligen ersten Consuls nur dahin gieng, die in den verschiedenen bisher bekannt gemachten Projecten eines Civilgesetzbuches befolgte Ordnung zu vergleichen, und danach einen Plan zu entwerfen. Dazu kam, dafs das Doctrinelle (*Jurisprudence*), dessen Bearbeitung die meisten Schwierigkeiten bey der Redaction eines Gesetz-Codex hat, ganz und gar ausser den Grenzen des legislatorischen Unternehmens liegen sollte. Endlich fiel bey dem *Code* auch darin ein sonst wohl gewöhnlicher Grund der Verzögerung weg, dafs es die französische Regierung nicht nöthig fand, die Meinungen der Gelehrten und des sich für sachverständig haltenden grossen Publicums über das Project des Codex zuvor zu vernehmen; welches auch in der That, bey der beabsichtigten Ausschließung des Doctrinellen, weniger nöthig war.

Man darf nur ja nicht glauben, die Arbeit sey schnell; folglich auch flüchtig und ungründlich geschehen. Wenn gleich der *Code* nicht vorher um ausgesetzte Preise, nicht in Druckschriften, unter den Gelehrten von Fach durchgefochten worden ist: so hat er doch vor seiner endlichen Promulgation so viele und vielartige Prüfungen durchlaufen müssen, als sich schwerlich bey irgend einer anderen der neueren Legislationen nachweisen lassen. Schon das Project von *Cambacérés* (1796) war als ein Resultat mehrjähriger und vielseitiger Verhandlungen anzusehen. Auf dieses Resultat baute ein jeder der vier Commissionen die Ausarbeitung der ihm zugetheilten Titel fort. Hierauf folgte eine Revision bey der gesammten Commission. Aus den Händen der Commission kam das von ihr geleistete Project an das Cassations-Tribunal und an die Appellations-Gerichtshöfe, welche aufgefordert wurden, ihre Bemerkungen darüber einzusenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 J A N U A R, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

Fortsetzung der Recension
des

C O D E N A P O L É O N.

Nachdem die im vorigen Stück erwähnten Bemerkungen der Gerichtshöfe über den *Code*, welche auch in Druck erschienen sind, reichlich eingegangen waren, eröffnete der Staatsrath, und zwar zuerst bloß in der Gesetzgebungs-Section, dann aber, unter dem Voritze des damaligen ersten Consuls, oder, in dessen Abwesenheit, des zweyten Consuls, von Neuem in der Vereinigung sämtlicher Sectionen; die Discussion über das gelieferte Project des *Code*, Titel vor Titel, und zwar, hier und dort, jedesmal mit Zuziehung und in Gegenwart der vier Mitglieder der Redactions-Commission. Was solchergestalt, zuerst in der Gesetzgebungs-Section, und dann im Pleno, nach Mehrheit der Stimmen durchgegangen war, gelangte hierauf an das Tribunal, welches nun gleichfalls in geheimen Sitzungen zur Debatte schritt, und keine Bemerkungen machte. Die Section der Gesetzgebung des Staatsraths untersuchte sodann diese Bemerkungen, und erstattete darüber ihren Bericht an die vereinigten Sectionen des Staatsraths, welche wieder über die vom Tribunal in Antrag gebrachten Abänderungen stimmten. Nan erst war die Sache zu einem Vorschlag an den gesetzgebenden Körper reif. Den Vorschlag verwies hierauf dieses Collegium, nachdem er dahin von drey Staatsrathen gebracht, auch daselbst seinen Motiven nach von ihnen entwickelt war, an das Tribunal, welches eine Commission niedersetzte, um Bericht darüber zu erstatten. Nach Anhörung des Referenten und der Redner, welche für oder gegen den Vorschlag auftraten, stimmte das Tribunal über den Vorschlag ab. Dann ernannte es Redner, um dem gesetzgebenden Körper darüber Vortrag zu thun, durch dessen Genehmigung der Vorschlag endlich in ein wirkliches Gesetz überging. Sämmtliche auf obige Weise durch die verschiedenen Prüfungen durchgegangenen einzelnen Theile wurden zuletzt durch eine eigene Sanction, vom 30 Ventose XI, in Bücher, Titel und Artikel, letztere nach einer ununterbrochen fortlaufenden Zahlenreihe, eingetheilt, und zu einer einzigen Sammlung, unter dem Titel: *Code civil des Français*, vereinigt.

Die Vergleichung zwischen dem von den vier Commissarien gelieferten Entwürfe und dem nun-
S. A. L. Z. Erster Band. 1807.

mehro wirklich publicirten Codex macht eine so bedenkende Verschiedenheit zwischen beiden Werken bemerklich, als sie zwischen dem Entwurfe eines Gesetzbuchs für die preussischen Staaten und dem darauf gegründeten allgemeinen preussischen Landrechte nicht anzutreffen seyn möchte; zum deutlichen Beweise, daß die geschäftsmäßige Discussion bey dem französischen Entwurfe reicher an Resultaten gewesen ist, als die literarische bey dem preussischen. So ist aus dem französischen Projecte das erste Buch, welches den allgemeinen Grundsätzen gewidmet war, im *Code* selbst weggeblieben; dagegen erscheinen im *Code* ganze Rechtsinstitute von der ersten Wichtigkeit zuerst, z. B. das Institut der Adoption, wovon im Projecte noch keine Spur vorhanden war. Dabey ist es wieder nicht uninteressant, wahrzunehmen, wie bey den Abweichungen von dem Projecte die spätere Hand des früheren noch immer nachzuhelfen gesucht hat. So blieben von dem weitläufigen Präliminär-Buche des Projectes zuerst sieben Artikel übrig, nämlich die sechs Artikel, welche den Präliminär-Titel des *Code* jetzt wirklich ausmachen, und ausser diesen noch ein siebenter, welcher, ungeachtet er in den Sitzungen vom 14 Thermidor und 4 Fructidor IX genehmiget worden war, dennoch hernach noch verschwunden ist, und zwar auf die besondere Weise, daß man den Grund der Weglassung aus dem Protocolle nicht zu ersehen vermag. Der Inhalt dieses verschwundenen Artikels ist: wenn das Gesetz gewisse Acte in Rücksicht der Umstände für betrügerisch erkennt, so sey kein Beweis zulässig, daß dennoch keine Arglist dabey Statt gefunden habe.

Ubrigens liegt es ja überall nicht in dem französischen Charakter, bey einer Unternehmung ein Paar Menschenalter vorher darüber zu denken, zu reden und zu schreiben, und es darauf ankommen zu lassen, ob endlich, nach vielem Denken, Reden und Schreiben, noch Zeit und Gelegenheit sey, zu handeln. Wie gut oder schlecht eine höchst nöthige Sache geschehen werde, ist ohnehin nur eine untergeordnete Frage, so lange, nach bisherigen Erfahrungen, selbst das noch zweifelhaft ist, ob überall die Schwierigkeiten, die sich einer vollkommenen Ausführung entgegen stellen, überwunden werden können.

IV. Ist der C. N. eine bloß mechanisch compo-
nirte Sammlung einzelner Gesetze, so verfehlt man ganz das rechte Ziel der Beurtheilung, wenn man an dem Systeme und an der Methode desselben viel auszusetzen findet. Der Jurisprudenz bleibt es über-
G

lassen, die bloß allgemein, nach einer gewissen Gleichartigkeit der Gegenstände und der Rechtsbegriffe, classificirten Rechtsnormen auf ihre Grundsätze zurückzuführen, und sodann auf diesem Grunde ein streng methodisches Rechtsgebäude, im historischen Geiste des C. N., zu errichten. In einer Legislation, welche gar nichts von Jurisprudenz einmischen will, muß es sogar als Grundsatz gelten, daß die einer jeden Rechtshorin angewiesene Stelle zufällig und durchaus bedeutungslos sey. Eine jede Bedeutung, die aus Stelle und methodischer Verbindung abgeleitet wird, gehört schon, als Resultat einer doctrinellen Combination, nicht in die Legislation, sondern in die Jurisprudenz. Das Classificiren in einer Legislation, als solcher, kann bloß den Zweck haben, das Auffuchen und Nachschlagen zu erleichtern, und den Index, wo nicht entbehrlich zu machen, doch wenigstens ihm zu Hülfe zu kommen. Wenn nun in dieser Hinsicht diejenige Classification am rathsamsten seyn möchte, welche am wenigsten von einer schon bekannten und den Juristen bereits geläufigen Ordnung abweicht, so kann man gewiß damit zufrieden seyn, daß in dem C. N. eine Anordnung des Materials zum Grunde liegt, welche theils den Justinianischen Instituten, theils den beliebtesten Systematikern Frankreichs, *Domat* und *Despeisses*, angehört.

Wir stimmen also mit *Maleville*, einem der vier Redactoren des Projects des *Code*, vollkommen überein, wenn er sich über die Ordnung des C. N. dahin erklärt: die Eintheilung sey bey einer Gesetzsammlung in der Art des *Code* durchaus willkürlich, und es gebühre nur derjenigen ein Vorzug, welche dem Gedächtnisse am meisten zu Statten komme, welche die verschiedenen Gegenstände von einander absondere, und nicht durch zugroße Massen ermüde.

Wir sind also weit entfernt, darüber zu rechten, ob die Eintheilung des Ganzen in drey Bücher mehr für oder mehr gegen sich habe; ob es nicht besser gewesen wäre, das erste Buch in drey Abschnitte, wie es der Kaiser selbst wollte, zerfallen zu lassen; ob nicht mehrere Materien des ersten Buchs weit schicklicher in das dritte Buch gebracht wären; ob nicht ein Theil dessen, was im sechsten Titel des dritten Buchs enthalten ist, einen besseren Platz in dem *Code* des Processen gefunden, und ob nicht namentlich auch gleich vorn der §. 16 des C. N., welcher über die Caution der Processkosten wegen disponirt, eben dahin gehört hätte. Diese und tausend andere Fragen ähnlicher Art sind gar nicht von dem Gewichte, welches man so leicht, wenn man Legislation und Doctrin, Leben und Schule, nicht von einander gehörig unterscheidet, darauf zu legen geneigt ist.

V. Man mag zuvor doch ja bedenken, daß der C. N. keinesweges allein stehen, sondern auf dreyerley Weise unterstützt und ergänzt werden soll, theils durch das vorher gewesene Recht, an welches er sich angeschlossen hat, theils durch seine eigene *Jurisprudenz*, welche ihm von der Regierung selbst zur Begleiterin gegeben worden, theils durch die

übrigen *Codes*, mit welchen er in Verbindung steht, ehe man sich mit Vorwürfen von Mangel an Vollständigkeit, von Magerkeit, von Unbestimmtheit und Dunkelheit so dreist gegen den C. N. hervor wagt, als es der *Réc.* in einer anderen *Literatur-Zeitung* gethan hat.

Es ist ein großer Unterschied, ob man den C. N. isolirt, oder ob man ihn in seine gehörige Verbindung mit den übrigen Rechtsquellen setzt, außer welcher man ihn auch in Frankreich durchaus nicht bearbeitet. In vollständiger Gesellschaft sieht man den *Code*, z. B. in folgendem Werke: *Les Pandectes françaises ou Recueil complet de toutes les lois en vigueur, contenant le Code civil avec les dispositions des lois romaines, coutumières, édits, déclarations et decrets, que la législation nouvelle laisse subsister, par J. B. D. et N. R. C., anciens jurisconsultes des universités de Paris et d'Orléans.*

Am wenigsten lag es in dem Plane des C. N., konnte auch darin nicht liegen, mit einer Fülle bloß consecratorischer Normen zu glänzen, oder die unerschöpflichen Schätze der Doctrin auszukramen, und so die Jurisprudenz in der Legislation bereits zu anticipiren. Mit allem Fleiße des Ausschöpfens kommt man ja doch nicht auf den Grund. *Reitemeier* hat in seinem *Abschloßrechte* sieben Mal mehr Normen über diesen Gegenstand aufgestellt, als das sonst so reichhaltige allgemeine preussische Landrecht enthält. Wer aber noch sieben Mal sieben mehr haben will, der wird sie auch finden.

Die französischen Juristen beschäftigen sich selbst fortwährend damit, Rechtsfragen aufzulösen, die der C. N. unentschieden gelassen hat, ohne daß es ihnen einfällt, dem C. N. damit einen Vorwurf der Unvollständigkeit machen zu wollen. So z. B. hat *Jouanneau* *président de la section de l'intérieur du conseil d'état, grand procureur près la haute cour impériale etc.*, seine *Discussions du Code civil dans le conseil d'état* (2 Voll. in 4.) unter andern auch mit einem Anhang *sur les questions de droit, qui paraissent n'être pas résolues dans le Code* versehen.

Mit Recht ist es vielmehr von Sachverständigen, namentlich von *Steltzer*, bey dem allgemeinen preussischen Landrechte getadelt worden, daß man so manches leichte Resultat der doctrinellen Combination und Folgerung, zu deren Sanction, auf Veranlassung dieses oder jenes in der Praxis vorgekommenen Falles, sich die Legislation selbst hergegeben hat, statt daß sie billig der Doctrin dabey ihren Lauf hätte lassen sollen, in die zweyte Ausgabe des Landrechts aufgenommen hat.

VI. An Controversen kann es freylich auch bey dem C. N. nicht fehlen. Sie sind von jeher die unvermeidliche Folge davon gewesen, daß keine Legislation ohne doctrinelle Bearbeitung fertig werden kann, so sehr sich auch mancher Gesetzgeber, und namentlich auch Justinian, gegen eine solche Begleiterin zu sträuben gesucht hat. Wo aber die Jurisprudenz Spielraum hat, da behauptet die Subjectivität ihr Recht. Der Sinn des Gesetzgebers geht, da er durch

Andere zur Anwendung kommt, nicht bloß vom Papier, sondern auch von den Köpfen derer aus, welche die Anwendung zu machen haben. Daher denn das Glück einer Legislation am Ende im wirklichen Leben weniger von ihrer eigenen Vortrefflichkeit, als von den Köpfen und Herzen der Juristen abhängt. Dazu kommt, daß es desto mehr Controversen geben muß, je neuer eine Legislation noch ist. Erst unter einer fortgesetzten Cultur der Jurisprudenz lösen sich immer mehr und mehr Zweifel, und bildet sich mehr und mehr ein stetiger Gebrauch.

Wir sind aber hier nicht geneigt, Controversen aufzufuchen. Diejenigen Controversen, welche man sucht, sind immer die schlechtesten. Die besten sind die, welche sich in der Praxis von selbst darbieten. Von den bereits zur Sprache gekommenen Controversen wollen wir beispielweise nur die anführen, welche sich auf die Vereinigung von Art. 48 und 170, auf die Erklärung des Art. 168, auf die Vergleichung des Art. 146 und 228, auf die Erklärung des Art. 972, desgleichen des Art. 343 und 350, ferner des Art. 112, auf den Widerspruch zwischen Art. 113 und 136, beziehen.

Unter diesen Controversen läßt sich der Streit über Art. 745, zwischen den Herren *Lassaulx* und *Pfender*, wegen der Frage, ob unter den Descendenten auch dann Repräsentation eintritt, wenn jene mit dem Erblasser gleich nahe verwandt sind, oder nur dann, wenn einige näher zum Erblasser stehen, als die andere, gar leicht aus dem Verhältnisse schlichten, in welchem dieser Artikel zum römischen Rechte steht.

Zwey andere von jenen Controversen, *ad art. 113. 136. 112*), lassen sich aus den zum Code gehörigen Acten mit Sicherheit entscheiden. Denn der scheinbare Widerspruch zwischen Art. 113 und 136 klärt sich aus den Discussionen auf. (*S. Locre's Esprit* S. 691.) — Der Art. 112 aber liefert einen besonders interessanten Beleg, mit wie großem Nutzen jene Acten bey Erklärung des Code gebraucht werden können. Es disponirt nämlich dieser Artikel: „das Gericht der ersten Instanz solle über die Verwaltung der Güter eines Abwesenden verfügen.“ Welches Gericht ist hier gemeint: das, in dessen Bezirk der Abwesende wohnte? oder das, in dessen Bezirk seine Güter liegen? Der Justizminister trug, Inhalts der Acten, ausdrücklich darauf an, daß nur dem ersten Gerichte jene Befugniß zustehe, weil dasselbe allein beurtheilen könne, ob jemand vernuthlich abwesend wäre, und weil im anderen Falle leicht mehrere Tribunale entgegen gesetzte Verfügungen erlassen könnten. Dieser Vorschlag ward auch, nach einigen Widersprüchen, in der Sitzung vom 25 Nov. 1801 genehmiget, jedoch (wie *Lassaulx* a. a. O. II. 9. S. 248 bemerkt) bloß aus Versehen nicht in die endliche Abfassung übertragen.

Über zwey andere jener Controversen (*ad art. 343. 350. 972*), welche sich zuerst in der Praxis zeigten, hat bis jetzt noch kein stetiger Gerichtsgebrauch eintreten wollen. Die zum Art. 343 und 350 gehörige Frage: kann ein Vater oder eine Mutter ein anerkanntes natürliches Kind adoptiren? ist, so viel allein

wit wissen, drey Mal verneinend, und zwey Mal bejahend entschieden worden, und ein Mal, wegen getheilter Meinungen der Richter, unentschieden geblieben. Das letztere trug sich bey dem Appellationsgerichte zu Brüssel zu, wo die Meinungen bey der ersten Abstimmung getheilt waren, und nur erst, nach Zuziehung von noch drey anderen Richtern, die affirmative Meinung obsiegte. — Der Art. 972 schreibt zur Gültigkeit eines Testaments vor, daß es nicht allein von dem Notar, der es aufnimmt, niedergeschrieben werde, sondern daß auch ausdrückliche Meldung davon geschehe, daß es von ihm niedergeschrieben worden sey. Nun ist der Fall schon zu verschiedenen Malen zur gerichtlichen Erörterung gekommen, daß der Notar ein Testament wirklich geschrieben, aber die Meldung nicht gethan hatte, daß er es niedergeschrieben habe, sondern nur die, daß es ihm dictirt worden sey. Mehrmals sind dergleichen Testamente bey den französischen Gerichten für null und nichtig erkannt worden. Das Instanzgericht zu Mondidier hat jedoch auch einmal für die Gültigkeit gesprochen.

VII. Eine absolute Dunkelheit hat der mehr gedachte Kritiker jener *Literatur-Zeitung* in dem so wichtigen Artikel 753 des Code gefunden, welcher wörtlich so lautet: „*A défaut de frères ou sœurs ou de descendants d'eux, et à défaut d'ascendants dans l'une ou l'autre ligne, la succession est dévolue pour moitié aux ascendants survivans, et pour l'autre moitié, aux parens les plus proches de l'autre ligne.*“ In diesen Worten soll ein unauflösbarer Widerspruch liegen. Denn wie können die Ascendenten, ob sie gleich als ermangelnd angenommen werden, dennoch succediren? Der Kritiker glaubt sich also mit Recht zu wundern, daß weder *Lassaulx* noch *Pfender* diesen Widerspruch bemerkt, noch weniger ihn aufzulösen versucht haben. Und was noch possiblicher ist, *Lassaulx* hat in seiner Antikritik den Widerspruch nicht in Abrede gestellt, und versprochen, sich in seinem Journale weitläufiger darüber zu erklären; welches aber, so viel wir wissen, nicht geschehen ist. Wozu bedarf es auch einer weiteren Erklärung, als daß der Kritiker die kleine Partikel *ou*, welche zwischen *l'une* und *l'autre* steht, nicht zu würdigen gewußt hat. Die Fälle, die durch *ou* verbunden werden, sind ja offenbar alternativ zu verstehen, so daß also, wenn es an den Ascendenten der einen (der väterlichen) Linie ermangelt, die Ascendenten der anderen (der mütterlichen) Linie, nebst den nächsten Verwandten der väterlichen, und umgekehrt, wenn es an den Ascendenten der mütterlichen Linie ermangelt, die Ascendenten der väterlichen Linie, nebst den nächsten Verwandten der mütterlichen, succediren können.

VIII. Mehr Grund, als die Vorwürfe von Dunkelheit, Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit, scheint auf den ersten Anblick die Bemerkung *Agresti's* zu haben, der C. N. werde durch die Jurisprudenz bald ausarten. *Agresti* (ein Neapolitaner und naturalisirter Franzos,) sucht in seinen *Idées sur le perfectionnement*

ment de la législation positive (1804) zu zeigen, wie durch die, den Richtern und Rechtsgelehrten überlassene Befugniß der Interpretation der Gesetze eine *Suprematie de la jurisprudence sur le droit* entstehe. Der Vf. meint: der Gesetzgeber müsse diese Befugniß dem Richter nehmen; der Richter werde durch diese Befugniß selbst Gesetzgeber, und vereinige zwey Gewalten, die durchaus nicht in einer Person verbunden seyn dürften. Das Schlimmste aber sey, daß die Jurisprudenz nicht sogleich Stetigkeit und Festigkeit erreiche, sondern sich erst mit dem Ausgange zahlreicher Urtheile begründe, welche nicht ohne das Unglück und die Störung des Glücks und der Ruhe vieler Familien geführt werden könnten, „*Ce code civil et les autres seront accablés à leur tour par les arrêts, par les commentaires, par les lois nouvelles; ils seront mutilés par les transgressions, et altérés par le tems, si le législateur ne s'oppose sans relâche à les différentes causes, qui tendent toujours à renverser les lois.*“ Der Vf. verlangt daher eine fortwährende Thätigkeit, und schlägt zu dem Ende vor, daß aus den ersten Magistrats-Personen eine Revisions-Commission gebildet werde, welche sich alle fünf Jahre zu versammeln habe, um eine Revision in Beziehung auf die bis dahin verführte Interpretation und Commentirung, auf die bis dahin vorgekommenen Rechtsfälle und rechtlichen Entscheidungen vorzunehmen.

Uns aber will es nicht so vorkommen, als sey die von *Agrèss* gefohlene Gefahr bey dem C. N. wirklich vorhanden. Wir haben dreyerley dagegen zu erinnern. Erstlich sind es bey dem C. N. nicht Hypothesen, welchen sich die Jurisprudenz überlassen darf. Die Gesetzgebung hat selbst, mit den officiellen Actenstücken, aus welchen der C. N. hervor gegangen ist, der Jurisprudenz den Weg ziemlich bestimmt vorgezeichnet, den diese zu gehen hat. Hier sind die Elemente der Wissenschaft, in welcher der C. N. als Geisteswerk steht, auf eine authentische Art niedergelegt worden. Hier finden sich die gesammten Principe, in welche sich das Gebäude der Legislation hinein stellen läßt, statt daß man bey anderen Legislationen gewöhnlich genöthiget gewesen ist, die Principe aus dem Gesetzgebäude durch das unsichere und in jeder Hand nicht gleichen Erfolg habende Mittel der Abstraction und Combination stückweise heraus zu ziehen. Wenn aber demungeachtet zweytens die Jurisprudenz in der Praxis aus dem richtigen Geleise weicht, so bleibt ja dieselbe Kraft, welche den C. N. erschaffen hat, in Thätigkeit, um ihn erhalten zu können. Wozu bedarf es einer von fünf zu fünf Jahren sich versammelnden Revisions-Commission, da die französische Legislation schon in sich selbst eine fortwährende Gesetz- und Justiz-Inspection organisirt hat; da insbesondere der Großrichter, an der Spitze dieser Inspection, den Gang, den die Jurisprudenz in der Praxis nimmt, fortdauernd beobachtet, und sogleich die Einleitung trifft, daß, auf erstattetes Gutachten des Staatsraths an den Kaiser, die nöthige Nachhülfe mit einer Erklärung oder Zurechtweifung durch kaiserliche Decrete erfolge. Diese Gutachten des Staatsraths haben Ähnlichkeit mit denen der Ge-

setz- und Jurisdictions-Commission im Preussischen. Gleichwohl würde drittens hierbey das Bestreben der Legislation, obschon bey dem besten Willen, dennoch wirkungslos seyn, wenn die Legislation sich nicht hinlängliche Mittel und Wege eröffnet hätte, die Jurisprudenz und ihr Thun und Treiben immer unter Augen zu behalten. Eins der besten Mittel ist die Publicität, welche über die Rechtspraxis in Frankreich herrscht. Die Regierung giebt im Gebrauche der Publicität hier selbst das beste Beyspiel. Ein anderes Mittel besteht in der Leichtigkeit, mit welcher jeder Fehlgriff, jede Irregularität in der Praxis eines Gerichts durch die unter den Gerichten geknüpfte Kette der Subordination jedesmal aufwärts schallen muß in das vorletzte Ohr, in das Ohr des Großrichters. Über die Friedensgerichte haben die Civil-Untergeichte, über letztere die Appellations-Tribunale die Aufsicht; und über alle Arten der bestehenden Gerichte führt das Cassations-Tribunal die Oberaufsicht. Dieses Tribunal ist aber bereits durch das Gesetz vom 27 Ventose VIII. Tit. 6. §. 86 angewiesen worden, alljährlich eine Deputation an die Regierung zu schicken, um ihr die Punkte anzuzeigen, wo die Erfahrung einen Mangel oder eine Unzulänglichkeit der Legislation hat sichtbar werden lassen. (S. *Lassault* a. a. O. I. 1. S. 26.)

Das Geschäft, die Jurisprudenz in der Praxis in Schranken zu halten, ihr aber auch eben sowohl zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen, bezieht sich auf den Fortgang der Legislation, und wird daher am natürlichsten und zweckmäßigsten eben denjenigen Personen überlassen, welche im übrigen diesen Gegenstand zu besorgen haben. Es giebt nämlich einen dreyfachen Fortgang, welchen eine einmal zu Stande gebrachte Legislation haben muß. Theils muß der Gesetzgeber in solchen Fällen, wo es bloß nur noch auf richtige Entwicklung aus bestehenden harmonischen Gesetzen ankommt, der Jurisprudenz, so oft diese den richtigen Weg zu verfehlen in Gefahr ist, behülflich seyn; theils muß er darauf bedacht seyn, daß die wirklichen Disharmonieen und Lücken, welche sich bey der Praxis in den Gesetzen entdecken, weggeschafft werden; theils endlich muß er nicht versäumen, bey neu eintretenden Gesetz-Motiven auch neue Gesetze zu geben, damit die Legislation mit dem Staate gleichen Schritt halte, und mit ihm stets im richtigen Verhältniß bleibe. Diese dreyfache Sorge zu trennen und sie unter Mehrere zu vertheilen, ist gewiß nicht rathsam; möchte aber am allerwenigsten sich in Frankreich passen, wo es als eine der obersten Maximen gilt, daß die Justiz unter Mehreren, die Administration hingegen in der Hand eines Einzigen am besten gedeihe.

In allen drey Geschäften ist auch die Legislation in Frankreich, seit publicirten Gesetzen des C. N., bis hernichts weniger als unthätig gewesen, wie man aus den reichlichen Nachträgen von Gesetzen, kaiserlichen Decreten, Staatsraths-Gutachten zu dem C. N. sieht.

(Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension
des

CODE NAPOLEON.

Wie die Legislation auf eine gehörige Leitung der Jurisprudenz seither bedacht gewesen sey, davon findet man Beyspiele bey *Lassaulx* a. a. O. II. 6. S. 513. 518. II. 8. S. 189, 191. — Wie sie noch manche Lücke auszufüllen suche, zeigen die Beyspiele a. a. O. I. 11. S. 98. II. 6. S. 513. — Unter den auf den C. N. sich beziehenden Gesetzen, die um deswillen als völlig neu anzusehen sind, weil die Gesetzmotive erst seit dem C. N. entstanden sind, verdient hier vor allen Dingen das organische Senatusconsult wegen Annehmung der Kaiserwürde, womit der C. N. aufgehört hat, auf die Person des ersten Consuls zu lauten, als Beyspiel erwähnt zu werden. In eben diese Classe gehört die Disposition des neuen französischen Familien-Gesetzes (1806): „Die Geburt der französischen Prinzen, ihre Heirathen, ihr Hintritt, die Adoptionen, welche sie machen könnten, interessiren die ganze Nation, und haben mehr oder weniger Einfluss auf das Schicksal der letztern; und so wie alles, was die gesellschaftliche Existenz dieser Prinzen betrifft, mehr vor das Staats- als bürgerliche Recht gehört, so können auch die Verfügungen des letztern nur mit den durch Staatsgründe bestimmten Modificationen auf sie angewendet werden.“ Man würde sich also z. B., um die Streitfrage zum Art. 337 und 344 des C. N.: ob der, welcher ein Kind adoptirt hat, nachher noch andere adoptiren könne, affirmativ zu lösen, ganz vergeblich auf die bisherigen kaiserlichen Adoptionen beziehen, namentlich auch auf die Adoption nach der Schlacht von Austerlitz, welche auf die Kinder der gebliebenen Generale, Officiere und Soldaten ging, wenn gleich dieser Adoptionsact mit dem Befehle schloß, daß der Großrichter alle in einem solchen Falle von dem *Code civil* vorgeschriebenen Formalitäten befolgen solle.

Jetzt ist nur noch übrig, daß wir das Nöthige über die verschiedenen Ausgaben des C. N. hinzu fügen, und namentlich über diejenigen, deren Titel an der Spitze dieser Recension stehen.

Die Ausgaben des C. N. sind in einer Hinsicht entweder officiële, welche die Regierung selbst, oder buchhändlerische welche ein Buchhändler veranstaltet hat. Von der ersten officiëlen Ausgabe sind in weniger als einem Monate 24,000 Exemplare vergriffen. *J. A. L. Z.* 1807. Erster Band.

fen worden. Sie ist uns jetzt nicht zur Hand. Die oben namhaft gemachten Ausgaben hat man sämmtlich buchhändlerischen Unternehmungen zu verdanken.

In anderer Hinsicht sind sie entweder solche, welche den bloßen Text liefern, oder solche, welche von den Actenstücken, in welchen die Regierung den Geist des C. N. niedergelegt hat, begleitet sind. Und zwar sind in den letzteren die Actenstücke entweder mehr oder weniger vollständig, oder auch nur in kurzen daraus gezogenen Anmerkungen enthalten. Bisweilen haben die Herausgeber auch wohl noch eigene Bemerkungen, z. B. Nachweisungen der correspondirenden, oder anderer Parallel-Stellen, namentlich des römischen Rechts, oder früherer französischer Gesetze, hinzugefügt. Auch ist, je länger der C. N. in der Praxis wirkt, desto mehr zu erwarten, daß die Herausgeber nicht verkümmern werden, sowohl von den Nachträgen der Legislation zum C. N., als auch von den rechtlich interessanten Entscheidungen der Gerichte, gehörigen Orts in den Bemerkungen Gebrauch zu machen. Was also zweckmäßiger Weise der Gegenstand solcher Anmerkungen seyn kann, das hat *Loché* im *Esprit du C. N.* sehr richtig bemerkt. Es kamme, sagt er, bey der Bearbeitung des C. N. auf dreierley an: *en développer l'esprit; conférer la loi nouvelle avec la législation ancienne pour faire remarquer ce qu'elle conserve, ce qu'elle modifie, ce qu'elle détruit, ce qu'elle ajoute; enfin recueillir les arrêts dont la série doit, par la suite des tems, fixer le système d'application.* Unter den oben namhaft gemachten Ausgaben hat die *Lassaulx'sche* (No. 8) reichliche Anmerkungen unter dem Text, welche fast ganz aus dem, den Geist des C. N. darstellenden Actenstücken, den *Discussions du conseil d'état, observations des tribunaux, exposés des motifs, rapports et discours*, geschöpft sind, folglich in die erste der von *Loché* gemachten Classen gehören. Die wenigen eigenen Anmerkungen des Vf. haben meistens den Zweck, falschen Deutungen einzelner Artikel durch Zurückweisung auf den Zusammenhang, worin sie mit dem Systeme stehen, vorzubeugen. Wie nöthig es sey, neben dem *Code* wenigstens einen Auszug aus jenen Actenstücken zur Hand zu haben, lehrt schon das oben angegebene Verhältniß der Legislation zur Doctrin. Daher verdienen die Anmerkungen des Hn. L. im Allgemeinen mit Dank aufgenommen zu werden; nur wäre bey ihnen eine gedrängtere Fassung, überhaupt aber eine zweckmäßigere Verarbeitung der dabey benutzten Actenstücke, zu wünschen gewesen. Es hätte sich in der Art etwas viel Besseres leisten lassen; wozu es dem Vf., bey der großen Eile, womit er sein Werk hervortreten ließ, freylich an Zeit fehlte. — Die stereotypi-

sche Ausgabe (No. 4) giebt zwar den Text für sich allein; es gehören aber zu ihr mehrere, jedoch nicht stereotypisch gedruckte Bände mit Actenstücken und andern commentarischen Hülfsmitteln. — Die *Cromersche* (No. 5) hat nur sehr selten eine erläuternde oder nachweisende Anmerkung unter dem Texte. — Die übrigen Ausgaben (No. 1. 2. 6) bestehen aus dem bloßen Text.

In dritter Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, welche dem Gesetze vom 30 Ventose XII gemäß eingerichtet sind, oder solche, bey welchen, wegen ihrer früheren Erscheinung, von solcher Einrichtung noch kein Gebrauch gemacht werden konnte. Das eben gedachte Gesetz hat nämlich erst über die Vereinigung der vorher einzeln decretirten und promulgirten Gesetze in eine einzige Sammlung, mit einer vorgeschriebenen Einrichtung, unter dem Titel: *Code civil des Français* disponirt. Von den oben aufgeführten Ausgaben haben nur No. 4. 5 und 6 diese vorschriftsmäßige Einrichtung; die unter No. 1 und 2 nicht. Bey der *Lassaulx'schen* Übersetzung (No. 3) fängt diese Einrichtung erst mit dem dritten Bande an, und der Vf. ist bemüht gewesen, auch die ersten beiden Theile mit Hülfe eines Index und einiger Nachträge auf jene Einrichtung zu reduciren; welches sich jedoch nicht anders hat thun lassen, als flickweise und auf Unkosten der Leichtigkeit des Gebrauchs. Diese Übersetzung (No. 3) kann übrigens die beste Anleitung geben, wie derjenige, der eine von den nicht vorschriftsmäßigen Ausgaben des *Code* einmal besitzt, und den Aufwand für eine neue Edition scheut, es anzufangen habe, um mit einer kleinen handschriftlichen Nachhülfe der alten Ausgabe die neue Form zu geben. Der Unterschied zwischen den beiden Einrichtungen besteht hauptsächlich nur darin, daß die vorschriftsmäßige theils die Zahl der Artikel in Einer Reihe durch das Ganze durchlaufen läßt, (welches bey den früheren Ausgaben nicht geschehen ist, und, weil die einzelnen Theile des *Code* außer der Ordnung erschienen, auch nicht geschehen konnte,) theils einen Zusatz von Artikeln in dem Titel von der Ehe, und einen anderen von Einem Artikel in dem Titel von der Eintheilung der Güter enthält, theils auch das erwähnte Gesetz vom 30 Ventose XII selbst mit begreift. Hr. *Lassaulx* hat, außer der Ausgabe (No. 3), später auch noch eine andere, nach dem Gesetze vom 30 Ventose genau eingerichtete Edition, ebenfalls mit Anmerkungen, und vorzüglich mit Allegaten des römischen Rechts, besorgt, welche uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist.

In vierter Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, welche den französischen Text, oder welche eine Übersetzung, oder welche beides zugleich liefern. Übersetzungen kennen wir, theils deutsche, von *Daniels* (No. 1 u. 5), *Lassaulx* (No. 3) und *Cromer* (No. 5), theils eine italienische, theils eine flämändische von *Loria*. Die drey genannten deutschen Übersetzungen, womit man die dem preussischen Landrechte angediehene Ehre einer französischen Übersetzung (Paris 5 Bde.) in Deutschland bereits dreyfach erwiedert hat, sind sammtlich etwas steif, aber dabey, bis auf die *Cromersche*, in welcher die französische Construction bisweilen verlas-

sen wird, fast wörtlich. Die *Cromersche* ist an den Stellen, wo wir sie verglichen haben, nicht immer treu. Mit der meisten Einsicht ist die von *Daniels* gemacht. Die *Lassaulx'sche* ist sehr undeutsch, sowohl in den Redensarten, (z. B. der Fall wird von dem Gesetze *regiert*) als auch in der Rechtschreibung (z. B. *lädal* für *letal*).

In fünfter Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, die mit Stereotypen, oder solche, die mit beweglichen Lettern gedruckt sind. Zu jenen gehört No. 4, zu diesen die übrigen.

In sechster Hinsicht sind die Ausgaben entweder solche, die den C. N. ganz, oder die ihn nur stückweise enthalten. Die oben aufgeführten Editionen sind sämmtlich von der ersten Art. Beyspiele von der zweyten Art werden hiernächst vorkommen.

Der Verschiedenheit der Ausgaben nach dem Formate brauchen wir nicht zu gedenken. Eben so schweigen wir auch von einer Eintheilung in poetische und prosaische Ausgaben so lange, bis der Buchhändler *Leclerc* zu Paris sein öffentlich angekündigtes Vorhaben ausführt, den *Code Napoléon*, in Verse gebracht, heraus zu geben. Bis dahin begnügen wir uns, den Hn. *Leclerc*, um ihn in seinem Kunstunternehmen wenigstens zu erbauen, da wir ihn nicht darin aufzuuntert können, darauf aufmerksam zu machen, daß auch bereits die Natur eben so gut in dem C. N., als in den Justinianischen Novellen, mit Versen gespielt hat. In letzteren kommt der runde Hexameter vor: — *ἑσμεος, ταυτα κρατειν και ὄντα γε πασι γινεσθαι*. In dem C. N. aber finden sich Art. 747 folgende gereimte Verse: *Si les objets ont été aliénés, les ascendants recueillent le prix qui peut en être dû*.

Unter den oben aufgeführten Ausgaben ist, wenn man die Beyhülfe eines Commentars aus den Discussionen und den übrigen Actenstücken entbehren will, die von *Daniels* (No. 6), als Handausgabe, am meisten zu empfehlen, vorzüglich demjenigen, welcher neben dem französischen Text auch zugleich eine deutsche Übersetzung zu haben wünscht. Die Ausgabe ist correct, ist sauber in Druck und Papier; ist nach dem Gesetz vom 30 Ventose XII eingerichtet; ist mit nützlichen Zugaben versehen, namentlich mit einem summarischen Inhaltsverzeichnis, nach Ordnung und Folge der im C. N. herrschenden Eintheilungen in Bücher, Titel, Kapitel und Abschnitte, und mit einem alphabetischen Sachenregister; endlich ist die auf der linken Hand des Buchs befindliche Übersetzung lesbar. Will man auf den französischen Text verzichten, so kann man auch die deutsche Übersetzung, als ein besonderes Werk, unter eigenem Titel, und unter eigener Seitenzahl, um die Hälfte des Preises, folglich um 2 Rthlr., kaufen. Verlangt man aber, neben dem Text, auch noch die commentarisch-authentischen Hülfsmittel, ohne jedoch sich kostbare französische Werke anschaffen zu wollen, so bleibt nichts weiter übrig, als zu der *Lassaulx'schen* Übersetzung (No. 3) zu greifen, und dabey die Unbequemlichkeit im Gebrauche, die von der halb neuen und halb alten Einrichtung herrührt, zu übersehen. Die französisch-deutsche Ausgabe von *Daniels* (No. 6) kostet 4 Rthlr.; die *Lassaulx'sche* Übersetzung (No. 3) ist, wie wir lesen, noch um den Pränumerationspreis von 5 fl. zu haben.

Sta.

- 1) KOBLENZ, b. Laffaulx: *Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelchrbarkeit*, herausgegeben von F. Laffaulx, Avoue bey den Tribunalen zu Koblenz (jetzt Prof. an der Rechtschule daf.). Erfter Jahrg. Bd. 1. 2. (1804) 3. 4 (1805). Zweyter Jahrg. Bd. 1. 2. 3. 4 (1805. 1806). gr. 8. (7 Thlr. 4 gr.)
- 2) Ebend.: *Die gesetzliche Erbfolge in der französischen Republik nach dem Gesetze vom 29 Germinal XI* klassificirt und mit Beyspielen erläutert von Karl Friedrich Pfender, Notar zu Kirchberg im Rhein- und Mosel-Dep. J. XII (1804) 74 S. (6 gr.)
- 3) Ohne Druckort: *Organisches Senatus-Consultum*. Gegeben im Pallast von St. Cloud am 28 Floreal XII (1804). 48 S. 8.
- 4) KOBLENZ, b. Laffaulx: *Die Erbfolge nach Frankreichs Zivilgesetzbuch*, von M. J. Grebel, Advokat (en) zu Koblenz. Erfter Theil. Die Intestat-Erbfolge. 1805. 112 S. 8. (10 gr.)
- 5) CÖLN, b. Keil, *Sammlung der Gesetze über die Acten des Civilstandes, die Ehe, Ehescheidung, väterliche Gewalt, Adoption, Vormundtschaft und Interdiction in Frankreich*. Aus dem Civilgesetzbuche ins Deutsche übersetzt von Hn. Daniels, Substituten des K. General-Procureurs bey den Cassations-Gerichtshofe in Paris. 1805. 116 S. 8. (8 gr.) (Ist auch mit dem französischen Text zu haben, auf 231 S.)
- 6) Ebend.: *Gesetze über die Erbfolge, Schenkungen und Testamente in Frankreich*. Aus dem Civilgesetzbuche der Franzosen übersetzt von Hn. Daniels u. f. w. 1805. 83 S. (8 Gr.) (Ist auch mit dem französischen Text zu haben, auf 163 S. (10 gr.)
- 7) KOBLENZ, b. Laffaulx: *Systematische Zusammenstellung der neuen franz. Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatelen und gerichtliche Verwaltungen* v. F. Laffaulx u. f. w. 1806. 177 S. 8. (12 gr.)
- 8) Ebend.: *Über das neue Civilrecht der Franzosen, rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Recht und der vorigen französischen Gesetzgebung*, von F. Laffaulx u. f. w. Erste Abtheilung. 1806. 150 S. 8. (14 gr.)

Wir befinden uns hier abermals auf dem linken Rheinufer, unter Proben deutscher Literatur über die französische Legislation, und erinnern uns dabey an die Bieher, die noch bis auf den heutigen Tag, als Seltenheiten, bisweilen an deutschen Flüssen bauen sollen, obschon gewöhnlich nicht mit dem besten Erfolg. Dafs man sich aber auf einem noch deutsch gearteten Literatur-Boden befindet, wird man, auch ohne auf die Sprache zu hören, leicht gewahr an der Art des buchhändlerischen Verkehrs.

No. 1 ist ein nicht sehr bekanntgewordenes Journal, von welchem jährlich 12 Hefte erschienen. Drey und drey Hefte bilden einen Band. Mit den beiden vorliegenden Jahrgängen ist einstweilen eine Suspension eingetreten, und der Herausgeber ist noch nicht entschlossen, ob er den bisherigen Plan, im Fall einer künftigen Fortsetzung, beybehalten, und ob er sich namentlich wieder zur periodischen Form bequemen werde. Bisher ist die Zeitschrift der Verbreitung einer genauen Kenntniß der französischen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung gewidmet gewesen. In

beiden Jahrgänge haben aber der Absicht in der Ausführung nicht ganz entsprochen; welches Hr. L. bey seinem Abschiede vom Publicum (Jahrg. II. Heft 12 S. 539) selbst gefühlt zu haben scheint. Ihr Inhalt läßt sich unter folgende fünf Rubriken bringen: I. *Abdruck von Gesetzen, Decreten, Gutachten* u. f. w. Am wenigsten kann man gegen diese Rubrik in Deutschland etwas zu erinnern finden. In Frankreich wird man aber die neuen Producte der Legislation lieber aus officiellen Blättern kennen lernen. Um diese Producte, sowohl die im Journale mitgetheilten, als auch die übrigen, desto leichter übersehen zu können, sind dergleichen systematische Register der verschiedenen Gesetze, Beschlüsse u. f. w., nach den verschiedenen Zweigen und Gegenständen geordnet, wie man im Jahrg. II. Heft 2. S. 139 sqq. eins über das Jahr XII findet, von gutem Nutzen. Man ersieht daraus zugleich die fortwährende grofse Ergiebigkeit der Legislation recht anschaulich. II. *Processgeschichten, sowohl civilistische, als criminalistische*. Manche sind an sich juristisch interessant genug, z. B. der Successionsfall aus dem neuen Rechts- und Jurisdctions-Conflict zwischen französischen und deutschen Gerichten (II. 1 und 9). Andere haben es mit solchen Vorfällen oder Personen zu thun, die durch äufsere Umstände die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen haben. Dahin gehört der Process von Moreau und Georges (I. 6 sqq.); ferner von dem Expfarrer Schäfer zu Cöln, und von Schinderhannes (I. 1. I. 3 sqq.). Die Processgeschichten sind aber mit einer ermüdenden Weit-schweifigkeit, ohne Heraushebung der in den Acten genommenen rechtlichen Gesichtspunkte, gleichwohl mit Beybehaltung der Sprache und des Styls der Acten, erzählt worden. Es kann sich ein Leser daran prüfen, ob er wohl Anlage hätte und fähig wäre, das grösste uns bekannte Druckwerk in seiner Art, welches den jüdischen Baldober der deutschen Criminalisten weit hinter sich zurück läßt, wir meinen die Schinderhannes-Acten in fünf gedruckten Folio-Bänden, durchzulesen. III. *Abhandlungen über Gegenstände der neuen französischen Legislation, vorzüglich aber des C. N.* Es sind folgende sechs, welche sich in den beiden vorliegenden Jahrgängen des Journals zerstreut finden: 1) Die gesetzliche Erbfolge nach dem C. N. von Pfender (I. 2), mit einem dagegen gerichteten Aufsatz (I. 4), und einem Anhang (I. 5). 2) System der Vormundschaften, und Unterricht für Vormünder in der französischen Republik, nach dem C. N. (I. 3 sqq.). 3) Unterricht über die Errichtung von Inventarien. 4) System der Intestat-Erbfolge von Grebel, Avoue in Koblenz (I. 8. sqq.). 5) *Les institutions de Justinien comparées au Code civil des Français* (II. 1). 6) Über das Civilgesetzbuch der Franzosen, rücksichtlich auf dessen Abweichungen vom dem gemeinen Recht und der vorigen französischen Gesetzgebung (II. 5. sqq.). Eine ähnliche Vergleichung stellte einst Erhard bey dem allg. pr. Landrechte an: 7) *Reflexions sur le mode de vuider le partage d'opinions dans les tribunaux* (II. 9). Unter diesen Abhandlungen, welche einen sehr beträchtlichen Theil des ganzen Journals einnehmen, verdient die letzte aus-

zeichnet zu werden. Dahingegen hätte der Platz wohl zweckmäßiger gefüllt werden können, als mit der ersten, zweyten und vierten. Übrigens sind diese vier Abhandlungen (1. 2. 4. 6) hernach auch in Form eigener Schriften erschienen. IV. *Entscheidungen streitiger Rechtsfragen durch den Großrichter, das Cassations-Gericht und andere Tribunale des Reichs.* Hier sieht man die neue Legislation im Leben und Gebrauch, und wir bekennen, daß wir das Journal in dieser Rubrik am liebsten aufgeschlagen haben. Auch die deutsche Jurisprudenz kann aus diesen Entscheidungen manches Brauchbare für sich schöpfen, und die Gelegenheit dazu ist durch die Entscheidungen vorgesezten Summarien sehr erleichtert worden. Nur sind letztere nicht immer richtig und dem Falle angemessen angegeben (Siehe z. B. I. 4. S. 43). Der Herausgeber hat zwar die Quelle, aus welcher er diese Rubrik gefüllt hat, nicht angegeben; vermuthlich aber sind es hauptsächlich die Sammlungen, welche mehrere Gerichte, namentlich das Cassations-Tribunal, von ihren Erkenntnissen selbst in Druck geben. V. *Literarische und biographische Notizen.*

Wenn man den ganzen Inhalt der beiden Jahrgänge in Übersicht nimmt, so kommt so viel heraus, daß bey weitem das meiste, was darin steht, auch anderwärts, und gewöhnlich ächter und besser zu finden ist, und daß das grösste Verdienst des Herausg. bey dem Journal, so wie überhaupt bey seiner ganzen übrigen, der neuen französischen Legislation gewidmeten literarischen Thätigkeit, wohl nur in der Verbreitung französischer Legislation und Jurisprudenz unter deutsche Leser, insbesondere diesseits des Rheins, besteht; wozu es jedoch schlecht passen will, daß die Namen deutscher Schriftsteller so oft verstümmelt worden sind. Beyspiele sind *Strick*, *Leiser*, *Volf*. Am wenigsten kann dieses Journal den besseren periodischen Werken, welche dem allg. preussischen Landrechte zur Hand gehen, z. B. den *Beyträgen*, *Annalen* und *Materialien* von *Klein*, *Amelang*, *Stengel*, *Siewert* u. s. w. an die Seite gesetzt werden, so sehr auch das erste Vorhaben des Herausg. dahin gegangen seyn möge, dem C. N. das zu seyn, was gedachte Werke dem allg. preussischen Landrechte sind.

No. 2. 4 und 7 sind drey Schriften bloß mit neuen Titeln und Umschlägen versehen. Sie erschienen zuerst in den *Lassaulx'schen* Annalen. Sie sind nicht tief geschöpft. Ihr Zweck ist, die Lehren, welchen sie gewidmet sind, theils ihrem ganzen Umfange nach, mit Zurückgehung auf das dem C. N. zum Grunde liegende ältere Recht, theils in systematischer Manier, darzustellen. Der vielfältige Nutzen, ja das Bedürfnis solcher systematischen Darstellungen läßt sich nicht verkennen; am wenigsten bey einer Legislation, die einer Seits selbst so wenig es für ihre Sache gehalten hat, systematisch zu seyn, und anderer Seits ohne systematische Bearbeitung das nicht zu leisten im Stande ist, weder für Theorie noch Praxis, was sie zu leisten beabsichtigt.

No. 3. ist eine Übersetzung des organischen Senatusconsults wegen Erhebung Frankreichs zu einem Kaiserthum. Französisch findet man dieses wichtige Stück auch im *Lassaulx'schen* Journ. Jahrg. I. Heft 5. 6.

No. 5 und 6 sind ein Paar Sachen mit liegender Inschrift; den Tintenfassern zu vergleichen, aus welchen man mit sechserley Tinten schreiben kann. Der von der Buchhandlung dabey aufgewandte nürnberg'sche Witz ist nicht gering. Es sind einzelne Partien des *Code civil*, aus des Hn. *Daniels* Ausgabe dieses Gesetzbuchs besonders abgedruckt, und zwar so, daß man auch von diesen Partien, so wie von dem ganzen Gesetzbuche, sowohl den französischen Text und die deutsche Übersetzung, jedes allein, als auch beides zusammen, als eigene Bücher mit eigenen Titeln, kaufen kann. Rechnet man nun zu diesen drey Varietäten die anderen drey Varietäten, welche bey dem ganzen Gesetzbuche nach *Daniels* Ausgabe, folglich mittelbarer Weise auch bey jenen einzelnen Partien, Statt finden: so ist hier der Fall vorhanden, daß eine und dieselbe Sache zugleich unter sechs verschiedenen Titeln im Publicum erscheint.

Die Abhandlung (No. 8), welche gleichfalls zuerst in *Lassaulx's* Journal erschien, hat den vierfachen Zweck: theils die allgemeinen Grundsätze über jeden Zweig des neuen Rechts kurz zusammen zu stellen; theils die Abweichungen desselben von dem alten, mit Anführung der Parallestellen, so wie die Gründe der Abweichungen, anzugeben; theils diejenigen Fragen heraus zu heben, welche der Text des Gesetzbuchs unentschieden gelassen zu haben scheint, so wie die Entscheidungen anzugeben, welche über viele derselben bereits bekannt geworden sind; theils endlich diejenigen Grundsätze und Meinungen, nebst ihren Gründen, anzugeben, welche bey der Discussion des Gesetzbuchs den darin herrschenden entgegengesetzt worden sind. — Die Abhandlung folgt der Quelle von Artikel zu Artikel. Mit der vorliegenden ersten Abtheilung derselben ist der VI. erst bis zum Art. 179 des *Code* vorgerückt. Da der ganze *Code* 2281 Paragraphen hat, so wird es sich mit der Vollendung noch mehrere Jahre verziehen. Um das Verdienst des Vfs bey der Arbeit richtig zu schätzen, müßte man vor allen Dingen die französischen Werke bey der Hand haben, aus welchen von ihm compont worden ist. Der Vf. hat aber seine Quellen verschwiegen; folglich ist es schwer, nachzukommen, ob er seine Auszüge mit Auswahl und Treue gemacht, und ob er das Ausgewählte zweckmäßig zusammengestellt habe. Genug, das Werk ist der einzige commentarische Versuch der Art über den C. N. in deutscher Sprache, durch den man sich in Deutschland, in Ermangelung der vielen und kostbaren französischen Werke, welche zur Interpretation des C. N. gehören, die so oft erforderliche doctrinelle Auskunft über den *Code* zu verschaffen im Stande ist. Daher wollen wir davon schweigen, wie groß die Ansprüche sind, die man an einen Commentator des C. N. machen kann.

Es ist uns keine Legislation bekannt, über die so mannichfaltige und vollständige Materialien zu einem Commentar, theils von der Regierung selbst, theils von dem gelehrten Fleisse der vorzüglichsten Mitarbeiter an dem C. N., theils endlich durch die über die Praxis der Gerichte herrschende Publicität, bereits geliefert worden, als gerade über den C. N. Es ist nicht leicht, in einem solchen Meere von Hülfsmitteln einen guten Plan zu einem Commentare, mit richtigen und scharfen Grenzen, zu gründen; noch weniger ist es leicht, den gegründeten Plan in der Ausführung allezeit streng zu behaupten. Auf der anderen Seite aber ist es durchaus nöthig, so wohl für die Praxis, als Theorie, daß alle jene Hülfsmittel in eine leichte und zweckmäßige Übersicht gebracht werden. Die bisher erschienenen französischen Commentare leisten für diesen Zweck zwar viel Vorzügliches, aber der eine dieses, der andere jenes. Es bedarf einer Vereinigung durch eine sichere und feste Hand. Kann aber eine solche Vereinigung nicht zu Stande kommen, so wäre es wenigstens gut, einstweilen einen vollständigen Schlüssel über alle commentarischen Hülfsmittel und Materialien zu haben, etwa in der Manier des Commentars, den neulich *Merckel* über das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten geliefert hat, oder in der Manier der *Hoffmann'schen* Repertorien über verschiedene Zweige des preussischen Rechts.

Skr.

DEN 10 JANUAR, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, in der k. k. Druckerey, und b. Rondonneau: *Collection des lois, arrêtés, instructions, circulaires et décisions, relatifs à l'impôt et à l'expertise des communes, pour parvenir à une meilleure répartition de la contribution foncière; formée avec l'autorisation du Ministre des finances par J. B. Oyon, Chef du bureau du commissariat pour la répartition de la contribution foncière. Première partie 280 S. Seconde partie 340 S. an XII et XIII (1804 et 1805).*

Da von diesem wichtigen Werke, welches wir aus dem Bureau des Finanzministers von Frankreich erhielten, wohl nur wenig Exemplare nach Deutschland gekommen sind: so sey es uns vergönnt, nach Maßgabe desselben eine vollständige Darstellung des französischen Systems über die Verfertigung der Steuerrollen zu geben. Eine solche Darstellung scheint diese Sammlung von Gesetzen, Instructionen und Circularen um so mehr zu verdienen, da sie nicht bloße Projecte über das große Thema der Gleichheit der Abgaben enthält, sondern wirklich angewandte und zum Theil ausgeführte Verordnungen der Regierung eines großen Reichs, welches bey allem Wechsel der revolutionären Meinungen doch immer dem Grundsatz treu blieb: *dass die Abgaben auf alle Bürger des Staats gleichmäßig vertheilt werden sollten.*

In Deutschland, wo jetzt mehrere Regierungen beschäftigt sind, das größte und schwerste Problem in der Staatshaushaltung zu lösen, und Aufnahmen für die Grundsteuer zu machen, wird eine Darstellung der Grundsätze, nach welchen man hiebey in Frankreich verfährt, vielleicht um so lieber gelesen. Der Drang der Geschäfte erlaubt oft dem Staatsmann nicht, sich durch eine so große Sammlung von Verordnungen, die nuchronologisch auf einander folgen, durchzustudiren, und sich so einen klaren Blick über das Ganze zu verschaffen. Referent mußte diese Sammlung seiner Dienstverhältnisse wegen wiederholt durchsehen und zum Theil durchstudiren; es würde ihm sehr angenehm seyn, wenn die Übersicht, welche er hier davon giebt, denen Staatsmännern nützlich wäre, welchen das wichtige Geschäft der Verbesserung der Kataster zunächst anvertraut ist. Vorzüglich wünschte er den Beyfall des Geh. Raths von Schup in München, des Prääsidenten von Hompesch, und des Geh. Raths von Jacobi in Düsseldorf, und

der Herren Kammerräthe Hazfeld und Schweloh in Fulda zu gewinnen.

Als man in Deutschland vor 20 bis 30 Jahren die Staatswissenschaft mit Eifer und Glück zu betreiben anfang, da suchten mehrere Regierungen die Steuerrollen zu verbessern, und die Lage ihrer Länder genau kennen zu lernen. Die Vermessungen, welche sie damals zu mancherley Zwecken in ihren Ländern anstellen ließen, hatten nur wenig Erfolg; zum Theil, weil sie ohne Zusammenhang waren, auch wenig Nutzen für den Staat. Es scheint, daß die Wissenschaft erst eine gewisse Höhe erreicht haben mußte, ehe man so große Unternehmungen ausführen konnte, zu deren Gelingen es nöthig ist, daß nicht gemeine mathematische und staatswirtschaftliche Kenntnisse sich gegenseitig die Hand bieten. Die älteren Vermessungen hatten alle nur wenig Erfolg, und waren lange nicht in dem Grade brauchbar für den Staat, in dem sie ihm Kosten verursachten. Jedes neue Bedürfnis in der Haushaltung des Staats erforderte fast immer wieder eine neue Aufnahme. Die Militär-Karte konnte der Wasserbaumeister nicht gebrauchen; die Karte von diesem war fürs Wegamt unnütz, und die Karte des Wegamts fürs Bergamt unbrauchbar. — So soll Preußen seit dem J. 1764 in Schlessien aufnehmen lassen, ohne noch eine genaue und für alle Zweige der Verwaltung brauchbare Karte zu haben. Auch weiß Referent, daß verschiedene Theile der Grafschaft Mark sechsmal vermessen sind, und nichts desto weniger müssen sie es zum siebenten Mal werden, wenn man eine genaue und durchaus brauchbare Karte davon haben wollte. — Hieran ist freylich zum Theil die Ökonomie Schuld, aber auch zum Theil Mangel an Kenntniß des Vermessungsgeschäfts im Großen. Die Minister und die Referendäre könnten vortreffliche Staatsmänner seyn, und genau den Plan und die Grundsätze angeben, welche sie bey ihren Steuerrollen wollen befolgt wissen; allein sie kennen nicht den wissenschaftlichen Theil des Geschäfts, und sie müssen den Plan und die Anordnung des Details der Aufnahme Anderen überlassen. — Die Landmesser, denen man gewöhnlich Plan und Ausführung zugleich überläßt, kennen nur die gemeinen Instrumente, mit denen man zwar ein einzelnes Gut, höchstens eine kleine Commune, aber nicht ein ganzes Land aufnehmen kann. Fragt man einen Ingenieur-Officier, so kennt dieser nur eine militärische Aufnahme, den Schrittzähler, den Taschencompas, die Dioptern, und weiß *à coup d'oeil* täglich eine Viertelquadratmeile auf Papier zu bringen. Wird

ein Professor der Mathematik zu Rathe gezogen, so ist dieser vielleicht ein guter Theoretiker, hat aber, seit er an Universitäten angestellt ist, keinen Meistich weiter gesehen, und kann, wie die böse Welt von *Kästner* sagte, keinen Winkel bis auf eine Viertel-Minute genau nehmen. Nicht alle Professoren sind praktische Geometer, wie *Tobias Meyer*. Wer kannte vor Hn. v. *Zach* in Deutschland gute Instrumente, zur Länderaufnahme tauglich? und war die oldenburger Regierung nicht die einzige, welche mit einem Kostenaufwande von 42000 Thlr. eine vortreffliche Aufnahme ihres Landes machen liefs, welche der verstorbene *Wessel* anfang, und der jetzige Kammerrath *Menz* nach 17 Jahren endigte?

Die Aufnahme für die Kataster ist unstreitig unter den verschiedenen Messungen, die in einem Lande können gemacht werden, die grösste, schwierigste und kostbarste. Jedes Haus, jeder Garten, jeder Bauerhof, jedes Feld, jede Wiese, ja der Wald mufs einzeln vermessen, und in die Karte gebracht werden. Man kann immer rechnen, dafs jede Quadratmeile für die Kataster 2000 Thlr. aufzunehmen kostet. Ist indess diese Aufnahme einmal geschehen, und ist sie zweckmäfsig geordnet: so hört auch alles das zwecklose Hin- und Heremessen, welches in jedem Lande die Landmesser Jahr aus Jahr ein beschäftigt, mit einem Mal auf, und auf der Plankammer des Landes kann jede Frage jeglicher Behörde und jedes Grundeigenthümers, die sich auf Flächenraum bezieht, ihre vollständige Beantwortung finden. In einem Staate, welcher etwas wohlhabend ist, wird, in einer gewissen Reihe von Jahren, das Land durch die Grundeigentümer einmal vermessen, sey es, dafs Güterkauf oder Gütertheilung oder Streitigkeiten oder dergleichen die Veranlassung hiezu sind. Wenn man die Anzahl der Landmesser in einem Lande weifs, und bemerkt, dafs jeder, um leben zu können, jährlich ein wenigstens seine zweytausend Morgen messen mufs: so kann man leicht die Reihe von Jahren übersehlagen, in denen dieses stehende Corps das Land vermisst. — Wären nun alle diese Vermessungen in demselben Mafsstabe und in derselben Genauigkeit, so erhielt die Regierung eine nur wenig lückenhafte Landesvermessung ohne grosse Kosten. Läfst die Regierung das Grundeigenthum jedes Gutsbesitzers nach einem bestimmten Mafsstabe vermessen, und giebt ihm den Plan von seinem Gute, indess sie eine Copie für ihre Bemühung behält: so haben beide, der Grundeigentümer und die Regierung, gleichen Vortheil. Jener erhält einen Plan von seinem Gute, der genauer ist und zugleich wohlfeiler, als wenn er ihn durch die Landmesser nach der gewöhnlichen Methode aufnehmen läfst; und die Regierung bekommt dafür, dafs sie die Sorge und die Leitung der Vermessung übernimmt, eine vollständige Flurkarte. So leicht könnten sich oft die Menschen über etwas vereinigen, was im Grunde genommen beide Theile wünschen, und es fehlt, wie Goethe in Meisters Lehrjahren sagt, gewöhnlich nur an Jemand, der sie auf eine gute Weise dahin bringt, dafs sie dasjenige thun, was

nicht allein beiden nützlich ist, sondern was auch beide gern thun möchten.

Hat die Regierung nun die allgemeine Flur-Karte des Landes, und ist diese in einem guten Mafsstabe entworfen (etwa 1600 Fufs auf dem Felde zu 1 Fufs auf dem Papier); hat sie Vorschriften gegeben, wie die Landmesser die Berge, Bäche, Waldungen, Felder, Wege und Sümpfe zeichnen sollen, und ist die richtige Lage der Hauptpunkte jedes Blatts der Flur-Karte durch ein genaues Dreyecknetz bestimmt, welches sie vorher über das Land zieht: so läfst sie aus der Flur-Karte ihre Kammer-Karte in einem zehnmal kleineren Mafsstab zusammenziehen, und darin alles Detail ausdrücken, das die Flur-Karte enthält, ausgenommen die kleine Ackervertheilung. Sie erhält nun eine Kammer-Karte auf ihre Plan-Kammer, welche ein treues und sehr vollendetes Bild vom ganzen Lande ist, und die alle Fragen der Statistiker, der Weginspectoren, der Wasserbaumeister, der Bergleute und des Militärs auf der Stelle beantwortet. Es geht keine Zeit mit Verordnungen und eingeholten Berichten hin; über jeden Plan, der der Regierung vorgelegt wird, kann gleich entschieden werden, und in einem Morgen können so viel Geschäfte abgemacht werden, als sonst in einigen Wochen, wenn man genöthigt ist, die Data zu seinen Anträgen erst mühsam im Lande zu sammeln. Ein solches Zeichnen der Kammer-Karte kostet der Regierung nur sehr wenig; die Quadratmeile kommt, sehr sauber gezeichnet, etwa auf 100 Thlr. zu stehen. — Aus dieser Kammer-Karte wird nun wieder in einem zehnmal kleineren Mafsstabe die allgemeine Landes-Karte zusammengezogen, welche, durch den Stich vervielfältigt, ein Gegenstand des Buchhandels wird, und den Bürgern des Staates eine genaue Kenntnifs ihres Landes verschafft. Läfst nachher die Regierung ein jedes Amt seine Flur-Karte und seine Kammer-Karte auf ihrer Plan-Kammer copiren, und weifs dem Theil des Erd- und Erbebuchs, der zum Amte gehört, bey der Registratur des Amtes niederlegen: so erleichtert dieses dem Beamten viele seiner administrativen Geschäfte, besonders in Kriegszeiten bey der Einquartierung und dem Cantoniren der Truppen. Dieses Copiren der Flur- und Kammer-Karte nebst dem Erd- und Erbebuch, macht für ein Amt von gewöhnlicher Gröfse (2 Quadrat-Meilen) nur eine Ausgabe von etwa 500 Thlr., und hat zugleich den Vortheil für die Regierung, dafs, wenn einmal die Plan-Kammer in Rauch aufgeinge, die Vermessung nicht verloren wäre. Sie liefs dann alle Planschränke der Ämter wieder zusammen kommen, und aufs neue copiren.

So gross aber auch die Vortheile einer Aufnahme für die Kataster sind, so kommt doch selten eine zu Stande, weil ausser den schon angegebenen Schwierigkeiten gewöhnlich noch Vorurtheile stärker und wichtiger entgegenwirken. Der Adel sieht in der Regel ungern eine Landes-Vermessung, in der seine Güter mit eingegriffen sind; und selbst der Landmann glaubt oft, dafs die Regierung eine solche Vermessung nur in der Absicht unternehmen könne, um ihm höhere

Steuern aufzulegen. Wir werden nachher sehen, welche Vorurtheile auch in Frankreich die Regierung noch von dieser Seite zu bekämpfen hatte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird die Übersicht der großen Katastral-Vermessung in Frankreich kürzer und leichter seyn können. Rec. wird, der leichteren Übersicht wegen, zuerst eine kurze Geschichte des französischen Steuerwesens nach den Daten geben, welche der Staatsrath *Regnault de St. Jean d'Angly* in seiner Rede anführt, die er im J. 1805 bey der Übergabe des Budget für die Finanzen im gesetzgebenden Corps hielt. Dann folgt das System, nach welchem alle Commünen in ganz Frankreich vermessen werden (*l'arpentage*), und zuletzt das System, wonach die Verschiedenheit der Bodengüte und der Cultur bey dem Steueranschlage bestimmt wird (*l'expertise*).

Unter den ersten Königen der letzten Dynastie war Frankreich in Provinzen getheilt, die unabhängige Staaten bildeten. Jede Provinz fühlte die Nothwendigkeit eines Katasters. Dauphiné hatte eins unter den alten Dauphins. Im J. 1359 befahl *Carl V* die Umarbeitung desselben. Hoch *Guyenne* und *Condomois* hatten Kataster, wovon das erste 1604 und das andere 1668 umgearbeitet wurden. Im J. 1491 befahl *Carl IX* das im ganzen Königreiche neue Kataster sollten gemacht werden. Dieser Befehl wurde nur in *Languedoc* ausgeführt. Der große *Colbert* befahl 1679 die Verfertigung eines allgemeinen Reglements für die Grundsteuer, und trug dieses dem Intendanten von *Languedoc*, Hn. *d'Aguesseau* auf. Durch den Tod *Colberts*, welcher vier Jahre nachher erfolgte, wurde dieses Project wieder aufgegeben. *Chamillart*, einer seiner Nachfolger, nahm es wieder auf; aber bey den unglücklichen Zufällen, welche die letzten Regierungsjahre von *Ludwig XIV* begleiteten, gab man es zum zweytenmal auf. Mehrere andere Finanzminister beschäftigten sich noch nachher damit, und Hr. *Laverdy* befahl 1763 die Verfertigung eines allgemeinen Katasters von allen liegenden Gründen, selbst von denen der Krone, der Prinzen, der Adlichen und der Geistlichkeit. Dieser Plan durchkreuzte zu viele Interessen; er mußte wieder in Stocken gerathen. Unterdeß wurde die Nothwendigkeit eines Katasters so sehr gefühlt, daß jede Provinz das ihrige unternahm, sobald sie nur konnte. — Kaum war im J. 1791 die allgemeine Grundsteuer decretirt, so erhob sich ein fast eben so allgemeines Geschrey gegen die Vertheilung. Die Nationalversammlung befahl, um diese Klage zu stillen, die Verfertigung eines allgemeinen Katasters; aber die Unruhen der Revolution erlaubten nicht, sich damit zu beschäftigen. Eine große Menge von Bitten und Projecten wurde den folgenden Versammlungen überreicht. Die General-Consells der Departements, die sich in den J. 7, 8, 9 und 10 versammelten, beklagten sich über die Vertheilung der Steuer, und beynah alle wollten die Verfertigung neuer Kataster. Gegen das Ende des Jahrs 10 versammelte der damalige erste Consul eine Special-Commission für die Vertheilung der Grundsteuer. Diese erkannte, daß die Verfertigung eines allgemeinen Ka-

tasters das einzige Mittel wäre, den Klagen über die ungleiche Vertheilung der Grundsteuer abzuhefen. Aber die lange Zeit und die Kosten, welche dieses foderte, schreckten ab, und man begnügte sich, eine kleine Anzahl von Gemeinen auf verschiedenen Punkten von ganz Frankreich zu messen, und hiernach die verschiedenen Departements anzuschlagen. Am Ende des Jahrs 11 war diese Vermessung noch wenig fortgerückt, und man versprach sich wenig Nutzen von ihr, als ein anderes Arrêté des Gouvernements die allgemeine Vermessung anordnete, doch ohne die erste Arbeit zu unterbrechen. — Man wollte anfangs nur 1800 Commünen in ganz Frankreich messen. Diese wurden in jedem Departement durchs Loos gezogen. Fand sich, daß diese zu hoch angeschlagen waren, so wurde das ganze Departement in demselben Verhältniß heruntergesetzt. Waren sie zu niedrig angeschlagen, so kamen sie und das ganze Departement in diesem Verhältniß herauf. Das Loosen gieng sehr unvollkommen her, und man wählte nachher die meisten Commünen so aus, daß in jedes Arrondissement wenigstens eine fiel. Nach dieser wurde nun auch der Antheil des Arrondissements in der Grundsteuer bestimmt. Kam die Commüne herunter, so kam das Arrondissement in dem Departementalschlage auch herunter, das Gegentheil fand Statt, wenn die Commüne herauf kam. Man sieht, daß hiebey die einzelnen Commünen immer noch gegen einander zu hoch oder zu niedrig stehen konnten, weil hiebey nur die Departements und Arrondissements regulirt wurden, Traf durch Zufall das Loos eine Commüne, die zu niedrig war, so kam sie und das ganze Arrondissement herauf, auch wenn das Arrondissement schon zu hoch angeschlagen war. So unvollkommen dieses Reguliren der Kataster war: so war man doch im Staatsrath lange zweifelhaft, ob man das Unternehmen einer Katastral-Vermessung für ganz Frankreich wagen dürfe. Man machte aufmerksam auf die Länge der Arbeit, auf die Gröfse der Ausgabe, und selbst auf die Ungewisheit des Resultats. Endlich entschied *Bonaparte* für eine solche allgemeine Vermessung. Sein Wunsch, die Grundlasten endlich auf einen besseren Fuß zu gründen, — so dann das Gefühl, daß der Bodenreichtum die unveränderliche Grundlage der Gröfse und der Stärke von Frankreich sey, vielleicht auch die Schwierigkeit eines so großen Unternehmens, welches vor ihm kein Einziger hatte ausführen können, und das bis jetzt noch keine einzige der civilisirtesten Nationen gewagt hat zu unternehmen, — scheinen ihn hiebey am meisten geleitet zu haben.

Was nun die Anstalten betrifft, welche die Regierung zur Lösung des großen Problems, gerechte Kataster zu erhalten, getroffen hat: so sind diese nicht allein wichtig für den Staatsmann, sondern selbst für den, der das Leben der Menschen und ihr Treiben mit einem philosophischen Auge betrachtet. Merkwürdig bleiben ihm immer die Menschen, welche die Kraft hatten, Pläne zu entwerfen, die das Wohl der Gesellschaft auf Jahrhunderte umfassen, welche ihren Namen nicht an ein vergängliches Daseyn knüpfen,

sondern ihn in Thaten auf die Nachwelt bringen, welche die Enkel noch dankbar und segnend verehren. — Auf gerechten Steuerekatastern beruht ein großer Theil der Stärke der Regierung und der Wohlhabenheit der Bürger. Nur die gerechte und gleichförmige Vertheilung der Steuern auf alle Bürger der Gesellschaft macht die Besteuernten geneigt, die aufgelegten Abgaben willig zu entrichten. Eine sehr ungleich vertheilte Steuer ist immer ungleich schwieriger in der Einnahme, als eine andere, die um ein Drittel höher ist, aber gleichförmig vertheilt. Nicht das Mehr des Geldausgebens macht sie drückend, sondern das Gefühl, daß einem Unrecht geschieht gegen den begünstigten Nachbar. Schon der große Franklin bemerkte: „daß uns der Luxus stärker besteuere, als der Staat, und wer jene Steuern entrichten könne, würde auch die an den Staat abführen können.“ Der Staat, der seine Steuern auf alle Glieder am gleichförmigsten vertheilt, ist übrigens der mächtigste. Nicht allein, daß mehrere an den Steuern bezahlen, macht diese ergiebiger, sondern diese bezahlen sie auch lieber, weil sich keiner gegen die anderen zurückgesetzt oder gedrückt fühlt. Daher wächst die Macht eines Staats nach einem steigenden Verhältniß, in dem er seine Abgaben auf alle Glieder der Gesellschaft gleichförmig vertheilt; und dieses kann nur durch genaue und wohlberechnete Steuerekataster geschehen. — Die Steuer auf die liegenden Gründe ist die älteste, und in vielen Staaten, die in ihrer Verfassung nicht mit dem Zeitalter fortschritten, die einzige. Damals, als das Vermögen der Staatsbürger bloß in der Cultur des Bodens bestand, konnte auch nur dieser besteuert werden. — Als später Fabriken, Manufacturen und Handlung entstand, da entstand mit ihnen ein neuer Reichthum, der schwieriger zu besteuern war, als die Cultur des Bodens, und zugleich schwankender im Besitz. Die Grundsteuer bleibt daher immer der Hauptpfeiler der öffentlichen Abgaben, theils weil sie die älteste ist, und folglich die Bürger schon mehr daran gewöhnt sind, theils weil sie genauer zu vertheilen ist, und sie zugleich dem Staate ein sichereres Unterpfand bleibt, als der leicht veränderliche Reichthum der fahrenden Habe.

In Frankreich geschieht die Messung der Commünen (*larpentage*) durchaus gleichförmig nach dem Maßstabe von 1 zu 5000, wo nämlich 5000 Meter auf dem Felde 1 Meter auf dem Papier machen. Nach diesem Maßstabe wird die große Flur-Karte von Frankreich, wenn alle Blätter an einander gelegt werden, ungefähr eine Viertelstunde lang und eine Viertelstunde hoch. Um diese Blätter gehörig zu orientiren, und jedem seine wahre Stelle anzuweisen, hat man dabey das größte Triangelnetz von Cassini zum Grunde gelegt, und über die neuen Departements sind neue Cellen von Dreyecken gezogen. Die beiden Grundlinien, an die sich alle Messungen anlehnen, sind der Mittagskreis und der Breitenkreis der pariser Sternwarte. Durch diese Kreuzlinien ist ganz Frankreich in vier Regionen getheilt: 1) Nordost, 2) Südost, 3) Südwest, 4) Nordwest.

Region von Nordwest	von Paris	Region von Nordost
Breitenkreis	um Paris	
Region von Südwest	Mittagskreis	Region von Südost

In Entfernungen von 200,000 Meter sind Parallellinien durch ganz Frankreich mit dem Mittagskreis gezogen. In Entfernungen von 100,000 Meter sind Parallellinien mit dem Breitenkreis gezogen, so daß ganz Frankreich mit einem Netz von länglichen Vierecken überzogen ist, in denen eine Seite 200,000 Meter, und die andere 100,000 Meter beträgt. Dieses ist die Eintheilung der ersten Ordnung. Um diese Vierecke desto leichter von einander zu unterscheiden, hat jedes eine eigene Nummer und einen eigenen Buchstaben, und trägt noch außerdem den Namen des Hauptorts, der in ihm liegt. Bey den Eintheilungen der zweyten Ordnung hat man die Vierecke der ersten der Länge nach in fünf Theile getheilt, und der Höhe nach in viere. Man erhielt sie durch 20 Vierecke, wovon jedes 40,000 Meter, (ohngefähr 5 Meilen) lang und 25000 Meter hoch war. Diese Eintheilung wählte man, damit sich die Seiten der Vierecke des zweyten Ranges zu einander verhielten wie 8 zu 5, weil bey den Cassinischen Karten dasselbe Verhältniß Statt findet. Diese Vierecke des zweyten Rangs heißen Blätter (*feuilles*), und bilden am Ende der Arbeit die große Karte von Frankreich in einem Maßstabe von 1 zu 30,000. Sie sollen die so lange berühmte Cassinische Karte ersetzen, und mit der alten Eintheilung von Frankreich in Vergessenheit bringen. Die Cassinische Karte hat bekanntlich einen noch kleineren Maßstab: nämlich 86,400 auf dem Feld giebt 1 auf dem Papier, oder 100 Toisen machen 1 Linie auf dem Papier.

Die Blätter der zweyten Ordnung werden wieder in 100 Vierecke getheilt, welche dann endlich die Eintheilung der dritten Ordnung sind, die die große Flur-Karte von Frankreich ausmachen. Durch dieses Maßsystem entstehen also drey verschiedene Karten von Frankreich. 1) Die General-Karte des Reichs, wovon jedes Blatt 25 d. Meilen Länge und 12½ d. Meilen Breite faßt. 2) Die Provincial-Karten, von denen jedes Blatt 5 Meilen Länge und 3½ Meile Breite hat, und im Maßstabe von 50,000 zu 1 ist; und endlich 3) die Flur-Karten der Commünen, von denen jedes Blatt ½ Meile in die Länge und ¼ Meile in die Breite einfaßt, im Maßstabe von 5000 zu 1. Die erste giebt die allgemeine Übersicht über das Reich, die zweyte giebt die über die Departements, und die dritte über die Commünen. In diesem genau in einander greifenden Kartensysteme finden also alle Zweige der Verwaltung Antwort auf jede ihrer Fragen. — sie mögen das ganze Reich, oder ein Departement, oder ein Arrondissement, oder nur eine einzelne Commüne betreffen.

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N. 12 J A N U A R, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, in der k. k. Druckerey, und b. Rondonneau: *Collection des lois, arrêtés, instructions, circulaires et décisions, relatifs à l'arpentage et à l'expertise des communes etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Flur-Karten werden von den Feldmessern auf folgende Weise aufgenommen. In jedem Departement ist ein Geometer en Chef, mit dem der Präfect den Accord schließt. Die Hektare wurde Anfangs mit 50 Centimen bezahlt, späterhin wurde mehr bewilligt. Der Geometer en Chef des Roerdepartements bekommt, wenn Ref. nicht irrt, 75 Cent. (also 15 Stüber Rheinisch) für 10,000 Quadratmeter, (oder 5 Gr. für 96,000 Quadr. Fufs.) Der Geometer en Chef schließt mit seinen Geometern des zweyten Rangs über die einzelnen Commünen besondere Accorde. Für die Richtigkeit ihrer Arbeit muß er einstehen. Nach einer Berechnung des Ministers muß jeder Geometer täglich für 12 Livres (also 20 bis 24 Hektare) messen können, wovon er etwas mehr als die Hälfte bekommt, und das Übrige der Geometer en Chef. In jeder Commüne wird eine Standlinie von ungefähr 2000 Meter mit der Kette gemessen, und über ihre Endpunkte im Beyseyn des Maire ein *procès verbal* aufgesetzt. Von dieser Standlinie werden die Hauptpunkte der Commüne durch Dreyecke bestimmt. Die Winkel werden mit dem Graphometer gemessen, einem Instrument, das wie ein Astrolabium gebaut ist. Die beste Sorte kostet 400 Fr. Sie hat ein Fernrohr, 10 Zoll Durchmesser, und der Vernier theilt bis auf 1 Minute; die geringere Sorte kostet 70 Fr. Sie hat nur Dioptern, 8 Zoll Durchmesser, und der Vernier theilt bis auf 4 Minuten. Le Noir, Lereboorgh, und noch sechs andere Künstler verfertigen sie. Die Aufnahme des Details geschieht mit dem Messtische (der mit dem Fufs 57 Fr. kostet), durch Schneiden mit dem Diopterlinial, (à 40 Fr., mit einem Fernrohr 72), und der Boussolle von 5 Zoll, (à 50 Fr., mit einem Fernrohr 75). Ferner gebraucht noch der Feldmesser einen Reductionszirkel mit einem beweglichen Mittelpunkt (zu 36 Fr.), eine Wasserwage mit einer Luftblase (zu 12 Fr.), einen Rapporteur von 5 Zoll, der in halbe Grade getheilt ist, (à 5 Fr. von Horn, 12 Fr. von Messing), einen Decameter, der in halbe Meter getheilt ist, (mit 10 Pikets 15 Fr.); ferner zwey Magnetnadeln von 6 und 3 Zoll, (kosten 12 Fr.); zwey verjüngte Maß-

stäbe in Kupfer (zu 15 Fr.), einen von 1 zu 5000, den anderen von 1 zu 2500, und ein Winkelkreuz, welches 90 und 45 Grad giebt. Die Genauigkeit dieser Instrumente ist so festgesetzt, daß die Längenmaße bis auf $\frac{1}{2500}$ des Ganzen richtig seyn müssen, und die Winkelinstrumente müssen die Winkel bis auf 1 oder 2 Minuten genau angeben. Leisten sie dieses nicht, so kann der Geometer sie zurückschicken. Der Finanzminister läßt die Instrumente in Paris machen, und liefert sie an die Obergeometer, denen der Betrag von ihrer nächsten Bezahlung abgezogen wird.

Nachdem vorher durch den Maire der Commüne, mit Zuziehung der Anschiefsenden, die Grenzen der Commüne bestimmt sind, geht der Landmesser hin, und mißt die Commüne aus, nach der verschiedenen Natur des Bodens, (*d'après la nature du terrain*). Er mißt nicht jedes einzelne Feld und jede einzelne Wiese, sondern alles das zusammen, was einerley Boden und einerley Cultur hat, und hiernach macht er auch die Grenzbezeichnungen auf seiner Karte. In seinem Register heist es nun nicht: das Gut A hat so viel Land, das Gut B so viel; sondern: in der Commüne N in der Section a sind so viel Hektaren an Gärten, so viel an Feldern u. s. w., in der Section b sind so viel an Feldern, so viel an Wald u. s. w. Jede Commüne hat nämlich noch 3 oder 4 Unterabtheilungen, welche Sectionen heißen. Jede der Umgrenzungen seines Plans ist nach der Cultur des Bodens Feld, Wiesen, Wald, — und jede hat eine eigene Nummer. In dieser können nun 20 verschiedene Proprietärs Felder liegen haben, ohne daß sie einzeln vermessen würden. Jede Nummer ist im Register nach ihrem Flächeninhalte angegeben, und dieses Register wird nebst einer Copie des Plans auf Ölpapier nach Paris geschickt. Hier kommt der Plan ins Zeichnbureau, und wird zweymal copirt und mit Farben ausgezeichnet. Eine Copie bleibt zu Paris im Bureau des Finanzministers, die zweyte wird auf der Mairie niedergelegt. Der Obergeometer muß die Kosten der doppelten Zeichnung tragen, und man zieht ihm dafür in Paris 8 Centimen auf die Hektare ab. — Berge, Wege, Flüsse werden mit angegeben, und der Landmesser muß sie nicht allein zeichnen, sondern auch noch darauf schreiben, was es ist. Vermuthlich zeichneten viele so schlecht, daß man in Paris nicht erkennen konnte, was es seyn sollte. Von Paris erhält der Obergeometer die Entfernung des Hauptpunkts der Commüne vom pariser Mittags- und Breitenkreis. Von diesem Punkte sucht er den, welcher zunächst in einer runden Meteranzahl von Paris ent-

desto vollkommener wird die Abschätzung gehalten. Vorher aber wird zu den Pachtungen noch der Vortheil addirt, welcher dem Pächter billigerweise zukommt. Der Expert bestimmt ihn nach einigen Pachtungen, die ihm vorzüglich genau scheinen, und die er mit der Abschätzung des *produit net* vergleicht. Wenn z. B. 15 Hektaren, deren mittlerer reiner Ertrag 220 Fr. beträgt, für 200 Fr. verpachtet sind, so folgt hieraus, daß der Vortheil des Pächters 10 Procent ist. — Alle Notizen, die der Controlleur der Contributionen dem Abschätzer aus dem Bureau verschafft, wie z. B. Verkäufe, Theilbriefe, Überträge, Pachtungen u. s. w. muß dieser in ein Tableau bringen, welches er mit einschickt, damit man in Paris aus diesen Daten bestimmen könne, ob der Expert auch die Commüne zu niedrig angeschlagen habe, indem er zu viel für die Kosten der Cultur abzog, die, wegen ihrer schwankenden Bestimmung, leicht so können berechnet werden, daß sie $\frac{2}{3}$ des Ertrags übersteigen.

Bey der Verfertigung der Steuerrollen, muß nun noch der Controlleur darauf Rücksicht nehmen, daß neue Holzpflanzungen erst nach 30 Jahren in Anschlag kommen, Pflanzungen von Fruchtbäumen nach 20, ausgetrocknete Sümpfe erst nach 25, und urbar gemachte Haiden nach 10 Jahren. Bis dahin tragen sie nur ihren alten Anschlag, der, wenn er ein Minimum ist, 1 Decime auf die Hektare beträgt.

Die Abschätzung der Bodengüte ist unstreitig der schwierigste Theil bey der Verfertigung der Steuerrollen. Die Data, welche dabey gebraucht werden, sind alle schwankend, und keine haben die Genauigkeit und Sicherheit, welche die geometrische Aufnahme der Felder hat. Hiezu kommt noch, daß der Landmann, der Jahrelang den Ertrag von seinem Acker und von dem seines Nachbarn sah, sehr gut zu beurtheilen weiß, ob er zu hoch oder zu niedrig geschätzt ist. Das letztere wird er nie sagen, aber über ersteres klagt er, und dringt auf eine neue Abschätzung. Bey dem geometrischen Theile der Kataster finden diese Klagen nicht Statt, theils, weil man durch die verschiedenen Dreyeckssysteme die Landmesser zwingt, genau zu messen, und theils, weil der Landmann, der nichts vom Feldmessen versteht, auch gar nicht beurtheilen kann, ob er und sein Nachbar gleich genau vermessen sind. Hiezu kommt noch, daß man sich bey der Abschätzung beynah ganz allein auf die Kenntnisse und Ehrlichkeit des Abschätzers einer jeden einzelnen Gemeinde verlassen muß, weil man den *produit net* des Ganzen nicht so vorher kennt, wie bey dem Feldmessen den Flächeninhalt des Ganzen durch die Triangel. — Dieses sind indeß Schwierigkeiten, die sich besiegen lassen, wenn man Steuer-Kataster machen will.

Ob man in Frankreich hiezu den besten Weg eingeschlagen habe? Diese Frage zu beantworten, erfordert eine solche Menge staatswirthschaftlicher und landwirthschaftlicher Kenntnisse, die sich Rec. nicht anmaßen darf. — So viel aber ist auf jeden Fall sicher, daß, wenn in Frankreich dieses Geschäft auf diese Weise noch 8 Jahre lang fortgesetzt ist, dieses große Reich die besten Steuer-Kataster von ganz Europa haben wird. Völlig gleich wird auch dann die Grundsteuer noch nicht vertheilt seyn; aber die Fehler, die dann noch Statt finden, sind sicher dreymal kleiner, als sie es in irgend einem anderen Staate sind. Die Katastrirung von Frankreich ist unstreitig die wichtigste Begebenheit in der Geschichte der neuen Staatswirthschaft, und der Umstand, daß durch die Organisirung eines eigenen Bureaus für die Kataster, und mit einem Aufwande von 1 Procent auf die Grundsteuer, in einem Zeitraum von 10 Jahren es möglich wurde, in einem so großen Reiche, eine ganze an einander hängende Flur-Karte, ein vollständiges Lagerbuch, und eine Steuerrolle, die die vollkommenste in Europa ist, — zu Stande zu bringen, dieses wird die Aufmerksamkeit der dirigirenden Minister aller civilisirten Völker auf sich ziehen.

Man hat übrigens bey der Vertheilung der Grundsteuer vier verschiedene Methoden, um die Acker gegen einander abzuschätzen. Die erste ist, wo man alle liegende Gründe in Classen eintheilt, und dann von jeder Classe das Procent bestimmt, welches sie in der Grundsteuer tragen soll. Hiebey ist es schwierig, den gleichen Maßstab für die erste Classe im ganzen Lande festzusetzen, da Ein Expert nicht das ganze Land schätzen kann. Bey der zweyten wird der Boden nach seinem Kaufpreise geschätzt, (bey dem es aber oft sehr schwer ist, den Marktpreis vom Affectionspreise zu unterscheiden). Bey der dritten nimmt

man den Pacht als den reinen Ertrag an, und bestimmt, wie viel Procent vom Pacht an den Staat solle abgegeben werden. Bey der vierten wird, wie in Frankreich, der *produit net* dadurch bestimmt, daß man den Ertrag des Bodens ausmittelt, und die Kosten der Cultur davon abzieht. Es sey uns erlaubt, noch einige Bemerkungen über diese Art der Abschätzung zu machen. Auf den ersten Anblick glaubt man, daß es unmöglich sey, den reinen Ertrag auf diese Weise auszumitteln. Indefs, da in Frankreich schon an 4000 Gemeinen gemessen und abgeschätzt sind, so läßt sich die Möglichkeit nicht mehr bezweifeln. (Rec. gesteht indeß gerne, daß er die Möglichkeit kaum begreift, und er freut sich deswegen, nächstens eine vollständige Abschätzung einer Commüne mit allen Details aus dem Bureau der Kataster zu erhalten. Er wird bey der Anzeige des dritten Bandes der *Collection des Lois et arrêtés*, der jetzt erscheint, noch einmal hierauf zurückkommen.) Rec. kennt vortreffliche Ökonomen, welche ihn versicherten, daß sie, wenn sie auf ihr Gewissen gefragt würden, welches der *produit net* ihrer verschiedenen Acker sey, darauf nicht antworten könnten. Bey der Bestimmung des reinen Ertrags kommen so viele kleine Einnahmen und Ausgaben in Betracht, die unmöglich jemand übersehen kann. Und berechnet man jeden Theil der Kosten der Cultur einzeln, so kommt am Ende eine Summe heraus, die größer ist, als der Ertrag. Aber gerade, weil der Landmann alles an sich selber hat, und manche Arbeit nicht rechnet, so bekommt er einen Überschuss. Rec. kennt vortreffliches Flachland, im Roerdepartement, von dem ihm die Besitzer versicherten, daß wenn sie alle Kosten des Jätens, Deichens, Brechens und Schwingens rechneten, ihnen der Flachshöher käme, als nach dem Marktpreis (In diesem Fall wäre also das *produit net* kleiner als Null): weil sie aber alles an sich selber hätten, und mit ihren eigenen Leuten thäten, so rechneten sie das nicht so genau. Es ist ein bekanntes Sprichwort: daß der nur vom Pfluge leben kann, der ihn selber mit anfaßt; und die Ökonomen, die alles zu Heller und Pfennig anschreiben, reichen am Ende gewöhnlich nicht aus. Wenn man daher auch annimmt, daß der Abschätzer ehrlich ist, so muß er doch schon alles zu geringe anschlagen. Dieses würde nun zwar nichts thun, weil, wenn in ganz Frankreich alle Commünen um eine constante Größe zu geringe angeschlagen würden, dadurch das Kataster nicht unrichtig würde. Weil aber der Staat erklärt hat, daß er 20 Procent von der Grundsteuer will, so kommt diese um die constante Größe z. B. um $\frac{1}{5}$ zu niedrig. — In dem Falle, daß der Expert bestochen ist, kann er die Commüne zu niedrig taxiren, ohne daß es ihm jemand leicht nachweisen kann. Er braucht bey den Kosten der Cultur nur alle Kleinigkeiten anzuführen, und diese ein wenig zu hoch, und die Summe wird vielleicht um das Doppelte zu groß. Bekanntlich sind alle specificirten Rechnungen die theuersten, und die Regierungen werden mit keinen so sehr überfetzt, als mit denen, wo alle Kleinigkeiten zu Heller und zu Pfennig angegeben sind. Wegen dieser Unsicherheit in der *expertise*, werden sich wahrscheinlich die Experten mehr nach den Pachtpreisen in ihren Angaben richten, als nach der wirklichen Abschätzung. Sie sehen vermuthlich die Abschätzung als ein bloßes Tableau an, welches ihnen über den *produit net* der verschiedenen Felder, Wiesen, Gärten, Waldungen eine leichte Übersicht bey der Katastrirung gewährt. Wollte man bey der Untersuchung der Frage: Wie genau ist die *Expertise*? die Grundsätze anwenden, welche man bey physischen Versuchen gebraucht, um die Frage zu beantworten: Wie genau ist das erhaltene Resultat, und wie weit kann es von der Wahrheit abweichen: so läßt sich vielleicht aus dem Gesetze: *daß sich die Genauigkeit umgekehrt verhält, wie der Quotient, wenn man die Fehlergrenze mit der Anzahl der Beobachtungen dividirt* — beweisen, daß wenn bey der *Expertise* der Expert den *produit net* zu 8 angiebt, er eben so gut 4 oder 12 seyn kann.

In diesen Bänden befinden sich übrigens noch außer 4 Kupfern, welche ein kleines und großes Dreyecknetz, eine Flur-Karte und ein Graphometer darstellen, viele Modelle und Registerbogen über *Arpentage* und *Expertise* in *blanco*. Die Correspondenz des Ministers mit den Präfecten über die Kataster, und ein sehr vollständiges Sachregister machen den Schluss.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Rom, eine Elegie von August Wilhelm Schlegel*. 1805. 19 S. 4. (8 gr.)

Diese im elegischen Sylbenmaße geschriebene Betrachtung des verfallenen Roms hat durch alterthümlichen Ernst, der vom Gewesenen kaum einige Blicke auf das Verwesende zu senken würdiget, und durch Strenge des Kunstfleisses, verdiente Aufmerksamkeit erregt. Von den Schönheiten der Poesie, im Einzelnen wie in der Anordnung, zu urtheilen, und von des angemessenen Ausdrucks Reichthum und Kraft und Festlichkeit, bleibe diesmal einem eigentlichen Dichter überlassen; uns sey, da die Bemühungen des Vfs in dem Fortgange unserer metrischen Ausbildung eine bedeutende Stelle einnehmen, über seinen Versbau ein freyes Wort zu reden vergönnt.

Versarten der Alten, vorzüglich Hexameter, versuchten bey uns schon im 16. Jahrhundert Conrad Gesner und Fischart; jener nach lateinischer Sylbenmessung, dieser mit Reimen und ohne Beobachtung einiger Quantität. Nach Alfes (vergl. die *Lit.* Br. I, 19) wiederholte den Versuch Clovis in seiner *Grammatica Germanicae Linguae* (8. Aufl. 1651), wo er Beobachtung des Reims, und eine nach griechischen und lateinischen Regeln gemodelte Zeilenstellung vorschlug. Benen, die uns noch neulich Hexameter, wie in *Luthers Bibel*:

Dies Iliak schätzte mit seinem Weibe Rebecka

schätzteren (f. *Voss, Zeitmess.* S. 15.), dürften diese nicht missfallen:

Ein Vögel hoch schwebet, der nicht als andere lebet,
Nach kein Thier strebet, sich in allen Winden erhebet

Eben so fremdartig schreitet mit ihren Positionen:
hängen die sapphische Strophie:

Lobe mit Cymbeln, der ob allen Himmeln
Dich mit Heil zieret, benedeyt; regieret,
Noch gesund spahrt, wider Angst bewahret,
Lobe den Herren.

Nur beschöniget wird der Zwang, wo die griechische Versfüngung auf Sylben fällt, die ohne sie lang sind oder seyn können; z. B. in diesem Distichon:

Gott sey mein Beystand, barmherziger ewiger Heiland,
Denn ich bin dein Knecht. Mache mich, Herr, gerecht.

Eine dem deutschen Sprachgenius so unnatürliche Neuerung, beschäftigte vielleicht einige Büchergelehrte; und verschwand.

S. A. L. Z. 1806. Erster Band.

Gemäß der einheimischen Regeln der Sylbenzeit gaben Ovidius und Horatius für Hexameter und Pentameter gereimte daktylische Verse, die so einherliefen:

Mächtigster Herrscher der Welt, vom Himmel die Fürsten zu richten,

Binig erwehelter Fürst, unüberwindlicher Held:

Gehne der eifrigen Pflicht dies nimmer gesehene Dichten
Von nicht gesehnenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Aber bey allen einzelnen Versuchen, kam die Kunst, alte Versarten nachzubilden, doch nie in allgemeine Aufnahme; und als Opitz aus *Sidney's Arcadia* die Verse überfetzte, welche gegen den Geist der englischen Sprache meist antike Sylbenmaße enthalten, gab er, ungeachtet der Aufforderung, auch diese in den damals gewöhnlichen Alexandrinern. (*Arcadia* der Gräfin Pembroke deutsch gegeben durch Valentinus Thuermer; die Reime aber übersetzt von Martin Opitz. 4te Edit. Frankf. a. M. 1643).

Selbst, daß der erste, der die Weichlichkeit der unvermischten Daktyle, ja selbst den Reim tadelte, Johann Christoph Gottsched war. In seiner kritischen Dichtkunst (3. Aufl. 1742. S. 311) ermahnt er, den leidigen Reim, der uns in den bisherigen Versarten genug zu schaffen gemacht habe, herzlich zu verwerfen, und den Hexameter durch Abwechselung der Daktyle mit männlichen Spondeiden zu einem „recht majestätischen Sylbenmaße“ zu erheben. Zur Probe giebt er 15 meist richtige, ja schöne Hexameter, wie:

Rom und Athen war einst ganz reich an Meistern und Künsten;

Doch was half sie die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler —

Prüfet euch selbst, forschet Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken.

Er hält es für Schande, den majestätischen Wohlklang, den man in *Virgils* oder *Horazens* reimlosen Versen bewundere, im Deutschen zu verkennen. Wie Milton mit dem Beyfall seiner Nation ein Heldengedicht ohne Reime geschrieben habe: so meint er, könne einmal auch bey uns ein götlicher Geist etwas Neues in Schwung bringen, wenn er reich an Gelehrsamkeit, Witz und starker Sprache, sein Gedicht mit poetischen Schönheiten ausschmücke. Auf solchem Wege weißt er uns, statt des nichtigen Reimgeklingsels, eine gehaltvollere Poesie, getreue Übersetzungen der Alten und lebendigere Schauspiele. Welch ein bewundernswürdiger Schwung vom alten Götterdunst! allein früher genug

fernt ist. Der Hauptpunct liege z. B. 67280 Meter vom pariser Mittagskreise, und 23720 Meter vom Breitenkreise: so sucht er den Punct, der 70,000 Meter vom p. Mittagskreise und 20,000 Meter vom p. Breitenkreise ist. Durch diesen zieht er zwey Grenzlinien, von Süd und Ost, welche nun 1) Mittagskreis und Breitenkreis des Punctes sind, und 2) Begrenzung des Quadrats der Flur-Karte, in welche die Commüne gehört. Hiedurch wird es möglich, eine zusammenhängende Karte von ganz Frankreich zu zeichnen. (Die Landmesser orientiren ihre Pläne voll Nord mit der Magnetnadel, wobey sie die pariser Declination zu $22^{\circ} 10'$ annehmen. Da die Magnetnadeln in Frankreich wohl nicht alle unter sich parallel sind, so können auch nicht wohl die Flur-Karten der Commünen eine durchaus parallele Lage haben, und dieses kann bey Ansehnenderfetzen der Flur-Karten zu manchen Unrichtigkeiten führen, die zum Glück dadurch weniger bemerkbar werden, weil die nächst an einander grenzenden Flur-Karten dieselbe Abweichung der Nadel haben. Die Genauigkeit der Flurkarten wird auf folgende Weise untersucht. Der Verificateur mißt in jeder Commüne zwey Linien auf dem Felde, und nachher auf der Karte. Weicht die Karte auf 100 Fuß einen Fuß von der Messung des Verificateurs ab: so wird sie als ungültig verworfen, und der Geometer muß sie aufs Neue aufnehmen. Um sich zu versichern, daß der Flächeninhalt der verschiedenen Begrenzungen des Plans scharf berechnet ist, so wird ihre Summe mit dem ganzen Flächeninhalt verglichen, und diese dürfen nur um $\frac{1}{35}$ von einander abweichen, wenn der Plan nicht soll verworfen werden. Ob ein grober Fehler irgend vorgefallen sey, wird mit einer Glasplatte untersucht, die in Quadratmeter eingetheilt ist, und auf die verschiedenen Theile des Plans gelegt wird. Man sieht dann leicht, ob diese so viel Quadratmeter enthalten, als angegeben ist. (Sie kostet 25 Fr.) Für die Zeichnung des Plans ist ein in Kupfer gestochenes Muster mit beygefügt, auf welchem Berge, Thäler, Hohlwege, Flüsse u. s. w. ausgedrückt sind. — Wo Nationalwaldungen sind, muß der Geometer die Grenze zwischen diesen und Privatwaldungen angeben, weil jene keine Grundsteuer geben. Für die Vermessung der Umschreibungslinie (*perimeter*) der Nationalwaldungen bekommt er eine Entschädigung von 10 Centimen für die Hektare vom Oberforstamte. Bey der Berechnung des Plans muß er sich des Maßstabes von 1 zu 2500 bedienen. Nach geendigter Messung muß der Geometer folgendes einschicken: 1) sein Dreyecknetz, 2) das Register über die Triangel, 3) die Copie des Plans, 4) zwey Hefte Rechnungen, wovon das erste jede einzelne Nummer, nach Triangeln berechnet, enthält, und das zweyte nach Quadraten, welche mit rothen Linien über den Plan gezogen werden, 5) das Register über alle Nummern nach der Cultur des Bodens. In diesem wird angeführt, 1) wie viel Hektaren jede einzelne Nummer beträgt, 2) wie viel Hektare Wiesen, Felder, Gärten von der ersten, zweyten und dritten Classe in jeder Section sind, und 3) wie viel

Hektaren Wiesen, Felder, Gärten, Waldungen, von der ersten, zweyten und dritten Classe in der ganzen Commüne sind. Bey der Ablieferung des Plans erhält der Geometer $\frac{3}{4}$ seines Mefslohns. Das letzte Viertel bekommt er nach dem Verificiren.

Da es an Geometern fehlte, so errichtete die Direction des Zeichnungsbüreaus in Paris einen eigenen Curfus für junge Geometer. In diesem unterrichten vier Professoren in der reinen und in der angewandten Mathematik. Der Unterricht dauert drey Monate. Er hat 3 Abtheilungen, jede von 24 Stunden. In der ersten ist Arithmetik, die Lehre von den Proportionen und Logarithmen; in der zweyten Geometrie, Stereometrie und die Anwendung auf das Aufnehmen der Plane (Stereometrie hätten die Feldmesser wohl nicht gebraucht); in der dritten Trigonometrie, Winkelnehmen, die Erklärung des Graphometers, Centiren und Reduciren der Winkel und Nivellement. Die schönen Tage werden zu praktischen Arbeiten in der Nähe von Paris genutzt. Die jungen Geometer, welche von hier in die Departements gehen, erhalten für jede Poststunde 1 Fr. Entschädigung vom Gouvernement. Da in Paris nicht so viele Feldmesser konnten gebildet werden, als man in ganz Frankreich gebrauchte: so wurden in mehreren Departements ähnliche Schulen für die Feldmesser errichtet.

Die Vermessung soll in 3 Jahren in ganz Frankreich vollendet seyn. Die Kosten derselben werden direct von den Commünen bezahlt. Sie betragen im J. 13 eine Centime auf den Frank. (Also 1 pC. der Grundsteuer von 210 Millionen).

Aus dieser Darstellung der Vermessung für die Grundsteuer sieht man, daß die Regierung hiedurch genaue Listen erhält, wie viel Hektaren jede Art von Cultur, jedes Departement, jedes Arrondissement und jede Commüne hat, und daß sie folglich nach Endigung dieser Aufnahme bestimmen kann, wie hoch jedes derselben in der Grundsteuer muß angeschlagen werden. Jede Commüne ist noch in 3 oder 4 Sectionen getheilt, und auch von diesen erfährt sie jegliche Größe und den Steueranschlag. Aber sie erfährt nicht, wie groß die einzelnen Höfe und Güter sind, und wie viel jeder Eigenthümer von jeder Art des Bodens bezahlt; sie kann daher auch nicht bestimmen, wie viel jeder in den Grundsteuern bezahlen muß. Diese Bestimmung hängt wieder allein von den Repartiteurs ab, welche in jeder Section das Steuerquantum auf die Individuen vertheilen. Da diese die Hektarenzahl jedes Ackers nicht wissen, so bleibt hier beynahe dieselbe Ungewißheit, welche auch vorher in der Vertheilung der Steuern war. Das Gouvernement sagt bloß: Die Commüne N und die Section A zahlt so viel in der Grundsteuer von Frankreich, die Individuen müssen nun sehen, wie sie es unter sich vertheilen. Vorher sagte es: Ganz Frankreich bezahlt 210 Millionen, die Departements und Arrondissements müssen dieses unter sich vertheilen. Nun klagte Departement gegen Departement und Arrondissement gegen Arrondissement, daß sie zu hoch im Anschlag wären. Um diese Klagen zu stillen, ward beschlossen, daß 1900 Commünen in der ganzen Republik und in allen Arrondissements durchs Loos sollten gezogen werden, und dann gemessen. Hiedurch wurde das Steuerquantum der Departements und Arrondissements durch Näherung ausgemittelt, aber nicht das der einzelnen Commünen. Um den Antheil jeder einzelnen Commüne zu bestimmen, mußten alle Commünen von ganz Frankreich gemessen werden. Das Gouvernement beschloß dieses zu St. Cloud den 27 Vend. im Jahr 12. Sobald der erste Plan mit den 1900 Commünen aufgegeben war, und man beschloß hatte, daß das ganze Reich sollte gemessen werden: so mußten

auch die Vermessung neu organisiert werden, und einen anderen Maßstab erhalten. Dieses geschah nicht, man ließ die Vermessung fortgehen, wie sie angefangen hatte, und man scheint den großen Fehler, den man hieby begieng, völlig übersehen zu haben. Der Plan der Vermessung, und der Maßstab war völlig zweckmäßig, sobald man nur 1800 Commünen messen wollte. Wollte man aber einmal die Kosten anwenden, und messen ganz Frankreich, so mußte, nicht allein jede einzelne Commüne gemessen werden, sondern jedes einzelne Gut, damit bis ins Detail vollständige Steuerrollen könnten gemacht werden. 2) Mußte man hieby einen Maßstab von wenigstens 2000 zu 1 gebrauchen, weil der andere für eine Messung, die alles Detail enthält, zu klein ist. Der Geometer hätte dann in demselben Maßstabe aufnehmen und rechnen können. Jetzt hat er zwey, einen für die Karte und einen fürs Rechnen. 3) Hätte jeder Eigenthümer mit geringen Kosten einen Plan von seinem Gute bekommen, und hätte sicher gerne das bezahlt, was die Vermessung mehr kostet. Jetzt mag die Hektare mit den Kosten der Abschätzung etwa auf 20 Sous kommen. Wären alle einzelne Güter gemessen, so würde sie etwa 25 Sous gekostet haben. Jetzt wird die Verfertigung des unvollkommenen Katasters etwa 24 Millionen kosten, — die des vollkommenen würde etwa 30 Millionen gekostet haben.

Wenn man aber bedenkt, daß die 1800 Commünen, welche schon gemessen waren, eine Ausgabe von ungefähr 2 Millionen gemacht hatten, und daß diese dann noch einmal mußten gemessen werden: so ist es begreiflich, daß man die Vermessung sehr gerne in dem Gange und in dem Maßstab ließe, worin sie einmal war, und wo es schon eine so große Mühe gekostet hatte, sie hineinzubringen. Ein großer Theil dieser *Collection des Lois et arrêtés* enthält nichts als Circuläre des Finanzministers, in denen er die Praefecten auf alle mögliche Weise ermuntert, doch ja die Messung ihrer Commünen auf alle mögliche Weise zu betreiben, weil es dem Gouvernement so sehr am Herzen liege, sie bald beendigt zu sehen, — er verspricht ihnen, den Kaiser auf den Eifer aufmerksam zu machen, den sie dabey zeigen würden, und legt dann die *Edicts* bey von allen Departements, wie weit in ihnen die Vermessung ist, wobei die Departements, die am weitesten zurück sind, unten an stehen. Man sieht aus dem Erschöpfen aller Mittel, um die Sache in Thätigkeit zu setzen, welche Mühe es den Ministern kostete, ein so großes und seinen Untergebenen so fremdes Unternehmen in Gang zu bringen.

Was die Abschätzung der Bodengüte (*l'expertise*) anlangt, so muß der Abschätzer (*l'expert-estimateur*) ein Ackerverständiger seyn, der weder aus der Commüne ist, noch in ihr begütert. Mit dem Plan des Landmessers und dem Register über die Nummern, begiebt er sich hin, und untersucht, in wie viele Classen die Felder, Wiesen und Waldungen einzutheilen sind, in Hinsicht der Bodengüte. Weniger als drey Classen, und mehr als fünf macht er nicht. Dann bestimmt er den Ertrag oder den *produit brut* von jeder Classe nach den Marktpreisen der letzten 13 Jahre, nachdem er die zwey theuersten und die zwey wohlfeilsten Jahre ausgeschlossen hat. Hievon zieht er ab die Kosten der Cultur, den künstlichen Dünger, das Saamenkorn, die Erndtekosten, den Drescherlohn und die Fracht nach dem nächstgelegenen Markte. Was übrig bleibt, ist der reine steuerbare Ertrag (*revenu net imposable*), von dem der Staat $\frac{1}{3}$ für sich nimmt. Um den reinen Ertrag der verschiedenen Classen auszumitteln, sind dem Abschätzer folgende Vorschriften gegeben. Beym Ackerlande muß er erst den Boden untersuchen, um zu bestimmen, welche Getreidearten gezogen werden. Dann, wie die Fruchtwechsel und die Brachen aufeinander folgen, und wievielftes Korn gezogen wird. Hieraus, und aus dem Marktpreise berechnet er *le revenu brut*. Um die Kosten der Cultur zu bestimmen, untersucht er, wie viel Zugvieh und Ackerknechte gebraucht werden, ob künstlicher Dünger, als Kalk, Gyps, Mergel üblich ist, und was er kostet, wie weit der nächste Markt entlegen ist, und was die Fracht beträgt u. s. w. Auf diese Weise bestimmt er *le revenu net*, oder den reinen Ertrag der Felder. Dieses vergleicht er mit den Pachtungen in Frucht, die in der Gegend gebräuchlich sind, mit Verkäufen, Theilungen, Übertragen u. s. w. die ihm der *Bocqueur* verschaffen muß, und bemerkt alles das in seinem *procès verbal*, von dem er glaubt, daß es Aufklärung über den reinen Ertrag geben könne. Sind Fruchtbäume um

die Felder gepflanzt, so wird ihr Ertrag nach Maßgabe höher angesetzt. Sind es Forstbäume, so hebt sich der Vortheil mit dem Nachtheil, den sie der Frucht thun, und der Anschlag bleibt derselbe. Von den Weinbergen ist es sehr schwer, wie der Finanzminister bemerkt, den reinen Ertrag zu bestimmen, weil Pachtungen selten sind, und die Kosten der Cultur, so wie der mittlere Ertrag, nicht gut auszumitteln sind. Bleibt dem Abschätzer nichts übrig, so muß er untersuchen, wie viel der Boden des Weinbergs einbringt, wenn er, wie dies zuweilen bey einer neuen Pflanzung geschieht, mit Frucht besetzt wird. Die Gärten werden nie geringer als der beste Boden der Commüne angeschlagen. Werden sie von einem Gärtner gebaut, der ihnen eine höhere Cultur giebt als der Bauer, so werden sie höher angeschlagen. Die Wiesen sind leicht anzuschlagen, weil man den Mittelpreis des Heues leicht bestimmen kann, und weil man zugleich genau weiß, wie viel auf jeder Art von Wiesen wächst. Stehen Bäume darauf, so muß bestimmt werden, wie viel sie als Schlagholz einbringen, aber auch wie viel Schaden sie dem Grase thun, und hiernach wird die Wiese entweder höher oder niedriger in ihrem *produit net*. Die Kosten des Mahers, des Heuers und des Heubinders sind leicht zu bestimmen, so wie auch die Fracht bis nach dem nächsten Markte. Künstliche Wiesen werden wie Ackerland von gleicher Güte angeschlagen. Der Ertrag von Brichen, Sümpfen und Morästen muß nach der Pachtung bestimmt werden, die einer etwa davon geben könnte; doch können sie nicht unter einer Decime auf die Hektare angeschlagen werden. Bey den Waldungen wird zuerst der reine Ertrag von denen bestimmt, die in regelmäßigen Schlägen liegen. Dann werden die anderen mit diesen verglichen. Als Kosten der Unterhaltung wird die Waldhut nebst Anpflanzung und Behauung aufgeführt. Der Hochwald wird als ein Capital angeschlagen, von dem der Eigenthümer $\frac{1}{2}$ p. C. als *revenu net* zieht. Alle Nationalwaldungen werden nicht besteuert. (Anfangs wurden sie besteuert, aber wegen des häufigen Unterschleifs, da die Abschätzer sie zum Vortheil der Commünen zu hoch anschlugen, wurden sie von der Liste der Grundsteuer ausgestrichen. Und im Grunde war es überflüssig, weil die Nation immer nur an die Nation bezahlte.) Dann folgen die Vorschriften über die Abschätzungen der Teiche. Werden sie alle drey Jahre gesicht, oder öfter? und welches ist der Ertrag? Wächst rund herum, und im Obertheile Gras oder nicht? Im ersteren Fall muß das besonders geschätzt werden.

Wirthschaftsgebäude auf dem Lande bezahlen, so wie die Höfe, nur so viel, als sie Flächenraum einnehmen, berechnet gegen Land der ersten Güte. Bürgerhäuser müssen nach ihrem Werthe geschätzt werden. Im niedrigsten Falle bezahlen sie, wenn sie nur ein Erdstock haben, das doppelte von dem, was das beste Land giebt. Haben sie eine Etage, das Dreyfache, und bey zwey Etagen, das Vierfache. Werden sie nach dem Werthe angeschlagen, so muß $\frac{1}{4}$ für die Kosten der Unterhaltung abgezogen werden. Eben so werden Mühlen, Fabriken, Hammerwerke und Manufacturen nach ihrem Werthe angeschlagen, und $\frac{1}{4}$ für die Kosten der Unterhaltung abgezogen. Alle neuen Gebäude werden erst im dritten Jahre nach ihrer Erbauung angeschlagen. Um ihren reinen Ertrag zu bestimmen, muß der Abschätzer sich alle Pacht-, Theil- und Kauf-Briefe geben lassen, welche vorhanden sind, und die der Director der Contributionen schon vorher für ihn gesammelt hat. Unter allen aber kommt nichts dem wahren *produit net* so nahe, als der mittlere Preis der Pachtungen, und „nach so vielen Hülfsmitteln, die der Abschätzer hat, — so meint der Finanzminister, — sey es unmöglich, daß er sich viel von der Wahrheit entfernen könne, wenn er seine Schuldigkeit thue.“

Nachdem der Abschätzer das *produit net* bestimmt hat, so vertheilt er nun die verschiedenen Felder, Gärten, Wiesen, Brüche und Waldungen der Commünen in diese Classen; der *Expert* verfertigt mit Hülfe des Maire, zweyer Anzeiger aus der Commüne und des Controlleurs der Contributionen, dieses Classement nebst dem *procès verbal* auf dem Felde. Doch haben letztere nur eine beratende Stimme, und der Abschätzer entscheidet nach seinen Einsichten. Die beiden Anzeiger werden von der Commüne hiezu deputirt, und erhalten weiter keine Befolgung. Gegenüber der mittlere Pachtpreis auf die Hektare mit dem mittleren *produit net* der Commüne übereinstimmt, für

den; aber auch wo die einzelnen Verse untadelig sind, scheint der Vf. so wenig Sinn für den Reiz der Abwechslung zu haben, daß man bisweilen vier, fünf Amphibrache hinter einander findet, oder acht bis zehn Verse, die durchaus einerley Sylbenfall haben, oft in den nämlichen Wortfüßen. Solche Dinge, die Schlegel ehemals gut nannte, würden ihm jetzt sehr verwerflich dünken, da er seitdem in der Metrik eine Vollkommenheit errungen hat, die ihn den ersten Vorbildern an die Seite stellt. Seiner Elegie Rom müssen wir schon deshalb einen hohen Rang zugestehen, weil sie von neuem ein ernster Aufruf an junge Künstler ist, die Rechte der Metrik zu ehren.

Die Abschnitte der einzelnen Verse sind fast durchaus richtig beobachtet, und überall ist das Streben sichtbar, durch abwechselnden Gebrauch bald dieser bald jener Cäsur, Mannichfaltigkeit und Vieltönigkeit in das elegische Versmaß zu bringen. Nur an drey Stellen drängen sich leise Zweifel auf, die wir dem Vf. mitzutheilen schuldig sind. In V. 135:

Zum Schaupspieler erniedriget | kämpft | unwillig der Thiere
König.

scheint die starke Pause des Sinnes nach *erniedriget* sich zu viel Gewalt anmaßens, und zugleich als rhythmische Pause gelten zu wollen. Dann zerfiel der Vers in zwey gleiche Theile, und wir hörten die unangenehme Bewegung dieses Tzetzischen (*Homeric. g*):

οὐκ ἐνι πυργῶν ἰδοῦσι | οὐδὲ πολὺς ἔμμενον

statt der beabsichtigten schönen des 51 Verses:

Bald nun erschienen der Decier Muth | und die Beile
des Brutus.

Der 209 Vers:

Weil es vergönnt ist, weidet |, ihr Stiere | das Gras u. s. w. hat zwar den weiblichen Abschnitt im fünften Halbacte; allein der Sinn rafft noch die folgenden Worte an sich, und verlegt die Cäsur in die vierte Senkung, wodurch wir Hephthemimeris mit weiblichem Abschnitt erhalten. Ein gleiches wiederfährt dem 189 Verse:

Friedlicher mögen sie nun | hinsinken | die letzten Ruinen
wo die zwey nachhüpfenden reinen Amphibrache jene fehlerhafte Cäsur noch unterstützen und hörbarer machen. — Überhaupt dünkt uns Schlegel die Gelenke nicht immer mit der Sorgfalt, wie die Glieder gemessen und gesondert zu haben. Zu oft stehen gleiche Wortfüße entweder dicht neben einander, oder an solchen Stellen, wo jeder neue nothwendig an die früheren erinnert; zu oft hören wir denselben rhythmischen Fall sich wiederholen. So erlaubt sich Schlegel, dem beginnenden Hexameter den Rhythmus des endenden zu geben: *Nicht der Samnite* |, *des etc. Alles gebündelt* |, *nur nicht etc.* In: *Drüben erstreckte sich* | dann v. 13 ist diese Bewegung nur scheinbar, weil hinter *erstreckte* keine Pause Statt findet; wenn aber gar der Pentameter mit diesem Rhythmus anfängt, wie V. 40: *Ordnete Väter* | und etc., V. 186: *Alles entvölkert* |, *zuletzt etc.*: so wirkt dieß auf unser Ohr sehr beleidigend, weil wir dieselbe Bewegung erst eben entlassen haben. Dem Amphibrach ist eine zu große Freyheit vergönnt V. 105:

Jetzo | in Forum | und Circus | Theater | und Hall' und
Triumphchor.

und ähnliche Verse in reinen Amphibrachen, oder mit vorschallendem amphibrachischem Falle kommen außerdem noch 73. 145. 199. 221 vor. Anderswo ist diese weiche Bewegung durch geschickt gewählte Wortfüße gebliffentlich vermieden worden, wie V. 53:

Kamen, erretteten, siegen, vernichteten, oder be-
zähmten.

Oft besteht der Schlußstact des Hexameters in zwey Einzellängen: *willfahrend des Herrn Wink*; in *Roms Blut*. Die über die hochtonige erste Länge noch hinaufsteigende zweyte contrastirt im Allgemeinen schon mit dem sinkenden Versausgange; in den beiden angeführten Beyspielen wird sie nicht durch den Sinn begünstigt, ja V. 57:

Drum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und
Welt Herr

noch dazu durch eine Sprachunrichtigkeit erkaufte, indem der *Genitiv Plur.* zugleich der gleichlautende des *Genitiv Sing.* seyn soll. Es müßte der *Welt Herr* heißen. Wir würden, damit Welt den scharfen Accent bekäme, *Weltherr* vorschlagen, wenn nur *Weltherr der Sterblichen* einen gehörigen Sinn gäbe. Am häufigsten nehmen diese verbundenen Einzellängen den Abschnitt des Pentameters zwischen sich, wie V. 32:

Jener Romulischen | Stadt | ziehn | um den Berg Palatin
ein Fall, der außerdem noch 28 mal wiederkehrt. — Der Pentameterausgang nach der Messung — ο | — ο | — — welche sich am zwanglosesten darbietet, scheint auch zu häufig angenommen zu seyn. Den in Einem Worte bestehenden choriambischen Schluß hat Schlegel mit großem Glücke gebraucht, wie keiner vor ihm, in *Wellenerguß*, *Architektur*, *Mütterlichkeit*, in welchem Worte die letzte mittelzeitige Sylbe den Nachdruck einer vollkommenen Länge gewinnt; nur scheint es, als ob der Vf. aus Vorliebe für diese Form, sie öfter zugelassen habe, als es die Foderung der Mannichfaltigkeit erlaubte; denn wir lesen noch 250: *Jugendlichkeit*; 262: *Feyerlichkeit*; und *mildester Väterlichkeit*. V. 202 ist nur eine andere Art von *mildern in Mütterlichkeit*. Auch Worte wie *Bändigerin*, *Verkündigerin* würden schöne Pentameterausgänge geben. Die Ausgänge V. 28 und 66:

Vieles darum; nie gab's eine gewaltigere.

Veji ins Anditz bot, kommen gefährlichere.

sind von einigen Kunstrichtern, aber mit großem Unrecht getadelt worden. So wie eine Länge durch den Anlauf von zwey oder mehreren Kürzen zur Überlänge anwächst, so können zwey vorübergehende Kürzen, durch den Tact unterstützt, selbst eine Kürze zur Scheinlänge erheben; und das Ohr freuet sich, einmal so recht die Gewalt des Tactes zu vernehmen. Nur hüte man sich, die letzte Sylbe in *gewaltigere* als eine Länge auszusprechen; sie darf nur angestoßen werden, wie im Englischen *suitable* wenn es auf *still* reimt (*Pope Essay on Crit.* 318). Da der Pentameterstact dieser schwachen Sylbe eine Dauer durch vier Zeiten vorschreibt, so muß ihr eine dreyzeitige Pause zu Hülfe kommen. Hieraus folgt, daß sich jedesmal

eine Pause des Sinnes hinzugefellen müsse, um die metrische möglich zu machen. Drum wird folgende Stellung V. 86:

Bildniß im Vorfaß euch; immer entartetero
Söhne sich zeugt das verderbte Geschlecht.
höchst fehlerhaft; der Gedanke, indem entartetero auf
Söhne losstürmt, verbietet die Pause, die Versbewe-
gung fodert sie. Wollten beide etwas nachgeben, so
würde wenigstens eine Tugend von zweydeutigen
Werth herauskommen. Derselbige Streit erhebt sich
V. 72:

Falls ihr die Wage gerecht hietet, so möchtet ihr wohl
Stets obwalten den Dingen —

wo die durch den Tact gefonderten Worte, vermöge
der logischen Verbindung, zu rasch auf einander zu-
streben. — Die anapästischen Pentameterabschlüsse
werden etwas einformig durch den häufigen Gebrauch
ausländischer Worte, wie *Horizont*, *Monument*, *Ca-
pitöl*, *Aventin*, *Diadem*, *Legion* u. m., welche zu-
gleich den Reichthum an einheimischem Wohlklange
in Zweifel zu nehmen scheinen.

Ein großes Verdienst hat sich diese Elegie durch
den Reichthum an schweren tactfüllenden Spondeen
erworben, die ihr den Charakter des Feyerlichen,
Würdevollen anprägen. Schlegel giebt hier den er-
sten Versuch, seiner Föderung, den Trochäus aus
dem Hexameter auszuschließen (*Charakteristiken* Th.
2. S. 196), ein Genüge zu leisten. Da jene Anfo-
derung nicht bloß an einzelne hexametrische Gedichte
von besonderem Charakter, sondern an den Hexame-
ter überhaupt ergangen ist: so wenden wir uns einen
Augenblick von dieser Elegie weg, um etwas näher
zu untersuchen, mit welchem Rechte der Trochäus
aus dem Hexametergebiete verbannt worden ist.

Was wir Trochäus nennen, ist, nach der Beschaf-
fenheit dieses Fusses und der ihn aufnehmenden
Versart, von sehr großem Umfange. In den roheren
Volksliedern darf sogar die übertönte hochtonige
Länge eine trochäische Kürze bilden:

Bis euch das | Hertz knickt | graben müßt.

und der moderne Jambe macht jeden gesenkten Spon-
deus zum Trochäus:

Des Ländvögt's Reiter kommen hinter mir.

Doch mit solchen Trochäen mögen die edleren Syl-
benmasse der Alten, zumal die vierzeitigen, nichts
zu thun haben. Aberauch in den eigentlicheren Tro-
chäen welch eine abstufoende Mannichfaltigkeit von
dem an, „der Sponda's schwebenden Gang hat“
(*Kopft. Od. Sponda*) bis auf den, dessen Kürze auch
nicht der geringsten Dehnung fähig ist! Diese zerfal-
len in zwey Hauptclassen, nachdem die trochäische
Kürze entweder durch eine mittelzeitige Sylbe (eine
solche, die auch verlängert werden durfte) künstlich
gebildet wird, oder in einer wirklichen Kürze besteht.
Höfnung | *erhöht* ist ein guter Choriamb; aber man
vertausche das flüchtige *er* mit einer schwereren Sylbe:

Höfnung stählt, so erhalten wir einen Moloss mit
schwebender Mittelsylbe. Diese Classe von Trochäen,
deren Kürze nicht nur in der Senkung, sondern selbst
in der Hebung des Hexametertactes verlängert werden

darf, hat Schlegel nicht verstoßen wollen; wohl aber
die andere mit entschiedenen Kürzen. Aber auch
hier stehen die beiden Sylben, je nachdem die Länge
einer größeren oder minderen Ausdauer fähig, je
nachdem die Kürze mit mehr und weniger kräftig
schallenden Buchstaben beschwert ist, je nachdem
eine Pause beide Sylben trennt, oder eine nachfol-
gende Länge oder Kürze den Ausschlag giebt, in dem
verschiedensten Zeitverhältnisse gegen einander. In
zitternd sprach ist die Kürze der fließenden *er* wegen,
und weil eine gediegene Länge folgt; einer nicht un-
beträchtlichen Ausdehnung fähig. Man darf nur der
von Natur zweyzeitigen Länge den Nachdruck einer
halben zulegen, so wird jene den übrigen Raum des
vierzeitigen Tactes schon ausfüllen ($2\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$). Min-
dere Dehnung läßt die Kürze in *schüchtern hub* zu;
um so mehr muß der Tact die Länge dehnen (vie-
leicht $2\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$). In: *stünd Cärthago* bedarf die erste
Länge kaum der Pause, des sanftschwebenden *Car*
wegen; in: *stünd gemeinsam*, wo die zweyte Sylbe
nichts über die Eine ihr beywohnende Zeit zur Tact-
füllung beysteuert, muß die erste um eine ganze Zeit
vermehrt werden, und wird es auch hier unter der
Mitwirkung einer Pause mit Leichtigkeit. Aber auch,
wenn diese Beyhülfe wegfällt, gewinnt die Länge
in *Donner*, *Graben*, *Ferne* dreyzeitige Dauer, durch
den Hexameterrhythmus genöthigt; vorausgesetzt,
daß sie eine wirkliche und keine Scheinlänge sey.
Von dieser hinreißenden Gewalt des Tactes hat *Voss*
in der Zeitmessung, für den Musikverständigen fast
zu weitläufig, gehandelt. Wem sie dennoch unser
nordisches Ohr verdächtig macht, der erinnere sich,
daß der Pentameterabschnitt die Länge sogar durch
vier Zeiten hindurchtönen läßt, und daß es mit der
Ausdehnung bey den Griechen nicht viel anders war.
Jeder Senar dehnt drey, oft mehrere Längen zu einer
ungewöhnlichen Zeitdauer, die sapphische und al-
cäische Strophe zwey Längen; und der Tact des grie-
chischen Hexameters gab der einzeitigen Kürze durch
den Schlag seines Zauberstabes die Dauer einer zwey-
zeitigen Länge: $\pi\rho\acute{o}s\ oimov, \gamma\epsilon\nu\epsilon\tau\acute{o}\ iax\eta$. Wir mei-
nen, dieß war noch gewaltfamer, als wenn unser
Hexametertact die natürliche Zeit der Länge etwas
ausdehnt.

Gewiß nicht Besorgniß, durch den eingemisch-
ten Trochäus die Gleichzeitigkeit des Tactes zu un-
terbrechen, war es, was Schlegel gegen diesen Fuß
einnahm. Aber vielleicht eingewurzelte Abneigung
gegen die Ramler'schen Trochäen, die freylich den
Hexametertact völlig zerrüttet haben? Was Ram-
ler verschuldete, darf dem Fuß selbst nicht zur Last
gelegt werden, und der Mißbrauch kann, was wirk-
lich taugt und gesetzlich ist, nicht an seinem Werthe
herabsetzen. War es weiche Schläffheit, die er mit der
Verfätschung des Trochäus einzuführen fürchtete, so
hätte er dem noch weichern Amphibrachen auch ab-
hold seyn müssen. *Voss* braucht die Trochäen mit
Vorsicht, und sie thun, wo er sie hinstellt, sogar ei-
ne kräftige Wirkung:

Zollate. Gegen ihn zog ein umgebirglicher Bickhahn

Stolz eiaher, als Führer des Ortolanengeschwaders,
Sein rothkammiges Haupt mit feuriger Wimper am Rande
Zeigt' auch im Tod' ehrwürdig den Sultan edles Gefügels.
besonders wenn eine Cäsur die ursprüngliche trochäische Bewegung auflöst, und nachher nur den raschen jambischen Aufschwung hören läßt. Nur einmal braucht sie Voss, um Weichheit hervorzubringen:
Die Okeanos fendet, die Menschen sanft zu kühlen.
Die schönste Wirkung bringt der Trochäus hervor, wann er im Beginne des Hexameters mit einer nachfolgenden Länge einen Kretikus bildet, wie:

Angestimmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen
Klopstock urtheilte einmal in des Rec. Gegenwart:
„Überall stehe Voss dem Griechen nach, hier habe er ihn übertroffen.“ Wessen Gefühl möchte nicht einstimmen? Man versuche:

Gegengestimmt arbeitet' er stark — — —
Wir erhalten einen Vers nach Schlegelscher Regel; allein die Wirkung der kräftig anstrebbenden Länge, die flüchtig Othem schöpft, um von Neuem mit noch stärkerem Nachdruck anzusetzen, ist verloren gegangen.

Aus bloßer Liebe zur Form etwas begehren, was dem Genius der deutschen Sprache fremd ist, heisst an diesem sich veründigen. Der Grieche konnte durch den Tact Schlusslängen verkürzen, und durch die bloße Aneinanderstellung von Worten Positionslängen erzwingen, wie *χαίρε Ζεῦς*. Aber wir Deutschen haben kein äusseres Mittel, wirkliche Kürzen lang zu machen, da bey uns die Länge fast nur vom Begriff abhängt. Drum würde unserm Hexameter, bey unserm Reichthum an Trochäen, das Schlegelsche Gesetz unbarmherzig die besten Truppen rauben. Kein Doppeltrochäus, kein kretischer Fuß dürfte weiter sich sehen lassen; alle Bewegungen wie *Wolkenhimmel, Wogenschwalm, Ungeßüm, Harfenwein* müßten auf einmal geächtet werden.

Überhaupt bezweifeln wir die Möglichkeit, eine so strenge Regel nicht im Einzelnen, sondern in der weitesten Ausdehnung zu befolgen. Einzelne Leistungen beweisen nichts fürs Ganze. Schon vor Schlegel hat Voss Elegien ohne Trochäen gedichtet, (z. B. lyr. Ged. Th. I. S. 240), und Brinkmann (unser trefflicher aus Schweden erworbener Landsmann), hat uns mit einem ganzen Bande Epigramme beschenkt, aus denen der Trochäus fast ganz ausgeschlossen ist. Was aber bey epigrammatischen Kleinigkeiten möglich war, wo der gleiche Ton die Einschränkung begünstigte, das dürfte in einem längeren epischen Gedichte voll Abwechslung des Tons und Gegenstandes, schon nicht mehr eine Schönheit seyn. Und da eine solche Regel nicht anders, als mit Aufopferung der natürlichen Worte und Sprachwendungen, die

sich dem Dichter in der trochäischen Bewegung darboten, zu beobachten ist: wie würden dann, dem Spondeus zu Liebe, streifende Bezeichnungen, statt der treffenden, wie würden Flickwörter, dunkle Zusammenstellungen, falsche Wortbildungen die Oberhand gewinnen! Wollten wir dennoch das Unmögliche möglich machen, so dünkt uns, würden wir in die *Brocksche* von *Burmann* aufgenommene Spielerey zurückfallen, der einen ganzen Band voll zahmer Gedichte ohne *r* verfertigte.

Um den Trochäus zu meiden, hat Schlegel sich gewöhnlich des reinen Spondeus, und mit grossem Glück auch der geschleiften Mittelzeit bedient, die er manchmal in die Hebung des Tactes bringt. Seltenet ist die fakturte Mittelzeit der Anhangsylbe in oder eines Vorwortes z. B. nach V. 66. zugelassen, welche, wenn sie in der Senkung steht, Tacte bilden, die sich fast gar nicht von trochäischen unterscheiden (*der Wölfin Gier*), zumal da der Vf. dieselbigen Sylben anderswo kurz gebraucht (v. 24. *Hüldin erstand*). In fremden Namen dagegen (vorausgesetzt, daß diese nach deutscher Quantität scandirt sind), erlaubt Schlegel (wir möchten sagen durch eine glückliche Inconsequenz), wirklichen, unbedingten Trochäen den Tact zu füllen. Wir halten uns nicht an das Beyspiel:

Ferner ein hirtlicher Held Arkadiens:

denn, da wir beides Arkader und Arkadier sagen, so mag innerhin der Sylbe Ar etwas von natürlicher Länge anhaften. Allein in *Palläntium*, brücht *Augurien*, hat *Carthago* findet nur diejenige künstliche Buchstabenendehnung Statt, die wir jeder einen fließenden Mitlauter oder offenen Diphthong enthaltenden Kürze, unter der Bedingung einer begünstigenden Position, zugestehn müssen. Nach Schlegels Theorie würden wir den 69sten Vers so ändern:

Euch reißt Erndte des Ruhms: euch, euch hat Carthago gewuchert.

so wie er denn auch in v. 216 *Aventin* als Anapäst, und v. 171 *Vandalische*, als zweyten Pöon gebraucht.

Schon diese letzten Beyspiele beweisen, daß Schlegel, der immer unsere Rechte zu schützen pflegte, auch dießmal, die ausländischen Namen nach einheimischer Quantität scandirt habe. Nur einmal liefs er die griechische Quantität *Amphitryoniädēs* zu, statt der deutschen *Amphitryoniädēs*. Aber gewiss wäre es ihm nicht beygefallen, wenn es ihm nicht den Vortheil gewährt hätte, die ganze Pentameterhälfte mit einem einzigen ungeheuren Wortfusse von drey Hebungen aus. füllen.

(Der Beschlufs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Gräff: *Antonie Wessau. Eine Geschichte aus dem südlichen Deutschland. Mit einem Holzschnitt von Gubitz und mit Musik.* 1806. 334. S. 8. (1 rthl. 16 gr.) D. Vf. hat zu seiner Erzählung die Briefform gewählt, aber sie so verunstaltet, daß sie zuletzt ganz unkenntlich geworden ist. Übrigens hat der Zusatz *aus dem südlichen*

Deutschland wohl keinen anderen Zweck, als den leeren Raum des Titelblatts ein wenig auszufüllen: denn etwas charakteristisches des südlichen Deutschlands hat Rec. sonst nicht gefunden. Der Ton der Erzählung hat etwas gespanntes, und die Geschichte selbst macht mitunter starke Ansprüche an die Leichtgläubigkeit der Leser.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 J A N U A R, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: Rom, eine Elegie von August Wilhelm Schlegel etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über die Schlusssätze sey uns noch ein Wort vergönnt. Durch vier starke Schläge ermattet, schlägt der Hexameter den fünften etwas schwächer an, rafft sich in zwey folgenden Kürzen noch einmal zum sechsten noch schwächeren Schläge auf, und sinkt dann in einer nachfolgenden schwebenden Kürze oder Länge völlig zur Ruhe. Hieraus folgt, dass die beiden letzten Tacte, oder der Hexameterausgang, meistens eine starke rhythmische Bezeichnung erfordern, um nicht als Schluss überhört zu werden; und wenn ein logischer Abschnitt eintritt, ehe die rhythmische Periode zu Ende gebracht ist, so darf die Versbewegung nicht ohne Noth durch zu starke Absätze des Gedankens gehemmt werden. Homer fängt die Schlusssätze gewöhnlich mit der fünften Hebung an, seltener mit der vorhergehenden ganzen (flüchtigen oder schwebenden) Senkung, so dass der Ausgang ungetheilt sich an die Rhythmen des folgenden Verses anschliesst. Hierin ahnen ihm alle griechischen Dichter nach, selbst die schlechtesten, und die besten der Römer. Auch bey Schlegel fanden wir diese Anordnung am häufigsten:

Endlich erschwollen die Segel aus Phrygien; mild sie empfangend —

Langsam reiste zum Licht die Geburt; es versuchte das Schicksal —

Viele Verfassungen stürzten dahin. Noch steht die Gemäthe —

Die erste Art hat darin ihr Gefälliges, weil vor ihm der schöne daktylische Rhythmus den logischen Satz mit seiner flüchtigen Senkung schliesst, und dadurch die Ermüdung der beiden anderen Arten von Schlusssätzen, die entweder mit der Hebung oder mit der schwebenden und leichten Senkung schliessen, verhindert. Von solchen Absätzen, die den Ausgang zertheilen, gebraucht Homer, und mit ihm alle griechischen Dichter, fast allein denjenigen, der mit der flüchtigen Senkung des fünften Tactes anfängt:

Αὐτὰρ ἐγὼ ἐν δαίμονι τιταίνόμενος κῆρα δ' ἰδώς —

und durch ihn wird der Schlusssatz nicht verdunkelt; denn die Pause, welche den Einschnitt macht, vermehrt nur die Länge der vorigen Hebung, dass die flüchtige Senkung desto ungetrübt mit dem letzten gewaltigen Wogenschlage in den folgenden Vers hin-

überausset. Schlegel hat ihn einmal, doch mit dem Unterschiede, dass er statt der flüchtigen Senkung die schwebende vorgezogen hat:

Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch schienen Unter dem greifen Gelock Runzeln der Sturm Diadem.

was wir noch mehr loben würden, wenn der langsame Bewegung etwas im Inhalte entspräche. — Ausserst selten finden wir bey Homer den Absatz mit zertheilter flüchtiger Senkung des fünften Tactes — ο || ο — ο; und selbst in den wenigen Beispielen dieser Art ist der Gedanke doch mehr eingebogen als abgesetzt:

Πηλεΐδης δ' ἱερὰν Πηνελόπειαν ὄρετο, λαὸν δέ — —

Die Nachahmer des griechischen Verses sind weiter gegangen, und haben durch die stärksten Absätze die beiden flüchtigen Kürzen im Schwunge gehemmt:

Vade, ait, o felix nati pietate. Quid ultra Provehar. —

Dieser Absatz bietet sich bey unserer Fülle von Amphibrachen am häufigsten dar, sollte aber, weil er am Schluss nach einer Gedankenpause am meisten hervorsticht, nur nach strenger Prüfung, ob er hier und dort an seiner Stelle sey, zugelassen werden. Schlegel hat ihn zweymal:

Aber sie auch schwand hin, die ethelternde Blüthe. Gewesen — —

v. 245 und 251, und ausserdem noch zweymal den ihm verwandten dactylischen Übergang v. 191. 285:

Mit vielfarbigem Zauber umgiebst du den Dichter. Es hemmt nicht — —

der wegen seines stärkeren Rhythmus auch schon eine kräftigere Wirkung hervorbringt.

Aber was sollen wir zu dem Absätze des 99 Verses sagen:

Solcherley Trümmer entkamen der Tugenden Schiffbruch, Nirgends — —

in welchem es schwer zu entscheiden ist, ob der um einen Tact zurückgedrängte spondeische Hexameterausgang, oder der trochäische matte Übergang dem Ohre mehr wehe thut? Wenn die Gedankenpause nach Schiffbruch wegfiele, und nirgends sich an die vorige Periode anschliesse, so möchte der Vers noch hingehen, wiewohl er bey dieser nachlässigen Theilung in zwey fastgleiche Wortfüsse, bey der ungeschickten Tonstellung, welche die tiefstönige Länge in der Senkung lässt, bey der ausdrucksvollen Bewegung ohne ausdrucksvollen Inhalt (alle Forderungen sind erfüllt in: die Königin laut wehklagend) auch noch kein Lob erhalten würde. Der spondeische

indem sich zu erkennen giebt; es ist in Schiller'scher Sprache abgefaßt, und erinnert besonders mit solchen Versen an die Braut vom Messina:

Es herrsche des Menschen vernünftiger Wille,
Das ist es, wozu die Natur ihn erkor,
Denn aus der Schöpfung unendlicher Fülle
Raget der Mensch wie das Haupt hervor;
Zu herrschen ist also sein hohes Ziel.
Das Thier nur ist fremden Willens Spiel.

Das Stück schließt damit, daß der Herzog Ernst seinem Bruder Friedrich die Lösung des Banns überbringt. Da diese aber nicht durch die Treue der Tyroler als nothwendig herbeygeführt ist, so sieht man, daß diese historische Drama zwar äußere, aber keine

ist diese
ig Leo-
eine Be-
ete Ver-
kommt
rschwö-
h auch
lassen!
in Gan-
el mehr
ige, ja
so, daß
geblen-
seinen
da sind
von je-
eine Ge-

liebe, Leopolds Gemahlin, treulos handeln muß; da ist eine todtegelebte zweyte Frau, die von Leopold die verlorenen Rechte fodert, und die nun als die Schwester des Herzogs von Böhmen gegen jenen in Waffen erscheint. Man sieht, wie sehr Leopold in Angst und Noth gerathen muß, und allen seinen Widerstachern, die sich selbst einander den Raum verengen, ist nicht anders als durch den Tod abzuhelfen. Und das geschieht denn auch; alle drey, die den Besitz seiner Frau in Gefahr setzen, kommen in der Schlacht ums Leben, sein Feind, der ihn schon ge-

fangen hielt, wird von den eigenen Böhmen angegriffen, und er ist frey. Freylich sieht man bey dieser Anglistung keinen rechten ästhetischen Zweck, da keine Seite menschlicher Schwäche oder Stärke recht hervorgehoben, und die wirkende Natur mit ihrer Größe nicht zur reinen Anschauung gebracht wird. Überall aber stößt man auf Lächerlichkeiten, wo die Menschen groß erscheinen sollen. Ein blinder Vater will seinen Sohn erstechen, und fragt, wo bist du? Ein siebenjähriger Knabe fällt seiner Mutter in die Arme, als sie sich erstechen will, und bittet den Vater: tröste sie, die *schöne Mutter* weint, welche Worte schon Schiller in seinem Don Karlos einem Kinde ganz unpassend in den Mund legte. Von jenem Alten hören wir folgende Verräthliche Beschwörung: „Verflucht sey der Schlaf, der deine matten Augen schließt, verflucht der Trank, der deinen Durst löscht, zu Gift werde die Speise, die du isst, elender mache dich die Hälfte des allzurasthen Mitleids; — bis du uns blutig gerächt habest wirfst an allen unsern Feinden, *bis ins dritte Glied.*“ — Die Charaktere haben mitunter treffende Züge, die aber vor modernen Gedanken und Betrachtungen niemals recht aufkommen können. Da überhaupt die groß-tragische Ansicht der Dinge nicht Jedermanns Sache ist, so hätte der Verfasser weit besser gethan, wenn er, statt an Schiller und Shakspeare zu denken, alles auf seine Weise ganz schlicht und natürlich gegeben hätte, wodurch er wenigstens ein gleichmäßiges Spiel in einer untergeordneten Sphäre zu Stande gebracht haben würde. Wenn er einfach und natürlich ist, gelingt ihm hier und da so manches, vielleicht ohne sein Wissen. So empfängt der störrische Herzog von Böhmen die Nachricht von einer verlorenen Schlacht und die Entschuldigung vom unstäten Glücke auf keine üble Weise: „*Eure Lanzen sind wohl von Schilf!*“ sagte er. Was heißt das: *Glück?* — Wohl mit Recht haben unsere Alten das *Glück* ein *Weib* genannt. Verdient, erworben wollten beide seyn, nimmermehr verschleudern sie ihre Gunst. — Ich will euch lehren glücklich seyn.“

T. 2.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Fürth, im Bureau für Literatur: *Gesetz und Natur.* Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, vom Freyherrn von Donkeimann. Aufgeführt auf dem kaiserlichen deutschen Theater zu St. Petersburg. 1803. 243 S. 8. (14 Gr.) Eine Nachbildung des französischen *Devoir et Nature* von Pelletier - Folmenanges. Wir wünschten, der Vf. hätte ein weniger romanhaftes Vorbild gewählt, denn es fehlt ihm nicht ganz an dramatischer Darstellungsgabe; wohl aber möchten wir ihm dichterisches Talent absprechen. Dieses zeigt sich vorzüglich in der Ökonomie des Drama's, der Anlegung der Situation, und der Charakter-Zeichnung ausprechen. Daran fehlt es aber hier gänzlich. Theater-Coups sind keine Situationen, und Begehrtheiten keine Handlung; Reich an beiden dagegen ist dieses Stück, vorzüglich an Abentheuerlichkeiten. Daher stößt man allenthalben auf Unwahrscheinlichkeiten; nichts ist gehörig motivirt, alles grell durch einander geworfen, oder mit losen Fäden angereicht; und die Haupt-Charaktere, der Obrist Ludloff, Kathinka, und Signora Gaguroff haben weder Wahrheit, noch auch selbst in ihrer bald gräßlichen, bald heroischen, ungeschickten Manier irgend eine Haltung. Alle handelnden Personen sprechen die Bücher-Sprache, und welche? z. B. 8. 5. sagt Signora Gaguroff zum Fürsten: I. E.

„thun mit Unrecht, wenn Sie glauben könnten, daß je für Menschen-Elend meine Thüren nicht *sonnlich* offen ständen!“ S. 10. *Oh Obrist zur Signora:* „Wo Worte finden, meine *Gefühle* ihrem *Oh* zu übergeben?“ S. 17 die Signora zum Obristen: „Ach Ihre finstere Laune will mich *perhorresciren.*“ Mehr Beyspiele jener Unnatur kann man S. 39. 71. 99. 126 und anderwärts in Menge finden. Aber auch zum *Gemeinen* und *Trivialen* sinkt öfters die Sprache: z. B. S. 121 sagt der (edle) Unterofficier zu seinem Obersten: „*Sakrament! Herr Obrist! warum so unverdient Unrecht leiden u. s. w.*“ S. 121 der Fuß zum Obristen: „*Kabele und Neid werden weidlich sich rummen, um deines Unverganges Gewissen zu erzwingen!*“ Auch fehlt es nicht an Reminiscenzen aus anderen Stücken, wie man S. 97 Ohren kann. Bequem macht es sich übrigens der Vf. Was er aus Armuth an Talent nicht in die Handlung verweben kann, läßt er die Handelnden in Monologen, wie z. B. S. 119 *sich selbst* wieder erzählen. Ubrigens spielt das Stück im modernen russischen Militair-Kostüm, und fodert also, da außerdem uns kein anderes dergleichen gangbares bekannt ist, eine neue Garderobe; dieses ist aber für Theater-Directoren bey einem solchen Stück, das außerdem doch immer eine Vorstellung aushalten dürfte, eine etwas starke Anmaßung!

K — a.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1807.

Ä S T H E T I K.

LEIPZIG, b. Martini: *Bouterwek's Ästhetik*. Erster Theil. Allgemeine Theorie des Schönen in der Natur und Kunst. Zweyter Theil. Theorie der schönen Künste. 1806. Beide Theile XVIII und 436 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.).

Zu einer Zeit, in welcher so viel von Ästhetik geredet und geschwätzt wird, daß, nach Jean Paul, selten ein junger Mann sein Honorarium für ästhetische Vorlesungen richtig erlegt, der es nicht bald für etwas ähnliches Gedrucktes vom Publicum wieder einfodert, wenn er es nicht gar schon damit abgetragen hat — zu einer solchen Zeit konnte die Erscheinung einer Ästhetik von einem Manne, wie Hr. B., von welchem man seit Jahren wußte, daß er sein Nachdenken Gegenständen dieser Art widmete, nicht anders als eifriglich seyn. In der That: Rec. nahm mit freudiger Erwartung das Buch in die Hand, und in der gerechten Hoffnung, daß endlich einmal nicht nur die Grenzen der Ästhetik genau abgemerkt, und ihr Verhältnis zur Philosophie, ihre Tendenz und Wesen bestimmt dargestellt, sondern auch über das Schöne, in seinen mannichfachen Erscheinungen, etwas Gediegenes, scharf Bestimmtes, tief Gedachtes, sein Gefühltes ausgesprochen seyn würde. Des nüchternen Hin- und Herredens über das, was man einmal schon genannt hat, haben wir ja wohl eben so satt, als der hochtönenden Krassprache, die sich quält, Alles auf Eins zu beziehen, und frohlockt, wenn die Worte so klingen, als sey erreicht, was erreicht werden soll. Aber die Erwartung des Rec. ging an bedeutend zu finken; als er nur auf dem Titelblatte des ersten Theils las: „*Theorie des Schönen in der Natur und Kunst*.“ Er fürchtete die alte beständige Verwirrung dessen, was schön ist, und was ein ungelinkter Sprachgebrauch so zu nennen gewohnt ist; und leider, muß er gestehen, daß seine Furcht nicht ganz ungegründet war. Dies thut ihm um so mehr leid, da aus manchen trefflichen Bemerkungen, voll Geist und Gefühl, erhellt, daß Hr. B. wohl etwas Besseres hätte liefern können, als er geliefert hat, und da es scheint, daß nur ein gewisser Oppositionsgeist gegen die ausschweifende Geberdung der neuesten Ästhetiker — wiesie sich etwa nennen dürfen — ihn vermocht habe, festzuhalten an der Natur, und manches nicht aufzugeben, was sich doch nicht behaupten läßt. Es geht nämlich durch das ganze Buch ein geheimer Arger und ein verbitterter Unwille „gegen

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

die Berauschten, die alles, was nicht nach dem Opium ihrer *Absolutheit* schmeckt, *gemein* finden.“ Gewöhnlich wird dieser Unwille durch die Gesetze einer löblichen Wohlankständigkeit so im Zaum gehalten, daß er nur durch ein dampfes Murren seine Kraft verräth. Wenn er aber gar zu lange zurückgehalten ist, so bäumt er sich auf einmal mächtig empor, und schlägt keck hinten aus. Diesem Unwillen schreiben wir es zu, daß Hr. B. sich so zwischen der alten Weise und einer besseren Einsicht hin und her dreht; daß er sich mit seiner Untersuchung bis in die Irrgänge engländischer Gärten verliert, während er an anderen Stellen beweiset, daß er das Schöne kennt und die Würde der Kunst; daß er überhaupt so unbestimmt, schwankend und räthselhaft spricht, um es mit so wenigen als möglich zu verderben. Auch schließt er, um keinen Zweifel zu hinterlassen, die Vorrede mit folgenden Worten: „und weil die schwärmende Unnatur, um ihr Spiel nicht zu verlieren, so gleich von der Kunst, und wieder von der Kunst, und immer von der Kunst spricht, so fange dieses Buch mit der Natur an.“ Rec. ist nicht gemeint, dieser schwärmenden Unnatur und dem Opium ihrer Absolutheit das Wort zu reden; aber eben so wenig kann er dem seinen Beyfall geben, was nur darauf berechnet zu seyn scheint, dem Streben derer entgegen zu arbeiten, die man mit dieser Unnatur befaßt zu seyn glaubt. Das Drängen nach etwas Neuem beweist gewiß, daß das Alte für die dermalige Lage der Dinge nicht mehr taugte; dabey mag freylich über die Schnur getreten seyn; aber der eigentliche Sinn dieses Drängens soll darüber nicht verkannt werden.

Nach dem Ausspruche eines berühmten Schriftstellers ist nichts leichter, als eine ästhetische Recension. Sie scheint immer eine eigene Ästhetik vorauszusetzen, die der Rec. der Kürze wegen nur nicht darlegen kann, und erhält deswegen leicht den Schein der Gründlichkeit. Ohnehin soll es ja, wenn wir nicht irren, nach Hn. B. selbst, zum Charakteristischen des deutschen Publicums gehören, daß es immer den Rec. Recht giebt, und zu ihnen ein viel größeres Vertrauen hat, als zu dem Schriftsteller, wenn es auch viel weniger motivirt ist. Der gegenwärtige möchte nicht gern in den Verdacht kommen, als habe er nur den Schein einer eigenen Ästhetik zu zeigen; auch möchte er nicht gern auf das unmotivirte Zutrauen des Publicums rechnen: und doch liegt es in der Natur der Sache, daß in einer Recension keine Ästhetik geliefert werden kann. Wir wollen versuchen, ob es

Natur die Rede seyn, sondern nur von der Kunst.

Wenn uns irgend gelungen ist, uns deutlich auszuzeigen, so wird das Gesagte hinreichen, dem Verdacht zu begegnen, dem wir begegnen wollten, und die Ansicht darzulegen; von welcher unser Urtheil über eine ästhetische Schrift ausgehen wird. Die Grenzen aber, in welchen eine solche Anzeige, wie die gegenwärtige, in diesen Blättern sich halten muß, setzen uns der Gefahr aus, mißverstanden zu werden; wir müssen sie wagen. In jedem Fall haben wir soviel erreicht, daß wir jetzt nur den Inhalt des Buchs des Hrn. B. zur referiren brauchen. Unser Urtheil über das Ganze liegt in dem Gesagten; über das Einzelne werden wir noch hin und wieder Bemerkungen machen.

Nach der Vorrede wünschte Hr. B. „vom Standpunkte der ursprünglichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes, diesem einzigen wirklich ästhetischen Standpunkte, aus, zur verständigen Würdigung des Schönen in der Natur und Kunst neue Veranlassung zu geben.“ zu einer Metaphysik des Schönen, die philosophisch da fortfahre, wo die eigentliche Ästhetik (zu deutsch: allgemeine Geschmackslehre S. 20), die gar nicht zur eigentlichen Philosophie gehöre, aufhört, sey immer noch Zeit. *Einteilung.* Der wahrhaft gebildete Mensch hängt an der Natur; aus seinem Inneren dringt die Idee des Vollkommenen herauf; er kann etwas Göttliches denken; dies sucht er in der Natur, wie wohl es mehr ist, als alle Natur. Dann „entsteht in ihm ein Verlangen nach Eindrücken, durch welche die Natur selbst gleichsam vom Himmel zu ihm herabzu steigen scheint, bis sie“ — (so lange entsteht das Verlangen nach derley Eindrücken) — „wie in mäßiger Erklärung vor ihm da liegt, und er in Begeisterung ausruft: das ist schön!“ Ehe man nun über das Schöne disputirt, muß man sich über die Ansicht, die man von sich selbst und der Natur im Allgemeinen hat, erklären. Denjenigen, mit dem man sich darüber zu vereinigen wünscht, muß man auf den höchsten Standpunkt seiner eigenen Reflexion zu stellen suchen. Nach aller Welt wird das Schöne nur empfunden. „Vom Begriffe des Höchsten im allgemeinen Menschengefühle (was ist denn das für ein Begriff?) gehen wir aus. Da (im Begriffe?) giebt es nun physische, moralische und intellectueller Empfindungen. Darauf Untersuchungen, ob das Schöne zu der ersten, zwey-

ten oder dritten Art gehöre, in welchen zuerst die Gründe, warum es wohl zu jeder einzelnen Art gehören könnte, und dann, warum es doch wieder nicht dazu gehören kann, weitläufig genug, und nicht ohne mannichfachen Witz — (z. B. bey Gelegenheit der Voraussetzung, daß die Ästhetik sich ans Physische hielte, wird bemerkt, sehr und verständigt: „Wenn Truthähne zu raisonniren anfangen, dürfen sie gegen das widerliche Roth in den Drappieren der Gemälde Raphaels sich nach ihrer Art nachdrücklich erheben“) — angegeben werden. Für das Wahrscheinliche wird erklärt, daß das Schöne in einer Verschmelzung von allen dreyen bestehe; wenigstens dürfe man, um auch nur die Aufgabe einer Ästhetik ohne Vorurtheil zu fassen, sich keinen anderen Standpunkt erlauben, als den des allgemeinen, aber nicht gemeinen, sondern im höchsten Bewusstseyn sich entwickelnden Menschengefühls. Dieses aber ist entweder Naturgefühl oder Idealgefühl. Das unmittelbare Verhältniß des Natürlichen zum Idealen möchte also wohl (freyllich) der letzte erkennbare Grund aller Schönheitsbegriffe seyn. Darauf wird gut bemerkt, daß die Ästhetik nur durch ihr Princip mit der Philosophie zusammenhänge, und eben so wenig als die Mathematik, innerhalb ihrer Sphäre der Philosophie bedürfe. Die Aufgabe wird diesem zufolge also ausgesprochen: „vom höchsten Standpunkte des unmittelbaren Bewusstseyns aus, unabhängig von allen transcendentalen und metaphysischen Schulbegriffen, die Empfindung des Schönen zu erklären, und dieser Erklärung gemäß zur Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst richtige Grundsätze aufzustellen und zu entwickeln.“ So nach hätten wir drey Standpunkte, den Standpunkt der ursprünglichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes; (welcher einzig wirklich ästhetisch ist), den Standpunkt des allgemeinen Menschengefühls, und den des unmittelbaren Bewusstseyns. Diese drey werden aber wohl Eins seyn! Aber von diesem Standpunkt des unmittelbaren Bewusstseyns soll es eine Ästhetik geben, die nichts mit der Philosophie zu thun hat? Und in dieser Ästhetik soll die Empfindung des Schönen erklärt werden? Und nach dieser Erklärung sollen Grundsätze aufgestellt und entwickelt werden, zur Beurtheilung des Schönen, also (da dies nur empfunden werden soll) zur Beurtheilung einer Empfindung? Nun, wir können nicht anders, als Glück wünschen!

(Der Beschuß folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Verlagsanzeige: *Wanderungen, Kreuz- und Querzüge eines Reisenden an den Ufern des Rheins mit Episoden.* 1806. 344 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.) Das Buch ist in Briefen geschrieben. Unter dem letzten unterschreibt sich der Vt. Johann Gottlob Schütz. Sie enthalten größtentheils nur Schilderung der ehemaligen Rheinpfalz in Vergleichung mit ihrem Zustande vor dem französischen Revolutionskriege. So wenig man auch bisweilen von der einen Seite Urtheil haben mag, mit den Urtheilen des Vt. zufrieden zu seyn, so wenig darf man von der anderen Seite an der Wahrheit des erzählten Thatfachen, und der Unparteilichkeit des

Erzählers zweifeln. Die Leichtigkeit des Vortrags, und die freye Handhabung der aufgelisten Gegenstände machen das Lesen mitunter zum wahren Genuß. Traurig aber ist es für das Gemüth, daß alle diese Schilderungen nur aus dem Gebiete der härtesten Barbarey und der grausamsten Kriegswuth hergenommen sind, und daß sie nur sehr sparsam, oft gar nicht von dem Lichte der Hoffnung besserer Zeiten wo nicht beleuchtet, doch wenigstens angeröthet werden. — Einiges wäre vielleicht besser gänzlich weggeblieben, z. B. die Fragmente aus der Geschichte des Schinderhannes und seiner Mitheldigen u. d.

V. S. d. F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17. J A N U A R, 1807.

A S T H E T I K.

LEIPZIG, b. Martini: *Bouterwek's Ästhetik.* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Erster Theil, *Allgemeine Theorie des Schönen in der Natur und Kunst. Erstes Kapitel. Begriff des Schönen.* — I. Es giebt ein ursprüngliches Bedürfnis des menschlichen Geistes, sich für etwas mit freyem Wohlgefallen zu interessiren. Mit freyem Wohlgefallen heisst, ohne Rücksicht auf einen anderen Zweck. Das Wahre und Gute, in einem Urbegriffe vereinigt, ist das *Vollkommene*, und zwar im göttlichen Sinne des Werts. Dafür muss sich der Mensch unmittelbar interessiren, weil er Mensch ist. (Soviel Worte hier schon vorkommen, die nur gesagt sind, so haben wir doch noch mehrere zu erwarten!) II. „Das freye Wohlgefallen wird *ästhetisch*, wenn es ein Gefühl entweder des freyen Spiels, oder der harmonischen Entwicklung, oder des idealen Emporstrebens menschlicher Kräfte in einem mehr oder minder unbestimmten Bewusstseyn erweckt.“ Das also ist ästhetisch? Wahrlich, wenn jemand hier ein ängstliches Befahren wahrzunehmen glaubte, hinter schwankenden Worten den Mangel an scharfen Begriffen zu verbergen: so möchte man meynen, er habe nicht ganz unrecht. Die Erläuterungen indess, die diesem Paragraphen beygefügt sind, machen begreiflich, was der Vf. will, und sind zum Theil so treffend als deutlich gesagt. Nun aber III. „Was unmittelbar durch den Eindruck, den es auf ein empfängliches Gemüth macht, oder auch bloß unmittelbar in der Vorstellung, das ästhetische Bedürfnis nach *allgemeinen und unveränderlichen Gesetzen des Natürlichen und Vernünftigen* in einem wahrhaft menschlichen Daseyn, wo nicht unbedingt, oder doch in einer gewissen Hinsicht befriedigt, ist schön im weitesten Sinne des Worts.“ Wir müssen bekennen, dass wir diese Worte durchaus nicht verstehen, und aus der wiederholten Durchlesung der darauf folgenden Erläuterungen nicht verstehen gelernt haben. Diese Erläuterungen nämlich, wiewohl einige Bemerkungen einleuchtend und wahr sind, sind eben so schwankend und unbestimmt. Hr. B. fühlt es selbst, wie wenig genügend seine Erklärung oder Beschreibung des Schönen ist; aber er schiebt die Schuld von sich hinweg auf die Natur der Sache. „Eine Definition des Schönen kann nur eine *schwankende Formel* seyn, auf die sich, wenn es zur unmittelbaren Anwendung kommt, die schickani-

rende Geschmacklosigkeit eben so zuversichtlich berufen mag, als der Geschmack.“ Auch scheint uns, als sey Hr. B. nicht ganz rein geblieben von den Ansichten „einer gewissen Schule“, der er sonst eben nicht hold ist. Denn in seinem „wahrhaft menschlichen Daseyn“, das oft bey ihm vorkommt, wenn es auch immer im Dunkel bleibt, scheint „das Rein-Menschliche“ zu stecken, das wohl ehemals bespöttelt zu werden pflegte. Hr. B. nimmt auch eine *metaphysische* Schönheit an; denn „warum sollten nicht auch höhere Geister, wenn sie ästhetische Bedürfnisse fühlen, dasselbe schön finden können, was uns nach der Form unsers Daseyns so erscheint?“ Freylich, warum sollten sie nicht? Was soll man darauf antworten? Soviel ist uns klar, dass Hr. B. von dem, was er schön nennen soll, verlangt, dass es das ästhetische Bedürfnis, das heisst, das Bedürfnis sich mit freyem Wohlgefallen für etwas ästhetisch (man erinnere sich der obigen Erklärung dieses Worts) zu interessiren, befriedige. Darauf wird IV die Forderung gegründet, „dass unmittelbar *interessant* seyn müsse, was schön heißen soll.“ Dem *Interessanten* wird das *Triviale*, das *Eckelhafte*, das *Langweilige* entgegengesetzt, mit einigen interessanten Bemerkungen. Das unmittelbar Eckelhafte soll das *Hässliche* seyn. „Wo durch Rohheit, oder durch Abstumpfung und Verkünstelung der Sinne und des moralischen Gefühls das physisch oder moralisch Eckelhafte aufhört, eckelhaft zu seyn, das ästhetische Bedürfnis aber übrigens nicht ruht, da entsteht der *ästhetische Cynismus*. Es giebt einen rohen Cynismus, und einen hoch cultivirten. Jener hat das Hanswursttheater für den Pöbel gegründet; dieser hat die *geistreiche Obscönität* (Ei!) so hoch gesteigert, dass er ihr neuerlich gar das Gewand der Heiligkeit umhängen konnte.“ Überhaupt wagt Hr. B. gegen das Schmutzige, wogegen *Jean Paul* eben so kräftig als trefflich geredet hat, gleichfalls ein keckes Wort zu sprechen. Wenn er aber von den Lustspielen des Aristophanes behauptet, „der unreine Stoff sey nicht schön, sondern *nur* die Darstellung“, so möchte man sich über den Ästhetiker wundern, dass er eine solche Trennung machen kann. Wer ein wahrhaft genialisches Werk, und dafür werden die Lustspiele des Aristophanes ausdrücklich erklärt, in seiner ganzen Lebendigkeit auffasst: wie kann der an den armen Stoff denken, wie er etwa seyn möchte ausser dem Organismus dieses genialischen Werks? Ist denn die Blume nicht ganz vernichtet, wenn ihr weggenommen, was ihre Herrlichkeit ist, die Form, die Farbe; bleibt denn noch ein Stoff zurück? Und ist

nicht in einem wahrhaft genialischen Werke der Stoff so von der Form durchdrungen, aufgelöst und verklärt, daß es wahrhafte Verfindung ist, diese Form vom dem Stoff zu sondern, und von ihr zu sagen, sie sey nur schön? — V. „Nichts ist schön, was nicht, indem es unmittelbar interessiert, in einem *freien Reflexionsgefühl* unmittelbar die *Einbildungskraft* beschäftigt.“ Wir dürfen uns aber bey der psychologischen Digression über die Einbildungskraft nicht aufhalten, was sie überhaupt ist, wie sie animalisch — wovon auch der Wurm seinen Antheil hat — und

gemäßiger und unregelmäßiger Schönheit gemacht wird. Wer überhaupt an dergleichen Unterscheidungen des Sprachgebrauchs Vergnügen findet, oder sie für nothwendig hält, der wird Hn. B. gewiss nicht ungern folgen; wie überall, so sind auch hier einzelne Bemerkungen fein und treffend. Dasselbe gilt von VII, nach welchem „zur vollkommenen Schönheit eine schöne Form mit einem (mehr, oder weniger,) bestimmten Ausdrucke interessanter Gefühle und Gedanken gehört;“ und von VIII, nach welchem „Schönheit überhaupt also durchaus etwas Höheres ist, als Eleganz oder zufällige Correctheit ästhetischer Formen.“ Wir erinnern an das Gefagte. Ob aber wohl ein Naturgegenstand den Typus seiner Gattung darstellen kann? Gewiss nicht! mithin giebt es keine correcten Naturgegenstände. Es verdient Lob, daß Hr. B. auf das Streben nach Eleganz dringt, während er warnt, sie mit dem Schönen zu verwechseln. IX. „Schönheit wird zur Grazie, wenn sich der zarteste Reiz einer gefälligen Bedeutsamkeit des ästhetischen Ausdrucks in den Reiz der gefälligsten Form verliert.“ Wir haben diesen Abschnitt mit großem Vergnügen gelesen. Zwar konnten wir wohl einige Erinnerungen dagegen machen, mögen aber die zarte Pflanze nicht berühren. Desto weniger hat uns der X Paragraph genügt, obgleich Hr. B. es uns ins Gewissen schiebt, seine Meinung anzuerkennen. „Alle vollkommene Schönheit neigt sich bald mehr zu dem *Moss Natürlichen*, bald mehr zu dem *Idealen* in der Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses, und heisst dann in theoretischen Gegensätzen bald *natürliche*, bald *ideale* Schönheit.“ — Nach dem, was Rec. über seine Ansicht gesagt hat, darf er hier über die ganze Scheidung in natürliche und ideale Schönheit nichts mehr hinzusetzen. Das Schöne ist ewig Eins und sich selbst gleich; es kann sich wohl auf verschiedene Weise offenbaren, aber es bleibt immer es selbst;

auch fühlt Hr. B. selbst das beständige Zusammensey des Idealen und Natürlichen. Ob es wohl wahr ist, „daß die neuesten deutschen Idealisten das Schöne überhaupt mit dem Idealen verwechseln?“ Rec. weiß nicht, wen Hr. B. unter diesen neuesten deutschen Idealisten versteht; auch weiß er nicht, wie weit der Dilettantismus gegangen seyn mag: aber das weiß er, daß kein Idealist, der sich versteht, und weiß, was er will, das, was Hn. B. das Ideale ist, mit dem Schönen verwechselt. Über Hn. B. Begriffe vom Idealisiren der Kunst ist Rec. nicht ganz im Reinen. Er läßt das Ideale der Kunst (wir erfahren nicht recht, was das ist,) anfangen, wo die Natur aufhört, „wenn die Künstlerphantasie, ohne den Typus der Natur in seinen wesentlichen Zügen zu verletzen, diesen Typus zu einer idealen Höhe steigert, wo der Gegenstand der ästhetischen Reflexion als überirdisch erscheint.“ Nun ist Typus der Natur Hn. B. entweder die Norm, wornach die Natur bey der Bildung ihrer einzelnen Gestalten verfährt, das Vorbild dieser Gestalten, was darum in keiner erscheint, weil es in allen vorkommt, mit Einem Worte: die Idee, die göttliche Idee der Naturerschöpfungen; oder der Typus der Natur ist ihm die Erscheinung selbst. Im ersten Fall würde das Idealisiren darin bestehen, daß der Künstler die göttliche Idee noch mehr zur Ideemachte, was doch wohl unmöglich ist; im zweyten würde es darin bestehen, daß er eine gemeine Erscheinung zur Idee hinaufsteigerte, welches wir nicht wohl begreifen, wenn es auch nicht unwürdig wäre. Auch scheint das letzte nicht des Vp. Meinung zu seyn. Die Künstlerphantasie der Griechen soll aus dem Typus der menschlichen Gestalt das Thierische, so weit als möglich, verdrängt haben, ohne das Menschliche zu zerstören: das gab Göttergestalten! — Müde, noch mehr aufzuzählen, was schön ist, und was nicht schön ist, thut Hr. B. im XI endlich den Ausdruck, „daß man umsonst versuche, durch systematische Analyse (die wir also bisher gehabt haben!) die unzähligen Modificationen der Schönheit überhaupt zu erschöpfen, daß aber unter ihnen vorzüglich drey Schönheiten in Betracht kommen: die reine der Formen, die erhabene und die komische Schönheit. Von jener ersten Schönheit handelt alsdann das zweyte, von der zweyten das dritte, und von der dritten das vierte Kapitel.“

Form überhaupt ist Hrn. B. der Inbegriff reiner Verhältnisse und Beziehungen, als solche betrachtet. „Die reine Schönheit einer Form beruht, nach ihm, immer auf ästhetischer Einheit in einer ästhetischen Mannichfaltigkeit.“ Es wird nicht eigentlich klar gemacht, was darunter verstanden wird; aber man sieht, daß der Baumgartensche Begriff der Schönheit sich hat gefallen lassen müssen, bloß auf die Schönheit der Form beschränkt zu werden. Und darin geschieht ihm schwerlich Unrecht. Die Schönheit der optischen und akustischen Formen u. s. w. ist leicht durch die Anwendung des allgemeinen Satzes bestimmt. Wir übergehen Alles. Das, was über das Erhabene gesagt ist, haben wir mit Vergnügen gelesen. Es ist

nach, nach unserer Meinung, leichter darüber etwas Treffendes zu sagen, als über das Schöne, besonders da *Kunst* — er hat, wie uns scheint, über keinen ästhetischen Gegenstand so trefflich gesprochen — und Andere nach ihm soviel Wahres darüber gesagt haben. Mit wenigen Worten entsteht das Erhabene nach Hn. B., wenn in der Natur und Kunst etwas Großes so auf uns wirkt, daß unser Geist sich selbst zu verlieren anfängt, und die Vorstellung des Unendlichen aufgeregt wird. Die Unterscheidung des Erhabenen vom Erschütternden, Furchtbaren und Schrecklichen ist nicht unheilfam. Wenn aber „das Erhabene in seiner Vollendung nie ohne den Reiz des *Wunderbaren* ist:“ so ist wenigstens klar, daß es in der Natur kein vollendetes Erhabene geben kann; denn in der Natur wird ja doch nichts Wunderbares vorkommen sollen. — Vom Komischen heist es: „wenn ein Gegenstand durch eine witzige und sinnreiche, oder witzig und sinnreich scheinende Composition in Verhältniß tritt, in denen er lächerlich erscheint, so heist die ästhetische Form desselben komisch.“ Sowie Viele gefühlt haben, daß es leichter ist, etwas Lächerliches, im Einzelnen, lächerlich zu finden, als zu sagen, was das ist, wodurch es lächerlich wird, so auch Hr. B. Daher sind seine Bemerkungen über lächerliche Objecte auch besser gerathen, als seine Erklärung des Lächerlichen selbst. Er unterscheidet das Lächerliche von dem Komischen, welches eine Modification des Witzigen und Sinnreichen genannt wird. Wenn in einer ästhetischen Form etwas lächerlich erscheint, so soll die Form komisch seyn; das Lächerliche selbst wird eine Modification des *Ungereimten* genannt. Unter welchen Bedingungen aber das Ungereimte, den Reiz des Lachens verursacht, das müssen wir mit Hn. B.'s Worten sagen. „Wir müssen auf eine eigene Art überrascht werden, von etwas Widersinnigem oder widersinnig Scheinendem in Augenblicken, da kein stärkeres Gefühl die physische Wirkung dieses Überraschens zerstört. Dann geht die Reflexion, die mit dem Widersinn sogleich nichts anzufangen weiß, plötzlich in eine physisch-körperliche Erschütterung, besonders des Unterleibes und der Lungen über, und äußert sich als ein Lachen.“ Wir überlassen es gerne dem Leser, zwischen dieser Theorie, und dem, was Kant, Jean Paul und andere darüber gesagt haben, zu wählen. Aber seltsam dürfte doch Manchem die Theorie erscheinen, nach welcher „der Genuß des Komischen nie ein rein ästhetischer Genuß seyn soll,“ weil ein ewiges Mißverhältniß zwischen der Form und dem Stoffe Statt findet, das durch keine Kunst aufgehoben werden kann. Offenbar ist ein Kunstwerk Hn. B. nie eine Schöpfung aus Einem Stücke, wenn so zu reden erlaubt ist, sondern der Stoff ist etwas für sich, und die Form ist etwas für sich, und beide werden einander dann etwa so nahe gebracht, als es Gottes Wille ist. — Darauf über das *Hochkomische*, *Burleske*, *Naive*, *Humor* und *Laune*. Den Schluß macht die *Caricatur*.

Da wir uns bey dem ersten Theil so lange aufhalten haben, so können wir Hn. B. in dem zweyten

— *Theorie der schönen Künste* — um so weniger begreifen, je reichhaltiger und mannichtiger die Gegenstände sind, die in ihm zur Sprache gebracht werden. Im Ganzen bauet freylich dieser zweyte Theil auf die allgemeinen Grundsätze, die der erste aufstellt, fort; aber er ist unstreitig viel besser gerathen, als der erste, und wenn wir auch dem Vf. nicht selten zu widersprechen, doch nicht unheimen. Vieles haben wir gelesen, z. B. was und romantisch ist freyer, dergleichen ist vortreflich gesagt; und überall, wo es auf bestimmte Kunstwerke ankommt, zeigt Hr. B., ohne im Mindesten damit zu prunken oder dadurch unbehülflich zu werden, eine reiche Kenntniß der alten, wie der neuen Literatur; und einen guten Geschmack. Sein poetischer Sinn ist gewiß richtiger und feiner als seine Ansicht bestimmt; was er lobt, ist gewiß lobenswürdig, was er tadelt, tadelnswerth; aber warum er eigentlich lobt oder tadelt, weiß er nicht so bestimmt anzugeben. Nur über ein Paar Punkte Einige, bloß um zu zeigen, daß wir auch hier gegen Manches Bemerkungen machen könnten. — Das höchste Gesetz der schönen Kunst wird in die *ästhetische Nachahmung der Natur* gesetzt. Diese ästhetische Nachahmung wird der *gemeinen* entgegen gestellt, und es wird zu ihr gerechnet, daß der Künstler erstens den Naturgegenständen, die er darstellen will, ihre *ästhetische Seite* absehe, und zweytens, daß er in den Geist der Natur eindringe. Aber welche ist denn die *ästhetische Seite* eines Naturgegenstandes? Nach dem, was bey II im ersten Theile gesagt ist, sollte man glauben, das Ästhetische sey bloß in dem Subjecte, welches nun einmal ein freyes Wohlgefallen über irgend etwas empfindet. Oder soll das die ästhetische Seite seyn, was das freye Wohlgefallen mit dem dazu gehörigen Anhang in dem Subjecte erweckt? Und was ist der Geist der Natur? „Geist der Natur ist das Gesetz des unendlichen Lebens in der Entwicklung organischer Gestalten.“ Da hinein also, in das Gesetz hinein, soll der Künstler dringen? „Ins Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist,“ sagte man sonst. Wir lassen das dahin gestellt seyn; möchten aber wissen, ob wohl jemals ein Künstler das Gesetz ergründet habe, nach welchem das unendliche Leben organischer Gestalten entwickelt. Daß ihr doch immer dem Künstler Gesetze geben wollt! Der Künstler, wovon die Ästhetik wissen soll, der vollendete Künstler bedarf keines Gesetzes. Das, was er that, das ist die Offenbarung eines Gesetzes, das in ihm ist. In jedem Fall hat Hr. B. bey diesem Ausspruch wohl nur an plastische Kunst gedacht, die einigen Schein für die Wahrheit desselben giebt; die Poesie, die doch auch ja schöne Kunst ist, giebt schwerlich auch nur diesen. — Eine eigene Beschreibung des *Genies* findet sich hier, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten können. „Was man auch Alles bey dem mißhandelten Worte *Genie* zu denken verwehrt seyn

mag, es giebt eine Freyheit des Geistes, mit der die Menschheit im Menschen anfängt; und wo diese Freyheit als die höchste intellectuelle Selbstständigkeit das kaum zu Erfindende erfindet, und das kaum zu Entdeckende entdeckt, da ist sie der Genius der Kunst und der Wissenschaft, oder das wahre Genie. Weil dieses Genie sich gewiss selbst Eingang in die Welt verschaffen wird, so geben wir ihm kein Wort zu seiner Empfehlung mit; was Hr. B. selbst noch hinzusetzt, ist wahr und trefflich.

Aber wir dürfen nichts mehr klazusetzen, um den Lesern unser Urtheil über das Ganze und Einzelne klar zu machen, so wie wir sie in den Stand gesetzt zu haben glauben; selbst zu urtheilen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf die Beurtheilung der Ansicht der einzelnen Künste einzulassen wollten.

A9.

KURZE ANZEIGEN.

NUMISMATIK. Paris, in der kaiserl. Druckerey: *Histoire métallique de la Révolution française, ou Recueil des Médailles et des Monnoies, qui ont été frappées depuis la convocation des états-généraux jusqu'aux premières campagnes de l'armée d'Italie; par A. L. Milin, Membre de l'Institut, et Conservateur des Médailles à la Bibliothèque impériale de France.* 1806. 62 S. in 4. mit 26 Kupf. (p. Rühr. 8 Gr.). Der Gedanke, merkwürdige Begebenheiten auf Münzen zu verewigen, ist nichts weniger, als neu. Schon das alte Rom gab uns hievon nachahmungswürdige Beyspiele: denn fast alle ihre gangbaren Münzen verewigten merkwürdige Vorfälle, und waren also gewissermaßen eine bildliche Darstellung ihrer Zeitgeschichte. Daher ist es sehr zu verwundern, daß man in Frankreich so spät (erst im 15ten Jahrhundert) dieses nachzuahmen anfang, und noch später, solche Münzen in Schriften bekannt zu machen. Nur von Ludwig XIV an kennt man erst publicirte Sammlungen französischer Gedächtnismünzen mit ganz kurzen historischen Erläuterungen.

Eine weitere Fortsetzung der französischen Geschichte in Münzen und Medaillen ist gegenwärtiges Werk, das uns die Revolution dieses Reichs von Neuem vergegenwärtigt. Die hier abgebildeten Münzen und Medaillen, deren Zahl 177 Stück ausmacht, hat Hr. M. nicht allein gehörig beschreiben, sondern auch überall die besondern Vorfälle und Gelegenheiten angegeben, auf welche jede von ihnen geprägt wurde, so daß der historische Werth dieses Werks überall sichtbar ist. Nur Einen Wunsch erlaubt sich dabey Rec., nämlich daß der Vf. nicht zu sehr mit der Herausgabe geeilt haben möchte, theils, damit die Kupfer etwas besser hätten ausfallen können, theils aber auch, damit der Arbeit mehr Vollständigkeit zugewachsen wäre. Was die Kupfer anlangt, so sieht Rec. wohl ein, daß diese bey manchen Stücken nicht besser ausfallen konnten, wenn sie den Originalen treu bleiben sollten, weil deutlich erhellet, daß mancher Stämper in der Kunst einen Drang in sich gefühlt haben mag, einen Stempel zu schneiden; aber doch hätten die übrigen Münzen und Medaillen, von welchen die Originale gut waren, besser nachgebildet werden sollen. Die hier fehlenden Medaillen sind, so weit Rec. hievon Kenntniß hat, mehrentheils in Berlin und in Dresden geprägt. Dieses würde den Hn. M. entschuldigen können, wenn es ihm an Bekanntschaft und Verbindungen in Deutschland fehlte. Da er aber mehrere an diesen beiden Orten gefertigte Medaillen in seinem Werke auführt, so konnte er aus eben der Quelle, aus welcher er die vorkommenden Stücke erhielt, vermuthlich eben so leicht auch die fehlenden erhalten. Indessen kann dieser Mangel gut gemacht werden, wenn es dem Vf. gefallen sollte, ein Supplement heraus zu geben. — Da auch Conrants Münzen aufgenommen worden sind, so hätten auch die Assignaten nicht weggelassen werden sollen, weil diese eine Zeitlang als bares Geld galten. Wenn von jeder Art eins abgebildet wird, wie es notwendig ist, so macht auch dieses schon einen Theil des Supplements aus.

Die Kupfer zu dem zweyten Theile dieses Werks, der die merkwürdigen Zeiten des großen Napoleon in Münzen und Medaillen vorlegen soll, werden hoffentlich besser ausfallen, da der Künstler leichter von den großen Thaten dieses Helden begeistert werden kann, als von jenen Greuelen der Revolution. Wir wünschen übrigens, daß der Vf. diesen zweyten Theil nicht auf einmal, sondern bestreife herausgebe; damit er das, was seiner Aufmerksamkeit etwa entgeht, leichter nachholen,

und sodann auch die noch folgenden Medaillen und Münzen diesem Werke einverleiben könne. Wa.

Ohne Druckort: *Abbildung und Erläuterung der fünfzehn Denkmünzen, welche bestimmt waren, an dem pariser großen Feste unter die französische, aus Deutschland zurückgekehrte, Armee ausgetheilt zu werden.* 1806. 15 S. in 8. Nebst Abbildungen dieser 15 Denkmünzen. (8 gr.). Als man diese Medaillen prägte, vermuthete man freylich noch nicht, daß, als diese Feste gegeben werden könnten, der große Napoleon sein Andenken noch durch mehrere Große Thaten verherrlichen würde, und daß also zu diesen Denkmünzen noch mehrere hinzu kommen müßten, wenn etwas Ganzes geliefert werden sollte. Indessen kann man diese Sammlung als den ersten Abschnitt ansehen, dem wahrscheinlich ein zweyter folgen wird, da der berühmte Denon, der den Obergeneral Bonaparte in Aegypten begleitete, auch in Europa dem Kaiser Napoleon folgt.

Der kleine Tadel, den die feinere Kritik hie und da anbringen könnte, verdunkelt das Lob keinesweges, das jeder gelehrte Kenner und Kunstfreund den Erfindungen des unreichen Denon zugestehen muß, besonders da die Erinnerungen, welche man dabey machen könnte, immer nur auf verschiedenen Meinungen und Ansichten beruhen. Im Ganzen muß man doch gewiss Denon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht allein im Geiste der Alten dachte, sondern daß er auch sogar hier und da einen Gedanken besser verarbeitet und ihm einen besseren Schwung gab, als man oft bey alten Münzen auf ähnliche Vorfälle findet. Übrigens sind diese 15 Denkmünzen sämtlich von Denon erfunden; aber gravirt sind sie unter seiner Aufsicht von Droz, Andrien, Brondet, Jaley und Galle, die sich alle schon als vorzügliche Stempelschneider bekannt gemacht haben. Sie fangen, nach der Geschichte, an mit der Abreise des Kaisers, der Aufhebung des Lagers von Boulogne und dem Übergange über den Rhein den 15ten September 1803, und gehen bis auf die Vermählung der französischen kaiserlichen Prinzessin Stephanie mit Prinz Ludwig von Baden 1806. Daß sich darunter auch Medaillen auf die Einnahme von Ulm und Memmingen, von Wien und Presburg, so wie auch auf die Schlacht bey Austerlitz, auf die Eroberung von Neapel u. s. w. befinden, kann man leicht denken, Wolte man den genaueren Inhalt und die Erklärung der Embleme einer jeden Medaille anführen, so müßte man die kurzen und bündigen Beschreibungen des Vfs. gerade zu abschreiben, oder man würde eine Recension liefern, die weitläufiger wäre, als die kleine Schrift selbst. Es ist auch nicht einmal nöthig eine einzige Erklärung zum Beispiel anzuführen, da die gute Manier und die Gründlichkeit des Vfs. bey Erläuterungen von Münzen und Medaillen schon aus seinen numismatischen Annalen hinlänglich bekannt ist.

Wer auch nicht Münzfreund ist, sondern sich nur für die Geschichte der Zeit, in der wir leben, interessiert, wird sich freuen, die treuen Abbildungen dieser Medaillen, die man nicht in Silber, ja auch nicht einmal in Kupfer oder Zinn um einen ganz geringen Preis haben kann, mit den zweckmäßigen Beschreibungen um einen so billigen Preis bekommen zu können; und der zweyten Suite solcher wichtigen Denkmünzen, die nach den großen Begebenheiten unserer Tage gewiss zu erwarten steht, wird jeder Freund der Geschichte, der Kunst und der Münzwissenschaft mit Vergnügen entgegen sehen.

Wa.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 J A N U A R, 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT, bey Mohr: *Der rheinische Bund*. 1806. Zwey Hefte. 352 S. in 8.

Könnte je eine Zeitschrift passender seyn, als deren Gegenstand eben in seiner Entwicklung ist? welche nicht nur die Acten seines Ursprungs und Gangs vollständig, sondern wie der Chor in den alten Tragödien, auch die Besorgnisse, Warnungen, Freuden des Publicums in ursprünglicher Achtheit liefern kann! In diesen Chor wollen auch wir uns mischen. Nichts ist vollendet; constituirte allenfalls der Bund, aber, wie in der Kindheit geschieht, sein Geist noch nicht ausgesprochen. Wer sie seyen, die Mitglieder, welchen der Bund ursprünglich angenommen, aus was für Ländern ihre Staaten bestehen, und ihr auswärtiges Verhältniß wird hier vorgelegt, und man hört von ihrem Benehmen gegen Mediatisirte und von gewissen öffentlichen Verpflichtungen — etwas: Die Hauptsa- che, nachdem sie der gewesenen Gesetze entbunden und souverän erklärt worden, was für allgemeine Gesetze der Bund, welche jeder sich selbst vorschreiben werde, hievon künftig, wie die Zeit es lehren wird. Man muß dem großen Stifter nachsagen, daß Er es ihnen an Gelegenheit, so wie an dem Vermögen, Gutes zu thun, durchaus nicht hat fehlen lassen; er hat nicht mehr als die Grundlinien vorgezeichnet; was den Bund nationallisten, was jedem Deutschen werth machen muß in diesen Kreisen zu leben, dies einzurichten, überließ er ihrer Weisheit. Nicht mit Unrecht, noch aus übertriebenen Zutrauen. Der Ver- stand, auf welchen er bey Deutschen rechnen zu sollen glaubte, muß jeden lehren, der Souveränitätserklä- rung sich fütlich (nicht wie Jünglinge die vom Hof- meisterjoch loskommen,) zu bedienen. Alles, sagt er, möget ihr nun thun. Aber nicht sagt er, was immer ihr vornehmt, ist recht und nützlich. Wenn die Un- terthanen unzufrieden würden, und öfters der Pro- tector, auch wohl mit Macht, einschreiten müßte; Wenn durch die Verstopfung der gesetzlichen Aufse- rung öffentlicher Meinung rohe Ausbrüche gereizt würden; wenn durch die Vernichtung ordnungsmä- ßiger Schuldengarantien der Credit eben dann siele, wo man sein öfter bedürfte, und endlich die Völker, wie für den Fürsten die Treu, so für das Vaterland den Muth einbüßten, und bessere Existenz unter fernem Himmelsstrich dem Skaven- und Bettler-Leben zu Haupte vorzogen: was könnte man mehr beklagen, als den Mißverstand eben den Geist der neuen Ordnung

der Dinge? Formen wurden durch dieselbe gelöst, welche als Schuldigkeit manchem lästig seyn moch- ten, deren Erneuerung und Vervollkommnung aber aus freyer Gnade das erste Pfand einer guten Regie- rung werden kann. Überhaupt wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst- erkorbene Namen und Formeln; die ersten edlen Zwecke waren über dem Schlendrian vergessen; es war, wie in Religionen zu geschehen pflegt, Cere- moniendienst geworden, ohne Wahrheit, ohne Leben. Dieser Todeschlaf wurde durch gewaltige Stöße ge- stört. Sollte der Friede darin bestehen, daß der Großvater-Stuhl wieder an seinen Ort gesetzt würde, damit wir sein fortzuschlammern? Nein; all der todes Buchstab, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegte, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft. Nach dem Gesetz vermag der Fürst alles; aber seine Lage schreibt ihm vor, was er wollen darf; kein Reichsgericht verpflichtet ihn, aber das klare Interesse seiner Existenz. Der Nation ist in diesen Acten eben selten erwähnt — weil sie sich von selbst versteht; ohne sie, wider ihre öffentliche Mei- nung, die so mancherley Organe hat, wird keinen dieser Fürsten sicher und glücklich regieren zu können glauben. So wenig ein Gesetz nöthig war, daß die Menschen im rheinischen Bund fern von Speise und Trank leben sollten: so wenig dürfte gesagt wer- den, daß die Größe seiner Fürsten ganz eigentlich von ihrem Einverständniß mit der Nation herkommt. Einen starken Beweis, daß dem so ist, daß es so, und nicht anders genommen werden muß, liefert ein Fürst, von dem man wohl glauben kann, daß er den Geist des Protectors aufgefaßt habe — der Groß- herzog von Berg. Neben den Actenstücken, wodurch der Erlaubsniß gemäß, in verschiedenen Ländern die ständische Verfassung als unnütz, als kostspielig, auf- gehoben wird, lesen wir vom Großherzog Joachim die Ausschreiben, wodurch er die verschiedenen Stän- de seiner Gebiete zu einem Landtage vereinbart, freundlich mit ihnen spricht, sie hört, ihnen Theil- nahme an der öffentlichen Fürsorge giebt. Ohne Zweifel werden die folgenden Hefte uns belehren, wie auch anderswo die ursprünglich deutschen Für- sten die Zeit benutzt, um solche Versammlungen voll- kommener zu organisiren. Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmäßigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralteten, den Keim einer trefflichen Verfassung Deutschland zu- geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im

Übrigen ist alles in dem Bunde der Zeit gemäß, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick es forderte. Wir haben diese Betrachtungen voraus geschickt, um den Gesichtspunct zu bestimmen, aus dem wir Schriften über diesen Bund beurtheilen werden.

Der Inhalt beider vorliegenden Hefte ist folgender: Grundvertrag des Bundes 12 July 1806; die Acten der Auflösung des deutschen Reichs, (welche nicht ohne Rührung zu lesen sind. Das Reich der Ottonen, der Heinriche, der Hohenstaufen, das im großen Zwischenreich von außen unverfehrt blieb, der Gegenstand so vieler Gesetzgebersorgen, so vieler großen Kriege um sein Gleichgewicht, so vieler großen Helden und Weisen, so tapferer Krieger, so nützlicher Erfinder verehrungswürdiges Vaterland! Doch, der Phönix hat seine Zeiten, er würde nie mehr jung, wäre er nicht Asche geworden.) Ansicht vom rheinischen Bunde S. 56: Ohngefähr 2350 Quadratmeilen, achtehalb Millionen Menschen, fruchtbare Länder; der Mayn, der Neckar, treffliche Abzugskanäle; Wunsch der Herstellung des Altmühlcanals. (Allerdings; in der Natur, in der Nation, vortrefflicher Stoff; alles kommt auf die Benutzung an. Die Staaten Alexanders waren noch schöner; wie blühte ein Theil unter den ersten Ptolomäern, den ersten Seleuciden! Eben diese Reiche, wie elend, als die erste Sorge jedes Fürsten ward, mit Hülfe oder unter Zulassung Roms, auf Unkosten des Nachbarn; ein Ländchen mehr an sich zu ziehen, einander zu überbieten, zu supplantiren!) Bayrische Auseinandersetzung mit den Grafen Fugger, S. 67. Erläuterung der Verhältnisse des Fürsten von der Leyen, der auch das altberühmte Hohengeroldseck besitzt, S. 89. Acten verschiedener Besitzergreifungen, S. 91. (Große Opfer werden dem Unternehmen einer besseren Gestaltung Deutschlands gebracht; keines zu groß, wenn die Nation dadurch emporkömmt. In der That ist es zu hoffen, in Staaten, welche nicht mehr so klein sind, Selbstgefühl zu erlücken, wie in engen heißen Stuben der Athem schwer wird, und nicht zu groß werden, um die Unberücksichtigung der Meinung des Volks begreiflich zu machen: man bleibt dem Regenten doch nahe, er darf sich nicht über so viel hinwegsetzen, die öffentliche Stimme bleibt hörbar — nicht wie man im akrömischen Reich von Hadrians Wall bis an den Euphrat hätte schreyen müssen.) Auflösung der Reichsgerichte und Kreisversammlungen, S. 128, (die sich lange überlebt hatten.) (Einstweiliges!) Aufhören der Landtage, S. 134. Schreiben des Fürst Primas an die Mitglieder des Bundes, S. 147. (Es war wohl nicht leicht, einem Fürsten die Leitung der Bundsgeschäfte aufzutragen, der neuer und schöner Ideen empfänglicher, mit reineren Absichten und edlerer Gutmüthigkeit handeln würde. Hievon zeugt schon dieses Schreiben; mehr wird man bey Eröffnung der Tage sehen, wenn das große Geschäft einer Gesetzgebung für den Bund anfängt, wenn jeder aufzuopfern haben wird, auf daß alle bestehen, und jedem sein Volk sich anschliesse,

wenn es darauf ankommen wird, sich selbst zu binden, um die Freyheit und Würde unverletzlicher zu machen.) Über die Gutmüthigkeit und Billigkeit, womit in diesen Zeiten das Schicksal der Diener und Gläubiger aufgelöster Staaten, endlich auch des Reichs selbst, bedacht wird, (worüber fernere Auskunft erfreulich wäre, wenn, wie wir hoffen, die Zusagen und Verpflichtungen wirklich überall ins Werk gesetzt und nöthigenfalls supplirt werden).

Der zweyte Heft liefert S. 161-216 einen gründlichen Aufsatz über eine Frage, Kammer-Schulden geistlicher Fürsten betreffend. Wir wünschten bloß, daß mit der Veränderung so vieler heilig und ehrwürdig geachteten Dinge auch in der Schreibart juristischer Aufsätze, überhaupt im Geschäfts-Styl, eine vorgehen möchte. Diese langen, langen verwickelten Perioden halten viele von der Lesung, von dem Verständniß, verdienstvoller Schriften ab. Sonst sind in diesem Hefte die Äußerungen des Kaisers Napoleon über den Bund S. 240 besonders merkwürdig, (mit unserer Ansicht ganz übereinstimmend: Nämlich, daß, von aller Einmischung, so gut wie von gewaltfamer Kränkung, ungestört, das neue Gemeinwesen alle Freyheit habe, diejenigen inneren Mafsregeln zu ergreifen, durch die es am fröhlichsten emporblühen mag. Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er für die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse seines großen Kaiserthums, und nach den gebietenden Umständen, die aus augenblicklichen Ereignissen folgen, für dasselbe gut findet, einem alliirten Bundes-Staat, oder dessen Gliedern, als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweist sie auf ihre Lage, ihre Nationalbedürfnisse und Ideen; sie dürfen, sie sollen danach handeln.) Es kommen hierauf die Actenstücke über den Anfang des gegenwärtigen, so unbegreiflichen, als in der neueren Geschichte beyspiellofen Kriegs, welcher die nähere Entwicklung der deutschen Verfassung nicht wenig beschleunigen wird. Jene nachahmungswürdigen Vorgänge im großherzoglich bergischen Staat, (wozu wir die Organisation der Landräthe mit rechnen,) werden in diesem Hefte vorzüglich beschrieben. Wir haben nächst denselben die fürstprimatische Besitznahme der Stadt Frankfurt am liebsten gelesen, weil dabey die zarteste Schonung der althergebrachten Verfassung, und ein nicht so herrisches, als väterliches Benehmen zu sehen ist. Ungern brechen wir ab; was den rheinischen Bund betrifft, soll ferner zu rechter Zeit, und mit der Freymüthigkeit angezeigt werden, die nie nöthiger war, und, nach unserer Überzeugung, vollkommen erlaubt ist.

Ths.

PARIS, in der Druckerey des gesetzgebenden Corps: *Histoire générale des Finances de la France, depuis le commencement de la monarchie; pour servir d'introduction à la loi annuelle ou budget de l'empire français, par Mr. Arnaud (de la Seine); ancien juriconsulte, ex-directeur de la balance du commerce,*

président de la section des finances du tribunal, et membre de la légion d'honneur. 1806. 4. XII S. Vorrede, Inhaltsverzeichnis und Dedication an Hn. Fontanes, Präsidenten des gesetzgebenden Corps; 224 S. Text; 164 S. Noten und Beylagen 4.

Rec. ist mit großer Begierde an dies Werk gegangen, weil er hoffte, von einem Mann, wie *Arnoult*, der durch seine früheren Schriften als ein fleissiger und unterrichteter Autor ihm bekannt war, nähere, befriedigende und hinlänglich erläuterte Kenntniffe von dem jetzigen Finanz-Zustande Frankreichs zu erhalten. Ihm waren gar nicht unbekannt die jährlich bekannt gemachten Budgets, die dem gesetzgebenden Corps mitgetheilt werden, und die jedem aufmerksamen, oder für diese Gegenstände sich interessirenden Leser gleichfalls bekannt seyn werden. Allein Jeder, der jene Budgets, wie sie es verdienen, studirt hat, wird auch mit dem Rec. einverstanden seyn, wie viel ihnen noch fehlt, um durch sie zu einer genauen Kenntniss und Einsicht des ganzen Ganges, der Organisation und Manipulation der französischen Finanzen zu gelangen. Manches darin wird verschwiegen, übergangen aus politischen Gründen. Rec. hegt keine sträfliche Neugierde; aber Vieles wird als bekannt vorausgesetzt, das in einem Werke, welches, als Einleitung in die jährliche Darstellung des Finanz-Zustandes dienen soll, billig erwähnt werden musste, und ohne allen Nachtheil erwähnt werden konnte. Ohne weitläufig zu seyn, da wir bloß für solche schreiben, die mit dem Ganzen im Allgemeinen bekannt sind, wird Jeder wohl über den Zustand des Tilgungs-Fonds, die Liquidationen der noch unliquirten Schulden, über die Rückstände und ihre Deckung eine Nachricht, und eine lichtvolle Darstellung der Veränderungen in den französischen Finanzen, die im J. IX vorgenommen wurden, und noch jetzt dem Ganzen zum Grunde liegen, gewünscht haben. Die Erfüllung dieser Wünsche und Hoffnungen aber war wohl um so natürlicher von dem Präsidenten der Section der Finanzen im Tribunat zu erwarten, da er vor so vielen anderen dazu geschickt seyn musste, und da gleichwohl in keinen uns bekannten Acten diese so billigen und gegründeten Forderungen bisher befriedigt worden waren.

Allein in dieser Hinsicht haben wir uns gänzlich getäuscht gefunden. Denn Hr. *A.* giebt in der That über den neuesten Zustand der französischen Finanzen nichts, als einen magern Auszug aus dem Budget des J. XII, seinen Rapport als Tribun über das Budget vom J. XIII, mit einigen unbedeutenden Noten und anderen Kleinigkeiten, was der *Moniteur* bereits längst und weit vollständiger mitgetheilt hat. In dieser Hinsicht, und wenn man solche Erwartungen hegt, wird man unbefriedigt, ja nicht ohne Unwillen das Buch verlassen, da der Vf. ohne die Vorschriften der Discretion, die er als öffentlicher Beamter beobachten müsste, zu überschreiten, so Vieles zur Belehrung mittheilen konnte. Ja man wird versucht anzunehmen, daß es ihm an der Kraft fehle,

den Geist des besagten Systems aufzufassen, und lichtvoll darzustellen, daß er vielmehr nur zur Compilation von Tabellen geschickt sey, wie auch seine früheren Schriften davon die Beweise enthalten.

Indess in einer anderen Rücksicht ist das Werk unterrichtend, und nicht ohne Verdienst. Wenn der jetzige Zustand der Finanzen nur sehr unvollkommen daraus erkannt wird: so behauptet es doch einen historischen Werth, um über den früheren Zustand jener von der Römer Zeit an bis auf die Revolution einige anschauliche Kenntniss zu erhalten. Der Text enthält diese Geschichte, die Noten und Beylagen die nöthigen Belege und Tabellen. Die Geschichte selbst ist als kurze Übersicht ganz brauchbar; dem Unkundigen mag sie auch recht erfreulich seyn; der Kundige aber wird wenig Neues hier finden. Wer nicht durchaus ein Neuling in der französischen Geschichte ist, dem werden die Resultate, so wie sie hier gegeben werden, im Ganzen gewiss nicht unbekannt seyn, wohl aber wird er ein größeres Detail höchst ungern vermissen. Verhältnissmäßig am unterrichtendsten und ausführlichsten hat uns die Geschichte der Finanzen zur Zeit der Herrschaft der Römer geschildert. Daß während des Feudalzustandes von öffentlichen Finanzen so gut als gar nicht die Rede seyn könne, versteht sich von selbst. Seitdem das Lehnssystem mehr zertrümmerte, allmählich erst von Philipps des Schönen Zeiten an, besonders seit 1302, ergeben sich wieder eigentliche öffentliche Ausgaben, Einnahmen, Schulden. Allein, wie bereits bemerkt worden, kritische Prüfungen des Verfahrens der nach und nach aufkommenden Finanz-Minister muß man hier nicht suchen, sondern sich meist mit einem dünnen, längst bekannten Resultate begnügen. Wir haben keine einzige befriedigende Analyse des Verfahrens der Finanz-Minister gefunden; und wie belehrend, wie höchst unterrichtend hätte eine solche gleichwohl ausfallen müssen, und wir wagen es, zu behaupten, wie leicht hätte nicht schon allein mit Hülfe der gedruckten Werke ein solches Unternehmen gelingen müssen, wenn nur Fleiß, Kenntniss und Geist nicht fehlten!

Somit hält Rec. die Noten, Beylagen und Tabellen bey weitem für den trefflichsten Theil des ganzen Werks; doch sind auch diese von gar verschiedenem Werthe; und wenn manche zwar ganz unbedeutend sind, so geben andere desto schönere Aufschlüsse, und können als Hülfsmittel und Vorarbeiten zu einem dereinst zu liefernden, geistvolleren und befriedigenden Werke dienen. Fast nirgends haben wir zwar gefunden, daß archivalische Nachrichten zum Grunde liegen, die, wie es scheint, gleichwohl dem Vf. zu Gebote stehen mußten; allein die Belege sind aus den gedruckten besseren Schriften, die auch zum Theil auf den reichsten Bibliotheken in Deutschland fehlen, recht gut von dem Vf. zusammengestellt worden. Von etlichen der besseren Beylagen wollen wir einige Auszüge beifügen. In der 4. Note findet sich eine Vergleichung des Preises der Dinge zu Carls des Großen Zeit und am Ende des achtzehnten Jahr-

hundreds; und wenn zwar der Gehalt des Geldes, und der Gehalt der angeführten Masse in so frühen Zeiten nicht mit höchster mathematischer Genauigkeit zu bestimmen ist: so läßt sich beides doch der Wahrheit sehr nahe bringen, und auf jeden Fall bleibt das Verhältniß der Preise der verschiedenen Dinge zu einander in den verschiedenen Perioden gewiß, was für den Kenner am interessantesten seyn wird. Es kosteten zu Carls des Großen Zeit vierzehn Septiers (jedes Septier zu 240 Pfund) Weizen eine Mark Silber; am Ende des 18 Jahrhunderts kaufte man für dasselbe Geld $2\frac{1}{2}$ Septier. Ein guter feister Ochs kostete zu Carls Zeit $\frac{7}{8}$ Mark, jetzt etwa $6\frac{1}{2}$ Mark. — Ein Sklave zum Ackerbau damals $1\frac{1}{2}$ Mark, jetzt, an der afrikanischen Küste, etwa $2\frac{1}{2}$ Mark. Und recht interessant ist, wie damals das Kleid eines Kriegers $1\frac{1}{2}$ Mark und jetzt $\frac{3}{4}$ Mark kostet, und ungefähr so auch mit den Waffen. — In den seit dem 18 Jahrhunderte von dem Vf. allmählich in größerem Detail gelieferten Tabellen über Einnahme und Ausgabe hat er stets, da sie in Geldsummen ausgedrückt sind, erstens den inneren Gehalt der Courant-Münze und dann auch den Mittelpreis des Getreides angegeben, welches höchst schätzbar und dankenswerth ist, und zu den allerinteressantesten Combinationen führt, deren wir gern mehrere mittheilten, wenn hier Zeit, Ort und Raum dazu wäre. Die Tabellen über die Staatseinkünfte und Ausgaben in den verschiedenen, recht gut gewählten Perioden bis zum J. 1780, gehn bis No. 16. Darauf folgt ein interessantes Tableau der verschiedenen Anticipationen, während des 18 Jahrhunderts. Dann bekannte Tabellen über den neuesten Zustand von Einnahme und Ausgabe. Die 20 Beilage enthält eine Tafel über den Durchschnittspreis des Weizens, während der 10 Jahre, vom J. IV bis 1805, in 102 Departements von Frankreich, nach den authentischen wöchentlichen Marktpreisen berechnet; ohne Zweifel eines der interessantesten Stücke des ganzen Werks. Am geringsten war der Preis eines pariser Septiers zu 240 Pfunden im Departement Rhein und Mosel, wo er 22 Franken und 34 Centime betrug; jedoch war in diesem Departement der Durchschnittspreis nur nach fünf Jahren berechnet. Im Departement Mosel aber, wo der Durchschnittspreis

von 10 Jahren zum Grunde liegt, war er doch gleichfalls nur 22 Fr. 79 Cent. Am höchsten war der Preis in diesen 10 Jahren in dem Departement Var, nämlich 56 Fr. 60 Cent. Der Durchschnittspreis aber in diesen sämtlichen 102 Departements, in diesem Zeitraum, war: 31 Fr. 73 Cent. Dafs aus solchen Notizen derjenige, welcher mit den nöthigen Local-Kenntnissen versehen ist, und der die erforderlichen theoretischen Einsichten besitzt, die unschätzbaren Folgerungen ziehen könne, ist gewiß. Dies ist hier nicht geschehen, sondern anderen überlassen worden. Einem Ausländer aber, um diesem Mangel mit Glück abzuhefen, fehlen die nöthigen Local-Kenntnisse. Doch kann Rec. nicht umhin, auf diese so grofse Verschiedenheit der Preise, die weit das Doppelte übersteigt, in demselben Lande aufmerksam zu machen, und zwar um so mehr deswegen, weil diese Erscheinung sich in einem Lande zeigt, wo innerer, uneingeschränkt freyer Handel herrscht, und wo die Abgaben sich gleich sind, und auch das Geld einen ungefähr gleichen Werth hat. Es ist ihm nicht unbekannt, dafs in dem einen Departement der Weizen die gewöhnliche Nahrung ausmacht, in anderen nicht. Was aber auch hier für Local-Verschiedenheiten herrschen mögen, beweist eine so grofse Verschiedenheit des Preises in solch einem Lande nicht überwiegend; wie so ganz unvollkommen die inneren Communications-Mittel noch seyn müssen? — Die 22 und 23 Beilage enthält die Durchschnittspreise des Weizens und das mittlere Verhältniß des Geldes zur Mark Silber in mehreren Perioden, von Carl dem Großen bis auf unsere Zeit, und ein Verzeichniß der öffentlichen Einnahme und Ausgabe in diesem Zeitraum, beides recht belehrend. Die drey letzten Beilagen aber gewähren ein detaillirtes Verzeichniß der öffentlichen Einnahme und Ausgabe während König Ludwigs XV Regierung vom J. 1724, zu Folge des Manuscripts eines wohl unterrichteten Mannes; ein Verzeichniß derer, die den Finanzen in den verschiedenen Zeiten vorstanden, und endlich eine *Chronologie monétaire des peuples anciens et modernes*, welche, auf wenigen Blättern, nicht anders als unvollkommen ausfallen konnte.

S.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Meiningen*, b. Hartmann: *Über die geographische Lage von Meiningen*, eine Einladungsschrift von J. K. Schaubach. 1806. 88. 4. Um den Nutzen genauer geographischer Orts-Bestimmungen gehörig würdigen zu können, darf man sie nur mit älteren vergleichen. Zin's Karte von Henneberg, welche *Büsching* zu seiner Zeit für die beste dieses Landes hielt, mag zur Vergleichung dienen. Auf selbiger liegt Meiningen $8^{\circ} 9'$ östlich von Paris, und unter $50^{\circ} 23' 30''$ nördl. Breite. Nach der in dieser Einladungsschrift mit angegebenen von *Zachischens* Bestimmung aber, unter $8^{\circ} 4' 11''$, 3 östl. Länge, und unter $50^{\circ} 33' 25''$ nördlicher Breite. Es liegt also auf jener Karte an $\frac{1}{2}$ Meilen zu weit südlich. — Die Länge von Seeberg zu $8^{\circ} 23' 45''$ östlich von Paris gesetzt, so müßte die Länge von Meiningen, wenn solches nach S. z. 6, r. $13^{\circ} 14'$, 24 in Zeit, westlich von Seeberg liegt,

$= 8^{\circ} 4' 11'' 3$ in Bogen, oder $= 0^h 32', 16'' 7$ in Zeit seyn; welches zwischen der, S. 8 aus der Sonnenfinsterniß vom 17 Aug. 1803 berechneten Länge — und der auch daselbst angeführten chronometrischen Bestimmung des Herrn von Zach, das Mittel ziemlich nahe hält, und von der Güte der Beobachtung zeugt. In der Breitenbestimmung weichen die Beobachtungen des Vfs. und des Hn. *Few* von der des Hn. von Zach um $0^{\circ} 1' 32'' 4$ ab, und zwar mit *minus*, wozu der Grund in dem gebrauchten Horizonte gesucht wird. Es kann allerdings etwas daran liegen, vielleicht aber mehr an der — wahrscheinlich zur Reduction der Sonnenhöhen gebrauchten Bradley'schen Refractions-Tafel, welche für einen von waldigen Bergen eingeschlossenen — und am Wasser liegenden — Beobachtungs-Ort wie Meiningen, die Refraction wohl zu gering angegeben ist.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DE N 20 JANUAR, 1807.

M E D I C I N.

MANNHEIM und HEIDELBERG, b. Schwarz und Götz: *Über die Erkenntniß, Verhütung und Heilung der schleimigen Lungenfucht*, von Engelbert Wichelhausen, Dr. und ehemal. ordentl. Prof. der Heilkunst, russisch-kaiserl. Collegien-assessor, ausübendem Arzte in Mannheim. I Theil, 1806. XII und 324 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wohlgerathene Monographien haben einen sehr hohen Werth für die praktische Heilkunde; aber es muß, unseres Bedünkens, eine zweyfache Classe derselben unterschieden werden. Das höchste Problem einer vollendeten Monographie scheint uns nämlich darauf zu beruhen, daß man den verborgenen Genius der zu bearbeitenden Krankheitsform, mittelst einer richtig leitenden theoretischen Ansicht, klar zu durchschauen vermag, und in die schwere Kunst des Individualisirens eingeweiht ist, um die verschiedenen Nuanzen und Modificationen der Krankheit so richtig und treffend darzustellen, daß kein, auch noch so schwacher Zug, zur Ausmalung jenes Krankheitsbildes vermisst werde. Solche Monographien, in welchen das durch die Theorie gegebene Allgemeine mit dem Besonderen, das einer richtigen Beobachtung seine Entstehung verdankt, in unzertrennlicher Harmonie vereint ist, stellen nach unserer Ansicht das Höchste in diesem Zweige der Kunst dar: wie wenige, in diesem Geiste abgefaßte Monographien wir aufzuweisen haben, ist hinlänglich bekannt. Ausser diesen giebt es noch eine andere Classe, welche sich darauf beschränkt, die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Krankheitsform, soweit es durch eine empirische Anschauung möglich ist, treu und richtig darzustellen. Der Werth dieser Arbeiten besteht vorzüglich darin, daß kein, durch die Sinne wahrnehmbares Merkmal vermisst, daß das Bild der Krankheit, ihr eigenthümlicher Verlauf, ihre Complicationen u. s. w. mit voller Klarheit entwickelt werden, endlich, daß die angestellten Beobachtungen und Versuche treu und richtig sind. Obgleich solche Monographien sich nicht des Vorzugs der oben erwähnten erfreuen, indem sie nicht zur höchsten Erkenntniß der eigentlichen Natur der gegebenen Krankheitsform vorzudringen vermögen: so sind sie doch in so fern höchst schätzbar, als sie das wichtige Materiale liefern, woraus dereinst ein, in sich vollendetes therapeutisches System aufgeführt werden kann.

Die vor uns liegende Monographie gehört offenbar
S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

bar zu dieser zweyten Classe. Mit lobenswerthem Eifer hat der bereits durch mehrere Schriften rühmlichst bekannte Vf. hier alles über die schleimige Lungenfucht gesammelt, was dazu führen konnte, ein wohlgeordnetes Bild dieser Krankheitsform zu liefern. Durch eine Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen, und durch die zweckmäßige Benutzung der über diesen Gegenstand bekannten Literatur, ist es ihm gelungen, etwas Erschöpfenderes über diese Form des Uebelbefindens zu liefern, als wir bisher befaßten. Daß Hr. W. diese Untersuchungen mehr von dem Standpunkte der Empirie aus anstellte, wollen wir ihm keineswegs zum Vorwurf anrechnen. Bey dem gegenwärtigen Zustande der Heilkunde, wo noch so wenig Übereinstimmung über die höchsten Principien herrschend ist, sind uns vielmehr solche Arbeiten, in denen sich die Empirie rein und unverfälscht ausdrückt, schätzenswerther, als so viele misslungene Versuche einer verkehrten Speculation, welche zur Bereicherung der Kunst nichts beyrtragen. — In der Vorrede bemerkt Hr. W., er habe sich durch die, in der neueren Zeit veränderte Gestalt der Medicin bestimmen lassen, die schleimige Lungenfucht, über welche er schon vor 22 Jahren eine Dissertation unter dem Titel: *de phthisi pituitosa* herausgegeben habe, nach einem größeren Plan wieder zum Objecte seiner Untersuchungen zu wählen. Was er in einem ausgedehnten praktischen Wirkungskreise — in großen, volkreichen Städten, und auf Reisen unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen, in Hospitälern, oder sonst in der Hinsicht Merkwürdiges beobachtet habe, sey sorgsam von ihm gesammelt worden.

Dieser erste Theil des Werkes zerfällt in 14 Abtheilungen. I. *Von dem Namen und der Definition der Lungenfucht*. Hr. W. zieht die Benennung: *schleimige Lungenfucht* allen andern vor, weil sie seinem Begriffe dieser Krankheitsform am besten entspreche, und in klinischer Hinsicht die zweckmäßigste sey. Die Krankheit selbst definirt er als eine solche, *worin durch anomalisch vermehrte Absonderung des Schleims in den Lungen der Respirationsprocess gestört sey, wodurch, bey davon abhängender allgemeiner Reizung des Systems der Gefäße, der Blutumlauf und alle Absonderungen beschleunigt würden, wovon eine schnelle Lebensconsumtion und Abzehrung die Folge sey*. Allerdings sind hiemit die Hauptmerkmale dieser Krankheit angegeben; nur ist dieß keine Definition, sondern eine bloße Description. Denn eine wahre Definition muß den eigentlichen Krankheitscharakter in sich ausdrücken, was hier gänzlich vermisst wird.

Dies ist auch schon daraus einleuchtend, daß nach dieser Definition der wahre Unterschied zwischen der eiterigen und schleimigen Lungenfucht schlechthin nicht eingesehen wird, vielmehr, den äußeren Merkmalen nach, eine völlige Identität zwischen beiden Übelseynsformen Statt findet. Denn auch bey der eiterigen Lungenfucht zeigt sich vermehrte Absonderung in den Lungen, gehinderter Respirationsproceß, Reizung des Gefäßsystems, Lebensconsumtion und Abmagerung. — *II. Nachrichten über die schleimige Lungenfucht in den Schriften älterer und neuerer Ärzte.* Der Vf. zeigt, daß, ob man gleich in diesen Schriften viele Nachrichten über die schleimige Lungenfucht finde, dieselbe doch noch nicht so allgemein bekannt sey, als sie es ihrer Wichtigkeit und allgemeinen Verbreitung wegen verdiene. Die meisten neuen französischen, englischen und italienischen Schriftsteller führten die schleimige Lungenfucht gar nicht als eine besondere Krankheitsform an, z. B. *Sauvages*. Aus diesem Grunde hat unser Vf. die ganze dritte Abtheilung dazu verwendet, um zu beweisen, daß die schleimige Lungenfucht eine besondere, von anderen verschiedene Form des Übelbefindens sey. Wir wollen um so mehr auf die zum Beweise jenes Satzes angeführten Belege aufmerkamer machen, als wir mit dem Vf. von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt sind. Die Beweise sind folgende: 1) Überall ist die Luftröhre und die Bronchien mit schleimabsondernden Drüsen besetzt; eine vermehrte Absonderung des Schleims dieser Drüsen kann an und für sich, und durch die anomalische Beschaffenheit des Schleims, nachtheiligen Einfluß auf die Respirationsorgane ausüben. 2) Viele Lungenfuchtige werfen während des ganzen Verlaufs ihrer Krankheit nichts wie Schleim aus, und in ihren Lungen findet sich nach dem Tode schlechthin keine Desorganisation. 3) Irrig ist die Annahme, als repräsentire die schleimige Lungenfucht das erste Stadium der eiterigen, indem die, durch das hektische Fieber ganz abgezehrten Kranken bloß durch die Menge des Schleims ersticken u. s. w. Der IV Abschnitt, in welchem auf eine sehr gelungene, treffende Art das Bild der Krankheit dargestellt wird, ist keines Auszugs fähig. V. *Theoretische Untersuchungen und Vermuthungen über die Entstehungsart der schleimigen Lungenfucht und ihrer vorzüglichsten Symptome.* Mit Recht dringt Hr. W. darauf, daß es zur Erklärung der schleimigen Lungenfucht (wir setzen hinzu, zur Erklärung jeder, sich in einem besonderen Gebilde des Organismus entwickelnden Krankheitsform) durchaus nöthig sey, den Bau der Lungen und besonders der Bronchialdrüsen genau zu kennen, um von ihrem regelmäßigen Zustande auf ihre krankhafte Beschaffenheit schließen zu können. Durch die scharfsinnigen Untersuchungen des unsterblichen *Haller* sey bewiesen, daß sich alle Äste der Bronchien in ein Zellgewebe endigten, welches Zusammenhang besitzt. In allen Ramificationen der Bronchien seyen Bronchial- und lymphatische Drüsen. Die Bronchialdrüsen gehörten vorzüglich allen Ramificationen der Luftröhre an; die

lymphatischen Drüsen, welche die Lunge mit allen Eingeweiden des Organismus gemeinschaftlich besitze, liegen oft dicht neben diesen Bronchialdrüsen, ohne in Verbindung mit ihnen zu stehen. Der Hauptstüz der schleimigen Lungenfucht sey in den Bronchialdrüsen, besonders in jenen, welche den kleineren Ramificationen der Bronchien angehören. Das Wesentlichste in der schleimigen Lungenfucht bestehe daher in einer abnormen Thätigkeit dieser Bronchialdrüsen; zuweilen, besonders in complicirten Fällen, scheinen aber auch die lymphatischen Drüsen Antheil an diesen Leiden zu nehmen. Sehr weitläufig und bestimmt sucht Hr. W. bey dieser Gelegenheit die Meinungen einiger Schriftsteller, z. B. jene von *Murray*, *Brückmann* und *Chalmer* zu widerlegen, daß wirklich Chylus mit dem Auswurfe der Lungenfuchtigen vermischt sey. Es würde zu weit führen, die angeführten Beweise zu wiederholen. Eben dies gilt von der Widerlegung der Behauptung mehrerer Ärzte, besonders der Engländer *Morton* und *Benj. Rush*, daß das hektische Fieber der Lungenfuchtigen durch die Resorption des Eiters entstehe. Die Auflösung dieses Problems ist sehr leicht, wenn man von der richtigen Idee des Genius dieser Krankheitsform geleitet ist; jede irritable Krankheit ist nämlich stets und nothwendig auch fieberhaft. — VI. *Diagnose der scheinbaren Lungenfucht.* Mit Recht beweiset unser Vf., welch ein dringendes Bedürfnis die richtige Diagnose dieser, meistens nur in ihren ersten Perioden heilbaren Krankheit sey, da die Sterbelisten den traurigen Beweis liefern, wie groß die Zahl der jährlich an dieser Übelseyns-Form Hinweggerasteten sey. — Zu den wesentlichsten Kriterien der Diagnostik dieser Krankheits-Form rechnet Hr. W. vor Allem das Vorhandenseyn der Disposition, welches daraus erkennbar sey, daß die Ältern an dieser Krankheit starben, daß solche Subjecte viel an Schleimflüssen litten, in der frühesten Jugend ein schwächliches Ansehen, dicke, aufgeworfene Bäuche, Wurmkrankheiten, Drüsengeschwülste, lang anhaltenden Reichen, oder katarrhalischen Husten hatten. Ein ferneres wichtiges Kriterium ist eine dieser Krankheit günstige Lebensperiode, besonders die der Pubertät, die sogenannte phthisische Architektur, eine frühzeitige Entwicklung der Seelenkräfte und des Geschlechtstrieb, manche vorausgegangene Schädlichkeiten, das Hervortreten mancher, dieser Krankheit vorhergehenden Beschwerden und krankhaften Erscheinungen, besonders katarrhalische Beschwerden. Bey dieser Gelegenheit macht unser Vf. eine nicht uninteressante Digression über die verschiedene Natur und Entstehungsart der Katarrhe, insofern sie bald von klimatischen Einflüssen, bald von mehr allgemeinen Ursachen entstehen. Durch diese Untersuchung über die Katarrhe und ihres leichten Übergangs in die schleimige Lungenfucht, sind wir in der längst gehegten Meinung noch mehr bestätigt worden, daß die schleimige Lungenfucht nichts weiter sey, als die fortgesetzte pathologische Metamorphose des sich in dem Katarrh zuerst ausprechenden Processes. Unse-

re Meinung geht nämlich dahin, daß eben so wie die Peripneumonie, die Mutter der eiterigen, so der Katarrh die Mutter der schleimigen Lungenfucht ist. Beiden Krankheitsformen ist es eigen, daß sie als irritable entzündliche Krankheiten auftreten; ihre Differenz beruht lediglich auf der besonderen Beschaffenheit der ergriffenen Gebilde in der Lunge selbst. Bey der Peripneumonie — bey der eiterigen Lungenfucht — leidet aber das Parenchyma der Lungen; die Arterialität, welche in den Lungen so sehr prädominirt, ist heftig ergriffen; die Entzündung tritt daher sehr different hervor. Bey dem Katarrh — der schleimigen Lungenfucht — ist das Drüsen-System, in welchem das lymphatische System prädominirt, vorzüglich angegriffen; deswegen ist die Entzündung nicht so different und hervorstechend. Es würde zu weit führen, diese Ansicht weiter zu entwickeln, und durch viele Belege aus der Theorie und Erfahrung ihre Richtigkeit nachzuweisen. Wir fahren daher in unserer angefangenen Beleuchtung fort. Am leichtesten kann man die schleimige Lungenfucht mit dem Hydrothorax und mit der eiterigen Lungenfucht verwechseln. Die verschiedenen unterscheidenden Merkmale giebt Hr. W. sehr richtig an. Sehr weitläufig werden besonders die verschiedenen Versuche, aus der Beschaffenheit des Auswurfs die verschiedene Natur der Lungenfucht zu erkennen, geprüft; der Vf. ist mit keiner Methode, selbst nicht mit der Grasmair'schen, ganz zufrieden. VII. *Über das Ursächliche der schleimigen Lungenfucht im Allgemeinen*, wagt Hr. W. nichts festes zu bestimmen, sondern spricht dagegen in drey Kapiteln von den ursächlichen Momenten dieser Krankheits-Form. VIII. *Über die Opportunität zur schleimigen Lungenfucht*. Die wichtigsten begünstigenden Momente sind nach Hr. W. das jugendliche Alter, das weibliche Geschlecht, phthisische Architektur, erbliche Anlage. Sobald man annimmt, daß die schleimige Lungenfucht eine Krankheit des irriterbaren Systems ist, daß sie einen entzündlichen Charakter besitzt: so sieht man auch sehr leicht ein, wie jene angeführten Bedingungen ihre Entstehung vermitteln können. Denn die Erfahrung lehrt uns offenbar, daß das jugendliche Alter, wegen der prävalirenden Herrschaft des irriterbaren Systems, der Ausbildung entzündlicher Krankheiten am empfänglichsten ist; auch sieht man hieraus ein, warum das weibliche Geschlecht empfänglicher für diese Krankheit ist, als das männliche, weil bey dem Weibe die Venosität überhaupt herrschend ist, die schleimige Lungenfucht aber, insofern sie im Drüsensystem ihren Sitz hat, mehr venöser Natur ist u. s. w. IX. *Gelegentliche Ursachen der schleimigen Lungenfucht*. Eine Hauptquelle ihrer Entstehung sind die schädlichen Einflüsse des Luftkreises, und des Klima's überhaupt; vorzüglich rechnet der Vf. hierher den Einfluss der Kälte. Da die Kälte der Entwicklung entzündlicher Krankheiten überhaupt günstiger ist als die Wärme, so ist es begreiflich, warum diese Krankheitsform in kälteren Gegenden allgemeiner herrscht, als in wärmeren. Außer der Kälte und Wärme concurriren hier aber noch

gar mancherley Bedingungen; welche veranlassen, daß man die schleimige Lungenfucht oft allgemein in warmen Ländern wahrnimmt, in kalten dagegen vermisst, und umgekehrt. Außer diesen sind Folgendes sehr begünstigende Gelegenheitsursachen dieser Krankheitsform: Feuchte Wohnungen, neu erbaute Häuser, und frisch übertünchte Zimmer, der beständige Aufenthalt in verschlossenen Zimmern, die dem Klima und der Jahreszeit nicht angemessene Kleidung der Frauenzimmer, die in Frankreich, England, und Oberitalien üblichen Kamine, die Öfen in Holland und Deutschland, die zu schnell erhitzen und schnell erkalten, die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, besonders der Handwerker. So leiden die Lungen der Kürschner durch Einathmung haariger Partikeln, Stärkenmacher, Becker, Friseurs, durch den Staub, so wie alle in Stein Arbeitenden. Ferner: die schädliche Beschaffenheit der Nahrungsmittel, Genuß zu vieler Vegetabilien, Mißbrauch der hitzigen Getränke, zu häufiger Genuß der Säuren, zu wenig Bewegung, Unmäßigkeit in Wachen und Schlafen, mancherley intellectuelle Einflüsse, worunter Furcht und Schrecken eine Hauptrolle spielen, bewirkte oder verhinderte Ausleerungen, z. B. unzeitige Anwendung ausleerender Mittel, Mißbrauch des Tobackrauchens, das gewaltsame Vertreiben der Milch bey Müttern und Ammen, das Stopfen der schleimigen Hämorrhoiden, Vernachlässigung der Reinlichkeit u. s. w. X. *Allgemeine Bemerkungen über das Grundursächliche der schleimigen Lungenfucht*. Bey keiner Krankheitsform wären die Meinungen der Ärzte über das Grundursächliche widersprechender und wandelbarer, als über das der schleimigen Lungenfucht. Das Abenteuerliche der Ansichten der Humoralpathologen schildert der Vf. mit sehr lebhaften Farben. Eben so ungenügend sey die Hypothese *Blouquets*, der die schleimige Lungenfucht für ein Nervenfieber hielt, jene von *Beddoes*, *Nollo* und *Fowcroy*, welche sie auf chemische Art erklären, und in einen Überfluß von Sauerstoff setzen. Dasselbe gelte von der Behauptung *Vogels*, daß in einer chronischen Entzündung und krampfhaften Zusammenschnürung der Lunge das Ursächliche dieser Krankheitsform zu setzen sey. Eben so wenig Licht verbreite die brownische Ansicht über den wesentlichen Charakter dieser Form des Übelbefindens; die meisten Brownianer verwechselten die verschiedenen Formen der Lungenfucht. — Wie ungenügend die quantitative Ansicht sey, wie wenig man damit am Krankenbette auszukommen vermöge, kann man auch besonders bey der Beurtheilung dieser Krankheitsform recht deutlich erkennen. — Unser Vf. hat es vermieden, etwas Decidirendes über das Wesen der schleimigen Lungenfucht zu äußern; er hält diese Krankheit für sehr vielseitig. In so vielseitigen Formen und Modificationen diese Krankheit aber auch nur immer auftreten mag, so kann ihr Grundursächliches doch nie vielseitig seyn. Sobald sich Hr. W. von einer richtigen theoretischen Ansicht leiten lassen wird, muß er erkennen, daß der eigentliche Genius,

das bestimmte Grundrurfächliche jeder Krankheits-Form, also auch der schleimigen Lungenfucht, immer nur ein Bestimmtes, niemals aber ein Vielseitiges seyn könne. Aus mehreren Gründen hält es Hr. W. nicht für rathsam, die Tendenz des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, Alles auf allgemeine, einfache Grundsätze zu reduciren, auf die Arzneykunde anzuwenden. Weit zweckmäßiger scheint ihm dagegen das *Individualisiren*, worunter er die Bestimmung derjenigen Verhältnisse versteht, die nach vielfältigen Erfahrungen wesentliche Heilanzeigen darbieten. Auch wir hegen die Überzeugung, daß das Individualisiren das Wichtigste und Gedeihlichste für die praktische Heilkunde sey. Nur müssen wir bemerken, daß ohne eine richtige Ansicht, welche uns stets auf die Erkenntniß des verborgenen Genius der Krankheit hinleitet, diese Kunst selbst sehr trügerisch ist, und zu manchen irrigen Resultaten verführen muß; denn nur bey einer wahren Einsicht des Allgemeinen kann das Besondere klar durchschaut werden. Aus jener Ansicht gehen unserem Vf. drey Entstehungsarten der schleimigen Lungenfucht hervor, in so fern sie bald durch Schwäche, bald durch spezifische Reize, oder durch Metastasen begründet wird. XI. *Über die schleimige Lungenfucht von Schwäche*. Diese Schwäche soll bald örtlich in den Lungen, besonders in den Bronchialdrüsen, bald mehr allgemein seyn. Die von dem Vf. angeführten Beweise für diese Erfahrungsart der schleimigen Lungenfucht, haben uns am wenigsten befriedigt, indem diese Ansicht von allen Inconvenienzen der gewöhnlichen brownischen Vorstellungsgart begleitet ist. Die Behauptung, diese Classe der schleimigen Lungenfucht folge besonders manchen epidemisch herrschenden Pneumonien nach, ist sicher falsch und irrig; der Peripneumonie folgt nie die schleimige, sondern immer die eiterige Lungenfucht nach. — XII. *Über die schleimige Lungenfucht von spezifischen Reizen*. Hr. W. nimmt mehrere Arten derselben an, nämlich: die venerische, scrofulöse, die nach den Mässern und durch die Anhäufung des phosphorischen Kalks in den Lungen entstehende, endlich die s. g. nervöse, periodische, deren Existenz er durch viele eigene und fremde Beobachtungen zu beweisen sucht. Die Möglichkeit der Entstehungsart dieser Classe der schleimigen Lungenfucht läßt sich, ohne auf die sonderbaren Vorstellungen der Ärzte über die Wirkungsart der so genannten spezifischen Reize Rücksicht zu nehmen, zum Theil dadurch am genügendsten erklären, daß in allen angegebenen Fällen immer nur das lymphatische System das leidende ist. In so fern nun die Bronchialdrüsen nur einen Theil jenes Systems darstellen, so läßt es sich bezweifeln, warum bey einer allgemeinen Affection jenes Systems auch diese Gebilde krankhaft ergriffen werden können. Nach dieser Ansicht stellte die schleimige Lun-

genfucht nur die Progression jener primären Krankheitsformen dar. Aus diesem Gesichtspuncte die Sache angefaßt, erscheint das hier von dem Vf. Aufgestellte, allerdings sehr wichtig und interessant. — XIII. *Von der sogenannten metastatischen Lungenfucht*, deren Möglichkeit Hr. W. aus einer vicarirenden Thätigkeit der Organe zu erklären sucht, nimmt er sehr verschiedene Arten an: a) Die durch die Unterdrückung der Hautthätigkeit entstehende; b) Diejenige, welche nach Unterdrückung oder beträchtlicher Verminderung der Milchabsonderung bey Kindbetterninnen, und nach der supprimirten Menstruation, beobachtet wird; c) Jene, welche aus einer abnormen Thätigkeit der in den Hypochondrien liegenden Organe ihren Ursprung nimmt; d) Die nach gastrischen Fiebern; e) Nach dem Verschwinden von Hautausschlägen und Hautkrankheiten aller Art sich entwickelnde; f) Die auf Abnormitäten in der Schleimabsonderung anderer Organe des Systems beruht; g) Die nach schleuniger Heilung von Geschwüren, h) Endlich diejenige, welche nach dem plötzlichen Aufhören und Vermindertwerden solcher krankhaften Zufälle entsteht, die von spezifischen Reizen abhängen, z. B. rheumatische Zufälle, mehrere psychische Krankheiten. — Über die Entstehungsart aller dieser besonderen Modificationen der schleimigen Lungenfucht, ihrer Eigenthümlichkeit, ihres Verlaufs, verbreitet sich unser Vf. sehr weitläufig, mit steter Beziehung auf eine große Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen. Es würde zu weit führen, uns in eine nähere Beleuchtung aller der hier vorgetragenen Behauptungen einzulassen. Wir begnügen uns, nur zu bemerken, daß, trotz dem Schwankenden und zum Theil Irrigen der hier ausgesprochenen theoretischen Sätze, die praktischen Ärzte auf manches Interessante in den mitgetheilten Beobachtungen stoßen werden.

Wir glauben durch das Bisherige unsere Leser auf den Gehalt dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht, und unser oben ausgesprochenes Urtheil über den in ihr lebenden Geist richtig motivirt zu haben. Das Ganze geht von einem mehr empirischen Standpunkte aus; der Vf. bleibt stets innerhalb der Grenzen des durch eine empirische Anschauung Wahrnehmbaren; und so kann auch der Werth dieser Schrift nur ein empirischer seyn, und nur nach einem solchen Maßstabe beurtheilt werden. — Wir wünschen, der verdienstvolle Vf. möge auf diesem einmal betretenen Wege ruhig fortwandeln, und sich auch in dem versprochenen zweyten Bande, welcher die Therapie der schleimigen Lungenfucht darstellen wird, so viel als möglich vor allen theoretischen Digressionen zu hüten suchen. Sein Werk wird uns um so erfreulicher seyn, je mehr er sich bestrebt, uns die Resultate einer vorurtheilslosen Beobachtung, rein und ohne alle Schminke, vorzulegen.

S. S.

F O R T S E T Z U N G E N.

MAGDEBURG, b. Reil: *Amaranthen*. (*Xeranthemum annuum*). Vom Verfasser der grauen Mappe. 4te Samml. 1806. 294 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Gil Blas vom Santillana*. Aus dem Spanischen des Isla. 7 Bd. M. 1 Kl. 180. XX und 386 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 J A N U A R, 1807.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von J. G. Fichte, in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1804 — 1805. 1806. 563 S. 8. (Rthlr. 8 Gr.)

„Über Schriften, welche wirklich verdienten an das Licht zu kommen, ist ein Urtheil nicht möglich, ehe sie nicht das Zeitalter ergriffen, durchdrungen und nach sich umgebildet haben.“ So unser Vf. Will man dieß abwarten bey der gegenwärtigen, so lieſte der bewirkte Wachsthum an inneren Freuden und Seligkeit, so wie an innerem Verständniß (S. 561.) selbst den Beweis, und jedes Urtheil wird überflüssig. Wir wollen daher statt alles Urtheilens entweder — da doch nichts verhindert, „daß nicht auch im vierten Zeitalter, der Epoche der Vernunftwissenschaft, der jedesmalige Zustand des gesammten wissenschaftlichen Wesens in einem besondern fortlaufenden Werke beobachtet werde“ — den Versuch machen, in unserer Anzeige ein Blatt aus einer Literatur-Zeitung des vierten Zeitalters darzustellen, wobey es vorzüglich darauf ankommt, „dem Autor dasjenige zu sagen, was er nicht sagt, wodurch er aber zu allem seinem Sagen kommt, und ihm aufzudecken, was er, der Autor selbst, immerlich, vielleicht seinen eigenen Augen verborgen, ist.“ Oder wenn uns dieß nicht gelingen sollte, wollen wir uns begnügen, als ein leider in der Sündhaftigkeit des dritten Zeitalters befangener Recensent dem Autor einsilbig „wiedersagen, was er selbst gesagt hat,“ nur thun wir es, um nicht ganz müßig zu seyn, erinnernd und zusammenstellend.

Was ein philosophisches Gemälde sey, wofür eben diese Vorträge sich ausgeben, erfahren wir freylich nicht recht genau; aber ein herrliches Werk ist es gewiß. Denn philosophisch deutet auf Wissenschaft, und Gemälde auf Kunst; als philosophisch muß es „aus der Einheit eines vorausgesetzten Begriffes alles ableiten, bedarf keiner Erfahrung, und treibt sein Geschäft rein *a priori*“; als Gemälde „bedient es sich der Geschichte, in wie fern sie zu seinem Zwecke dient,“ und muß vor allen Dingen treffen. Bey jedem Kunstwerke nun ist im Allgemeinen „vorläufig nötig, daß es verstanden werde, daß wir es in seiner organischen Einheit durchdringen, daß wir die Absicht des Meisters, als den Geist des Ganzen, aus allen Theilen, und so auch wechselseitig, zu con-

struiren vermögen,“ und dazu wenigstens wünschen wir gern etwas beyzutragen. Über diese Absicht nun finden wir gar manche verschiedene Äußerungen; ganz natürlich, denn wenn man einmal Absichten hat, so ist eben das die wahre Kunst und Virtuosität, recht viele zu haben. Da uns aber der Vf. selbst gleich vorn an die letzte Vorlesung weist: so halten wir uns auch zunächst an das dort Aufgestellte; und wissen uns nicht besser darüber auszudrücken, als daß der Vf. auf seine eigene Weise suche, in Sachen der Religion die Vernunft zu Verstande zu bringen. Nämlich Religion besteht darin, daß man „alles Leben als nothwendige Entwicklung des Einen ursprünglichen vollkommenen guten und seligen Lebens betrachte und anerkenne. Wird nun nur eingesehen, daß eine gegebene Erscheinung eine solche nothwendige Entwicklung sey, so ist das die bloße Vernunftreligion,“ wird aber „außer dem Daß auch das Wie und auf welche Weise begriffen,“ so ist das die Verstandesreligion. Jene, die Vernunftreligion, nimmt ein auf der einen Seite das tiefste Ende des Religionsgebietes — wo gefragt wird nach der Beziehung jedes menschlichen Individuums auf das Ewige — auf der anderen das höchste, wo gefragt wird nach dem „Verhältniß des gegenwärtigen Lebens unserer Gattung zu der unendlichen Reihe künftiger Leben.“ Von diesen beiden Enden läßt sich das Wie nicht begreifen. Zwischen beiden aber erhebt sich die Verstandesreligion als die mittlere Sphäre. Sie fragt nicht nach dem jetzigen Leben des Individuums, sondern der Gattung, aber nicht nach dessen Verhältniß zu dem anderen unendlichen Leben, sondern was es als Entwicklung des ursprünglichen ewigen Lebens, an und für sich sey. Wie nun aber diese durch die an ihr eigenthümliches Gebiet geknüpfte Begreiflichkeit von jener gänzlich geschiedene Verstandesreligion ihre Sphäre dennoch erweitern, und die Sphäre des Glaubens oder der Vernunftreligion allmählich in sich aufnehmen soll, das ist schwer zu fassen. Das höchste Ende nun wollten wir gern erlassen, weil uns das, nach des Vf. Erklärung, gar nicht zur Religion zu gehören scheint, indem die Beziehung eines zeitlichen Lebens auf unendliche andere, auch zeitliche und veränderliche, doch immer nicht die Beziehung auf das Ewige ist. Und das tiefste Ende, könnte man meinen, müsse durch die höhere Philosophie in Verstandesreligion übergehn, denn „diese giebt nicht nur den Grund, sondern auch die Art und Weise an, wie das Eine Leben sich durch die irdische Ansicht zu verschiedenen Personenerspaltung.“ Allein doch geht das nicht.

Denn freylich „so gewifs Wissen ist, so gewifs ist ein Menschengeschlecht von Mehreren. Aber dies ist nicht nur überhaupt, sondern auf eine näher bestimmte Weise, und hier ist die Philosophie zu Ende, und das in diesem Leben Unbegreifliche hebt an.“ Wie sollte nun die Philosophie zu dem Wie der Beziehung auf das Ewige kommen, wenn sie zu dem Wie des Seyns jenes Bezogenen nicht kommen kann? Also durch sie geht es nicht, obgleich „in der ganzen neueren Zeit die jedesmalige Geschichte der Philosophie die noch künftige der religiösen Vorstellungen ist.“ Wenn aber durch irgend etwas, so kann durch ein philosophisches Gemälde das Unbegreifliche begreiflich gemacht werden, welches selbst die schönste Einheit beider ist. Denn da von einer solchen Anschauung, in welcher Zeitliches und Ewiges, Allgemeines und Besonderes, Form und Wesen, Dafs und Wie in einander und Eins sind, und Speculation und Empirie ein einiges Wissen bilden, *Fichte* nichts weiß, sondern dieses ihm strenge Gegensätze sind, und, wie sein altes Ich und Nichtich, hemmend eines gegen das andere tritt: so kann auch die Welt, in wiefern ihm eine erscheint, unter der Form der Geschichte nichts anders seyn, als dafs Allgemeines und Besonderes als Besonderheiten, Zeitliches und Ewiges, Seyn und Werden in der Zeit einander entgegentreten, und dann wieder eben so durch einander bedingt und künftlich in einander geschlungen werden; und die Welt der Geschichte als ein solches darzustellen, das ist eigentlich das hier vollbrachte Kunstwerk. Oder um es deutlicher zu sagen, nach so manchen Versuchen, die Leser zum Verstehen zu zwingen, wird hier noch einer gemacht, die Hörer zum Annehmen zu bewegen. Denn wenn man ihnen nun zeigt, nach der beschriebenen Denkungsart müßte die geschichtliche Welt sich so und so gestalten, und man kann ihnen zugleich zeigen, sie ist so gestaltet: wie sollte denn nicht jene Denkungsart die richtige seyn? Also auf jenes *Müßte* und dieses *Dafs* kommt es an.

Das Verstehen der gesammten Zeit, so wird der Grund zu der ganzen Darstellung gelegt, setzt voraus einen in seiner Einheit klar begreiflichen Weltplan. In diesem nun ist der Zweck des Erdenlebens der Menschheit der, „dafs sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freyheit nach der Vernunft einrichtete.“ Sehr populär ist diese Methode, das Erdenleben aus einem Zweck zu verstehen, und wenn man weiter liest, wie, sobald diese Verhältnisse wirklich eingerichtet sind, die Menschheit die höheren Sphären der Ewigkeit betritt, so haben wir hier nicht nur gleich die Ewigkeit, als etwas nach der Zeit, sondern wir haben auch ein herrliches Anschließen an die gemeinen Vorstellungen von einem vorbereitenden Zustande, und zugleich werden wir sehr neugierig gemacht, welches wohl die einzurichtenden Verhältnisse seyn mögen, da sie nach dieser Erklärung schwerlich Verhältnisse zwischen den Menschen und der Erde seyn können. Wenn aber jemand sich hierüber kaum Rechenschaft geben kann, wie auch darüber nicht, wie wohl Menschheit und Vernunft und

Freyheit sich zu einander verhalten mögen, dafs ihr Zusammenreffen einen Zweck, also etwas an sich Zufälliges, bilden kann, und nun, als ein geschickter Leser, sich dies anzeichnen und warten will, bis der Autor es genauer bestimmt, dem sagen wir *Im Voraus*, dafs er keine Auskunft bekommen wird.

Indefs es sey nun so, dafs wir einen Zweck haben, und gerade diesen: so müssen nun aus ihm die Haupt-Epochen des Erdenlebens — streng, so dafs jedes folgende Glied bedingt sey durch sein vorhergehendes — abgeleitet werden, und dies geschieht so: „Soll besagtes Einrichten, als That der Gattung, in ihrem Leben eintreten, so muß die Gattung als überhaupt existirend dieser That vorausgesetzt werden. Und so erhalten wir eine Zeit, wo sie in dieser That begriffen ist, und eine Zeit, wo sie noch nicht in ihr begriffen ist.“ Man sieht also, jenes Voraussetzen des Existirens überhaupt ist ein Voraussetzen in der Zeit, und es würde folgen, dafs in jedem Leben dem Thun ein Seyn ohne Thun, ein wahres Nichtseyn nach Hn. *Fichte* selbst als ein Lebensalter vorausgehe. Weiter, jene erste Epoche ist gar kein Theil des Weltplans; also kann entweder der Weltplan nicht das ganze Leben unter sich begreifen, oder die erste Epoche fällt ausserhalb des Erdenlebens. Aber freylich wer einen Zweck hat, muß auch Mittel haben! Doch die Construction muß auf alle Weise richtig seyn, denn sie ist gegründet in dem alten: aus Nichts wird Nichts, welches hier gar herrlich auch so gewendet wird, dafs „jedes Werden ein Seyn voraussetzt,“ in der Zeit nämlich.

Also die erste Epoche sey gesetzt, und wir fragen nun vorläufig, wie es darin hergeht. Gar wunderbar! Nämlich, „die Vernunft ist in dem Sinne Grundgesetz des Lebens einer Menschheit, dafs ohne Wirksamkeit dieses Gesetzes ein Menschengeschlecht auch nicht einen Augenblick im Daseyn bestehen kann.“ Also Vernunft war in der ersten Epoche, Verhältnisse auch, weil es kein *Dafs* giebt in der Zeit ohne *Wie*; also „ordnet in dieser Epoche auch die Vernunft die Verhältnisse der Menschheit, aber durch ihre eigene Kraft, ohne Zuthun der menschlichen Freyheit.“ Sonach sollte man denken, die Freyheit wäre eine ganz andere Kraft als die Vernunft. So arg ist es aber doch nicht, ausgenommen, wenn die Freyheit leer ist. Sondern entgegengesetzt sind einander Freyheit und Instinct, „kann also die Vernunft nicht durch die Freyheit wirken, so wirkt sie in der ersten Epoche als Instinct.“ So dafs schon ehe die Menschheit in That, welche den Zweck ihres Erdenlebens bildet, begriffen ist, alles da ist, was durch diese That entstehen soll; nur ist es durch den Instinct da, nicht durch Freyheit. Vorzüglich schön finden wir dies so ausgedrückt, „mit eigener Kraft soll sie sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun“ (aber doch durch die eigene Kraft der Vernunft, so dafs hier dennoch eine Trennung zwischen Menschheit und Vernunft aufzudecken scheint) gewesen.“ Wer nun dieses versteht, wie die Menschheit, deren ganzes Seyn ja Thun ist, dasselbe auf zweyfache Weise

seyn kann; einmal ohne Zuthun, und dann mit Zuthun, der wird wohl auch das Folgende verstehen, was ihm noch fehlt zur Kenntniß dieser ersten Epoche. Nämlich jene Nothwendigkeit, das „das Menschengeschlecht in seiner „allerältesten Gestalt“ (vor allem Vernünftigwerden) „wenigstens in Einem Punkte seines Daseyns“ (muß das aber ein ganzes Zeitalter seyn?) „wie vernünftig *muß* gewesen seyn,“ diese treibt zu der Annahme eines „ursprünglichen Normalvolkes,“ in welchem sich eben dieses Seyn vor dem Werden darstellt, und welches sich „durch sein bloßes Daseyn in dem Zustande der vollkommenen Vernunftcultur befindet.“ Nun sollte man denken, die Vernunftcultur müßte dasselbe seyn mit den eingerichteten Verhältnissen, und diese müßten am Ende doch das seyn, wonach überall in dem Buche gefragt wird, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst. Aber falsch: „ohne alle Wissenschaft und Kunst“ besitzt das Normalvolk die Vernunftcultur, und „unter der Leitung des Instincts wächst ihnen von selbst Alles in Ordnung und Sitte,“ und sie haben also auch keinen Staat, der ja eine Zwangsanstalt ist. Kurz die armen Leute haben nichts „als die Religion, die allein dem Einförmigen, denn ein Tag und ein Leben floss ab wie das andere“ (also auch wohl ohne Originalität?) „eine Beziehung gab auf das Ewige.“ Bedauert aber nur die armen Leute nicht voreilig! Denn einige Sonntage später erfuhr auch die ehrwürdige Versammlung, daß die Religion eigentlich *Alles* ist, „das einzige wahrhaft Edle im Menschen,“ daß „mit ihr das richtige Handeln“ (also auch wohl dasjenige, wodurch Wissenschaft, Kunst und Staat gebildet werden) „sich von selbst findet,“ daß sie das Wissen ist um das Daseyn und Wie. Wie ist es nun? hat das Normalvolk mit der Religion Alles, Originalität, Staat, Wissenschaft und Kunst, kurz alles *menschliche Zuthun*? oder hat es auch die Religion nicht, und ist dann so langweilig, daß es gewiß ohne alle andere Ursache von selbst aus einander läuft im ersten Augenblicke, und das erste Zeitalter uns kein Zeitalter bleibt?

Doch, was es auch habe, oder nicht habe; das Normalvolk sey uns vorläufig gegrüßt, und die erste Epoche auch. Wir müssen sehen, wie wir nun weiter zu den fünf nothwendigen Zeitaltern kommen. Nämlich ehe die Verhältnisse mit Freyheit können eingerichtet werden, welches durch Kunst geschieht, müssen die Vernunftgesetze bekannt seyn, was dann die Wissenschaft heist, und so zerfällt die zweyte Epoche in zwey Zeitalter, das der Wissenschaft und das der Kunst. Jenes erste Zeitalter der Wissenschaft ist nun wieder ein bloßes Mittel, denn in der That selbst ist ja die Menschheit noch nicht begriffen. Und langweilig muß es auch seyn, das Zeitalter, während dessen bloß die Wissenschaftslehre sich über die Gattung verbreitet, diese aber noch zu keiner Constitution und zu keinem geschlossenen Handelsstaat kommen kann, wo die Menschheit mit Vernunft und Freyheit lebt, aber ohne irgend etwas einzurichten; daher wir uns freuen, daß uns keine Beschreibung desselben droht. Aber wie verbreitet auch die

Wissenschaft sey, sie ist doch etwas anderes als Kunst, also für sich Kunstlosigkeit, und wir entgehen dem nicht, daß die Kunstlosigkeit zur Kunst kommt; und also Etwas wird aus Nichts. Sollte also nicht noch ein neues Mittelglied helfen? Doch weiter. Die Wissenschaft gehört der Freyheit an; und ehe diese eintreten kann, muß der Instinct verschwunden seyn, und zwar nicht nur, weil die Freyheit gleichsam die sehende Vernunft ist, der Instinct aber die blinde, verschwindet die Blindheit der Vernunft, indem sie sehend wird, so daß die Vernunft selbst bleibt, sondern die Vernunft selbst und ihre ganze Einrichtung verschwindet mit; und es drängt sich zwischen beide Epochen ein „die Befreyung nicht nur von der Bornäusigkeit des Instinctes, sondern auch der Vernunft in jeglicher Gestalt.“ Die Nothwendigkeit dieser Befreyung springt zu sehr in die Augen, um sie erst anzupreisen. Aber das erräth gewiß nicht jeder, daß diese Befreyung selbst wieder ein Zeitalter ist. Man würde dies nicht begreifen, da ja eben die Vernunft abgeworfen wird; ohne deren Wirksamkeit das Menschengeschlecht keinen Augenblick bestehen kann; allein glücklicherweise ist dies gerade das dritte Zeitalter, und wir werden also das Wunder sehen, wie die Menschheit ganz gegen das Grundgesetz zwar mit Freyheit (denn die Befreyung vom Instinct geschieht durch Freyheit und zwar durch die leere) aber ohne alle Vernunft lebt, und sich selbst gänzlich auf Null bringt. Aber wie kommen wir davon ab, daß nun dennoch ganz gegen jenen herrlichen Satz, der uns auf die erste Epoche trieb, die Vernunft in ihrer neuen Gestalt aus der Vernunftlosigkeit entstehe, und alle Herrlichkeiten der letzten Zeitalter rein aus Nichts? Und scheint es also nicht, daß es um die vollständige Bedingtheit schlecht stehe, und wir entweder schon an den zwey Epochen zu viel haben, oder auch an den fünf Zeitaltern zu wenig? Doch eines fehlt uns noch, und leicht das herrlichste Kunststück, nämlich wie der Instinct verschwindet, und die Menschheit also sich selbst auf Null bringt. Auch dies ist auf zwey Seiten abgethan. Der Instinct wird schwächer, „die kräftigeren Individuen, in denen er sich noch ausspricht, wollen ihn in eine zwingende Autorität verwandeln; deshalb erwacht nun die Vernunft der anderen als Trieb der persönlichen Freyheit und zerbricht die Fessel, freylich unmittelbar nur des zur Zwangsanstalt verarbeiteten Vernunftinstincts fremder Individuen, mittelbar aber befreyt sie die Gattung von sich selbst in jeglicher Gestalt.“ Wie kinderleicht! Ein kleiner Sprung aus dem Unmittelbaren in das Mittelbare, und, freylich gegen die Abrede, die kleine Hülfe, daß man den relativen Gegensatz einiger Individuen als etwas die Gattung selbst betreffendes ansieht. So zerbrach, nach schwachgewordener intellectueller Anschauung, wohl auch die Vernunft des Zeitalters (als leere persönliche Freyheit nämlich) die zwingende Autorität des Einen kräftigen Individuums, Fichte, und die Fessel des sonnenklaren Berichtes, unmittelbar aber zugleich die Vernunftwissenschaft in jeglicher Gestalt. So wird ein wa-

deser Selbsterhaltungstrieb, der etwa unter einem dichterischen Zwange von der Superstition gehalten wird, wenn er sich dagegen auflehnt, unmittelbar zwar nur von diesem Zwange, mittelbar aber von der Erkenntnis jeglicher Gestalt sich befreien. Aber warum haben nur die Empörenden gar keinen Instinct dafür, daß der Vernunftinstinct der Anderen im Grunde zugleich ihr eigener ist? Und wenn die kräftigeren Individuen die Anderen zu sich erheben wollen, durch den Instinct natürlich, denn Freyheit haben sie nicht, wie kommt es nur, daß der Instinct ganz gegen seine Natur so gewaltig fehl greift? Und wie mag es nur kommen, daß die ungleiche Vertheilung des Instinctes unter die Individuen die Ursache seines Ueberganges in der Gattung wird? Oder weshalb wird doch der Instinct schwächer? Treibt etwa hier der Teufel oder das radicale Böse sein Spiel? Doch durch solches „Raïonniren“ kommt man zu nichts; Hr. Fichte aber hat uns durch sein Verfahren auf einen Schlag alles Positive hergezaubert, was sonst so schwer zu erhalten ist, alle Nothstaaten, Nothkirchen, Nothpublica und was dazu gehört.

Dies ist also die Theorie der fünf Zeitalter; und Jedermann muß sehen, wie streng abgeleitet, wie nothwendig und einzig möglich diese fünf Zeitalter sind! Dieser Aufwand von Scharf sinn, dieses sinnreiche Aus der Tasche spielen mit Gegensätzen und Mittelgliedern findet sich schon in der ersten Stunde auf den ersten zwanzig Seiten des Buches. Sehr brav finden wir es auch gehandelt, und gar nicht mit italienischer Schlaueit, sondern keck und bieder, gleich das erste Mal zu versuchen, wieviel sich der ehrwürdigen Versammlung gebildeter Menschen bieten ließe von dieser losen Kunst, und sie dann zu fragen, ob sie noch ferner auf diese Weise gemeinschaftlich mit dem Vf. zu denken begehrt. Und wahrlich, Hr. Fichte hat das Recht, welches ihm die Versammlung dadurch gab, daß sie wieder erschien, nicht schlecht benutzt! Doch wir haben es nicht mit den edlen Männern und Frauen der alten würdigen Stadt Berlin zu thun, und wenden uns daher zu dem eigentlichen Gegenstande des Buches, dem dritten Zeitalter.

Unsere Meinung ist nun, daß es ein solches drittes Zeitalter, selbst wenn man von Hn. Fichte's Voraussetzungen ausgeht, gar nicht geben kann, und dies bezeugt auch er selbst dadurch, daß wie er es uns schil-

dert „nicht etwa im Verborgenen schleichend; sondern offenbar da, sich selbst begreifend und liebend,“ alle seine Merkmale doch auf nichts hinaus laufen. Zuerst heißt es das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit; allein „die Sünde selbst ist ein Wahn“, also nichts; und der Mensch, in wiefern er sich mit der Gottheit entzweyt wähnt, ist auch ein Nichts, das also nicht sündig kann.“ Sündhaftigkeit der Gattung kann nur ihre Vernichtung bedeuten. Es weist ferner, in wiefern es der Wissenschaft ermangelt, das „Zeitalter der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit,“ und das ist ein rein Negatives, ein Nichts. Freylich „trägt es auch, in wiefern es sich in seiner Maxime klar wird, die Form der Wissenschaft, allein dies ist nur die leere Form,“ und also wieder Nichts; es ist, in wiefern die Wissenschaft fehlend ist, ein Sehen, aber in wiefern die seinige leer ist, ein Sehen von Nichts. Ferner ist es, als die Autorität vernichtend, das Zeitalter einer gänzlichen Ungebundenheit ohne Leitfaden, und das ist wieder Nichts, denn jeder positive Gehalt müßte sich doch als ein Gesetz auffassen lassen. Freylich hat es auch die Maxime, „nichts gelten zu lassen, als was man versteht und klärllich begreife;“ allein näher betrachtet „ist ihm doch nicht übrig, als das Leben des Individuums, und was damit zusammenhängt, nämlich kein anderes Handeln, als auf das persönliche Wohlfeyn, und kein anderes Wissen, als auf die Erfahrung.“ Diese bloße Persönlichkeit aber ist Nichts, und nur auf dieses Nichts geht jenes scheinbar reale Begreifen wollen. Ja so sehr ist das Zeitalter Nichts, daß es nicht einmal dieses nichtige Wesen selbst producirt, sondern (man hört es mit Bedauern für die ersten beiden Zeitalter) „diese Art von Vernunft findet das dritte Zeitalter schon vor, und besitzt sie als ein väterliches Erbtheil ohne Arbeit und Mühe.“ Dieselbe Nichtigkeit zeigt sich auch, wenn man auf den Uebergang aus dem dritten Zeitalter in das vierte merkt. Als Vermittelung tritt dabey „die Sympathie auf, als erste leise Regung des Vernunftinstinctes;“ das Volk wird zur Religion des Normalvolkes erhoben, die ja auch Instinct ist, kurz die Freyheit wird unmittelbar an den Vernunftinstinct angeknüpft, als ob ein solcher Uebergang durch Nichts, wie das dritte Zeitalter, durchaus nicht wäre, noch zu seyn brauchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Hefenland und Comp.: *Der Mann nach der Welt, ein Roman*. 1806. 432 S. 8. (2 Rthlr.) Wenn gleich der dichterische Werth dieses Romans keinesweges von Belang ist, man mag auf Erfindung, Composition oder Darstellung sehen: so läßt sich doch die Absicht des Vfs. weiter nicht tadeln, welche keine andere ist, als ein Gemälde aufzustellen von dem mannichfaltigen Unheile, das ein reicher und vornehmer Wollüstling durch die rücksichtslose Befriedigung seiner Gelüste in einer achtungswerthen und glücklichen Familie anrichtet. Es fehlt der Schilderung nicht an kräftigen Zügen, die meisten von den vielen Reflexionen, womit

das Buch ausgestattet ist, zeugen von nicht gewöhnlicher Weltensahrung, und von einem richtigen festen Blicke in die Verhältnisse des Lebens, und die Sprache ist im Ganzen bestimmt, gedrängt und abgemessen, bis zur Eintönigkeit. Dieser Roman verdiente demnach wohl eben so gut, wie mancher andere dieser Art, übersetzt zu werden; nur hätte auf dem Titel bemerkt werden sollen, daß er kein Original, und *Mockenzie* der Verfasser des *Man of the world* ist. Mit der Übersetzung kann man, bis auf einige Nachlässigkeiten und undeutliche Wendungen, zufrieden seyn.

c. f. r. z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 J A N U A R, 1807.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von J. G. Fichte u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Doch es sey nun die vollendete Sündhaftigkeit, nicht etwa, wie Anderen scheinen möchte, nur die negative Seite der mit der Zeit und der Erscheinung gegebenen relativen Differenz, und deshalb keine Zeit für sich erfüllend, und in keiner eingeschlossen; sondern sie sey uns ein Zeitalter: so werden wir nur desto neugieriger seyn zu erfahren, wie dieses wichtige Nichts sich gebärdet, und wie es sich streckt und dehnt und verlichtet, um als Etwas zu erscheinen, und es lohnt wohl der Mühe, das wir, ehe wir die einzelnen Züge beschauen, den Künstler bey der Arbeit belauschen, ob wir ihm etwa die Kunst abstehe- len, wie er uns Nichts mit Nichts auf Nichts mahlt. Auch hier, wie überall in der Magie, ist das Einfache und Leichte des Verfahrens zu bewundern. Eigent- lich nämlich müßte nun aus den bisher beleuchteten Merkmalen des Zeitalters immer weitergefolgt wer- den, so weit sich noch etwas, immer ein streng ab- geleitetes Dafs folgern läßt; und dann müßte das *Wie* der wirklichen Gegenwart, so viel sich davon aus der Geschichte brauchen läßt, rein empirisch (denn anders kommt man zu keinem reinen *Wie*) auf- gefaßt, und denen, welche über das Zeitalter zur Erkenntnis kommen sollen, deutlich gezeigt werden, wie in diesem *Wie* jenes Dafs nothwendig stecke. Al- lein nicht nur würde für den etwas genauer Nachspü- renden sich nicht verbergen lassen, das, wenn man mit Nichts rechnet, wie weit man auch fortrechnen möge, man immer nur Nichts behält, sondern auch selbst dem oberflächlichen Leser möchte, eben weil er ungeübt ist, die Gleichheit schwerer zu zeigen seyn zwischen dem Dafs und dem *Wie*, weil beide, streng angesehen, ganz irrational sind gegen einander. Daher muß, um die gute Absicht nicht zu verfehlen, unvermerkt der strenge Gegensatz des Dafs und des *Wie* durch die darstellende Kunst verwischt werden, und wie man zwischen zwey Flüssigkeiten, welche allein sich nicht verbinden wollen, eine dritte ein- schiebt, die so allmählich jene auflöst, das man nur noch an den äußersten Enden des Gefäßes die entge- gegengesetzten erkennt; da aber, wo das Bindemittel ge- wirkt hat, bald nicht mehr unterschieden werden kann, was jeder Seite angehört; so muß man auch

hier das Dafs und das *Wie* auf eine künstliche Weise mischen, damit doch das Nichts zu einem Etwas komme, und das Gemälde zu einem Urbilde. Das Verfahren selbst hat wiederum sein Dafs und sein *Wie*, von denen letzteres so leicht und lose ist, das man kaum glauben sollte, es wäre etwas so schweres und gewichtiges dahinter als das erste. Denn leicht und lose scheint es, wenn jedes streng abgeleitete Dafs durch einige geläufige Formeln, wie „Nichts verhin- dert aber zugleich anzunehmen,“ oder „wenn nun noch dieß hinzukäme“ oder „hätte aber das Zeitalter etwa auch jenes erfunden,“ mit einem beliebigen *Wie* umkleidet wird, ohne das man aus der Reihe der strengen Ableitung herausgegangen zu seyn scheint. Und dieß findet sich gleich bey dem ersten Gliede der strengen Ableitung, dem Normalvolk, zum großen Troste nicht nur aller mit der Natur befreun- deten Männer, sondern vornehmlich der anwesenden Frauen, denen es ganz unanständig gewesen wäre, so viele Generationen des Dafs nackt und bloß ohne al- les *Wie* herumlaufen und Scherz treiben zu sehen. Gegründet ist aber dieses dem Anschein nach so lose Spiel in einer gar herrlichen Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Geschichte und Philosophie, welche noch kunstreicher ist, als alles bisher geprie- sené. Nämlich zuerst die *eigentliche Geschichte*, die- selbe, welche „als zweyter Theil der gesammten Em- pirie der Physik, als dem ersten, gegenüber steht,“ diese hat, überraschend, „zwey innigt verfloßene Be- standtheile, einen *a-priorischen*, und einen *posteriori- schen*“; der letzte ist zwar allein „die *eigentliche Ge- schichte* in ihrer Form,“ und wir unseres Theils sind so einfältig nicht zu wissen, wie etwas eigent- lich ist außer seiner Form; aber kurz, der eigentli- chen Geschichte gehört doch der *a-priorische* auch. Dieser *a-priorische* ist nun der Weltplan, welchen wir fälschlich für ein ausschließendes Eigenthum der hö- heren Philosophie, welche eben der Empirie ganz ent- gegengesetzt ist, gehalten hatten. Denn er ist nicht et- wa nur Norm und Regel, welche der Philosoph dem bloßen Historiker giebt, sondern Bestandtheil selbst der Geschichte. Wie dieß nun seyn kann, ohne das auch die Wissenschaftslehre ein wirklicher Bestand- theil der Physik werde, und ihr nicht nur die Regel gebe, dieß begreifen wir weniger, als wir uns freuen, das Hr. Fichte doch eine Brücke legt über die ange- heure selbstgegrabene Kluft, und im Paradiese der Verstandesreligion gegen das arme, nach einem *a-posteriorischen* *Wie* durstende *a-priorische* Dafs barm- herziger ist als Abraham. Dagegen gründet sich der

a posteriorische Bestandtheil auf fremde Kräfte, welche die „Entwicklung des Menschengeschlechtes nach dem Weltplan stören.“ Hierin ist nun das Fichtesche freylich leicht zu verstehen, das Hemmende, das der unendlichen Thätigkeit, dem Himmel sey Dank, entgegentritt; um den Weltplan aber thut es uns leid, das es, wiewohl noch dazu die Sünde nichts ist, doch fremde Kräfte für ihn giebt; und endlich, wie es um das innigstverfloßene Seyn des Weltplans und der fremden Kräfte stehe, das verstehen wir nicht. Kurz es scheint, der eine Bestandtheil der Geschichte bietet uns zwar ein Etwas, aber das ist unhistorisch, und der andere zwar ein historisches, aber das ist nichts. Das zweyte Herrliche ist nun dieses, das dem Philosophen anheim fällt, die Bedingungen des empirischen Daseyns aufzustellen, dem Historiker aber die Fortbestimmungen aufzufuchen.“ Mit dem Vorigen möge dies Jeder selbst zu seiner Freude vergleichen. Wir machen nur aufmerksam darauf, wie jedes streng abgeleitete Dafs; je mehr es abgeleitet ist, eine Fortbestimmung seyn muß, und in jeder Bedingung des Empirischen auch nothwendig schon ein Wie liegen muß, und also Alles sich auf das herrlichste unter einander mengt, und geben statt Aller nur ein Beyspiel, welches zugleich das wahre Fundamentalbeyspiel ist. Nämlich das vor allem vernünftig werden nothwendige vernünftig gewesen seyn, liegt freilich als Bedingung weit „über das factische Daseyn hinaus,“ aber es ist doch „ein Zustand, der irgendwo vorhanden gewesen.“ Von diesem wird dann Hr. Fichte (obgleich, wie er versichert, zu keinem weiteren Schlusse berechtigt,) getrieben zur Annahme eines Normalvolkes (welches also die *zweyte Bedingung* ist, oder die *erste Fortbestimmung*?). Neben diesem aber „hindert ihn nichts, andere rohe erdgeborene Wilde über die ganze Erde zerstreut anzunehmen.“ Und beide zusammen werden hernach als die abgeleiteten Grundstämme unseres Geschlechtes allen weiteren Ableitungen zum Grunde gelegt. In diesem Zusammenschmelzen von Bedingungen und Fortbestimmungen sind noch andere Kunststücke auch der Sprache zu bewundern, die wir aber übergehen, um noch mit Wenigen zu sehen, wie es um die eigentlichen Fortbestimmungen auf dem eigentlichen Gebiete der eigentlichen Geschichte stehe. Das Hauptgesetz davon ist: das „jede unmittelbar durch die eignen Sinne wahrzunehmende Thatsache nur zu verstehen ist unter Voraussetzung einer früheren, welche aufgefunden werden muß, jedoch ohne sie weiter zu bestimmen, als das Erklären der Gegenwart daraus schlechthin erfordert.“ Je weiter man also hinauf steigt, desto magerer und unbestimmter werden die Bestimmungen, bis sie endlich auch wohl zu Bedingungen gut genug sind; und dies ist nun die Regel, welche die Philosophie diesem Theile der Empirie giebt. Wir unseren Theils bekennen aufrichtig und fern Widerwillen gegen eine Geschichte, welche die Vergangenheit nur als Erklärung, als Mittel für das Wissen um den Augenblick, durch Berechnung reproducirt, und auch diese Gegenwart mit den eige-

nen Sinnen so wenig anzuschauen begehrt, das, wie sie sich etwas Einzelnes daraus abgezäunt hat, sie eilt, es an ein anderes Einzelnes der Vergangenheit anzuknüpfen. Wahrlich, nur wer von aller Gemeinschaft mit der Natur, von aller gesunden Anschauung entbloßt umhertreibt in dem Abstracten, kann sich hieran erfreuen! Doch was hiertüber zu sagen wäre, ist für den Vf. nicht, mit dem man nur dialectisch im engsten Sinne des Wortes sprechen kann. Ihn möchten wir nur fragen, wie ihm denn aus allem Sichtbaren, Hörbaren, Taffbaren insgesamt Eines und das Andere wird? Ob er das Dafs und Wie seiner Vereinzelung wohl anders als aus dem Ganzen verstehen kann, und ob nicht dasselbe auch von jenem Einzelnen, woraus er erklären will, in Beziehung auf das Ganze seines Zeitmomentes gelten muß? Eben so wunderbar ist die Art, wie er für seinen Gebrauch in diesem Buch die Geschichte theilt oder zertheilt. Er will nur das gebrauchen, worin „die wirklich fortschreitende und sich bewegende Cultivirung selber sich zeigt.“ Nun sieht man zuerst nicht, wie gerade dergleichen in der Geschichte der ersten drey Fichteschen Zeitalter vorkommen kann, und sollte also denken, der Mann wollte uns weisagen: aber dann auch wie schön muß die geschichtliche Welt geordnet, oder wie herrlich die Ansicht des Betrachters seyn, wenn sich das Fortrücken des Weltplans und die Einwirkung der fremden störenden Kräfte so in einzelnen Thatfachen absondern und auseinanderfällen!

Von jener ersten Merkwürdigkeit, wie nämlich aus der Gegenwart die Vergangenheit rückwärts construirt wird, haben wir nur ein Beyspiel anzuführen, an welchem der Vf. die historische Kunst einigermaßen entwickelt hat; aber dieses kann auch statt vieler anderer dienen, und der Vf. hat es gewiss selbst mit tiefer Absicht hiezu gewählt. Er „liest nämlich die ersten Kapitel der Genesis, und sieht aus dem Inhalt, das es eine Mythe ist über das Normalvolk, im Gegensatz eines anderen aus einem Erdkloße gemachten Volkes, und über die Zerstreung desselben, und über die Entstehung des Jehovadienstes, unter welchem Jehovahvolk einst die Religion des Normalvolkes wieder hervortreten, und von ihm aus über alle Welt sich verbreiten sollte.“ Hieraus lerne, Jeder was es auf sich habe, mit der, wie der Vf. klagt, in unseren Tagen fast verlorenen Kunst zu lesen! Aber wie mag sie auch wohl jemals Jemand außer ihm so besessen haben! Man lerne, was es heiße, ein bis auf unsere Tage herabgekommenes Factum, besonders in wiefern es auf frühere Facta leiten dürfte, *von* und *vollständig* auffassen! Aus diesem Inhalte nun schließt er „dass die Mythe älter seyn müsse, als alle Geschichte, weil von Anfang der Geschichte bis auf Jesum keiner mehr fähig war, sie auch nur zu verstehen, geschweige sie zu erfinden. Daher ist nun das Daseyn dieser Mythe vor aller anderen Geschichte vorher selbst das erste Factum der Geschichte.“ Wie überrascht mögen die Zuhörer gewesen seyn über diese Kunststück, und erfreut, das das Normal-

volk nun nicht nur durch strenge Ableitung gefunden ist, sondern auch nebst den rohen Erdgebornen durch den factischen Beweis! Mancher wird vielleicht bey sich gefragt haben, ob nicht etwa die ägyptischen Mythagogen und andere Weise anderer Völker, bey denen die Mythe sich ebenfalls findet, sie schon auch so verstanden haben? Andere vielleicht auch schon gezweifelt, ob wohl Jesus selbst sie so möge verstanden haben? Doch wer weiß, welche geheime Nachrichten der Vf. hierüber hat! Dies heisst nun nicht etwa „darüber argumentiren, wie etwas könnte gewesen seyn, und dann annehmen, es sey so gewesen,“ (woraus nur eine hässliche Geschichte *a priori* entsteht,) sondern so muß man eben „scharf und bestimmt denken, unter welcher Bedingung bey früheren Facten ein factischer Zustand der Gegenwart sich *allein* verstehen lasse!“ Da nun ein so bekannter und einfacher Gegenstand durch diese wunderbare historische Kunst ein so neues Ansehen gewonnen hat: so ist zu erwarten, daß, wo der Vf. bey Anführung alter Geschichten von den gemeinen Geschichtschreibern abweicht, oder ihre Aussagen wunderlich gedeutet zu haben scheint, dies nicht ein Mißverständnis ist, sondern ebenfalls ein Werk jener göttlichen Kunst: und wir dürfen sagen, daß wer diese aufsuchen will, in dem Buche eine reiche Erndte findet. Wir möchten nur noch einige Züge aus der näheren Schilderung des dritten Zeitalters auffassen und bewundern, wohey wir jedoch, überwunden durch die Gewalt der bisher geschilderten Methode, uns für unfähig bekennen, überall zu unterscheiden, was als wahrer Grundzug streng abgeleitet ist, und was als historische Erläuterung empirisch aufgefaßt. Am meisten muß es fast interessieren zu wissen, wie das Zeitalter, in welchem wir leben sollen, in Absicht auf den Staat geschildert wird. Kann erwartet man freylich, daß der Vf. diese Frage selbst so ausdrücken werde: „auf welcher Stufe der Entwicklung des absoluten Staates unser Zeitalter stehe.“ Denn da der Staat eine künstliche Anstalt ist, der also „die Kenntniß der Regeln vorangehen muß:“ so erwartet man ihn erst nach der Blüthe der Wissenschaftslehre im fünften Zeitalter, im dritten aber nur Anarchie, Abwerfung der Zwangsanstalten des zweyten, und also absolute Staatslosigkeit und Willkühr. Und in der That findet sich auch, daß der Staat, der für das dritte Zeitalter abgeleitet wird, und sich also in ihm fortentwickeln soll, Nichts ist. Freylich klingt es wie Alles, daß sein „Zweck“ (denn ohne Zwecke kommt man nun einmal nirgends fort,) „kein anderer ist, als der der Gattung selbst; allein bald darauf hören wir schon, daß „die höheren Zweige der Vernunftcultnr, Religion, Wissenschaft und Tugend, nie Zwecke des Staates werden können,“ und es scheinen *nur* zwey Zwecke für den Staat übrig zu bleiben, nämlich, die Wilden zu cultiviren, und „die umgebende Natur unter die vollkommene Botmäßigkeit des Begriffs zu bringen.“ Der letzte, in welchem doch am Ende auch der erste aufgehen möchte, wird, da die Kunst erst im fünften Zeitalter ihre Rolle spielt, bis dahin

immer beschrieben als Belebung der Industrie, Emporbringung der mechanischen Künste, kurz was man im weitesten Sinne Ökonomie nennt. Aber auch diese Zwecke „kann sich erst im fünften Zeitalter der Staat als die seinigen denken, er selbst hat keinen anderen, als den seiner Selbsterhaltung, und thut Alles nur ihrentwillen.“ Was nun *er selbst* ist, ohne seinen Zweck, das dürfte schwer seyn zu sagen; wir wollen uns aber an das obige halten, vom Zwecke der Gattung; und daran, daß er „nothwendig die Summe seiner Bürger als die Gattung betrachtet:“ so ist also die Erhaltung dieses seine Selbsterhaltung. Nun fingirt uns der Vf. anderwärts eine ökonomische Gesellschaft, die auch um der Erhaltung der verbundenen Individuen willen, cultivirt und die Natur unterwirft, und doch weil sie dies nur der Erhaltung wegen thut, selbst, ohnerachtet sie äußerlich die Form des Staates an sich trägt, kein Staat ist; worin soll nun der Unterschied liegen zwischen beiden? Ja jene Selbsterhaltung des Staates, da ohne die Zwecke der Gattung nur das Individuelle übrig bleibt, ist ja doch nur Erhaltung der Persönlichkeit, also die Erhaltung der Sünde, oder des Nichts. Wodurch ist also dieser Staat Etwas und ein Staat? Wohl nur zuoberst dadurch, „daß die Natur an seinen ganz anderen Zeck den der Gattung unabtrennlich gebunden hat,“ oder daß er „unter einer höheren, ihm selbst vielleicht verborgenen Leitung steht.“ Zwey herrliche Formeln, die viel zu rathen geben, man mag nun bey dieser bindenden Natur an die denkende Natur denken, die in den Schwärmern denkt, und bey der verborgenen Leitung an die verborgene Weisheit, durch welche man jene Mythe so vortrefflich verstand, oder an sonst etwas. — Eben so wichtig nun erscheint unser Staat, wenn man auf seine Form sieht. Es giebt nämlich drey Grundformen oder Stufen des Staates, die wunderbar genug durch das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten bestimmt werden. Auf der ersten Stufe „sind die Unterworfenen nur den eigenen Zwecken der Unterwerfer unterworfen;“ wie eine solche Verbindung im Staat seyn könne, das können wir glücklicher Weise übergehen, sonst möchte wieder unser Unverstand an den Tag kommen. Auf der zweyten Stufe „ist Jedem ein Zweck zugesichert, in dem Alle ihn nicht stören“ dürfen. Auch hier ist offenbar der „Gesammtzweck,“ nur das Nichtgestörtwerden, ein rein negatives, und der Staat doch „eine bloß juristische Anstalt;“ wie aber durch diese Gemeinschaft der bloßen Verneinung alle Individuen Ein Ganzes bilden können, und also *dies* ein Staat sey, ist nicht einzusehen. Nur das geben wir zu: „daß der Staat auf dieser Stufe von der absoluten Form des Staates noch weit entfernt ist;“ und wenn wir dazu nehmen, daß „erst mit Vollendung seiner Form, der Staat sich in Besitz seiner wahren Materie setzt:“ so sagt uns der Vf. selbst, daß dieser Staat kein Staat ist. Auf dieser Stufe aber steht der Staat im dritten Zeitalter, zu dessen Charakter der absoluten Willkühr dies freylich sich herrlich schickt, daß Jeder seinen eigenen Zweck hat; wenn es aber

auch heist „der Staat durchdringe nun immer mehr seine Mitglieder, und suche sie zu seinen Werkzeugen zu machen,“ so durchdringt sie freylich Nichts, und sie werden zu Werkzeugen von Nichts, auch ganz dem dritten Zeitalter angemessen. Daher man auch eben so gut ableiten könnte, er sey ihr Werkzeug, und er halte sie aus einander. Wie nun durch bloße allmähliche Entwicklung aus diesem Nichts der zweyten das Alles der dritten Stufe werden soll, auf der es einen wahren Gesammtzweck giebt, und viele andere schwer zu verstehende Herrlichkeiten, z. B. des Vermögens Gleichheit und aller Bildung Ausgehn vom Staate und Zurücklaufen in ihn, das ist uns leider auch ganz unverständlich. Soviel sehen wir, daß es schwer von Statuten geht, und daß der Weltplan mehr als einmal dazu ansetzen muß. Denn nachdem schon unter der Regierung der römischen Kaiser, der „Blüthe der alten Cultur, bürgerliche Freyheit, Gleichheit der Rechte, Finanzverwaltung nach Principien, wirkliche Sorge für die Existenz der Regierten über die ganze cultivirte Welt verfassungsgemäß vorbereitet,“ und Alles so herrlich war, daß die Welt im Begriff schien, unmittelbar auf die dritte Stufe hinauf, und somit in das fünfte Zeitalter hinein sich zu entwickeln: so mußte nun auf einmal, wahrscheinlich weil die Blüthe taub gewesen, und aus ihr keine Frucht erwachsen konnte, Alles wieder zurückgehen, und eine neue Entwicklung beginnen, weil nur in den christlichen Staaten die dritte Stufe konnte erreicht werden. Bey dieser neuen Entwicklung finden wir uns nun gleich mit dem Christenthum selbst, durch welches die Staaten gebauet seyn sollen, in großer Verlegenheit, denn es giebt gar viel Christenthum in diesem Buche! Daß man die Religion auf eine zwiefache Weise betrachten kann, nach ihrem inneren Wesen, und nach ihrem Heraustreten in die Erscheinung, leuchtet Jedem ein. Eine solche Betrachtung aber muß zeigen, daß die Religion doch in beiden dasselbige ist, und Inneres und Äußeres ohne einander nicht seyn kann. So ist es aber hier nicht: sondern wir haben zuerst das Christenthum der sechszehnten Rede, das ein rein Inneres ist, ein Licht, den Menschen zu nichts treibt, und also nicht einmal ein Äußeres haben will. Auch die Erfindungen, damit das arme Menschengeschlecht durch diese Religion beseliget werde, brauchen nicht erst besonders gemacht zu werden, sondern waren schon ohne das Christenthum unter der römischen Regierung vorhanden. Ja, auch der Antrieb auf die Menschen zu ihrer Anerkennung geht nur von Individuen aus, und es bedarf dazu gar keiner öffentlich erscheinenden Anstalt. Dieses also baut keinen Staat. Dann haben wir das Christenthum der dreyzehnten Rede, welches zwar, wie man lesen kann, einerley ist mit jenem, dann aber doch wieder zur öffentlichen Existenz zwar noch nicht gekommen ist, aber doch hineile, und vielleicht die neuen Staaten (privatim, ohne öffentliche Existenz,) gebauet hat; um sich diese zu bereiten, und um sich, wenn sie erst gebaut sind, aufs vollständige von ihnen zu trennen: denn dieses ist seine Auf-

gabe. Dann haben wir wieder ein Johannisches Christenthum, welches aber offenbar das der sechszehnten Rede ist, und ein verderbtes Paulinisches, dem viel harte Vorwürfe gemacht werden; aber eine Lust, Staaten zu bauen, geht aus keinem von ihnen hervor. Doch hören wir, wie es nun eigentlich mit dem Einfluß irgend eines dieser Christenthümer auf die neue Entwicklung der Staaten zugehet. Die Religion hat einen zwiefachen Einfluß auf den Staat, den einen, in wiefern sie und ihre Wirksamkeit absolut genommen wird. Dies ist aber nicht der Staatenbauende. Denn seine negative Seite könnte sich als ein zurückbleibender Einfluß der Religion nur zeigen, wenn der Staat eine Neigung hätte, in das Gebiet der Religion hinüber zu schreiten; die hatte aber der römische, nach des Vf. eigenem Eingeständnis, nicht. Seine positive aber ist nun, „dem Staat seinen Zweck näher ans Herz zu legen,“ was beyläufig voraussetzt, daß er seinen Zweck schon hat, und also nur im ersten und fünften Zeitalter Statt findet, auf jeden Fall aber durch das innere Leben der Religion unter den Menschen; durch ihre Anerkennung und Verbreitung, geschieht, also nach unserem Vf, ohne alle öffentliche Anstalt. Der andere Einfluß ist ein zufälliger, welchen das Christenthum ausübt, „indem es zuerst sich selbst zu seiner Reinheit und Lauterkeit emporzuarbeiten strebt,“ oder „indem es nach selbstständiger Existenz und angemessener Wirksamkeit hinauf strebt.“ Dies klingt offenbar, als ob das Christenthum ursprünglich verderbt wäre, und sollte sich nun, wie jene Unglückliche, an dem eigenen Schopf aus dem Sumpf des Verderbens herausziehen. Allein anstatt daß uns nun gezeigt werden sollte, wie sich das Christenthum aus der Unlauterkeit herauszieht durch das Staatenband, scheint es hiebey gar nicht für sich selbst beschäftigt zu seyn, sondern nur für den Staat, um diesen vor dem schädlichen Einfluß seiner selbst; des in seiner Unlauterkeit verheerenden Christenthums, zu schützen. Das ist noch mehr als im Sprichwort der doppelte Weg der Kinder und Hunde! Aber so geht die Ficktsche Geschichte. „Unter dem Vorwande des Etsündigens beherrschten die Priester des (durch den Sinnenwahn verderbten) Christenthums den römischen Staat, und ruinierten ihn durch ihre eigne Unfähigkeit. Sollte es nun je wieder zu einem Staat kommen, dem dieser schädliche Einfluß unschädlich würde: so mußte dieser selbst in seinen Principien durch die Religion aufgebaut werden.“ — Sie muß sich damit an solche wenden, die sich bisher mit der Gottheit nicht viel zu schaffen gemacht, und denen sie erst den abergläubischen Wahn von Sünde und Entzweyung beybringen muß. Das neue Volk mußte zugleich scharfe Rechtsliebe und stehendes Ehrgefühl haben, und wenn es sich zutrug, daß mehrere verwandte Völkerschaften neue Staaten errichteten: so war es am ersprißlichsten, daß die Religion für ihre politische Gewalt nun unabhängigen Ländersitz als Centrapunct erhielt.“

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1807.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, in der Realisatibuchhandlung: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters*, dargestellt von J. G. Fichte, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Angeführten sollte der Leser wohl genug haben für Einmal von dieser hohen wunderbaren geschichtlichen Weisheit. Denn es gehört wohl Zeit dazu, sich darüber zu besinnen und es zu verdauen, dass das Papstthum und die politische Gewalt der Kirche das Mittel ist, um den Staat gegen den schädlichen Einfluss der Priester zu schützen, und dass die Religion dies Gebäude aufgeführt hat, um sich selbst zur Lauterkeit und zur angemessenen Wirksamkeit (dies ist doch wohl die innere Befeligende?) zu erheben! Aber es giebt noch mehr Wunderdinge. Man höre auch, wie durch diese neue Entwicklung der Staat seiner Vollkommenheit nahe kommt. Zuerst, wiewohl dies allein im Wesentlichen des Staats nichts ändert, ist Jeder in einem christlichen Staate persönlich frey, aus dem herrlichen Grunde, weil „Jedem das Vermögen sich zu Gott zu wenden, muss gestattet werden, und wenn Einer erst in dieser Rücksicht persönlich frey ist, die ganze übrige persönliche Freyheit von selbst folgt.“ Das ist freylich christlicher als Petrus und Paulus, die von einer solchen Folge nichts wussten! Dann ist „jeder christliche Staat zu einer, den Einfluss der Centralgewalt abgerechnet, unabhängigen Existenz berechtigt, keinem Unchristlichen aber lässt die Kirche Frieden.“ Wie viel seliger sind nun die Menschen offenbar bey diesem Princip als bey dem altrömischen, keinem Unrömischen Frieden zu geben! Und wie viel unabhängiger sind die Regierungen, als es die christlichen Cäsaren unter dem Einfluss der Priester waren! Und die Neigung, universell seyn zu wollen, welche in der verrücktesten Persönlichkeit der Staaten ihren Grund hat, ist diesen christlichen auch, und zwar nothwendig, eigen, so sehr sie auch in ihren Principien durch die Religion erbaut sind. Das Schönste aber ist, dass man deutlich sieht, wie nun diese ganze Organisation von dem politischen Einfluss des Christenthums ganz unabhängig ist. Denn so nothwendig auch, nach unserem Vf., die Religion mit ihrer Baulust sich an Stämme, wie die germanischen, wenden musste: so hat sie sich doch, ebenfalls nach ihm, eigentlich schlecht adressirt. Denn der Wahn von Sünde, der Grundstein des Gebäudes, welches sie auführt, um sich zur Lauterkeit emporzuarbeiten, will bey diesen Stämmen nicht recht haften: warum

„lassen sie sich auch die Centralgewalt nicht länger gefallen, bis die mehreren Staaten, in welche das christliche Reich von Ohngefähr zerfallen war, sich recht befestiget hatten. Dies sucht nun freylich die religiöse Centralgewalt möglichst zu verhindern,“ (sie wollte freylich diese Staaten bauen; aber es ist ja auch rüthlich, langsam zu bauen!) „aber es geschieht endlich doch. Wie durch ein Wunder vereinigt sich hiermit die Kirchenreformation,“ (die also, wie es scheint, nicht der zu beschreibenden Wirksamkeit der Religion selbst angehört) „und nun entsteht eine Mehrheit von Bekenntnissen, welche den Staat neutral macht gegen die Religion;“ und nun sind wir wieder so weit, wie wir schon zu den Zeiten der Römer waren, und das Christenthum ist fachte wieder unten herausgezogen. Heisst das nun, das Christenthum bauet die Staaten, wenn es nur Mißbräuche hinein bringt, die mit grosser Anstrengung wieder müssen heraus gebracht werden, alles Neue der anderen Staaten aber, wie der Vf. nur schlecht zu verbergen weis, in der Eigenthümlichkeit der Völker seinen Grund hat? Und ist nun diese Wirksamkeit der in das Christenthum eingeschlichenen Superstition bis durch ihren Culminationspunct das Emporstreben der Religion zu ihrer Lauterkeit, das Zurücktreten dieser Superstition aber etwas, das wie ein Wunder von aussen kommt? Frevelhaft ist das Spiel, welches hier mit dem Heiligen getrieben wird, es sey nun, dass ungeschickte kraftlose Hände es treiben, die sich enthalten sollten das Heilige zu berühren — aber wer wird das von Fichte sagen mögen? — oder dass es vorwitzige, tausendkünstlerische sind, die dem Zuschauer; wenn es der angekündigte Ausgang des Kunststückes erfordert, eines statt des anderen unter schieben, und die man züchtigen muss. Wenn aber, ein solches Schattenbild von Wahrheit aufzuführen auf einem Grunde, dessen Unhaltbarkeit dem Meisterblick des Künstlers selbst nicht kann entgangen seyn, wenn dies nicht sophistisch seyn soll, sondern noch philosophisch heissen darf, so muss jener alte Name gar nicht mehr gebraucht werden. Wir haben uns bey diesem Beyspiele vom Staate begnügt, und die Wissenschaft, wo sogar Literatur-Zeitungen und Encyklopädien abgeleitet werden, und die Sitte, wo ebenfals das Positive aus dem Negativen ohne Weiteres entsteht, übergangen. Den Geist des Ganzen muss Jeder schon hieraus hinreichend erkennen, und einsehen, wie es gleich unmöglich seyn muss, von dieser Ichphilosophie aus eine lebendige Geschichte

U

A. L. Z. 1807. Erster Band.

weisen sucht, daß „was die Schwärmerey Religion nennt, immer nur Vergötterung der Natur ist.“ Allein da auch das Normalvolk die Vernunft nur unter der Form des Instinctes besitzt, sollte nicht nach demselben Schlusse dasselbe auch von seiner Religion, dem Christenthume, gelten, und überhaupt in der glückseligen ersten Epoche Alles Naturphilosophie gewesen seyn? Dies ist ein harter Punct, und wir wären begierig zu sehen, wie man die Consequenz abweisen könnte. Mit der Zauberey hingegen, welche der Naturphilosophie auch Schuld gegeben wird, ist es nicht so arg, und es war wohl mehr um das schöne Wort zu thun! Eins aber, ohnstreitig der höchste Gipfel, auf welchen sich die freye Kunst der Deduction erhoben hat, ist noch übrig, wodurch die Naturphilosophie ohne alle Hülfe einer historischen Erläuterung so bestimmt bezeichnet worden, daß jedes Kind auf der Strafe sie erkennen kann. Nämlich von derselben Schwärmerey, welche wesentlich als ein Denken der blinden Naturkraft in dem Menschen beschrieben war, wird nun gesagt, anderwärts (kraft welcher Maxime aber wohl anderwärts das Unbegreifliche producirt wird?) sey sie Natur, „im vorliegenden Fall aber als Reaction des dritten Zeitalters sey sie größtentheils Kunst, weil sie ja aus einem bedachten Widerstreben, aus Mißfallen an einer deutlich eingesehenen Leere entstehe.“ (Natürlich freylich! nur gut, daß wir das nicht gleich anfangs gewußt haben, sonst hätten wir die blinde Naturkraft und die ganze Naturphilosophie gar nicht erhalten!) „Auch ist in der Natur Aller, die vom dritten Zeitalter ausgehen, wenig Kraft zur Schwärmerey. Daher wenn nun die Schwärmer schwärmen wollen,“ setzen sie sich hin (*activ*, Kunst?) und lassen sich einfallen (*passiv*, Natur?), und wenn die Einfälle nicht fließen wollen, so begeistern sie sich (das ist nun offenbare Kunst) durch physische Reizmittel,“ (Schade nur, daß nicht geradezu Branntwein und Opium genannt sind, was ja weit gründlicher gewesen wäre, denn der Wein ist ja den Gelehrten im geschlossenen Handelsstaate erlaubt!), und wenn auch das nicht helfen will, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Schriften ehemaliger Schwärmer.“ Schade nur, daß uns der Vf. nicht noch das Gastmahl gönnte, uns die besten Mittel dieser Art zu nennen, das würde uns, da Beyspiele viel helfen, in der physiognomischen Kenntniß der Schwärmerey bedeutend gefördert haben! Wir hätten wohl nicht nur den Jakob Böhme gefunden und den Plotinus, sondern auch den Jordanus und den Spinoza, denn von dem Einen in sich geschlossenen Grundgedanken der Wissenschaft ist der Mann doch nicht ausgegangen, und Platon und viele Andere dürften eben des Weges herkommen, und die Gesellschaft vermehren!— Rec. kann, da seine Bestrebungen auf einem anderen Felde als dem der eigentlichen Naturforschung liegen, kein Naturphilosoph heißen; aber soviel glaubt er von der Sache zu verstehen, daß sich in dieser Stelle über die Naturphilosophie außer der Art und Kunst des Sophisten auch die Gewandtheit und Erfindsamkeit des Sykophanten zeigt. Zu einer Vertheidigung der Naturphilosophie gegen einen solchen Angriff fühlt sich

also Rec. nicht berufen. Nur will er die Frage aufwerfen, ob nicht in dieser Schilderung mehr als in der gar zu schlecht ausgefallenen Darstellung des ganzen Zeitalters die Absicht des Buches liegen möge? Und wünschen möchte er, daß der Vf. etwas vorsichtiger gewesen wäre in den aufgestellten Merkmalen! Denn zusammengefundene und ausgefundene Einfälle, die recht gesucht seyn wollten, und zauberisches Aufbauen, des Zeitalters wenigstens, aus mancherley Gedanken, nur nicht aus der durchaus klaren historischen Anschauung, und eigenliebliche Betrachtung des eigenen Werthes, und Scheu vor der Mühsamkeit des Empirischen, das alles kann man ihm vortrefflich zurückgeben! Hätte der Vf. uns auch etwas über die Composition und den Styl der Schwärmer gesagt: so fände sich vielleicht auch ein Vergleichungspunct für beides, wie es in diesen Grundzügen ist. Denn so trocken ihm läßt sich wenig Anderes darüber sagen, als daß das vielfältig verschlungene Gewebe der Composition der Verworrenheit des Inhaltes sehr kunstreich dient, und recht für Zuhörer gemacht ist, welche jedesmal nur das Eine vor sich haben, und wenn ihnen nach vielen Sonntagen etwas anderes über denselben Gegenstand geboten wird, jenes nicht mehr wissen. So stimmt auch die Schreibart ganz zusammen mit der ungleichen Behandlung, welche den Zuhörern auch sonst widerfährt. Wie reich in dem deducirenden Theil unbestimmte viele deutige Worte und Formeln verschwendet sind, darauf ist schon hingedeutet. Von diesen abgesehen, glaubt das Ohr nicht selten einem Vortrag beyzuwohnen, der sich fast zu sehr der streng philosophischen Methode nähert für ein bloß gebildetes Publicum. Dann nimmt sich aber der Vf. plötzlich zusammen, und beschüttet, um es wieder gut zu machen, die Versammlung mit einem bunten Pathos von anderen vagen Floskeln; worin Licht und Äther, Flamme und Wogen nicht gespart sind. Rec. wäre auch in dieser Hinsicht gern über die Grenzen des Buches hinausgegangen, um überhaupt über Fichte's so merkwürdige Laufbahn als populärer Schriftsteller etwas zu sagen; allein er mußte schon vieles aus dem Buche selbst bloß andeuten, manches ganz übergehn. Doch vielleicht macht sich dazu die Gelegenheit anderwärts. Damit aber die Aufgabe unterdeß nicht zu sehr anwachse, und weil ohnedieß des Vfs. Sittlichkeit ohne Religiosität, wie er hier klar sagt, sich selbst nicht versteht, für die Religiosität aber aus einer so frechen leichtsinnigen Handlungsweise, wie die in diesem Buch herrschende, sich nicht viel erwarten läßt; weil ferner Fichte's historische Kunst den Profanen die Geschichte offenbar nicht aufschließt: so wünscht Rec. lieber aus dem vierten Zeitalter recht bald etwas vom Vf. zu hören, besonders, daß seine Vernunftwissenschaft nun endlich an der Physik ihre Schuldigkeit thue, ihr die Regel zu geben, und er uns nun zeige, wie er „aus dem Einen Grundgedanken die Dinge hervorgehn sieht, und sie bey diesem Hervorgehn auf der That ergreift,“ besser als er die Geschichte ergriffen hat.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 J A N U A R, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

JENA, in der akadem. Buchhandlung: *Malerische Reise durch einen grossen Theil der Schweiz vor und nach der Revolution. Mit 56 Kupferblättern und Ansichten.* 1805. XVI und 414 S. 8. (9 Thlr.)

Hr. Kriegersrath Reichard in Gotha ist nicht der Vf., doch mehr als bloßer Herausgeber der Bemerkungen, die ein Geschäftsmann 1792, 1801 und 2 auf seinen Wanderungen in dieses merkwürdige Land selbst gemacht, oder, wo er sie glücklicher von anderen aufgezeichnet fand, für sich zusammengetragen hat. Er ordnete, sichtete, ergänzte sie. Das Buch hat einen zweyfachen Nutzen: auf Schweizerreisen ein unterhaltender Gefährte, und nachmals ein eben so angenehmer Wiederbringer der genossenen Gefühle zu seyn. Man kann ihm das Zeugniß möglichster Genauigkeit nicht versagen. Des guten Sinnes, von dem er belebt wird, ist man von dem würdigen Herausgeber gewohnt. Uns bleibt übrig, einiges Vorzügliches, oder wo etwas Weniges zu berichtigen wäre, auszuheben. Überhaupt sind hier keine Erörterungen, keine seltenen historischen Entdeckungen, sondern Erinnerungen, und meist aus der neuen Zeit beygebrachte moralische Züge zu suchen. Gleichwie die älteren Facta, so sind auch einige der Kupfer aus anderen Werken entlehnt: dieses ist ganz eigentlich Sammlung, wohl gewählt und geordnet; und, wenn man die meist sehr wohl gerathenen Kupfer betrachtet, wie ein Auszug des Vorzüglichsten dieser wunderbaren Natur; man kann die meisten der letzteren, ihrer Treue wegen, nicht ohne vieles Wohlgefallen ansehen. Das Titelkupfer dürfte am wenigsten gefallen: die Wahl und Stellung der Personen wird vielen ein Ärgerniß seyn; die Ähnlichkeit, unter anderen die Physiognomie des Schultheiß *Steiger*, nicht geistreich noch glücklich aufgefaßt.

Wir bemerken Einiges aus den Kriegen 1798 und 99. Man seufzt über die Vergehungen des Zeitalters (nicht mit Unrecht; wir sehen hier, wie die Kriegsfurie, gleichsam erboht über dreihundertjährigen Frieden, fürchterlicher als kaum irgend gewüthet), aber antiker Muth in äußerster Noth, und zwischen den Gräuelsen hervorblitzende Humanität mildern den Eindruck, und lassen noch einigen Glauben. Der Todeskampf der Unterwaldner (S. 145) ist nicht weniger groß, als die ruhmbekehrten Tage ihrer weiland liegenden Freyheit: Ruhiger, sanfter war wohl nie ein Volk, als bey dem Landesordnung war, dem Wap-

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

derer unentgeltlich den Weg zu zeigen (S. 155), sie hatten in ihrer ehrbaren Frommheit einen auffallenden Anstrich von ihres Bruders Claußen Biedersinn. Angegriffen von sechzehnmal stärkerer Macht siegewohnter Krieger, verlassen, auf das Gefühl einer gerechten Sache zurückgeworfen, wußte dieses Volk die Flamme seiner Hütten zu sehen, und zehnfach gerochen zu sterben; ein kranker Greis, da er es hörte, lüßt sich die Waffen nachtragen (S. 159), um auf der Wahlstatt neben seinen Landsleuten zu fallen. Die Kritiker in ihren Stuben vermeinen, durch Vorwurf des Aberglaubens den Ruhm zu mindern: Als wäre Leonidas ein geringerer Held, weil er bey den unterirdischen Göttern Nachtmahlzeit erwartete! Heißt, unnütz fallen, wenn die Beyspiele der Vorzeit für die Nachkommen aufgeweckt werden? Die Franzosen erkannten den, ihnen nicht fremden Muth; es ist (S. 153) erzählt, wie der Brigadeführer *Müller* und mehrere, mit Lebensgefahr, dem Schwert gewehrt. In denselben Tagen der Verblendung und Wuth wurde (S. 156) auch *Arnold Winkelrieds* Capelle, wie (S. 201) das Beinhaus bey Murten, zerstört: Aber diese Denkmale werden ohne Zweifel hergestellt werden; kein großer Herrscher schätzt sich zur Ehre, der Helden Ruhm getilgt zu sehen. S. 172 wird der Tod *Vincenz Schmidts* an der Spitze der Landleute von Uri gedacht, dessen Geschichte seines Landes weiland in diesen Blättern von uns ein Lob erhielt, welches diese für das Vaterland glühende Seele besser als seine Schreibart verdient hat. Dieser führt Uri hinwärts in den Gotthard, aus welcher Gegend Hr. R. oder sein verstorbenen Freund unvergeßliche Züge der Humanität und Kriegeswuth erzählt hat. Wer wird nicht in dem Kosaken den Menschen lieben, welcher bey tiefer Nacht, aus den Abgründen bey der Teufelsbrücke ein Wimmern hörend, auf war, 200 Fufs hinabkletterte, einen verwundeten französischen Officier, mit dem er nicht reden konnte, mit seinem Wehrgehänge auf den Rücken gebunden, selbst von Felsen zerritzt, vom Tode rettet (S. 196)! Welch Geschöpf der Mensch, wenn man so einen Zug der vollendeten Verwüstung des Liviner Thales von Grund aus und von Anfang bis zu Ende (S. 202 f.), der Erödnung des freundlichen Capuciner-Hospices (S. 201), dem unnennbaren Jammer in Wallis (S. 221, 236) entgegenhält! Wie? Der edle Krieger in großem Mangel theilt sein Commisbrod mit den menschenrettenden Hunden (S. 386), und Menschen von jedem Geschlecht und Alter sterben in Oberwallis Hungertod (S. 221)! Man möchte sagen, daß der Gott

und der Teufel in uns zugleich sich zeigen mußte, auf das des letzteren Schrecken die Gefahr der Gefetzlosigkeit, im gleichen Augenblick, wie die Anlage zur Menschlichkeit, offenbar mache. In sanfterer Schattirung zeigt sich der Contrast (S. 137), wo die Schweizer das revolutionäre Lucern besetzen, und ehe sie, Rec. will nicht sagen, Rache nehmen, sondern ehe si ihre Feinde entwaffnen, ihre Waffen vor der Kirche ablegen, um vorerst Gott zu danken. Die Sterblichen verstehen sich selbst nicht; der Unsinn ihrer Unternehmungen ist keines Zorns, eher Mitleids der Götter würdig.

Fehler sind wenige, verzeihliche. Niemand kann beweisen, das (S. 129) zu Cäsars Zeit ein Canton Tugener war. Die Gotthardsstrasse ist nicht nach dem Freyheitskampf 1313 von Schweizerfoldaten gebahnt: 1) weil 1313 kein Freyheitskampf war; 2) weil es in der Schweiz keine Soldaten (um Sold und nach dem Krieg dienende Krieger) gab; nicht zu erwähnen, wie viele hundert Jahre zuvor Grafen von Rapperschwyl hier den Zoll hatten, der immer eine (gute oder schlechte) Strasse voraussetzt. S. 253: Nicht Erwin von Steinbach hat 1421 das Münster zu Bern gebauet, denn er starb 1315, und sein Sohn Matthias entwarf nur den Plan, der seit 1321 aufgewölbten Terrasse. Es war auch 1798 nicht der Adel der Wadt (S. 297), mehr die Advocaten, Ärzte und andere Bürger mittleren Standes, welche den Waffen der Gleichheitsverkündiger den (S. 240) gewünschten Vorwand gaben. Amadeus zog nicht (S. 314) 1443 nach der Ripaille; die hatte er seit 1439 schon verlassen, um Papst zu seyn; er hatte sich 1431 dahin gezogen.

Was sind diese leicht zu tilgenden Flecken gegen die Reihe wohlthuender lehrreicher Gemälde, wo bald die wundergestalte Natur erscheint, bald Gefühle in Anspruch genommen werden, welche die Zeit und verändertes Glück nie tilgen darf. Hierzu rechnen wir das Lob der alten Regierung von Bern (S. 248) und der Braven, die am letzten Tag im Grauholz, würdig der Vorzeit, gestritten (S. 251 ff.).

Ths.

HAAO, b. der Wittwe J. de Groot: *Beknopt Dag-Journal van een verbyf van agt weeken in het Keizerryk van Marocco, en Landreize naar Mequinez*, gedaan in den Jaare 1788 by gelegenheid eener Hollandsche Ambassade door den Heer H. Haringman, voormaals Lieutenant by de Cavallerie in Dienst deezer Republiik. 1803. III S. in gr. 8.

Der Vf. versichert in der Vorrede, das ihm nicht Auforsucht, sondern blofs die Ermunterungen seiner Reisegefährten zur Bekanntmachung dieser Nachrichten veranlaßt haben. Vernüthlich ist es auch daraus zu erklären, das die bereits vor 16 Jahren gemachte Reise erst neuerlich erschienen ist. Der Vf. ging am 15 Jul. 1788 mit einem Schiff von Gibraltar nach Tanger, wo sich damals der Commandant der holländischen Escadre im mittelländischen Meer, S. S. Ha-

ringman, der als Gesandter an den Kaiser von Marocco geschickt wurde, befand. In dem Gefolge dieses Gesandten reisete der Vf. mit nach Mequinez oder Mecknes. Er hielt auf dieser Reise ein Tagebuch, worin er dasjenige, was ihm merkwürdig war und auf die Reise Bezug hatte, aufzeichnete. Diese Bemerkungen werden nun hier mitgetheilt. Sie enthalten freylich wenig Neues und Unbekanntes, indessen können sie doch den Leser auf einige Stunden unterhalten. Man findet hier einzelne Bemerkungen über die Sitten der Einwohner und die Beschaffenheit des Landes, eine genaue Beschreibung des Weges, welchen die Gesandtschaft nahm, und eine ausführlichere Erzählung von der Ankunft und dem Aufenthalt der Gesandtschaft zu Mequinez, von der Audienz bey dem Kaiser und der Lage und Beschaffenheit der Stadt. Da die Gesandtschaft die Genehmigung und den Befehl des Kaisers erst abwarten mußte, so verweilte sie zu Tanger bis zum 11 August. Der Vf. hatte daher Gelegenheit, sich hier umzusehen, und die Sitten und Gebräuche der Einwohner zu beobachten. Die Stadt Tanger hat vor der Rhede ein gutes Ansehen, aber sie ist wirklich, die Moscheen und Gebäude der Consuls abgerechnet, nichts anders als eine Zusammenstellung von Ruinen, Steinhaufen und elenden Gebäuden; die kaum den Namen eines Hauses verdienen. Die Festungswerke sind unbedeutend und verfallen. Die Einwohner bestehen aus Mauren und Juden. Die letzteren sind der erschrecklichsten Sklaverei und Bedrückung unterworfen. Oft, sagt der Vf., sieht man den kleinsten Jungen einen armen Juden auf die unbarmherzigste Weise verfolgen und mißhandeln; ohne das diese unglücklichen Menschen, so sehr und so oft sie auch gereizt werden, ihre Hände an einen Moslem legen dürfen, denn darauf würde die schwerste Todesstrafe folgen. Von der Vielweiberey der Maroccaner urtheilt der Vf. S. 14 also: Der gemeine Mann nimmt drey bis fünf Frauen, oder so viel er unterhalten kann. Dies ist durch den grossen Propheten sehr weislich eingerichtet. Das warme Klima, die gewöhnliche Lebensweise und die Constitution der Türken (Muhamedaner) selbst, verlangen eine Befriedigung, die sie schwerlich bey Einer Gattin finden würden; und ausser der gewöhnlichen Bigamie (Polygamie) sind die Maroccaner, wie die meisten morgenländischen Völker, gewissen unnatürlichen Leidenschaften ergeben. Von der Eiferfucht der Männer ist S. 15 — 18 Verschiedenes bemerkt. Sie ist nicht bey Allen in gleichem Grade. Ein angesehener Moslem ersuchte den Doctor, der bey der Gesandtschaft war, eine von seinen Frauen zu besuchen. Ein Officier, der sich ebenfalls für einen Arzt ausgab, ging mit. Der Mann empfing sie freundlich und führte sie in ein Zimmer, worin sich eine alte, und drey junge Frauen; die sehr gut ausluden, befanden. Während der Zeit, da sich der Doctor über die Krankheit besprach, kamen auch die anderen Frauen aus dem Harem herbey; und jede hatte etwas zu klagen. Der Mann liefs die Fremden bey den Frauen allein, und blieb so lange im Vorhaus stehen, bis die Visite geen-

digst war. Er begleitete darauf die Fremden, und der Doctor mußte versprechen, wieder zu kommen, und die nöthigen Arzneyen mitzubringen. Ganz anders betrug sich der Pascha, der ebenfalls den Arzt ersuchte, eine seiner Frauen zu besuchen. Der Pascha führte selbst den Doctor in das Harem, in einen großen Saal, worin sich die Kranke auf einem Lehnstuhl sitzend befand. Diese war in ihrer Haik und in ihren Schleyer so eingewickelt, daß der Arzt nichts als die Augen und die Hand so weit, als es, um den Puls zu fühlen, nöthig war, sehen konnte. Die Hand war mit verschiedenen Farben so bemahlt, als wenn sie mit einem cattunen Handschuh überzogen gewesen wäre. Der Pascha blieb nicht allein gegenwärtig, sondern suchte auch seine Favorite dem Auge des Arztes möglichst zu verbergen. Bey einem Festin, welches der Gesandte gab, ließen sich verschiedene junge angesehene Moslemim aus dem Gefolge des Pascha den Malaga- und Bourdeaux-Wein gut schmecken und tranken auch Liqueur. Der Vf. macht dabey S. 24 die Bemerkung: Der Koran verbietet zwar den Gebrauch dieser Getränke; doch ich glaube, daß diese Enthaltung allein den gemeinen Mann angehet. Ansehnliche Türken (Muhammedaner) machen wahrscheinlich eine Ausnahme, oder bekommen von ihren Imams oder Geistlichen Absolution, wie die Katholiken in Ansehung der Fasttage. Allein darin irrt sich der Vf. Kein Imam oder anderer Geistlicher kann von diesem Gesetz dispensiren. Die Mauren sind inzwischen in Ansehung des Weintrinkens so gewissenhaft nicht. Sie trinken den Wein heimlich, wenn sie ihn haben können, wie auch *Höft Nachricht von Marocco* S. 109 erzählt. Auch in anderen Gegenden findet man solche Freyenkenner unter den Muhammedanern. S. 30 wird eine Hochzeitsfeierlichkeit, die H. zu Tanger sahe, beschrieben. Auch giebt er S. 31 ff. einige Nachrichten von den Sanctos oder muhammedanischen Heiligen. Er sah, wie diese Heiligen Schlangen von 2 bis 3 Ellen, die sich um ihre Arme und ihren Leib schlängelten, in Stücken bissen, und, wie es schien, auch assen. Am 9 August sahe der Vf. eine große Menge Störche, die mit Hunderten von der spanischen Küste nach Afrika überkamen, und die Thürme und hohen Gebäude der Stadt Tanger fast bedeckten. Den 11 August reiste die Gesandtschaft von Tanger ab. Die Caravane bestand aus 81 Menschen, und ungefähr 100 Pferden, Mauleseln und Eseln. Der Weg ging über den Fluß Mehryra Hachif durch die Landschaft Bredla, darauf über den Fluß Magazin nach Alkassar, welche Stadt in der Ferne ein prächtiges Ansehen hat, aber in der That voll von Ruinen ist. Von hier reiste die Gesellschaft über den Fluß Elkohfs durch die Landschaft Foaurat, passirte unter anderen die Flüsse Schibou und Oardim, und kam nun nach Schidi Katsam, einem angenehmen liegenden Ort. Nun ging die Caravane über die Flüsse Hardem und Desgexfost, und kam den 19 August in die Nähe von Mequinez an. Bey der Beschreibung dieser Reise S. 35—39 macht der Vf. verschiedene Bemerkungen über die Beschaffenheit und Fruchtbarkeit des Lan-

des. Auch theilt er einige Nachrichten von den Berg-Arabern mit. Den 20 Aug. hielt die Gesandtschaft, nachdem der Kaiser seine Einwilligung gegeben hatte, ihren Einzug in Mequinez. Ihr wurden einige Häuser in der Judenstadt angewiesen, welche die Einwohner auf der Stelle räumen mußten. Die Juden werden überhaupt sehr gedrückt; der Vf. bemerkt von ihnen, daß sie hier ihre Kinder frühe, schon im zehnten und zwölften Jahre, verheirathen. Er sah selbst verschiedene Mütter von diesem Alter. Die Gräber auf dem Kirchhof waren kleine, weißgekalkte runde Grabstätten, nach Art der Chinesen angelegt. Die Audienz des Gefandten bey dem Kaiser *Mehemed ben Abdallah* wird S. 73 ff. beschrieben. Der Kaiser saß auf einem weißen Pferd, als er Audienz ertheilte. Der Vf. bemerkt von ihm, daß er nicht so blutdürstig, wie seine Vorfahren, gewesen sey. Die Zahl seiner Frauen rechnet man auf 800, und seine Blutsverwandtschaft war so zahlreich, daß man überall Nichten und Vettern von ihm in der größten Armuth antraf. Die übrige Zeit, welche die Gesandtschaft zu Mequinez noch zubrachte, wurde dazu angewendet, die Stadt und die Gegend näher kennen zu lernen. Die Stadt Mequinez ist schlecht gebaut. Sie hatte ehemals ansehnliche und merkwürdige Gebäude, aber durch das Erdbeben 1753 ist vieles zerstört worden. Der Vf. beschreibt die Überbleibsel von den weitläufigen und zum Theil prächtigen Gebäuden, die *Mulay Ismail* auführte, und erzählt bey dieser Gelegenheit Verschiedenes von diesem grausamen Tyrannen. Nach S. 88 hatte dieser Sultan ein Serail von 4000 Frauen, mit welchen er 500 Söhne soll gezeugt haben. Einst sah man ihn an einem gewissen Tag, von diesen umgeben, zu Pferde sitzen. Nach *Höft* S. 49 soll er 900 Söhne und 300 Töchter gehabt haben. Von seinen Grausamkeiten wird unter anderem bemerkt: aus Zeitvertreib übte er sich oft in Beyfeyn seines Hofes mit Pfeil und Bogen an einem nackten an einen Baum gebundenen Christen. Wenn er in gelber Kleidung erschien, so war dieß ein Zeichen des Blutvergießens. Der Slave, der ihm den Steigbügel hielt, wenn er zu Pferde stieg, war immer der erste Gegenstand seiner Mordsucht. Eine seiner Frauen, die bey der Austheilung der Speisen war vergessen worden, kam mit ihrem kleinen Kinde zu ihm, und bat ihn inständig um etwas Mehl und Butter. Er befahl ihr zu warten. Kurz darauf kam ein Bedienter und ein Mohr, die auf Befehl des Sultans das unschuldige Kind in Gegenwart seiner Mutter Glied vor Glied in Stücken zerrissen, und darauf auch die unglückliche Mutter mit Dolchen niederstießen. — Bey der zweyten Audienz wurden die Sachen, welche die Gesandtschaft betraf, abgemacht. Auf der Liste, welche der Gesandte erhielt, war unter den mannichfaltigen Dingen, welche der Kaiser von der Republik Holland verlangte, eine friesländische Uhr mit einem Wecker und einem Kukul, welche der Kaiser in sein Serail stellen wollte, um seine Frauen dadurch zu einer bestimmten Zeit zu wecken. Der preussische Statthalter von *Wolsey* und der Stall-

meister des Herzogs von Curland, welche ebenfalls bey dem Kaiser gewesen waren, um die Erlaubniß zum Ankauf arabischer Pferde zu bewirken, bekamen die Nachricht, daß sie nicht mehr als Ein Pferd aus dem Reiche ausführen könnten. Den 7 Sept. reifete die Gesandtschaft wieder von Mequinez ab. Bey Schidi Kassum nahm sie einen anderen Weg, reifete über die Ebene Afcar, und nachdem sie über den Fluß

Siboa gegangen war, durch die Landschaft Vienna nach Alkassar. Den 14 Sept. war die Reisegesellschaft wieder in Tanger, und den folgenden Tag kam sie auf der Rhede von Gibraltar an. Die Leser werden aus diesem hier bemerkten Hauptinhalt schon beurtheilen können, was sie in dem Buche selbst zu erwarten haben.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG, Salzburg, b. Dyle: Sammlung der geographisch-statistischen und hierarchisch-publicistischen Beiträge des kurf. salzburgischen Hofkanzlers, Reichsfreyherrn von Biedl über das vormalige Erzstift und nunmehrige Herzogthum Salzburg. 1806. XII und 100 S. 8. (8 gr.). Vom vormaligen Erzstift und nachherigen Herzogthum Salzburg waren in Ansehung des Flächeninhaltes, der Volksmenge und der Staatseinkünfte die übertriebenen Angaben fast in allen geographischen und statistischen Hand- und Lehrbüchern und sonstigen Schriften der bewährtesten Statistiker in Umlauf gekommen, und für wahr genommen worden. Auch von den staatsrechtlichen Verhältnissen des Erzstiftes hatte man theils unrichtige Nachrichten verbreitet, theils war man darüber in voller Ungewißheit. Von Seiten der erzstiftlichen Behörden hatte man nicht daran gedacht, dergleichen Angaben officiell widerlegen zu lassen, und durch das beharrliche Schweigen war denselben ein so hoher Grad von Glaubwürdigkeit verschafft worden, daß selbst nachher den officiellen Angaben des Fr. v. B. nicht getraut werden wollte. Man glaubte in der Veranlassung selbst Gründe zu finden, warum alle seine Angaben so tief unter allen bisherigen ständen. Der statistisch-geographische Etat des Fr. v. B. sollte nämlich dazu dienen, eine Verminderung der ungeheueren, alle Kräfte des Staats weit überwiegenden Contribution zu bewirken, welche vom französischen Armee-Commando im J. 1800 auf die Basis der bisherigen öffentlichen, nicht widerprochenen statistischen Angaben war gefodert worden. Der Fr. v. B. hatte dies bey dem Anrücken der französischen Armee besorgt, und zum voraus schon den berührten Etat gefertigt. Allein der französische *Agent de Contribution* machte besonders gegen den *Revenuen-Etat* so heftige Einwendungen, daß die Authenticität nur durch Vergleichung mit den Original-Rechnungen gerechtfertigt werden konnte. Um künftigen etwanigem Unglücke vorzubeugen, beschloß Fr. v. B. diesen Etat vollständiger auszuarbeiten, und demselben die größtmögliche Publicität zu verschaffen. Der V. wählte dazu das politische Journal Jahrg. 1801 und 1802, und ließ in demselben Anfangs anonym, in der Folge aber unter seinem Namen, mehrere Aufsätze abdrucken. Ein so authentisches Gepräge nun auch alle diese Abhandlungen hatten, so schien man doch in statistischen Schriften und Tabellen nur wenige Rücksicht darauf zu nehmen. Man fuhr fort die älteren Angaben zu verbreiten, wahrscheinlich, weil man alle Behauptungen nur als Ausflüsse eines löblichen Patriotismus, dem Lande Erleichterung zu verschaffen, ansah. Die Sache kam bey Gelegenheit der Entschädigung des Großherzogs von Toscana neuerdings zur Sprache. Hier glaubte man neue Gründe zu finden, in die niedrigen Angaben des Fr. v. B. Mißtrauen zu setzen. Man vermuthet, daß man vorzüglich die Einkünfte des Erzstifts so tief herabgesetzt habe, um das Entschädigungslos des Großherzogs zu vergrößern. Die bedächtlichsten Zweifel erregte ein Ungenannter im deutschen Zuschauer, dem auch *Gaspari* folgte. Diese beiden nun besonders widerlegte Fr. v. B. und setzte seine Angaben außer allen Zweifel. Hiemit wurden denn die Acten über diesen interessanten Gegenstand geschlossen. Damit man jedoch alles, was über diesen Gegenstand für und wider geschrieben worden, beysammen haben möchte, ließ Fr. v. B. alle seine zerstreuten Aufsätze nebst den Bemerkungen des deutschen Zuschauers und *Gaspari's* Ausserungen in den Erläuterungen zum Deputations-Recess besonders abdrucken, und fügte dieser Sammlung auch seine vortreffliche Skizze über das hierarchische und publicistische Verhältniß des Erzstifts Salzburg bey. Aus allen Berechnungen und Vorlagen ergibt sich, daß das Erzstift Salzburg einen Flächeninhalt von

höchstens 174 bis 180 Quadratmeilen statt der vorhin angegebenen 240, eine Bevölkerung von 191000, statt der bisherigen 240000 bis 250000 Seelen, und endlich an Einkünften 818000 Gulden, statt der bisher angenommenen 2, 3 ja 4 Millionen habe. In einem Anhang berichtet Fr. v. B. zugleich die bisherigen irrigen Angaben von *Berchtoldsgaden*. Der Flächeninhalt beträgt nicht 14, sondern 20 Quadratmeilen, die Seelenzahl besteht nicht in 18, sondern nur in 9000 Seelen, und statt der bisher angenommenen 200000 Gulden Einkünfte betragen sie nicht mehr als rein 76000 Gulden. Jeder Statistiker wird dem Fr. v. B. für diese wichtigen Aufschlüsse und insbesondere auch für diese vollständige Sammlung Dank sagen. Möchte die Veranlassung eine Warnung für alle statistische Geheimniskrämer seyn!

S. i.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Gotha, in der Beckerschen Buchh.: Perikles. Über den Einfluss der schönen Künste auf das öffentliche Glück. Aus der französischen Urchrift übersetzt von Ch. C. Grafen von Bessel. 1806. 96 S. gr. 8. (16 gr.) Eine Übersetzung der neuesten Schrift, welche wir dem Fürsten Primas des rheinischen Staatenbundes unter folgendem Titel verdanken: *Perikles. De l'influence des beaux arts sur la félicité des peuples, par Charles Dalberg, officier étranger de l'Institut de France.* Perikles ist hier in einzelnen Gesprächen mit Philosophen, Dichtern, Künstlern u. s. w. als das Muster eines guten Staatsmannes aufgestellt, dessen Andenken auch zuletzt in einer hinzugefügten Apotheose durch Wechselgespräche besonders gefeiert wird. Es wird hauptsächlich an ihm gerühmt, daß er den Werth sämtlicher schönen Künste geschätzt, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück des Staats befördert habe. Bey der Gelegenheit, daß er Tempel und Denkmäler errichten läßt, und sich über die beste Ausführung derselben unterhält, wird der Nutzen jeder einzelnen Kunst für die menschliche Gesellschaft gezeigt, ihre Hervorbringung durch Genie und Talent als transcendentele Nachahmung der Natur empfohlen, und ihre ideale Beschaffenheit nach Erfindung und Ausführung entwickelt. Der Hauptgedanke bleibt aber, daß der äußere Zweck der schönen Künste Verschönerung des Nützlichen sey, und ihre Wirksamkeit keinesweges das bloße Vergnügen der Menschen und ihre Ergötzung zur Absicht habe. Dagegen ließe sich nun mancherley einwenden, wenn es hier darauf ankäme, die schönen Künste vom höchsten Standpunkte aus, als den Ausdruck des reinsten und schönsten Lebens, worin *Werk* und *Genuß* schon von selbst unzertrennlich ist, und nicht vielmehr bloß einseitig, im praktischen und realistischen Verhältnisse zum Staate, zu betrachten. Die höchste Ansicht der Kunst, die die ganze Würde des Menschen und seine Lebensthätigkeit nach allen Richtungen, und das Einzelne in Beziehung zur Harmonie des Ganzen vor Augen hat, kann weder Tugend und Freude einander entgegensetzen, noch irgend eine äußere Bestimmung des Menschen, Pflichten und Dienstleistungen ausschließen, und würde also in ihrer Anwendung von selbst die beste Staatseinrichtung als Mittel und äußere Veranstaltung zur völligen Entwicklung der menschlichen Natur fordern, statt sich derselben nur dienend und als die letzte Verzierung einer Maschine hinzugeben. Indess muß man schon froh seyn, wenn auch nur so, wie hier geschieht, von einem Staatsmanne der Werth der schönen Künste anerkannt, und ihre Wirksamkeit bey der Vollendung eines Staats in das Ganze mit eingerechnet wird. Auch so gelangt die Kunst zu einem Standpunkte, wo sie würdevoll, wenn auch nicht in ihrem vollen Glanze, vor den Augen der Welt erscheint.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 J A N U A R, 1807.

K I R C H E N G E S C H I C H T E.

ERLANGEN, b. Palm: *Universal-Kirchenhistorie des Christenthums*. Grundzüge zu akademischen Vorlesungen. Erster Theil. Von Ph. C. Marheinecke, Prof. in Erlangen. 1806. 424 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Es ist in unsern Zeiten, vorzüglich in Deutschland, Mode geworden, die Kirchengeschichte politisch und psychologisch zu behandeln, d. h. alle in ihr vorkommenden Begebenheiten und Thatfachen theils aus feiner Weisheit, Betrügercy, Herrschsucht und Selbstsucht, theils aus Aberglauben, Schwärmerey, Unwissenheit und Dummheit zu erklären, und mit ein paar düstigen religiösen Begriffen, welche man aus irgend einer gemeinen *Theologia naturalis* hergenommen hatte, alle die großen und mannichfaltigen religiösen Erscheinungen zu messen, welche sie darbietet. Dadurch wurde die Kirchengeschichte ein recht widerliches und zurückschreckendes Ganzes; sie verlor ihr höheres Interesse, und, was noch schlimmer war, sie diente dazu, die Verehrung gegen Religion, Christenthum und Kirche selbst, und die Menschenachtung immer mehr zu schwächen, und die unselige Gewohnheit zu befördern, die heiligsten religiösen Gefühle und Überzeugungen Anderer, sobald sie von den unsrigen abweichen oder überhaupt nur wahre volle Überzeugungen und Gefühle sind, zu verspotten und zu lästern. Aus diesen Gründen hat sich Rec. über die Erscheinung des vorliegenden Buchs gefreut. Es ist mit religiösem Geiste und mit wahrer Achtung gegen das Christenthum, es ist zugleich mit Philosophie geschrieben. Es sucht den religiösen Urstoff in den Hauptphänomenen der Kirchengeschichte auf, es läßt einen für Religion und Christenthum wohlthätigen Eindruck zurück, und redet von den religiösen Anstalten jedes Zeitalters aus dem Geiste und den Bedürfnissen desselben. Von der anderen Seite hat Rec. auch Manches mit Grund wider dieses Buch einzuwenden. Es verspricht *Grundzüge zu akademischen Vorlesungen*. Damit streitet zuerst die Ausdehnung des Buchs. Dieser erste Band geht nur bis 604. Der zweyte soll bis zur Reformation reichen; wenn er mit derselbigen Ausführlichkeit geschrieben ist, wie dieser erste, so wird er noch weit stärker werden, als derselbe, und der dritte wird, weil die Nachrichten immer vollständiger, und die merkwürdigen Begebenheiten immer zahlreicher werden, wenigstens eben so stark als der zweyte ausfallen. Obgleich Rec. nichts da-

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

wider hat, wenn nach einem etwas ausführlichen Lehrbuche Vorlesungen gehalten werden, weil der fleißige und wahrhaft lernbegierige Zuhörer, welcher sein Lehrbuch studirt, dabey in der That mehr lernen, und der Lehrer im Ganzen in kürzerer Zeit mehr leisten und liefern kann: so hat doch dieß seine Grenzen, und ein Werk von einem solchen Umfange, wie das gegenwärtige nach seiner Vollendung seyn wird, kann nicht wohl mehr bey akademischen Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, weil das Studium desselben dem Zuhörer zu viel Zeit wegnimmt, und weil es auch für die meisten zu theuer wird. Dazu kommt, daß das Buch in diesem ersten Theile mehr *Ansichten und Standpunkte für die Kirchengeschichte*, als Geschichte selbst liefert, so daß der Vf. selbst gesteht, er hätte demselben eben so gut diesen Titel geben können. Den Vorlesungen sind also vornehmlich die Thatfachen und die historischen Belege, namentlich auch die chronologischen Angaben, welche in dem Buche fast gänzlich fehlen, vorbehalten. Wir würden den umgekehrten Weg dem Zwecke eines Lehrbuchs angemessener gefunden haben. Gerade die Thatfachen verlieren sich, wenn sie mündlich vorgetragen werden, leichter aus dem Gedächtnisse, und werden eher unrichtig nachgeschrieben; das Raisonnement aber hört sich besser, und wird leichter aufgefaßt aus dem Munde des Lehrers. Auch ist es natürlicher, den Schüler von den Thatfachen zu den Ansichten als von diesen zu jenen zu führen. Endlich ist auch der Styl und die Darstellung dieses Buchs nicht für ein Lehrbuch geeignet. Man vermißt Einfachheit, Deutlichkeit, Präcision und Ruhe, und findet statt dieser Eigenschaften eine kunstvolle, rednerische, bilderreiche, lebhaft, zuweilen poetische Darstellung, welche an sich wahre Schönheiten hat, nur in ein Lehrbuch nicht gehörte. Übrigens hat der Vf. diese Schrift selbst noch zu einem anderen Zwecke bestimmt. „Wenn, sagt er, Schriften von weit gelehrterem und wissenschaftlicherem Ansehen, als diese, sich dem erweiterten Kreise von Lesern aus allen Ständen zu empfehlen suchen, so könnte vielleicht die gegenwärtige um so viel mehr allen Lesern von einiger Bildung zur Lectüre dienen, da auf diese absichtlich Rücksicht genommen worden ist, so weit es mit der Hauptabsicht zu vereinigen war.“ Eben diese Vereinbarkeit überhaupt aber muß Rec. bestreiten. Im Ganzen paßt das Buch eher zu einem Lesebuche für ein gebildetes Publicum, als zu einem Lehrbuche, aber auch jener Bestimmung steht — besonders Ein Umstand entgegen. Der Vf. gebraucht häufig die Kunstwörter einer

Y

Freylieh ist dies in allen kirchenhistorischen Werken, der Fall, und zu einer eigentlichen Geschichte mangelt es uns an hinreichenden Nachrichten und Documenten; aber Rec. muß doch gestehen, daß er von einem so belehrten, im Studium und in der Bearbeitung der Kirchengeschichte grau gewordenen Schriftsteller hier mehr erwartet hätte, und daß ihm auch die vorhandenen Data mehr historischen Stoff zu enthalten scheinen, als hier benutzt ist. Desto mehr

wird man sich durch die Geschichte der kleineren christlichen Religionsparteyen befriedigt finden. Den Beschluß macht eine *allgemeine Geschichte der christlichen Religion*. Unter diesem Titel findet man Darstellungen und Untersuchungen, welche den theologischen Streitgeist, den Einfluß der Reformation auf Sitten und Denkart und die Bestreiter der Religion und des Christenthums betreffen.

MNO.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Halle und Leipzig, b. Ruff: *Kurze Belehrung über das Papiergeld, zur Beurtheilung der preussischen Trefor-Scheine*, von Ludwig Heinrich Jacob, Doctor und Prof. der Philos. in Halle. 1806. 38 S. in 8. (8 Gr.) Diese kleine Abhandlung ward von dem Vf. bestimmt, um seinen Mitbürgern, die weiter davon keine Kenntniß hatten, eine kurze und faßliche Belehrung über die Vortheile eines Papiergeldes überhaupt, und insbesondere in Bezug auf die preussischen Staaten, mitzutheilen. Dieser Zweck ist ganz gut erreicht, die Gegenstände sind klar, leicht und faßlich abgehandelt, und Rec. mag um so weniger über diesen oder jenen Ausdruck rechten, da haarscharfe Bestimmung kaum erforderlich für solchen Zweck zu seyn scheint. Der Vf. bleibt ganz im Allgemeinen stehen, denn auch das, was bestimmt über die Einführung des neuen Papiergeldes im Preussischen gesagt wird, könnte leicht jeder nicht ganz Ununterrichtete sagen. Wir sind weit entfernt, daraus dem Vf. einen Vorwurf zu machen, weil ein Schriftsteller dieser Art, wenn er nicht mit den nöthigen Notizen von der Regierung unterstützt wird, nicht wohl anders verfahren kann. Von den allgemeinen Vortheilen aber, die ein Papiergeld überhaupt gewähren kann, bis zum Beweis, daß es in diesem gegebenen State und in dieser bestimmtesten Lage die davon zu erwartenden Vortheile wirklich gewähren werde, und daß die großen Gefahren, die mit dessen Einführung verbunden seyn können, hier nach höchster Wahrscheinlichkeit vermieden werden würden, ist noch ein weiter Weg, der mit Glück nur von dem zurückgelegt werden kann, welcher zugleich mit der Theorie auch die genaueste Kenntniß des gegebenen States, seiner Finanzen u. s. w. verbindet. Es ist in Frankreich und England Sitte, daß Theilnehmer der Regierung, welche die nöthigen theoretischen Kenntniße besitzen, in Angelegenheiten, wie diese, dem Volke Auskunft geben, und daß Schriftsteller zu diesem Zwecke mit den nöthigen Notizen von der Regierung versehen werden: und wahrhaftig ein Verfahren dieser Art, bey solchen Unternehmungen, bedarf weiter keiner Empfehlung, da hier vom Credit so vieles, wo nicht Alles abhängt. Rec. hält dafür, daß die Regierungen in deutschen Ländern gar nicht den Vortheil aus ihren Schriftstellern gezogen haben, der daraus gezogen werden konnte. Ein Autor, von der Regierung hinlänglich unterstützt, würde die Frage: in wiefern das Papiergeld für den preussischen Staat nöthig und heilsam war, in größerem Detail haben beantworten können und müssen. Wenn, wie Rec. aus einem trefflichen Aufsatz von Herrn Götter, in der *berlinischen Monatschrift*, bekannt ist, die beiden großen Geldseer, wie er sich ausdrückt, die Bank und die Seehandlung, ihr Discountiren beschränkten oder einstellten: war es zu erwarten, daß die Trefor-Scheine die Vortheile gewähren würden, welche ihre Vertheidiger sich davon versprochen? War dies aber der Fall, warum war es dies denn? Rec. fehlen die nöthigen Data, Götter aber, die Nachfrage nach barem Gelde sey nicht schnell vorübergehend gewesen, und gleichwohl so groß und bedeutend, daß eben deshalb jene Institute es gerathen fanden, ihr Discountiren

aufzugeben, oder zu beschränken, konnte alsdann die Creation der Trefor-Scheine diesem Ubel abhelfen? Sie sollten doch auch zu jeder Zeit realisirt werden können, und woher kam alsdann dies baare Capital? in wiefern war dafür gesorgt, daß es daran nie fehle, daß die Kosten, es herbeizuschaffen, die Kräfte nicht überliegen? wie groß war die Summe des ausgegebenen Papiers? Das königliche Edict giebt nur allgemeine Ausdrücke über diese Fragen, und die Summe der ausgegebenen Trefor-Scheine wird gänzlich verschwiegen. Ein solches Verfahren aber haben selbst Rußland und Oesterreich bey der ersten Emission ihres Papiergeldes nicht gewagt, sie, die eben sonst nicht wegen einer großen Publicität in Finanz-Angelegenheiten berühmt waren. Ein bedeutender Vortheil für den, welcher Papiergeld ausgiebt, besteht bekanntlich darin, daß man mit einer verhältnißmäßig kleinen Summe baaren Geldes einen größeren Werth in Papier gleichgeltend mit dem Metallgelde erhalten kann. Ließ sich dies nun unter den gegebenen Umständen erwarten?

Kein Schriftsteller muß so verwegen seyn, wenn ihm die nöthigen Prämissen fehlen, über eine bestimmte Mafsregel der Regierung abzuurtheilen, sobald als die Theorie zur Kritik einer solchen Mafsregel allein nicht zureicht. Rec. wird sich, wie gewöhnlich auch dieser Fehler ist, davor immer hüten. Er glaubt die Theorie wohl inne zu haben, aber diese reicht bey dem Urtheil über einen gegebenen Fall dieser Art allein nicht aus. Den Mangel an aller Publicität bey dieser Neuuerung vermag er sich nicht zu erklären, da er dem Credit des Papiers nicht zuträglich seyn konnte. Die Kenntniße aber, die dem Schriftsteller eingegeben, haben oft die Geld-Geschäfts- und Handelsleute, oder sie glauben sie zu haben, und ihre Opinion ist so wichtig! In wiefern nützte dies neue preussische Papier unter den gegebenen Umständen die verheissenen Vortheile verschaffen würde, mußte, da man so wenig befriedigende Vorkenntniße hatte, die Erfahrung entscheiden, und diese mußte auch entscheiden, in wiefern das schlechte Material, worauf sie ausgefertigt wurden, und die geringe Kunst, die bey ihrer Verfertigung angewandt worden war, das Nachmachen und Verfälschen etwa im Auslande veranlassen oder erleichtern werde, wie dies zum Theil bekanntlich mit den schlechteren preussischen Münzsorten bereits der Fall war. Doch diese Erfahrung konnte in ihrem ganzen Umfange, in beiden Hinsichten, nicht gemacht werden, da die unglücklichen Kriegsvorfälle diese Monarchie so schwer trafen. Daß bey solchen Vorfällen das Papier ausfällt, wußten wir, war unabwehrbar, und geraicht weiter den Urhebern nicht zum Vorwurf. Es hängt jetzt lediglich von den Siegern ab, in wiefern das Papier in Credit erhalten werden soll, und wie ein unverbürgtes Gerücht sagt, so ist auch von ihnen der eine und der andere Schritt zur Erhaltung seines Credits bereits geschehen. Gewiß aber war es unter solchen Umständen ein recht großes Glück zu nennen, daß keine sehr große Summe dieses Papiers bereits in Circulation gesetzt war.

S.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Unterhaltungen und Erläuterungen über Gutmann, oder den sächsischen Kinderfreund des Herrn M. K. F. Thieme*, von H. Götthausen. 4ter und letzter Bd. 1806. VI und 450 S. 8. (16 Gr.) S. Recens. der 3 ersten Theile 1806. N. 290.

Frankf. a. M. b. Mohr: *Neuer Kinderfreund*, Herausgegeben in Verbindung mit mehreren praktischen Erziehern, von J. B. Engelmann. 6 Th. Mit 1 K. und 2 Musikblättern. 1807. VIII und 290 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.) S. Recens. der ersten Theile 1806. No. 208.

J. E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 J A N U A R, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum. Secundum disciplinarum ordinem digestit J. D. Reuss, consiliar. aulic. in Universitate Georgia Augusta Philos. et Hist. Lit. Prof. et Subbibliothec. etc. Scientia Natur. Tom. VI. Oeconomia. 1806. 476 S. 4.* Wird auch als ein eigenes Werk ausgegeben. (3 Thlr.)

Da sich eine so große Menge der besten Aufsätze über einzelne ökonomische Gegenstände in den Schriften der verschiedenen gelehrten Gesellschaften findet, wovon bey der Seltenheit dieser Schriften in unsern Bibliotheken oft selbst der belesenste Wirtschaftskundige nichts weiß: so gereicht dieses Repertorium, das den Wissbegierigen mit den vielen verborgenen Schätzen bekannt macht, zu einer ungemein reellen Beförderung des Studiums der Landwirthschaft. Und besonders erfreulich ist es, daß die Ausarbeitung desselben gerade in die Hände eines Mannes gefallen ist, dem die reichhaltige göttlingische Bibliothek zu Gebote stand, und der sich dergleichen mühsamen Geschäften mit einem so eifernem Fleiße und mit einer so religiösen Gewissenhaftigkeit zu unterziehen pflegt, daß man ein fast grenzenloses Vertrauen in ihn setzen kann.

Die Forderungen, die man an ein solches Repertorium macht, sind: 1) daß es so vollständig als möglich sey; 2) daß es nach einem, der Natur der Sache völlig gemäßen, aber auch leicht zu übersehenden Plane angelegt und ausgeführt sey; und 3) daß es in allen seinen Angaben die größte Genauigkeit beobachte.

Was die Vollständigkeit des gegenwärtigen Repertoriums betrifft, so findet Rec. dieselbe in Ansehung der excerptirten Sammlungen der Gesellschaftsschriften vollkommen; wenigstens hat er von allen denen, die ihm bekannt sind, keine einzige vermisst. Die Schriften aller europäischen ökonomischen Gesellschaften von Lissabon bis nach Petersburg sind so, wie die der amerikanischen, benutzt: aus den übrigen Welttheilen erinnert sich Rec. noch keiner solchen Gesellschaften, welche Sammlungen ihrer Schriften ausgegeben hätten. Befremdend ist es indessen, daß der Vf. dem Werke kein Verzeichniß der excerptirten Schriftensammlungen vorgesetzt hat. Damit der Leser erfahren hätte, aus welchen Gegenden er Aufsätze hier suchen dürfe, wäre so ein Verzeichniß allerdings wünschenswerth gewesen; und zugleich hätte

es doch auch ein Zeugniß von dem weiten Umfange des Repertoriums gegeben. Denn wirklich ist hier mehr geleistet, als man erwarten sollte: indem nicht nur die Schriften der ökonomischen Gesellschaften, sondern auch die der übrigen gelehrten Gesellschaften, als z. B. der berlinischen Akademie der Wissenschaften, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, insofern die Aufsätze die Landwirthschaft angehen, ja selbst die nur unter der Autorität von ökonomischen Gesellschaften herausgekommenen Sammlungen, als die *Letters and Papers of the Bath Society*, die Annalen der niederländischen Landwirthschaft u. s. w. excerptirt sind. In wiefern eine solche Vollständigkeit nun auch in Ansehung der in den Sammlungen enthaltenen einzelnen Aufsätze beobachtet sey, darüber hat Rec. eine eigene Prüfung angestellt, und dadurch gefunden, daß von allen denjenigen Aufsätzen, die er nachgesucht hat, nur zwey gefehlt haben. Er hat nämlich des Prof. Gleditsch sämtliche Abhandlungen ökonomischen Inhalts, die sich in den Memoiren d. I. A. d. B. befinden, und alle Schriften aus den *Communications to the Board of Agriculture* und aus dem IX B. der *Letters and Papers of the Bath Society* nachgesucht, und davon nur die beiden aus den *Letters and Papers* der *Bath Society*, nämlich: „*On the Half Husbandry. By H. St. Close*“ und „*on a Commutation of Tithes. By Pryce*“ nicht finden können; wovon die erste aber vermuthlich nur darum übergangen ist, weil ein Nichtökonom nicht wissen konnte, was Hr. Close mit seiner *Half-Husbandry* wollte; die letztere hingegen etwa darum, weil ihr Inhalt mehr der Politik als der Ökonomie anzugehören scheinen mochte.

In Ansehung des Plans, wonach ein solches Repertorium zu ordnen war, läßt sich nicht verkennen, daß es einen logisch vollkommen richtigen überhaupt nicht geben könne, da die Ökonomiewissenschaft selbst kein systematisches Ganzes, sondern nur eine Zusammenhäufung aller derjenigen Kenntnisse ist, die für den Ökonomen bey seinen mancherley zufälligen Verhältnissen wichtig sind. Man kann daher keinen andern verlangen, als einen solchen, der sich einer systematischen Ordnung nur nähert. Hr. R. hat nun den Ausweg genommen, daß er im Wesentlichen derjenigen Disposition gefolgt ist, nach der unsere besten akademischen Lehrbücher die Landwirthschaft vortragen. Dieß hat er jedoch mit der Freyheit gethan, die sich ein Mann wohl herausnehmen kann, der sich in der großen Schule der göttlingischen Bibliothek zum Ordner von Büchersammlungen gebildet hat.

Z.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Rec. scheint nun die gewählte Ordnung dem Zwecke wohl zu entsprechen, und ungemein falsch. Nur ist es, so wie bey allen Repertorien, sie mögen geordnet seyn, wie sie wollen, erforderlich, daß man sich den Plan derselben vor dem Gebrauche gehörig bekannt mache.

Genauigkeit in den Angaben ist bey dergleichen Werken eine Eigenschaft, die desto schwieriger ist, je mehr Kenntniß der Gegenstände selbst sie erfordert, die man doch von einem Literator nicht erwarten kann. Im Allgemeinen müssen wir jedoch dem gegenwärtigen Repertorium auch von dieser Seite großes Lob beylegen; denn wirklich sind uns wenig Fälle vorgekommen, worin wir es fehlerhaft gefunden hätten. Gestehen müssen wir dabey aber gleichwohl, daß es von Mängeln dieser Art auch nicht ganz frey

z. B. ein Aufsatz von *J. Cloß* aus dem *of the Bath Society „on Half Husbandry“* den Schriften vom Hafer, da er doch Weidebau überhaupt gehört hatte. S. 388 spricht der hannoverschen Pferdezucht von den Pferden mit aufgeführt; er würde sie aber bey den Beschreibung der Landwirtschaft einzelner Länder ihre Stelle gefunden haben. Dagegen finden wir bey diesen Beschreibungen einzelner Länder eine Menge Aufsätze, die gar nicht geschichtlich, sondern rein dogmatisch sind. S. 414 hatte die *Mentzelsche* Schrift *de stagno Borussiae alternativum piscoso et frugifero* S. 70 unter die geschichtlichen gehört. S. 300 finden wir *Stumpfs* Geschichte der spanischen Schafzucht in Sachsen als Gesellschaftschrift der dublinischen Societät genannt, da sie doch ein eigenes deutsches Buch ist, das jene Gesellschaft nur eigens in Irland hat bekannt machen lassen. Auf derselben Seite steht *Wilrichs* Empfehlung der Ackergeräthe von Pferdehaaren unter der Rubrik vom Gebrauche der Pferde und Ochsen, da man das Buch gewiss eher unter der von Ackergeräthschaften suchen wird. Dergleichen Fehler entschuldigen wir hier herzlich gern; wir wünschen aber, daß sie in den Nachträgen, die uns Hr. R. hoffentlich geben wird, berichtigt und verbessert werden. Am leichtesten würde das geschehen können, wenn Hr. R. mit einem gelehrten Ökonomen über das Repertorium communicirte, und dessen Bemerkungen nutzte.

CASSEL, b. Griesbach: *Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte*. Seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Belorgt von *Friedr. Wih. Strieder*, kurf. hess. Hofrath und Bibliothekar. 15 Bd. Seyk-Steuber. 1806. 382 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Zwar langsam, aber doch mit sicheren Schritten nähert sich der Herausg. seinem Ziele. Noch ist der reichhaltige Buchstabe S nicht geendigt! Über den Plan dieses Werks haben wir uns bey der Anzeige des 14 Bandes (A. L. Z. 1805. No. 229) geäußert, wir machen daher diesmal nur auf die vorzüglichsten Artikel dieses vorliegenden Bandes aufmerksam. Daß

mancher Gelehrte mit aufgeführt werden mußte, dessen Schriften jetzt Niemand mehr liest, der aber zu seiner Zeit nicht ohne Ansehen und wohlthätige Wirkksamkeit war, dies liegt in der Natur der Sache. Wird doch manche unserer gepriesensten Gelehrten nach hundert und mehr Jahren ein gleiches Schicksal treffen!

Joh. Sinold, genannt *Schütz*, geb. zu Barch im Hesse-Darmstädtischen, 1592, gest. als geh. Rath und Kanzler der Universität und Regierung zu Gießen, 1637; ein gelehrter und gewandter Staatsmann, der unter andern auch dem münster- und onabrückischen Friedensschlusse bis ins vierte Jahr beywohnte, und in den Jahren 1652—1654 zu Regensburg die Angelegenheiten seines Fürsten besorgte. Sein Sohn: *Joh. Helwig Sinold*, genannt *Schütz*, geb. zu Gießen 1623, war erst Prof. der Beredsamkeit, dann der Rechte zu Gießen, hierauf kaiserl. Reichshofrath zu Wien, und starb 1677 als braunschweig-lüneburgischer geh. Rath und Kanzler. Seine zwey Söhne kommen als *Freyherren von Schütz* vor. *Reg. von Sixtinus*, geb. zu Leuwarden in Friesland 1548 (nicht 1577 wie man gewöhnlich angiebt), Prof. der Rechte zu Marburg, dann Syndicus zu Frankfurt a. M., und zuletzt hessen-casselscher geh. Rath; Mitarbeiter an dem hessischen Landrecht, und geschätzter Staatsmann. Landgraf *Moritz* bediente sich seiner an den wichtigsten Geschäften. Er starb 1617. *Joh. Peter Snell* starb als Inspector der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, hessisch-darmstädtischen Ansehe 1797, und er ist der Vater von fünf Söhnen, welche sich alle in der gelehrten Welt bekannt gemacht haben, und die er sämmtlich unterrichtet und zur Akademie vorbereitet hat. Sie sind: *Karl Philipp Michael*, geb. 1753. *Christian Wilhelm*, geb. 1755. *Friedrich Wilhelm Daniel*, geb. 1761. *Johann Peter Ludwig*, geb. 1764. und *Ludwig Hermann*, geb. 1769. Der zweyte Sohn *Christian Wilhelm* ist der als Schriftsteller rühmlich bekannte Director des Gymnasiums zu *Idstein*, der dritte Sohn *Friedrich Wilhelm Daniel*, dessen Biographie hier etwas zu kurz ausgefallen ist, ist gleichfalls als Schriftsteller vortheilhaft bekannt, und gegenwärtig Prof. der Philosophie und Geschichte zu Gießen, der vierte Sohn *Joh. Peter Ludwig* ist der Vi. der wohl aufgenommenen Kritik der *Volksmoral* für Prediger. *Erhard Snepf*, geb. zu Heilbronn 1496, erst Prediger zu Wimpfen, dann zu Weilburg, sodann Prof. der Theologie und Prediger zu Marburg, wo er auch dem Colloquium mit *Zwinger* beywohnte, und hierauf den Landgraf *Philipp den Großmüthigen*, der ihn zu schätzen wußte, nach Speyer und Augsburg begleitete. Sodann ging er als Superintendent nach Stuttgart, hierauf wurde er Prof. der Theologie zu Tübingen, und im J. 1548 Prof. der Theologie auf der neu angelegten Universität zu Jena. Der dort am 2 Febr. 1558 ersterfolgte wirklichen Inauguration der Universität wohnte er zwar noch bey, setzte auch noch für die theologische Facultät die Statuten auf, starb aber schon am 1 Nov. dieses Jahres. *Snepf* hat zwar nicht viel geschrieben, er wirkte aber doch

thätiger für die Sache der Reformation. *Samuel Thomas Sömmering*, der große deutsche Anatom, geb. zu Thorn 1733. Er war in den Jahren 1779—1784 Prof. am Collegio Carolino zu Cassel. Die hier vorkommenden Nachrichten sind größtentheils aus Goldbecks literarischen Nachrichten von Preussen, Th. 2 entlehnt, dabey aber auch Hn. Sömmering's von ihm selbst verfaßter Lebenslauf in dem Baldingerschen Programm zu seiner Doctorwürde, und einige Notizen, die S. Hn. *Strieder* ehemals zu Cassel mittheilte, benutzt worden. Sömmering's Schriften-Verzeichniß findet man hier überaus vollständig. *Joh. Jacob Sorber*, geb. zu Erfurt 1714, starb als ein verdienter Rechtslehrer zu Marburg 1797. *Joh. Konrad Spangenberg*, geb. zu Homberg in Hessen 1711, ein würdiger Schüler *Wolfs*, war seit 1741 Prof. der Mathematik zu Marburg, legte aber im J. 1763 diese Stelle freywillig nieder, verkaufte seine meisten, zum Theil kostbaren Hausgeräthe, behielt nur das Schlechteste und Unentbehrlichste davon für sich zurück, und theilte das Geld von dem Verkauften zur Hälfte unter die Armen, so wie er es auch mit dem aus seinem Hause und seinen Gütern erlöseten Gelde machte. Er dankte seinen Diener und seine Magd ab, bediente sich in allen Stücken selbst, lebte äusserst mäßig, und widmete den Rest seiner Tage nur Gott und religiösen Betrachtungen. Im Jahr 1783 starb dieser, durch Geist, Gefinnung und gründliche Gelehrsamkeit gleich achtungswürdige, aber auch durch religiöse Schwärmerey ausgezeichnete Mann. Im Druck ist nur wenig von Spangenberg erschienen; seine zahlreichen mathematischen Handschriften hat er dem verstorbenen Prof. *Hassencamp* zu Rinteln vermacht; dem Vernehmen nach, sollen sie sich auf der rinteler Universitäts-Bibliothek befinden. *Johannes Spicker*, geb. zu Wolfhagen 1756, gegenwärtig Prediger zu Naßätten und reformirter Inspector in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, Vf. eines Religionsunterrichts und einiger kleinen Aufsätze. *Johann Christoph Erich von Springer*, eine der interessantesten, und wegen des äusserst anmassenden Springer'schen Tones merkwürdigsten Biographien dieses Bandes! (S. 178—215.) Springer war geb. zu Schwabach 1727, und starb als Kanzler der Universität zu Rinteln 1798. Er war ein juristischer Autodidakt. „Man hat, sagt er selbst, in Deutschland noch kein Beyspiel von einem rechtsgelehrten Autodidakten, sondern nur in Frankreich von *Cusaz*, und auch von diesem nicht in Ansehung der Jurisprudenz, sondern bloß in Ansehung der lateinischen und griechischen Sprache.“ Sp. setzte darein seinen Stolz: „der erste und stärkste Polygraph in Deutschland, und dabey der einzige Autodidakt“ zu seyn, der sich bis zur höchsten Würde der Gelehrsamkeit hinauf geschwungen hat.“ Höchst charakteristisch sind die S. 190 fg. von Hn. *Str.* mitgetheilten Bruchstücke aus Briefen. Wer den sel. Spr. nicht näher gekannt hat, muß ihn hiernach für einen wahren Charlatan halten. Rec. kannte ihn nicht persönlich, ist jedoch einmal mit einem weitläufigen Briefe von ihm beehrt worden. Von

seinen Schriften sagt er unter anderen S. 193 selbst: „dafs sie alles weit überträfen, was von allen Lehrern der Universität Rinteln zusammen genommen, so lange sie steht, in allen Theilen der Wissenschaften geschrieben worden!“ Zu seinem Adel ist Spr. auf seine eigene Art gekommen, denn — er hat sich selbst geedelt! „Eine Brief-Nobilitation“, sagt er S. 195, habe er nicht, aber die beiden großen Edelleute — er möge fast sagen, größten Edelleute von Deutschland, *Daberg* und *Görz* — hätten ihn eigenhändig aus seiner Deduction recognoscirt und gleichsam aufgeschworen, der kaiserl. Reichshofrath habe ihn öffentlich dafür erkannt, und sogar sey er von der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften unverlangt in dem *erfurtischen Taschenkalendar* von 1795. S. 138 als *Freyherr* benannt worden.“ (!) Rec. erinnert sich hiebey eines, durch die Adresse auf einem Briefe von Kaiser *Paul* zum Professor gemachten schönen Geistes. — Spr. Schriften- und Manuscripten-Verzeichniß füllt über einen Bogen an. — *Gregorius Stannarius*, geb. zu Marburg 1610, anfangs reformirter Prediger und Rector des Seminariums zu Fulda, wo Hessen damals gebot, dann Prof. der Phil. am Collegio Mauritiano zu Cassel, und zuletzt Prof. der Theol. zu Marburg, wo er 1670 starb. Seine Schriften sind theologischen, physikalischen, logischen, metaphysischen und ascetischen Inhalts. *Joh. Aug. Starck*, geb. zu Schwerin 1741, als gelehrter Theolog, und durch die ihn gemachten Beschuldigungen des Krypto-Katholicismus, der Proselyten-Macherey, des Jesuitismus u. s. w. hinlänglich bekannt; gegenwärtig Oberhofprediger und Consistorialrath zu Darmstadt. Seine *Geschichte der christlichen Kirche des ersten Jahrhunderts*, seine *Geschichte der Taufe und Taufgesinneten*, des *Arrianismus* u. s. w. werden bleiben, wenn man der vielen polemischen Schriften nicht mehr gedenken wird. *Arnold Staubsand*, geb. zu Gerbenstein 1591; erreichte im Schulstaube ein Alter von 93 Jahren 5 Monat. 8 Tagen, und hat sich hauptsächlich durch deutsche und lateinische Poesien bekannt gemacht. *Josua Stegmann*, geb. zu Sulzfeld 1588; erst Superintendent und Prof. am Gymnasium zu Stadthagen, dann Prof. der Theol. zu Rinteln, wo er die Stürme des dreissigjährigen Krieges in ihrer ganzen Schrecklichkeit, und nebenbey noch Mönchs-Verfolgungen erfahren mußte; er starb 1632, und war ein eben so gelehrter, als frommer Mann. Einige allgemein bekannte Kirchengefänge, wie z. B. *Ach bleib bey uns, Herr Jesu Christ* u. s. w. *Wie schön leuchtet der Morgenstern* u. s. w. sind von ihm. *Joh. Gottl. Stegmann*, geb. 1725 zu Hartum, im Fürstenthum Minden, starb als Prof. der Logik, Metaphysik, Mathematik und Physik zu Marburg 1795. Er ist dem Publicum hauptsächlich durch seine vortrefflichen mathematischen und physikalischen Instrumente bekannt geworden, die nach England, Rußland u. s. w. gekommen sind. Mehrere darunter, wie z. B. ein Sonnen-Mikroskop für undurchsichtige Körper, sind von seiner eigenen Erfindung. *Georg Wilhelm Stein*, der Ältere, geb. zu Cassel 1737, starb als Oberhofrath und

Director der Entbindungs-Anstalt zu Marburg 1803; einer der berühmtesten und verdienstvollsten Lehrer der Entbindungskunst in Deutschland: Nachrichten von seinem Leben findet man auch in *Justi's hessischen Denkwürdigkeiten*, IV. Th. 2. Abtheil. und in *Crenzlers Memoria G. G. Steini*. Marb. 1803. *Georg Wilh. Stein*, der jüngere, Nefse des vorigen, und dessen Nachfolger im Lehramte der Entbindungskunst zu Marburg, geb. zu Cassel 1773. *Joh. Heintz Sternberg*, geb. zu Golslar 1772, seit 1804 Prof. der Pathologie und Therapie zu Marburg. (Diese Biographie rührt vom Vf. selbst her.) *Johannes Steuber*, geb. zu Schwickardshausen 1790; ein gelehrter Theolog und verdienstvoller Prediger. In der griechischen und hebräischen Sprache befaß er eine solche Stärke, daß er in beiden öffentliche Disputationen anzustellen im Stande war, so, daß selbst Juden und geborne Griechen die Seltenheit seines Beyspiels nicht genug bewundern konnten. Er hatte sich zu Marburg, Gießen und Heidelberg gebildet. Er war anfangs Prof. der Physik in Gießen; dann Prof. der griechischen, bald darauf Prof. der hebräischen Sprache und der Theologie daselbst. Im J. 1625 wurde die giesener Universität nach Marburg verlegt; auch *Steuber* kam dahin, und erhielt noch das Pastorat an der Elisabeth-Kirche, und das Bibliothekariat bey der Universität, das er aber 1685 aufgab, da ihm das Ephorat der Stipendien zu Theil wurde. Als Landgraf *Ludwig V* die lutherische Religion im J. 1624 in dem ihm zuerkannten Landes-Districten wieder einzuführen suchte, bedrückte er, als eines sehr tauglichen Mannes, die hiesigen, frommen, und durch seinen Mannes ein Ende. Die 14 Bände (382) enthalten noch manche interessante literarische Notizen und die sprechendsten Beweise, wie sorgfältig der verdiente Herausgeber jede sich auf die hessische Literatur-Geschichte beziehende Nachricht zu benutzen wisse. Möge es ihm doch nicht an Mulse und Aufmunterung fehlen, dieses so sehr brauchbare Werk bald zu vollenden! — St.

LEIPZIG, b. Gräff: *Gallerie der berühmtesten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Samuel Bauer*. Mit Klopstocks Portrait. 1805. (30 $\frac{1}{2}$ Bog.) 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Diese Gallerie besteht aus Biographien ein und vierzig berühmter deutscher Männer, welche zum Theil

wörtliche Auszüge aus schon vorhandenen Biographien sind (wiebey Lessing). Einige unedle Wendungen und nachlässige Ausdrücke abgerechnet, wie wenn es S. 8. heisst: *Haller's Lehrer haben sich gefreut, ihn zum Lehrlingen zu haben*, oder S. 13 in *gleichem Jahre statt in demselben u. s. w.*, sind sie nicht unlesbar erzählt. Indess ist eine erschöpfende, unbefangene Tiefe der Charakteristik, eine kritisch begründete und weltgeschichtliche Würdigung dieser Männer, welche erst das Ganze zu einer wohlgeordneten Gallerie gemacht haben würde, hier freylich nicht zu suchen. Dieser Mangel darf aber nicht befremden, wenn man aus dem Ganzen die Idee, oder vielmehr den Begriff des Vfs. von Dichtkunst und Dichtern auffasst, welcher nicht weit über das hinausliegt, was ein sehr geistreicher Kunstrichter *Stylistik* und *Stylistiker* genannt hat, und den Triumph aller Dichterproduction in ein Streben nach Correctheit setzt, wobey *Schillers* Worte:

— — — die Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg. — sogleich sich darbieten. Darum nun treten hier Manche auf, welche jenen Namen nicht, oder mit großer Einschränkung erhalten würden, Andere fehlen, die ihren Platz allerdings fordern könnten, wie eben *Schiller*, *Herder*, *Lichtenberg*, *Novalis* u. a: Manche würden ein freyeres Urtheil heischen, und statt der häufigen panegyrischen Tiraden, die oft unzeitig sind, durch kurzes Wort der Würdigung treffender hervorgehoben worden seyn. Wenn in dieser Hinsicht der Vf. sich darauf beruft, daß diese Urtheile das Resultat dessen seyen, was unsere scharfsinnigsten und einsichtsvollsten Kritiker als wahr anerkannt haben: so geben wir zu bedenken, daß auch diese Erkennen zuvörderst an den Werken selbst genauer zu prüfen war, damit nicht die Einseitigkeit eines bestimmten Zeitalters, welches dem Anseerordentlichen nicht selten den Vorzug gestattete, und mehr die Lebenden bewunderte und lobte, als die Todten achtete und ehren konnte, hervorträte.

Lobenswerth ist aber, und ganz an der Zeit, die Deutschen zur Anerkennung ihres eigenen, einheimischen Werthes auf alle Weise zurück zu führen, damit die angestammte Kraft und Freyheit nicht ganz ersterbe und untergehe, die aber, welche bis zur Knechtsgestalt hingebend waren, in sich selbst gesammelt, froh ermannen. Darum wünschen wir diesem Werkchen, bey allen seinen Gebrechen, doch recht viele und recht warme Leser.

A

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Leipzig, b. Hinrichs: *Erzählungen aus dem alten und neuen Testament*. Für die Jugend, von *J. G. D. Schmiedgen*, Herzogl. Sachs. Rath. Zwey Theile. 1805. 1 Th. XII und 116 S. 2 Th. 168 S. 8. (18 gr.). Erzählungen aus der biblischen Geschichte für die Jugend sind bereits in so großer Anzahl vorhanden, daß Altern und Schulvorleser ganz nach ihrem Geschmacke wählen können. Ein neues Büchelchen aus diesem Fache, das sich durch keine bedeutenden Vorträge vor *Hofmann's*, *Henke's*, *Schwar's*, *Adler's*, *Hartmann's* u. a. biblischen Geschichtsbüchern auszeichnet, scheint

uns daher völlig überflüssig. Was den Geist betrifft, in welchem Hr. Sch. die biblische Geschichte darstellt, so kann man denselben schon aus seiner Aufsehung in der Vorrede erkennen. Er ist nämlich der Meinung, daß jene heiligen Urkunden das Gepräge des Alterthums verlieren würden, wenn man ihnen das Wunderbare, das Außerordentliche, das darin vorkommt, nehmen wollte. Wenn es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hat, dann ist es auch nicht zu leugnen, daß *Hübner's* biblisches Historienbuch in Materie und Form unübertreffbar bleibt.

Z — d.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 J A N U A R, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Handbuch der Weltgeschichte, für die reifere Jugend der gebildeten Stände, und für Schulen*, von K. H. L. Pölitx, Prof. in Wittenberg. Drey Theile. 1805. und 6. VIII, 327, 538 u. 446 S. in 8. (5 Rthlr. 8 Gr.) *Neue* (leider unveränderte, bloß dem zierlicheren Titelblattnach neue) *Ausgabe*. 1806. (5 Rthlr. 16 Gr.),

Der Zweck dieser Arbeit wird nicht nur auf dem Titel durch die Personen, für welche sie dienen soll, sondern auch in der Vorrede des dritten Bandes, als „zweckmäßige Auswahl beglaubigter Facten, derselben Verbindung durch pragmatisches Urtheil und eine lebensvolle Darstellung“ näher bestimmt. Wir finden das Werk als Lesebuch, besonders über die alten Zeiten im ersten Theil, wo Herder, Heeren, Gibbon (Hr. P. erkennt es mit Dank,) schon vorgearbeitet hatten, in der That sehr zweckmäßig. Die trockener ausgefallene Darstellung anderer Perioden kann bey einer neuen Ausgabe (wenn auch ein Band mehr würde!) durch einiges Quellenstudium erweitert und belebter werden. So wie das Buch ist, scheint für den Gebrauch in Schulen hauptsächlich in der Form etwas Wichtiges, doch leicht Verbetterliches, zu fehlen, was dem Unerfahrenen die Fassung erschwert. Es ist Alles in nur sechs Perioden abgetheilt, welche natürlich groß ausfallen, (von August bis Karl den Großen; von diesem auf die Entdeckung Amerika's): die ungeheure Zahl der in jeden Zeitraum fallenden Geschichten werden ohne die Hülfe irgend einer Abtheilung in Bücher und Kapitel, mit besonderen Überschriften, eine nach der anderen erzählt: wie will das Gedächtniß es fassen? Selbst Nachschlagen wird beschwerlich: denn die Stellung der Begebenheiten hat immer viel Willkührliches. Einigermassen könnte der Mangel solcher bequemen Ruhepunkte durch eine Inhaltsanzeige noch ersetzt werden, wo keinesweges nur die Perioden, sondern die ganze Ordnung der Begebenheiten von Seite zu Seite bemerkt werden müßte. Der Geist des Vortrags ist löblich. Man sehe die schönen universalhistorischen Blicke Th. I, 282, 298 (Ja wohl „erzieht eine höhere Hand unser Geschlecht zu einer sichern festen Zeit.“ *Langsam*, das ist wahr, doch unlängbar. Augenblicksweise erscheinen Gräuel; aber im Ganzen mildert sich: wie anders die französischen Sieger zu Wien, Berlin, als zu Karthago, Theben, als zu Jerusalem oder Korinth jene Alten! Keine Leibeigenschaft mehr; eine allgemeine Stimme für Gesetz und Menschlichkeit. Doch

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

wir lenken ein.) Siehe auch die gefühlvolle Anrede an den deutschen Jüngling I, 15 f., die Betrachtungen über unsere Zeit III, 10 f. Obgleich vieler seitdem geschehenen Dinge, hat sich in der Hauptanwendung der Geschichte nichts geändert: was Ein Wille über Unentschiedenheit und Verwirrung, Lebendigkeit über Schlendrian, Vorsicht über eitlem Stolz, der Geist über bloß physische Kraft überhaupt vermag; das Unhaltbare des Ausgebrauchten, Veralterten; der Unterschied zwischen Schein und Wesen, Meinung und Realität, und der Vorzug innerer Kraft und Ordnung und großgefaßter fester Pläne, diese Wahrheiten haben ihre jederzeit unfehlbare Bestätigung erhalten. Bey der Nation steht es, ob Herabwürdigung seyn soll. Bekanntlich hat sie nicht beschloßen; nicht gewählt, nicht gehandelt, und wie konnte sie beurtheilen, was ihr allezeit verborgen war; besser belehrt, sollte sie nicht weiser, und also ehrwürdiger, eher als verächtlich werden? Im Übrigen wird niemand verachtet, als wer sich selbst verächtlich fühlt. Rec. denkt, wir dürfen die Geschichte ohne zu erröthen, lesen: überall finden wir ähnliches Versehen, ähnliche Folgen, aber auch die Bestätigung, daß wahre allgemeine Theilnahme an einem gemeinschaftlichen großen Zweck mit gehöriger Thätigkeit und Einsicht nicht unbelohnt bleibt, und jetzt in der großen Föderation allein fähig ist, uns einen ehrenhaften Platz und die Achtung des Siegers zu verschaffen. Th. I, 302, II, 208 f. kommen mit Wahrheit und Würde vorgetragene Bemerkungen über die Weltherrschaft vor, welche die Perser über Asien und über die ganze gesittete Welt Rom geübt. Es ist hiebey zu merken, daß die durch amovible Statthalter ohne individuelle Verhältnisse besorgte Länderverwaltung, besonders aber zwey große Übel, sehr gewirkt haben, sie so verderblich zu machen. Es war kein gemeinsames Band einer Religion, öffentlichen Stimme, allgemeinen Literatur; daher keine durchgängig angenommenen Grundregeln, und die Nationen gaben sich hin, ohne einige Sorgfalt für die Erhaltung kostbarer Eigenthümlichkeiten, da man doch gehorsam seyn kann, ohne sein selbst und der ewigen Ordnung zu vergessen. Ein großer Sieger will über Männer herrschen.

Jedoch wir lenken wiederum ein, um das Buch zu durchlaufen, und einige bey dem ermüdenden Lauf durch so viele Jahrhunderte unvermeidliche kleine Fehltritte zu berichtigen. Unter diese zählen wir gar nicht, Stellen von Heeren, von Herder wörtlich eingerückt zu finden; sie passen. Wer Bel gewesen, und ob (I, 80) dieser König, mit der Sonne zugleich, göttli-

che Verehrung erhalten, ist aus der Mythen Sprache noch nicht bestimmt genug interpretirt, um als historisches Factum zu gelten. S. 177 ist Psammetich nicht genau als Numa's Zeitgenosse genannt; letzterer starb ein paar Jahre vor des ersten Thronbesteigung. Ob die iberischen Stämme aus Spanien nach Italien, oder vielmehr in beide Länder über die nordischen Gebirge kamen: möchte wohl unausgemacht bleiben (S. 272). Dafs *Alba Evander's* Vaterstadt seyn sollte (276), ist wohl der allzu zahlreichen Druckfehler einer, für *Arkadien*. S. 279 lesen wir von einem albanischen Hügel in Rom. Vermuthungen, wie S. 287, dafs eigentlich durch Verrätherey der Juden Cyrus in die Stadt Babylon kam, (welches durch kein einziges Zeugniß der Quellen belegt werden kann, und nur Zulage des neuesten Hasses geheiligter Charaktere ist), sollten in ein so kurzes Lesebuch nicht leicht aufgenommen werden. Wo S. 304 Palästina durch *Lorus* wieder bevölkert wird, lies *Cyrus*, und S. 312 für *Pantheon* l. *Parthenon*. Aber der Druckfehler ist eine entsetzliche Menge. S. 318 gute Warnung vor der *Griechenheit*, in so fern sie Modelfucht ist, und den Blick auf Kleinlichkeiten beschränkt, indem sie den genialistischen Aufschwung und umfassendere Bemächtigung aller Culturmomente hemmt.

Th. II, 54 ist körperliche *Stärke*, wenigstens in der gebildeten Sprache, nicht das wahre Wort für die ungeheure Dicke des Physkon. Durch einen Schreibfehler wird S. 104 Verona von der Etsch an den Po versetzt. *Infames scopulos Acrocerauniae* findet man gewöhnlich nicht *Akroceraunos* genannt, S. 143. S. 189 lies für Seleukus *Antiochus* Soter. Wie Columella S. 203 vor unsere Aera, und S. 316 sogar vor Varro gesetzt wird, verstehen wir nicht. Man bemerkt aber in der That häufig die *Eilfertigkeit*, sowohl des Verfassers als Druckers; also, dafs das Buch bey einer neuen Ausgabe und Revision gewinnen mufs. Was ist das für ein Ausdruck: *Cajus wüthete gegen jeden, dem er Verdienste schuldig war* S. 229. Wir haben uns etwas gewundert, S. 244 dem ersten Antonin an Grösse und Edelfinn den Vorzug vor Trajan gegeben zu sehen; es war mehr stille Würde in ihm. „Die Garden steigerten die Unordnung,“ ist S. 267 unbequem gesagt. S. 300: Boëthius (welcher 525 starb,) war nicht in den Fall des Aëtius (454) verwickelt. Unrichtig wird S. 317 gemeldet, es habe *Livius* nur bis auf des ersten Cäsars Zeit geschrieben; bis 35 Jahre nach desselben Tod. Im Übrigen ist die Literaturgeschichte des Zeitalters empfehlenswürdig, und in den Urtheilen meist Richtigkeit; nur wird *Prokopius* S. 328 mit dem Schimpfnamen eines „unsichern Compilators“ — er, der die Geschichte seiner Zeit, und mit Aufnahme der leidenschaftlichen *Hist. anecdota*, wahrheitsliebend und gut beschrieb — zu äbel abgefertiget. Wir dächten, die gemeinfame Abkunft der *slawischen* Stämme würde durch die *Sprache* besser als durch den *Namen* bewiesen, den sie häufig sich nicht selbst geben (S. 338.) Dafs Abd-er-rachman in Frankreich ein Chaliphat habe stiften wollen, ist kaum zu glauben; er war treuer Statthalter der

Ommiaden. S. 338 wird Justinian Justin's I Enkel genannt; nur im Französischen ist die Verwechslung mit dem *Neffen* möglich. Heraklius war Sohn des Statthalters von Afrika, darum aber kein Afrikaner (S. 360). Nicht mit dem Enkel, mit dem *Sohne* Ali's kam das Chaliphat aus dem Haufe (S. 367). Paul *Warnfried* heisst (S. 370) wohl durch Druckfehler *Winfried*. Kaiser Heinrich der Heilige stammt nicht (S. 402) in weiblicher Linie von Otton's Geschlecht. S. 414: Unabhängig von dem Abbasiden war das Reich zu Cordova nicht erst seit 912; schon Abd-er-rachman Dacheli (756-788) ehrte ihn nicht. Nur sehr uneigentlich kann gesagt werden, dafs das Haus Tudor von Heinrich V stamme (485), seine Wittwe heirathete den Stammvater dieser Könige. „Seine Siege verschafften ihm den *Abtritt* Dalmatiens,“ S. 493. „der *Abtritt* von Luifiana“ III, 297: wir würden lieber *Abtretung* sagen. Es ist wahr, dafs Borso von Este vom Papste den Herzogstitel über Ferrara bekam, doch nicht 1467, (S. 502) von Alexander VI, der erst nach 26 Jahren Papst wurde; sondern durch Paul II, 1471. Lancelot von Anjou war bis 1414 wohl zu Neapolis, nie aber über Ungarn König (S. 507). Zonaras und Anna Komnena können nicht die *einzigsten* heissen, deren Schriften sich über das griechische Reich, besonders aus der Epoche der Kreuzzüge erhalten hätten (S. 530): Von vielen andern wollen wir nur den höchst interessanten *Nicetas von Chonen* anführen.

Zum dritten Theil, welcher die letzten dreihundert Jahre enthält. S. 35 kann nicht Herrmann von Cöln unter den damaligen geistlichen Kurfürsten, (deren einer vom Haufe Brandenburg, zu Mainz und Magdeburg Erzbischof und Cardinal war,) der *Mächtigste* heissen. Es ist etwas — sollen wir es nennen sansculottisch oder cynisch? den Cardinal Richelieu (S. 53) als „das merkwürdige *Ungeheuer*“ zu bezeichnen; da er zumal sonst (S. 151) nicht übel gewürdigt wird. Preussens Friedrich ist (S. 132) kurz und gut geschildert. (Die macedonische Uebermacht hat nicht über dreissig Jahre, der Glanz der Ptolemäer nicht über hundert Jahre gedauert, und der Thron des grossen Cäsars, des weisen August, des edeln Trajan, was wurde er? Aber die Grösse der Vollendeten ist mit ehernen Griffeln in die Tafeln unvergesslicher Historien zu verehrenden Andenken des menschlichen Geschlechtes geschrieben!) Nicht *Burgund* überhaupt, nur die Ansprüche auf die *Freygrafschaft in Hochburgund* (*Franche-Comté*) gab S. 141 Karl VIII damals auf, und nicht *Maximilian*, sondern sein Bruder *Francesco Sforza* wurde 1529 in Mailand restituirt (144). S. 147: Es ist nicht das rechte Wort, dem Admiral Coligny, der nur 56 Jahre gelebt, schon zwölf Jahre vor seinem Tod *bejahrt* zu nennen. S. 151 spricht der Vf. von dem Plan einer grossen europäischen Völkerverbindung, wie er Heinrich IV zugeschrieben wird (und wohl in Sully liegen mochte, der aus Calvin's Schule republicanische Ideen und wirklich grosse Gedanken damit hatte). „Wer,“

unter den Deutschen, oder von Rudolf von Habsburg fragt der Vf., „könnte das mehr oder weniger frische organische Leben der einzelnen Staaten, das von so unzähligen innern Bedingungen der Verjüngung und des Veraltens abhängt, auf Ein Princip unserer Gleichheit des Territoriums und der Bevölkerung zurückzuführen sich anmassen wollen!“ Ein schweres, das grösste, ein beyspiellofes Werk, es ist wahr: doch wenn auf diesem zum Schauplatz aller möglichen Gestaltungen bestimmt scheinenden Erdenrund auch dieses Experiment gemacht werden soll, so wird wohl so ein Zeitalter dafür das bequemste seyn, in welchem fast alle Regierungen, in ähnliche Erschlaffung versunken, sich gleichsam das Wort gegeben hätten, in ungeschickten Mafsregeln eine die andere zu übertreffen. Warum könnte da nicht Ein erhabener Geist sich des Zügels bemächtigen, und, so lang diese Verhältnisse bleiben, alle die Kraftlosen leiten? — S. 153; wie verstummt eine Geißel durch Stiftung einer Akademie und Pensionen? Es ist wenigstens ein sehr ungewöhnlicher Ausdruck. S. 191: Der Kaiser Napoleon ging über den Bernhardsberg, nicht über den Simplon (vielmehr Cimplon). Die Schlacht bey Nancy 1477 wurde nicht den 12, sondern 5 Januar geliefert (S. 210). Nie war (S. 212) Sitte in der Schweiz, 50,000 Eingeborne in fremden Sold zu geben; 34,837 war im J. 1787 die Zahl der Schweizertruppen (*Moy, hist. mil.*, VIII, 540), und man sagt nicht zu wenig, wenn man unter diesen nicht über 20 oder 21,000 Eingeborne annimmt. Auf eben dieser Blattseite sind die Zahlen 1531 und 76 in 1536 und 16 umzuschreiben. S. 243 wird Karl III, König von Spanien, Enkel von Odoardo Farnese genannt; richtig, nur war es nicht der hier genannte Odoardo, sondern Herzog Rainuccio II jüngerer Sohn. Die Erzählung vom Ende der alten Republik Venedig S. 249 dürfte Berichtigung leiden. S. 279 wird die Vertreibung der Juden unter Ferdinand dem Katholischen für eine Mafsregel genommen, welche die Araber betroffen hätte. Karl V, als er seinem Großvater in Spanien folgte, war 16, nicht 6 (S. 280) Jahre alt; auch hat er (S. 307) keine Kriege mit Ludwig XII geführt. Wenn die Geistlichkeit in Schweden vor der Reformation drey Drittheile der Ländereyen besafs (S. 349), so wären wir begierig zu wissen, wo Adel, Bürger und Bauern die übrigen haben mochten! Wir wissen, was Druck- oder Schreibfehler sind; deren finden wir aber in diesem schätzbaren Buch zu viele, um durch Nichtahndung ähnliche Übereilungen zu autorisiren, und das Buch verdient eine zweyte Hand. Der Friede zwischen Ferdinand und Johann Zapolya nicht 1588, sondern 1536 (S. 388), und nicht 1530 starb dieser (S. 359), sondern 1540. Den grossen Shah Abbas möchten wir eben nicht Usurpator nennen (S. 418), weil er im Verdacht war, seinem Bruder Ismael gethan zu haben, wie dieser seinem Bruder Hamzah; und darüber hatte der türkische Kaiser so eben kein Recht, sich aufzuhalten. Die Dynastie der Sefi ist auch nicht (S. 427) 1523 entstanden, in welchem Jahr der Stifter starb. Eine Übersicht der neuen Literaturgeschichte, eigent-

lich nur (erinnerndes) Namenverzeichnis, schliesst das Werk. Da ist übrigens Winkelmann 1767 (nicht 1778 S. 437) Jsaak, Newton 1727 (nicht 25.) S. 448 gestorben.

Der Gedanke dieses Lesebuchs war gut; sein Geist ist es auch; es glänzt hin und wieder in glücklich gewählten oder ausgearbeiteten Stellen: aber Bücher für die Jugend, wie für die Menge, sind schwer: da mufs alles genau seyn, weil die Leser es nicht selbst verbessern können; alles in sich vollständig, weil sie nicht gern viel nachschlagen; sehr deutlich und faßlich, sonst ist die Historie ein Irrgang ohne der Ariadne Faden.

Ths.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Kurzgefaßte Geschichte der Deutschen*, zum Gebrauch bey dem Unterricht in Gymnasien, von J. Milbiller, D. 1804 XVIII. und 267 S. 8. (21 gr.)

Das Buch ist auf höhere Veranlassung geschrieben, und wird seinen Zweck nicht verfehlen, dafern die Lehrer in den bayerischen Gymnasien Fähigkeit und guten Willen genug haben, die im Vorbericht gegebenen Winke über den Gebrauch desselben bey dem Unterricht zu befolgen. Jeder verständige Leser wird diese Vorschriften und Grundsätze gern unterschreiben; doch dürfte es Manchem scheinen, dafs der Vf. von den Geschichtslehrern in Gymnasien zu viel fordere: wenigstens wird zur Erläuterung des Buchs in der vorgeschriebenen Mafse mehr als ein Jahr verwendet werden müssen. Die Darstellung der deutschen Geschichte selbst ist mit hinreichender Sachkenntniß gearbeitet, zwar gedrängt, aber nicht undeutlich, vielmehr lichtvoll und leicht zu überschauen, wie es Gymnasialen angemessen ist; Gründlichkeit und Anmuth sind glücklich mit einander vereinigt. Die Anordnung des Ganzen, oder die Abtheilung in sechs Zeiträume, wovon jeder in verschiedene Abschnitte nach §§. zerfällt, ist mit Einsicht gemacht, and beweiset, dafs der Vf. seines Gegenstandes Meister ist. Schon aus den Rubriken dieser Perioden wird sich die Behandlungsart beurtheilen lassen. I. Die deutschen Völker im Zustande der Freyheit und fast ohne Bildung, bis zur Entstehung des fränkischen Reichs durch Chlodwig, oder von den ältesten Zeiten bis zum J. 486. II. Die deutschen Völker in der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche und am Wege zu einer besseren Cultur, bis zur Absonderung der deutschen Provinzen von demselben, oder von Chlodwig bis auf Ludwig den Deutschen, 486—843. III. Die deutsche Nation unabhängig von fremder Herrschaft, bis zum Anfange der Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle und zur Entstehung des Bürgerstandes, oder von Ludwig dem Deutschen bis zu Heinrich IV, 843—1056. IV. Vom Anfange der Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle und von der Entstehung des Bürgerstandes bis zur Zeit, da die Städte durch Industrie und Handel mächtig emporwuchsen, oder von Heinrich IV bis auf Rudolf von Habsburg, 1056—1273. V. Von der Zeit, da die Städte durch Industrie und Handel empor kamen, bis zum Ende des Faustrechts und zur Aufnahme der Humanität

bis auf Maximilian I., 1279—1493. VI. Vom Ende des Faustrechts und der Aufnahme der Humanität und Aufklärung bis auf unsere Zeiten, oder von Maximilian I bis auf Franz II., 1493—1804. Der letzte Zeitraum, von mehr als 300 Jahren, ist zu lang. Sehr zweckmäßig würde es gewesen seyn, wenn der Vf. ihn in zwey ungefähr gleiche Perioden getheilt hätte, wobey der westphälische Friede den natürlichsten Abschnitt gemacht haben würde. Auch möchte man in der neueren Geschichte etwas mehr Ausführlichkeit wünschen. Die ganze Geschichte von Maximilian I bis 1804 nimmt nur 63 Seiten ein. Einen wesentli-

chen Mangel glaubt Rec. darin bemerkt zu haben, daß die Chronologie am Rande gar nicht, und im Texte nicht hinreichend angegeben ist. Dadurch wird die Erlernung der deutschen Geschichte den Schülern nicht wenig erschwert werden. Bedeutende Unrichtigkeiten in den Thatfachen haben wir nicht bemerkt, und von Sectenhafs zeigt sich nicht die geringste Spur. Die Sprache des Vfs. ist einfach und edel genug, obschon nicht durchgängig rein. Welches Handbuch er bey der Ausarbeitung zum Grunde gelegt habe, wird der Kenner leicht entdecken.

G. v. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE: Nürnberg, in der Lechnerschen Buchhandlung: *Versuch einer Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtey Langheim, nun dem Hause Brandenburg zugehörenden, so genannten Mönchshofes zu Culmbach*. Bearbeitet von G. W. A. Fikenscher. Prof. am Coll. ill. Christian-Ernestino zu Baireuth. Adjunct der philos. Facultät zu Erlangen u. s. w. Mit 2 Kupf. 1804. 86 S. gr. 8. (10 Gr.) Die letzten Säkularisationen verheissen der Geschichte des Mittelalters keine geringe Bereicherung durch die Eröffnung so mancher Archive, die bis dahin oft unwillkürlich Argwohn verschlossen gehalten hatte. Diese Schrift scheint eine Frucht davon zu seyn. Sie bedarf daher über ihren gering scheinenden Gegenstand nicht erst eine Entschuldigung. Jede aus Quellen geschöpfte Unterfuchung ist ein Zuwachs für die Geschichte, sey der Ort, der Gegenstand derselben, so klein als er wolle. Wird es doch immer allgemeiner anerkannt, daß Arbeiten dieser Art einen ganz andern Werth haben, als historische Gemälde oder (oberflächliche) Übersichten, die nur aus Compilationen oder aus der Phantasie der Verfasser hervorgegangen sind.

Der Gegenstand dieser Unterfuchung ist übrigens nicht so unbedeutend, als er auf den ersten Anblick scheinen möchte. Der *Mönchshof zu Culmbach*, sagt der Vf., ist schon um desswillen unserer Aufmerksamkeit werth, weil er einem der berühmtesten und bedeutendsten Klöster in Franken zugehörte, und bey der äußerst wichtigen Säkularisation der geistlichen Länder und Güter zugleich mit seinem Kloster *Langheim* in die Entschädigungsmasse geworfen wurde, von dem aber, vermöge besonderer Vergleiche mit dem Hause *Baiern* 1803 das Haus *Brandenburg* in Franken, in dessen Gebiet er mit seinen Besitzungen lag, Besitz genommen hat. Wenige, meist fehlerhafte Nachrichten aufgenommen, ist die Geschichte dieses Mönchshofs noch gar nicht bearbeitet, und wir müssen aus der Durchlesung der vorliegenden Schrift hinzusetzen, sie ist auch durch ihren Inhalt selbst interessant genug. Der Mönchshof zu Culmbach ist seit der Reformation beynahe ununterbrochen der Gegenstand sehr hartnäckiger Streitigkeiten. Hier findet man von der einen Seite pfaffenmäßige Beharrlichkeit, von der anderen oft übermüthige Gewalt in mannichfaltigem Kampf.

Nach diesen Rücksichten kann das Unternehmen des Vfs. den Freunden der vaterländischen Geschichte nicht anders als willkommen seyn, um so mehr, da auch eine gründliche Ausföhrung hinzu kommt. Seine Unterfuchungen gehen durchaus von den Original- und Actenstücken aus, deren Mittheilung schon an sich Dank verdient. Nach den beiden Stiftungs-Briefen, die auch anderwärts bey Schütz *Corp. hist. Brandenb. Diptom.* T. I. abgedruckt, aber, wie der Vf. zeigt, von den meisten unrichtig gedruckt worden sind, ist besonders merkwürdig: der Bericht eines langheimischen Ammanns, oder Hofmeisters über die Ansprüche Brandenburgs während des dreißigjährigen Kriegs, und über die Eingriffe und Gewaltthätigkeiten seiner Räthe und Officiere. Ferner die schwedische Entschädigungs-Urkunde für den Markgraf Christian von Brandenburg, worin unter andern „Stück und Gütern, welche Ihro (der Königin von Schweden) Maj. durch des Allerhöchsten Verhehens und verliehene hohe Gnad und sieghafte Waffen in Ihren rechtmäßigen Gewalt gebracht, dahero auch, aller Völker Recht und Billigkeit, darin Ihrer K. Maj. Christlichen Gemüthsneigung nach, zu thun und zu lassen, Macht überkommen,“ auch „den Langheimischen Klosterhof zu Culmbach dem Markgraven zu recht wahrem Erb- und Eigenthum cedirt und übergeben wird, als eine, schon von Gustav Adolph verheissene Königliche recompens und Ergötzlich-

keit.“ S. 28 ff. Der Markgraf vertauschte übrigens bald hernach diesen Hof wieder an das Kloster; und es fehlte dann auch nie an Vorwand, die alten Neckereyen bis kurze Zeit vor der Säkularisation fortzuführen. Der eigentliche Zweck der Stiftung, die *Capelle*, war schon in dem Religionskrieg *circa* 1553. verschwunden, ohne daß der Vf. etwas Näheres darüber auffinden konnte. Dagegen ist die reiche Zugehör für beide Theile desto wichtiger, und ihr späteres Verhältniß gegen Brandenburg ist der eigentliche Gegenstand von dem ersten Abschnitt dieser Geschichte. Nach diesem kommt der Vf. auf die Rechte des Kl. Langheim über den Mönchshof, die Gerichtsbarkeit, und die ganze innere Verwaltung. Auch hier werden die verschiedenen Collisionen mit Brandenburg durch die darüber erlassenen Verordnungen, reichsgerichtliche Recesse und gegenseitige Verträge documentirt. Diese sind nicht nur an sich über die alten rechtlichen Verhältnisse und Einrichtungen, sondern auch als Belege für die Rechtsgeschichte überhaupt belehrend.

Eine besondere Unterfuchung macht die Geschichte der *Religionsübung* auf dem Mönchshof und der von Seiten Brandenburg gemachten Einsehränkungen aus. Die gänzlich ungewöhnliche Ausdehnung auf ein öffentliches *exercitium rel.* wurde bis 1741 durch eine fürstliche Wache unterdrückt. Endlich folgt eine Beschreibung von den *Hofgebäuden*, von ihrem Verhältniß zu der Stadt und Festung Culmbach, und von den verschiedenen Streitfragen, die auch durch die Bauverbesserungen veranlaßt wurden; zuletzt ein Verzeichniß von den *Einkünften* des Mönchshofs aus einer Jahresrechnung von 1630: ohne übrigens näher zu bestimmen, wie sich dieses zu der in der *Oberd. Allg. Lit. Zeit.* 1804. No. V. S. 66. angegebenen Summe von 12,000 fl. verhalte.

Der Vf. nennt seine Arbeit, bescheiden genug, Versuch einer Geschichte. Das einzige, was Rec. vermißt, ist eine zusammenhängende historische Übersicht. Die theilweise Unterfuchung der einzelnen Rechte war für ihren besonderen Zweck notwendig; aber sie eripart dem Leser den Überblick des Ganzen, wenn ihm nicht auch darin der Schriftsteller entgegen kommt.

Ob das so ganz eigene Phänomen des Mittelalters, der allgemeine Stiftungseifer, nicht eine höhere Würdigung verdiene, als bey dem Vf. gleich in dem Eingang dieser Schrift geschehen ist, will Rec. hier nicht weiter unterfuchen. Es möchte für diesen Zweck schon hinreichend seyn, wenn nur das gezeigt würde, wie auf diese Weise für die Nachkommenschaft ein Capital niedergelegt wurde, das in seinem eigenthümlichen Werth in gleicher Progression mit der Zeit zunehmen mußte; und wie gut uns dieses nun zu Statte gekommen ist. — Was werden wir hinterlassen? Der Styl dieser Schrift ist trocken und hat um Theil schwerfällige, oft ungereimte Perioden, auch das Aufsehn ist nicht gefällig. Das soll aber dem Vf. als gründlichen Forscher, nichts benehmen; Rec. kehrt vielmehr zu der ersten Bemerkung zurück, daß zu wünschen wäre, wir möchten aus den Archiven der säcularisirten Klöster und auch der letzten Reichsstädte bald mehrere ähnliche Arbeiten hervorgehen sehen. Denn diese ist der einzige Weg, wie die Geschichte Deutschlands nach allen ihren, zum Theil noch dunklen, Parteen in dem Geist ihrer Zeit richtig dargehan und verstanden werden kann. Die Ursache der bisherigen Verschließung der Archive fällt ja nun von selbst. Wozu noch die Documente, wo man viel leichter und kürzer zum Zweck kommt? Überlasse man diese als verbrauchte Waare dem gelehrten Liebhaber, der etwa auf Augenblicke darüber vergist, daß er im 19-Jahrhundert lebt.

— C. —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 J A N U A R, 1807.

B O T A N I K.

COPENHAGEN, b. Brummer: *Enumeratio Plantarum in partibus Saellandiae septentrionalis et orientalis, quam edit Christ. Frider. Schumacher, Prof. tertius in Academia Chirurgorum Regia Hafniensi, Chirurgus primarius Nosocomii Fridericiani. Pars prior. 1801. VIII und 304 S. Pars poster. 1803. 489 S. 8. (2 Thlr. 2 gr.).*

Hr. Prof. S., dem die Naturwissenschaft manche, nicht unbedeutende, Beyträge verdankt, und der sich auch bereits durch einige botanische Aufsätze bekannt gemacht hat, beschenkt uns hier mit der Flora von Seeland, einer freylich nicht ganz unbekannten, aber noch nicht genau untersuchten Insel. Dafs der Vf. fleissig gesammelt hat, ist nicht zu leugnen. Grofse Entdeckungen durfte man überall nicht nach der geographischen Lage der Insel — wenigstens nicht in Hinsicht auf phanerogamische Gewächse — erwarten; es kam nur auf eine vollständige und richtige Aufzählung des wirklich Gegenwärtigen an. Eine gröfsere Ausbeute versprach die Kryptogamie; und man mufs gestehen, dafs Hr. S. wirklich davon reichlich mitgetheilt hat. Ob man aber den Angaben und den Bestimmungen des Vfs. immer trauen dürfe, und ob die vielen von ihm unter den Kryptogamen als neu aufgestellten Arten, auch wirklich als solche angesehen werden können, ist eine andere Frage. Nach der Reihe von Jahren zu schliessen, die sich Hr. S., laut des Vorberichts, mit Botanik beschäftigt; und nach den genauen und freundschaftlichen Verhältnissen, in denen er mit dem verstorbenen Vahl stand, sollte man freylich kein Mißtrauen hierin setzen. Aber man kommt sehr bald von der guten Meinung zurück, wenn man den Vf. sehr häufig mit sich selbst ungewifs findet; wenn er Synonyme citirt, die offenbar zu ganz anderen Pflanzen gehören, als zu denen, die er anführt oder beschreibt; wenn er neue Arten aufstellt, die nach seiner eigenen Beschreibung höchstens nur Abarten oder Verschiedenheiten des Alters ausmachen; und endlich wenn man noch Pflanzen aufgezählt findet, die nach den Beobachtungen Smith's und anderer achtungswürdiger Botaniker — deren Werke Hr. S. wohl nicht ganz unbekannt bleiben konnten — längst aus der Reihe der wirklichen Arten ausgestrichen worden. Wir zweifeln indefs keinesweges an der Neuhheit eines sehr beträchtlichen Theils der beschriebenen Gewächse; aber die kurze, ja oft nur

sehr unvollkommene, Beschreibung wird in den wenigsten Fällen befriedigenden Aufschluß geben. Sollte es aber dem Vf. noch gefallen, uns mit seinen Entdeckungen auf einem andern Wege — wenn auch nur durch die *Flora Danica* — bekannt zu machen: so würden sie ohne Zweifel mehr wissenschaftlichen Werth erhalten, und für den Botaniker aufhören, eine neue Quelle von Zweifeln zu seyn.

Was nun die Einrichtung des Werkes selbst betrifft, so glaubte Hr. S. das linnéische System beyhalten zu müssen. Doch fand er es für nothwendig, einige Gattungen und Arten zweckmäfsiger zu versetzen. Auch verdient bemerkt zu werden, dafs der Vf. die wesentlichen Charaktere mehrerer Gattungen nach Gärtner und anderen berichtigt hat. Man wundert sich aber, warum diefs nicht durchgehends geschehen ist. Wer wird z. B. jetzt noch bey *Hippuris* ein *semen unicum* zur Frucht annehmen, da es längst entschieden ist, dafs die Frucht dieses Gewächses eine Nufs ausmacht? Ähnliche Unrichtigkeiten und Widersprüche zeigen sich bey *Thesium*, *Chora*, *Carex*, *Betula*, *Fraxinus* u. m. a. — Bey der Angabe des Wohnorts, der auch noch besonders in dänischer Sprache bestimmt ist, scheint Hr. S. sehr genau zu seyn. Dann folgt die Blüthezeit. Die Dauer der Gewächse ist nicht angegeben. Die wesentlichen Differenzen beziehen sich bey den phanerogamischen Gewächsen gewöhnlich auf das linnéische System. Ausser der Nachweisung auf die *Flora Danica*, oder wenn die Pflanze noch nicht in derselben vorgestellt ist, auf *Bulliard Herb. de la France*, oder ein ähnliches Kupferwerk, ist weiter kein Schriftsteller angeführt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir etwas genauer ins Detail gehen. Wir betrachten zuerst die phanerogamischen Gewächse, welche im ersten Theile abgehandelt sind, und mit den, in dem Nachtrage noch erwähnten, 882 der Zahl nach ausmachen. *Class. I. salicornia herbacea*. Es werden zwey Abarten unterschieden, nämlich erstlich *patula*, mit niederliegenden flachen Ästen, und nach der Spitze verdickten Gelenken; und zweyten *erecta*, mit geradem Stengel, etwas aufrechten Ästen und fast walzenförmigen Gelenken. Zu letzterer ist die Abbildung in der *Fl. Danica* gezogen. Vahl scheint diese Verschiedenheiten nicht so constant bemerkt oder vielmehr nicht bestätigt gefunden zu haben. Mehr Aufmerksamkeit verdienen des Vfs. Unterscheidungen der *Callitriche*-Arten. Er nimmt nur 2 Arten an: 1) *Call. androgyna, floribus androgynis*, welche folgende 3 Abarten in sich begreift: a) *foliis*
Bb

omnibus ovalibus (Fl. Dan. t. 129); b) foliis superioribus ovalibus, inferioribus, linearibus, subbifidis; und c) foliis omnibus linearibus inferioribus subbifidis. — und 2) *Call. hermaphrodita*, floribus hermaphroditis, foliis omnibus linearibus apice bifidis. Letztere ist die linneische *autumnalis*, und erstere (*androgyna*) *Linne's verna*. So viel scheint wohl gewiss, daß man entweder mit dem Vf. nur 2 Hauptarten, oder auch die Varietäten der ersteren als besondere Arten ansehen muß, und dann hätten wir 3, was wohl zu viel seyn möchte. *Class. II. Circaea intermedia* Ehrh. hat Hr. S. wahrscheinlich nicht genau untersucht, sonst würde er sie als Abart der *alpina* angesehen haben. Diese Vermuthung erhält noch mehr Wahrscheinlichkeit, da der Vf. die Abbildung der Fl. Dan. t. 236, wenn gleich zweifelhaft, noch zur *C. alpina* rechnet, und nicht in ihr die Abart derselben — die *intermedia* erkennt. Bey *Pinguicula* fügt der Vf. dem Gattungscharakter zu: *stamina thalamo inserta*. Es wäre allerdings auffallend, wenn bey dieser Gattung die Staubgefäße nicht, wie bey den anderen verwandten, angeheftet seyn sollten. Die als neu angestellte *Utricularia media* ist, wie auch bereits Vahl bemerkt hat, einerley mit *Utr. intermedia* Hayn. *Class. III.* Bey *Iris* nimmt der Vf. eine *corolla sexpartita*, und nicht, wie noch im *Syst. vegetal.* angeführt wird, eine *hexapetala* an; doch läßt er es in Hinsicht des Nectariums noch bey dem Alten. Der wahre *Scirpus Baeothryon* muß dem Vf. nicht bekannt seyn, sonst würde er nicht von demselben sagen: „*praecedenti (scirp. palustr.) similis, sed parvior. Anae solummodo varietas?*“ — *Phalaris canariensis* kann nicht als wildwachsend angesehen werden. Wer wird alles, was sich wohl zufällig aus einem Garten verliert, in eine Flora aufnehmen! Über *Poa angustifolia* und *Festuca dunetorum* hatte sich der Vf. aus Smith's *Flora* Rathes erhalten können. Die als neu beschriebene *Poa costata* hat doch viel Ähnlichkeit mit *Aira cristata*, welche der Vf. nicht anführt. *Eragrostis pauciflora* soll im Auseren dem *Br. arvensis* sehr ähnlich seyn. Hr. S. versteht hier wahrscheinlich eine andere Pflanze unter *Br. pauciflorus*; denn was man gewöhnlich dafür nimmt, ist wenig mit *arvensis* verwandt. Die Gattung *Arundo* erhält einen Zuwachs von 2 neuen (?) Arten. Die erste, welche unter den *muticis* aufgeführt wird, ist *gracilis* genannt und so unterschieden: *calycibus unisporis; flaribus muticis; valvula exteriore lanceolata subtruncata crenulata; panicula erecta subdiffusa; culmo ramoso, tenere*. Fragweise wird *Ar. canescens* Wigg. angeführt. *Arundo stricta* ist die zweyte. Timm's *stricta* kann sie wohl nicht gut seyn, da Schrach's *Agrost. t. 5.* als Synonym angeführt wird. Da dies Synonym indess zu *A. epigeja* gehört, diese aber noch besonders aufgeführt wird: so müssen wir offenerzig gestehen, aus dieser Verwirrung nicht herauskommen zu können. Von der Gattung *Triticum* ist zu bemerken: *Tr. littareum*. (*spica bi-vel subtridigitata erecta; spiculis lanceolatis compressis mucronatis, unilioris; foliis subinvolutis acutis*). Dazu noch eine Abart mit etwas begränzten Spelzen. Sie soll gleich-

sam das Mittel zwischen *Tr. junceum* und *repens* halten. Der Vf. fragt aber selbst: „*an hybrida?*“ Wir möchten antworten, nein, keine Bastardart, aber sehr wahrscheinlich *Triticum repens* variet. *maritima*, deren auch schon von anderen Schriftstellern gedacht wird. *Class. IV.* Von *Rubia tinctorum*, die hier aufgeführt ist, gilt dasselbe, was von *Phalaris canariensis* gesagt worden. Die Gattung *Potamogeton* ist, wie sich erwarten ließe, sehr reich an Arten. Unter ihnen *P. acuminatum* und *zosterifolium* als neu. *P. acuminatum* steht zwischen *P. lucens* und *heterophyllum* und hat folgenden Charakter: *foliis ovato-lanceolatis, planis, in petiolo defluentibus, acuminibus subulatis rigidis, fere pungentibus, superioribus oppositis, omnibus membranaceis*. Differenzen, wie diese, sind nicht selten, und zeigen nur zu deutlich, daß der Vf. noch nicht die Kunst versteht, das Wesentliche einer Pflanze kurz und bestimmt anzudeuten. *Potam. zosterifolium* scheint sehr nahe mit *compressum* verwandt zu seyn, und sich dadurch vorzüglich zu unterscheiden, daß die Blätter theils gegenüber theils wechselseitig stehen, und daß die Ähren, welche bey *compressum* kurz sind und wenig Blumen enthalten, hier fast die Länge eines Zolls haben. *Potam. pectinatum* und *maritimum* werden noch als besondere Arten unterschieden. *Class. V.* *Myosotis palustris, sylvatica* und *arvensis* führt Hr. S., ohne hinreichende Gründe, als verschieden an. *Gentiana Centaurium* und *inaperta* machen nach Rafn eine besondere Gattung, unter dem Namen *Centaurium*, aus. *Salsola hirsuta*, zu welcher Fl. Dan. von den Neueren Goldengewächsen, is erweiterte Diabemerken wir *Salsola hirsuta* und ist: Sie wächst auf Ackern. scheinlich als neu anzusehen, da kein Synonym angeführt wird. *Class. X. Stellaria*. Ausser den gewöhnlichen Arten dieser Gattung unterscheidet der Vf. noch *St. brevifolia*, (*foliis lanceolatis haud trilinearibus; pedunculis solitariis axillaribus foliis longioribus; petalis nigra medium bifidis, calyce vix longioribus*); und citirt dabey fragweise Flor. Dan. t. 415. Fernere Beobachtungen werden erst bestimmen, ob sie als besondere Art angesehen werden kann oder nicht. *Class. XII.* Von *Crataegus monogyna* erwähnt Hr. S. eine Abart, die er *denudata* nennt, und die sich durch die Form der Blätter, durch die glatte Oberfläche der Blumenstiele und Kelche und mehr unbewehrte Äste bemerklich macht. *Class. XIII. Thalictrum dubium?* Findet sich nur selten auf Wiesen und trockenen Feldern. Wir empfehlen sie dem Vf. zur genaueren Untersuchung, da sich aus seiner, wenn gleich sehr wechsluftigen, Differenz nichts bestimmtes über sie ausmachen läßt. *Class. XVII.* Die Arten der Gattung *Fumaria* werden nach Gärtner in 2 Gattungen vertheilt. *Copnoides* begreift die *C. Halleri* (*Fum. Halleri* Willd.

bulbosa Curt. Smith. Ehrh. u. a.), *C. major* (Fum. *bulbosa* Willd. aliorumq.) und *C. minor* (Fum. *fabacea* Retz. oder *intermedia* Ehrh.). *Medicago polymorpha arabica* ist nur als zufällig aus den Gärten entflohen, zu betrachten. Class. XIX. Bey *Hieracium dubium* und *Hier. Auricula* sind die angeführten Abbildungen aus der *Flora Danic.* verwechselt. Von *Arctium Lappa* nimmt der Vf. drey Hauptvarietäten an, von denen die beiden ersten noch besondere Spielarten in sich begreifen; die Erfahrung hat aber gezeigt, daß man mit mehrerem Rechte zwey, wenn nicht drey, besondere Arten unterscheiden muß: *Matricaria Chamomilla* und *suaveolens*, die der Vf. nur als Abarten ansieht, sind wesentlich verschieden. Aber wir zweifeln sehr, daß er die wahre *Ch. suaveolens* gefunden haben sollte. Was er dafür hält, ist gewiß nichts weiter, als eine Abart der *Matr. Chamomilla*. *Matr. suaveolens* kommt nur im südlichen Europa vor. Von *Senecio Jacobaea* sind 3 Abarten festgesetzt. Zu der ersten, die *aquaticus* genannt wird, ist Fl. Dan. t. 784 gezogen. Ob nun auch *Linne's Sen. aquaticus*, bey welcher die eben erwähnte Abbildung bisher citirt wurde, dahin gerechnet werden soll, ist nicht erwähnt. Wir möchten Hn. S. hierin auch nicht beypflichten. Class. XX. Die Orchideen sind nach der früheren Eintheilung von Swartz aufgeführt. Class. XXI. Bey den Riedgräsern ist nur *Goodenough* benutzt; es möchte daher noch Manches zu berichtigen übrig bleiben. Unter den zahlreichen Arten bemerken wir auch einige, die der Vf. als neu anzusehen scheint. Diese sind: *Carex appropinquata*, zunächst mit *paniculata* verwandt; *Carex tenuia*, zwischen *C. filiformis* und *caespitosa* aufgeführt; *Carex subulata*, vielleicht mit *cuspidata* Host. (*acuminata* Willd.) einerley, oder doch wenigstens sehr ähnlich; und *Carex obtusata*, vielleicht nur, wie Hr. S. selbst glaubt, Abart von *C. stricta* oder *acuta*, also in keinem Fall mit dem gleichnamigen Riedgras zu verwechseln, was Lilljeblau in den Act. Holm. beschrieben hat. — Wir übergehen die beiden folgenden Classen, da sie nichts bemerkenswerthes enthalten.

Der zweyte und unstreitig der vorzüglichste Theil des Werkes hat die Kryptogamie zum Gegenstande. Die Zahl der hier vorkommenden Pflanzen beträgt etwas über 1200, von denen die *Fungi* über 900 ausmachen. Die alte linnéische Eintheilung hat Herr S. sehr weislich verworfen, statt deren aber eine, den neueren Beobachtungen mehr anpassende, befolgt. Es sind folgende 7 Ordnungen, worunter die Gewächse vertheilt sind: A) *Miscellaneae*. B) *Filices*. C) *Musci*. D) *Hepaticae*. E) *Algae*. F) *Lichenosae*. G) *Fungi*. Die *Miscellaneae* enthalten die Gattungen *Pilularia*, *Isoetes* und *Equisetum*. Die Farnkräuter sind nach Rodh's *Flora* vertheilt; doch wundert man sich die Gattung *Lycopodium* darunter zu finden. Es werden von *Athyrium* und *Polystichum* mehrere neue Arten beschrieben, über die wir aber nichts zu entscheiden wagen. Bey den Moosen befolgt der Vf. die Hedwigsche Methode, und zwar in Beziehung auf

die *Species Muscorum*. Die Zahl der Moose ist nach Verhältniß beträchtlich. Auch hier mehrere neue Arten, die aber nur sehr kurz beschrieben sind. Wir müssen anderen Botanikern, die vielleicht Gelegenheit haben, sie mit der Natur zu vergleichen, die Entscheidung überlassen, ob sie wirklich als neu angesehen zu werden verdienen. Wir bemerken nur noch, daß in Hinsicht der Citata Einiges zu berichtigen wäre, was wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen müssen. Die *Hepaticae* sind nur oberflächlich bearbeitet. Daß der Vf. bey genauerer Nachforschung die aufgeführte Zahl um ein Beträchtliches würde vermehrt haben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Bey den *Algis* liegt zum Theil die Rodh'sche Eintheilung zum Grunde. Sie enthalten die Gattungen *Ulva*, *Conserua*, *Ceramium*, *Fucus*, *Rivularia* und *Linckia*. *Tremella* und *Byssus* sind wieder den *Fungis* zugefellt. Die *Lichenen* sind nach *Acharii Prodrum.* geordnet; wir finden hier aber, so wie bey den *Algen*, nichts bemerkenswerthes. Beide Familien werden noch einen beträchtlichen Nachtrag liefern, wenn der Vf. sich nochmals genauer nach ihnen umsehen sollte.

Wir kommen nun zu der letzten Ordnung der Kryptogamen, den *Fungis*. Schon die beträchtliche Zahl, die der Vf. erwähnt, zeigt hinlänglich, daß er vorzüglich sein Augenmerk auf sie richtete, was sich indeß aus der Behandlung der Gegenstände noch deutlicher ergibt. Die Eintheilung ist nach *Perfoon's Synopsis*, doch sind einige Änderungen gemacht. So sind z. B. einige Gattungen verbunden; einige Arten als neue Gattungen aufgestellt; bey mehreren Gattungen zweckmäßigere Unterabtheilungen festgesetzt; ja selbst bey verschiedenen Gattungen durchgehends neue Differenzen eingeführt. Wir wollen, so viel es der Raum noch gestattet, Einiges hievon ausheben. Unter den von dem Vf. ausgestrichenen oder zusammengezogenen Gattungen, verdient besonders *Amanita* und *Leotia* genannt zu werden. *Amanita* ist nämlich wieder mit *Agaricus* verbunden, was man eher billigen, als tadeln wird. Einige Arten der *Leotia* sind mit *Merulius* vereinigt; *Leotia Mitrula* hingegen unter dem alten Namen *Mitrula* wieder hergestellt. Die neuen Gattungen gehören zu den *Dermatocarpis* und sind *Sphaerocarpa* und *Piligena*. Erstere, die *Sphaerocarpa*, hat zum Gattungscharakter ein *peridium simplex subovatum, verticis dehiscencia operculo clausum. Pulvis seminalis filis destitutus*. Also vorzüglich nur in Hinsicht des Öffnens des *peridii* von *Licea* und *Tubulina* verschieden; doch kann dieses Merkmal schon hinreichen, wenn der Vf. anders genau beobachtete. Ob der fragweise angeführte *Sphaerocarpus turbinatus* wirklich hieher zu rechnen sey, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Der Charakter der *Piligena* ist: *peridium stipitatum globosum, duplex: externum membranaceum basi ruptum deciduum. Pulvis compactus cohaerens*. Herr S. kennt nur eine Art, der er den Trivialnamen *Lycoperdoides* beygelegt hat. Unter *Auricularia* vereinigt der Vf. diejenigen *Thaenaeophorae*, deren fructificirende Membran keine merklichen Papil-

len zeigen. Man hätte sich indess nicht jede, etwa noch nicht gehörig ausgebildete, *Thaëlaephora* für ein *Auricularia* zu halten. Es scheint uns auch, daß mehrere von des Vfs. Auricularien in der Folge den Charakter des *Thaëlaephora* annehmen. Die Gattung *Agaricus* glauben wir als diejenige besonders bemerklich machen zu müssen, welche von dem Vf. am sorgfältigsten bearbeitet ist. Die Unterabtheilungen sind neu, und alle Arten (ihre Zahl beträgt fast an 200,) mit neuen Diagnosen versehen; auch ist jeder Art gewöhnlich noch eine Beschreibung, die die Größe des Stengels, den Durchmesser des Hutes, den Geschmack, die Farbe u. s. w. zum Gegenstande hat, beygefügt. Ungern entbehren wir demungeachtet hier aller Abbildungen; nur durch diese würde uns der Vf. in den Stand gesetzt haben, über seine neuen Arten entscheidend zu urtheilen. Fast mit eben dem Fleisse sind auch *Boletus*, *Peziza* u. e. a. Gattungen bearbeitet. Um unseren Lesern noch eine Probe von den, von dem Vf. bey mehreren Gattungen vorgeschlagenen, Unterabtheilungen zu geben, setzen wir die der Gattung *Boletus* her, da sie ohne Zweifel vor der Persoon'schen den Vorzug verdient. *Boletus*. A) *stipitatae*. a) *centrales*, a) *carneae*, * *stipite annulato*. (B. *annulatus*). ** *stipite annulo destituto*. (B. *scaber*). b) *coriaceae*. (B. *perennis*). B) *excentricae* vel *laterales*. * *simplices*. (B. *buglossum*). ** *ramosae*. (B. *imbricatus*). — B. *sessiles*. a) *dimidiatae*. (B. *suaveolens*). B) *refusinatae*. (B. *Medulla panis*). — Angehängt ist noch ein sehr gutes Register, aber ein Verzeichniß der Druckfehler, deren Zahl nicht gering ist, und die nicht selten den Sinn ganz verstellen, vermissen wir ungern.

LYON, b. Breyet d. ä. u. Buynand: *Flore d'Europe, contenant les détails de la floraison et de la fructification des genres Européens, et une ou plusieurs espèces de chacun de ces genres, dessinés et gravés d'après nature, par C. V. de Boissieu*. On y a joint l'indication de la classe, de l'ordre, et le caractère essentiel du genre d'après Linné; sa classification d'après — Jussieu; des observations sur les analogies de quelques genres et les irrégularités de quelques espèces; un sommaire exact des connoissances acquises sur toutes les plantes qui forment ce recueil, etc. Livr. 1 — 6. 1805. 8. (Jede Liefer. in Hamb. 1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Plan des Werks erhellt theils aus dem von uns fast ganz hergesetzten Haupttitel jedes Bandes, theils aus den auf den Umschlägen der Hefte weiter befindlichen Notizen, theils endlich aus dem *Discours préliminaire* vor dem ersten Heft. Das Werk soll als Supplement; oder vielmehr Beyspielsammlung zu allen botanischen Elementarbüchern, Systemen, europäischen Floren u. s. w. dienen; und eine anschauliche Kenntniß einer großen Menge von Pflanzen, auch der gesammten botanischen Terminologie, und eine

vergleichende Übersicht der Systeme von Jussieu und Linné geben. Gärtner's Werk soll in Absicht auf die europäischen Gattungen vollständig benutzt werden. Das Ganze berechnet man auf 600—700 Tafeln, in 6—7 Bänden, deren jeder fünf Hefte zu 20 Tafeln und einer gleichen Anzahl Textblättern enthält. Synoptische Tafeln über die Classen und mehrerley Indices werden gelegentlich beygegeben. Alle Monate soll ein Heft erscheinen, und in drey Jahren aufs höchste würde also das Ganze beendigt seyn. Dann wird man die Tafeln und Textblätter, welche mit den linnéischen Zahlen der *Genera* (aus was für einer Ausgabe des Systems?) beziffert sind, ordnen können. Mit Einem Worte also soll es ein Handbuch der Pflanzenkunde, ungefähr wie unseres von Schkuhr, geliefert werden. Der Vf. meint nämlich, daß ein solches Buch noch gar nicht vorhanden sey. Aus der französischen Übersetzung der schkuhr'schen Caricographie hätte er doch wenigstens das Unternehmen unseres Landsmannes kennen können. In Vergleich mit diesem müssen wir denn der gegenwärtigen Arbeit einen viel geringeren Werth beylegen. Die Zeichnungen sollen nach der Natur gemacht seyn, sie sind auf das Erbärmlichste radirt, obwohl der Vf. von der Sorgfalt, womit dies geschehen sey, und sogar von Eleganz viel redet; sie erinnern an die Holzschnitte in den Werken der *Patres botanici*, oder besser noch, an die natürlichen Pflanzenabdrücke. Wir zweifeln, ob besonders der Anfänger aus diesen rohen uncolorirten Blättern, die mit 2 Groschen dreyfach so theuer bezahlt sind, irgend eine Idee von den Pflanzen wird erhalten können. Sonst gestehen wir gern, daß die ganze Anlage und der Text ihrem Zwecke im Allgemeinen ziemlich entsprechen, wenn sich gleich vieles zu erinnern finden möchte. In diesem Buche wird man also, wenigstens in Deutschland, vielleicht auf 1000 Pflanzenabbildungen, (denn einige Tafeln enthalten mehrere Species,) mit fast 60 Rthlrn. bezahlen müssen, während das unendlich viel sorgfamer gearbeitete schkuhr'sche Werk, das von reichlich so vielen Arten Vorstellungen liefert, schwarz etwas über die Hälfte, illuminirt nicht ganz das kostet, was dieses französische Product. Bey uns also wird etwa nur da die *Flore d'Europe* auf Absatz rechnen dürfen, wo man die auswärtige Sprache und den tändelnden auswärtigen Styl deutscher Sprache und ernstem deutschen Vortrage noch immer vorzieht. Mitunter will der Herausgeber durch Vorstellungen seltener oder noch gar nicht gezeichneter Gewächse seiner Arbeit auch einen wissenschaftlichen Werth geben. Bisher kommen wenige nicht ganz gemeine Pflanzen vor. Am schicklichsten wird sich, wenn das Werk geschlossen ist, von dem etwanigen Ertrage für die Wissenschaft auf wenigen Blättern für den Botaniker hinreichende Auskunft geben lassen.

— h —

NEUE AUFLAGEN.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Lehrbuch der Apotheker-Ausk.* von Karl Gottfr. Hager, königl. preuss. Medicinal-

und Sanitätsrath u. s. w. 2r Th. 6 rechtm. und verb. Ausgabe, 1806. VI und 33a 8. 8. (a Thlr. 6 gr.).

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Hinterlassene Schriften des Herrn Ulysses von Salis-Marischlins, während der Revolutionszeit geschrieben. Zwey Bändchen.* 1803, u. 1804. II 8 u. 240 S. in 8. (1 Rthlr. 11 Gr.)

Die Gelehrsamkeit und Logik des Hn. *Ulysses von Salis*, lang eines der ersten Männer seines Vaterlandes, später viele Jahre lang unter den Königen französischen Ministers in Bündten, haben wir vor Jahren bey Anlaß seiner Fragmente zur Staatsgeschichte Veldins, nach Verdienen gelobt. Er ist seither in einem der Revolutionsstürme, denen sein Vaterland mehr als jede andere Republik in den Alpen, ausgesetzt war, um sein Vermögen (was er vornehmlich bedauerte, auch um seine diplomatischen Sammlungen) gebracht worden, und in allem Unglück, das einen Mann treffen kann, er aber mit fester Würde ertrag, zu Wien gestorben. In vorliegender Sammlung sieht man keine gelehrten Erörterungen, aber die populäre Beredsamkeit eines republikanischen Staatsmanns (viel Verstand, Einfachheit, nicht ohne überraschende Wendungen, zutrauliche Herzlichkeit), und seine Grundsätze: wie er nämlich, wo es frommen mochte, gern Licht verbreitete, gern Verbesserungen durchsetzte, in der Hauptsache aber auf der Basis der hergebrachten Religion und Landesverfassung um so fester stehen blieb, je bedenklicher die Abweichung in einer factiösen Demokratie in Zeiten allgemeiner Gährung von aussen seyn mußte. Indefs, welcher Steuermann vermochte in dem Sturm, der die gewaltigsten Linienfahrzeuge entmastete, den kleinen Kahn zu behaupten!

Das erste Stück ist ein Drama, worin die Stiftung des oberen grauen Bundes 1424 vorgestellt wird; keineswegs historisch; nur die Namen sind es; ausser daß freylich alles national und in verschiedenen Localverhältnissen Wahrheit ist. Man sieht die Landleute voll Eifer für ihre alten Freyheiten, mehr wollten sie nicht. Da kömmt vom Hofe der Visconti, ein verschmitzter Emissär, welcher unter der frommen Maske eines Waldbruders die andere, neue Freyheit, unserer Tage, verkündigt, um nur das Volk von seinen Obern abwendig zu machen, und hiedurch dem Herzog in die Hände zu spielen; die Büberey wird aber entdeckt, und sie schließen jenen ihren ehrlichen Bund. Niemand suche hier ein dramatisches Kunstwerk; alles ist berechnet, einen lesenden Landmann auf warnende Gedanken zu bringen. Man kann es

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

jetzt mit Lust lesen; dieselben Fafeleien sind vorbey; ihr Schauspiel hat nur noch das historische Interesse.

Das zweyte Bändchen fängt mit Gesprächen an, deren das erste eine seiner Lieblingsideen zum Gegenstand hat: es gebe einen wirklichen Kältestoff; sie sey nichts weniger als etwas bloß Negatives. Dieses zu zeigen, werden verschiedene merkwürdige Erscheinungen aus dem Alpegebirge angeführt. Die übrigen haben die Revolutionsideen zum Augenmerk: die schlichte Art, ihre Unhaltbarkeit zu zeigen, hat etwas Anziehendes; aber ihre Anhänger konnten auch darum durch so etwas nicht gewonnen werden, weil man zu weit aus einander war; so weit als der *Contrat social* und die Offenbarung Johannis. Billige Beurtheiler werden wissen, sich in die Seele eines jeden zu denken, und dem Bekümmerten keiner Hoffnung Trost mißgönnen. Schädlich ist er nur, wenn er einschläfert, aber unserem Vf. ist Mangel an Thätigkeit nicht vorzuwerfen. Der Aufsatz über die Schweiz und Helvetien vom J. 1800, von unbekannter Hand, ist einer der merkwürdigsten; er zeigt wohl, wie auch dieselbe alte Schweiz von Kraft und Dauerhaftigkeit nur den Schein noch hatte; und was für eine „herz- und klugheitslose Rathsherrenweisheit“ die elende Politik der Cantonsregierungen war. Es ist auch ganz richtig, daß gegen Ende 1797 leitenden Regenten großer Cantons Vorschläge gethan wurden, welche mit denen Th. II, 60 f. (die wir nicht kannten,) Ähnlichkeit hatten, und nur nicht so weit gingen. Aber man scheute sich, in der Meinung, das Unglück durch Nichtthum zu beschwören; auch das Heißsamste war durch Neuheit ein Ärgerniß. Mit einem Wort, alles schief, wie durchaus, in einer behaglichen weichlichen Ruhe, und im süßen Traum alten Ruhms. Daher, als der unbarmherzige Schlag erging, niemand wußte, wie ihm geschah; und nur die Ohren und Augen zuhielt, wie vorhin. Das heist nicht ein Land lieben, ihm über seine Sachen die Wahrheit verhehlen; das hat der ehrwürdige *Salis* in der Abhandlung über sein Vaterland, Bündten, Th. II, 72—111 nicht gethan. Stark genug rügt er hier die nagenden Übel, den Egoismus, den Parteygeist, die Bestechbarkeit, indem er klar genug darthut, wie nach seiner Armuth (Korn und Salz, dieses, in einem Viehlande so nothwendig wie jenes, muß man um baares Geld, Korn um jährlich 500,000 Gulden, vom Nachbar kaufen), nach seiner Natur (es besteht aus unzähligen zum Theil unzusammenhängenden, oft lang unzugänglichen Thälern,) und nach der allgemeinen Vorliebe des Alten, Bünd-

Cs

men, und sehr gut, daß der Vf. sich nicht darauf eingelassen hat, zu erörtern, was diese Durchdringung sey. Ein Schriftsteller nimmt gar zu leicht von dem andern so etwas auf, als der Satz ist, bey der chemischen Verbindung geschehe eine Durchdringung. Kant wollte nur die Denckbarkeit einer solchen Durchdringung zeigen; auch setzte er hinzu, man könne dadurch manche vorhin unerklärte Erscheinungen erklären, doch liefs er es gänzlich dahin gestellt, ob die Annahme einer solchen Durchdringung nöthig sey. Niemand hat die Nothwendigkeit einer solchen Annahme dargethan; die Schriftsteller, besonders ein populärer, wie unser Vf., sollten sich also darauf nicht einlassen. 12) *Schwefel und Schwefelsäure*. Auflösbarkeit des Schwefels in Weingeist in Circulirgefäßen. Abdrücke vermittelt des Schwefels. Morveau's Art, den Schwefel weich zu erhalten, gelang nicht ganz.

Schwefelsäure; ihre Gewinnung, Bleichen vermittelt der schwefeligen Säure. 13) *Chemische Ofen*. 14) *Phosphor und Phosphorsäure*. Die Entzündung des Phosphors durch Schwefelsäure und Wasser wird angeführt, aber nicht dabey erwähnt, daß man sich dieses Mittels zu Feuerzeugen bedient. Der Versuch, Phosphor unter dem Wasser brennen zu machen, ist interessant. Feuerzeuge von halbverbranntem Phosphor. Die Wirkungen des Lichts auf den Phosphor nach Biedermann. In dem zweyten Theile werden die Salze, vielleicht für den Zweck des Vfs. zu ausführlich, abgehandelt. Der Vorbericht zu dem ersten Theile findet sich am Ende des zweyten Theiles. Wir empfehlen dieses Buch allen, welche sich deutliche Begriffe von den chemischen Erscheinungen verschaffen wollen.

L.R.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Altona, b. Hammerich: *Drey Tabellen zur Literaturgeschichte*, von G. G. Bredow. Zweyte, verbesserte Auflage, 3 Bdg. gr. Fol. 1804. (8 Gr.) *Fulda und Schlözer* haben bekanntlich vor einigen Jahrzehenden, jener in der tabellarischen, dieser in der universalhistorischen Darstellung der Geschichte eine neue, bessere Bahn gebrochen. Aber nur Wenige versuchen es, den Weg zu ebnen, welchen diese vortrefflichen Geschichtsforscher eröffnet haben. Dessen beliebter ist unter uns die Methode *Gatterer's*. Man stellt, man häuft zusammen, untersucht auch mitunter das Einzelne gründlich; aber der Idee des Ganzen vergist man, der innere, lebendige Geist fehlt, durchdachte Übersichten dieser Art sind äußerst selten unter uns. Bey literarhistorischen Umrissen mag indess diese aggregierende Methode noch Nachsicht verdienen; es fehlen hier der Vorarbeiten noch gar zu viele. Ebendeshalb verdienten auch diese, obwohl nach *Gatterer's* Methode gearbeiteten, Tabellen Hn. B. allerdings das Lob, welchen denselben gleich anfangs zu Theil wurde, und die frühe Erscheinung dieser zweyten Auflage kann wohl mit Recht als ein Beweis ihrer Brauchbarkeit angesehen werden. — Auf der ersten Tafel dieser zweyten Auflage, welche bis zur Völkerwanderung reicht, hat Rec. bey sorgfältig angestellter Vergleichung mit der ersten Auflage, nur sehr wenige und meist nicht sehr bedeutende Veränderungen bemerkt, so daß die Besitzer der älteren Ausgabe dieselben leicht nachtragen könnten. Auch hat bey den Römern zwey wichtige Punkte, die wenigstens leise anzudeuten waren, ungenügend vermisst, nämlich einmal, wie aus der geistigen Gährung im Römerreiche eine mystische Philosophie und die Form des Christianismus hervorgegangen sey, und dann, welche Schicksale und Veränderungen das gelehrte Publicum, als solches, in eben diesem Zeitpunkte erfahren habe. Über den letzten Gegenstand haben wir bekanntlich eine treffliche Abhandlung von *Hegewisch*. Die Schicksale des gelehrten Publicums, als solchen, überhaupt werden in unseren Literaturgeschichten viel zu wenig in Erwägung gezogen; im entgegen gesetzten Falle würde man viele Einheit und neue Ansichten gewinnen; jene sollten daher mit den politischen Veränderungen, welche unsere Literaturhistoriker oft nur zu reichlich angeben, stets parallel laufen. Von Hn. B. läßt sich mit Grunde erwarten, daß er, des reichen Stoffes mächtig, bald auch die höheren Forderungen erfüllen werde. — Mehrere Veränderungen, theils Zusätze, theils Verbesserungen, hat Rec. auf den zwey folgenden Tafeln, wovon die eine die mittlere, die andere die neue Geschichte darstellt, angetroffen. Im Mittelalter insbesondere sind aus im Fache der arabischen Literatur mehrere Bereicherungen vorgekommen. Aber auch die übrigen Fächer sind mit vieler Sorgfalt revidirt worden. Eines *Almamun's*, *Friedrichs II.*, *Karls VII.*, *Guido von Arezzo*, *Adams von Bremen* und anderer ausgezeichneten Männer und literarhistorischer Merkwürdigkeiten ist in der zweyten Auflage genauere Erwähnung gethan, als in der ersten. Nur in der Geschichte der germanischen Völker sollte

der Einfluß der Mönche und insbesondere der *Benedictiner* auf die literarische Bildung sorgfältiger hervorgehoben seyn. — Die Geschichte der letzten drey Jahrhunderte hat verhältnismäßig noch mehrere Zusätze erhalten, als die mittlere. Bis zu den gegenwärtigen Zeiten hin ist die Übersicht der neueren Geschichte ziemlich vollständig. Nur seinem eigenen Zeitalter und besonders seinem eigenen Volke hat Hr. B. keine volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Während er manches minder Bedeutende nur zu sehr hervorhob, liefs er Mehreres, welches weit bedeutender ist, völlig hinweg.

Als Beleg von dem Geschmacke des gemeinen Publicums führt er zwar mit Recht an, daß *Kotzebue* der Liebling der Bühne sey, aber wozu ist denn das, nur für den Liebling der Bühne, merkwürdige Jahr in Sibirien angeführt? Von *Goethe's* Werken wird bloß *Werther* genannt. Die Verdienste des unvergesslichen *Lessings* werden mit Recht wohl anerkannt, aber verdient denn die *neue ästhetisch-kritische Schule* gar keine Erwähnung? Einen *Johannes Müller*, *Schlözer* (außer als Übersetzer von *Nekor*), *Spittler* haben wir vergebens unter den neueren Historikern gesucht. *Gall* vertritt die Stelle fast aller neueren Mediciner in Deutschland. Von mehreren *Kantischen* Schriften werden die Geburtsjahre angegeben, aber eines *Fichte's*, *Schelling's*, selbst eines *Jacobi's*, ist nirgends Erwähnung geschehen. — Wohl ist die Aufgabe schwer, von seinem eigenen Zeitalter eine historische Ansicht zu geben; aber entweder muß man ganz auf die Lösung derselben Verzicht thun, oder sie so lösen, daß die Mitwelt, vornehmlich aber die Nachwelt, wahre Belehrung dadurch gewinne. Bey dem flüchtigen Wechsel, welcher die Begebenheiten unsrer Tage auszeichnet, müssen wir selbst für die nahe Nachwelt in diesen Dingen um so sorgfältiger seyn! Ungern hat Rec. in dieser Hinsicht die neueren Schicksale der Universitäten und die Bemerkung vermisst, daß den Universitäten, als solchen, wichtigen Veränderungen gemäß, welche sie in gewissen Ländern bereits erfahren haben, gleich allem, was von unseren Vätern im Mittelalter aufgebaut worden ist, eine totale Umänderung bevorstehen dürfte! — Doch in der dritten Auflage, welche wohl nicht lange ausbleiben wird, sucht gewiß Hr. B. diese nützliche Werk von diesen und ähnlichen Flecken noch mehr zu reinigen. Nur noch Einem Wunsch kann Rec. in Bezug auf die neue Auflage hier nicht unterdrücken. Dadurch, daß Hr. B. selbst bey den angeführten Schriften und Schriftstellern Vieles gar zu kurz und mit gebrochenen Worten ausgedrückt hat, ist sein Werk nur für Kenner und zum Behuf von Vorlesungen brauchbar. Würde es ihm gefallen, diese allzugroße Kürze zu vermeiden und überall die *Hauptfachen bestimmt* anzugeben: so würden weit Mehrere seine Tabellen benutzen können und Jeder, wohl gern einen vierten Bogen bezahlen. Auch könnte diese Bestimmtheit durch zweckmäßige Abkürzungszeichen, nach dem *Beyspiele Fulda's*, sehr erleichtert werden.

G. a.

Monatsregister

Januar 1897.

Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- A.**
Abbildung und Erläuterung der funfzehn Denkmünzen, welche bestimmt waren, an dem pariser grossen Feste unter d. frzösischen, aus Deutschland zurückgekehrte, Armeen ausgetheilt zu werden 15, 120.
Aldorfers poetische und prosaische Schriften. 2 Bde. 26, 205.
Amaranthen, 4te Sammlung 17, 135.
Antonie Westau, Eine Geschichte aus dem süd. Deutschland 12, 95.
Arnould histoire générale des Finances de la France, depuis le commencement de la monarchie 16, 124.
- B.**
Bau's Gallerie der berühmtesten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts 23, 185.
v. Beul Sammlung seiner geographisch-statistischen und hierarchisch-publicist. Beiträge über Salzburg 21, 167.
de Boissieu Flore d'Europe. Livr. 1—6 25, 199.
Bosterwerk's Aesthetik. 1. 2 Th. 14, 105.
Bredow drey Tabellen zur Literaturgeschichte. 2te verb. Aufl. 26, 207.
Breitshneider die historisch-dogmatische Auslegung des N. T. 2, 15.
Bunß, der rheinische. 1 B. 1. 2 Hft. 16, 121.
- C.**
Civilgesetzbuch der frzösischen Republik. Uebersetzt und mit Anmerkungen von Laffaux. 1—IV Th. 3, 17.
— — — der Franzosen. Uebersetzt von Daniels 3, 17.
Code civil. Civilgesetzbuch, frzösl. Text, nebst der Uebersetzung von Daniels. 1803. 1804 3, 17.
Code civil de la republique française. An XI. XII. 3, 17.
Code civil des Français — — — edit. stéréotyp. 1804/3. 17.
Code civil des Français. Edit. d'après la loi du 30 Ventose an XII. 3, 17.
- D.**
v. Dalberg Perikles, Ueb. d. Einfluß d. schön. Künste auf d. öffentl. Glück. Aus d. Franz. übersetzt von Grafen v. Benzl 21, 163.
v. Danneberg Gesetz und Natur. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen 15, 105.
- E.**
Engelmanns neuer Kinderfreund. 6 Th. 22, 170.
- F.**
Fichte Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters 18, 157.
Fikenscher Versuch einer Geschichte der ehemaligen Cisterzienserabtey Langheim 24, 191.
Friedrich von Oesterreich, ein historisches Gemälde 23, 101.
- G.**
Gardthausen Unterhaltungen und Erläuterungen über Gutmann 4 Bd. 22, 175.
Gesetzbuch, bürgerliches, der Franzosen; übersetzt von Cremer 3, 17.
Gesetze über die Erbfolge, Schenkungen und Testamente in Frankreich. Uebersetzt von Daniels 9, 61.
Gil Blas von Santillana. 7 Bd. 17, 136.
Götting physisch-chemische Encyclopädie. Auch unter dem Titel: Der physisch-chemische Hausfreund. 1. 2 Bd. 16, 105.
Gredet die Erbfolge nach Frankreichs Civilgesetzbuche. 1 Th. 9, 61.
- H.**
Hagen Lehrbuch der Apothekerkunst. 4 Th. 6 Ausg. 25, 199.
Haringman bekaupt Dag-Journal van een verblyf van agt weeken in het Keizerryk van Marocco, en Landreise naar Mequinez, gedana in den Jaare 1718 21, 165.
- I.**
Jacob kurze Belehrung über das Papiergeld, zur Beurtheilung der preuss. Treasorscheine 23, 175.
- K.**
Konradin, Trauerspiel 13, 109.
- L.**
Laffaux Journal für Gesetzkunde und Rechtsgelahrtheit. 1 Jahrg. B. 1—4. 11 Jahrg. Bd. 1—4 9, 61.
— — — systematische Zusammenstellung der neuen frzösischen Gesetzgebung über Vormundschäften 9, 61.
— — — über das neue Civilrecht der Franzosen, rückst. auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Rechte und der vorigen frzösl. Gesetzgebung 9, 60.
Leopold der Schöne, ein Sittengemälde 13, 101.
- M.**
Mann, der, nach der Welt 18, 143.
Marheinecke Universal-Kirchenhistorie des Christenthums. 1 Th. 22, 169.
Müllheller kuragesagte Geschichte der Deutschen 24, 190.
Mullis histoire métallique de la Révolution française 15, 119.
- N.**
Nachricht von der Schlacht bey Jena am 14 Oct. 1806 zwischen den kaiserl. königl. franz. und königl. preussischen Armeen, zur Erläuterung des Plans derselben mit dem Plan der Schlacht Int. Bl. 9, 64.
- O.**
Oyon Collection des lois, arrêtés, instructions — relatifs a l'erpentage et a l'expertise des communes, pour parvenir a une meilleure repartition de la contribution fonciere 9, 65.
- P.**
Palmer Paulus und Gamaliel 2, 7.
Pfeiffer die gesetzl. Erbfolge in d. frz. Republik nach dem Gesetze vom 29 Germinal XI classifizirt 8, 61.
Pütz Handbuch der Weltgeschichte für die reifere Jugend der gebildeten Stände und für Schulen. 3 Thle. 24, 125.
- R.**
Reise, malerische, durch einen grossen Theil der Schweiz vor und nach der Revolution 21, 161.

<i>Espreras</i> Nachricht vom Namen Napoleon	1, 8.	<i>Montgolfier's</i> Stofsheber und Wärmemesser	8. 40.
<i>China</i> , Uebertritt des Kaisers zur christlichen Religion	3. 21.	Nachdruck im Badenschen verboten	8. 60.
Denkmal der verstorbenen Herzogin von Sachsen-Teschen in Wien	5. 20.	Napoleonsberg bey Jena, ehemals Landgrafenberg	1, 7.
<i>Eichstädt's</i> Vertheidigung gegen die Hall. A. L. Z.	4. 29.	Napoleons Decret das große Siegsdenkmal in Paris betreffend	4. 27.
<i>Fischer's</i> Antikritik nebst Antwort des Rec.	7. 49.	Napel, in, ein antiker Tempel entdeckt	4. 28.
Graf <i>Fries</i> in Wien besitzt <i>Lavater's</i> physiognomischen Nachlaß	9. 79.	Notizen aus Prag	10. 81.
<i>Füger</i> wird die Direction der Wiener Akademie der bildenden Künste in Wien aufgeben	5. 20.	Panorama, literarisches, in England	3. 21.
<i>Gall's</i> Versuch einer Naturlehre des Menschen, als Verbrecher	5. 21.	<i>Pezzon's</i> philanthropische Reise auf Befehl des Fürsten <i>Demetr. Mourzi</i>	1, 7.
Gemädegallerie, die düsseldorfer, nach Augsburg verlegt	5. 20.	<i>Plutarch</i> , österreichischer	5. 22.
<i>Hauer's</i> , in Hordorf, Bildungsanstalt für blödsinnige Kinder	3. 22.	<i>Poppe's</i> Berichtigung	5. 40.
Heilbronn, Predigttexte	6. 48.	<i>Ruchetti's</i> Copirmaschine	5. 22.
Hetrurien, in, <i>Alferis</i> Schriften verboten	5. 21.	Schlachten bey Außerlitz und Jena werden in Paris durch Musik und Poesie gefeyert	1, 7.
Köln, in, Näherung der Protestanten und Katholiken und Vereinigung der Lutheraner und Reformirten	5. 21.	<i>Trommsdorff's</i> Anzeige wegen seines pharmaceutisch-chemischen Instituts	5. 40.
Kopenhagen, Resultate der Vaccinocommission	5. 37.	<i>Vauquelin</i> hat in spanischen Silbererze die Platina entdeckt	8. 61.
— — — Summe der Theatervorstellungen im J. 1805 — 1806	8. 62.	<i>Venturini</i> wird eine Biographie des verstorbenen Herzogs von Braunschweig herausgeben	9. 30.
<i>Marini's</i> und <i>Morelli's</i> in Italien neue literarische Producte	8. 22.	<i>Wendt's</i> pharmacopoea pauperum	6. 48.
		Wien, in, Stiftung eines Civilverdienstordens	9. 30.
		Würzburg, in, Verbote gegen die Schmähschriften	8. 62.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Theologumena, sive doctrinae de religione Christiana ex natura Dei perspecta repetendae capita potiora. Scholus suis dicavit D. Carolus Daub, Colleg. sacr. reform. Bad. reg. Soc. Theol. P. P. O. 1806. VI u. 448 S. in 8. (1 Rthlr. 20 gr.)*

Was schon der Titel andeutet, daß man hier weder eine wissenschaftliche Einleitung in die Dogmatik, noch ein vollständiges System der Theologie zu erwarten habe, bewährt das Buch selbst, welches in dem ersten Abschnitte von Gott, dessen Wesen, Seyn und Eigenschaften, im zweyten von der Religion, Verkönnung, Pietät, öffentlichen Gottesverehrung, von dem Gottmenschen, von der Erziehung und Einweihung des Menschengeschlechtes, von der Taufe, dem Abendmahle und Staate Gottes, im dritten von der Religionslehre, den rationalen Eigenschaften Gottes und der Trinität handelt. Der scharfsinnige Vf. macht kein Geheimniß daraus, daß der Inhalt seiner Schrift aus den Tiefen der Religion (*ex intimis sanctissimae religionis penetralibus*) geschöpft sey; er habe sie deswegen in lateinischer Sprache abgefaßt, um ihre heiligen Wahrheiten der Kenntniß der Profanen (*notitiae hominum circumforaneorum*) zu entziehen; doch liege ihm an ihrem incompetenten Urtheile wenig (*quorum iudicia, ludibria dixerim, procul habeo*), weil ihm der Beyfall derjenigen genüge, die mit ihm überzeugt seyen, daß man nur bey einem hohen und überirdischen Sinn und Geiste sich gedeihlicher Fortschritte in der Religionswissenschaft erfreuen könne. In der That scheint auch diese Erklärung dem Rec. nichts weniger als überflüssig zu seyn; des Vfs. Idealismus dürfte weder den Deisten noch den Pantheisten, seine Trinitäts- und Genugthuungslehre weder den Orthodoxen noch den Latitudinariern, seine Exegese weder den Supranaturalisten noch den Kritikern, und selbst sein absoluter Rationalismus, so viel auch in dem Buche ansehnlich, differenzirt und potenziert wird, weder den Mytikern und Anschauungsweisen, noch den gewaltigen Geistern Genüge leisten, die mit dem Urwesen noch über die Weltchöpfung in einer fortwährenden Capitulation stehen, und vermöge des Wissens nichts weniger als das göttliche Daseyn in seiner tiefsten Wurzel selbst seyn wollen. Glücklicherweise bekümmert sich der unbesangene Wahrheitsforscher um diese Verschiedenheit der Ansichten wenig; er ist mißtrauisch gegen den ähnlichen

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Schein und Dünkel, der ihn umgiebt, und der ihn oft genug verleitet, den blendenden Schimmer mit dem hellen Lichte, und das individuelle Fürwahrhalten mit der objectiven Gewisheit zu verwechseln; aber er weiß auch, daß seine Richter und die stolzeften und kühnsten unter ihnen zuerst, mit denselben Irrthümern zu kämpfen haben (*ἐκ μέρους γινώσκουσιν καὶ κρινουσιν*), und darum können auch nur diejenigen unter ihnen seine Aufmerksamkeit verdienen, die seinen eigenen Gesichtspunct zu fassen, und ihn mit Klarheit und Bestimmtheit zu würdigen und zu erweitern im Stande sind.

Wenn sich Rec. dieses Vorzugs begiebt, so geschieht dieses weder aus dem Gefühle der Imbecillität, das uns so oft beygelegt wird, wenn wir die Einfälle anderer nicht als Ideen, und ihre Phantasieen nicht als tiefe Weisheit bewundern, noch aus einer zu großen Bescheidenheit, an der noch kein Rec. verschieden ist; sondern wegen der Unmöglichkeit, sich mit dem würdigen Vf. in dem engen Raume dieser Blätter über alles das zu verständigen, was zu einer abweichenden, oder gar entgegengesetzten Meinung Veranlassung geben könnte. Er beschränkt sich daher lieber auf das gewissenhafte Urtheil, daß Hr. Daub in dieser gedachten und tief sinnigen Schrift die Idee der Gottheit in ihrer für uns Menschen erreichbarsten Reinheit und Vollendung dargestellt, ihre Verschiedenheit von der Welt und unserm Denken oder Wissen auf das bestimmteste erörtert; ihre Eigenschaften auf eine originelle Weise entwickelt; die Gründe und Beweise ihres reinen Seyns und Wirkens vollständig aufgeführt, und, was bey so abstracten Materien kein geringes Verdienst ist, diese richtigen Wahrheiten in einer beynahe reinen und gewählten Latinität vorgetragen hat. (Wenn deswegen die Worte *ἀνταρξία* und *δικαιωσύνη* nicht so häufig vorkämen, so würde sie Rec. unter die Druckfehler setzen.) Dabey darf er inzwischen nicht verhehlen, daß er sich in manche überspannte Sätze, Widersprüche, exegetische Lizenzen und scheinbare Paradoxieen nicht zu finden gewußt hat, und daß er wenigstens einigen derselben die verbessernde Hand des Vfs. wünschen muß. Unter die ersteren rechnet Rec. die Behauptungen: *beatus esse nequit, nisi qui aut obiit jam diem supremum, aut, dum in vivis est, vita utitur defuncti* (S. 1); und, *quid confiteri addubitaris, virtutem nil fere posse ad beate vivendum, nec dum homo in ea sola fiduciam suam et salutem posuerit, a scelere splendido quidquam differre* (S. 4)? So

Dd

wenig man von dem Kinde die Sittlichkeit des Mannes erwartet, eben so wohl darf man von dem Erdenbürger die Tugend eines Abgeschiedenen fordern; und die Härte und Einseitigkeit des zweyten Satzes ist an Augustin schon zu lange her gemäßigillig worden, als das man ihn vom Hrn. Dr. Daub gern wiederholt sehen könnte. *Widersprechend* scheint es zu seyn, wenn es heist (S. 7): *summum bonum hominis versatur in Deo cognoscendo et adorando*; und wenn an einem anderen Orte (S. 164 f.) der Augustinische, vom Streben des Menschen nach dem höchsten Gute genommene Beweis für Gottes Daseyn ein *argumentum neque Deo, neque homine dignum*, ja sogar *summa hominum stultitia* genannt wird. Schon die erste Entwicklung der Begriffe lehrt, das dieses, auch der Bibel nicht fremde, Argument sich auf den Trieb des Menschen nach Unendlichkeit stützt, und das es unter den moralischen Glaubensgründen eine vorzügliche Stelle behauptet, die ihm der Vf. in seinem kritischen Unwillen nicht wohl nehmen wird. So findet man ferner (S. 8) die bekannte Erklärung der Religion als eine *vera Dei et rerum divinarum cognitio cum mentis humanae summa pietate conjuncta*. Hier führt die Religion durch die Erkenntnis zur Verehrung Gottes. Dagegen wird (S. 25) ausführlich bemerkt, das der Mensch erst Religion haben müsse, ehe er Gott zu erkennen vermöge. Hier geht die Gottesverehrung seiner Erkenntnis voraus. — So wird endlich in einer grossen Reihe von Stellen der bekannte Satz aufgestellt: das die Vernunft bey einer weisen Weltbetrachtung überall die schöpferische und erhaltende Gotteskraft entdecke (*ratio, dum mundum cernit, Dei cernit manum creatricem*: S. 65—70); dennoch erlaubt sich der Vf. gegen das physisch-theologische Argument für Gottes Daseyn, welches genau von dieser Alles erhaltenden und bildenden Weltkraft genommen ist (S. 69), einen beleidigenden Spott und Hohn aus dem feichten Grunde, „weil es Gottes unwürdig sey, ihn als einen Töpfer zu denken, welcher der von ihm geschaffenen Welt die Form aufdrücke (S. 131). Eine solche Welt verdiene nicht Bewunderung, sondern Verachtung.“ Was würde Calvin sagen, der von der Naturtheologie immer mit Beredsamkeit und Achtung sprach (*Dei notitiam in mundi fabrica et gubernatione eius continua lucere*: Institut. I. l. c. 5), wenn er ahnden könnte, das man den poetischen Glauben an eine Weltseele nun für methodischer hält, als den vernünftigen Glauben an die sich in der Natur unaufhörlich offenbarende Allmacht und Weisheit des Welt schöpfers (Röm. 1, 19 ff.)? Man vermuthet es ohne Zweifel, das bey diesen Ansichten die Exegese sich mancher Lizenz unterwerfen muß; und das man sich in dieser Erwartung nicht täuscht, sieht man bald aus S. 44, wo die Worte 1 Kor. 2, 11 τὸ τοῦ Θεοῦ οὐδὲν εἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα Θεοῦ, d. n. Satz beweisen sollen; *Deum ab aeterno intrasse rationem in eaque se perfectissima virtute manifestasse*; oder aus S. 112, welche die Worte Johannis Ev. 1, 18, ὁ μονογενὴς υἱὸς ἐξηγήσατο, als Beweis-

stelle für die Behauptung anführt, *per Deum, qui in Deo est, aditus ad Deum patet*; oder aus S. 254, wo die Worte εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρὸς εἶναι, ἐν αὐτῷ εἶναι, τὰ αἰῶνα εἶναι Joh. 1, 18. X; 38. XVII, 10 das Dogma begründen sollen, *ut Deus, in quo Deus est (D. pater), aeternitate, ita Deus, qui est in Deo (Filius), insignis est natura conservatrice, alteruter perfectissime inest alterutri, ita ut uterque unus sit et idem — principium mundi intimum*. Deutungen dieser Art, die dem grammatischen Interpreten eben so fremd sind, als dem philosophischen Dogmatiker, finden sich; besonders in der letzten Hälfte des Buches, beynahe auf allen Seiten. Noch ist es nöthig, der Behauptungen zu gedenken, die dem Recensenten als Paradoxien erschienen, und unter welchen das Dogma oben an steht: *Gott, der in Gott ist, wird nur durch Gott erkannt; es gebe keine Kenntnisse von Gott und seinem Daseyn, als die, welche von Gott selbst komme; mit der Gottesidee in uns sey auch die vollkommenste Überzeugung von seinem Seyn gegeben; wer daher von ihr ergriffen und zu Gott erhoben wird, bedürfe keiner weiteren Beweise seines Daseyns*, nach Joh. VI, 44 (S. 6. 30. 44. 112—118. 205. 440. u. f. w.). Hätte der Vf., dem Bekenntnisse seiner Kirche von der Untrüglichkeit des von Gott gewirkten Glaubens gemäß, diese Reflexionen in der Lehre von den Gnadenwirkungen vorgetragen, so würde sich wenig dagegen sagen lassen; denn der gute und gläubige Mensch, der sein ganzes Daseyn als göttliche Wohlthat betrachtet, führt zuletzt auch seine Einsichten und Kenntnisse auf Gottes Leitung zurück. Aber am Anfange des Systems, gleichviel, ob es von der Autorität eines Lehrers, oder von unserem vernünftigen Bewusstseyn, oder von der Idee des Absoluten ausgeht, muß erst der Begriff Gottes gesucht und entwickelt werden, ehe synthetisch von seiner Wirklichkeit die Rede seyn kann: und eben daher ist auch das Dogma, das man Gott nur durch Gott erkennen möge, eine transcendirende Prolepsis, welche keine Methodik rechtfertigen kann. — Eben so wenig will es Rec. gelingen, sich über die Universalvernunft (*ratio universa* S. 81) zu verständigen, die in dem Systeme des Verfassers eine so bedeutende Rolle spielt. Nach ihm stammt sie zwar von Gott, hat aber doch zugleich eine der göttlichen ähnliche Aseität, weil sie sich selbst anschaut und ihrer bewußt wird, indem sie aus sich selbst entsteht (*dum e semet efficitur, ipsa sese contuetur et sui est conscia*), während sie umgekehrt beharrlich aus sich selbst entsteht, indem sie sich anschaut und ihrer bewußt wird (S. 50). Aus ihr entsteht in den menschlichen Gemüthern die Weltidee, welche das Universum umfaßt, und von ihm an sich weder der Form, noch der Materie nach verschieden ist (*mundi totius idea mundum, a quo per sese nec quoad formam suam, neque quoad materiam differt, complectitur universum* S. 135). Du magst daher entweder die Vernunft selbst, oder die allgemeine Natur der Dinge (*etiam summam naturam*) anschauen (*contuendo*), so siehst du überall ein Bild der wirklichen Gottheit (*exemplum Dei exi-*

stentis), weil die allgemeine und beharrliche Vernunft (*ratio universa sive perpetua*) von der ganzen Welt selbst in der That (*reapse*) nicht verschieden ist (S. 132). Dadurch, daß Gott in die Vernunft eintrat (*Deum intra sse rationem* S. 44), hat er sich in seiner Unendlichkeit von Ewigkeit geoffenbart; daher denn zuvörderst angenommen werden muß (*primo statuamus loco*), daß Gottes Natur nur durch Gott selbst von der Vernunft gefaßt werden kann (*Dei naturam per Deum ipsum a ratione sentire*). Da nach dem Vf. in der Universalvernunft Seyn und Bewußtseyn in eins zusammenfällt (*inter ejus existentiam et sui conscientiam nil sane interest* S. 50), die Dinge aber und ihre Formen (*res rerumque formae* S. 44) von ihr eben so verschieden sind, wie Gott von der Vernunft (*ebendasselbst*): so müßte man in der Stufenleiter der Dinge Gott, die allgemeine Vernunft, die Welt und den Menschen unterscheiden, jedoch so, daß man von dem letzteren nicht sage, er hat Vernunft, sondern die Vernunft hat ihn. Rec. will zwischen dieser und der alten gnostischen Genealogie der Geister keine Parallele ziehen; aber ist denn diese gerühmte Universalvernunft, unabhängig von dem göttlichen Wesen und Verstande, mehr als eine leere Idee; läßt sich ihre Wirklichkeit, sobald man nämlich ein dialektisches Spiel mit transcendirenden Begriffen von haltbaren Gründen unterscheidet, nur durch ein einziges solides Argument nachweisen; kann unsere Freyheit und Sittlichkeit auch nur das Geringste gewinnen, wenn wir uns ermächtigen, eine allgemeine Vernunft zwischen den Urgeist und seine Geschöpfe treten zu lassen; und führt dieser Panlogismus nicht zuletzt zu einem Pantheismus, der in jedem Falle den reinen Deismus verdrängt, wenn er auch nicht, nach einem sonst gewöhnlichen Übergange von der Hypersthenie zur Asthenie des Denkens, noch ganz anderen Verirrungen den Weg bahnt? Wie wenig unser Vf. gesonnen sey, diesen Mißbräuchen der Zeitphilosophie Vorschub zu leisten, erhellt aus anderen Stellen seines Buches, in welchen sich ein religiöser und achttheologischer Geist ausspricht: und es würde noch deutlicher erhellen, wenn er statt der speciellen Lehren von der Taufe und vom Abendmahl den Artikel von der Schöpfung hätte abhandeln wollen, der ihm ungleich näher lag, und der von jeher eine gefährliche Klippe für jede falsche Speculation war. Aber eine gewisse Vorliebe für glänzende Zeitphilosopheme ist es doch, die ihn verleitet, über das kosmologische und teleologische Argument für Gottes Daseyn hart, kühn und entscheidend abzusprechen (*argumentum cosmol. s. physico-theol. leve est et sane nullum, nec minus inanis est omnis teleologia etc.* S. 138 f.), und ein mythisches Hellsdunkel der Begriffe der achtphilosophischen Klarheit vorzuziehen. Daher die sonderbare Eintheilung der göttlichen Eigenschaften, inwiefern er das Princip seiner selbst, der Welt und der Vernunft sey (S. 207), der erst an einem anderen Orte (S. 366 ff.) die rationalen Attribute beygegeben werden. Daher die unverständlichen Definitionen: die Freyheit Gottes sey

die vollkommenste Form der göttlichen Realität (S. 215), und seine Ewigkeit die absolute Form der Aseität (S. 225). Daher die neue Trinität: Gott als Urheber der Welt ist Gott der Sohn, als Urheber von sich selbst Gott der Vater, als Urheber der Vernunft Gott der Geist (S. 123), von der es an einem anderen Orte heisst, *Deus, ni sit trinus, non est unus* (S. 445). Daher die Lehre von dem Sohne Gottes, der Gott und Mensch zugleich ist (S. 314), weil Gott nach seiner göttlichen Natur die menschliche, als Indifferenz der Welt und des Gemüthes, der göttlichen, die ihm als Urheber seiner selbst eigen ist, gleich und nicht von ihr verschieden achtet, woraus die ewige Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in dem Sohne Gottes von selbst folgt (S. 326). Daher endlich die neue Ansicht der ewigen Verführung, welche dadurch zu Stande kommt, daß Gott, der sich selbst genügt (der Vater), statt der Welt, die sich nicht selbst zum Opfer darbringen kann, dem Sohne befohlen hat, sich aufzuopfern und ihm Gnüge zu leisten, weswegen sie auch eine stellvertretende Genugthuung genannt wird (S. 251 ff.).

Rec. hat frühere Schriften des Hrn. Daub gelesen, die nicht minder tiefsinnig, aber in einem anderen Geiste und nach anderen Grundsätzen bearbeitet waren; er darf es daher wohl als möglich denken, daß, wenn diesen Prolegomenen (S. 29) einmal ein vollständiges System folgen sollte, es nicht minder frey und zur Wissenschaft fortschreitend verfaßt seyn werde. Was inzwischen der Erfolg lehren mag, ihm wird es immer ein angenehmes Geschäft seyn, auch bey abweichenden Ansichten den Scharfsinn des gelehrten Vfs. mit der dankbaren Achtung zu rühmen, die man dem talentvollen Verdienste schuldig ist.

V. V. G. E.

LEIPZIG, b. Weigel: *Dicta classica Veteris et Novi Testamenti, hebraice, graece et latine*. Dogmatische Beweistellen des alten und neuen Testaments, in den Ursprachen und den lateinischen Übersetzungen von Dathe und Reichard. Nach Anleitung der Reinhardtschen Vorlesungen. Ein Beytrag zur Erleichterung des dogmatischen Studiums. 1805. 320 S. in 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Bescheidenheit des ungenannten Sammlers dieser Beweistellen entwarfnet alle Kritik. Anspruchlos erklärt er seine Absicht, das ermüdende Nachschlagen unnöthig zu machen, dem daraus entstehenden Zeitverluste und Ueberdruß zuvorkommen, und vielleicht manchem angehenden Theologen zur näheren Bekanntschaft mit den gehaltreichsten Stücken der Religionsurkunden zu verhelfen; ja selbst durch diese nähere Bekanntschaft Manchen zu ermuntern, jene Religionschriften, vorzüglich die so oft vernachlässigten hebräischen, im Zusammenhange zu lesen, und mit besonderer Rücksicht auf das Zeitalter und die individuelle Geistesstimmung jedes Schriftstellers zu studiren. „Er wählte Reinhardts Dogmatik, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung unter den Theo-

logen seines Vaterlandes, welchen er durch diese Wahl keinen unangenehmen Dienst zu erweisen hoffte. Der hebräische Text ist nach der von Döderlein und Meisner besorgten Ausgabe abgedruckt; der griechische des Neuen Testaments nach Griesbachs Ausgabe. Eine Übersetzung beyzufügen, schien ihm für die ein Bedürfnis, welchen er vorzüglich nützen wollte. Er wählte *Dathens* Uebersetzung des A. T. wegen ihrer allgemein anerkannten Vorzüge, und die *Reichardsche* Übersetzung des N. T. wegen ihrer ächtrömischen Schreibart, wenn sie sich gleich oft einer Paraphrasirung zu nähern scheine; überzeugt, daß seine Leser den Sinn des Textes schon durch ihre anderen Studien richtig verstehen gelernt haben, und nicht sowohl eine wörtlich treue, als eine dem Genius der lateinischen Sprache angemessene Übersetzung wünschen würden. So gehaltlos und unbedeutend also seine Arbeit an sich sey: so nützlich scheine ihm doch das Buch zu seyn, das aus seiner Arbeit hervorgehe, und den Zweck habe, eine augenblickliche Übersicht desjenigen zu verschaffen, was in den heiligen Schriften zur Bestätigung irgend eines Satzes der theoretischen, den symbolischen Büchern unserer Kirche gemäßen, Religionslehre enthalten sey.

Für Candidaten also, die sich nach den Reinhardtschen Vorlesungen über die Dogmatik zum Examen

vorbereiten wollen, ist dieses Buch eine Erleichterung ihrer Arbeit. Es erspart ihnen die Mühe, jede Stelle erst im Texte und in der Übersetzung nachzuschlagen, und kann auch denjenigen dienen, die sich Dathens Übersetzung des A. T. und die Reichardsche des N. T. noch nicht angefaßt haben. Indessen werden doch auch solche Candidaten, wenn sie Reinhardts Vorlesungen gründlich studiren wollen, noch viele in denselben nicht gerade als *dicta classica* angeführte Stellen selbst im Texte nachschlagen müssen; denn hier sind nur die von Reinhard angegebene *dicta classica* ausgehoben. Anmerkungen hat der Vf. nicht beygefügt; weil es nicht an wohlfeile Hülfsmitteln zur Erklärung der biblischen Schriften fehlt, und dies Buch bloß für den oben angegebenen Zweck eingerichtet ist. Nur bey vorzüglich wichtigen und rührenden Stellen hat der Vf. eine Ausnahme von der Regel gemacht, jede Stelle nur einmal abdrucken zu lassen. Häufig weist er, wenn eine Stelle bey mehreren Dogmen als Beweisstelle citirt ist, auf vorige Paragraphen zurück. Der hebräische, griechische, und lateinische Druck ist zwar klein, aber doch leicht zu lesen und sauber, auch das Papier ist gut. Für Candidaten der Theologie in Sachsen wird dies Buch vermuthlich ein willkommenes Hülfsmittel seyn.

HE.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Das Buchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugenden.* Aus dem Hebräischen übersetzt, erklärt, und für Pfarrer auf dem Lande bearbeitet, von D. *Thaddäus Anton Dreyer*, Prof. der Theologie an der kurbadenschen Universität zu Heidelberg. 1806. VI u. 50 S. 8. (4 gr.) Mit Unrecht würde man diese Schrift bloß aus dem altotischen Gesichtspuncte betrachten, wiewohl sie auch nach diesem vorzüglichen Werth hat. Sie verdient auch die Aufmerksamkeit des Exegeten, und zwar um so mehr, wenn man bedenkt, daß das exegetische Studium im katholischen Deutschland im Ganzen noch so weit zurück ist. Indes wird es auch keinen protestantischen Bibelfreund gereuen, diese kleine Schrift zu lesen, da sie die besten Ausleger aller Confessionen benutzt hat, und mit schöner Sprach- und Sachkenntnis abgefaßt ist — eine Erwartung, wozu der Name des geschätzten Fortsetzers des Brentano'schen Bibelwerks ohnedies berechtigt. Hr. D. hatte das Buch Ruth schon in der eben gedachten Fortsetzung von Brentano (II. Th. 1 B. S. 232 ff.) in philologischer Rücksicht bearbeitet. Hier liefert er nun eine Übersetzung mit einigen erläuternden Sachanmerkungen. In beiden zeigt sich der geübte Schriftforscher und nur selten wird man an der Treue der Übertragung und der Schicklichkeit des Ausdrucks eine Ausstellung zu machen haben. Wir wollen indess doch einige der Prüfung des Vfs anheim geben. K. I. 1 ist die Übersetzung *Richter* nicht passend, weil dieser Ausdruck einen zu kleinlichen Begriff von den *Schophim* erweckt. Rec. weiß wohl, wie schwer es ist, ein erschöpfendes deutsches Wort dafür zu finden; doch scheint ihm *Kriegs-Oberhäupter, Land-Pfeger, Vorsteher, Oberbefehlshaber* u. s. w. noch passender zu seyn. Statt „ein Mann von Bethlechem“ würden wir lieber: ein Bürger von B. gesetzt haben. Die „*Gefilde Moab's*“ entsprechen zwar den *Sede-Moab*; aber *Land Moab*, was doch auch nicht untreu ist, giebt einen richtigeren Sinn. Wenn K. 2, 2 und K. 4, 14 *Goel* durch *Läfer* (wahrscheinlich *Erlöser*?) übersetzt wird, so dürfte das schwerlich jemand verstehen. Wollte Hr. D. das Wort *Nach-Mann* (welches *Luther* in den ersten Ausgaben wählte, in den späteren aber mit *Erbe* vertauschte), nicht aufnehmen, so mußte er nächster *Verwandter, nächster Blutsfreund* u. s. w. sagen. K. 2, 14 wird *Kali* durch *geröstete Ähren* übersetzt, und dabey steht folgende Anmerkung: „Die Morgenländer tunkten gern in heißen Sommertagen ihr Brod

und Fleisch in Eßig oder in andere saure Brühen. *Gefestigte Ähren*, oder geröstetes Korn, dienen noch jetzt ganzen Völkern in Indien zur Nahrung.“ Wir glauben, der Vf. habe sich bey diesem schweren Worte die Bestimmung der Bedeutung gar zu leicht gemacht. Noch müssen wir es tadeln, daß bey den vielen *nomibus propriis*, die in diesem Buche vorkommen, die Aussprache der griechischen und lateinischen Übersetzung angenommen ist. Daher die Namen: *Noemi, Booz, Mahalon, Chelion, Lia, Phares, Erson* u. s. w. Statt der hebräischen und unserm Ohr weit besser klingenden: *Noomi, Boaz, Machlon, Chilion, Lea, Perez, Chesron* u. s. w. Wer sich die Aufgabe macht: „Ich blieb dem hebräischen Grundtexte wörtlich treu, und suchte das Einfache der Schreibart auch im Deutschen auszudrücken.“ (S. 23) — sollte auch hierin dem hebräischen Texte treu bleiben.

Die S. 25 ff. folgenden *praktischen Anmerkungen* empfehlen sich eben so sehr durch die richtige Exposition des Sinnes und durch einen treffenden psychologischen Blick, als durch eine ungemeine Herzlichkeit der Darstellung und des Ausdrucks. Sie verdienen Religionslehrern als Muster empfohlen zu werden. „Die Geschichte Ruth, heist es S. 25, würde ich im Sommer drey bis vier Wochen vor der *Arnte* lesen, und in den folgenden Sonntagen mit der Erklärung fortfahren. Solche unbedeutende Umstände, daß eine Geschichte, die sich zur Zeit der *Arnte* zutrug, auch zur *Arntezeit* vorgetragen wird, verstärken den Eindruck ungemein.“ Wir empfehlen auch besonders die Skizze einer Homilie: „über die leidende und in ihren Leiden geduldige Noemi.“ S. 28 ff.

Daß der Schriftforscher nicht leer ausgehe, haben wir schon bemerkt, und können es durch folgende Stelle (Vorr. S. V) beweisen: „Die Schreibart kommt mit jener der Bücher Samuels und der Könige in einzelnen Ausdrücken überein, weicht aber desto öfter von den Regeln der hebräischen Sprachlehre ab. Ich halte dieses häufige Abweichen für *geistliche* Nachahmung der jändlichen Sprache, wie sie im Kanton Ephraim herrschend war. Eben so scheinen mir die Worte, die nur in diesem Buche vorkommen, provinciale Ausdrücke der *bethlehemitischen Mundart* zu seyn. Z. B. *עגא* (*Aga*) K. 1, 13; *צבט* (*Zabat*) K. 2, 14. *צבתי* (*Zebatim*) K. 2, 16; *מגבאלען* (*Migbalen*) K. 2, 20 u. s. w.“ Wir empfehlen daher diese kleine Schrift der Aufmerksamkeit jedes Bibelfreundes.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

- 1) GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller: *Lehre vom Schadenserfatze*, von D. Franz Schöman. 1 Theil: *Culpa*. 1806. VI und 202 S. 8. (16 gr.)
- 2) GIESSEN, b. Heyer: *Die Theorie der Culpa*. Eine civilistische Abhandlung von Egid von Löhr. 1806. 200 S. 8. (18 gr.)
- 3) GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller. *Prüfung der Theorie der Culpa des Herrn Egid von Löhr, als Befätigung seiner Abhandlung über Culpa*, von D. Franz Schöman. 1806. 64 S. 8. (6 gr.)
- 4) GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Diff. inaug. de generibus et gradibus culpae. Quam — exhibet J. E. Gries, Hamburgensis*. 1805. 24 S. 4. (3 gr.)

Die Lehre vom Schadenserfatze, sagt Hr. Sch. in der Vorrede zu No. 1. sehr richtig, ist durchaus mit Schwierigkeiten verwickelt, deren Auflösung dem Theoretiker, wie dem Praktiker, gleich wichtig ist. Es sind der dunkeln und vielsinnigen Fragmente so viele, daß selbst *Doneau* den auffallendsten Collisionen nicht entging, und der praktische *Leysen* an ihrer Enträthfelung gänzlich verzweifelte! — Die nämliche Klage führen beynah alle Schriftsteller, welche sich bisher mit jener Lehre beschäftigten, am lauteften *Wehrn*, der in einem sehr ausführlichen Tractat (*doctr. jur. explic. princip. damni*. Lips. 1795) die Grundsätze des römischen Rechts vom Schadenserfatze ins Reine zu bringen, und die Gesetze darüber in Übereinstimmung darzustellen, sich mit keinem viel besseren Erfolg, als seine Vorgänger, bemühte.

Unter diesen Umständen ist es eine sehr erfreuliche Erscheinung in der juristischen Literatur, zugleich auf mehrere Versuche zu treffen, deren denkende Verfasser jener noch so wenig aufgeklärten Lehre eine gänzlich neue Ansicht abzugewinnen suchten: wie dies wenigstens von den Vf. der 3 ersten Schriften mit Grunde behauptet werden kann. Den Beweis hievon liefert schon eine kurze Übersicht des Inhalts obiger Schriften, die daher einer specielleren Beurtheilung hier vorausgeschickt werden soll.

A) *Allgemeine Übersicht*. — In No. 1 folgt nach einer zweckmäßigen Darstellung der bisherigen Theorien (S. 1—26) die eigene des Vfs. in nachstehender Ordnung: 1) Positive beschädigende Facta — unmittelbare Ursachen der Verletzung durch Versehen. Grundsatz: der Staatsbürger ist unbedingt zur Entschädigung
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

verhaftet, wenn er oder sein Eigenthum die unmittelbare Ursache der Beschädigung seines Mitbürgers wird: S. 26. A) Durch sein Eigenthum: 1) lebloses Eigenthum. Hier finden nach Verschiedenheit der Umstände die *act. leg. Aquiliae*, Noxalklagen, *act. de pauperie*; *cautio de damno infecto* Statt: S. 29. 32. 2) lebendes Eigenthum; *act. legis Aquiliae*, *act. de pastu*, *act. de pauperie*: S. 34. 37. 38. B) Durch eigene Thätigkeit; *act. legis Aquiliae*: S. 44. Grundsatz: diese Klage vindicirt jedes widerrechtliche positive Factum, die positive schädliche Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange: S. 46, in und außer Vertragsverhältnissen: S. 48, competirt jedem, der nur ein eigenes Recht an der beschädigten Sache hat: S. 54, und kommt noch jetzt als Pönalklage in Anwendung: S. 72. — II) Nichtabwendung vorherzusehender, äußerer, Verderben bringender Umstände — mittelbare Ursachen der Verletzung durch Versehen — culpa im engeren Sinne: S. 73. Grundsatz: Nur durch besondere Verabredung kann eine Verbindlichkeit; für solchen Nachtheil einzustehen, begründet werden; außer Vertragsverhältnissen findet sie daher nicht Statt: S. 76. — Es giebt dabey drey Grade: 1) Extrem der Nichtcultur bey Abwendung schädlicher äußerer Umstände vom Eigenthume des Mitbürgers — culpa lata; unter zwiefacher Voraussetzung: non intelligere, quod omnes intelligunt, oder minorem, ac in suis rebus; praestare diligentiam: S. 80. 82. — 2) Mittlerer Grad der Cultur: Culpa — culpa levis. Voraussetzung: diligentiam non adhibere, qualem bonus paterfamilias suis rebus adhibet: S. 84, oder non praestare, quod plerique ejus conditionis homines praestant: S. 119. — 3) Höchste Achtsamkeit, deren der Mensch nach der Bildung seines Zeitalters fähig ist: S. 86; ihr Correlat: si modo alius diligentior commodius administraturus esset: S. 119. Diese zeigt sich a) bey Abwendung des totalen Verlaufs einer Sache: custodia: S. 89, welche minus plena genannt wird, insofern sie bloß gegen Diebstahl gerichtet ist: S. 95. b) Bey Abwendung der Deterioration einer Sache: diligentia (culpa levissima in non faciendo): S. 99. Erstere ist jedem guten Hausvater eigen, und wird daher von jedem cultivirten Manne erfordert: S. 88; letztere wird so wenig von jedem Contrahenten gefodert, als sie jedem guten Hausvater eigen geachtet wird, nur wenige besondere Verhältnisse begründen sie: S. 99. Hier folgt eine ausführliche Widerlegung des *Doneauschen* Lehrsatzes, daß es keine von der culpa levis in non faciendo unterschiedene diligentia gebe: S. 100. — Nach diesen allgemeinen Bestimmungen werden so-
E e

dann von S. 120 bis ans Ende die einzelnen Vertragsverhältnisse (*Contracte und Obligationes quasi ex contractu*: S. 122) untersucht und beurtheilt.

No. 2 schlägt einen anderen Gang ein, bey welchem es nicht ganz leicht ist, die Ideenfolge des Vfs. in ihrem Zusammenhange festzuhalten. I. Abschn. *Begriff der Culpa*. Culpa, als Gattungswort für jede Art von Illegalitäten, begreift auch den *dolus*: S. 1. Sie hat nur zwey Grade, einen größeren und einen geringeren. *Culpa lata et levis*: S. 12. 1) Deren Bedeutung an sich und Verhältniß zu einander. a) *Culpa lata*; ihr Merkmal ist: Wissenschaft der gesetzwidri-

3. Neben dem diermuthungsgründe ist; *dolus* und *culpa* nachdem Gewinne Veranlassung war: als in eigenen Geing, ob der Culpofe it oder nicht, die vis: S. 30. b) *Culpa* gkeit im Handeln,

jedoch nur, sofern der Culpofe nicht nachlässiger, als in eigenen Geschäften, war: S. 39. Auch d e geringste Nachlässigkeit ist hier widerrechtlich, wenn durch sie Schaden entstand, und es giebt dabey keine weitere Unterabtheilung oder Grade: S. 41. 43. — II) *Verschiedenheit der Culpa*, je nachdem durch *Handlung* oder *Unterlassung* eine Nachlässigkeit begangen wurde: S. 59. Grundsatz: Niemand ist ohne vorhergehendes verbindliches Factum, Schaden von einem Anderen abzuwenden, gehalten; daher kann im Allgemeinen nur die Beschädigung durch Handlungen als Rechtsverletzung angesehen werden, bloße Unterlassung aber nicht anders, als unter Voraussetzung bestimmter Rechtsverhältnisse mehrerer Mitbürger gegen einander: S. 60. Hiernach erklärt sich die Verschiedenheit der Begriffe von *culpa*, *diligentia* und *custodia*, dahin, daß die erstere technisch bloß auf positive Handlungen bezogen, durch *diligentia* aber jede schädliche Unterlassung ausgeschlossen wird, und *custodia* endlich, als nähere Modification der *diligentia*, die Verbindlichkeit, für den durch Diebstahl entstandenen Schaden zu haften, bezeichnet: S. 68. 71. 72. — II. Abschnitt. *Lex Aquilia*. Eine Verbindlichkeit zum Schadenserfatze *ausser allem Obligationenverhältnisse* tritt ein, wenn durch Handlungen oder durch eine Sache Schaden zugefügt wurde, und es findet hiebey die aquilische Klage Statt: S. 81, welche jeder anstellt, dessen Interesse es fodert, daß die Sache nicht beschädigt werde: S. 83, und die noch jetzt als Pönalklage behandelt wird: S. 105. III. Abschnitt. Culpa in Contracten; welche Verbindlichkeit zu Anwendung von Fleiß wird durch ein schon bestehendes Obligationenverhältnis begründet? — Diese Frage laßt sich, da die von den Römern für *negotia bonae fidei* aufgestellten Grundsätze heut zu Tage von allen gelten, auch so begreifen: was ist in jedem Verhältnisse gegen die *bona fides*? S. 135. Antwort a) Unbedingt *dolus* und *culpa lata*: S. 136. b) Eine wei-

ter gehende Verbindlichkeit bestimmt sich nach folgenden Regeln: 1. Zieht jemand Vorthell aus einem Geschäft, so prästirt er *dolus* und *culpa*; der andere, wenn er keinen Vorthell zieht, nur *dolus*: S. 140. 141. Diese Regel gilt fast allgemein, und geht, wo kein besonderer Grund der Beschränkung ist, auch auf *diligentia* und *custodia*: S. 140. Eine Ausnahme davon macht 2) der Grundsatz, daß die Übernahme fremder Geschäfte das stillschweigende Versprechen des höchsten Fleißes enthalte: S. 162. Wer inzwischen 3) in Rücksicht auf seine Vermögensrechte oder seine Bürgerpflicht sich der Administration fremder Geschäfte unterzieht, prästirt *culpa* nicht *diligentia*: S. 163. — Diesen Grundsätzen werden nun die einzelnen Rechtsgeschäfte subsumirt, als Ursachen ihrer Nichtanwendung, aber theils Vertrag und Testament, welche entweder ausdrücklich oder stillschweigend (durch Aufdringen zu einem Geschäft und durch Affirmation einer Sache) eine Ausnahme begründen, theils die *mors* angegeben. IV. Abschnitt. *Obligatio quasi ex delicto*. Fälle, wobey wirklich keine *culpa* vorhanden ist, welche aber doch so, als wenn dieselbe vorhanden wäre, behandelt werden: S. 191. — Dazu werden gerechnet: 1) Fälle, wo wegen Mangel eines bestimmten Rechtsgeschäfts keine wirkliche Verbindlichkeit vorhanden ist: S. 192. 2) Fälle, wo bey wirklich vorhandener Culpa gegen Jemand eine Klage gegeben wird, ohne Rücksicht, ob er es ist, der die *culpa* beging: S. 197.

Der Zweck von No. 3 ist eine Widerlegung der von Löhrschen Abhandlung, und der Beweis, daß deren Vf. die römische Terminologie von *culpa levis*, *levissima*, *diligentia*, *custodia*, selbst von *culpa lata*, nicht verstanden habe: S. 5. Die einzelnen Sätze, welche Hr. Sch. aushebt und als *weg. gründet* darstellt, sind: 1) daß der Ausdruck *culpa levis* nur viermal im *corpus juris* vorkomme: S. 5; 2) daß die *culpa levis* von der *levissima* nicht verschieden sey: S. 7; 3) daß *diligentia* im eigentlichen Sinne der *culpa in non faciendo* überhört und ohne Unterschied eines Grades entspreche, auch daß die Ausdrücke: *bonus* und *diligens paterfamilias* nicht verwechselt werden dürfen: S. 12; endlich 4) daß unter *custodia* die Verbindlichkeit, für jeden durch Diebstahl entstandenen Schaden zu haften, weil dieser immer durch größere Sorgfalt hätte abgewendet werden können, zu verstehen sey: S. 36.

No. 4 endlich, deren Vf. weit r nichts, als eine ausführlichere Darstellung der von Hu. Thibaut vorgebrachten *Donauschen* Theorie liefern wollte, zerfällt, schon zufolge des Titels, in 2 Hauptabschnitte: I) *de gradibus culpa*. Grade der *culpa* giebt es nur zwey: 1) *culpa lata*. Sie ist vorhanden, wenn jemand entweder die Achtsamkeit unterläßt, welche man von jedem Menschen erwarten kann, oder wenigstens die, welche er in eigenen Geschäften anzuwenden pflegt: S. 7. 9; 2) *culpa levis*. Eine hiervon verschiedene *levissima* giebt es nicht. Die Ausdrücke: *culpa*, *culpa levis*, *diligentia*, *custodia*, *exactissima diligentia* sind dem Grade nach gleichbedeutend: S. 10. II) *De generibus culpa*. Die bemerkenswerthe Verschieden-

heit in dieser Hinsicht ist die des Versehens durch *Handeln* oder *Unterlassen*: S. 17. Wollen die Gesetze a) diese beiden Gattungen bezeichnen, so heisst es: *omnis diligentia, omnis culpa, id. quod quis in re sua faceret, quod bonus, diligens, diligentissimus paterfamilias in re sua faceret*: S. 18. Kommt es b) auf deren Unterscheidung an, so reden die Gesetze entweder ausdrücklich von einer *culpa in faciendo* und *culpa in non faciendo* (aut *patiendi*), oder sie bezeichnen die letzere durch die Ausdrücke *diligentia* und *custodia*, so dass jedoch der Begriff von *custodia* eine engere Sphäre, als der von *diligentia*, umfasst: S. 19. — Zuletzt werden einige schwere Gesetzstellen nach dieser Ansicht erklärt: S. 23.

B) *Beurtheilung der in den Schriften enthaltenen Hauptresultate*, sofern dieselben sich entweder auf bisher streitige, oder wenigstens durch die vorliegende Bearbeitung einer neuen Ansicht überworfenen Rechtsätze beziehen.

Die in der erwähnten Hinsicht interessantesten, und für die ganze Lehre vom Schadenersatze entscheidenden Erörterungen betreffen nachstehende Aufgaben: 1) *Worin bestehen die Voraussetzungen der actio de pauperie und act. de pastu?* Hr. v. L. hat beide ganz übergangen, und mit Recht. Denn in eine Theorie der *Culpa* gehört weder die erste, wobey der Mangel der *Culpa* eine der ersten Voraussetzungen ist, noch die letzte, welche, wie nachher gezeigt werden soll, nur durch *absichtliche* Beschädigung begründet wird. Hr. Sch. liefert in seiner Abhandlung den ersten Theil einer allgemeinen Theorie des *Schadenersatzes*, und konnte also, wenn gleich darin zunächst nur die *culpa* abgehandelt wird, sich doch schon etwas weiter ausdehnen. Ubrigens giebt Hr. Sch. gleich bey dieser Gelegenheit einen Beweis, dass er nicht der hergebrachten Meinung blindlings folge, sondern durch eigenes Nachdenken die mit derselben verbundenen Schwierigkeiten zu lösen suche. Die gesetzliche Bedingung, dass ein Thier *contra naturam* geschadet haben muss, brachte die Interpreten von jeher in einige Verlegenheit wegen verschiedener damit nicht zu vereinbarenden Fälle. Hr. Sch. hilft sich, indem er den Ausdruck *contra naturam* nicht auf das Thier, sondern auf den Act der Beschädigung bezieht, und darin bloß ein Unterscheidungsmerkmal von der *act. de pastu* findet. Das Weiden und Fressen, sagt er, involvirt *seiner Natur nach* einen Schaden, das Beissen, Stossen, Treten eines Thiers aber nicht; mit diesen Ausbrüchen des thierischen Triebes ist Schaden nicht unzertrennlich, nur zufällig verbunden, liegt also nicht in ihrer Natur, geschieht *contra naturam*! — Allerdings sinnreich; aber dennoch nicht richtig. Auch abgesehen davon, dass eine solche Construction schon an sich etwas Gezwungenes hat, so sind auch die Gesetze dagegen, theils direct, denn es heisst in l. 1. §. 7 *si quadrupes*, nicht: *quae contra naturam pauperiem fecit*, sondern: *quae contra naturam mota, pauperiem fecit*, theils durch den Gegensatz, indem, als solchen, die l. 1. §. 10 *cod. naturalis feritas*, und die l. 1. §. 8 *cod. concitatio* angeht. Ein *damnum contra na-*

turam ist also dann erst vorhanden, wenn ein an sich zahmes und nicht gereiztes Thier Jemanden Schaden zufügt. Nimmt man dies an, so bleibt kein Fall übrig, der sich nicht unter den allgemeinen Grundsatz subsumiren liesse; auch erledigt sich dann gar leicht die in der Note zu S. 38 behandelte Streitfrage dahin, dass in Fällen, wo das Thier *secundum naturam* schädete, wenn dies a) aus natürlicher Wildheit geschah, unter Voraussetzung eines dabey vorgegangenen Versehens: *actio ex edicto* und *resp. act. in factum*, §. 1. §. *si quadrupes arg. l. 1. §. 7. D. eod.*, ohne jene Voraussetzung gar keine Klage: l. 1. §. 10 *cod.*; so dann b) weil es gereizt worden: 1) durch einen Menschen, *act. in factum*, l. 1. §. 7 *cod.*; 2) durch ein anderes Thier, *act. de pauperie* l. 1. §. 8, 11 *cod.*; 3) durch einen zufälligen Umstand, wieder gar keine Klage, l. 52. §. 2 *ad l. Aquil.* Statt findet. — Was hiernächst die *act. de pastu* betrifft, so hat Rec. sich längst schon davon überzeugt, dass diese Klage bisher durchaus unrichtig verstanden worden, und er hätte daher auch von Hn. Sch. erwartet, dass er hier etwas tiefer werde geforscht haben. Das einzige Gesetz, woraus man die erwähnte Klage ableitet, ist doch l. 14. §. 3 *de praescr. verb.*; darin aber wird eben so klar, wie in der Quelle selbst, woraus der römische Jurist schöpfte, den *legg. XII. tabul.*, eine *Handlung des Eigenthümers*, mithin ein Fall vorausgesetzt, der mit den wesentlichsten Bedingungen der *act. de pauperie* in offenbarem Widerspruche, und also auch jeder Vergleichung mit dieser im Wege steht. Die *act. de pastu* erfordert *absichtliche* Beschädigung durch Hinreiben des Viehes zum Weiden, wie die gesetzlichen Ausdrücke: *immissio pecore depascam* — *qui pecus eius alieno impescit*, klar beweisen. Wo hingegen das Absichtliche wegfällt, finden die gewöhnlichen Klagen Statt, nämlich a) wenn das Weiden durch irgend Jemandes *culpa* geschah, *act. legis Aquiliae*, l. 6. C. *de l. Aquil.*; b) ohne solche Schuld; da lässt sich die Möglichkeit des Abweidens nicht wohl anders, als dadurch erklären, dass das Thier in einem Ausbruche von Wildheit, *feritate contra naturam mota*, der Aufsicht entwich, und sich zu der Beschädigung in Stand setzte, alsdann aber hat *act. de pauperie* Statt, wofür zwar kein Gesetz ausdrücklich, wohl aber die Analogie, und ganz bestimmt auch *Paulus in recept. sent. Lib. I. Cap. XV* entscheidet. — II) *Welche besonderen gesetzlichen Bestimmungen treten bey der actio leg. Aquiliae ein, und wie sind diese zu verstehen?* a) Die Hauptfrage ist hierbey: welche Rechtsverhältnisse umfasst das aquilische Gesetz, bloß *außerordentliche* oder *alle* unter gewissen Voraussetzungen? — Das erstere war die Meinung der mehren älteren Juristen, denen sogar unter den neueren noch *Günther in princ. fur. Rom. §. 343* beiträgt. Hr. Sch. und Hr. v. L. hingegen nehmen richtiger an, dass in und außer dem Vertragsverhältnisse das aquilische Gesetz Anwendung leide, sobald nur durch ein *positives Factum* geschadet worden. Darin aber sind sie nicht einverstanden, ob bey einer solchen von einem Contrahenten zugefügten Beschädigung die *Contractklage* mit der aquilischen *electiv concurrir*, oder

ob nur *diese allein* Satt finde, und jene sich auf Beschädigung durch Unterlassung beschränke. — Das letztere behauptet Hr. Sch. S. 50; das erstere Hr. v. L. in der Note zu S. 81; die Gesetzstellen, auf welche *dieser* sich bezieht, und mit denen man noch die auch von Hn. Sch. angeführte l. 42 ad l. Aquil., vorzüglich aber auch die l. 16 §. 5 *famil. hercisc.* verbinden kann, müssen seiner Meinung den Vorzug sichern. — b) Wird zur Anstellung der aquilischen Klage ein *dingliches* Recht auf die beschädigte Sache erfordert, oder ist schon ein persönliches Recht hinreichend? — Jenes behaupten mehrere ältere Schriftsteller, dieses Hr. Sch. S. 53 fgg.; Hr. v. L. nimmt zwar S. 83, nach *Thibaut* (P. R. §. 964 der zweyten Ausg.) an, daß jedem, dessen Interesse es fodere, daß die Sache nicht beschädiget werde, die Klage zukomme, glaubt jedoch, daß dies nur von demjenigen gelte, welcher ein dingliches Recht an der Sache hat. Diese letzte Meinung ist ohne Zweifel die richtigere, zumal wenn man nach Anleitung der l. 43 ad leg. Aquil. unter dem dinglich Berechtigten hier auch denjenigen versteht, welchem auf den Erwerb eines dinglichen Rechts ein schon begründeter Anspruch zusteht, wodurch sich denn auch der anscheinende Widerspruch der von Hn. Sch. angeführten Gesetze, deren eins, die l. 13 §. 12 de act. emt. nämlich, ohnehin nur von Cession der Klage redet, ohne alle Schwierigkeit hebt. — Endlich kann c) bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt bleiben, daß die Regel des aquilischen Gesetzes, wodurch eine jede Beschädigung durch Handeln, ohne Rücksicht auf den Grad des Versehens, der darin begründeten Klage unterworfen wird, eine bedeutende Ausnahme leidet. Hr. v. L. erwähnt dieselbe nicht, und scheint S. 193 vielmehr das Gegentheil anzunehmen; Hr. Sch. aber beschränkt sie auf zwey besondere Fälle, den *agrimensor* und *Schenker*; sie muß jedoch allgemein dahin gefaßt werden, daß ein jeder, der dem Beschädigten in der Handlung, woraus der Schaden entspringt, eine Gefälligkeit erzeigt, nur *dolus* und *culpa lata* prästirt. Als Beispiele gehören alsdann hieher nicht bloß die von Hn. Sch. S. 69 und 70 angeführten Fälle, sondern auch der *Commodant* und der, welcher ein *precarium* giebt, wie auch Hr. Sch. selbst, S. 117 in der Note, anerkennt. Die l. 1. pr. si *menfor* sagt ausdrücklich von dem *agrimensor*, *operam beneficii loco praestari*, und die l. 8. §. 3. de *precario*, *totum ex liberalitate descendere*. — III) Was ist *culpa lata*, *levis* und *levissima*? — a) *Culpa lata* wird in sämtlichen hier zu beurtheilenden Schriften auf zwiefache Art bestimmt. Die eine dieser Bestimmungen geben alle drey Schriftsteller übereinstimmend dahin an, daß, wer nachlässiger, als in eigenen Geschäften handelt, sich der *culpa lata* schuldig macht; auch ist dies in den mehrsten Fällen richtig, doch giebt es deren auch, wo der bloß relative Sinn jenes Ausdrucks eine andere Deutung erfordert, wie z. B. in l. 17 pr. de jure dot., l. 1 pr. de tut. et rat. distr., wovon nachher die Rede seyn wird. Die zweyte Bestimmung setzen Hr. Sch. und Hr. Gries in den äußersten Grad der Fahrlässigkeit, Hr. v. L. hingegen in Handeln aus Neigung, d. h. Freundschaft,

Feindschaft oder Mitleiden. Ersteres ist ohne Zweifel richtiger, da Beschädigungen aus Feindschaft wohl unlängbar als *dolus* betrachtet werden müssen, und die l. 7. §. 2 de adm. et peric. tut. auch solche, welche durch Freundschaft gegen einen dritten (*per gratiam*) motivirt wurden, eben so behandelt. b) Von der *culpa levis*, da solche von Hn. Sch. auf die gewöhnliche Weise definiert, von den anderen beiden aber, als von der *levissima* verschieden, ganz verworfen und nur gegen die *culpa lata* und *diligentia* begrenzt wird, läßt sich hier nichts besonderes sagen. Rec. begnügt sich daher, bey dieser Gelegenheit auf eine Interpretationsregel aufmerksam zu machen, die er sonst noch nirgends erwähnt fand. Der Ausdruck *culpa*, welcher technisch immer für *culpa levis* genommen wird, bringt in mehrere Gesetzstellen, welche von Fällen reden, wo ungezweifelt ein höherer Grad geleistet werden muß, viele Ungewissheit. Oft wird diese Ungewissheit bloß durch Berichtigung der Construction gehoben. So kommt hie und da, namentlich in l. 18. §. 8 de damn. infecto, der Ausdruck: *hujus rei culpam praestat* vor. Wollte man dies mit *in hac re culpam praestat*, gleichbedeutend nehmen und also übersetzen: er muß bey diesem Geschäft *culpa* leisten, so würde hierunter *culpa levis* verstanden werden müssen, welches gar häufig, und gerade in dem vorliegenden Falle, wo schon der nächstfolgende §. in gleicher Absicht *omnis diligentia* erfordert, nicht angehen würde. *Hujus rei culpam praestat* heisst daher: dieser Gegenstand (die Verbindlichkeit, wovon eben die Rede ist,) gehört mit zu seiner *culpa*, ist eine von den Verbindlichkeiten, welche er, vermöge der von ihm zu prästirenden *culpa* (wovon der Grad ganz unbestimmt bleibt,) erfüllen muß; es hat alsdann jener Ausdruck eine gleiche Bedeutung mit dem in l. 36 de act. emt. vorkommenden: *pars est custodiae diligentiaeque*, in welchem Gesetze sogar von dem nämlichen Gegenstande, wie in der obigen Stelle, die Rede ist. — IV. Giebt es eine von der *culpa levis* verschiedene *levissima*? — Hr. v. L. und G. leugnen dies mit *Donell* und *Thibaut*. Hr. Sch. hingegen vertheidigt gegen sie die gemeine Meinung mit den überwiegendsten Gründen. Die Richtigkeit seiner Vorstellung bleibt um so weniger zweifelhaft, als seine Ausführung noch nicht einmal alles erschöpft. Hr. Sch. hat nemlich die in der *Löhrschen* Schrift S. 44 mit vieler Scheinbarkeit allegirte l. 20 C. de neg. gest. nicht besonders widerlegt; sie aber würde allerdings viel beweisen — mehr beweisen, als alle übrigen S. 48 bis 56 extrahirten theils gänzlich unbestimmten, theils auf *custodia* sich ausdrücklich beziehenden Gesetze —, wenn sie nicht gerade ein Rechtsgeheimnis zum Gegenstande hätte, wobey es in *abstracto* sich gar nicht bestimmen lassen würde, welcher Grad der *culpa* zu leisten ist, da von dem *negotiorum gestor*, nach Verschiedenheit der factischen Voraussetzungen, bald nur die Vergütung des *dolus*, bald der *culpa levis*, bald der *levissima*, bald sogar des *casus*, gefodert wird, wie aus l. 3. §. 9 D. de neg. gest. l. 20. C. eod. §. 1. ff. de oblig. quae quasi ex contr. und l. 11. D. de neg. gest. klar erhellet.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1807.

JURISPRUDENZ.

Schöman's, Löhr's und Gries Schriften
über

C U L P A.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Außer dem angeführten Widerlegungsgrunde der Löhr'schen Theorie läßt sich aber noch ein sehr wichtiger Bestärkungsgrund für die Schöman'sche Meinung aus der l. 1. §. 1 *si mensor* — einem Gesetze, welches mit der von Hr. Sch. hauptsächlich benutzten l. 54. §. 2 *de adquir. rer. rom.* in der Fassung die größte Ähnlichkeit hat — entnehmen. In jenem Gesetze werden offenbar drey Grade der *culpa* unterstellt: es soll der *mensor* in der Regel nur *dolus* leisten und *culpa lata* (weil er nämlich *operam beneficii loco praebet. pr. l. 1 cit.*); jedoch auch in dem Ausnahmefalle, wo er *mercedem* erhielt, (und also nicht mehr in gleichem Verhältnisse, wie vorher, betrachtet wird,) nicht alle *culpa*, d. h. nicht auch *levissima*, welche sonst bey Beschädigungen durch positive Thätigkeit, als wovon hier die Rede ist, Statt findet (l. 44 *ad l. Aquil.*); mithin soll er in diesem Falle zu einem Mittelgrund zwischen *culpa lata* und *culpa levissima* verbunden seyn. — Ein sehr entscheidendes Argument für jene Unterscheidung übrigens, — die in so vielen Gesetzen vorkommende separate Erwähnung der *culpa* und *diligentia*, läßt sich nicht eher wirksam gebrauchen, bis auch der Grund des weiteren Lehrsatzes daß sich die Trennung beider Ausdrücke nicht auf eine Verschiedenheit des Grades, sondern der Art des Verfehens beziehe, gezeigt wird. — Daher IV) die fernere Aufgabe: worin besteht das wahre Unterscheidungsmerkmal von *culpa* und *diligentia*? — Hr. Sch. folgt auch hier der gemeinen Meinung, indem er aus dem technischen Ausdrucke *diligentia* die Verbindlichkeit zur höchsten Aufmerksamkeit folgert, ihn mithin der *culpa levissima* entsprechend glaubt; Hr. v. L. und Hr. G. hingegen treten auch hierin der Donauschen Lehre bey, indem sie *culpa* bloß auf Versehen durch positives Handeln, *diligentia* auf Beschädigung durch Unterlassung, ohne alle Rücksicht auf Grade des Verfehens, beziehen. Der Beweis für diese Meinung ist so schwach nicht, um ihn, wie Hr. D. Sch. thut, jämmerlich geführt nennen zu dürfen; nur steht ihm freylich ein Gegenbeweis zur Seite, wodurch ihn sofort wieder alle Entscheidungskraft benommen wird. Denn 1) die l. 23 *de reg. jur.* sagt bestimmt, daß nur einige (*quidam*) von den daselbst genannten acht Contracten

diligentia recipirten, und Hr. v. L. giebt demungeachtet selbst zu, daß deren sechs die *diligentia* in dem von ihm angegebenen Sinne erforderten; ja es läßt sich 2) sogar beweisen, daß auch die beiden übrigen zur *diligentia* in diesem Sinne verpflichten. 3) In l. 5. §. 2 *commod.* wird die *diligentia* dem Commodator ausdrücklich im Gegensatze des Kaufs, der Miethe und des Pfandes auferlegt, und doch würden auch diese drey *diligentia* in dem erwähnten Sinne (*culpa in non faciendo*) recipiren; endlich 4) wäre es eine unerklärliche Sonderbarkeit, daß in der ganzen Contractenlehre die Grundsätze von Leistung der *culpa principaliter* erörtert werden, da doch, wenn man hierunter nur Versehen durch Handlung begreifen wollte, desfalls schon alles in dem Titel *ad l. Aquilam* aufs genaueste erörtert und bestimmt worden war. — Ja, es ließe sich diesem Allen noch weiter beyfügen, daß 5) nicht nur nach der l. 91 *pr. de V. O.* der völlig vermischte Gebrauch des Ausdrucks: *culpa* für *culpa in faciendo* und *in non faciendo* von den römischen Juristen selbst ungezweifelt vorausgesetzt worden sey, indem daselbst die Frage aufgeworfen wird, ob die in dem unterstellten Falle entschiedene Verbindlichkeit zur Prästation der *culpa* beide oder welche der genannten Gattungen derselben begreife, sondern daß auch in vielen anderen Gesetzen, z. B. in l. 32 *depositi*, l. 72 *pro socio*, l. 68 *pr. de contr. emt.*, l. 25. §. 7 *locati*, die Worte *culpa* und *diligentia* durchaus correlativ gebraucht werden. — V. Was ist *custodia* im gesetzlichen, im technischen Sinne? — Ältere und neuere Schriftsteller, fast ohne Ausnahme, hielten diesen Ausdruck mit *diligentia* gleichbedeutend, und durch ihn den höchsten Grad des Fleißes in den Gesetzen bezeichnet. So geriethen sie in Schwierigkeiten, an deren Auflösung man um so mehr ohne Rettung verzweifelte, da beynahe durchgehends diejenigen Contrahenten, welche zur *diligentia* ganz ausgemacht nicht verbunden geachtet wurden, dennoch die *custodia*, sogar eine *custodia*, wie man sie von dem *diligentissimus paterfamilias* erwartet, bis zu der Grenze des unvermeidlichen Zufalls, auferlegt wird. — Was Hr. Gries hierüber sagt, ist ganz ohne Bedeutung, da er in den Ausdrücken *diligentia* und *custodia* keinen weiteren Unterschied findet, als daß der letztere in seiner Anwendung eingeschränkter sey. — Hr. v. L. nimmt dies zwar auch an; doch trennt er die *custodia* von der *diligentia* alsbald dadurch gänzlich, daß er mit jenem Ausdrucke schlechterdings nur die Verbindlichkeit, für Diebstahl einzustehen, bezeichnet glaubt. Seine desfallsige Argumentation hat sehr

setzen betrachtet werden, doch bey dem etwanigen Hinzutreten einer mitwirkenden Nachlässigkeit sofort als Gegenstand der *custodia* behandelt werden: §. 2 I. quib. mod. re, l. 1. §. 4. de O. et A, und dass demnach sowohl dann, wann eine vorausgegangene Unachtsamkeit zu dem, nach seiner Entstehung aller menschlichen Bemühung trotzendem, *casus* die Veranlassung gab, als auch dann, wann die verunglückte Sache dem an sich unvermeidlichen *casus* durch die Schuld des *custodiens* ausgesetzt wurde, letzterer für den hieraus erfolgenden Schaden lediglich einstehen muss. Beide Fälle erwähnt Ulpian in l. 5. §. 7 commod. und entscheidet darüber: *dico periculum, quod culpa contigit rogantis commodatum, ipsum praestare debere*; aber am deutlichsten dafür ist das gesetzliche Beyspiel einer Feuersbrunst. Diese wird beynah durchgehends als *vis major*, als *casus fortuitus* betrachtet: §. 2 I. quib. mod. re, l. 23 in f. de R. I. dennoch aber nicht nur angenommen, man könne dafür sorgen, *ne negligentia aliqua incendii casus oriatur*: l. 3. §. 4 de off. praef. vigil., und hiernach der Verkäufer, welchem ein schon verkauftes, aber noch nicht tradirtes, Gebäude abbrannte, von Erstattung des Schadens nur dann frey gesprochen, *si eam diligentiam adhibuit in insula custodienda, quam debent homines frugi et diligentes praestare*: l. 11 de peric., sondern auch, als Beyspiel für den anderen Fall, dem Vormunde, welcher Sachen des Pupillen, die er früher hätte verkaufen sollen, und welche nun ein Raub der Flammen geworden sind, deren Verlust dem Pupillen zuzurechnen nicht gestattet: l. 3 C. de peric. tut. — Eine weitere für den Begriff der *custodia* wichtige Nebenfrage ist b) diese: welche Ausnahmen der bisherigen allgemeinen Regel von den Gesetzen anerkannt werden? — Eigentlich giebt es, wie Sch. richtig bemerkt, nur eine, wo auch *casus fortuitus* mit unter der Verbindlichkeit zur *custodia* begriffen sind. Die Voraussetzung dazu ist besondere Übernahme, woraus nämlich, wenn sie von solchen Personen geschieht, die schon ausserdem zur *custodia* verbunden sind, das Versprechen, für den Zufall haften zu wollen, gefolgert wird. Ein Beyspiel für den anderen Fall, wo ein Contrahent, welcher sonst nicht für *custodia* einzustehen braucht, dieselbe übernimmt, enthält, ausser der von Sch. (S. 131 Not.) angeführten l. 5. §. 6 commod., noch die l. 1. §. 35. depositi, wo zwar wörtlich die Übernahme des *periculum* erwähnt, diese jedoch dadurch, dass der *recipiens* nun *culpa* und *custodia*, nicht aber den reinen *casus*, prästire, erklärt wird. — Eine zweyte, von Hn. v. L., S. 174, als merkwürdig ausgehobene, jedoch nicht sowohl die *custodia* unmittelbar, als vielmehr die Verbindung, worin dieselbe mit der *act. furti* steht, betreffende Ausnahme verdient nur deshalb eine besondere Erwähnung, weil es beynah unbegreiflich ist, wie Hr. v. L. dieselbe als Aus-

nahme auführen konnte, da der einzige Grund derselben unter die von ihm selbst angegebenen Voraussetzungen der *act. furti* durchaus nicht passt. S. 79 seiner Abhandlung sagt Hr. v. L., die *act. furti* competire dem Eigenthümer, und dem, der seinen Besitz von ihm ableitet; und dennoch hält er es für merkwürdig, dass nach der l. 53. §. 3 de furt. ein jeder, *qui alienis negotiis gerendis se obtulit*, die *act. furti* nicht hat; erklärt dies für eine besondere Ausnahme des obigen Satzes (vergl. S. 177), obgleich in der von demselben Vf. herrührenden, und sogar von Hn. v. L. selbst zur Bestärkung jenes Satzes allegirten l. 85 de furt. der Grund dieser abweichenden Disposition ganz bestimmt dahin angegeben wird: weil der bey dem Diebstahle einer Sache interessirte die *act. furti* nur alsdann habe, *si et rem tenuit domini voluntate*. — Endlich darf VI) die Frage nicht unerörtert bleiben, ob in eine Theorie der *Culpa* auch die Lehre von *Quasidelictis* gehöre? — Hr. v. L. hat ihr ein eigenes Kapitel gewidmet, Hr. Sch. hingegen sie ganz übergangen, und dieses anscheinende Vergessen im II. Bande seines Handbuchs des Civilrechts, S. 358. damit entschuldigt, dass die Verbindlichkeit der *nautae*, *caupones* etc. nur ausnahmsweise nach prätorischem Recht eintrete, und dass daher dieselben, ohne Rücksicht auf *culpa*, sogar für schädliche Handlungen und Unterfuchungen dritter Personen haften müssten, sofern sie nicht den unabwendbaren *casus* beweisen könnten, mithin die hierbey, so wie bey der gewissermaßen analogen *act. de effusis* und *de posito*, eintretenden Rechtsverhältnisse zum besondern Vortrage in einem von der *culpa* getrennten Abschnitte geeignet seyen. Wenn indessen Hr. Sch. die Lehre von der *custodia* ohne Bedenken als Theil der Theorie der *culpa* behandelt, so sieht Rec. nicht ein, wohin er zweckmäßiger die Verbindlichkeit der *nautae* etc. bringen will. Ganz so, wie diese, bestimmt ja Hr. Sch. (II, 48) die allgemeine Verbindlichkeit des *custodiens*; überdies aber lässt die l. 5 pr. *nautae* darüber keinen Zweifel, dass diejenige *custodia*, welche dem *nauta* obliegt, mit der gewöhnlichen, die z. B. bey dem Miethcontract geleistet wird, vollkommen einerley sey. — Dass übrigens Hr. v. L. das Aufhängen schädlicher Sachen an einem öffentlichen Orte als *Quasidelict* nicht gelten lassen will, darin stimmt Rec. ihm vollkommen bey, wenn gleich die gemeine, bisher fast allgemeine, Meinung dagegen ist. Selbst Hr. Thibaut (im P. R. §. 977) ist noch dieser Meinung, obwohl er die Inconsequenz anderer Schriftsteller dadurch vermeidet, dass er die Klage gegen Jeden zulässt, welcher mit der *act. de effusis* belangt wird; eine Voraussetzung, welcher das in l. 5. §. 6. 10 de his, qui effuder. bemerkte Erforderniß: *vel ipse posuit, vel ab alio positum patitur*, geradezu entgegen ist. (Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Heinsius: Kurzer Entwurf der alten Geographie, von Paul Friedrich Achat Nitsch. Auf's Neue verbessert herausgegeben von Conrad Mannert, Professor in Alt-

dorf. Vierte Aufl. 1807. 324 S. 8. (16 Gr.) Des Werkes bekannte Brauchbarkeit hat durch Hn. M. Bemühung sehr gewonnen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

Schöman's, Lühr's und Gries Schriften

über

C U L P A .

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

C) **E**inzelne Bemerkungen. Zu No. 1. Nach S. 42 soll wegen des von einem *furiosus* begangenen Schadens *act. de pauperie utilis* Statt finden; will man aber auch die Anwendung des Wortes *animal* hier nicht rügen, so tritt doch der Gegengrund ein, dass jene *actio* gegen den *Eigenthümer* des Thieres Statt findet, der *furiosus* aber sich in Niemandes Eigenthum befindet. — S. 44 ist — wohl nur durch einen Druckfehler — allein die *act. in factum ad exemplum l. Aquiliae* genannt, die *act. legis Aquiliae* selbst aber nicht erwähnt worden. — Die in der Not. zu S. 82 übersetzte l. 22. §. 3 ad SC. Trebell. möchte vielmehr so zu verstehen seyn: „wenn der Fiduciar *culpa lata* handelte, nicht wenn er bloß *culpa levi* und mit der ihm eigenen Nachlässigkeit handelte.“ — S. 88 Not. muss der Ausdruck: *ex aetate* vom *jugendlichen*, nicht vom *hohen* Alter verstanden werden. Hr. Sch. hat dies nachher selbst bemerkt, und darüber (*Handb. II, 359*) eine, wie wohl unzureichende, Erläuterung gegeben. — S. 95. *Custodia plena et minus plena* als wissenschaftliche Distinction aufzustellen, scheint dem Rec. nicht passend.

Custodia plena kommt in den Gesetzen nur einmal, *minus plena* gar nicht vor. Nur jene hat eine technische Bedeutung, diese giebt einen bloß negativen Begriff: *custodia* im nicht juristischen Sinne, Aufbewahrung der Sache ohne die Verbindlichkeit des Einstehens bis an die Grenze des Zufalls. Dahin gehört z. B. das *negligenter custodire* in l. 1. §. 5 de O. et A. Die Definition der *custodia minus plena* durch Verwahrung gegen Diebstahl bewährt sich aus keinem Gesetze. — Dafs, wie in der Note zu S. 115 behauptet wird, der Mandant und Deponent, wenn sie auf Veraplassung des Contracts durch ihre schädliche Thätigkeit dem Mandatar oder Depositar Schaden, mit der *act. l. Aquil.* belangt werden können, hält auch Rec. für unzweifelhaft, obgleich die l. 61. §. 5 de furt. nur von der *culpa in non faciendo* redet, indem sie sogar dem Deponenten, der doch die Qualität des *Slavenwuste*, nur einer *unterlassenen Warnung* beschuldigt, noch vielmehr also vom Mandatar, der im gesetzlichen Falle den Fehler des *Slaven* nicht wufste, und mithin bloß durch Unterlassung der Erkundigung

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

schadete, eben das zugeben mußte. — Nach S. 122 kann der Käufer nicht durch Unterlassung Schaden. Hiegegen läßt sich unter andern nur dies Beyspiel anführen, dafs der Verkäufer sich die Übersendung des Kaufgeldes an einen anderen Ort vorbehalten, und dabey jener nicht die gehörige Vorlicht angewendet hätte. — Die S. 146 angegebene Folgerung der *act. furti* aus *custodia plena* ist zwar richtig, paßt jedoch nicht zu Sch. Begriff der *cust. minus plena*. Eben dies gilt von einer gleichen Schlussfolge S. 161. — Wenn sodann S. 153 dem *focius* die *custodia* nur in Ansehung des Diebstahls auferlegt wird, so ist dies gegen die ausdrückliche Disposition des Gesetzes, welches allgemein sagt: *custodiam praestare debuit*, worauf auch schon der ganze Zusammenhang schließen läßt. — Die Verschiedenheit der S. 162 extrahirten, den Grad der dem Vormunde obliegenden *culpa* betreffenden, Gesetze ist nicht befriedigend gelöst. Hr. Sch. glaubt, der Vormund leiste, wenn er schon als Hausvater seine eigenen Geschäfte besorgt habe, *diligentia, quam in suis rebus*, ausserdem bloß *culpa levis*. Allein dagegen ist schon dies, dafs die *ausnahmsweise* gesetzliche Disposition gerade den als Regel vorkommenden Fall treffen würde. Richtiger werden die Gesetze so vereinigt: der Vormund prästirt in der Regel nur *culpa levis*: l. 7. C. arbit. tut., oder *diligentia, quam paterfamilias idoneus suis rebus ex bona fide praebet*: l. 10. l. 33 pr. de adm. et peric. tut. Nur in dem besondern Falle, wenn er gewohnt ist, in seinen eigenen Geschäften einen höheren Grad der Achtsamkeit, als jeder andere gute Hausvater, anzuwenden, soll er auch diesen leisten, *culpam et quantum in suis rebus diligentiam*: l. 1 pr. de tut. et rat. distr. Dies ist ein seltener Fall und konnte daher in jenen mehr beyläufigen gesetzlichen Bestimmungen übergangen werden, mußte aber in l. 1 cit., welche den ganzen Umfang der *culpa*, worauf die in diesem Titel behandelten Klagen gehen, als dispositive Norm festsetzt, nothwendig mit aufgenommen werden. Dafs übrigens der Ausdruck: *diligentia, quam in suis rebus*, sich hier nicht wie z. B. in §. 9 l. de societate und l. 25. §. 16 fam. hercisc., declarativ auf die vorhergehende *culpa* bezieht, zeigt vorzüglich die in der ähnlich disponirenden l. 17 pr. de jure dotium enthaltene Gradation: *sed etiam*. — Dafs nach S. 165 der Vormund für *custodia* nicht haftet, widerspricht den klarsten Gesetzstellen. Von der Verbindlichkeit desselben werden in l. 4 C. de peric. tut. nur *casus fortuiti* ausgenommen; eben dies folgt aus der l. 50 de adm. et peric. tut., sofern nämlich dabey

Gg

keine culpa concurrirt: l. 3 C. de peric. tut.; er muß also custodia leisten, wie auch die l. 24 C. de adm. tut., welche custodiam tutissimam für die aufbehaltungsfähigen Sachen des Pupillen erfordert, sogar namentlich festsetzt. — S. 170. Sowohl der Communioninteressent, als der socius (S. 15), sind zur culpa levis in concreto verbunden. Das Wort diligentia in l. 25. §. 16 fam. herc. ist nicht Bezeichnung eines besonderen Fleißes, sondern nur der correlative Begriff von culpa levis, und der Zusatz: quam in suis rebus, nur eine nähere Bestimmung von dieser, wie solches auch in §. 9 l. de societate und l. 72 pro socio, vorzüglich aber in l. 22. §. 3 ad SC. Treb., nach dessen oben gegebener Erklärung, der Fall ist. — S. 174: das Wort culpa in l. 16. §. 4 fam. hercisc. für omnis culpa zu nehmen, ist sehr inconsequent. Hat auch jener Ausdruck bisweilen diese Bedeutung; so kann dieß doch nur dann, wenn er ohne alle Gradation ganz allein steht, angenommen werden, nicht aber, wenn dolus daneben genannt wird. Die Sache ist vielmehr diese: der Miterbe haftet, wie jeder andere, für Beschädigungen durch positive Thätigkeit, und wird zu deren Vergütung angehalten durch die aquilische Klage sowohl, als die act. familiae hercisc. Wählt der Beschädigte die erstere, so kann er culpam levissimam geltend machen; wählt er die letztere, so wird solche nur durch culpa levis begründet. Daher ist es sicherer, die act. l. Aquil. anzustellen, weil sie den Beweis erleichtert, aber rathsamer, sich der act. fam. hercisc. zu bedienen, wenn etwa noch andere, mit jener nicht zu verfolgenden, Ansprüche in Betracht kommen, und die culpa levis bewiesen werden kann. — Die S. 176—178 angeführten gesetzlichen Vorschriften wegen der vom Ehemanne ratione dotis et paraphernorum zu leistenden culpa möchten wohl anders ausgelegt werden müssen. Die l. 17 pr. de jure dotium erfordert tam dolum quam culpam, sed etiam diligentiam, quam in suis rebus, d. h. dolus und culpa levis, und, wenn er in eigenen Geschäften einen noch höheren Grad der Achtsamkeit anwenden sollte, auch dießem. Die l. 11 C. de pact. conv. hingegen bloß dolus und diligentia, quam in suis rebus, d. h. dolus und culpa lata, und nur dann etwas mehr, wenn er dieß in eigenen Geschäften zu leisten pflegt. Die erste Stelle kommt also überein mit der oben erklärten l. 1 pr. de tut. et rat. distr., die zweyte mit der l. 25. §. 16 fam. hercisc., wobey es keinen Unterschied macht, daß in diesem Gesetze noch der culpa erwähnt wird, da solches, wie schon bemerkt worden, nur beziehungsweise auf das erläuternde diligentia, quam in suis rebus geschieht. Ubrigens hätte die l. 18. §. 1 soluto matrim., als der l. 17 pr. de jure dot. entgegenstehend, wenigstens erwähnt werden sollen, wenn gleich der scheinbare Widerspruch sich durch die Bemerkung hebt, daß in jenem Gesetze nur von dem Verschulden des Ehemanns bey der eigenen Insolvenz und der daher entstehenden Unmöglichkeit, die res dotales zu restituiren, die Rede ist. — S. 191. Nach der l. 5. §. 4 de praescr. verb. leistet der Mandatar keine custodia nisi custodiam receperit aut mercedem ac-

ceperit: l. 14. §. 17 de furtis. S. 197. Die Behauptung, auch dem Depositär Hege custodia nicht ob, leidet eine zwiefache in l. 1. §. 35 depositi enthaltene Ausnahme. — Die S. 199 vorkommende Ablehnung der Verbindlichkeit zur custodia für den Empfänger eines precarium, ist auf den Fall der noch nicht erfolgten gerichtlichen Aufkündigung zu beschränken, indem, nach dieser, custodia zu leisten ist: l. 14. §. 12 de furtis. — Bey dem in den Berichtigungen nachgetragenen Auspruche in Ansehung des Schenkers könnte l. 14. §. 11 de furtis allegirt werden. — Zum Schlusse muß Rec. noch bemerken, daß, außer dem vom Vf. selbst angegebenen Druckfehlern, sich deren noch eine große Menge findet; auch daß man hin und wieder auf sprachwidrige Ausdrücke stößt, z. B. unvermuthlich, unrechtfertig. Ubrigens ist die ganze Abhandlung fließend geschrieben. Hie und da eine philosophische Sentenz, eine Exclamation weniger, würde dem oft zu modernen Style nicht geschadet haben. Auffallend contrastirt dagegen die Lohrsche Schrift, deren Studium durch die von dem Vf. selbst (Vorr. S. 1) eingestandenen „Eigenheiten und Dunkelheit des Stils“ sehr fühlbar erschwert wird.

No. 2. — Nach S. 8. folgen unter culpa alle Illegalitäten begriffen seyn; nimmt man dieß an, so darf das Wort: Illegalität nicht in der strengen Bedeutung genommen werden, welche v. L. in der Not. 1. unterstellt, also nicht gerade für widerrechtliche und daher imputable Handlung; sonst würden freylich die Ausdrücke: für große oder kleine culpa haften, praestare culpam, uneigentlich seyn. Hier heißt vielmehr culpa: Versehen, Verschulden überhaupt, ohne daß noch bestimmt wäre, ob der, welcher es beging, dafür haften müsse oder nicht. — S. 24 wird die l. 1. C. de hered. tut. unrichtig übersetzt. Das lucrum captatum aut praestitum bezieht sich auf die Erben; sie sollen für culpa levis haften, wenn sie ein lucrum davon gezogen haben; auch beweist die l. 4 de mag. conv. (S. 25. Not. 2) wenn sie jenen Fall nicht besonders erwähnt, dagegen nichts, daß sich solcher nach allgemeinen Principien schon von selbst verstand. Ohnehin wäre es eine sonderbare Fassung des Gesetzes, wenn darin erst culpa lata abgefordert und dann bey der culpa levis ein Beyspiel gewählt seyn sollte, welches als dolus gelten mußte. — S. 31 wird der Ausdruck: culpa latior in l. 32 depositi von etwas Geringerem, als culpa lata, verstanden. Doch mit Unrecht, wie die Folge zeigt, indem hier von einem solchen die Rede ist, der in eigenen Geschäften nur diligentia infima (culpa lata) anwendet, in fremden aber nicht einmal eben so viel leistet. — Die S. 37 gegebene Erklärung der l. 3. de peric. widerspricht ganz der hierin enthaltenen Vergleichung mit dem Commodat. Denkt man sich inzwischen unter custodia nur eine von der culpa gänzlich verschiedene Verbindlichkeit, so wird an den Vorwurf des Unsinns und unausschbarer Dunkelheit wohl Niemand denken. — Daß noch S. 63 eine neue Verschiedenheit des dolus und der culpa lata nachgetragen wird, ist wenigstens nicht systematisch. Ubrigens kann man die verschie-

denen Bedeutungen des *dolus* ganz entbehren, wenn man ihn allgemein durch *Abſicht zu ſchaden* erklärt, womit auch nicht nur die l. 7. *ad leg. Corn. de ſic.*, ſondern auch die S. 17 und 18 allegirten l. 8. §. 10 und l. 29 *mandati*, wenn man den Accent auf die Worte *ceſſiſti* und *paſſus es*, deſgleichen *videtur* und *prope*, legt, durchaus übereinkommen. — Das S. 73 aus der l. 14. §. 16 *de furt.* ausgehobene Wort: *periculum*, darf hier nicht, wie es ſo oft geſchieht, mit *caſus fortuitus* gleichbedeutend genommen werden. *Periculum* heiſst nur *Verluſt*, und hat, was bey dieſer Lehre nie vergeſſen werden darf, ſtets eine bloß reſpective Bedeutung; man kann daher fragen: ob dieſer oder jener Vorfall zu Jemandes *periculum* gehöre? Wäre es anders, ſo hätte der Ausdruck: *ad ipſius periculum is caſus pertinet*, in §. 3. *J. de emt.* keinen Sinn, und könnte noch weniger in l. 1. §. 35 *de poſiti* der *caſus fortuitus* vom *periculum* ausgenommen werden. — Die S. 73 bemerkte Folgerung aus der in der Not. 1. extrahirten l. 1. *pr. de poſiti* iſt unrichtig, weil in dieſem Geſetze das Wort *cuſtodia* bloß in vulgärem Sinne gebraucht wird: §. 3. *J. quib. mod. re contr.* — Die S. 138 gegebene Leſeart in l. 23 *de R. I.* hält auch Rec. für die vorzüglichere, doch ſind die Haſiandriſche und Florentiniſche nicht ſo ganz verwerflich, als Hr. v. L. glaubt, ſobald man nur das *his* auf *negotia geſta* bezieht. — Die Bemerkung gegen Juſtinian S. 105, rechtfertigt ſich aus den dabey extrahirten Geſetzen nicht. — S. 143 wird der *conductor* zur *diligentia* verbunden erklärt. Inzwiſchen reden alle Geſetze, die in Bezug auf ihn *diligentia* erwähnen, nur von *diligentia in cuſtodiendo* ſ. *cuſtodia*. In der einzigen l. 5. §. 15 *commod.* iſt dieſs nicht der Fall, doch wird ſie von Hr. Sch. (I, 192) ſehr richtig dahin interpretirt, daſs die Aufzählung ſämmtlicher Gattungen des Verfehens auf beide vorgenannte Contracte zu beziehen und reſpectiv zu verſtehen ſey. S. 150. So ſehr auch die Darſtellung der *cuſtodia*, als einer ſeparaten Verbindlichkeit, die Vereinigung der l. 13. *de pign. act.* mit anderen Geſetzen erleichtert: ſo hält ſich Rec. dennoch überzeugt, daſs die darin enthaltene Unterſuchung mit dem *Commodat*, wenn man ſie nicht ſchon auf das nachfolgende *cuſtodia* bezieht, ewig unerklärbar bleiben wird. — Um ſodann den S. 150 fgg. ausgeführten Satz, daſs der Verkäufer zur *cuſtodia* nicht verbunden ſey, zu retten, nimmt Hr. v. L. zu ſehr gewagten Hülfsmitteln ſeine Zuflucht. Das nächſte iſt die Hypotheſe eines zwiſchen den alten Juristen beſtandenen ſehr groſſen Streits; doch reicht dieſs noch nicht hin, er muſs auch ein Geſetz durch Einrückung des ſo viel bedeutenden *non emendiren*. Alle dieſe geſuchten Wendungen ſind unnöthig, wenn man die l. 3. l. 14. §. 1. *de peric.* l. 31. *pr. l. 36. de act. emt.* l. 18. §. 9 *de damn. inf.* und l. 14 *pr. de furt.* zur Regel nimmt, und die übrigen Geſetze hiernach interpretirt. Daſs hiernächſt die in der Not. 1 zu S. 153 allegirte l. 68 *pr. de contr. emt.* von der *diligentia* im engeren Sinne nicht zu verſtehen ſey, zeigt Hr. Sch. I, 136; außerdem ſcheint

auch die l. 28 *de damn. inf.* den Verkäufer zur *diligentia* zu verpflichten, doch beſchränkt ſich der Sinn dieſes Geſetzes durch eine Vergleichung mit l. 18. §. 9 *cod.* und l. 36 *de act. emt.* auf *diligentiam in cuſtodiendo*. — Die S. 162 in Anſehung des Erben ſtatuirte Ausnahme iſt ſehr richtig gedacht, und würde Beyfall verdienen, wenn nur nicht der Grund der Regel ſelbſt, worauf ſich jene bezieht, daſs nämlich, wer aus einem Geſchäfte Vortheil hat, zur *diligentia* verbunden ſey, verworfen werden müſte. — Daſs nach S. 163 der Mandatar *cuſtodiam* leiſte, davon iſt das Gegentheil oben gezeigt worden. Die l. 1. §. 12 *de poſiti* bezieht ſich auf den Fall, wo die *cuſtodia* den Gegenſtand des Mandats ausmachte, mithin auf beſondere Übernahme, die der Zuſatz: *habens et cuſtodiae legem*, klar beweist. — S. 167 wundert Hr. v. L. ſich darüber, daſs Juſtinian die Paraphern der *dos* gleich ſetze. Dieſs iſt aber nicht der Fall. Einen beſtimmten Unterſchied beider Geſetze zeigt Hr. Sch. I, 176, 178: auch deſſen Meinung iſt jedoch bereits oben berichtigt worden. — Sodann iſt es unrecht, daſs S. 171 dem Miterben, *culpa et quanta in ſuis rebus diligentia* auferlegt wird; die allegirten Geſetze brauchen *diligentia* nur declarativ mit *culpa*. — In der Note 2 zu S. 174 wird zum Beweiſe, daſs der ſich aufdringende Tutor *cuſtodia* leiſten müſſe, l. 53. §. 3. *de furt.* angeführt; dieſs Geſetz ſagt gerade das Gegentheil, wenn man es, wie Hr. v. L., auch auf *cuſtodia* beziehen will. — Die Wirkung der *aeſtimatio* laſst ſich allerdings genereller faſſen, als S. 176 geſchehen iſt. Die l. 1. §. 1 *de aeſt. act.* in Verbindung mit der l. 5. §. 3 *commod.* reſtituirt die Regel, daſs alles, was *aeſtimato* gegeben wird, unbedingt in Anſehung aller *caſus* auf die Gefahr des Empfängers geht. Dieſs bringt die Sache ſelbſt mit ſich, denn es geſchieht alſodann die Hingabe mit der alternativen Verbindlichkeit, daſs der Empfänger entweder die Sache, oder den beſtimmten Preis reſtituire, wie die l. 1 *cit.* ſehr deutlich ſagt; es iſt dieſs eine Art des *mutuum*. Nur in Anſehung des *focius* iſt die höchſt billige Ausnahme, daſs er bloß zur *cuſtodia* verbindlich wird, weil, da er ſelbſt Theil an der Sache hat, ſeine Verbindlichkeit minder ſtreng zu beurtheilen iſt. — Daſs, nach S. 177, *mora* gewiſſermaſſen zur *culpa* gehöre, laſst ſich nicht wohl ſagen, daſs ſie aber auf die Verbindlichkeit, für jene einzutreten, oft einwirke, zeigen die hier aufgeſtellten beiden Sätze. Daher würde der letzte Ausdruck richtiger gewählt ſeyn. — Den S. 187 vorgetragenen Satz, daſs der Morose ſchlechterdings für den *caſus* haſte, bedingt Thibaut in P. R. §. 103 durch den auf l. 14 in *f. de poſiti* gegründeten Vorbehalt: wenn nicht die Sache, ungeachtet der Ablieferung, auch bey dem Gläubiger den Zufall würde erlitten haben. Doch iſt dieſs bey den mehreren ganz allgemein redenden Geſetzen, beſonders l. 14. §. 11 *quod metus*, l. 15 in *f. de R. V.* l. 47. §. 6. *de leg. I.* und l. 7. C. *de cond. ob turp.*, lediglich auf den ſpeciellen Fall jenes Geſetzes, mithin entweder *naturalis interitus*, oder auf den Fall der Klags, zu reſtringiren. — Den heutigen

Richter, wie S. 107 geschieht, zur *diligentia* verbindlich zu machen, möchte sich schwerlich rechtfertigen lassen. —

No. 3. Die in der Note zu S. 21 extrahirte l. 10. §. 1 *commod.* zeigt deutlich den Inhalt der eigentlichen *custodia* und der gegen unabwendbare Fälle zu leistenden *culpa*. So lange der *inspector* die Sache in Verwahrung hat, leistet er jene; so wie er sie weggiebt, sind alle äußere Einwirkungsfälle für ihn unabwendbar, er haftet also nur, in so fern er die Sache *culpa* denselben *ansgesetzt* hatte. In der l. 25. §. 7 macht das Transportiren den Gegenstand der Miete aus, und muß also da auch während des Transports *custodia* geleistet werden. — Die in der Note zu S. 30 befindliche Erklärung der l. 6 *de pact. dotat.* ist sehr gut, dagegen aber die Interpretation der l. 52. §. 7 *pro socio*, S. 39 äußerst gezwungen. — Die Beziehung der l. 14 *de peric.* auf *custodia* S. 40 wird sehr unterstützt durch l. 11. §. 4. *futti adv. naut.* — S. 58 wird §. ult. *J. de Vocat.* unrichtig allegirt; es ist vielmehr §. 5. *cod.* —

No. 4 bietet den wenigsten Stoff zu speciellen Erinnerungen, da die Ausführung im Einzelnen gut, das Ganze aber zu wenig bedeutend ist. Vorzüglich bemerkenswerth ist die vollständige Angabe des gesetzlichen Sprachgebrauchs für die einzelnen Grade der *culpa*. — Dafs übrigens die Distinction der *culpe* in *abstracto* und *concreto* nicht, wie S. 9 geschieht, durchaus zu verwerfen sey, ist schon bey No. 1 erwähnt worden.

Schließlich müssen wir noch etwas über die Veranlassung zu der S. 4 der Ilten Schömannschen Abhandlung befindlichen sehr bitteren Note sagen. Auch Rec. hatte, noch vor Erscheinung der Löhrschen Schrift

erfahren, dafs deren Verf. Hn. Sch. laut beschuldige, sein demselben zur Einsicht mitgetheiltes Manuscript so sehr beraubt zu haben, dafs beide Schriften in den wesentlichsten Puncten ganz übereinstimmen würden. — Der Erfolg hat dieß nicht bestätigt, wiewohl Hn. Sch. Äußerung: „er werde sich sehr schämen, aus Zufall auch nur eine einzige Idee über *culpa* mit seinem Gegner gemein zu haben,“ nicht weniger übertrieben, als übermüthig scheint. Überhaupt würde Hr. Sch. die Stimme des Publicums weit sicherer für sich gewonnen haben, wenn er sich aller der heftigen Ausfälle, womit seine zweyte Schrift allenthalben, vorzüglich S. 5, 32, 37, 38, 45, durchwebt ist, enthalten, und vielmehr die ohnehin nicht gar zweifelhafte Gerechtigkeit seiner Sache kaltblütig dargelegt hätte. — Eine bemerkbare Ähnlichkeit in Ansehung des Vortrags einiger Hauptideen über *culpa* läßt sich übrigens in beiden Schriften gar nicht verkennen; dennoch würde, ohne die erwähnte Beschuldigung, Niemand auf den Gedanken eines Plagiats auch nur entfernt gekommen seyn. So ganz ist Sprache, System, Art des Raisonnements, und selbst der Innere Gehalt beider verschieden. Sollte daher auch eine vorherige Communication Statt gefunden, und diese, nach des Hn. v. L. Versicherung, wirklich darin bestanden haben, dafs Hr. D. Sch. dessen Manuscript früher eingesehen, als seine Abhandlung geschrieben hätte: so ist letzterem wenigstens das nicht geringere Verdienst, die dadurch erhaltenen Fingerzeige auf die zweckmässige Weise benutzt, und ihnen durch eigene Ausbildung erst einen wahrhaft praktischen Werth gegeben zu haben, gewifs nicht abzusprechen.

P — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Frankfurt a. M., b. Jäger: *Praktische Anleitung zu Einrichtung der Archive und Registraturen*, von Joh. Franz Xaver von Epplen, fürstl. thurn- und taxischen geh. Hofrath und Regierungs-Director. 1805. VI und 42 8. 8. (5 gr.). Diese Bogen sollen Anfangs in der Archiv- und Registraturwissenschaft zum Leitfaden bey ihren praktischen Arbeiten einstweilen, und bis zur Erscheinung der vom Hn. Archivar Oegg versprochenen praktischen Anleitung zur leichten und zweckmässigen Anwendung seiner Theorie auf Archive jeder Art, dienen; allein für diese Classe ist schon in früheren Werken hinlänglich geforgt, die aber nicht zur Kenntniß des *Vfs.* gekommen sind. Der angehängte Archiv- und Registratur-Plan besteht aus 8 Hauptabtheilungen, die füglich auf 4 hätten reducirt werden können, und denen es überdiß noch an der für die Erhaltung der Archive so nothwendigen Vereinfachung der Rubriken fehlt. Rec. will zur Begründung seines Urtheils nur zwey Beyspiele anführen: In der II Hauptabtheilung, *Jurisdictionalis et Regalia*, kommt unter der 7 Unterabtheilung *lit. e.* die Rubrik *Tafeln und Umgeld* und in der 6 Hauptabtheilung, *Cameralia*, bey der 5 Unterabtheilung dieselbe Rubrik vor, so dafs unter die erste Rubrik das Recht und unter die zweyte der Ertrag registrirt werden soll! In der 7 Hauptabtheilung kommen bey der 2 Unterabtheilung unter Polizeysachen, *Straßen und Wege*, und in der 8 Hauptabtheilung bey der 4 Unterab-

theilung unter Landschaftsachen, die wegen Unterhaltung der *Straßen und Wege* getroffenen *Repartitionen und Gleichstellungen*, also abermals zwey Rubriken von einem und demselben Gegenstande vor! Wozu diese Trennung, da alles unter eine Rubrik mit den gehörigen Unterabtheilungen gebracht werden kann? So würde Rec. auch die Rubrik, *Miscellanea*, die der *Vf.* gegen seine p. 37 geäußerte Meinung, dennoch bey 3 Hauptabtheilungen beybehält, gänzlich aus allen Archiven verbannen. Jede Urkunde muß doch entweder einen Ort, eine Person oder eine Sache betreffen, unter deren Benennung sie rubricirt und repertorisirt wird. Ist die Urkunde ganz ohne allen rechtlichen und geschichtlichen Werth, so opfere man sie lieber dem Vulkan, als dafs man eine Rubrik dulde, die der Trägheit mancher Archivbeamten ein solches bequemes Rubrikiren unterlegt. Die Glückwünschungs- und Condolenzschreiben, die der *Vf.* unter anderen für diese Rubrik wählt, sind nur in so fern unwichtig, wenn sie von geringen Personen herrühren. Andere hingegen bestimmen oft nähere Verhältnisse der Familien, so wie das Datum der Geburt und des Absterbens von Kindern, die keine Gelegenheit zu Abfassung einer andern Urkunde gegeben haben, folglich für den Genealogisten und Geschichtsschreiber wichtig ist.

C. F. B.

FORTSETZUNGEN.

Lengo, in der Meyerschen Buchhandl.: *Neunter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlandes*, welcher die Vorreden und Register zu der fünften Auflage des Hn. Hof-

raths und Professors Meusel enthält. 1806. XCVI und 90 8. 8. (3 Bdr. 4 gr.). S. Recens. der früheren Nachträge 1804. No. 234.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

HANNOVER, b. Hahn: *Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers.* Von Dr. Johann Stieglitz, königl. Leibmedicus zu Hannover u. s. w. 1807. 321 S. gr. 8.

Es gewährte uns einen wahrhaft erfreulichen Anblick, nach einem ziemlich langen Stillschweigen wieder einen Mann öffentlich auftreten zu sehen, der mit so vielem Scharffinn, Erfahrung und Gelehrsamkeit so viele Humanität verbindet, und der sich bereits so manche Verdienste um die Heilkunde erworben hat. Ärzten von solchen Talenten, solchem ersten eifrigen Streben zur Erreichung des Wahren in der Wissenschaft, — Ärzten mit solchen Kräften und so reichen Quellen ausgestattet, kann man wirklich den Vorwurf machen, welchen Schiller dem König in Don Carlos in den Mund legt: wenn solche Köpfe feiern, wie viel Verlust für die Wissenschaft! —

Um so erfreulicher ist es, dem Publicum in vorliegender Schrift eine der interessantesten literarischen Erscheinungen der Zeit ankündigen zu können. Mit grosser Freymüthigkeit legt der Vf. sein Glaubensbekenntniß über einen der wichtigsten Gegenstände der Heilkunde ab, und rügt laut, ohne Scheu, aber entfernt von aller abschreckenden Polemik, alle die Gebrechen und Mängel, welche er an der Medicin, wie sie gegenwärtig besteht, aufgefunden hat. Es wäre zu wünschen, und würde ein grosser Gewinn für die Heilkunde seyn, wenn von Zeit zu Zeit solche geistvolle Ärzte aufträten, und mit gleichem Scharffinn und Liberalität die Schattenseite unserer Wissenschaft aufdeckten, wie dies früher von Ehrhard und späterhin von Eschenmaier geschah: denn die Kritik ist der wahrreinerungsprocess im Reiche der Wahrheit. Hr. St. hat dies mit grosser Offenherzigkeit gethan, und viele Zweifel und Scrupel gegen eine Menge von Dingen erhoben, welche sehr allgemein geltende Begriffe sind, wodurch diese Schrift wirklich viel Interesse und Leben gewinnt. Der Vf. will keiner der gegenwärtig herrschenden Theorien oder Schulen angehören, sein Streben ist dahin gerichtet, sich das Bessere, das aus ihnen hervorgeht, anzueignen, und, soviel wie möglich, frey von den Fesseln der Theorie, die reine Bahn der Erfahrung zu wandeln. —

Unstreitig ist Hr. St. unter den sogenannten empirischen Ärzten, wenn nicht der erste, doch gewiss einer der ersten: eine Stelle, die er sich durch seinen

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Scharffinn, seine grosse Beobachtungsgabe und Gelehrsamkeit entschieden errungen hat. Zu erfahren, welches gegenwärtig die Denk- und Handlungs-Weise dieser höchst achtungswürdigen ärztlichen Classe ist, möchte von einem sehr hohen Interesse seyn. Besonders in dieser Beziehung war uns diese Schrift eine anziehende Erscheinung, da sich in ihr die Tendenz dieser ärztlichen Classe, ihr nosologischer und therapeutischer Standpunct am freyesten und geistreichsten ausgesprochen hat. Diese Rücksicht wird es entschuldigen, wenn wir, Schritt vor Schritt allen in der Schrift geäusserten Behauptungen folgend, eine unfassendere Beleuchtung derselben liefern, als es eigentlich der Raum dieser Blätter gestattet.

Es war unstreitig ein sehr glücklicher Gedanke des verdienstvollen Vfs., das Scharlachfieber zum Gegenstande seiner Bearbeitung zu wählen, da sich die Ärzte über die eigentliche Natur und Behandlungsart dieser Krankheitsform noch immer in der grössten Disharmonie befinden. Die Erscheinung und allgemeinere Verbreitung der Brownischen Lehre war, wie für so viele Kapitel der Therapie, besonders für das über exanthematische Krankheiten Epoche machend: die neue Ansicht führte eine, von der bisher geltenden ganz verschiedene Behandlungsart ein, und so manches bis dahin als Axiom feststehende, wurde in Anspruch genommen, oder verworfen, so dafs sich der Gegensatz der älteren medicinischen Systeme und der Erregungstheorie fast nirgends so grell und ausgezeichnet darstellte, als eben bey den exanthematischen Krankheiten. Der hierdurch unter den Ärzten erregte Kampf ist bis dahin noch nicht geschlichtet, und die Dazwischenkunft der Naturphilosophie möchte mehr dazu dienen, denselben wieder anzufachen und zu beleben, als sein Ende herbeyzuführen. Auf welche Weise sich unser Vf. zwischen diesen kämpfenden Parteyen bewege, welche Rolle er spiele, wird dem Leser bald anschaulich dargestellt werden.

Der eigentlichen Abhandlung über das Scharlachfieber, welche erst S. 109 beginnt, hat der Vf. eine weitläufige Einleitung vorausgeschickt, welche zu interessante Äußerungen enthält, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Der Vf. eröffnet dieselbe mit der Bemerkung, dafs seit einigen Jahren von so vielen Orten Deutschlands die Klage über die Bösartigkeit des Scharlachfiebers ertöne, eine Thatsache, die keinem Zweifel unterliege; nur über die Ursache dieses Phänomens wüßten die Ärzte keine befriedigende Antwort zu geben, da sich unser so gepriesenes Wissen besonders darin höchst dürftig und

Hh

Zeitraum die antiphlogistische Heilart ausschliessend anzuwenden sey, liefert schon den Beweis, daß der Ausschlag, und nicht das Fieber, das Bestimmende sey. Der Ausschlag, als solcher, ist es denn nun auch nicht allein, sondern alles hängt davon ab, daß eben hier ein Entzündungszustand in einem Organe — der Haut nämlich — auftritt, welches dem Ausschlag, wie dem Fieber, den Charakter giebt. Es ist daher ein ganz irriger Grundsatz, das Fieber als das eigentliche Object anzusehn, auf welches der Arzt sein Augenmerk besonders zu richten hat, da vielmehr das Exanthem, als Repräsentant der hier gesetzten Entzündung, das eigentlich die ganze Krankheit Bestimmende ist, welches dem Arzte als unverrücktes Ziel seiner heilkundigen Bestrebungen vorleuchten muß. Glaubt denn der Vf., es verhalte sich mit den exanthematischen Krankheiten anders, als mit jeder topischen Entzündungskrankheit, z. B. der Peripneumonie, wo kein Arzt das Fieber, sondern immer nur den bestimmten krankhaften Zustand der Lunge zum Ziel seiner Beobachtung und Handlung erwähnt? Dieser Grundsatz findet bey allen Krankheitsformen seine Anwendung, wo nicht das System, als solches, sondern bestimmte Organe krankhaft ergriffen sind, wie diese alle so genannten topischen Entzündungen beweisen. Nur da, wo das Exanthem als Product einer Krankheit auftritt, der unmittelbare Veränderung des Systems zum Grunde liegt — wo demnach das Fieber das Allgemeine, das Exanthem das Besondere ist, z. B. der Friesel bey Typhus, gilt das Gesetz, das Fieber als eigentliches Object der Heilung anzusehn, und dem Exanthem keinen Einfluß auf die Behandlung zu gestatten. Rec. hält diesen, von Hn. St. aufgestellten klinischen Grundsatz nicht deswegen für verwerflich, weil er vielleicht das mit den Exanthemen verbundene Fieber für etwas Zufälliges, Symptomatisches ansieht; er erkennt in dem Fieber allerdings etwas nothwendig mit dem Exanthem Verbundenes; nur leugnet er, daß es das primär Ergriffene ist, wofür er schlechthin nur den im Hautorgane sich entwickelten Entzündungsprocess anerkennen kann. Es ist daher ein wahrhaft eitles Bemühen des Vf., wenn er glaubt, bey dieser Krankheitsklasse unmittelbar auf das Fieber wirken zu können; er kann nur auf das Exanthem thätig einwirken; geschieht dies zweckmäßig, d. h. dem Genius der Entzündung entsprechend, so wird auch das Exanthem einen richtigen Verlauf beobachten, in einer günstigen Gestalt erscheinen, und das Fieber in einem hiermit übereinstimmenden Verhältnisse stehn. Aber das Fieber verändert sich doch früher und auffallender, als das Exanthem? wird Hr. St. fragen: Allerdings, und zwar nothwendig, weil das später Hinzutretende, secundär Leidende, frühere Veränderungen erfahren

muß, als das primär-Gesetzte; dies ist die ewige Ordnung der Krankheitsbildung, in dem Gesetz ihrer Contraction und Reconstruction begründet.

Die eigentliche Untersuchung über das Scharlachfieber eröffnet unser Vf. mit allgemeinen Bemerkungen über den Verlauf dieser Krankheitsform: eine mit vielen interessanten Notizen verflochtene Auseinandersetzung. Der Vf. findet es sehr charakteristisch, daß das Scharlachfieber nicht jenen festen, unwandelnbaren Gang besitzt, welcher den meisten fieberhaften Exanthemen eigenthümlich sey, sondern meistens einen sehr unbestimmten, schwankenden Verlauf mache. Deswegen befreunde es ihn, daß man gerade bey dem Scharlachfieber mehr, als bey jedem anderen Exanthem, dem Ausschlag so viel Gewicht beymesse, es zum Hauptpunct mache, ihn auf die Haut zu bringen und ihn da zu fixiren, ihn auf innere Theile versetzt glaube, wenn sich ein übler Ausgang einleitet, und alles Bestreben der Kunst dahin richte, ihn wieder nach Ausen zu stoßen und zu ziehen. Nachdem der Vf. einmal das Fieber als das allein zu Berücksichtigende erklärt hat, handelt er ganz consequent, dem Ausschlag so wenig Aufmerksamkeit zu schenken; Rec. hat bereits auf die Irrigkeit jenes Grundsatzes, das Fieber als das Wichtigste anzusehn, aufmerksam gemacht, womit denn auch die Falschheit dieser Behauptung erwiesen ist. Durch diese irrige Consequenz verführt, verwirft der Vf. die Unterdrückung des Scharlachs, als ein Phantom, und spricht der diaphoretischen Methode das Todesurtheil. Mit grossem Unrechte wird jedoch die Möglichkeit eines Zurücktritts des Scharlachs geleugnet; die Humoralpathologen haben diese Erscheinung richtig erkannt, aber falsch gedeutet und erklärt; der Sache selbst liegt jedoch etwas Wahres zum Grunde, indem dieses Zurücktreten des Ausschlags eine sehr bestimmte Metamorphose der Krankheit bezeichnet. Es ist deswegen gar nicht gleichgültig, sondern ein sehr wichtiges Augenmerk des Arztes, zu wissen, ob der Ausschlag stehe oder verschwinde; und eine gewisse Classe von Arzeneykörpern, als der *Spir. Minder.*, die Antimonialien, der Campher, die Arnica, werden in solchen Fällen immer sehr grosse, heilbringende Mittel bleiben. Aber wo hat je ein Brownianer behauptet, daß man bey dem Scharlachfieber Campher, Mohnsaft, Wein von dem ersten Zeitraum an und dauernd zu Hülfe nehmen, und den Kranken unter der Last der Federbetten und eingeschlossenen Luft fast erliegen lassen müsse, um dieses Zurücktreten des Ausschlags zu verhüten, und an welchen Orten wäre ein solches unnützes Verfahren je beobachtet worden? Man hätte von einem *Stieglitz* eine solche *offenbare Verläumdung* der Brownischen Lehre am wenigsten erwartet! —

(Der Beschlufs folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

BERLIN, b. Quien: *Grundriss der Staatskunde des deutschen Reichs in ihrem ganzen Umfange*, mit Inbegriff der sämtlichen preussischen und österreichischen Staaten. Zum Gebrauch der oberen Klassen in höheren Schulen und Gymnasien ausgearbeitet von Friedr. Leopold Braun, Prof. der Geographie und Statistik am königl. Joachimsthal - Gymna-

sium in Berlin. Mit einer vom Hn. geh. Sekretär Sotmann neu entworfenen Karte, welche das deutsche Reich nach seinen einzelnen Staaten, so wie die gesammten Länder der preussischen und österreichischen Monarchie, darstellt. 2 Abtheilung. 1804. in fortlaufender Seitenzahl VII und 715 S. 8. (a Thlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

HANNOVER, b. Hahn: *Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers.* Von Johann Stieglitz, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. nimmt vorzüglich auch deswegen keine Rücksicht auf den Ausschlag bey dem Scharlachfieber, weil er eine besondere Differenz zwischen diesem und den übrigen fieberhaften Exanthen gefunden haben will. Bey den Blättern, Masern u. s. w., heisst es S. 148, *ist der Ausbruch oft mit grossen Stürmen begleitet, um sich in dem regelmässigen, an bestimmten Tagen geknüpften Verlaufe zu entwickeln; jede Hemmung und Unordnung, die hier eintritt, beweist einen sehr misslichen inneren Zustand, der grosse Hülfsmittel fodert, um das Hinderniss ihrer Eruption aus dem Wege zu räumen u. s. w.* Dieß alles soll aber bey dem Scharlachfieber gar nicht Statt finden. Vergebens hat Rec. einem überzeugenden Grunde dieser Behauptung nachgeforscht. Der Vf. kann weder diese Differenz des Scharlachfiebers von den übrigen fieberhaften Exanthen, noch jenen Indifferentismus des Ausschlags bey dem Scharlachfieber durch haltbare Gründe darthun. Fruchtlos bemüht er sich, durch eine, viele Seiten einnehmende Deduction zu beweisen, daß das Exanthem bey dem Scharlachfieber keine Aufmerksamkeit verdiene, daß es unzweckmässig sey, die Haut als das Organ zu betrachten, auf welches besonders zu wirken sey; daß man nur auf das Fieber zu sehen, dieß hinlänglich zu reguliren habe; daß die Schweissmittel ganz und gar zu verwerfen, und ihre heilsame Wirkung nur daraus zu erklären sey, weil sie dem Fieberzustande entsprechen u. s. w. Rec. verliert über alle diese Punkte kein Wort mehr, da er die Quelle, woraus diese und andere irrige Behauptungen unseres Vfs. fliessen, aufgezeigt hat.

Rec. ist in voller Übereinstimmung mit dem Vf., und hält es für einen, von ihm sehr richtig gethanen Blick in die Natur des Gegenstandes, wenn er die schwächende Heilart als die bewährteste und zweckmässigste für das Scharlachfieber geltend zu machen sucht. Auch nach Rec. Überzeugung und Erfahrung kann nur der antiphlogistische Heilplan als der wahre, dem Genius dieser Krankheitsform angemessene, angesehen werden, da ihr eigenthümliches Wesen unstreitig auf Entzündung beruht. Auf keine Weise aber kann Rec. der Wahl der zu diesem Zwe-

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

cke von dem Vf. so hoch gepriesenen Brech- und Abführungs-Mittel seinen Beyfall schenken. Der Vf. empfiehlt diese Mittel aus eigenen und den Erfahrungen des vortrefflichen Wichmann. Wir wollen zwar diese Erfahrungen und ihre Gültigkeit keineswegs in Anspruch nehmen; doch müssen wir bemerken, daß sich von einem solchen Gesichtspuncte über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des gewählten therapeutischen Standpunctes überhaupt nichts sicheres bestimmen läßt. Denn Rec. und viele andere Ärzte könnten gegen diese Erfahrungen eine eben so große, wenn nicht noch größere Zahl von Fällen aufstellen, wo sie, ohne alle Brech- und Abführungs-Mittel, durch andere zweckmässige Mittel einen eben so günstigen Erfolg beobachteten. Das Scharlachfieber ist offenbar eine entzündliche Krankheitsform, wie die Blattern, Masern u. s. w., und die antiphlogistische Heilart die einzig zweckmässige. Daß es aber, um der Idee dieser Heilmethode zu entsprechen, gerade der Brech- und Abführungs-Mittel bedarf, wird man durch keinen vernünftigen Grund beweisen können. Aussern die s. g. Abführungs-Mittel in bestimmten Fällen wirklich einen wohlthätigen Einfluss auf das Scharlachfieber: so ist doch nimmermehr anzunehmen, daß sie dieß als Abführungs-Mittel thaten, insofern sie vielleicht schädliche Stoffe aus dem Körper entfernten, wogegen sich unser Vf. feyerlichst verwahrt. Es bleibt daher kein vernünftiger Erklärungsgrund übrig, als ihre heilsame Wirkung daraus zu begreifen, daß sie als Salze den gesetzten entzündlichen Proceß zu beschränken und zu vermindern vermochten. Es verhält sich dieß gerade so, wie mit dem Quecksilber und der Salivation. Das Abführen, als solches, kann es aber nimmermehr thun, und durch nichts wird der Vf. die Wahl dieser Mittel rechtfertigen können. Im Gegentheil glaubt Rec. behaupten zu können, daß, wenn aus dieser Classe von Mitteln solche gewählt werden, welche dem gesetzten Entzündungszustande zusagen, ohne dieß unnöthige Abführen zu erregen, die Curart ungleich zweckmässiger und passender sey. Dieß sieht man besonders aus der ängstlichen Auswahl dieser Mittel. Der Vf. wählt nämlich nur solche, welche kein starkes Abführen erregen, als *Sal catharticum*, das wiener Tränken, die Riverische Mixtur, unstreitig durch Beobachtungen belehrt, daß durch starke Ausleerungen hier sehr geschadet werde. Das Abführen kann also keinesweges als ein erwünschtes Ereigniß betrachtet werden. Dieß erhellet unter anderen auch aus der S. 173 gemachten Anmerkung, daß die freywillig

Erklärung dieses anscheinenden Problems selbst ertheilen können. —

Was würde der verdienstvolle Vf. dieser Schrift bey seinem großen Scharf Sinne, richtiger Beobachtungsgabe, Fülle von Erfahrung und Gelehrsamkeit nicht geleistet haben, wenn er von einer richtigen Ansicht des lebenden Organismus, — einer wahren Theorie geleitet, diese Untersuchungen unternommen hätte, da er, obgleich im Besitz so großer und reicher Quellen, von seinem jetzigen Standpunkte nur etwas Halbgelungenes hervorzubringen vermochte!

A. F. M.

BRESLAU, b. Korn: *Grundwesen der thierischen Natur*. Ein reichhaltiger Stoff für Philosophen, für Seelen- und Nerven-Ärzte. 1805. 117 S. 8. (16 gr.)

Nach einer sehr selbstgenügsamen Zueignung an den Kaiser von Rußland (wobey wir erfahren, daß der Vf. C. Roßer heißt) und einer höchst erbärmlichen Vorrede setzt uns der Vf. folgende Gerichte aus seiner Speisekammer vor. Beym ersten Auftrag: Lebenskraft, Nerven, Herz, Mensch, Band zwischen Seele und Körper, Beweis von der Veränderlichkeit des Blutumlaufs, Wohnplatz der Sinne, Seele, wie geschieht die Perception?, Eigenschaften der Seele, menschliche Erziehung. Beym zweyten Auftrag: Gemüths- oder Seelenkrankheiten, und unter dieser Rubrik: Gemüthsbewegungen oder Leidenschaften, nähere Erklärung der Gemüthsbewegung, der Leidenschaften oder Seelenkrankheiten, Heilung der Seelenkrankheiten. Beym dritten Auftrag: Nervenkrankheiten, Reizbarkeit, thierische Bewegung. Wir wollen in einigen Proben den Reichthum des Vfs. und die Verwirrung seines Kopfs darlegen. S. 6: „Es scheint fogar, daß die Gehirn- und Nervenmasse aus einem Fett bestehe, welches mit einem urinösen Geist durchdrungen ist, und daß sie kalter Natur sey. Wenn es einen Wärmestoff giebt, so ist auch ein Stoff der Kälte zu vermuthen.“ Vom Menschen wird S. 9 gesagt: „Er besteht aus zwey Gegenständen, aus einer Seele und einem Körper, welche durch ein unbegreifliches Band, in jedem Partikelchen, aufs genaueste mit einander verbunden sind.“ S. 15: „Alles mit einander verglichen, ist die Lebenskraft, nach meiner Einsicht, die vereinigte Kraft des Herzens und des Gehirns, der Nerven und der Arterien, des Geblüts und

des Nervenmarks. Wäre ein Wärme- und ein Kältestoff erwiesen, so würde ich dafür halten, daß diese zwey Körper sich einander anziehen, und daß durch ihre Verbindung etwas drittes entsteht, welches man Geist nennt, und ein Grundwesen im Thiergeschlecht ausmacht. Viele glauben, dieser Geist stehe mitten zwischen Körper und Seele, und daß durch ihn auch ein Leben ohne Seele möglich sey u. s. w.“ — S. 24. 25 wird gefunden, daß das Hirn der Sitz der Seele sey, und eine sehr ernstliche Vergleichung angestellt zwischen Hirn und Herz. Der Hauptgrund ist: beide haben vier Hölen. S. 44 sagt der Vf.: „jeder Vortrag muß für die Jugend zusammenhängend und ordentlich seyn, wenn er faßlich, erleichtlich und erspriesslich seyn soll.“ Sollte Hr. R. einst Schriften für die Jugend herausgeben, dann findet sich gewiß auch die treue Befolgung dieser Vorschrift. Für die Erwachsenen hat er anders geschrieben; denn von S. 45 an beginnt eine heillose Anekdotensammlung. An innere Verbindung ist nicht zu denken, wäre nur die äußere da. Des sel. Weikardts Anekdotenreichthum und seine leichte Behandlung derselben, besonders im philosophischen Arzt, scheint dem Vf. als Muster vorgeschwebt zu haben; aber in der Caricatur hat er es wieder gegeben. Der Vorrede gemäß hatte Hr. R. als Arzt bey der Armee gedient, und es ist bekannt: Barbierer wissen viel zu erzählen, und nicht selten erstaunliche Aufklärungen zu geben. Die Erklärungen des Hn. R. kamen Rec. oft vor, wie jene eines anderen Gregorius, der sich bey den Klagen der Kranken über Schmerzen stets äußerte: *das machen die dolores*. Eine wichtige Entdeckung S. 57 dürfen wir nicht übergehen: „Die Vernunft ist der Inbegriff aller äußeren, außer dem Gehirn liegenden Sinne; der Verstand ist der Inbegriff aller inneren, in dem Gehirn selbst liegenden, und besteht in der Vernehmlichkeit mit den äußeren“ u. s. w. Zuletzt droht der Vf. noch mit anderen Heften über die Fieber und ein specifisches Mittel wider das Faulfieber, über Seuchen und ansteckende Krankheiten, thierische Gifte und Schärfen u. dgl. m. Der Vf. hat sich in der Vorrede die Ruhe als sein einziges Labsal gewünscht. *Requiescat in pace.* —

Wie in dieser Welt so vieles verkehrt ist, ist es auch hier: Unsinn erscheint in der Pracht, Meisterwerke werden auf Lumpen gedruckt.

K. I. W.

NEUE AUFLAGEN.

Gotha, b. Etinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von J. G. A. Galletti, Prof. in Gotha. 1805. 14ter Th. VIII und 424 S. 15ter Th. VII und 425 S. 1806. 16ter Th. X u. 436 S. 17ter Th. VI und 434 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.) 8. Recens. des 13 Theils 1806 No. 175.

Pirna, b. Friele: *Gicht und Rheumatismus, oder Unterricht für Jedermann, wie man sich gegen alle unter dem Namen: Gicht, Podagra, Chiragra, Fluß etc. bekannten Leiden verwahren, und glücklich davon befreien kann*. Herausgegeben von D. G. W. Becker, ausübendem Arzt in Leipzig.

Zweyte sehr vermehrte, und ganz umgearbeitete Auflage. Ohne Jahrz. X. u. 133 S. 8. (12 gr.)

Oldenburg, b. Schulze: *Vollständige und praktische Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, zum Gebrauch in Schulen, wie auch zum Selbstunterricht und zum Nachschlagen eingerichtet, und mit vielen Beyspielen zur eigenen Übung versehen*, von C. Kruse, Herzogl. holstein-oldenburgischem Consistorial-Rath. Dritte vermehrte und verbess. Aufl. 1807. X. u. 389 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

G R I E C H I S C H E L I T E R A T U R .

L O N D O N , b. Payne und Lunn : Τρυφιδώρου
Ἰλίου ἁλώσεως, versione latina, plurimis observa-
tionibus, duobus indicibus et variis excursibus il-
lustrata a Thoma Northmore, A. M. S. A.
S. Editio altera atque emendatior, 1804. 230
S. 8.

Die erste Auflage dieser Ausgabe des Tryphiodorus erschien im Jahre 1791. Seitdem, erzählt Hr. N. in der Vorrede, ist durch die Bemühungen der großen Kritiker, Heyne's *scilicet*, Hermann's, Wolf's, Porson's und anderer, über die griechische Sprache und über die Kritik selbst so viel Licht verbreitet, daß er sich verbunden geachtet, auch dem Tryphiodorus sein Theil davon zukommen zu lassen. Darum veranstaltete er die zweyte. Seine Hülfsmittel waren sonst die nämlichen: vorzüglich die Merrickische Ausgabe (Oxford 1741), und die Varianten zweyer Handschriften, die Bandini (Florenz 1765) mitgetheilt hat. Eine lateinische Übersetzung — und zwar keine neue, sondern die Bandinische, hin und wieder geändert — fügte er darum hinzu, weil er von seiner ehemaligen Meinung, besser sey die griechischen Dichter gar nicht als aus Übersetzungen zu kennen, zurückgekommen, und nunmehr überzeugt ist, auch der Gelehrte könne bisweilen, aus Mangel an Zeit oder zu Bildung und Zierung seines Geistes gemüthigt seyn, bey der Übersetzung sich Rathes zu erholen. Über den Charakter des Dichters wird geurtheilt, wie ehemals: Neuerem Tadel tritt entgegen die Autorität Rhodomannus und anderer Kenner, die die Eroberung Iliens höchst elegant und honigfüßig befinden wollen; sollte auch die Wahrheit in der Mitte liegen, immer bleibe es ein schönes Gedichtlein, wohl werth der Mühe, die hier verwandt sey, um es, nach Möglichkeit, fleckenlos darzustellen. Ob die Mühe Frucht getragen?

Der Herausgeber, um mit Homerus zu reden, rühmt sich, ein Schüler von Wakefield zu seyn. Seine dankbare Verehrung gegen diesen *wahrhaften Briten* spricht er gern und vielfach aus: *per parenthesin* in der Dedication, wo er nebst einem Lebendigen zwey Verstorbene feyert, *ex professo* am Schlusse der Vorrede, gelegentlich sonst. Angeeignet aber scheint er sich wenig von ihm zu haben: nicht die umfassende Belesenheit, die an das Nächste das Entlegenste reihete; nicht die geniale Leichtigkeit, die Conjecturen zu Hunderten hinstreute, Haufen von Spreu durch manch edeles Waizenkorn vergütend. An jener ge-
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

bricht es ihm so sehr, daß die meisten seiner Noten, wo sie sich nicht begnügen, allbekannte Mythologien aus gleich bekannten Quellen zu erläutern, oder aus Lexikographen und Scholiasten Bedeutungen und Etymologien zu sammeln, die auf jede andere Stelle eben so anwendbar gut wären — daß seine Noten gewöhnlich auf dem Grunde ruhen, den der fleißige Merrick gelegt hat, und, würde ihnen dieses entzogen, in ihre eigene Armuth zusammenstürzen müßten. Statt der Keckheit aber im Emendiren zeigt sich eine Zaghaf- tigkeit in der Beurtheilung fremder Versuche, und die wenigen Male, wo eigene gewagt sind, eine Un- sicherheit, die nicht füglich von Unsicht und Be- dächtigkeit allein abgeleitet werden kann. So wird
V. 15

οἰκτρά κἀτα μύοντες ἐμὲ ζυγας ἔστανον ἰκτους
μύοντες beybehalten, ungeachtet es Sinn und Proso-
die verletzt, und bereits von Merrick corrigirt ist:
und V. 31

κεφάλην ἀνεδύσατο μήτηρ
ἀνεδύσατο statt ἐνεδύσατο vertheidiget mit einer nicht
minder verderbten Stelle des Nonnus. Einem für
ἐφ' verschriebenen und längst verbesserten ὑφ' V. 21

Τρῳῶσι ὑφ' Ἑκτορος ἰλυνθμοῖσι μυρομένοισι
soll des Tzetzes anerkannte Incorrectheit und Addison's
nor longer under false reproaches grieve
zu Hülfe kommen: daß ἐφ' vorzuziehen und dem
griechischen Sprachgebrauche gemäßer sey, wird
eingestanden. V. 573

πάντα δ' ἐμοὶ κενύκητο, φόνος δέ τις ἄριστος ἦεν
billigt der Herausgeber Wakefield's einleuchtend wä-
hre Conjectur κενύκητο, und läßt dennoch das eben-
falls aus Conjectur entstandene, unerwiesene κίνητο
im Texte. V. 535:

οἷα μέλισσαι,
αἶψ' ἰσπὶ οὖν ἔκπεμον — — —
κηρὸν ὑφαίνουσαι — — —
ἐς ἱομόν εὐγυάλιοιο, καὶ ἐνδασιν ἀμφιχυδαῖσαι
νύκτασι πημῖνουςι παραστειχύντας οἶτας

verwundert er sich, wie das — handgreiflich falsche
— εὐγυάλιοιο den Gelehrten seit Rhodomannus herab
habe mißfallen können, da es-ja aus εὐ und γυάλιον
vallis nach derselben Analogie zusammengesetzt sey,
wie tausend andere Wörter viz. εὐκαρπία, εὐμορφία,
εὐπλοῖα und, was näher liege, εὐάγκεια. Demnach
übersetzt er: Quae admodum apes, quae postquam
laborarunt (?) ceram contextentes, ad pabulum pul-
chrae vallis, et flores circumfusae aculeis laedunt prae-
tereuntes viatores. Wie der Mann construiren mag,
und wie ihm beygeht, an die Analogie zu appelliren

Kk

in dem Augenblicke, da er von ihr so verlassen ist, daß ihm die Formen des Adjectivums und des Substantivums in einander fließen! Ein Ähnliches begegnet ihm V. 543. — Eigener Vermuthungen zählen wir etwa vier: worunter die erste, V. 224,

αὐτὸν ἐν Τρώεσσι δέδωκε καὶ τὰματα ταῖσιν

statt καὶ τῶν, nähere Prüfung verdient, die übrigen aber in hohem Grade unnütz und unbedeutend sind.

Der Geist des Lehrers also, dünkt uns, ruht nicht auf Hn. N.: desto deutlicher aber, was ihn mehr freuen wird, der Geist des Mannes, den er um die Literatur verdienster glaubt als irgend einen anderen (*ultum alterum*) Sterblichen dieser Zeiten, des Herausgebers der großen Ilias. Dieser Geist offenbart sich dem begeisterten Verehrer — wir wissen nicht wie: dem nüchternen Nicht-Bewunderer im Allgemeinen durch breite Oberflächlichkeit; im Besonderen, bey der Kritik auf die beschriebene Weise, bey der Erklärung, mit einiger Inconsequenz, einmal durch die Annahmung, dem Leser aufzudringen, was selbiger, auch bey beschränkten Gaben, gar leicht aus sich selber produciren kann, und dann wieder durch die Bescheidenheit, die, den Ton des Wissenden sorgfältig vermeidend, den Leser zwar um nichts klüger macht, aber auch nicht stört in der beglücklichen Freyheit zu meynen und zu zweifeln in Ewigkeit. Also auf der Einen Seite wird geklagt, wie schwer sey, richtig zu urtheilen, und gebeten, der günstige Leser möge sich dem mißlichen Geschäft selbst unterziehen; es wird Vieles angerührt, Weniges ausgemacht; es werden Prämissen hingestellt, aber kein Schluss gezogen. (V. 3, 13, 128, 131, 429, 545, 547). Von dem Digamma wird V. 2 eingeräumt, es lasse sich in den späteren Dichtern kaum erwarten: zugleich aber behauptet, es gebe doch auch bey diesen sehr viele Stellen, von denen vielen nach diesem schönen und nützlichen Buchstaben zu schmecken *sehen*; nur daß die Dichter diese (Stellen?) mehr aus einer gewissen poetischen Lizenz als aus Kenntniß des Digamma gebraucht haben würden. Über die Timeß ergibt sich V. 3, und über die Verdoppelung der Consonanten V. 13 ungefähr dasselbe Resultat: von der Timeß homerischem Gebrauche dürfe fast nicht geredet werden, wegen der vielen und großen Interpolationen; in des Tryphiodorus πολλὸν διὰ μῦθον ἀνείσα (διὰ schreiben wir, nicht aber, was der Herausgeber sich gern einreden liefse, διὰ: sicherer ist, den Gebrauch von glaubhaften Zeugen zu lernen, als willkürlicher Gleichmäßigkeit zu Liebe, ihn a priori zu meistern,) stehe vermuthlich διανείσα simpliciter für ἀνείσα; sage doch auch Plato: μὴ ἀνείσαι τὸν λόγον, ἀλλὰ διαρρηγῆσθαι: über die Verdoppelung wären die Aelter wohl selbst keiner festen Regel gefolgt. Und eben so, bey einzelnen Worten. Ob Apollo V. 641 wahrhaft heiße, weil er die Zukunft wahrhaft voraus verkünde, sey ungewiß: ἀλλ' οὐκ ἔστιν ὁμοῦ καὶ ἀντιφρόνως, billigen bezeichnen, der die Verbrechen nicht vergesse. — Dagegen wird freygebig gespendet aus dem Gemeinschatze ästhetischer, moralischer, politischer Weisheit. Bey dem Anruf an die Muse wird

uns noch immer nicht erlassen, daß solcher *modus scribendi* (auch *ῥῆσος ἀνδρῶν* V. 57 heißt ein *modus scribendi*) kaum anders zu nehmen sey, als für eine leere Formel; vielmehr werden wir, das zu lernen, an die Observationen zur Ilias verwiesen. Wona der Herausg. V. 17 — ohne alle Noth — erzählt; daß Achilles nach seinem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt sey, kann er sich nicht entbrechen, auszurufen: *Eheu! welch ein prächtiger Lohn für die Zerstörung so vieler Städte* (Il. I. 328), *die Ermordung so vieler Menschen!* Da sieht man recht, was Heyne schreibt, (in zwey Excursen zur Aeneide) daß man sich das künftige Leben ähnlich dem gegenwärtigen denkt. Und zu V. 127:

θανάτω βροτοῖσι καὶ κακῶσι ἀτοχῶς ἀλῆται:

Hostium scilicet, hominum coaequalium, cruciatam caedem, apud omnes, omnium saeculorum, gentes, et barbaras, et, proh pudor! exultas hanc gloriosam vocaverunt mortales;

Νῆπιος, οὐδ' ἴσανι —

Witziger noch V. 443, wo sein Freund Cogas statt μαρναμένων πῦρ vermuthet hat *μαίνόμενον πῦρ*: *Atque enimvero, mi Cogas* (die Apostrophe ist des Herausgebers Lieblingsfigur), *quid est differentiae inter μαίνεσθαι et μαρνασθαι? nonne utrumque matum?* und so fort noch einige Zeilen hindurch. Oder V. 491: *Sic vita est hominum, quorum in animis principia, fundamenta virtutis et philosophiae, non bene sunt jacta. Talibus honores, ut vocantur, et divitiae sunt omnia: χρήματα, χρήματ' ἀνὴρ.* Und zu den Worten ἐλευθερίας — διαφύσσαι V. 548: *Citat Merrichius ex Platone ὅταν δημοκρατουμένη πόλις, ἐλευθερίας διαφύσασα, κακῶν οἰνοχόων προσαταούντων τύχῃ. Proculdubio haec sitis ante omnia est suavis, penē divina: sed quid sit τυχεῖν κακῶν οἰνοχόων non indiget interprete Platone.*

So bleibt uns denn übrig, in den Excursen die schönen Verbesserungen und die trefflichen Sprach-erklärungen zu suchen, die uns in den Noten zu finden nicht hat gelingen wollen. Die Excursen sind fast durchgehend streitbarer Natur, vornehmlich gegen Heynische gerichtet: aber sie streiten so mit Glimpf und Manier, daß wir hoffen, die Gegner selbst werden diese Art des Widerspruchs für liberal, bescheiden, vernünftig erkennen, und nicht unterlassen, einen Kampf fortzusetzen, der, von Liberalität gegen Liberalität, von Bescheidenheit gegen Bescheidenheit, von Vernunft gegen Vernunft geführt, so Gott will, zur ewigen Norm der Polemik werden kann, und diese Thörin, die noch in wilder Jugendlichkeit nur zu oft mit der Sache den Mann niederrennt, auf einmal zu dem gesetzten, wohlankündigen Matronenschritte hinaufbildet: zum Frieden den Gelehrten und dem Publicum ein Wohlgefallen.

Es sind der Excursen fünf. Der erste, auf den der Vf. nicht wenig halten mag, da er ihn beynah ohne Veranlassung beybringt, untersucht die Etymologie des Wortes καλαῦραψ oder καλάβροψ. Nachdem Lennep's und Alberti's Meinungen, Heyne's Zweifel erwähnt und als ungenügend zurückgewiesen sind, wird angenommen, καλαῦραψ sey entstanden

aus βρακαλον (i. e. βρακαλον nach Hesychius), und zwar durch einen gewissen Schein (*specie quadam*) von Versetzung: βρα — καλον, καλο — βρα oder καλοβρα oder endlich καλαβρα. Der Schein hat augenscheinlich betrogen, aber; wer kann es leugnen? auf eine höchst neue und originale Weise.

Der zweyte über die Wörter Πυλειςδης, Ἀρσιδης u. s. w., setzt als ausgemacht, daß solche Patronymica in den Homerischen Schriften vier sylbig gewesen, und Ἀρσιδης, Πυλειςδης geläutet; verübelt auch dem sehr scharfsinnigen Heyne und dem gelehrten Hermann, daß sie diese Dawosische Entdeckung nicht mit Dankbarkeit aufgenommen. Die sanft stichende Anrede müssen wir dem Nachlesen überlassen: über die Sache hätte sich der Vf. in der Wolfischen Vorrede zur Odyssee verständigen können.

Der dritte Excurs. ist dem ν ὀψιλωτινὸν gewidmet. Die Untersuchung wird als schwierig, aber belohnend angekündigt: darauf gelehrt, daß in den ältesten Zeiten der griechischen Sprache für das ν eine Vorliebe geherrscht, die sich in der Pluralform οὔρι Statt οὐαί, so wie in den einsylbigen Wörtern ιμ, μιν, φιν, τιν u. s. w., hinlänglich an den Tag lege, und, nach der Scharfsinnigen Bemerkung von Webb (*In Some reasons for thinking, that the Greek language was borrowed from the Chinese, London 1787*) aus dem Chinesischen herrühre (aus dem Chinesischen also sey geworden: ι—yu oder vielmehr ις—yovv), allmählich aber sich verloren habe, zumal bey den Ioniern und hexametrischen Dichtern. Der Atticismus gebrauchte das ν zu Verlängerung einer Kürze nur vor muta cum liquida (daß es einen Unterschied mache, ob die muta eine media oder tenuis sey, vergißt Hr. N., um Porson zu tadeln, der einmal ποσειδώνος τοῦ πατρὸς, einander Mal ποσειδωνοῦ πατρός hat drucken lassen): bey Homerischen Schriftstellern sey der Cäsur Kraft so gewaltig, daß sie allein auch die kürzesten Vokale, nicht nur vor einem einfachen Consonanten, sondern auch wieder vor Vocalen, verlängere ohne Beyhülfe des ν: welches also nur, um Hiatus zu vermeiden und die Thesis zu stützen, dienen dürfe, keinesweges aber in die Arsis gehöre. Denn

Πάντεςσι, πολλοῖσι δὲ καὶ ἄλλοις παρὸν ἔσται.
habe den Griechen hoffentlich nicht schlechter ge-
klungen als.

Πάντασιν, πολλοῖσιν δὲ καὶ ἄλλοιςιν μακρὸν ἔσται.
Bewiesen wird das mit der Autorität moderner Kritiker und — eine böse *petitio principii* — des Homer und Hesiodus. Das richtige ist längst dargethan und eingeführt von Hermann, der mit Behauptungen bestritten wird in Ermangelung von Gründen, und von Wolf.

In dem vierten, über den Coniunctivus und Optativus bey den Coniunctionen *iva, μη, ὡς, ὅφρα* — der, beyläufig gesagt, nicht wohl zu harmoniren scheint mit einer Note zu V. 298 — dringt der Vf., zumal für Homerus, auf Annahme der Dawesischen Regel über die *Consecutio modorum*: eine Regel, die allerdings für die mechanische Anwendung bequiem ist, aber auch, als beruhend auf unvollständiger Emptie, nicht überall durchhilft. Was der

VI. zur Modification derselben versucht, ist so unbestimmt und unklar, daß darin eben so wohl die Abnung des Rechten als alles andere gefunden werden könnte. Die Anwendung auf Homerus wird, wie nun einmal Sitte geworden, dadurch ungemein erleichtert, daß die Verse, die sich streuben, den Schimpf der Interpolation tragen müssen.

Der fünfte endlich belegt mit einer Menge von Stellen Wakefield's Bemerkung, daß in der dritten Region des Hexameters, wenn sie den Daktylus hat, ein Hiatus häufig sey. Die Erklärung, die der Vf. hinzuthut, ist schwerlich haltbar. Ein solcher Hiatusverfalle den Vers in zwey ähnliche Halbverse,

und da nun die Dichter unbekümmert gewesen über die Quantität der letzten Sylbe des zweiten, so hätten sie vielleicht auch die des ersten für gleichgültig angesehen, und — um das Zusammenstoßen der Vocale sich nicht gekümmert. Aber eben diese Zerkümmung dünkt uns durchaus unstatthaft, da sie den Hexameter auf das klüglichsie verhuizt; und wäre sie statthaft, so würde sie ganz andere Folgerungen begründen.

Die Latinität des Hn. N. können wir nicht loben. Cum constat; praesertim cum dicit; olim haerebam en, vox diu non sola fuit; affirmat, quod haec vox restituenda; Epeus celebris; hanc locutionem proponeat (S. 64. 65. 70. 85. 90. 94) und ähnliche Eleganzen werden nur Anfängern verziehen. Δ.

STRASBURG, b. Heitz u. b. der Zweybrücker
Gefellſchaft: *Cebetis tabula five vitae humanae
pictura graecae. Collatis quatuor Codd. MSS. pariff.
cum lectionibus Cod. Meibom: iterum emendatum edi-
dit Joh. Henr. Schweighäuser. Auſſerſi ſunt
ad calcem libelli titulum in uſum ſocietatis nonnulli
graecorum poëtarum. 1806. 120 S. 12.*

Eine neue Bearbeitung des *Kebetischen Gemaldes*, welches Hr. Schw. im J. 1798 zugleich mit dem Handbuche des Epiktet zu Leipz. b. Weidmann in gr. 8 mit einem größesten gelehrten Apparate herausgab. Der junge Gottfr. Schöninghauer hat sich auch bey diesem kleineren Werke das Verdienst erworben, durch eine sorgfältige Vergleichung dervier pariser Handschriften, wovon bisher nur drey, und zwar nicht mit der erforderlichen Genauigkeit, verglichen waren, mit der früheren Ausgabe zur Verbefferung des griechischen Textes beyzutragen zu haben. Der neue Verleger, ein Sohn des Hrn. Heitz, bey welchem Bruck's Werke erschienen sind, hat dabey für einen deutlichen und saubern Druck auf gutem Papiere gesorgt, und zum Gebrauche der Schuljugend auch Exemplare auf geringerem, abrdoch sehr sauberm Papier abziehen lassen, wovon der Ladenpreis 1 Liv. 10 Sols ($\frac{1}{2}$ Laubthlr.) ist. Diese neue Ausgabe des Kebes enthält nichts als den griechischen Text mit den Varianten der pariser Handschriften, worunter hin und wieder auch die Lesarten des Meibomischen Codex angemerkt sind; und zum Nutzen der Schuljugend ist noch eine griechische Blumenlese mit Angabe der Quellen in den Anmerkungen angehängt, welche den dritten Theil des Buches einnimmt, und wegen der Beyträge, welche die 1806 No. 247-251 von sich

angezeigte Ausgabe des Athenäus dazu geliefert hat, genauer angegeben zu werden verdient. Diese Blumenlese enthält 1) einzelne iambische Verse aus den Sammlungen gnomischer Dichter nach Materien alphabetisch geordnet, worunter auch zwey von Antiphanes aus Athenäus aufgenommen sind, 2) vier Stellen aus Theognis nach der Brunckischen Ausgabe, 3) eine Stelle aus dem goldenen Sprüchen des Pythagoras, 4) drey anakreontische Lieder nebst den beiden Bruchstücken aus *Athen. Vol. IV. p. 61 sq.*, worauf wirkünftig bey Beurtheilung der Bothe'schen Ausgabe zurückkommen werden, und 5) eine Auswahl größerer und kleinerer Bruchstücke griechischer Komiker nach dem Alphabete der Verfasser, welche bis auf ein einziges, das dem Menander zugeschrieben wird, insgesamt aus dem Athenäus gezogen sind. Hr. Schw. giebt hier meistens dieselben Lesarten wieder, welche er in den Text des Athenäus aufgenommen hat; doch erscheint auch hin und wieder eine Verbesserung. So ist Mnesitheus, welchen der Epitomator des Athenäus II, 2 p. 36 a, so wie X, 14 p. 419 b, c, durch ein Mißverständniß aus einem Arzte zum Dichter erhoben hatte, aus der Zahl der Komiker gestrichen, und das Bruchstück dem Alexis zugeschrieben, indem Hr. Schw. für *Μνησιθεος δὲ ἔφη* mit einer kleinen Abänderung *Ὁ Μνησιθεος ἔφη* liest. Rec. übergeht die unbedeutenden Veränderungen im Bruchstücke des Antiphanes, III, 62 p. 103 e. f. wie *ράκος* in *ράκη*, *οὐδὲν* in *οὐδὲν*, *τοῦτ'* in *ταῦτ'*, die zum Theil wohl Druckfehler sind, um sich bey der wichtigeren Correctur in einem anderen Bruchstücke desselben Dichters *Athen. VII, 46, p. 295 f.* zu verweilen. Die Verbesserung des corrupten *κεσρεὺς ὑμήτιος* in *κ. νῆσις* hatte Hr. Schw. schon in der *Animadv.* zum Athenäus angegeben; aber die Verbesserung des sinnlosen *Ψήτρας κισχός* in *Ψ. κύσθος* findet sich hier zuerst. *Κύσθος* nimmt hier Hr. Schw. in der Bedeutung von *ὑπὸ γαστρίον, ἡγρία, abdomen*, welches allerdings nach der Anführung der anderen Fischtheile sehr wahrscheinlich ist. Die meisten Veränderungen findet man im Bruchstücke des Apollodor I, 4, p. 3, c. *Εἰσιόντα* für *εἰσιόντι* foderte die Handschrift, aber *εὐδης* für *εὐδὺς* möchte schwerlich Beyfall finden. Eben so wenig wird man die Abänderung des *πρώτον* in *πρώτος* billigen, oder die Schreibart *ἔσπε* für *ἔσπε* nothwendig glauben, und noch weniger ein *ῥοτα subscriptum* statuiren. Auch möchte es gerathener seyn, die handschriftliche Lesart *ὑπὸ νηγῆς τις* in *ἔτ' ἡντησέ τις* zu verändern, als in das abweichendere *ὑπαντήσας δέ τις*, welches eine Änderung des *προσῆλθεν* in *προσῆλθ'* nothwendig zu machen scheint. *ἔτ' α* bezieht sich auf das vorangehende *πρώτον*, und *ἡντησέ τις* steht für *ἔτ' ἡντησ'*, wie in dem aus *Athen. VI, 11, p. 227, e.* ausgewählten Bruchstücke des Diphilus:

λαγὺς τις ἀνελάλυθ', εὐδὺς ἥσσανας.

Tua praeda est, si quis moenia intravit lupus.

Ob in diesem Bruchstücke des Diphilus *κίθνη* für *κίθνη* mit Fleiß gedruckt ist, kann Rec. nicht bestimmen; lobt es aber, daß für das unpassende *συνήχας* die alte Lesart *συνήκας* wieder hergestellt ist. In dem Bruchstücke des Krates aus *Athen. VI, 94, p. 267, e. f.* ist einiges mit Recht verändert, z. B. *κεκτῆσεται*, *ποῦ α'* für *ποῦ α'*; aber *ἐξάλεψον* für *ἐξάλεψον* zu schreiben, scheint nicht nothwendig.

Dem Verstoß gegen das Vermaß, dessen sich Hr. Sch. im fünften Verse schuldig gemacht hatte, hat er dadurch abzuwehren gesucht, daß er *ὅταν καλῇ τ' α* in *ὅτ' αὖ καλῇ* abändert, in welchem Fall das Vermaß *παρὰ τῆς* für *παρὰ τοῦ* verlangt. Doch sieht Rec. keinen Grund, warum man nicht die handschriftl. Lesarten beybehalten soll, da sie, gehörig distinguirt, einen guten Sinn geben, und ins Vermaß besser passen, als alle veruchten Veränderungen. Man schreibe:

<i>Πρόσσειν αὐτῷ ἡμῶν</i>	<i>Accedet ipsum quadque</i>
<i>τῶν σπουδαίων, ὅταν καλῇ</i>	<i>vasculorum, quando pulchrae (amatae)</i>
<i>τ' παρὰ τῆς ἐρέτης</i>	<i>quid apponam. Mensa (dicam),</i>
<i>αὐτῇ παρασκευάζει</i>	<i>ipsa te parat cot.</i>

Zu Hn. Sch. wiederholten Verstoßes gegen die Metrik liefert noch das Bruchstück des Menander aus *Athen. XIII, 8, p. 559, e.* ein Beyspiel. Ein *ο'*, welches er in den *Animadv.* zu Athen für unnöthig erklärte, ist hier auf diese Weise eingeschaltet, daß er, *σαυτὸν* für *αὐτὸν* schreibt. Da aber *σαυτὸν* nach *μέλαρος* eine falsche Länge in den Vers bringt, so versetzt er dieses Wort hinter *ἐμβάλεῖς γάρ*, wo derselbe Fehler entsteht. Von der Versetzung dieses Wortes weiß wenigstens Rec. keinen anderen Grund aufzufinden.

Auf die Auswahl der Bruchstücke aus griechischen Komikern läßt Hr. Sch. die erste Rhapsodie aus Homers Iliade mit Weglassung aller Stellen folgen, welche den Zorn des Achilles betreffen, worauf doch der Anfang hindeutet. Hätte er im ersten Verse für *Πηλεΐδῃ Ἀχιλλῆος* nach Angabe des 75 Verses *Ἐκαστὸν ἐλέταο ἀνάντος* oder *Ἐκαστὸν ἐλέταο Ἀπόλλωνος* geschrieben, und hätte er nicht den ganzen Wortwechsel zwischen Agamemnon und Achilles weggelassen: so würde das ausgehobene Stück ein vollständiges Epyllium gewesen seyn, welches Rec. längst aus inneren Merkmalen als das älteste Gedicht erkannt hat, woraus sich mit einigen Abänderungen die ganze Iliade entwickelte. Nach der Homerischen Rhapsodie sind noch einige Verse aus Hesiods Tagewerke aufgenommen, ferner Parmeno's Jamben aus *Athen. V, 64, p. 221, a. f.* die Pänne des Ariphron und Aristoteles aus *Athen. XV, 64, p. 701 a.* und *XV, 51, p. 695 b.* und die Beschreibung des Nautilus aus *Athen. VII, 105 sq.* mit dem Epigramme des Kallimachus, bey dessen Anführung durch ein Versehen *οὕτως ἔχων* für *οὕτως ἔχον* gedruckt ist. Das vorletzte Distichon ist als eine Stelle von zweifelhafter Lesart weggelassen, und der erste Vers also geschrieben:

Κόρυς ἐγὼ, Ζεφύριτι, καλαίτερον ἄλλα δὲ νῦν μ.

Welchen Zweck Hr. Sch. bey der Aufnahme mancher der gewählten Bruchstücke vor Augen hatte, läßt sich schwer errathen; das Bruchstück des Pariers Evenus aber aus *Athen. IX, 4, p. 367, e.*, welches den Beschluß des ganzen Buches macht, hat die Überschrift *πρὸς τοὺς ἐκτὴν ἀντιλέγοντας* erhalten, und die Anmerkung, daß es auf diejenigen ziele, *quibus nil rectum est, nisi quod ipsi vel dixerint vel fecerint*. Rec., dessen Pflicht es war, dem Herausg. in Vielem zu widersprechen, glaubt indeß nicht unter diejenigen zu gehören, gegen welche Hr. Sch. die Verse des Evenus gerichtet zu haben scheint; da er aus eigener Erfahrung überzeugt ist, daß er auch da wieder fehlte, wo er etwas besser zu machen meinte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

ST. PETERSBURG, in der Schnoorfchen Buchdruckerey: *Des Titus Calpurnius Siculus ländliche Gedichte*, übersetzt und erläutert von Friedrich Adeling. 1804. 255 S. 4. (3 Thlr.)

Die große und gerechte Verehrung, welche Virgil, der eigentliche Vater der römischen Bukolik, von jeher unter den Deutschen gefunden, war wohl eine der Hauptursachen, weshalb sein Nachfolger Calpurnius,

proximus hinc, longo sed proximus intervallo,
jenem zunächst, doch zunächst in weitgefordertem Abstand,

keinen solchen Lobredner fand, der ihm einen tüchtigen Übersetzer aufgeregt, und dadurch einen allgemeinen Eingang verschafft hätte. Im Gegentheil; die meisten Erklärer, Wernsdorf an der Spitze, haben bey aller dem Calpurn geschenkten Sorgfalt, einige für ihn nachtheilige Vergleichen mit seinem großen Vorgänger angestellt, und die Folge war, daß Calpurn in seiner Dunkelheit geblieben ist. Auf Schulen wird er nicht gelesen, der Dilettant weihet ihm keine Aufmerksamkeit, und selbst manchem Gelehrten ist er unbekannt. Gleichwohl sind seine Eklogen, nicht bloß als redende Denkmale aus jener schriftarmen Zeit, sondern selbst als Reliquien aus der bukolischen Welt von großem Werthe. Denn wie sehr auch Mängel des Planes und der Ausführung, elende Schmeicheleyen, langweilige Ausdehnungen, falscher Witz, barbarische Sprache und Darstellung diesen Gedichten anhaften: so leuchtet doch unter allen diesen Gebrechen des sinkenden Zeitalters eine gute Dichteranlage hervor, bey der man nur die Ausbildung unter günstigeren Einflüssen vermisst. Auch hat Calpurnius einige glückliche und neue Situationen zum Gegenstande seiner Idyllen gewählt, wie die Gegenüberstellung des Hirten und des Gärtners im Wechselgesange, die Virgil (Ecl. VII, 33) nur im Vorübergehen andeutet, und in anderen weniger originellen Stücken findet sich mancher der Hirtenwelt abgelesene liebliche Zug, manches schöne mit warmem Gefühl entworfene Gemälde, das, wer eine Blumenlese aus Calpurn anstellen wollte, eine herrliche Ansichte von Einzelheiten erhalten würde, die auch neben Virgilischen Darstellungen einen unzweydeutigen Werth behaupten dürfen.

Das Unternehmen des Hn. A., den Calpurn auf deutschen Boden zu verpflanzen, verdient schon durch sich selbst, und weiter als Bahnbrecher viele Schwierigkeiten zu überwinden hatte, den Dank aller
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Freunde der römischen Literatur. Wenn wir aber an das überschwengliche Lob denken, welches dem Übersetzer in einigen Zeitschriften zu Theil geworden ist: so können wir aus Achtung für Hn. A., der etwas viel höheres wollte, als er diesmal schon zu erreichen im Stande war, ohne Einschränkung nicht einstimmen. Gewiss gebührt ihm die Anerkennung, daß er seinen Autor mit Geschmack, mit lebendigem Gefühl für Naturschönheit und ländliche Sitte, und nicht ohne genauere Kenntniß der Originalsprache gelesen habe; auch mangelt ihm nicht eine gewisse Erhebung des Tones und Anmuth der Darstellung: nur jene Objectivität, welche die *Vossischen* Übersetzungen auszeichnet, können wir in vorliegendem Werke nicht erkennen. Die Übersetzung des Hn. A. ist durchaus subjectiver Natur, und giebt auch so nicht den lauten Abdruck einer in sich harmonischen originellen Ansicht, sondern ein buntes Gemisch verschiedenartiger Auffassungen, wie gerade die Laune augenblicklicher Stimmung diese und jene vorüber-schwebende Erscheinung festhielt und gestaltete. So sind z. B. die wiederkehrenden Verse: III, 55 und IX, 37; III, 51 und IX, 44: beidemale auf eine ganz abweichende Art übersetzt worden. Übersetzungen in diesem Charakter, deren so viele, als Individuen denkbar sind, fast ohne sich zu berühren, neben einander stehen können, bezeichnen den Dilettanten, der das Urbild in die Sphäre einer schwankenden Persönlichkeit herabzieht; während der Meister, mit Entsagung alles Persönlichen, sich zum Urbilde emporhebt, mit Beharrlichkeit nur auf das Eine, was Noth ist, schaut, und dieses in einem wahren, treuen, für alle Zeiten gültigen Abbilde darzustellen bemüht ist. Um eine solche Übersetzung zu liefern, fehlte es dem Hn. A. wohl nicht so sehr am Talente, als an Kenntniß des Versbaues und der Prosodie, an Fülle der Sprache, an Gewandtheit, poetische Perioden zu bilden und im Verse darzustellen. — Wir gehen zu Beyspielen über, die wir nicht mit ängstlicher Wahl auszuheben brauchen. Ecl. I, 5:

*Hoc potius, frater Oorydon, nemus, ista petamus
antra patris Fauni, graciles ubi pinea densas
silva comas, rapidoque cupit legat obvia soli:
bullantes ubi fugas aquas radice sub ipsa
protegit, et ramis errantibus implicat umbras.*

Hr. A. übersetzt:

Laß uns, Bruder, den Hain, laß jene Höle uns suchen,
Uns're Faune gewelkt, wo im dichten Walde die Pinjen
Schlank die Äste verschränken, der brennenden Sonne zum
Obdach:
Wo die Buche beschattet den Quell, der Wurzel entsprudelt,
Und ihm webet ein schützendes Zelt mit irrenden Älten.

Schon die Auslassung des Namens, und des bedeutenden *postumifallit*; unserm *Faunus* klingt, als wenn die beiden Hirten einen eigenen Faun, einen von den Söhnen des *Faunus* und der *Fatus* gehabt hätten; der brennenden Sonne zum Obdäch ist todt gegen das malerische *caput levit*; der Wurzel entsprudelt, so gestellt, kann nur auf Buche gezogen werden; auch vermissen wir den bedeutenden Übergang *protegit*; durch den nicht bloß die beiden letzten Verse, sondern auch die zwey letzten Bilder zu Einem Gemählde vereinigt werden. Wir versuchen folgende Übersetzung:

Wer erkennt hierin nur eine Spur vom Charakter des Originals, welches treu wiedergegeben ohngefahr so lauten würde:

Doch so dein Ohr nicht etwa von besseren Tönen erfüllt wird,
Und kein anderes Lied vor dem meinigen heiter dich anlacht,
Darf ich mein heutiges Blatt auf die glättende Feile dir legen?
Oft hat Hr. A. durch irgend eine Auslassung sich freylich heutigen Forderungen angenähert, aber eben dadurch der Untreue an höchst charakteristischen Zügen schuldig gemacht, wie VII, 4:

O piger, et durx jam durior axe, Lycota.
O du stumpfer Lycotas! du bist weh härter als Holz noch.
Schien ihm die harte Axe zu stark im Munde des bäurischen Lycotas? Noch öfter sind dem Original Zuthaten gegeben, z. B. X, 11—14:

*Tum Pan excussus sonitu stridentis avenae,
Jamque videns, Pueri, si carmina poscitis, inquit —*
Da erwachte verwundert vom Schalle des kreischenden Rohres Pan, gewahrte die Hirten und sprach —

So auch IV, 18 wo wir von den Worten: „wir gleich an Liebe zur Flöte,“ weder in der aufgenommenen noch in einer abweichenden Lesart auch nur eine Spur entdecken können. Nackt prosaisch sind Stellen, wie IV, 63:

*Tityrus hanc habuit, cecinit qui primus in ista
Mœnibus Hyblaea modulabile carmen avena*
Tityrus hatte sie einst, er der auf diesen Gebirgen Lieder gesungen zuerst, die sonst nur tönen am Hybla.
Außerst unverkennlich ist III, 24—35, besonders gegen das Ende

*Nunc penes Alcippen manet; ac ne forte vagabundus,
Ah vereor, nec tam nobis ego Phyllida reddi
Esopum, quam; quod Mopsos jhygetur anelo.*

Und bey Alcippen bleibet sie nun, und ich fürchte, sie treibt es Nun noch weiter, doch weniger-wünsch'ich sie wieder zu haben, Wenn nur wieder ein Streit sie trennte vom keuchenden Mopsus, So auch X, 69 und viele andere Stellen. Dafs die Perioden oft sehr nachlässig gearbeitet sind, wird man zum Theil schon aus den angeführten Proben wahrgenommen haben. Besonders unangenehm wirken zerstückelte Sätze, wie VIII, 40: „Ach Melibœus, du liegst von todter Kälte gelähmet! das ist der Menschen Geschick; dein greises Alter u. s. w. wogegen wir im Original eine einzige schönverflochtene Periode lesen, Constructionen, wie V, 1:

Mycon der Greis und Canthus, der Zögling Mycons, sie flohen — Und in längere Perioden hineingestreute Zwischensätze, wie V, 14:

Wie du aber die Ziegen, sie lieben die buschigen Hühen, Weidest —

die Hr. A. besonders geliebt zu haben scheint (VIII, 64. X, 20. 23. IV, 76), sind zwar von mehreren deutschen Originaldichtern, namentlich Klopstock, gebraucht worden, erfordern aber immer einen bedeutenden Grund, wenn sie von Wirkung seyn sollen; Hr. A. hat sie gewöhnlich nur aus Bequemlichkeit zugelassen.

Hin und wieder haben sich fälsche oder unedle Bezeichnungen, Provinzialismen und Sprachunrichtigkeiten eingeschlichen, von denen wir nur folgende, als die auffallendsten, ausheben. I, 9 *Gnister* statt *Ginst*, *Genst* oder *Ginster*; I, 83 *miseri civis*, preisgegebene Bürger; I, 89 *ipso numine plenus*, voll vom höhern Wesen; II, 5 *sinerley* Buchen (VII, 71 *sinerley* Boden) sind Buchen von einer und derselben Art; der VI. aber dachte sich dieselben Buchen. II, 35 *irignis canalibus*, mit wässernden Gängen ist zweydeutig, besser *Röhren*. III, 74 *hing* für *hängte*; VII, 40 *Gelt* da Hirte, eine moderne und etwas zu vertrauliche Redensart; V, 49 *dürren* statt *dörren*; VI, 55 *das* (der) Huf; I, 63 *neuers* Reiche, paßt nicht, besser *andere*; II, 10 und VI, 30, jener *versieht* sich der Erndt des Gartens, statt *verzicht* sich. Man sagt, sich eines Vortheils *verzichten* — Lohendt. Arn. II, 722, und, ich habe mich dessen *verzichten*, nicht *verzogen*.

Viele der gerügten Fehler entsprangen wohl mit aus dem gänzlichen Unvermögen, durch eine genaue Verschmelzung der rhythmischen und logischen Periode eine harmonische Versperiode hervorzubringen. Dafs in einem guten hexametrischen Gedichte die Glieder und Gelenke der Gedankenperiode in die Abschnitte der Hexametermelodie sich hineinfügen, dafs die Haupt- und Nebengriffe mit den einzelnen Hebungen und Senkungen der Takte gleichen Schritt halten müssen, scheint Hr. A. nicht einmal geahndet zu haben. Oft ist die Caesur so auffallend verletzt, dafs beide Perioden nacheinander herlaufen. Manchmal ist Hr. A. schon in der halben rhythmischen Periode mit dem auf den ganzen Hexameter berechneten Theile des Gedankens zu Ende,

und wußt darin die andere Hälfte entweder mit willkürlich hinzugesetzten Nebengedanken ausfüllen, was sehr matte Verse giebt; oder er ist gezwungen, ein Stück vom folgenden Verse schon in den vorhergehenden herüber zu ziehen, wodurch eine totale Zerrüttung der Versperioden hervorgebracht wird. Seltenere demnach, als man wünscht, wird man in der Übersetzung Perioden finden, welche denen des Originals genau entsprechen, was besonders bey sentenzenartigen Versen sehr unangenehm ist. Lieber wollen wir einige Unebenheiten und Harten des Ausdrucks, die ja wegzufallen, uns gefallen lassen, wenn nur die Periode im richtigen und schönen Ebenmaße ihrer Glieder dasteht; wo aber die Glieder verrenkt sind, oder ihr Maas überschreiten, da hilft kein Aufputzen und Zurechtstutzen: die Arbeit muß entweder weggeworfen, oder, wenn der Stoff wenigstens brauchbar ist, auf dem Ambos neu umgeschmiedet werden. Folgende Stelle schon wird unser Urtheil bestätigen, IX, 40:

*Eheu nulla meae te tangit cura salutis?
Pallidior buxo, violaeque similis erro.
Omnes ecce cibos, et nostri pocula Bacchi
horreo: nec placido memini concedere somno.
Te sine, vae misero! mihi lilia nigra videntur,
pallentesque rosae nec dulces rubens hyacinthus,
nulos nec myrtus, nec laurus spirat odores.
At tu si venias, et candida lilia sent,
purpureaeque rosae et dulces rubens hyacinthus,
tum mihi cum myrto laurus spirabit odores.
Nam dum Pallas amet turgentes sanguine baccas,
dum Bacchus viter deus, et fata poma Priapus,
pascua laeta Palus, Ida te diliget omnia.*

Hr. Adlung übersetzt:

Ach! dich rührt um den Kranken nicht mehr die zärtliche Sorgfalt!
Blüher irr' ich umher, als Bux und weisse Viole.
Sieh, ich hofte die Speise, es ist mir wenig der Becher
Unser Bacchus, es sieht mein Auge der tröstende Schlummer.
Ohne dich scheint die Lilie mir schwarz, die Rose erblähet,
Weh mir, die Hyacinthe, die sanft eröthende, hauchet
Mir nicht Geruch, es duften mir weder Myrthe noch Lorber.
Aber kehrest du wieder, so wird die Lilie mir blendend,
Purpur kehret der Rose zurück, dann duftet die Myrthe
Und die röhliche Hyacinthe, mir grünet der Lorber.
Denn, so lang Athene sich wählt die schwellende Ölfrucht,
Bacchus die Rebe, Priap die Früchte liebet, so lange
Pales, die Gute, das Feld uns schützt, Hebt Ida dich Eine.

Unter den übrigen Gebrechen dieser Übersetzung verdient das verletzte Ebenmaas in den Perioden den strengsten Tadel. Im 44 Verse durfte durchaus nichts mehr genannt werden, als die Lilie; den folgenden Vers füllt die Rose mit dem Hyacinthus, den nächstfolgenden die Myrthe sammt dem Lorber, welche bey den Bukolikern immer vereint genannt werden; und in eben demselben Verhältnisse treten dann wieder die Gegensätze auf. Ein Mißgriff ist es, wenn in der vorletzten Zeile so lang aus der letzten herübergenommen, und deshalb *dum* und *fata* in der Übersetzung aufgeopfert ist. Wir schlagen folgende treue Nachbildung vor, die, so wenig sie auf Vollendung Anspruch macht, doch in ihrer Abweichung von der Adlung'schen zeigen wird, wie viel dem Übersetzer noch künftig zu leisten aufbehalten sey:

Wehe mir! gar nicht rührt die Sorge dich meiner Gesundheit!

Blüher dem Buxbaum irr' ich umher, ganz gleich der Viole.
Siehe, die Speisen gesamt, und die Labungen unseres Bacchus
Sind mir verhaßt, und ich siehe den leich' andringenden Schlummer.
Ohne dich, wehe dem Armen! erscheint mir die Lilie dunkel,
Blähe die Rose, unlieblich die röhende Blum' Hyacinthus;
Gar nicht athm' ich der Myrt' und des Lorbers würzigen Anhauch,
Aber sobald du nahest, wird hell mir die Lilie wieder,
Purpur die Rose und lieblich die röhende Blum' Hyacinthus;
Dann auch athm' ich der Myrt' und des Lorbers würzigen Anhauch.
Stets, weil Pallas Oliven mit strotzendem Blute sich auswählet,
Bacchus die Rebe, der Gott, und des Obstheins Pflanzung Priapus,
Pallas die fröhliche Trift, stets liebt dich Ida, allein dich.

Zu ähnlichen Vergleichen werden die von Voss übersetzten Bruchstücke aus der fünften Ecloge des Calpurnius (Erlä. zu Virg. Ldb. S. 603 u. 605) Gelegen-

reden
nüge
wir d
er in
men
lung
bloß
sonde
verkü

meine

braucht, auch wenn der ganze Accent auf einem dieser Worte ruhet; wie VIII, 48: „von allen erscholl eine (einzige) Klage. Gar schlimm ist es dem Namen ergangen, deren einige (Lycidas, Corydon) nach dem Vorbilde römischer Positionslängen anapästisch; andere, ohne weitere Autorität, als die schlechter Gedichte, amphibrachisch sondirrt sind, wie Zephyr, Sisyphus. Doch es bedarf wohl keiner besonderen Aufforderung an Hn. A., daß er in Zukunft ein strenger Richter seiner selbst sey, und nicht bloß diese Vergünstigungen, sondern auch die weniger in das Ohr fallenden, wie den Hiat, gezwungene Elisionen und Kakophonien (gegen welche er S. 133 und 154 ein gutes Wort redet,) sich auf das gewissenhafteste unterlasse.

Über die Einleitungen und Anmerkungen, die jeder Idylle beygefügt sind, spricht Herr A. (S. 13) mit großer Bescheidenheit: „Sie machen durchaus keinen Anspruch auf tiefe Kritik oder große Gelehrsamkeit, sondern sollten einzig dazu dienen, manchem Leser die Mühe des weitläufigen Nachschlagens über einige weniger allgemein verständliche Stellen zu ersparen.“ Die Einleitungen bestehen in Erläuterungen des Locals und der gleichzeitigen politischen Begebenheiten nach Wernsdorf und Gibbon; die Anmerkungen enthalten größtentheils Auszüge und Resultate aus dem Vossischen Commentare zum Virgil, aus den Arbeiten Wernsdorfs und der früheren Commentatoren zum Calpurn und aus Röttigers Sabina; daneben etliche eigene Erklärungen, die sich durch Einfachheit auszeichnen, und Vergleichen alter italischer Sitten mit noch jetzt fortlebenden. Wichtige Aufschlüsse über den Calpurn (wenn man eine gute Anmerkung über die *Manticora* VII, 59 ausnehmen will,) sind nicht gegeben.

Dafs Hr. Adlung während der Übersetzung (die ihm manche Nebenstunde verfufste S. 13) seinen Autor lieb gewann, war eine natürliche Folge seiner vertrauten Hingebung, die jeder bey ähnlichen Arbeiten an sich erfahren hat. Aber dafs er bey dem Niederschreiben der Anmerkungen, wo ihm die Rolle des kühleren Kritikers oblag, diese mit der des begeisterten Übersetzers zu vertauschen fortfuhr, ist nicht recht zu billigen. Seine Vorliebe für Calpurn macht ihn ungerecht gegen Calpurns unerreichte Vorbilder, Theokrit und Virgil, denen er S. 12 (wo nicht, wie S. 76 blofs von Einzelheiten die Rede ist), keine Vorzüge aufzählen möchte; die er anderswo (z. B. S. 248)

ankbavorzü-
Virgils
g sagt
künst-
Veiffa-
mit si-
Flöte,
t war,
n Ge-
azuhe-
Gräm-
. 248)
wenn
„Bur-
schei-
wenn
„dafs

die zweyte Ekloge zu sehr nach dem Felde-schnecke, von dem Dichter auf den Stoff gewälzt; oder wenn (S. 12) die Weitschweifigkeit und die Wiederholungen, die Calpurn seinen älteren Hirten giebt, mit

dem Charakter des Alters entschuldigt werden! Wahr ist, was Hr. A. öfter bemerkt, dafs manche Erklärer aus zu grosser Delicatesse auch unschuldige Ausserungen Calpurns angefochten haben; aber er selber gehet in seiner Rechtfertigung viel zu weit, als dafs ihm ein Unbefangener beypflichten möchte. Wenn er daher (III, 29) die derbe Eifersucht des betrogenen Lycidas, der seiner Geliebten das Gewand zerreisst, und den Busen mit Fäusten schlägt, durch rohe Hirtenstille und aufbraufendes Naturgefühl entschuldigt, und dabey ähnliche Kraftausserungen aus Theokrit, Lucian, Horaz anführt: so können wir hierin weiter nichts tadeln, als folgende wunderliche Periode (S. 78): „Dieser Zug ist wohl zu sehr aus der Natur genommen, und beleidigt am Ende die Delicatesse doch wohl nicht so ausserordentlich, dafs man dem Dichter mit einigen Kritikern ein grosses Verbrechen machen könnte u. s. w.“ Allein schwer wird es, ernsthaft zu bleiben, wenn wir zu V. 73, wo derselbe Lycidas seiner Phyllis reuevoll die Hände zum Binden darbietet, und sich dabey mit einem im Stalle aufgehängten Schafdiebe vergleicht, dies als einen „sehr feinen und glücklichen Gegensatz“ schildern hören. Bey einigen Idyllen siegt freylich der bessere Genius des Hn. A.; allein, wenn er in der Einleitung zur vierten die vielfachen moralischen und ästhetischen Flecken derselben rügt, so vergift er schon in der folgenden wieder; was er bey der vorigen — wir möchten sagen, nothgedrungen — eingeräumt hatte. Denn so heisst es zur fünften: „diese Idylle hat gar nichts von dem Reize der übrigen unseres Dichters;“ und zur sechsten: man kann diese Ekloge gewifs, ohne Beforgnis ungerecht zu scheinen, mit *Barth omnium infelicissimam* nennen.

(Der Beschlufs folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Rural tales, ballads and songs by Robert Bloomfield, author of the Farmer's boy*. 1803. 128 S. 8. (12gr.) Wenn der deutsche Nachdruck dieser in England mit Nachsicht und partheieller Aufmunterung aufgenommenen ländlichen Gedichte nicht etwa eine verunglückte Speculation des Herausgebers ist: so kann Rec. nicht umhin, seinen Landsleuten, den Deutschen, seine Verwunderung darüber zu bezeugen, dafs sie, die schon mit einem solchen Schwall von mittelmässigen und halbweiligen Poetereyen beladen sind, noch die unreifen und unbedeutenden Erzeugnisse des Auslands herüber holen, und ihren Geschmack daran verderben mögen. Ubrigens macht Bl. einen ernstlichen Vorsatz: besonders wenn er in den Gramen der mattheischen prosaischen Simplicia bleibt, und sich ausdrückt, wie jeder Andere im Dorfe. Z. B.

*My good old Partner, when at home,
Sometimes with wisht mingles tears;
Goody, says I, let what wool come,
We've nothing for them but our pray'rs.
May you be all as old as I,
And see your sons to manhood grow;
And, many a time before you die,
Be just as pleas'd as I am now.*

Derselbe Alte, aus dessen Munde diese Worte hervorgehen, sagt zu seiner bejahrten Frau, um sie zu einem Spaziergange zu bewegen:

*„Look out; the sun shines warm and bright,
The fairs are low, the paths all dry;
I know you cut your corns last night:
Come; be at free from care as I.“*

Ist dies Leichdörnerseiden nicht wahre ländliche Poesie? O, es kommt noch besser. Ein verliebter empfindsamer Dorfschmied soll ein Pferd beschlagen; seine Hanne geht in dem Augenblicke vor dem Nothfall vorbei; er schlägt den Nagel krumm, und läßt das Pferd.

*„Jene pass'd that instant; mischief came of course;
I drove the nail awry and lamed the horse;
The poor beast limp'd: I bore a Master's frown,
A thousand times I wish'd the wound my own.“*

Denn besonders die Poeten die verderben die Natur!

OK.

Görlitz, b. Anton: *Mährchen*. Herausgegeben von dem Verfasser des *Roman Heliodora*. 1803. 178 S. 8. (20gr.) Man täusche sich nicht. Die Mährchen, deren viere, sind nach französischen Originalen gebildet. Sie haben in ihrer Art nicht viel Anziehendes: denn was das Mährchen eigentlich schmackhaft macht, Witz und Laune, fehlt ihnen fast gänzlich. Sie sind langweilig und trocken. Die deutsche Bearbeitung ist, ohne deshalb vorzüglich zu seyn, sehr leibar; aber die Vf. des *Heliodora* können, nach Rec. Bedanken, etwas Besseres thun, als solche Mährchen nachzuzahlen, da seine eigene Phantasie eine angenehmere Unterhaltung gewährt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

ST. PETERSBURG, in der Schnoor'schen Buchdruckerey: *Des Titus Calpurnius Siculus ländliche Gedichte*, übersetzt und erläutert von Friedrich Adeltung, u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus dieser Vorliebe für Calpurnius erklären wir es uns, wenn Hr. Adeltung die erste Ekloge dem Kaiser Carus zu entziehen, und dadurch den Dichter vom Vorwurfe einer crassen Schmeicheley zu retten sucht. Der Grund, daß *juvenis* (V. 44) mehr auf den eben mannbarsten Numerianus passe, wie auf den 60jährigen Carus, ist sehr unbedeutend. Auch Rec. glaubt mit allen Auslegern, daß diese Stelle auf den Numerianus gehe, der als Mitregent seines Vaters und Begleiter auf dem persischen Feldzuge, wohl eine ehrenvolle Stelle in einem Lobgedichte auf den Vater finden durfte. Aber auch, wenn wir mit Hn. A. diese Worte auf den ziehen wollten, der im folgenden Verse *deus* genannt wird, so folgte daraus für des Hn. A. Behauptung nichts. Der Dichter „nannte den Cäsar so, in Beziehung auf die ewige Jugend, die ihm als *Deus* zukam, und es wäre vergebens, wenn man daraus das Alter der besungenen Helden zu bestimmen versuchen wollte“ — wie Hr. Adeltung S. 117 ganz im Widerspruche mit S. 26 selber eingesteht. Wenn ferner die Aufgabe wäre, für die ausgesprochenen Lobeserhebungen den passendsten Helden auszumitteln: so treffen freylich die Weissagungen des Faunus mehr mit den Eigenschaften des Numerianus als des Carus zusammen. Allein wir dürfen auch andere Rücksichten nicht übersehen. 1) Als Carus auf seinem Feldzuge im December 283 vom Blitz erschlagen war, regierten seine beiden Söhne noch bis in den September 284, und starben an einem Tage, Carinus zu Rom, Numerianus im Auslande, auf der Rückkehr aus Persien vom *Aper* ermordet. Wie tyrannisch nun auch Carinus mochte regiert haben, schwerlich hätte es Calpurnius gewagt, bey dessen Lebzeiten ihm gegenüber den Numerianus als den Wiederbringer goldener Zeiten zu schildern. Ein solches Lob für Numerius wäre ein gleich derber Tadel für Carinus gewesen, dessen Rache sich der Dichter nicht bloßstellen durfte. 2) War die Stimmung gegen „die Schreckensregierung“ des wollüstigen und grausamen Carinus gar nicht so arg, wie sie sich Hr. Adeltung denkt; Carinus eben war es, der die berühmten amphitheatralischen Spielgäbe, und dafür vom Volke, wie von unserem Dich-

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

ter (Ecl. VII), bis in den Himmel gehoben wurde. 3) War die Gerechtigkeitsliebe und der Wahrheitsinn unseres ehrlichen Calpurnius nicht eben so geläutert, daß man ihm nicht auch hier eine menschliche Schwäche zutrauen möchte. Er ist es, der (Ecl. IV, 98 seq.) singt, „daß bey dem Namen des Cäsars ein heftiger Sturm plötzlich verstummt sey, daß den frisch geschorenen Schafen sich die Wolle im Übermaße erneut, daß sich die starre Erde plötzlich mit neuen Blumen geschmückt habe; ja er entblödet sich nicht Ecl. VII, 84 an dem *garstigen* und *weichlichen* Carinus (f. Gibbon Chapt. 12 Anmerk. 98) zu rühmen, daß sich in ihm die Schönheit Apollo's mit der Kraft des Mars vereinigt habe. Demnach denken wir, auch die Schmeicheleyen der ersten Ekloge nicht nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern aus der Natur ihres Urhebers erklären zu müssen. Nicht der Gegenstand heischte einen Lobredner, aber der Schmeichler mußte einen Gegenstand haben, und in Erinnerung eines besseren genügte ihm jeder. Übrigens hätte Hr. Adeltung nicht bloß auf Wernsdorfs Argument, daß dem Kaiser Carus das Beywort *deus* (46 und 84) vorzugsweise zukomme; Rücksicht nehmen müssen. Von weit größerer Wichtigkeit ist, was er über den von Calpurn erwähnten Cometen sagt, der, wie ehemals bey Cäsars Tode, so jetzt nach der Ermordung des Probus zwanzig Tage hindurch schimmerte; und von dem öfteren Ausspruche des Probus: *brevis milites necessarios non futuros*. Diese Worte wurden auf die zurückkehrende Unschuld und Sicherheit eines neuen goldenen Zeitalters gedeutet, welches unter seinem Nachfolger eintreten würde; und kaum hatte Carus den erledigten Thron bestiegen, so ward es auch schon vom Calpurn als ein daseyendes mit verschwenderischem Lobe besungen. —

Noch haben wir in den Erklärungen einige Versehen zu berichtigen, die der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen sind: II, 95 *jam cantibus obstrepit arbor* auf den Gesang der Cicaden zu ziehen, verbietet der Zusammenhang, welcher ein Abendgemälde fordert. Die Cicade aber singt in den wärmeren Stunden um Mittag (V, 56. VIII, 2, 8. Virg. Ecl. II, 12. Georg. III, 327); am besten verstehen wir jenen Ausdruck vom *Säuseln* des Abendwindes. IV, 28:

certe mea carmina nemo

praeter ab his scopulis ventosa remurmurat Echo.

„auch meine Gefänge tragen mir nichts ein, als das unfruchtbare Beyfallsgemurmel der lustigen Echo.“ Diesen Sinn, den der Zusammenhang fordert, entwickelt Wernsdorf mit eben so vielem Scharffinn als

Mm

poëtischem Gefühle. Herr A. mißversteht ihn gänzlich, wenn er glaubt, jener habe *remunerat* als gleichbedeutend mit *remunerat* verstanden, und *echo ventosa* sich nur in Bezug auf die *aura popularis* gedacht; was wenigstens in dem Sinne, den er damit verbindet, so grundlos ist, wie die Behauptung: Wernsdorf habe dem Calpurn den Vorwurf eines für den Hirten zu gefuchtem Ausdrucks gemacht, gegen welchen man den Dichter in Schutz nehmen müsse. Die Adlung'sche Übersetzung paßt durchaus nicht zum Vorigen. IV, 33 *far* ist nicht *Rocken*, sondern *Dinkel* oder *Spelt*. IV, 70 *Dens* kann nur auf den eben geschilderten heiligen Dichter gehen, nicht, was Hr. A. vorzuziehen scheint, auf den zu befindeuden Kaiser, wogegen der Zusammenhang streitet. — VII, 9 ein bloßer Irrthum ist es, daß Wernsdorf den Epheu als eine Zierde der Hirtenflöte angesehen habe; er erklärt es (neben der möglichen Deutung, daß Calpurn habe *cicuta* sagen wollen,) ganz einfach vom Hauptschmucke des wettsingenden Stimicon. So X, 19 und Virg. Ecl. VII, 26. — VIII, 3 *gracilis arundo*, nicht gefälliges Rohr, sondern *schmächtiges*. — VIII, 20 Die Inseln der Seligen sind weder nach Rudbeck, der ernsthaft angeführt wird, in Schweden, noch mit Adlung in der Gegend von Memphis zu suchen, sondern im fabelhaften westlichen Oceane. — VIII, 40 *mundusque fruuntur* versteht Hr. A., durch die Schönheit des Gedankens verleitet; „wenn sich die Gestorbenen noch um diese Welt bekümmern;“ allein *mundus* ist hier, wie V. 80 so viel als *coelum*.

Der Druck ist sehr schön; nur wäre ihm etwas mehr Correctheit, besonders im lateinischen Texte und in der Interpunction, zu wünschen.

D. A. E.

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Neues französisches Lesebuch, oder Anleitung zur Übung in der französischen Sprache*. Mit einem Wortregister herausgegeben von F. C. Laukhard, Mag. der Philosophie und Lehrer der älteren und neueren Sprachen auf der Universität zu Halle. Zweyte Auflage. 1805. XVI, 288 und (Wortreg.) 66 S. 8. (16 gr.)
- 2) HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister. Von Joh. Christian Wiedemann, Director des Handlungsinstituts und Rector der lat. Schule zu Hagen in der Graffschaft Mark. Zweyte verm. und verb. Ausgabe. 1805. 354 S. 8. (18 gr.)
- 3) HALLE, b. Ruff: *Praktische Anweisung zum Sprechen der französischen Sprache, oder die Kunst, diese Sprache nach einer neuen und faßlichen Methode gründlich verstehen, sprechen und schreiben zu lernen*. Nebst einem Anhang der nöthigsten sinnverwandten Wörter von G. F. Le Mang, Sprachlehrer an der neuen Stadtschule in Köthen. 1805. X und 224 S. kl. 8. — Auch un-

ter dem Titel: *Instruction pratique pour apprendre facilement à expliquer, à parler et à écrire l'Allemand etc.* (16 gr.)

- 4) HANNOVER, b. Hahn: *Erste Anfangsgründe der französischen Sprache, besonders für Kinder*, von J. F. Schaffer. 1805. VIII und 152 S. gr. 8. (6 gr.)

No. 1 zeichnet sich vor vielen ähnlichen Büchern zu seinem Vortheil aus: doch erfordert es bey dem Gebrauch einen Lehrer von mannichfaltigen Kenntnissen. Über beides müssen wir einige Worte hinzusetzen. Die meisten Lesebücher enthalten leichte Gespräche, Erzählungen und Beschreibungen, in welchen denn natürlicher Weise dieselben Wörter sehr oft vorkommen; solche aber, deren man in wichtigen Geschäften aller Art, und in gelehrten Unterredungen benöthigt ist, gar nicht. Diesen Mangel vermied Hr. L. dadurch, daß er eine kurze Encyclopädie ausarbeitete, und über alle Gegenstände des menschlichen Wissens etwas zusammentrug. Er nennt daher sein Buch eine bloße Compilation. Diese Bescheidenheit macht ihm Ehre. Sein Vortrag bleibt sich gleich, und sein Buch kann für ein leidliches Original gelten. Bey der Kürze der einzelnen Theile ist freylich für junge Leute und Ungelehrte manches dunkel geblieben. Dafür aber verlangt er selbst zur zweckmäßigen Benutzung des Buches einen Lehrer, welcher nicht bloß die Sprache nach Norddurft versteht, sondern auch besonders viel Sachkenntnisse besitzt, und also mündlich und in den schriftlich zum Übersetzen gegebenen Gedanken das Dunkle aufklären und das Mangelhafte ergänzen kann. Wie und in welcher Ordnung man hiebey verfahren könne, darüber erklärt er sich selbst in der Vorrede ausführlich. Übrigens hätte wohl in dieser zweyten Auflage manches verbessert, hie und dort einige Worterklärungen und einige *Synonymes*, an denen es in vielen Stellen fehlt, nachgetragen werden sollen. Aber Hr. L. scheint nichts daran gethan zu haben. Die Vorrede von 1796 ist unverändert mit abgedruckt, und keine Erinnerung von ihm oder einem anderen Herausgeber beygefügt.

No. 2 ist eine Compilation, die kaum erwähnt zu werden verdient. Sie besteht aus Formeln, Erzählungen, Beschreibungen natürlicher Gegenstände u. dergl. Ziemlich naiv sagt der Vf. in der Vorrede; „Aus wie vielen oder welchen französischen Lesebüchern oder anderen Werken es zusammengesetzt sey, kann ich nicht genau bestimmen, weil ich seit mehreren Jahren eine ziemliche Menge derselben in die Hände bekam“ u. s. w. Daß diese zweyte Ausgabe wirklich einen Zuwachs erhalten habe, besagt die Vorrede nicht. Man kann es aber aus den doppelten Nummern der meisten Stücke schliessen. Denn auch in den leichten Aufgaben zur Übung der Jugend im Französisch-Schreiben (auf welche Hr. W. mehr Fleiß gewendet hat) sind die Nummern der ersten Ausgabe, wie hier, in Zeichen der Parenthese geschlossen, beygefügt.

Die Prahlerey des deutschen Titels von No. 3

steht in einem seltsamen Widerspruche mit sich selbst und mit dem französischen, nicht weniger markt-schreyerischen, Titel. Wenn das Werkchen eine praktische Anweisung zum Französischreden ist, wie kann es eine Kunst seyn, diese Sprache (das Übrige bey Seite gedacht) gründlich verstehen zu lernen? Eine solche *Wissenschaft* (nicht *Kunst*) würde von Grundsätzen ausgehen müssen, nach welchen die ersten Bedeutungen der Wörter zu erforschen wären. Diesen würden vorausgeschickt oder beygefügt hermeneutische Regeln mit besonderen Bestimmungen, die in dieser Sprache ihren Grund hätten. Dann sind ja wohl die zwey Sprachen gar sehr von einander unterschieden. Wenn nun das Buch eine praktische Anweisung zum Französischreden ist, so kann es nicht eine *detta* seyn *pour apprendre à parler l'Allemand*. Kurz, der französische Titel ist ein Strategem, mit welchem man die Franzosen zu überlisten gedachte. In der That aber ist das Buch für Deutsche geschrieben. Es besteht bloß aus französischen Sätzen und Gesprächen mit der gegenüberstehenden deutschen Übersetzung, ohne einige grammatische Anweisung. Hinter jeder Lection folgen ähnliche deutsche Sätze zur Übung des Übersetzens ins Französische. Diese nennt der Verfertiger *Praktiken*. Die Anmerkungen zu jeder Lection sind fast nichts als Phrasen und Wörter, die jedes Lexikon giebt. Etwas besser ist der Anhang, wo die Deutschen vor manchen Fehlern, die sie im Gebrauch der französischen Wörter zu machen pflegen, gewarnt worden: z. B. Nachlaß am Preise sey nicht *rabbat*, sondern *rabais*; die Expedition (Arbeitszimmer von Juristen u. s. w., Stube, wo Alles ausgefertigt wird) sey nicht *expedition*, sondern *bureau*; man sage im Französischen nicht *trois stations* (3 Poststationen), sondern *trois postes*. Es kommen aber auch einige Sächelchen vor, wo die Warnung eines anderen Lehrers nöthig ist. S. 2 heist es: „der Ausdruck, Angenehme Ruhe! oder, Ich wünsche ihnen wohl zu schlafen, wird nicht wörtlich übersetzt; man sagt aber: *Allez goûter la douceur du sommeil*; auch: *je souhaite qu'un profond sommeil vous rende cette nuit courte! Telemaque*.“ Ausser einer Gesellschaft von *précieuses* möchte man mit einem aus dem *Telemaque* entlehnten Compliment herzlich ausgelacht werden. S. 42 wird zu „Ich möchte gern Frühlingskirschen essen“ gegeben: „gern essen,“ „*manger bien*;“ dunkel und verführerisch. Vernunthlich ist gemeint *je voudrais bien manger*; wo nicht, *je mangerais bien*, welches noch weniger taugt. Scheint nicht folgendes ein Spas auf Kosten des Verfassers zu seyn: „*La feuille frivole*, die elegante Zeitung?“

Der Vf. von No. 4 setzt bey seinem Werkchen seine *Französische Sprachlehre Hannover 1805*, voraus. Er hatte also um so weniger Ursache, eine Anweisung für Kinder mit Regeln zu beschweren. Übrigens giebt er nach der Ordnung der Redetheile Formelchen von aller Art. Dennoch ist es ein leichtes, bey weitem unzuverlässiges Büchelchen. Auf dem ersten Bogen ist nicht weniger enthalten, als die Regeln von der Aussprache, die Artikel, die Pro-

nomina; das Hülfzeitwort *avoir* und ein Theil der ersten regelmässigen Conjugation. Bey den Conjugationen sind zur (angeblichen) Erleichterung alle *præterita* weggelassen, ausgenommen das zusammenge-setzte Perfectum, als *j'ai aimé*. Bey der Aussprache wird durch französisch gedruckte Beyspiele gezeigt, welche Consonanten nicht gehöret werden. Da kommen einige Fehler vor; z. B. „die Dichter, *le poètes*; die Menschen, *le s'hommes*; statt *le poètes* und *le s'hommes*. Und S. 3 steht „*un enfant doit être obéissant*.“ Da wird kein Franzos das *t* vor dem *être* unausgesprochen lassen. Auch in der Syntax ist nicht alles genau genommen. So wird S. 64 der Satz: *il ne faut pas que j'aime*, als ganz gleichgeltend mit *il faut que je n'aime pas* betrachtet, und beide gegeben durch *ich muß nicht lieben*, da doch der andere vielmehr heist *ich darf nicht lieben*. Mit Übergewand anderer Mängel zeigen wir noch einen Hauptfehler an, der das Buch fast unbrauchbar macht. Dieser ist die Einförmigkeit und Frivolität der Formeln und Sätze, aus welchen das Buch besteht. Wie viel giebt es nicht Dinge, die den Kindern interessant sind, oder von denen sie die Begriffe leicht fassen und bald brauchen können! Diese sollten zu kleinen Sätzen angewendet seyn. Dabey würden sie Wörter in Menge lernen, und nicht, wie es bey den hier gegebenen zu erwarten ist, mit dem Lehrer gähnen oder einschlafen.

W. Amb. †

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Grammaire française à l'usage des Allemands. Französische Grammatik zum Gebrauch der Deutschen*. Herausgegeben von P. de Vernon. Neue mit einem französischen Lesebuch von J. G. Cléminius vermehrte Auflage. 1806. VI und 368 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Ein Ladenhüter vom Jahre 1791, wozu der Verleger bloß einen neuen Titel drucken lassen. Schwerlich werden sich Käufer, die das Buch unter seiner vorigen Gestalt gekannt haben, dadurch locken lassen. Der Vf. rühmt von seiner Grammatik, daß kein einziges lateinisches Kunstwort darin sey. Wie er das hat bewirken können? Sehr leicht. Statt Vocale heist es bey ihm *Voyelles*; statt Nomen *Nom*; statt Conjugation, *Conjugaison*. Seine Freunde nannten ihn, wegen dieser Abneigung gegen die lateinischen Kunstwörter, *le Parisse*, und er gewann zwey Grammatical-Wetten gegen gelehrte Franzosen, welche von der französischen Akademie entschieden wurden. Seine Behandlungsart der Artikel ist originell; aber wehe dem Schüler, der sich darnach, ohne weitere Anweisung, selbst unterrichten wollte! Auf Decliniren läßt er sich gar nicht ein; dieß würde nach dem Lateinischen schmecken. Sein erster Artikel heist *Le, la, l'*; deutsch: *der, die, das, dem*. Sein zweyter: *Du, de la, de l'*, ohne Verdeutschung. Nach einigen Exempeln, als: *Le manteau du frère, la direction de la pierre*, macht er die Anmerkung: „*dieser Artikel* wird auch in vielen Fällen gebraucht, wo er im Deutschen gar nicht ausgedrückt ist.“ Exempel:

Voici du pain, voilà de la viande etc. Damit muß sich der Anfänger zufrieden geben, und erfährt weder Ursache noch Zusammenhang, bloß weil dem Hn. de Vernon die lateinische Sprache nicht gefalt. Der Verleger hätte den armen Schläfer nicht aus sei-

ner Ruhe stören sollen. — Von dem beygehängten französischen Lesebuch kann Rec. nichts sagen. Er hat es bey dem ihm gewordenen Exemplar nicht gefunden.

Cch.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Über das Lehren der Rhetorik an Gymnasien.* Eine Abhandlung von Gs. Adam Krug, der Philos. Doctor, und Prof. der Rhetorik am kurf. Gymnasium zu Würzburg. Bey Gelegenheit der steyerischen Prämienausstellung herausgegeben. 1804. 22 S. 8. (2 Gr.) In der ganzen Abhandlung ist kaum eine fehlerfreie Periode zu finden. Dunkle, unbestimmte, falsche Gedanken wechseln mit einander. Hierzu kommen unglück-

Vorträgen, Mißlauten, gewisse kein Professor er sich gehörig vorbereitete in den Gymnasien solche Stylübungen einspreche, einzig in dem gemeinen Leben wird, ist dunkel und sie zu dem gesellschaftlichen Ablicht sollen sie die- sprächen sollen Briefe, ilderungen folgen, den en machen. Er erlaubt zu diesen die deutschen in auch andere lebende in Ende sagt er gleich- ne man die Rhetorik ge- schon lange in den rhe-

torischen Classen solche Stylübungen zur Hauptsache gemacht habe. Dieses ruhm er nicht nur von dem würzburger, sondern auch von anderen katholischen Gymnasien. Zum Beweis bezieht er sich auf die jetzt verfertigten Urkunden, Verträge, gerichtliche und Staatsrechtliche Schriften, welche gegen die vor einigen Jahrzehenden gemachten Aufsätze sich vorthellhaft ausnehmen sollen.

Gegen das alles, besonders so, wie es ausgedrückt ist, läßt sich viel erinnern. Wie sonderbar gleich das erste, das mit dem schwersten aller prosaischen Aufsätze, mit dem *Dialog* der Anfang gemacht werden solle! Doch es heißt: nur *Gespräch*: und vielleicht soll darin weder auf einen bestimmten Zweck, noch auf einen gewissen Charakter der Sprechenden Subjecte, noch auf das Schickliche nach Geschlecht, Alter, Stand u. s. w. gesehen werden. Aber wie viel würde dadurch gewonnen? und sollte nicht ein ganz gemeines oder kindisches Geschwätz dem Geschmack der Jünglinge verderben? — Noch etwas zur Be- stätigung unseres ersten Urtheils. S. 4: *befähigen* — durch an ge gerichtete Vorträge — eine *Überzahl* (statt einer großen aber unbestimmten Zahl.) Da heißt auch das alte Griechenland ein *Freystaat*, da es doch eine Menge von Staaten begriff. Nach S. 5: erstreckte sich die Rhetorik ehemals auf die Züge des Gesichts. S. 13: *Mit Recht sind diese unschutzbare (u) Guts in die Gewehrform — hinterlegt.* So auch S. 15: *diese wenige (u) Aufsichten.* S. 22 lernen wir Quintilians Institutionen kennen. *Geschrieben — in einer halbbarbarischen, äußerst unverständlichen und dunkeln Sprache u. s. w.* Unverständ- worlich ist die lange und harte Sentenz gegen diesen gebildeten, samen und lichtvollen Rhetor, welchen ein Lehrer der Rhetorik durch ein unausgesetztes Studium nicht anders als lieb gewinnen kann. S. 25 wird gesagt, worauf bey dem mündlichen Vorträge zu sehen sey, damit sowohl der *unbeweglichen Statue als der Charaktere entgegen gearbeitet werde.* Ein Paar Stellen geben, wie es scheint, gar keinen Sinn. Hoffentlich ist der Hr. Professor bey Theilung des mündlichen Unterrichts glücklicher. W. Amb.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKURZE. Augsburg, b. Krenzfelder: *Neues deutsches und französisches A B C und Lesebuch.* Oder: *Anweisung für Eltern und Erzieher, binnen zwey Monaten ihre Kinder richtig deutsch und französisch lesen zu lehren.* 1806. 33 S. 8. Der Vf. will mit diesem Lesebuche

dem Lehrer Gelegenheit und Stoff geben, die noch ungebildeten Sprachorgane seiner Kinder stufenweis zu beschäftigen, und sie für die deutsche und französische Sprache zu bilden. Auch hat er es dabey auf eine zweckmäßige Übung der jugendlichen Verstandeskraft abgesehen. Die Einrichtung ist dem Zwecke gemäß, und wenn auch aus den zwey Monaten des Titels nach Beschaffenheit der Umstände, drey oder viere werden sollten, so wird man doch wenigstens mit Hülfe dieses Lesebuchs so viel erreichen, daß die Kinder beide Sprachen ziemlich richtig lesen lernen. Druckfehler und Provinzialismen sind nicht gänzlich vermieden worden. G.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues vollständiges französisch-deutsches und deutsch-französisches Hand- und Taschenwörterbuch.* Von M. Karl Benjamin Schade, Schloßprediger und Inspector des Waisenhauses in Sorsau. Erster Theil *französisch-deutsch.* 774 S. Zweiter Theil *deutsch-französisch.* 649 S. 1807. 8. (2 Thlr. 22 gr.) Hr. Sch. meint, diesen neuen Taschenwörterbuche oder Vocabular der französischen Sprache den jetzt möglichen Grad der Vollkommenheit gegeben zu haben, und wünscht, die Vorzüge seiner Arbeit von seinen Beurtheilern anerkannt zu sehen. Diese Aufmunterung wollen wir ihm gern zubilligen, und versichern, bey fleißiger Durchsicht beider Bände, weder Unrichtigkeiten noch Auslassungen von Wichtigkeit gefunden zu haben. Einige kleine Bemerkungen wollen wir doch her- setzen. *Grabas* wird längst durch *Schragen* gegeben. *Grabage* ist auch ein bekanntes Kartenspiel. *Kleinflüßlich* ist wohl nicht *commun*, *Nichterhaltung* nicht *déranger*. Der *Landfriede*, dem Bestrieden entgegengesetzt, kann wohl nicht *peux publiques* der *Schweiz*, als Gegensatz von *Mutterwitz*, nicht *opéra des colliers* heißen. Sollte man wirklich eine genügende Auctorität für *Bains de Bade*, Baden-Baden finden? Es wäre doch ein komisches Wort. Nicht allein die französischen, sondern auch die deutschen Wörter sind accentuirt. Angehängt ist eine Tabelle der Zeitwörter in beiden Sprachen. Der Druck ist rein und correct. Cch.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Abrégé de la Grammaire Française par L. J. Mathay, maître de langue à l'Université de Würzburg.* 1806. 106 S. 12. (22 gr.) Man könne keine Sprache gründlich innig haben, meint der Vf., wenn man die Grundregeln derselben nicht wisse. Diese Wahrheit habe man sehr lange (*très long-temps*) nicht gesehen, fange aber endlich (*enfin*) an, sie zu beachten. — Aus welchem Jahr- hundert mag wohl diese Bemerkung her seyn? — Die Redak- theile nennt er *signes de nos pensées*, und nimmt ihrer neun an. Das *Nomen* kennt er nicht. Dagegen machen Substantiv und Adjectiv, jedes zwei besondere Hauptstücke aus. Und doch nimmt er ein Pronomen an! Sein letztes Gedankenzeichen ist die Par- tikel oder die Interjection. Aus solchen Splittern besteht der ganze Block. Man muß lächeln, wenn man im Gange dieses höchst ermüdenden, trockensten und mit unzähligen Schiefheiten angefüllten Werckens, auf überbrochenen Stoff, wie: *Le jenne se figure à la leur de phosphère de ses passions.* Cch.

KINDERBACHSTEN. Stuttgart, b. Löbend: *Neues A B C-Syllabus- und Lesebuch, nach W. Eise, Fuchs und Lehr.* Von M. M. Schöpen Kupferstich. 1806. 24 Kupferstich und 72 S. 8. (20 Gr.) Für den ersten Anfang berechnet und nicht übel ausgeführt. Die größtentheils aus der Naturgeschichte ent- lehnten Erzählungen sind der Aufmerksamkeit der Kleinen angemes- sen, und treffen den Ton, wenn man mit Kleinen reden muß, ziemlich gut. Das Rhythmische der Erzählungen hat dem Vf. manchen süßlichen Zwang gekostet, und manche unangenehme Härte hervorgebracht. Kupfert. L. Der Aff, ihr kommt ihr ja, u. s. w. N. 8: Die blauen, roten, weißen (weißen) Dingen. Den Kupfern können wir das auf dem Titel beygelegte Prädicat nicht beylegen. Vor allen sind die Figuren viel zu klein und unverhältnißmäßig. — st —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 F E B R U A R, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

UTRECHT, b. J. van Paddenburg und LEIDEN b. Luchtmans: *Lexicon Hebraicum et Chaldaicum manuale in codicem sacrum veteris Testamenti cura Everardi Scheidii, Ling. orient. in Academia Lugd. Batavorum Prof. et J. J. Groenewoud, V. D. M. Ziriczeae. Praemissa est epistola ad virum illustr. J. D. Michaelis. Pars I. 1—N 1805. 378 S. gr. 4. (4 Thlr. 4 gr.)*

Wir würden dem in dem Fach der orientalischen Literatur sehr erfahrenen und verdienstvollen Scheidius vieles zu verdanken haben, wenn er alles, was er unternahm, auch ausgeführt hätte. Aber seine Ausgabe des Dscheuhari, sein Abdruck des Hariri, seine arabischen und hebräischen Grammatik, seine *observationes etymologicae ad stirpes Hebraicas*, sein *Liber Genesis Hebraice et Latine* und mehrere andere sind lauter unvollendete Stücke, wovon einige gar nicht in Umlauf gekommen sind. Ohne Zweifel würde der unternehmende Mann bey seiner 1793 erfolgten Verletzung nach Leiden, wo ihn so vieles aufmunterte, sich dem orientalischen Fach mit neuem Eifer zu widmen, einiges davon weiter fortgesetzt und andere eben angefangene Stücke noch selbst herausgegeben haben, wenn er nicht bald nachher 1794 den 27 April durch den Tod wäre abgerufen worden. Auch dieses Lexikon blieb unvollendet, und würde vielleicht nie ins Publikum gekommen seyn, wenn nicht Hr. Pred. Gr. die Ausgabe und Fortsetzung übernommen hätte.

Aus der vorgelesenen Epistel — sie ist viro illustri et eruditissimo J. D. Michaelis, *literaturae orientalis in Germania principi*, überschrieben — sieht man, daß der Abdruck schon zu Hardewyk, wahrscheinlich 1788, angefangen wurde. Michaelis hat sie vermuthlich nie zu Gesichte bekommen. Scheidius beschwert sich darin über einige Recensionen in der orientalischen Bibliothek, und sagt, daß er im Begriff gewesen sey, einen *Antimichaelis* zu schreiben, um sich, seine Schüler und Freunde zu vertheidigen, er habe aber diesen Voratz nachher aus Achtung gegen die Verdienste Michaelis wieder aufgegeben; doch könne er das hier gelieferte Lexikon nicht ganz ohne Begleitung nach Deutschland abgeben lassen, besonders da er voraussehe, daß es in der orientalischen Bibliothek mit dem scharfen anatomischen Messer werde zerlegt werden. Er finde es also am besten, das Lexikon selbst an Michaelis zu schicken und zugleich anzudeuten, J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

gen, welche Grundsätze er dabey befolgt habe. Er verweist daher auf Schultens *vetus et regia via hebraizandi* und seine *epistolae ad Menkenium* und auf die *origenes Hebr.* von Schröder, und ersuchet überhaupt die Recensenten, diese vorher zu lesen, ehe sie ihr Urtheil über das Lexikon fällten. Zugleich bittet er Michaelis, daß, wenn ihm etwas, was er in dem Lexikon aus arabischen Quellen geschöpft zu haben behaupte, verdächtig vorkomme, er dieses nicht gleich, ohne ihn vorher gehört zu haben, verdammen, sondern ihm vorher freundschaftlich mittheilen möchte. Er versichert dabey, daß er das liberale Urtheil gern hören würde, und daß er immer bereit sey, es offen zu gestehen, wo er gefehlt habe, wenn er des Irrthums überwiesen würde. Übrigens setzt er noch hinzu: *sancte Tibi polliceor, nullum me verbum amplius publice Tecum esse facturum, quodcumque etiam Tibi visum fuerit, eodem, quo jam saepius fecisti, modo, contra me perscribere, meque non contentum, sed veneratione potius summa, qua Te otiaque Tua prosequor, esse vindicaturum.*

In der Vorrede wird von der Absicht und dem Gebrauch des Lexikons geredet. Der Vf. sagt seinen Zuhörern, daß es zwar nicht an Wörterbüchern fehle, aber die Bemerkungen von Schultens, Schröder, Michaelis und anderen Philologen seyen noch von keinem Lexikographen so gesammelt, daß man sie im Lexikon ordentlich nachschlagen könne. Er habe deswegen die Mühe übernommen, ein solches Lexikon zu veranstalten. Seine eigenen Worte sind: *ut tandem aliquando certius vobis constare possit de primariis verisque vocum Hebraicarum et Chaldaicarum notionibus: quibus cognitis Lexica Cocceii, Castelli, Simonisque, quae omnibus palmam praeripere meritissimo consentur, tanto majori cum fructu possitis versare, phraseologiamque imprimis, et ellipses Hebraicas, ex iisdem addiscere.* Er ermuntert daher seine Schüler, sich mit den Grundsätzen der Grammatik und besonders mit den Paradigmen recht bekannt zu machen, weil dieses zur genaueren Kenntniß der Analogie der Sprache und zum Gebrauch des Lexikons durchaus erforderlich sey. Zugleich warnt er sie, daß sie sich nicht durch die Vorwürfe, die man der Schultenschen Schule wegen der Grundbedeutungen der Wörter mit Unrecht gemacht habe, möchten abschrecken lassen, dieser Methode zu folgen. Er gesteht es selbst ein, daß das etymologische Studium bey einigen in Mißbrauch ausgeartet sey, und daß er vielleicht selbst dazu könne gerechnet werden; aber doch habe er immer gesucht, Nn

diesem Mißbrauch entgegen zu wirken, und dieses sey auch unter andern von *Ran* geschehen; man könne also den Batavern überhaupt diesen Mißbrauch nicht zur Last legen. Übrigens bemerkt er, daß er die 18 Sätze, die *Schultens* in seiner *vet. et regia via Hebraizandi* aufgestellt habe, als richtig annehme, weswegen er sie auch hier wieder abdrucken lasse. Er bemerkt zugleich, daß *Schultens* selbst ein Lexikon nach diesen Grundsätzen auszuarbeiten angefangen habe, wovon aber nur 2 Bogen gedruckt seyen, das übrige sey noch in Abschriften bis zum Buchstaben *P* vorhanden. Er macht auf dieses Lexikon aufmerksam, und wünscht, daß es noch im Druck erscheinen möchte. Rec. hat Gelegenheit gehabt, einige Abschriften von den Dictaten von *Schultens*, obgleich nicht so vollständig als hier bemerkt ist, zu sehen, und auch gefunden, daß sie von den Schülern von *Schultens* fleißig sind gebraucht worden; aber dennoch wäre zu wünschen, daß sie von neueren Lexikographen noch mehr und ordentlich genutzt würden. Sie enthalten manche treffliche Bemerkungen, wodurch die Wörterbücher könnten bereichert werden. Das Ganze möchte aber wohl unsern Zeiten nicht völlig mehr angemessen seyn. Zuletzt rath der Vf. seinen Zuhörern an, sich das Lexikon durchschleusen zu lassen und sich die Bemerkungen anderer berühmten Philologen beyzuschreiben. Auch empfiehlt er die Stellen beyzuzeichnen, worin die einzelnen Bedeutungen der Wörter in der Bibel vorkommen. Diese Vorschläge sind allerdings nützlich, und man darf es auch erwarten, daß sie in Holland, wo das gründliche Studium der Sprache mehr zu Hause ist, noch werden befolgt werden. Aber wer wird in Deutschland darauf hören? Die meisten widmen der Erlernung des Hebräischen kaum so viel Zeit, daß sie es fleißig lesen lernen. Auf Schulen wird das Hebräische sehr gewöhnlich durch andere gemeinnützige Dinge verdrängt, und der Aufenthalt auf Universitäten ist bey den meisten zu beschränkt, als daß daselbst die Sprache noch gründlich könnte erlernt werden. Auf Schulen müßte billig der Grund ordentlich dazu gelegt werden.

Das Lexikon war, als *Scheidius* starb, bis S. 352 abgedruckt, von S. 353 an hat es Hr. *Groenewoud* fortgesetzt. Die Einrichtung ist ungefähr dieselbe, welche S. in seinen *observat. etymolog. ad linguas Hebraeae stirpes*, Harderwyk 1772 befolgt hat. Doch ist hier alles noch gedrängter und kürzer dargestellt. Der Buchstabe *N*, welcher dort 80 Seiten füllt, enthält in dem Wörterbuche mit größerem Druck nur 42 Seiten, und doch sind hier mehrere Stammwörter als dort angeführt. Auch in der Angabe und Bestimmung der eigentlichen Bedeutung weicht der Vf. mehrmals von der vorher angegebenen ab. Seine Hauptabsicht gehet dahin, die Grundbedeutung der Wörter genauer zu bestimmen, und die davon abgeleiteten Bedeutungen kurz anzugeben, und nach ihrer Abstammung zu ordnen. Die von den Stammwörtern abstammenden Wörter werden ebenfalls nach ihren Formen angeführt und die verschiedenen Bedeu-

tungen davon ebenfalls bemerkt, ohne die Stellen anzuzeigen, wo das Wort in seinen verschiedenen Bedeutungen vorkommt. Nur höchst selten, besonders im Anfange des Buchs, findet man einzelne Stellen angemerkt. Ob dieses ganz zweckmäßig, besonders für Anfänger sey, bezweifelt Rec. sehr. Der Vf. will zwar, daß diejenigen, die das Lexikon gebrauchen, sich die Stellen selbst beyschreiben sollten. Diefes hat auch allerdings in gewisser Rücksicht sein Empfehlendes. Der Anfänger schärft dadurch sein Urtheil, wenn er aus der Reihe der Bedeutungen, die er hier mit einem Blick überfiehet, die schicklichste und passendste in dem Zusammenhange auszuwählen hat. Er gewöhnt sich dabey, eine Stelle unabhängig von der andern verstehen zu lernen, ob er gleich die in dem Wörterbuche angegebenen Bedeutungen als richtig und völlig gegründet annehmen muß. Auf der andern Seite hat aber doch diese Methode auch etwas Nachtheiliges. Zuerst ist das eigene Beyzeichnen mühsam und nimmt viele Zeit weg, wodurch viele schon abgeschreckt werden, diese Methode zu befolgen. Fürs andere wird aber noch der Anfänger oft zweifelhaft bleiben, welche Bedeutung er wählen soll, oder in Gefahr kommen, gerade die unrichtige zu wählen, weil er die gewöhnliche und seltene Bedeutung noch nicht zu unterscheiden weiß. Überdies hängt die besondere Bedeutung eines Worts oft von der Verbindung ab, worin es steht. Alles dieses müßte doch billig dem Anfänger bemerkbarer gemacht werden. Übrigens ist es für den, der schon weiter ist, angenehm, alles in der Kürze mit einem Blick zu übersehen, und die Formen richtig bestimmt, kurz erklärt und besser geordnet zu finden, als man sie in den gewöhnlichen Wörterbüchern antrifft. Hierin hat offenbar das Wörterbuch, bey aller seiner Kürze, ganz eigene Vorzüge. Auch sind die *nomina propria* sorgfältig unter die Stammwörter geordnet. Hätte der Vf. nicht vorgehabt, ein Handbuch in gedrängter Kürze zu liefern, so würde er ohne Zweifel manches zur Erläuterung und näheren Bestimmung hinzugesetzt haben. Der Sachkundige wird aber manches davon leicht auffinden können. Die Stellung und beysetzte Bedeutung führt bey vielen Wörtern darauf hin. In dem Verfolg trifft man auch schon mehrere einzelne Winke und Hinweisungen auf andere an. *Michaele supplementa* sind ebenfalls bey dem fortgesetzten Abdruck oft angeführt. Dafs bey der Bestimmung der ursprünglichen Bedeutungen das Arabische nach *Schultens* Vorgang vorzüglich genützt sey, läßt sich leicht denken, aber daß darin auch mehreres gesucht und willkürlich sey, ist ebenfalls nicht zu verkennen. Doch hält sich der Vf. nicht so genau mehr an die *Schultensche* Manier, wie in seinen früheren Schriften, z. B. in den *observat. etym. ad L. H. stirpes*. Die hier angegebenen Grundbedeutungen sind meistens nicht so weit gesucht, sondern natürlicher. Rec. will nur ein paar Beispiele anführen. In den *observat. etymolog.* heist es bey *מִכָּאֵל* ganz in der *Schultenschen* Manier *propre micait, emicait, mīcā, emicatio, micans viror, spec. herba, gramin.*

pabulum etc. מַחְיֵה עֵץ מִדִּלְתָּאנֶה, s. *virore, e terra enatus, productus etc.* Hinc *abf. spica viridis, arista recens, et dein Nomen Mensis Hebraeorum.* Hier in dem Wörterbuche steht: מִחְיֵה וְעֵץ, cognatum arab. מוּחַי מוּחַי, commo-
vit. Unde מוּחַי m. pp. forma participii pass., eximie culmus, a continuo motu, quo a vento impellitur. Etiam metonym. Abib, nomen mensis מִחְיֵה m. vi-
gor, etiam virore. *Phur. fructus recentes.* Die-
ses ist wirklich einfacher, obgleich die Vergleichung
mit dem Arab. مَوَّحٌ und die davon entlehnte Be-
deutung *movit* noch nicht sicher ist, wenigstens ist
Rec. zweifelhaft. Bey מוּחַי wird in den *observ. etymol.*
bemerkt מוּחַי H. et Chald. pp. *secuit, refecuit, ab-*
scidit; et intrans. abscissus, resectus fuit;
dein perit. spec. de ovibus a grege abscissis quos
et palantibus etc. מוּחַי forma partic. recissa res,
res perdit et amissa u. s. w. Im dem Lexikon
heißtes: מוּחַי Chald. מוּחַי vagatus, divagatus
fuit; aberravit, perit. In Pihh et Hiph.
perire fecit, perdidit. מוּחַי m. Part. Act. *er-*
rans; periens. Substantive divagatio, interi-
tus. מוּחַי Part. Act. f. g. *periens, elapsa, amif-*
sa. Die hier angegebene Bedeutung *vagatus est* ist
offenbar im Sprachgebrauch mehr gegründet, da die
Bedeutung *secuit*, die man bey so vielen Wörtern
als die Grundbedeutung angenommen hat, nicht or-
dentlich zu erweisen, sondern vielmehr abstrahirt ist.
Überhaupt werden gewöhnlich in der Bestimmung der
Grundbedeutungen viele Mißgriffe begangen, wenn
man nicht zugleich auf die Art der Entstehung einer
Sprache und auf alles das, was dabey Einfluss hatte,
sorgfältig achtet. Sobald man die Grundbedeutung
aus den verschiedenen anderen Bedeutungen oder
aus den von dem Stammwort abgeleiteten Wörtern
bloß abstrahirt, hat sie wenig Wahrscheinlichkeit.
Allgemeine und abstracte Begriffe sind ohnehin ge-
wöhnlich später durch Worte bezeichnet worden, als sinn-
liche Wahrnehmungen. Eben deswegen soll man
auch nicht durchaus das *verbum* als Stammwort an-
nehmen und davon alle Substantiven ableiten. Man-
che sinnliche Dinge liegen dem Menschen so nahe,
dass es ihm Bedürfnis war, dafür Benennungen zuerst
zu erfinden, und davon benannte er nachher wieder
Handlungen und Beschaffenheiten. Rec. kann sich
z. B. nicht überzeugen, dass das *Verbum* מוּחַי
coeluit, concrevit in firmiorem massam frü-
her da gewesen sey, und dass davon מוּחַי ein Stein
abstamme; der Begriff des Zusammenwachsens und
Hartwerdens ist ohne Zweifel der spätere vom מוּחַי
abgeleitete Begriff. Eben so war auch nach der Na-
tur der Sache die Benennung מוּחַי Mutter gewiss frü-
her da, als der Begriff, der durch מוּחַי *tebendis,*
contendit regna oder praesepit ausgedrückt
wird. Auch die Ausrufungswörter מוּחַי ah! ahah!

bey der Klage und מוּחַי eah! bey dem Spott waren ge-
wiss früher da als die Zeitwörter מוּחַי *prae dolore*
aspiravit und מוּחַי *risit alta voce.*

Daß auch in diesem Lexikon solche Mißgriffe
vorkommen, ist nach den Grundsätzen, die Schei-
dus befolgte, leicht zu erwarten. Überhaupt hat er
mit vielen andern den Fehler, dass er das Etymolo-
gische übertreibt, ob er gleich nicht so weit geht, als
manche andere von seinen Landsleuten gethan haben.
Auch werden Wörter unter ein Stammwort geordnet,
die wohl mit der nach dem Arabischen bestimmten
Bedeutung gar keine Verbindung haben. Z. B. bey
מוּחַי *funxit, conjunxit,* steht מוּחַי *juncus, alga,*
pro מוּחַי p. form. particip. Pass. Dieses Wort ist aber
sicherlich nicht von jenem Stammwort abzuleiten, son-
dern ursprünglich ägyptisch, wie schon Hieronymus
richtig angegeben hat. Nach dem Koptischen ist es
auch *juncus viridis, in paludibus nascentis*
vergl. Jablonski opusc. T. I. p. 45. 46. Eben
so bey מוּחַי bemerkt cognat. מוּחַי Arab. *mollis fuit;*
molliter coebavit, consuevit in loco. מוּחַי for-
mar מוּחַי *linum molle.* Allein das Wort מוּחַי ist
wohl ebenfalls wie das griechische οἰονιον ägyptischen
Ursprungs, wie Forster de bysso p. 74 ff. gezeigt hat.
Vergl. auch Jablonski opusc. p. 72. Ebenso ist מוּחַי
welches hier von מוּחַי *intonsa, hirsuta fuit co-*
ma abgeleitet wird, wahrscheinlich ägyptisch s. Ja-
blonski p. 366. Übrigens hat der Vf. das Wörterbuch
durch viele neu aufgenommene Stammwörter sehr
bereichert. Rec. hat in dem Buchstaben א 61 Stam-
mörter gezählt, die in der neuen Ausgabe von Si-
monis durch Eichhorn nicht aufgeführt sind. Mehrere
davon sind deswegen aufgenommen, um die
nomina propria darunter zu ordnen, und andere, um
die Formen der abgeleiteten Wörter daraus zu erklä-
ren. Z. B. מוּחַי *fugit, aufugit* מוּחַי Agee pp.
Partic. act. nomen viri, pater Schammae. מוּחַי
Ar. arsit, flagravignis. Metaphor. cucurrit,
celeravit gradum struthiocamelus, impetum
dedit מוּחַי et מוּחַי *nomina propria virore* מוּחַי
Agagita. Patronymicum. מוּחַי *stirps deperdita* מוּחַי
Esther pp. myrtus virens: nom. Persicum reginae,
quae Hebraice מוּחַי. Das Stammwort מוּחַי *perquirit*
מוּחַי Arab. *vocem anhelando edidit sitibundus: su-*
mmum edidit, fumavit, wird eingerückt, weil da-
von מוּחַי *res nihili, minimum quid prop. fu-*
mus, evaporatum abgeleitet und als forma *par-*
ticip. pass. f. g. angesehen wird. Von מוּחַי cogn. מוּחַי
Arab. *secuit, aequali occasu distribuit,*
finivit wird מוּחַי *pro מוּחַי definitum, tempus, ar-*
ticulus certus ante מוּחַי *pro מוּחַי articulo isto,*
tunc abgeleitet. Billig wird davon מוּחַי *actus bul-*
liens, fervor nasi; ira vehementior unter-
schieden und deswegen מוּחַי cognat Chald. מוּחַי Arab.

bullisit, bulliendo marmuravit eingerückt, wie auch schon Eichhorn gethan hat. Eben so werden die Stammwörter *נָמַד* und *נָמַד* und *נָמַד* wegen der verschiedenen Formen der davon abgeleiteten Wörter unterschieden. Von *נָמַד* *per quiet.* *נָמַד* Arab. *incursavit, inflexit, gravavit* kommt *נָמַד* *titio fumens; lignum incurvatum in igne* *נָמַד* pro *נָמַד* Arab. *Onas, pondus unde* *נָמַד* *negotia gravia, caussas* *נָמַד* *propter caussas* *נָמַד* *obfol.* *נָמַד* *unde* *נָמַד* *et* *נָמַד* *unde* *נָמַד* *vehementer.* Doch wird bey dem letzten bemerkt, daß es auch von *נָמַד* *agitatus* *fuit* *huc illuc* könne abgeleitet werden. Unten findet man auch S. 207 *נָמַד* *unde* *נָמַד* *agitatio, inclinatio. Adverbialiter valde, an quasi agitatione?* Von *נָמַד* *cogn.* *נָמַד* *et* *נָמַד* Arab. *gravitate sua pressit, molestus, durus, validus, robustus* *fuit* *namut* aber *נָמַד* *grave infortunium, calamitas: robur potentia.* *נָמַד* *pro* *נָמַד* *vapor terrae incumbens; nebula densior graviorque.* Von *נָמַד* *flexit, deflexit, recepit se aliquo.* *Pihh. et* *Hithp.* *desideravit, concupivit* kommt *נָמַד* *desiderium* *נָמַד* *et* *נָמַד* *propensio, desiderium* *נָמַד* Arab. *נָמַד* *et* *נָמַד* *cheu, vae!* *נָמַד* *signum, prodigium* *pro* *נָמַד* *ex* *נָמַד* *u. f. w.* Unter *נָמַד* *pro* *נָמַd* *et* *נָמַd* *cogn.* *נָמַd* *flexit: in* *Hithpah.* Arab. *constandit aliquo: commoratus fuit, constitit* steht aber: *Hinc* *נָמַd* *flexus, desiderium: in regimine* *נָמַd* *idem quod* *נָמַd* *Porro* *נָמַd* *commoratio: נָמַd* *commoratio ejus? interrogative; id est* *נָמַd* *ubi tu? נָמַd* *ubi illi* *נָמַd* *commoratio fratris tu? id est: ubi frater tuus? נָמַd* *ubi iste, qui? נָמַd* *quo flexu, ubi? נָמַd* *et* *נָמַd* *ubi, quomodo? נָמַd* *ubi sic tibi? נָמַd* *אִפְסָא, אִפְסָא, אִפְסָא, אִפְסָא, ubi oras, ubi loci, ubi terrarum? In Plurali ab* *נָמַd* *est* *נָמַd* *unde* *נָמַd* *e quibus oris, unde? נָמַd* *et* *נָמַd* *quibus oris! (conf. etiam sub* *נָמַd* *) Porro* *נָמַd* *pro* *נָמַd* *item flexus, commoratio. נָמַd* *commoratio in fontis i. e. ubi est in fontis? Et* *נָמַd* *flexus littoris, littus, regio littoralis, ora maritima; peninsula, insula. Plur.* *נָמַd* *et* *נָמַd* *insulae, littora, orae maritimae* *נָמַd* *littoralis, insulanus Plur.* *נָמַd* *insulani u. f. w.* Das Stammwort *נָמַd* *cogn.* *נָמַd* *Arab. diminuit; pp. vertit, vertendo* *fleat; incoertit* wird hier aufgeführt, weil davon *נָמַd* *und* *נָמַd* *rota a moto versatili* abzuleiten ist. Auch wird *נָמַd* *diminuit, frustra* an Statt *נָמַd* *davon* hergeleitet, welches auch schon Moser und Eichhorn, der letztere aber, doch zweifelhaft, versucht haben. *נָמַd* *cogn.* *נָמַd* Arab. *bene pasto, firmoque corpore; alius in alacer, agilis, lactus,*

protervus fuit, steht hier als Stammwort von *נָמַd* *pinus, pini species; vel potius arbor Arabica spinosa, baccifera* und *נָמַd* *arca, cista major et bene firma: pecul arca feralis,* welches letztere sonst gewöhnlich von *נָמַd* hergeleitet wird. *נָמַd* erhält hier die Bedeutung *complanavit, consolidavit, firmavit. Etiam a savit, coxit super lapidibus aequaliter stratis,* und als Derivata sind angeführt *נָמַd* und *נָמַd* *fundamentum, sulcimentum* und *נָמַd* *asatum, assem.* Das Wort *נָמַd* *testiculus, scrotum* wird von *נָמַd* *fudit, effudit* abgeleitet. Von *נָמַd* *cogn.* *נָמַd* *et* *נָמַd* Arab. *pp. icit, percussit: unde Syr. durum, firmum, compactum, validum reddidit. Et intrans. apud Arab. icta fuit aestu solis, corrupta, alterata fuit aqua, foetuit, tetrum densumque odorem exhalavit, kommt* *נָמַd* *densitas: foetor.* *נָמַd* *tenebrae spissae, vel tetrac, foetidac.* Man siehet schon aus diesen Beyspielen die Manier des Vfs. Ob alle die angeführten Stammwörter mit Grund angenommen werden, und ob gerade die angegebene Bedeutung immer die richtige sey, ist eine andere Frage. Verschiedenes läßt sich wenigstens gegen einzelne erinnern. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß Vieles der Analogie der Sprache ganz gemäß ist, und Manches dadurch richtiger bestimmt und unterschieden wird. Auch in den folgenden Buchstaben ist das Lexikon reichhaltiger an Stammwörtern, als die gewöhnlichen Wörterbücher, und Manches wird dadurch aufgeklärt. Unter dem Buchstaben *י*, der in den Wörterbüchern von Simonis und Coccejus nur ein paar Worte enthält, findet man hier 82 Stammwörter aufgeführt, worunter die Derivata von der Form *יָי*, die man sonst unter Jod aufzählen muß, verzeichnet sind. Z. B. hier steht *יָי* *Arab. cogn. pp. ut videtur tetendit, attendit pec. aurem, auscultavit, obsecutus est: commodum se praebeuit in Fat.* *יָי* *Arab. f. יָי* *pro* *יָי* *sed potest etiam esse formae יָי* *pro* *יָי* *ab* *יָי*. Das letztere würde doch Rec. immer vorziehen. Mehrere Stammwörter werden auch hier bloß als Vermuthung gesetzt. Z. B. *יָי* *i. q. יָי* *Ar. protendit digitum in 4 spec. Ar. protenso digito indicium fecit. Et in 4 Pass. Ar. amore propensus fuit. An hinc יָי* *Ezech. 23, 42? quod viro cuidam doctissimo placebat.* Eben so heist es bey *יָי* *Ar. appendit: ponderavit, libravit, unde* *Ar. יָי* *pondus et* *יָי* *ponderosus. Utrum ex hujus verbi spec. Pyhh. יָי* *Jer. 5, 8 sunt sive ponderibus instructi, bene vasati et peculiati; sive armati, sive adipe graves equi, an potius legendum est יָי* *pasti a יָי?*

(Der Beschlus folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

UTRECHT, b. J. van Paddenburg u. LEYDEN, b. Luchtmans: *Lexicon Hebraicum et Chaldaicum manuale in codicem sacrum veteris Testamenti cura Everardi Scheidii, etc.*

(Fortsetzung der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Schon diess wird hinreichend seyn, auf dieses Lexikon aufmerksam zu machen. Wenn man auch dem Vf. nicht immer beystimmen kann, so verdienen es jedoch seine Bemerkungen und Bestimmungen, dass man auf sie Rücksicht nimmt, und sie näher prüft. Das Wörterbuch, welches wegen der Erläuterung der Formen auch für den Anfänger nützlich werden kann, endlich bey seiner Kürze gar manche Winke und Bemerkungen, die erwogen zu werden verdienen. Rec. will nur einiges davon anführen. S. 52 wird bey *quaeſo*, *obſecro* bemerkt *dicatur pro* *נא*, *נא* *pro* *נא* *tetendit*: *ſed forteſſe elliptico dixerunt* *נא* *in me. mi domine, pro* *נא* *in me. mi domine! culpa eſt vel culpa eſt!* Conf. 1. Sam. 25. 24 cum Gen. 43. 20. 44. 18. Der Ausdruck *נא*, welcher 1 Sam. 17. 4 vorkommt, und verschiedenlich iſt erklärt worden, wird S. 57 durch *vir ſaturae duplicis, i. e. alterum tantum major* *נא* *erklärt, und* *נא* *in dieſer Stelle, wie in der Bedeutung ſtrutura, corporis conſtitutio, wie das arab.* *نسي* *genommen. Der*

ſyriſche und arabische Überſetzer beſtätiget auch dieſe Erklärung. Bey *aurum puriſſimum* wird die Leſeart Pf. 68. 31 *נא* *bemerkt, die eine Handſchrift bey Kennic. hat, welche auch Michaelis in den Supplem. zu billigen ſcheint. Zugleich wird aber auch hinzugeſetzt: at in reliquis* *נא* *in glarea argenti h. e. lapillis candiſſimis, ut glarea aquae argenteae i. e. ſimpidiſſimae. Dieſe letztere iſt auch wohl vorzuziehen. Bey* *נא* *ardentiſſime anhelavit. wird* *נא* *durch* *actus vehementiſſimus* *amor ſummus erklärt, und dabey bemerkt* *Hinc forte* *נא* *Hof. 8. 13* *ſacrificia ferociſſimi amoris mei h. e. quibus incredibilem quendam ſum erga me amorem teſtantur. Gr. LXX* *נא* *S. 116 wird* *נא* *constr. נא* *fuit, accidit aufgenommen und dabey angeführt, Hinc*

נא *pro* *נא* *et fuit. ſ. accidit, ut dice-* *ret per pleonasmum pro* *נא* *dict. S. 120 iſt bey* *נא* *aestuat, ſtrepitus angeführt. Plur.* *נא* *aestuationes eorum i. e. animi aestuantes et fer-* *vidi Ezech. 7. 11* *niſi mox referas ad* *נא* *forte idem ac* *נא* *unde* *Ps. 9. 7* *pro* *נא* *cum* *fragore. Gr. μετ' ὀχθου. S. 124 wird dem Stamm-* *worte* *נא* *die Bedeutung wie im* *Ar. 2 Spec. con-* *ſecidit pec. in partes parvas, ut faciunt lanii,* *beygelegt, und dabey ſtehet die Frage: utrum* *hinc* *נא* *laniena Amos 4. 3 an Armenia, ali-* *udoe ibidem notatur voce* *נא* *S. 140 heiſet es* *bey* *נא* *pp. ſcit, compunxit. Hinc* *Ar. ſig-* *ma inuſſit* *Hiph. vaſtavit, deſolavit. Hinc* *נא* *pro* *נא* *Jer. 49. 20; ſed idem hoc com-* *modius forte repetas a* *נא* *S. 175 iſt das* *Wort* *נא* *nach dem Arab. die Bedeutung beygelegt:* *in praedam ſe demisit accipiter: rapuit, sur-* *ripuit. Der Vf. fragt dabey: Hincine in Kal* *נא* *Hab. 2. 27 ſive ex var. lect. נא, an ea-* *dem forma potius petenda eſt. ex ſpec. Hi-* *phil verbi* *נא* *Von dem Stammwort* *נא* *iſt S.* *251 angemerkt: נא* *cogn. נא* *quod* *Ar. notat vol-* *vit, obvolvitur ſpirali forma. Et, forte, alio flexu* *evolvit, evolvendo extendit pec. membra* *hominis nece ſuppliciove adficiendi, leo, li-* *ctor, carniſex. An hinc (forma ducta ex* *Inf. Pihel* *נא* *cum adf. pron. primae perſ. נא* *Iſa. 38. 13 et* *Pſ. 22. 17 pp. evolvere mei! Hoc eſt cheu mi-* *hi, quod evolvar. conf. Synt. Schroed. R. 54.* *Apta ſatis haec imago eſt loco* *Iſa. 38. 13 neque minus* *commode ſedet* *Pſ. 22. 17, quia mox ſequitur adeo* *quidem ut enumerare poſſim omnia mem-* *bra mea.*

Die Fortſetzung des Hn. Groenewoud, die mit dem Worte *נא* anfängt, unterſcheidet ſich in Manchem von Scheidii Arbeit. (Es iſt hier nicht die gedrängte Kürze, wie in den vorhergehenden. Es werden auch mehrere Schriftſtellen, wo die Worte vorkommen, angeführt. Wahſcheinlich wird er das Lexikon von Schultens, bey der Fortſetzung, ſo weit es ausgearbeitet iſt, mit benutzen, wenn er von Scheidii, wie es ſich ſcheint, nichts weiter vorgearbeitet findet. Bey dem noch folgenden Theil, den er bald möglichſt zu liefern verſpricht, und der hoffentlich bald erſcheint, wird ſich am beſten über die Art der Fortſetzung urtheilen laſſen.

D. T.

Oo

J. A. L. Z. 1807. Erſter Band.

LEIPZIG, B. Crusius: *Institutiones ad fundamenta linguae persicae cum Chrestomathia maximam partem ex auctoribus ineditis collecta et Glossario completi*. Edidit Fridericus Wilken. 1805. XVI und 446 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Ebendasselbst: *Fr. Wilken auctarium ad chrestomathiam suam persicam, locorum ex auctoribus persicis quae illa continet, interpretationem latinam exhibens*. 1805. 80 S. (8 gr.)

Je seltener und theurer die älteren persischen Sprachlehren wurden, und je weniger sie befriedigten: desto mehr ward von den Freunden der orientalischen Literatur der Mangel einer zweckmäßigen persischen Grammatik gefühlt. Diesem Mangel abzuhelpen, entschlossen sich fast zu gleicher Zeit zwey Gelehrte, Hr. Franz von Dombay in Wien, und Hr. Wilken, jetzt Prof. zu Heidelberg. Die Sprachlehre des ersten, welche im J. 1804 bey Camefina in Wien herauskam, ist schon anderwärts angezeigt worden; die Wilkensche ist uns erst jetzt zu Händen gekommen. Wenn beide mit einander verglichen werden, so gebührt der letzteren ein entschiedener Vorzug. Zwar geht auch diese den gewöhnlichen Gang, und handelt nach einer Einleitung über die Schrift und Aussprache der Perser, in verschiedenen Sectionen *de nomine substantivo, de declinatione, de articulo, de nomine adjectivo, de pronomibus, de verbis, de adverbis, conjunctionibus, praepositionibus*, zuletzt von der Etymologie und Syntax, aber doch in einer besseren Ordnung und lichtvolleren Kürze, als Dombay. Weit besser sind auch die Beyspiele gewählt, welche zur Erläuterung der Regeln angeführt werden, und sowohl aus gedruckten persischen Schriften, als aus Handschriften entlehnt sind. Der grösste Vorzug dieser Grammatik scheint aber dem Rec. in der Behandlung der Verbenlehre zu bestehen, wo der Vf. die *tempora* nicht, wie gewöhnlich, vom Imperativ, sondern von der dritten Person des *praeteriti infiniti*, so wie bey den Hebräern, Syrern, Arabern u. s. w. ableitet, und sie nach Harris Vorschlägen in zwölf, nämlich 3 *infinita* und 9 *finita* abtheilt, ingleichen die irregulären und defectiven *verba* in sieben verschiedene Classen absondert, nämlich die *verba* in *ختم*, *قتن*, *ودن*, *ستن*, *شن*, *دن* und *ان*. Die mit der Grammatik verbundene Chrestomathie enthält grösstentheils interessante, noch unedirte Aufsätze aus den persischen Handschriften der göttinger Universitätsbibliothek, nämlich aus Mirchond's Geschichte, aus dem *Schahnamah* von Ferdusi, aus Dewlethschah's Geschichte der persischen Dichter; die übrigen sind aus Ouseley's *oriental collections* entlehnt. Ein vollständiges *Glossarium*, und zum Gebrauch der Anfänger eine lateinische Übersetzung der persischen Aufsätze unter dem oben angeführten besonderen Titel, erhöhen den Werth dieser Chrestomathie, welche die erste brauchbare und zweckmäßige ist, die wir haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend*, von J. D. Fall. Mit drey Unrissen nach Raphael und Michael Angelo. 1803. XVI und 412 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Zu einer Zeit, in welcher die Poesie in Deutschland in Gefahr ist, sich in leere Schwindeleyen und gedankenlose Klänge zu verlieren, ist ein Streben, wie das des Hn. F., auf Kraft, auf Objectivität und auf Charakterausdruck in der Poesie zu dringen, wahrhaft verdienstlich. Aber gerade dann, wenn der Mensch sich in einen Fehler recht tief verirrt hat, vernimmt er die Stimme der Wahrheit am wenigsten; man kann also sagen, daß diese Abhandlungen zu früh erschienen sind, und daß die Anzeige davon jetzt, da man schon etwas ausge schwärmt haben möchte, mehr zur rechten Zeit kommt. Schon in einem Taschenbuche von 1802 trug Hr. F. seine Gedanken über Charakter vor; hier liefert er die nähere Ausführung derselben, mit Beyspielen und Belegen. Das ganze Gebiet der Kunst und der mannichfaltigen Kunstwerke stellt er unter die Rangordnung von dreyerley Charakteren, und nennt *Charaktere höchster Art* alles, was mehr nach einer Idee, als nach der Natur und Erfahrung, *Charakter der zweyten Art*, was theils nach der Erfahrung und theils nach der Idee, jedoch mit einem Übergewichte für die erstere, und *Charaktere der dritten oder niedrigsten Art*, was mit Aufgebung alles Idealen (der Idee) streng nach der Wirklichkeit entworfen und dargestellt ist. Er drückt sich im Allgemeinen darüber also aus: „Alles, was der Mensch thut, treibt, sinnt; alles, was er auf Stein oder Leinwand darstellt, muß einen Charakter haben, das heisst: das Eigenste, das Bezeichnendste jedes Dinges muß herausgehoben und zur Anschauung gebracht werden. So bringt Homer den Charakter jedes Dinges, das er beschreibt, gleichviel, ob es ein Gott, ein Mensch, ein Thier, eine Pflanze, ein Stock oder ein Stein ist, jedesmal, in den bestimmtesten Unrissen, vor unser Auge, und sagt: die erdaufwühlenden Schweine, das schwerwandelnde Hornvieh, der armstützende Stab u. s. w. Auf diese Art entsteht bey dem Dichter das Charakteristische; das Plastische, oder wie man es sonst nennen will.“ In der ersten Abhandlung dieses Buchs: *Über das Charakteristische in der Poesie und Kunst*, fährt er nun also fort: „Die Behauptung, daß das Charakteristische das wesentliche Element der Kunst und Poesie sey, erhält vielleicht ihren stärksten Beweis daher, daß man es nicht wegnehmen kann, ohne beide verschwisterte Künste, die Malerey und Poesie, einem leeren Spiel von *Phantasmen*, einem bodenlosen *Imaginatism*, oder, was noch schlimmer ist, einem leeren *Undulism* und weichen Schönheitsgetändel Preis zu geben.“ Mit den letzteren Worten deutet er sehr gut die Verirrungen an, gegen die seine Abhandlungen gerichtet sind. Hier auf folgen eine Menge Beyspiele aus den alten und neueren Dichtern, wodurch er seinen Satz noch mehr ins Licht stellt. Auch in

den *Aphorismen* über die Kunst, in einem Briefe über Lichtenbergs Leben und Schriften, in einem Gespräche zwischen Ramler und Lessing, über die *Aufführung der Iphigenie von Goethe* und zuletzt über *Füssli's Vorlesungen über die Malerey* kommt er immer wieder auf diesen Punct zurück. Und in der That möchte nach Durchlesung dieses Buches so leicht keiner mehr gefunden werden, der an der Nothwendigkeit dessen, was er fodert, zweifeln könnte, und es wäre sehr zu wünschen, daß diejenigen, die dagegen fehlen, sich dies alles zu Herzen nehmen möchten. Aber — wie es gewöhnlich geht, wenn man zu lange mit einer Sache beschäftigt und zu sehr für sie eingenommen ist — der Autor sucht nun auch alles, was ihm vorkommt, in die Gesichtsschranken seines Standpunctes einzuzwängen, spricht mit Geringschätzung von Dingen, die nicht in seinen Kram passen, und möchte gern das ganze Wesen der Kunst in seinen Satz hineinziehen — und dadurch schadet er sich selbst und der guten Sache. Indem er sich das Ansehen giebt, durch die einfache Wahrheit: *alles muß charakteristisch seyn!* die Kunst mit ihrer Tiefe und mit ihrem Umfange philosophisch zu entwickeln und zu begründen, zeigt er dagegen an manchen Stellen durch einzelne Äußerungen und Beyspiele wieder, daß er mit diesem Satze selbst in Gefahr ist, auf Abwege zu gerathen. Es findet sich nämlich, wenn er Charakter, Gestalt, plastische Beschaffenheit und Objectivität — eins für das andere setzt, daß er unter dem Charakteristischen vorzüglich die sinnliche Deutlichkeit, ja wohl gar die Handgreiflichkeit versteht, und eine Vorliebe für den Theil und die Seite der Poesie zeigt, die man die sichtbare nennen möchte. Gehen wir auf diesem Abwege noch einige Schritte weiter, so können wir leicht zur Derbheit und zu einer Überfülle von Objecten kommen, die den Geist ersticken, und den organischen Zusammenhalt durch Geist und Idee erschweren. Zwar unterläßt der Vf. nicht, sich dagegen sehr zu verwahren, indem er von dem *Vorzuge* der idealen Werke spricht, aber die *Idee* geht doch bey ihm noch zu sehr neben der *Natur* her, als daß es ihm gelingen könnte, in diesem seinem Satze als Foderung und Regel für die Kunst beides, *Idee* und *Natur*, unzertrennlich und zur Umfassung des Ganzen zu vereinigen. Er hätte den Begriff *Charakter* weit tiefer auffassen, und aus der Natur der Dinge (der äußeren sowohl als der inneren Welt) philosophisch entwickeln und herleiten müssen, wenn er darauf eine wirklich systematische Ansicht der Kunst hätte begründen wollen. Alsdann würde er auch nicht nöthig gehabt haben, über der Betrachtung des Objectiven die subjective, lyrische Poesie, deren er wenig gedenkt, zu vernachlässigen. Nur ein paar Mal berührt er den tieferen Sinn der Kunst, nämlich S. 5, wenn er sagt: „man könnte ohne Bedenken dem Dichter, der überall das höchst Charakteristische, das heißt, das Eigenthümlichste, die *Ur-Idee*, das *Urbild*, den *Vortyp* der Natur, dem sich alles andere gleichsam anbildet, aufzufuchen verstände, der das Gemeine von dem Wesentlichen, mitten unter den gewöhnlichsten Umgebungen, ausschiede, den ersten

und obersten Platz einräumt u. s. w., und S. 96, wo es ganz vortrefflich heißt: „Nicht oft genug kann man es wiederholen, um einem unnutzigen Pronk in Dingen dieser Art (es ist vom Sammlungsgeist und dem Gedächtniskram die Rede) Einhalt zu thun, daß überall nicht die Erscheinung, sondern die Idee, d. h. das, was die Natur bey einem Dinge gedacht hat, unserer Aufmerksamkeit werth ist.“ Wäre Hr. F. diesem Gedanken weiter nachgegangen, so würde er gefunden haben, daß die Natur von selbst in Charaktere zerfällt, und daß Charakter und Idee am Ende eins sey. Dann aber hätte er die Natur nach ihrem Geiste auffassen, und sie nirgends der Erfahrung und der Wirklichkeit gleichbedeutend setzen müssen. Ausdrücke wie diese: *mehr nach einer Idee als nach der Natur, Steigerung der Natur zum Ideal, Annahme der Natur zur Basis* u. s. w., dienen zwar in Beziehung auf Künstler und Kunstwerke zur historischen Verständlichkeit, können aber dem Philosophen, der in das Wesen der Kunst einzugehen verlangt, nicht genügen. Ob Ideen und Dinge verschieden sind, in wiefern sie sich vereinigen müssen, und wie weit sich die Ideen über die Natur erheben dürfen, das sind eigentlich lauter thörichte Fragen, weil sie auf der Einbildung beruhen, als ob der Mensch etwas Besseres schaffen könne, als Gott selbst. Alles kommt darauf an, den Sinn der Natur zu verstehen, das Göttliche in den Erscheinungen zu erkennen, und die Einzelheiten als Theile eines herrlichen Ganzen zu überschauen. Die Natur selbst in ihrer Göttlichkeit, und nichts anders, ist das Muster und Vorbild des schaffenden Künstlers. Sein höchstes Ideal, sobald es als wahr und schön (welches unzertrennlich Eins ist) im Gemüth empfunden wird, muß auch in der Natur, d. h. in ihrem Wesen und in ihrer Kraft, wenn auch nicht zur Zeit in einer wirklichen Erscheinung, der Bedeutung nach vorhanden seyn. Eine Erweiterung der Natur ist nur nach der Außenseite, also unerscheidbar möglich. Was der Dichter und Künstler, und mit ihm jedes reine Gemüth als wahr empfindet, wird eben dadurch auch für die Natur als möglich erkannt, und wenn sie es auch noch nie hervorgebracht hätte. Die schönste Rose, die ganz die Idee und den Charakter *Rose* erfüllt, und wenn sie auch nie gesehen wurde, hat in der Kraft der Natur wie in unserem Geiste ihre Wirklichkeit. Gott mit allen Engeln muß in der Menschheit vorhanden seyn, und wenn diese auch nie zu Göttern gedeihen sollte. Die Natur in ihrer Kraft und in ihrem Gedeihen — das und weiter nichts macht das Ideal des Dichters aus; und darin besteht gerade seine Göttlichkeit, daß er mit angeborener Idealität, (Sinn für vollendete Ideen) die göttlichen Ideen in der Natur (das Schaffende und Bleibende) noch eher erkennt, als die Wirklichkeit sie erreicht, und ihm völlig vor die Augen stellt; er weiß, was zur Gattung *Blume*, er fühlt, was zur *schönsten* Rose gehört, noch ehe er alle Blumen, noch ehe er die schönste Rose gesehen hat. So betrachtet, zerfällt die Natur von selbst in Charaktergestalten, die den Ideen des Geistes entsprechen. Wollen wir ein *Hinzufügen* der Idee zur Natur ein-

räumen, so gestehen wir in das grenzenlose Reich der bloßen Willkühr, und treffen mit den Imaginanten und Phantasten züßig, mit Leuten von überreizten und krankhaften Sinnen, denen wir gerade zu Wegführern dienen wollten. — Rec. zweifelt nicht, daß der Vf. eine solche Ansicht der Natur und Kunst im Sinne gehabt hat, aber sein Eifer gegen die Schwindler und Nebler hat ihn zu sehr an das, was diesen fehlt, nämlich an den festen, irdischen Boden, an das Sinnliche und Sichtbare gefesselt, so daß er das Charakteristische zu sehr in die bloß äußere sinnliche Bezeichnung setzt, wornach zwar die Dinge von

anderen unterschieden, aber deshalb noch nicht ihrem Wesen nach erkannt werden. Auf das Subjective in der Poesie, und wie auch dieses als etwas Objectives betrachtet, und durch Bild und Ton dazu vermittelt werden könne, darauf läßt sich fast gar nicht ein. Indess — wenn wir annehmen, daß er so mit einem desto stärkeren Gegensatz dem schwindelnden Zeitgeist in unserer Poesie nur noch kräftiger hat entgegenwirken wollen, so verdienen diese Abhandlungen als höchst nöthige Erinnerungen an Dichter und Künstler alle mögliche Empfehlung. T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

AUFLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Halle, b. Renger: *Elementar-Unterricht in der französischen Sprache, oder ganz neue und interessante Methode, diese Sprache recht schnell zu verstehen, sprechen und schreiben zu lernen.* Von Gregor Ferd. Le Mang. 1806. X und 328 S. 8. (16 Gr.) Wenn doch, statt unser, sich Hr. Le Mang hier selbst recensiren dürfte! denn wir werden es ihm gewiß auf keine Weise recht machen. Zwar außerster am Ende seiner Vorrede: „Ich lasse mich gern belehren; ich lerne noch gern.“ Aber seinen Worten ist schwerlich zu trauen. Er ist zu sehr mit sich selbst und seinem Machwerke zufrieden, als daß er an fremder Belehrung großen Gefallen finden könnte. Außer dem theatralischen Titel, der den Mann schon im Voraus charakterisirt, sieht man ihn lebhaft in der Vorerinnerung vor sich stehen. Da ist sein „gegenwärtiger Elementar-Unterricht sehr gründlich, und erleichtert die Erlernung der französ. Sprache außerordentlich. Seine Methode des Abänderns oder so genannten Declinirens ist neu, sehr vorteilhaft und einfacher, als alle andern bekannten Formen. Er hat so manches Nützliche gesagt, das man selbst in den besten Sprachlehren nicht findet. Er hat die gründliche Belehrung über den richtigen Gebrauch der Zeiten u. f. w. sehr deutlich angegeben. Seine Anweisung zum Sprechen ist ebenfalls ganz neu, sehr vortreflich und einzig in ihrer Art, etc. etc.“ — Sollte man, nach diesen Selbstpreisungen, nicht etwas recht Seltsames erwarten? aber die Maus, die dieser Berg gebiert, ist doch auch gar zu klein. Seine neue, sehr vorteilhafte Declinir-Methode besteht darin, daß er keinen Casus annimmt, sondern bloß drey Numern. No. 1 bezeichnet den Nominativ und Accusativ: z. B. *l'homme*, der Mensch, den Menschen; No. 2 den Genit. und Ablat. *de l'homme*, des Menschen, von dem Menschen; No. 3 den Dat. *à l'homme*, dem Menschen. Der Vf. ist so schlau gewesen, sich in seiner ganzen Sprachlehre auf keine syntaktischen Regeln einzulassen; daher kommen die Schwierigkeiten nicht zum Vorschein, in die bey dem Übersetzen jeder Schüler gerathen muß, der, statt decliniren, bloß numeriren gelernt hat. Der Anweisung zum Sprechen wollten wir gerne das Neue und Einzige abgewinnen, finden aber nichts, das man nicht in den unzähligen Büchern dieser Art eben so gut und besser anträfe. Wie nützliche Dinge Hr. Le Mang zu sagen weiß, davon wollen wir zum Beleg nur die Anmerkung S. 226 hersetzen. Nachdem sich die von ihm aufgeführten Messieurs und Mesdames gerade neunmal einander *bon jour*, *bon soir* und *bonne nuit* gesagt haben, giebt er über diese wichtige Unterhaltung folgende Auskunft: „*Bon jour*, heißt guten Tag und auch guten Morgen. Unter *bonne nuit* versteht man eine ruhige Nacht, wo man von seinen großen Arbeiten oder sonstigen Strapazen ausruht und gut schläft. Gewöhnlich sagt man in Frankreich *bon soir*, guten Abend.“ — Nicht wahr, Hr. Le Mang weiß neue und interessante Dinge, und versteht sie auch neu und interessant vorzutragen? Wir verbinden hiemit folgende

Halle, b. Ruff: *Interessante französische Briefe, nebst deutschen Nachahmungen zur Bildung des Verstandes und Herzens.* Von Greg. Ferd. Le Mang. 1806. XVI und 451 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.) Zur Bildung des Verstandes und Herzens wird hoffentlich Niemand diese Briefe benutzen wollen; er würde auch keine Nahrung schlecht dabey finden. Übrigens sind sie in gutem Französisch abgefaßt, nur zum Theil etwas alt und alfränkisch. Was der Duc de Montanier, was Buffy, Flechier u. a.

ihren Zeitgenossen zu schreiben wußten, wird man lieber in vollständigen Sammlungen lesen wollen. Die deutschen Nachahmungen sind wahrlich nicht interessant, sondern frostig, gedehnt, aber auch hin und wieder anzüglich. Da ist z. B. eine Dame, die, um einige Lehrer für ihren Sohn zu suchen, nach Kiel reiset, sich zu diesem Behuf vier Monate dort aufhält, und in aller dieser Zeit keinen tauglichen finden kann, ob die Stadt gleich von so vielen Lehrern „überfluthet wird.“ — Ein angehängtes kleines Wörterbuch ist brauchbar. Der Vf. verspricht in der Vorrede ein anderes, das nicht nur „alle Wörter beider Sprachen enthalten, sondern auch zugleich den richtigen und verschiedenen Gebrauch jedes Worts, für sich und mit andern verbunden, erklären soll.“ Welch eine Unternehmung! Uns graut schon; zumal wenn uns auf oben gemeldete Art erklärt werden soll, was man unter *bonne nuit* u. f. w. zu verstehen hat. Wir wollen das Publicum im Voraus gewarnt haben. Cch.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Stuttgart, b. Löbend: *Hebräisches Lesebuch für Schulen.* Von M. C. C. F. Weckherlin, Prof. am Gymnas. zu Stuttgart. Zweyte, verbesserte Ausgabe. 1806. XVI und 178 S. 8. (16 gr.) Unter den vielen hebräischen Lesebüchern, die wir in unserem christomathischen Zeitalter erhalten haben, gehört das gegenwärtige unter die vorzüglichsten. Es liefert im zweckmäßigen Progreß vom Leichterem zum Schwereren biblische Stücke, die aber nach Befinden abgekürzt und so verändert sind, daß dem Anfänger keine Schwierigkeit verursacht wird, nebst einigen andern Aufsätzen in reinhebräischer Sprache, meistens Fabeln und Erzählungen belehrenden Inhalts. Diese Stücke sind aus einem für die Juden-Kinder in Berlin bestimmten Lesebuch entlehnt, das folgenden Titel hat: *מורה נבוכדנאצר* ויהוה אלמור לנערי בני ישראל ולכל המצויים כלשון וואלה Güte des Hn. D. Scharrer erhielt. Rec. kennt dieses zweckmäßige Werkchen auch unter dem Titel: *Der Kindervater für die israelitische Jugend und die Liebhaber der hebräischen Sprache, von Aaron Wolfsohn* (Inspector der jüdischen Wilhelmschule zu Breslau). Berlin 1790. 8. Als Anhang ist eine treue Übersetzung dieser nichtbiblischen Stücke beygefügt worden aus Gründen, die Vorr. S. IX gut angegeben sind. Den Beschlus macht eine Erklärung aller in diesem Lesebuche vorkommenden hebräischen Wörter in alphabetischer Ordnung.

N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Litfas: *Morad. Eine Erzählung aus der orientalischen Welt.* 1806. 2 Theile. 328 und 342 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) Der Vf. dieser Erzählung will durch dieselbe die Wahrheit lehren, daß mit der Kenntniß des Menschen sich auch die Liebe zu ihm im Gemüth entfalte, keinesweges aber, wie man gewöhnlich glaubt, schwach und kalt werde. In diesem Betracht ist der Plan der Erzählung sehr wohl angelegt, indem er uns mitten durch den irreleitenden Schein hindurch zu der eben ausgesprochenen schöneren Erfahrung bringt. Möchte man nur die Menschen immer so kennen lernen! Besonders ist Morads Bild für den bezweckten Effect recht gut gezeichnet; hingegen dünkt Rec., sey das weibliche Personale nicht sehr genau gehalten. Der Vortrag ist leicht und angenehm.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 F E B R U A R , 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) J E N A , b. Frommann: *Shakspeare's Othello*, übersetzt von Dr. Joh. Heinr. Vofs. Mit 3 Compositionen von Zelter. 1806. 240 S. 8. (20 gr.)
- 2) Ebd.: *Shakspeare's König Lear* übersetzt von Dr. J. H. Vofs. Mit 2 Compositionen von Zelter. 1806. 245 S. 8. (20 gr.)
- 3) L E I P Z I G , b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet* für das deutsche Theater bearbeitet von Karl Julius Schütz. 1806. 240 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Wer beide Übersetzungen des Hn. Prof. Vofs ohne Zuziehung des Originals, oder ohne damit vertraut zu seyn, durchliest, und sich bloß dem Eindrücke des Ganzen genießend hingiebt, der wird sich angezogen fühlen durch die Harmonie und den rhythmischen Wohlklang der Verse; und die plastische nachdrückliche Sprache in den vielen pathetischen und malerischen Scenen wird seiner tragischen Stimmung so entsprechen, daß er wenig oder nichts vermisst. Etwas anders verhält es sich mit dem, der alle Theile aufmerksam betrachtet, und die Übertragung Schritt vor Schritt mit der Urschrift vergleicht: diesem kann es nicht wohl entgehen, daß der Übersetzer vorzugsweise und zuweilen selbst auf Kosten wesentlicher Punkte der musikalischen Schönheit nachstrebt, sowohl in ganzen Versen als in einzelnen Worten, und daß er in der Regel nur dann seinen Autor auf eine befriedigende Weise wiedergiebt, wenn sich die Kunst eines schönen Versbaues und einer kräftigmahlenden Sprache in ihrem Glanze zeigen kann, d. h. in allgemeinen hochpoetischen und anschaulich schildernden Stellen: diesen wiederfährt fast immer ihr volles Recht; da hingegen solche Scenen, die sich nicht so laut und stark aussprechen, meistens in schwankenden Umritten und nur halb wahren Farben nachgebildet sind, wofür der Wohlklang der Verse keinen hinlänglichen Ersatz zu geben im Stande ist. Diesem zu Liebe wird öfters ein scheinbar unbedeutender, aber dennoch charakteristischer Nebenzug weggelassen, manches wird mehr angedeutet als bestimmt ausgeprägt, hin und wieder ist mancher Ausdruck zu getreu nachgeahmt und anderwärts wiederum zu frey nachgebildet; — überdies findet sich zuweilen eine undeutsche Redensart, und von einigen Stellen ist der Sinn nicht getroffen.

Bey diesen Mängeln verdienen dennoch beide Übersetzungen eine ehrenvolle Auszeichnung und die Aufmerksamkeit der Freunde Shakspeare's. Map
G. A. L. Z. 1807. Erster Band.

mufs sie nämlich als Versuche ansehen, die Dramen des großen Dichters getreu und vollständig, aber zugleich in einer Sprache wiederzugeben, wie wir sie in den Meisterwerken unserer Dramatiker zu hören gewohnt sind. Denn so vortrefflich auch *Schlegel's* Übersetzung an sich ist, so entbehrt sie doch zum Theil des unmittelbar Eindringlichen, des ungehindert Ansprechenden; was man vornehmlich inne wird, wenn man sie auf der Bühne recitiren hört. Sind gleich Hn. V. Versuche nicht ganz gelungen, so haben sie doch das Verdienst, zuerst einem Ziele nachzustreben, dem auch nur nahe gekommen zu seyn, schon rühmlich ist, und man mufs wünschen, daß er seine Verheissung, auch das *Wintermährchen* und *Richard den Dritten* übertragen zu wollen, bald erfüllen möge.

Als Beleg zu obigem Lob und Tadel mag folgendes dienen: Im *Othello*, zu welchem Schiller die Veranlassung gab, und dessen Überarbeitung die letzte Arbeit des unvergesslichen Dichters war, zeichnet sich folgende Stelle aus:

Othello zu Jago. Glaubst du, ich will der Eifersucht nur leben,
Und meinen Argwohn mit dem Monde wechseln?
Nein, einmal zweifeln heisst auf einmal auch
Entschlossen seyn. Treib Teufelspott mit mir,
Wenn ich je mein Gemüth zum Raub erbe
So aufgedunsen, leeren Phantasien,
Wie du errogen willst. Das quält mich nicht,
Wenn's heisst, mein Weib sey schön, wohl auf, gern
in Gesellschaft,
Gesprächig, sing' und spiel' und tanze gut.
Wo Tugend ist, macht das noch tugendhafter.
Auch geben meine eignen Mängel mir
Im mindsten keine Furcht, sie möge straucheln.
Sie war nicht blind und wählte mich. Nein, Jago,
Sehn will ich, eh' ich zweifle, wenn ich zweifle
Will ich Beweis, und hab' ich den — hinweg
Auf einmal dann mit Lieb' und Eifersucht!
(3. Aufzug 3. Scene)

Aus dem *Lear* stehe hier folgende, noch besser beweisende, pathetische Rede *Lear's*, welche im Original so lautet:

Blow, wind, and crack your cheeks! rage! blow!
You cataracts, and hurricanes, spout
Till you have drench'd our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thought-executing fires,
Vau't couriers to oak-cleaving thunder-bolts,
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder,
Strike flat the thick rotundity o' the world!
Great nature's moulds, all germens spill at once,
That make ingrateful man!

Blaset, ihr Winde, sprengt eure Wangen!
Toß, bläst! Ihr Himmelsstürhen und Orkane
Strömt, bis ihr Thürm' und Wetterhühn' ersäuft!

Ihr schwelichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab der Eichelspaltenden Dohnerkeile
Versengt mein graues Haupt! Kommt, Weuerstrahle,
Und schlaget flach des Weibbaus dicke Ründung!
Zerbrecht die Formen der Natur, verwüestet
Auf einmal jeden Keim, woraus der Mensch
Entspringt, der undankbare.

(3 Aufzug 2 Scene)

Der Sinn ist theils verfehlt, theils nur halb ausgedrückt, unter andern in folgenden Stellen des *Othello*:
S. 12: *einen doppelten Adler machen* sagt gerade das Gegentheil von *to make the beast with two backs*. S.

für to gall
inken —
llgemein.
im Staat.
ner: Be-
S. 31:
llgemein
es beson-
39 wird
er durch:
ten, was
ihr Glück
weg. —
im Schlaf

zur Desdemona sagen läßt: *Let us be wary, let us hide our loves!* werden dem Klänge zu gefallen zu feyerlich gegeben durch: *laßt uns behutsam unsere Liebe bergen*. S. 202: als Brautgeschenk für Desdemona. Im Original steht bloß *gifts*, denn es ist ja von dem Gelde die Rede, womit Othello's Frau sollte verführt werden (vergl. S. 189.). S. 63 ist über der mahlerischen Wortpracht in den Versen:

„Dann mag die angsterfüllte Barke hoch
Meerberg' erklimmen, und in Höllenschlünde
Tief untertauchen

der ausdrückliche Gegensatz von Himmel und Hölle im Original unbeschadet geblieben. — S. 212 wird das: *it is the cause*, durch: *die Sache* wills gegeben, klarer wäre wohl: es ist die Schuld. S. 217 heist es zu wörtlich: *ich gab ihm nie ein Zeichen* — für: Geschenke, Andenken. S. 225 wird *villain* *hath made mock with love!* durch *Arglist verhöhnt die Liebe*, gegeben, da es *misbraucht* heissen sollte.

Gegen die Sprathe wird hin und wieder gefehlt, und auch einige Härten, die leicht zu vermeiden waren, laufen mit unter. Z. B. S. 6: *ich hab' schon, für: schon hab' ich*. S. 17: *bischen Frömmigkeit*, für: wenig. S. 36 heist es undeutsch und zu wörtlich:

Mich würde deine Flucht tyrannisch machen,
Ihr Klotze anzubinden.

S. 42 desgleichen: *gute Nacht für Gedeihmann*, statt: auch allen gute Nacht! S. 133: *ich geb' ein solches ihr als erste Gabe*, steif für: ein solches geb' ich ihr zum Angebinde. S. 142: *geweihte Würmer spinnen drum die Seide* — ist undeutsch. S. 295 heist es ungelent:

Ich hab' die Tücher auf das Beil gelegt.
Die ihr befohlen.

statt: die Tücher hab' ich u. s. w., wie ihr befohlen. S. 234 ist ganz mißrathen die Stelle:

Der Blick wird mich vom Himmel schleudern,
Wo Teufel mich ergreifen

denn das *Wo* kann man nicht anders, als auf Himmel beziehen.

Es ließen sich aus dem *Lear* nicht weniger verfehlte Stellen anführen, welches aber besser unterbleibt, da der Tadel, daß die nicht pathetischen und mahlerischen Scenen nicht mit gleichem Fleisse und Glücke übersetzt worden sind, zu sehr das Ganzedieser Scenen trifft, als daß Einzelheiten allein diese Mängel recht anschaulich machen könnten. Es ist nur noch zu bemerken, daß die in beiden Stücken vorkommenden Bruchstücke von Balladen und Liedern, größtentheils glücklich nachgebildet sind; jedoch ist von den Versen, die S. 124 des *Lear*'s der Narr singt, der erste so wiedergegeben, daß er gar keinen Sinn zuläßt. Er lautet also: *wenn Priester Wort auf Worte häufen*, da hingegen im Original *word* und *matter* (Geist und Materie) sehr scharf einander entgegengesetzt werden.

Die in No. 9 enthaltene Bearbeitung des *Hamlet* für das deutsche Theater, ist ein mißlungenes Unternehmen, man mag nun auf das Ganze sehen, oder auf die einzelnen Theile. Es läßt sich dieses darthun, ohne die, mit selbstgefälliger Zuversicht in den Vorerinnerungen aufgestellte Behauptung zu widerlegen, nach welcher „das ganze Stück in zwei unverbundene Theile zerfällt, von denen der erstere die höchste, der andere gar keine Einheit hat.“ Die Grundlosigkeit dieser Behauptung muß jedem einleuchten, der nur zu bemerken im Stande ist, daß *Hamlet* auch in den ersten drei Acten gar keinen eigentlichen Plan hat, und eher den Gelegenheiten, das Gebot seines Vaters auszuführen, ausweicht, als sie sucht. Ueberdies ist von Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahre, und von Richardson in seiner Charakteristik, die vollkommene Harmonie in der Denk- und Handlungswelt *Hamlet*'s so überzeugend entwickelt worden, daß der große Dichter, welchen jeder seiner wahren Vertheiler einer so unverzeihlichen Ungereimtheit gar nicht für fähig halten kann, keiner Rechtfertigung mehr bedarf. Daß die beiden letzten Acte etwas an reich an Begebenheiten sind, und dadurch die Phantasie, besonders des deutschen Zuschauers, leicht in Verwirrung geräth, dieses läßt sich nicht ablegen, und man wird daher gern jedem Bearbeiter des Stückes für die Bühne das Recht zugestehen, einige Nebenzüge wegzulassen und das Geschichtliche zu vereinfachen. Die Hauptschwierigkeit, auf die man dabei stößt, ist unstreitig, ob Fortinbras ganz wegzulassen, und wenn man sich hiezu entschließt, ob Horatio, oder Laertes, zu *Hamlet*'s Thronfolger bestimmt werden soll. Die Idee, daß ein so bedeutsames, kühn unternehmender Jüngling, an der Spitze eines siegreich heinkkehrenden Heeres, wie Fortinbras ist, den durch die Zerstörung der ganzen königlichen Familie verwüsteten Königsstuhl besteigt, und so auf den letzten Stamm, von dem der Heldengeist gewichen ist, ein

neues kräftiges Leben pflanzt, diese Idee ist zu schön, als daß man sie nicht beybehalten zu sehen wünschen möchte. Horatio sowohl als Laertes erfüllen diese hohe Idee nicht ganz, man mag auch beide noch so sehr zu steigern suchen. Hr. Prof. Schütz hat von dem allen nichts entdecken können, er erklärt ohne alles Bedenken den Fortinbras für gänzlich unbedeutend, der „offenbar“ (?) bloß eingeschoben sey, damit doch am Ende Hamlet einen Thronfolger erhalte, — und macht Laertes zum König. Aus welchem Grunde gerade diesen, möchte schwer zu errathen seyn, vermuthlich gemäß dem alten Weisprüche: *Vox populi, vox Dei*. denn wie bekannt, ruft ihn einmal das aufgethetzte Volk zum Könige aus. Man wird nun erwarten, daß Laertes wenigstens von einer so vortheilhaften Seite als möglich sich zeigen werde, aber keineswegs: er erscheint vielmehr in einem zweydeutigeren Lichte, als selbst im Original. Als er nämlich den Hamlet die beabsichtigte hinterlistige Wunde beygebracht hat, und die Königin am Gifte sterben sieht, wirft er sich ihm zu Füßen mit den Worten:

Ich seh' um Gnade, Prinz!

Ja, dies Rappier, es ward zum Mord geschlossen.

Ich wollte meine Rache, doch nun seh' ich...

Ich soll den Arm nur einer fremden leihn.

Da liegt des Fureurs Werkzeug an dem Boden!

Verzeiht mir, noch ist nichts geschehn, der Stofs,

Mit dem ich Euch getroffen, war nicht tödlich!

Nun mußte der Laertes aus gutem Grunde vermuthen, daß das Rappier vergiftet sey, denn S. 108 hatte ihm der König geradezu gesagt, daß er es werde vergiften lassen, so wie auch, daß er einen Becher mit Gift in Bereitschaft halten wolle. Wenn man auch diese Inconsequenz übersehe, so ist doch jene Berechnung keinesweges ein Zug, der uns vom Laertes einen großen Begriff geben könnte.

Nach den wiederholten Lobpreisungen, die Shakespeare'n wegen der dreß ersten Acte, ganz unbedingt ertheilt worden, erwartet man nichts anderes, als daß hier alles Wesentliche völlig werde unangefast bleiben. Man wird aber gleich bey der ersten Scene des Stückes eines Besseren belehrt, und erfährt, daß es mit dem großen Lobe eigentlich kein rechter Ernst war, und daß, ein so großer Meister in der theatralischen Anordnung auch der Dichter nach dem Geständnisse des Bearbeiters ist, dieser dennoch die Theaterkunst weit besser verstehe. Wer nun etwa Shakespeare'n vornehmlich in der acht dichterischen Kühnheit bewundert, womit er insonderheit seine tragischen Dramen, z. B. den Macbeth, zu eröffnen und mit unvorbereitet starken, schnell vorbegeführten, und auf das Ganze hindeutenden Momenten seine Zauberwelt wie auf Einen Schlag in's Daseyn zu rufen pflegt, der muß natürlich denjenigen anfeuern, der da glaubt, den großen Dichter hier zu recht weisen zu müssen. Zum Glück löst sich jedoch die unangenehme Anspannung des Staumens bald auf in ein wohlthuendes Lächeln. Shakespeare küßt, wie bekannt, nach ein paar kurzen Gesprächen der Wacht-officiere, dem ung'übigen Horatio den Geist sogleich erscheinen, und dieser macht nun eine natürlich her-

beygeführte Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande des Reichs, giebt der Erscheinung eine dunkel prophetische Deutung, der Geist zeigt sich noch einmal, verschwindet bald wieder, und hierauf werden alle schauerhaften Bilder des Volksglaubens angeregt. Diese ganze erste Scene fehlt in der Bearbeitung, statt derselben macht die zweyte den Anfang, und das Stück beginnt nun mit der Rede des Königs vom Throne. Hierin werden die inneren und äußeren Verhältnisse des Reichs weitläufig auseinander gesetzt — und nachher wird der Inhalt jener ersten Scene des Originals dem Hamlet vom Horatio erzählt.

Wie frostig diese Veränderung ist, leuchtet von selbst ein; sie ist ganz in französischem Geschmack, nach welchem die Tragödie in der Regel mit langen Erzählungen anhebt, welchen der durch nichts Vorhergehendes angeregte Zuschauer nur mit halbem Ohre zuhört, und die ihn eigentlich mehr verwirren, als daß sie ihn in die Stimmung und mitten in das Leben des Dramas versetzen. Zu dieser unglücklichen Veränderung verleitete wahrscheinlich die Meinung, die wenig vorbereitete plötzliche Erscheinung des Geistes mache nicht Effect genug, sie müsse aber, wenn sie erst späterhin eintrete, eine um desto größere Wirkung hervorbringen. Dieses ist, nach den gewöhnlichen Vorstellungen vom sogenannten Effect, nicht einmal ganz richtig, die vorzüglich viel auf das ganz Unerwartete rechnen. Denn durch das Hinausschieben und umständliche Schildern der Erscheinung wird mehr die Neugier erregt, wie wohl der Geist auftreten werde, als daß eigentlich die Phantasie darauf gespannt würde. Freylich frappirt bloß das erste plötzliche Auftreten des Geistes den Zuschauer, und macht auf ihn nicht einen so tiefen Eindruck, als in der Folge, aber durch diesen kühnen Schlag wird die Einbildungskraft auf einmal für die Stimmung des Geisterhaften erweckt, wofür sie bey und nach der bald darauf folgenden Wiederkehr fast völlig schon gewonnen ist. Die dazu nicht wenig mitwirkende prophetische Ahndung des Horatio wird vom Veränderer ganz willkürlich in dem Momente eingeschaltet, wo Hamlet dem Geiste nachfolgt: das Ungehörige dieser Stelle an diesem Orte, wo die Aufmerksamkeit ausschließlich auf das gespannt ist, was der dem Hamlet winkende Geist zu eröffnen haben wird, ist durch sich selbst klar, und ein solches leichtsinniges Schalten kann allein schon einen Begriff geben, wie oberflächlich der Bearbeiter den Geist des Ganzen aufgefaßt hat, und wie wenig Sinn er für Shakespeare's GröÙe besitzt. Es ist natürlich, daß, wer das Ganze nicht lebendig zu ergreifen fähig ist, auch das Einzelne nicht nach seinem Werth und Gewicht zu schätzen weiß, und dieses bestätigt sich in gegenwärtigem Falle fast bey jeder Scene. Schlegels meisterhafte Übersetzung ist, wie man bald sieht, zum Grunde gelegt worden, und das wird Jederman billigen. Aber warum begnügte sich Hr. Prof. Schütz nicht, diese treffliche Arbeit, die er selbst so außerordentlich erhebt, möglichst unverändert zu lassen, nur die Sprache hie und da etwas geschmeidiger und verständlicher zu machen, und für unsere

Zeiten anstößige, nicht passende, oder völlig räthselhafte Züge wegzulassen? Aus falscher Schaam hat er fast jeden Vers verändert, und diese Veränderungen sind im Ganzen so misslungen, daß Niemand ihn für diese traurige Arbeit, welcher man die festernde Mühseligkeit ansieht, Dank wissen wird. Zur Probe mag folgende Stelle hier stehen, zuerst nach *Schlegels* Übersetzung und dann nach der Bearbeitung, so daß der Abstand Jedem von selbst in die Augen fallen muß.

Hamlet. Nun blickt' er finster?

Horatio. Eine Miene, mehr des Leidens als des Zorns.

Hamlet. Blafs oder roth?

Horatio. Nein äußerst blafs.

Hamlet. Sein Aug' auf euch geheftet?

Horatio. Ganz fest.

Hamlet. Ich wollt', ich wär' dabey gewesen.

Horatio. Ihr hättet euch gewiß entsetz.

Hamlet. Sehr glaublich.

Sehr glaublich. Blieb es lang?

Horatio. Derweil mit mäfs'ger Eil man hundert zählen könnte.

Hamlet. Ich will heut wachen, vielleicht wirds wieder kommen.

Horatio. Zuverlässig.

Hamlet. Erscheints in meines edlen Vaters Bildung:

So red' ich's an, gähnt' auch die Hölle selbst,

Und hiefs mich ruhig seyn. Ich bitt' euch alle:

Habt ihr bis jetzt verheimlicht dieß Gesicht,

So haltets ferner fest in eurem Schweigen;

Und was sich sonst zur Nacht ereignen mag,

Gebt allem einen Sinn, doch keine Zunge.

Ich will die Lieb' auch lohnen; lebt denn wohl!

Auf der Terrasse zwischen elf und zwölf

Befuch ich euch.

Alle. Eu'r Gnaden unsre Dienste.

Hamlet. Nein, eure Liebe, so wie meine auch.

Lebt wohl nun.

Hamlet. (allein.) Meines Vaters Geist in Waffen!

Es taugt nicht alles: ich vermüthe was

Vom argen Räuber. Wår die Nacht erst da!

Bis dahin ruhig, Seele! Schnöde Thaten,

Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen.

Dieses lautet nach Hn. *Schütz* Umänderung:

Hamlet. So sagt mir, wie er ausfah. Zürnend, nicht?

Horatio. In seiner Miene lag mehr Leid als Zorn.

Hamlet. Roth oder blafs?

Horatio. Sehr blafs.

Hamlet. Und sah euch an?

Horatio. Mit unverwandtem Blick.

Hamlet. O wie viel wollte

Ich darum geben, wäre ich dabey

Gewesen (!)

Horatio. Sicher hättet Ihr Euch sehr

Entsetzt.

Hamlet. Wohl glaublich, Freund, wohl glaublich. Sagt mir, Verweilt' es lange?

Horatio. Ohngefähr so lange,

Daß man gemächlich hundert zählen konnte.

Hamlet. Hört! Ich will diese Nacht selbst mit Euch wachen, Vielleicht kömmt's wieder.

Horatio. Zuverlässig!

Hamlet. Sey es auch

Ein Blendwerk, sey's ein trügerisches Fantom;

Erscheint es wirklich mir in meines Vaters

Ehrwürdiger Gestalt; so red' ichs an,

Und wenn sich auch die Hölle selbst aufthäte,

Und hiefs mich ruhig seyn. — Euch bitt' ich sehr,

Habt Ihr bis jetzt verheimlicht dieß Ereigniß,

So haltets ferner in Verschwiegenheit,

Wie alles, was auch sonst noch etwa (!) sich

In dieser Nacht begeben mag. — Gebt allem,

Was sich Euch zeigt, ein aufmerkames Auge, (!)

Doch keine Zunge. Hört Ihr wohl? Ich will

Den Dienst Euch lohnen. Und nun geht mit Gott;

Ich muß vorher die Sache noch bedenken.

Habt guten Abend! Diese Nacht um Zwölf

Auf der Terrasse bin ich wieder bey Euch.

Marcellus. Empfehlen Eu'r Hoheit uns zu Gnaden.

Horatio. Lebt wohl mein theuerster Gebieter!

Hamlet. Dein Freund, wie du der meinige. *Horatio!*

Auf Wiedersehn also. Noch einmal haß ich

Mit ganzer Seele dich in Helsingör

Willkommen. —

Hamlet. (allein.) Meines Vaters Geist in Waffen! —

Da steht nicht alles gut. Ich ahnde mancherley

Verborgnes Unheil. Wäre nur die Nacht schon da.

Bis dahin ruhig meine Seele! — Böse Thaten,

Birgt sie der Erde Schoos, müssen sich verrathen! (!).

So verwäffert und entstelt, wie diese Scene, ist mehr oder weniger das ganze Stück, und so unverzeihlich schlechte Jamben, wie man hier liest, finden sich an unzähligen Stellen, und besonders da, wo die Prosa des Originals in Verse zerstückelt ist, und wo recht klar wird, wie der Versmacher auch nicht einmal eine Ahnung vom Wesen und der Bedeutung des poetischen Rhythmus hat: hiernach zu schließen, würde er es auch gar nicht abgeschmackt finden, einen Zeitungsbericht zu versificiren. Aber der mißhandelte Jamb hat in einer Stelle sich auf das spasshafteste gerächt: in der schönen Rede Hamlets an die Schauspieler, die er bekanntlich im Original in Prosa hält, schiebt der schalkhafte Jamb dem Verbesserer ganz unvermerkt statt eines ungeschlachteten Gesellens einen — ungeschlachteten Gesellen unter. Das entschlüpfte Quiproquo ist zu sprechend, als daß wir nicht damit schließen sollten.

H. D. F.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Maurer: *Drey Monate aus dem Leben des Kanonikus von S. Noch eine Reise ins Bad.* 1806. 453 S. 8. (1 Thlr. 26 gr.) Wer in diesem Buche einen gewöhnlichen Zeitverderber sucht, irrt sich nicht wenig; wer viel mehr als Zeitvertreib sucht, irrt sich gleichfalls; nur wer es zur Hand nimmt, um sich auf eine leichte, angenehme Weise zu erholen, irrt sich nicht. In einer solchen Stimmung zur Erholung scheint das Buch selbst, wahrscheinlich auf dem Lande, geschrieben zu seyn. Con amore wenigstens ist der Vf. an seine

Erzählung gegangen: das zeigt die frohe Laune, der leichte Scherz, der spottende Muthwille, die durch das ganze Buch hindurch sichtbar sind, das überhaupt den nämlichen Verfasser zu haben scheint, als die *Revue*. Indem wir den Lesern das nämliche Vergnügen wünschen, als wir empfunden haben, erlauben wir sie zugleich um ihres eigenen Besten willen das dreyzehnte Kapitel, Haupt- und Staatsactionen überschrieben, als etwas langweilig zu überschlagen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erster Theil. Von des Volks Ursprung. — Zweyter Theil. Von dem Aufblühen der ewigen Bünde. — Dritter Theil. Bis auf den ersten französischen Krieg. Durch Johann von Müller. Neue verbesserte und vermehrte Auflage.* 1806. I Th. mit des Vfs. Portrait. LX und 648 S. II Th. IV und 771 S. III Th. VI und 707 S. gr. 8. (9 Rthlr. 8 Gr.) *Vierter Theil. Bis auf die Zeiten des burgundischen Kriegs.* 1805. XVI und 774 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Es konnte wohl keine Erscheinung für Geschichte und deutsche Literatur so erfreulich seyn, als die neue Darlegung und Fortsetzung dieses Werks. Unsere Leser wissen, was sie von dem unerschöpflichen Genie des Vfs. erwarten; sie sehen hier, bey seiner ungemeynen Thätigkeit, neben so vielem anderen, die große Aufgabe seines Lebens der Vollendung näher schreiten. Wenn hier einerseits das Verdienst der neuen Ausgabe, andererseits das Verhältniß des neuen IV Theils zu den vorhergehenden gezeigt werden soll, so wird voraus nichts geringeres erfordert, als daß ein Gesichtspunct angegeben werde, aus welchem theils der Werth des Werks an sich, theils auch sein Verhältniß zu dem gegenwärtigen Zustand der Geschichtskunde überhaupt, vollständig geschätzt werden kann.

Jedoch hier setzt Rec. dieser ohnehin verspäteten Anzeige ihre Grenzen. Das Werk, das der Kritik und Kunst vorgeleuchtet, das von den Zeitgenossen mit Enthusiasmus und allgemeiner Verehrung aufgenommen worden, das seiner Dauer bey der Nachwelt sicherstes Merkmal in sich selbst trägt, kann einem literarischen Tagblatt nicht unterworfen seyn, wie ein anderes. — Indessen, wenn die wahren Regeln zur Beurtheilung eines originalen Kunstwerks, wie im Laokoon, nur in ihm selbst zu suchen sind, so mag wenigstens zu dem letzteren das folgende einiges beytragen.

In der neuen Ausgabe der 3 ersten Theile, — um, wie sich gebührt, vom Kleineren zum Größeren aufzusteigen, — ist nicht sowohl *Verbesserung* als *Vermehrung* auszuzeichnen. Jene betrifft in Ansehung des Vortrags nur wenige Ausdrücke oder Wendungen; in Ansehung des Sinnes hie und da eine Stelle, die vielleicht der Mißdeutung unterworfen gewesen

wäre. Dagegen sind die *Zusätze* und *Berichtigungen*, hauptsächlich in den Noten, um so beträchtlicher und schätzungswerther; ein Zeitungsblatt hat deren in den zwey ersten Bänden über 2000 gezählt. Hier ist die Ausbeute eines vieljährigen rastlosen Sammelns aus den mannichfaltigsten Quellen, aus einer der größten und reichsten Bibliotheken; durch das Ganze der Beweis der genauesten Revision auch jeder kleinen Anmerkung, zugleich auch wohl ein stillschweigendes Zeugniß für die Anlage des Werks selbst. So groß nämlich der Zuwachs ist, so hat dieses den Vf. doch nicht bewegen können, den ersten Plan zu ändern; kaum daß hie und da die Übersichten näher bestimmt, oder in den Text einzelne Stellen eingeschaltet worden sind. Es zeigt dieses vorläufig, was er selbst als vollendet betrachtet.

Erster Theil. „Sag an, Helvetien, du Haldenvaterland!

„Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

Haller.

Zwar ist dieser ganze Theil nur als Einleitung zu betrachten; er hat aber, den Anfang und Endpunct gegen einander gehalten, seine Einheit in sich selbst (Vrgl. III B. II Abth. Einleit. und die Vorreden des III und IV Theils.) Er ist überdies schon in der ersten Darstellung nach jeder Rücksicht der vollkommenste gewesen, so daß jede wesentliche Veränderung eine Auflösung im Ganzen nothwendig gemacht haben würde. In der römischen Periode konnte jenes ohnehin kaum Statt finden, da hier auch der Quellen-Vorrath so gut als geschlossen zu betrachten ist. Die wenigen, (aber nicht unwichtigen,) Nachträge sind aus *Strabo*, (zu S. 13, 15,) aus *Appian*, (S. 17, 22, ersteres zur näheren Bestimmung des cimbrischen Zugs; letzteres von den ersten Alpen-Pässen in Beziehung auf die neuesten Ereignisse). Merkwürdig insbesondere ist (S. 24) die Bestätigung aus *Justin*. 38, 3, daß die cimbrische Unternehmung mit dem Plan des Mithridates zusammenhing. Über die Herkunft der Rhätier (S. 42) ist *Dion. Hal.* mit *Plinius* und *Strabo* verglichen. Von den Vindeliciern wäre noch beyzufügen, daß sie diesen Namen wahrscheinlich von ihrem Gau hatten, „*inter Vindum et Lycum*.“ *vid. Orig. Guelph. II. p. 333.* Bey der Wanderung der Galen aus Asien bis an den westlichen Ocean (S. 5) vermißt Rec. noch die Beweisstellen, eben so, wie bey der Schilderung derjenigen Gallier, die sich zu Trajans Zeiten in der Rheingegenden angebaut haben (S. 67). Von ihrem *Aussehen* meldet wenigstens *Tacitus* nichts: wohl aber beschreibt *Agathias* einige Jahrhunderte später die in Italien eingefallenen Fran-

hatte nicht sowohl zur Absicht, die Landleute besser zu schützen (S. 378), als dem übermüthigen Adel den Bürgerstand entgegen zu setzen (S. 386: 388. 455). Diese neuen Bürger bestanden zwar größtentheils auch aus angesehenem Adel: aber in ihrer städtischen Vereinigung war ihr Interesse dem des Landadels geradezu entgegen.

Wie unter den Hohenstaufischen Kaisern, so folgt auch unter dem Habsburgischen Hause die Geschichte nicht dem Hauptfaden ihrer Regierung, sondern den *lokalen Verhältnissen*. Es fehlt aber sowohl für diese, als jene, nicht an neuen Zusätzen. Über *Zürichs* Handel, älteste zünftige Verfassung S. 593 und 206. n. 7. Über *Bern* und seine ruhmwürdige alte Grundverfassung S. 461. n. 117. — Zur Geschichte K. Rudolfs I. sind theils die obengenannten, theils viele andere neue Quellen, insbesondere *Ottokars* (vortrefliche, sinnreiche) Reimchronik, benutzt worden. Was in der ersten Ausgabe zum Ruhm des österreichischen Charakters gesagt worden, ist — ohne Zweifel aus des Vfs. eigener Erfahrung: — bestätigt. S. 507 zu der Not. 347 dürfte wohl auch das Jahr 1806 gesetzt werden? — Über die vielfach versuchte Ableitung von *Habsburg* hier nur Eine Bemerkung: Von *castrum avinionis* kann es schwerlich genannt seyn, weil es schon bey der ersten Erbauung diesen Namen hat. Warum nicht vom deutschen: „auf eigener Habe“ zu Beschützung des Ländchens „in Eigen“? Es gab mehrere Schlösser dieses Namens, bey dem Hause Landau, Gundelfingen u. s. w. Die Pfalzgrafen von Tübingen hatten auch ein *Habsstul*.

Die ganze Reihe von Begebenheiten, welche den Aufstand unter K. Albrecht vorbereitet haben, zeigt Spuren wiederholter, genauer Prüfung. Die Natur ihrer Quellen, wie wir unten zeigen werden, machte dieses nicht überflüssig. Um so wichtiger sind nun die Resultate dieser Kritik. — Die historische Kunst hat den Knoten so geknüpft, daß der Leser, wenn er das ganze ehrwürdige Alterthum, die Zeiten der ersten Kaiser, die Gothen, die Alemannen, die Burgunder, mit ihrer Verfassung, das fränkische Kaiserthum, die Gründung des deutschen Reichs, und den ersten Zerfall desselben, vorübergegangen ist, mitten aus allen diesen Ruinen den wohlbehaltenen Keim einer uralten Eidgenossenschaft, den merkwürdigen Anfangspunct vieler neuer Begebenheiten, vor sich sieht. Die ganze Darstellung im Geist der Alten selbst. Schwerlich wird man aber aus diesen ein Beyspiel auffinden, daß der dramatische Dichter den Geschichtschreiber so zum Grund legen konnte, wie in Schillers *Fell* geschehen ist.

II Theil. „Lernt, Brüder, eure Macht; sie ist in unsrer Treu.
O würde sie auch jetzt bey jedem Leser neu!“

Haller.

Die Darstellung ausgenommen, ist zwischen dem ersten und zweyten Theil mehrfache Verschiedenheit. In jenem sind größtentheils Bruchstücke, nach einem frey entworfenen Plan aufgenommen; in diesem reihen sich die Begebenheiten von selbst an den Haupt-

faden an. Dort ist ruhige Betrachtung bis auf *Tell's That*: hier beginnt mit rasch auf einander folgenden Scenen die *Handlung*. In Ansehung der *Quellen* ist hier beynahe kein Ziel; je weiter die Geschichte ins Einzelne geht, je mehr in einzelnen Stücken noch zu sammeln und zu berichtigen war, desto größer waren auch die Forderungen zur Vollständigkeit. Daher hat dieser zweyte Theil verhältnißmäßig auch die meisten neuen Zusätze erhalten; der ohnehin natürliche Plan konnte dadurch aber nicht verändert, vielmehr nur ergänzt werden.

Die erste Befreyung der Waldstädte, und Albrechts Ermordung sind nach *Tschudi, Ettarlin, Ottokar, Gerbert*, (Königsfeld. Chron.) *Hafelbach, Hagen* u. a. neu durchgesehen. Eine ähnliche Revision ist bey der sempacher Schlacht und Herz. Leopolds Tod. Begebenheiten, die erst später aus mündlichen Berichten und Sagen niedergeschrieben wurden, können nur durch Vergleichung der verschiedenen Referenten erröthert werden. Der Vf. verwirft auch solche nicht, die, wie *Justinger, Thomas Lyrer, Felix Faber*, ächtes und unächtcs zusammen geworfen haben. (Leichter ist es freylich, über solche Quellen abzusprechen, als sie so anzuwenden, wie es hier geschehen ist.) Es sind auch hin und wieder die noch bestehenden *Volksagen* und *Volkslieder* trefflich zur Erläuterung gebraucht worden. (Wenn es auch Fälle giebt, wo das eigentliche Factum von der Darstellung der Sage nie ganz zu unterscheiden seyn möchte, so ist es charakteristisch genug, auch diese zu kennen.) — Auf Veranlassung der Schweizer Theilnahme an den *italienischen* Kriegen ist zur Einleitung eine sachreiche, gedrängte Schilderung des damaligen (verwirrten, aber thatenvollen) Zustandes der *canetbürgischen* Lande vorausgeschickt. S. 61 — 70. Es ist auch sonst, zur Erläuterung der einzelnen Begebenheiten in *Wallis, Savoyen* u. s. w. aus *Muratori's* Sammlung, aus *Lehmann, Zurlauben* u. s. w. viel Schönes hinzugekommen. Jenes gehört so gut in den Plan, als Herodots treffliche Episoden in den seinigen; und welcher Leser wird sich nicht freuen, hier über manches, das es in Geschichtsbüchern, wohin es eigentlich gehört, vergeblich sucht, überraschende Aufschlüsse aus größtentheils noch wenig benutzten Quellen zu finden. Auch der kleinste Zusatz, wie S. 15, n. 29 von Heinrichs VII. Erwählung, kann auch für andere Geschichte bedeutend genug werden. — *Schaffhausen's* Verfassung giebt dem Vf. Gelegenheit, den alten Sitten und Einrichtungen seiner Vaterstadt, größtentheils aus den Stadtpapieren selbst, hier ein neues Denkmal zu setzen. — *Zürich*, Mittelpunct vielfältiger Cultur, erhält wichtige Beyträge zur alten Lit. Geschichte. Über die Minnesinger viele zusammengedrängte Resultate gelehrter Untersuchungen der *Haller, Schinz, H. Füssli, Hottinger*; zugleich lehrreiche Winke, sowohl über die einzelnen Producte, (das Lied der Nibelungen, „die deutsche Ilias,“) als über den Geist der Minnesinger im Allgemeinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

G E S C H I C H T E .

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller: Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. I—IV Theil u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück-abgebrochenen Recension.)

Bern, seiner ersten Anlage getreu dargestellt, hat theils in dem Kriege gegen den burgundischen Adel, theils in den späteren Kriegen, Chronik-Zusätze, hauptsächlich aus dem *Anon. Freyb.*, der im schweiz. Mus. abgedruckt ist: über die alte Verfassung der Stadt sind Bemerkungen des Hn. von *Mülliner*, ebenfalls aus dem schweiz. Mus. — (Die Entstehung einer zünftischen Verfassung, wie in Zürich, wurde hier durch die Überlegenheit der alten adelichen Geschlechter verhindert). — Urkunden aus *Burgklochner*, *Tschudi*, u. s. w. sind bey den Rätischen Bündnissen angewendet. Des wackeren *Stalders* Fragmente über Entlibuch geben hin und wieder zu schönen Erläuterungen Anlaß (S. 482. und sonst). Möchte sein Idiotikon (f. S. 422. I Theil) bald zu Stande kommen. — Die Fragen: ob Streitwagen in Deutschland eingeführt waren? (S. 186) die Bedeutung von *cornifer*, (S. 104) werden auch nicht übergangen. — Bey Basels Senat ist eine große Parallele mit dem Venetianischen S. 761. n. 983. Wer kann ohne Rührung die Geschichte des Hirtenknaben auf dem Arleberg (S. 721), oder den Ausbruch von Freundes Sinn bey Feinden im Augenblick der Noth, S. 324. n. 108 (aus bereits benutzten Quellen nachgeholt,) lesen?

Mit Vorbeygehung vieles anderen will *Rec.* hier noch einiges beyfügen. Burkhard von Ellerbach, österreichischer Anführer bey Tättwyl, (S. 242) heist in Urkunden: Ritter, Landvogt und Pfleger der Herzoge von Österreich in ihrem Lande zu Schwaben, Elßas, Ergöw. — Bey den Verbündeten Österreichs ist über *Urslingen*, S. 254. n. 102 eine unrichtige Quelle. Die Stammburg war zwar damals schon verkauft (*Sattler*, Gesch. der Gr. v. Wirt. I, 103), hingegen der letzte Herzog von U. starb erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, da *Teck* schon ausgestorben war, und wurde größtentheils von dem Hause *Geroldseck* beerbt. Das ist wahr, daß in der Mitte des 14. Jahrh. ein Herzog von U. mit *Beatrix* von *Teck* vermählt war, und daß ihr Sohn, *Conrad*, mit der *Beatrix* Bruder, *Friedrich* von *Teck*, in Streit gerieth wegen des Erbschenken-Amtes von St. Gallen. (Vielleicht gehören zu diesen Lehen auch die teckischen Rechte, deren S. 54. n. 154 gedacht ist?) Von

dem Hause *Landenberg* ist zu bemerken, zu S. 380. n. 313, daß schon 1378 „*Pfaff* Herrmann v. L. von *Greiffensee*“ mit *Joh. v. Blumenel*, Ritter, in Urkunden genannt ist, also nicht erst 1380 den geistlichen Stand angenommen haben kann. In die Kirche zu *Uftra* hat schon 1380 *Hermann* v. L. von Gr. eine Pfründe gestiftet, „ist, daß ich verdürb“ (stürbe.) Zu S. 378 vergl. 752 daß *Herrmann* und *Albrecht* v. L. von der breiten *Landenberg*, *Albrechts* Söhne, von St. Gallen Pfandweis um 400 fl. des Klosters Kirchen Tanbaum und *Wyle* inne haben; und zu S. 266. III Th. vergl. S. 352. n. 880, daß *Beringer* von L. Vogt zu *Tüngen*, Marggraf *Wilhelms* von *Baden* Diener war, und für diesen, (der Herrschaft österr. Landvogt,) Bürgewird gegen die von Zürich um 4000 fl. wegen Österreich.

Wir verlieren darüber den Plan nicht aus den Augen. Der Mittelpunkt ist: Behauptung der Reichsfreyheit gegen Österreich, zum Theil unter nicht unbedeutlicher Begünstigung der nachfolgenden Kaiser, (wie dieses auch bey anderen Reichsfürsten aufser Helvetien geschehen ist). Im Inneren werden schon jetzt charakteristisch einander gegenüber gestellt *Zürich* und *Bern*, Bürgermeister *Brun* und *Held Erlack*. Die acht alten Orte, in dem Zeitraum von 1308—1358 in gleichen gegenseitigen Bund vereinigt, der Kern und die Grundlage der ganzen Eidgenossenschaft, sind der Gegenstand der 4 ersten Kap. Das übrige sind mehr oder weniger vollkommene *Anseignungen* unter fortwährendem Widerstande gegen die Feinde des Bundes. Das 5 Kap. giebt zur Vollständigkeit theils Nachlese und Ergänzung des vorigen, (so weit es im ersten Zusammenhange nicht mit begriffen war, z. B. der Ausgang der Familie *Brun*), theils die innere Fortbildung der einzelnen Theile. Alsdann wird auch gezeigt, wie die Nachbarn allmählig zum Beytritt reif werden. Durch *Basel* kommt die Geschichte wieder auf das Haus Österreich, dessen Familien-Fehde (mit dem *Coucy*) unschuldiger Weise auch Helvetien trifft. Die andere Hälfte dieses Theils, vom 6 Kap., an ist in Absicht des Gegenstandes der ersten völlig analog, nur daß die Resultate entscheidender werden. 6 Kap. Die Entscheidungsschlachten. Auch die Zusätze von den Streiten bey *Sempach* und *Näfels* erhöhen den Beweis (den aber bis daher nur der Vf. gegeben), daß unsere Chroniken und alte Stammregister der Homerischen Zeit nahe gebracht werden können. Das 7 Kap. zeigt die nächsten Folgen dieser Schlachten. Innere Verstärkung der Sieger, durch Verträge, wie der *Sempacher Brief*. Österreichs Abnahme durch Verpfändungen. Dann die

R r

Verhältnisse der Verbündeten zur Kirche, zum Reich, zu einander selbst. Das Aufblühen ihrer localen Verfassungen nach der Reihe. Ferner die Nachbarn bereits in der Annäherung zur Verstärkung des Bundes, durch Aussterben großer Geschlechter, durch Verträge, hernach hauptsächlich durch Entstehung neuer, ähnlicher Verbindungen in Rhätien und Appenzell. Jedes Einzelne findet seine besondere Stelle. Nicht allein Oesterreichs, auch des ganzen Adels Schicksal in diesen oberen Gegenden ist bereits entschieden. Schließung des 50jährigen Friedens.

III Theil. Die Übersicht des Plans und des Charakters der Gegenstände kann ohne weitere Unterbrechung verfolgt werden, da dieser (später ausgearbeitete) Theil nicht so viel eigentliche Vermehrungen aus neuen Quellen erhalten konnte, ob er gleich nichts desto weniger überall Spuren der zweyten Revision zeigt. Die Aufschrift: „Bis auf den französischen Krieg,“ hätte Rec. bestimmter ausgedrückt gewünscht. Der Gegenstand ist: Übergang vom *Defensiv-Bündniß* zu *Eroberungs-Planen* a) gegen Oesterreich unter dem Costanz. Conc.; b) gegen einander selbst, in Länderzueignungen; letzteres wiederum von Oesterreich gegen die Eidgenossen benutzt. — Der Stoff ist, in Vergleichung mit dem vorhergehenden, reicher und mannichfaltiger; gewährt auch der Anordnung freyeren Spielraum und Ausdehnung. Dieses, die größere Verwicklung und Verbreitung der Begebenheiten, ihr rascheres Ineinandergreifen, führt den Leser immer tiefer in die Wirklichkeit. Wenn der erste Theil die Ruinen der alten Welt, der zweyte eine frische, grünende Landschaft vorstellt, so ist der dritte hauptsächlich durch *Charaktere* belebt; dasjenige, was am meisten der Verfinnlichung fähig ist. In dem zweyten sind volle hundert Jahre verfaßt; der dritte begreift nicht einmal fünfzig.

Auf den Freyheitskrieg in den Alpen folgt plötzlich die große Scene zu Costanz. Aus allen Völkern der Christenheit ein Concilium. Eine inhaltsschwere Betrachtung über den Ursprung der Hierarchie zeigt die Quelle der damaligen Verirrungen. Über diesen wichtigen Verhandlungen an der Grenze Helvetiens sollte die Geschichte einer so kleinen Eidgenossenschaft vergessen werden? Unvermerkt tritt diese unter weit aussehenden Ereignissen ein. Des Herzogs von Oesterreich Anschlag auf das Concilium wird sein Unglück; seine Stammherrschaft wird den Eidgenossen Preis gegeben. Das wichtigste in der Untersuchung war, zu zeigen: a) wie die Eidgenossen, trotz des kaum zuvor neu bestätigten 50jährigen Friedens, bewogen worden, den Herzog zu feinden. (Die Eroberungslust hatte die vorderen Städte schon ergriffen (S. 48), als der Ausspruch der Reichsversammlung die Schweizer hiezu *berechtigte* (S. 50 f.). b) Unter was für Bedingungen den Schweizern, das Eroberte zugesprochen wurde? S. 104. (Sie sind mehr als einmal zur Sache gekommen. — Die Schweizer glaubten sich zu sorgen; in den Augen des Kaisers waren sie nur Mittel, Oesterreich zu schwächen. Er konnte ihnen deswegen auch, nach einigen, eben nicht sehr

rühmlichen Zierungen, sein Versprechen gar wohl halten.) Die darauf folgende Wiederverföhnung der Parteyen ist ganz nach der Zeitreihe, zugleich mit dem Schicksal des Herzogs und des Papsts dargestellt. (Die Erscheinung des Herzogs vor dem Kaiser hält Rec. immer noch für eines der gelungensten Stücke.) Wo der Vf. es für nöthig fand, sind Erinnerungen an die Eidgenossen eingerückt. Auch der Ausgang des Conciliums wird berührt, und sein Einfluß auf die Schweiz gezeigt. Am Ende des 1. Kap. wird, was während dieser Zeit in den südlichen Gegenden vorgegangen war, (der erste Keim zur Entzweyung der Eidgenossen, vergl. S. 202) nachgeholt.

Das große 2. Kap. stellt die Eidgenossen in ihren drey *gemeinschaftlichen* Verhältnissen, a) zur Kirche und zum Reich, b) zu einander selbst, c) in den (neuerworbenen) gemeinen Herrschaften dar. Dann folgt der *Zustand* jeder einzelnen Gegend während der *inneren Ruhe* von 1418—1436. Letzteres zeichnet eigentlich die Periode dieses Kap. aus. Nach jener Abtheilung werden die einzelnen Vorfälle geordnet, da hier der chronologische Zusammenhang fehlt. Die Theilnahme der Schweizer am Hussiten-Krieg hätte übrigens vielleicht eher unter die *Reichsbegebenheiten*, als unter die *kirchlichen*, gesetzt werden können. Das Aufgebot war bekanntlich Sache des Reichstags, ungeachtet die Berichte, die Rec. vor sich hat, Klagen genug enthalten, wie man auf diesem „schimpflich abgeschlossen“ sey. In der Geschichte der gem. Herrschaften entfaltet sich das verschiedene Interesse, der Grund der Entzweyung, und der folgenden Begebenheiten. Was hernach die besondere Schilderung des inneren Zustandes betrifft, so ist hier im allgemeinen zu bemerken, daß die helvetische *Landes-Geschichte* vieles enthält, was zwar nicht Geschichte der Eidgenossenschaft ist, was aber zu merkwürdig ist, theils an sich, (wegen der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Verfassungen, Einrichtungen und Sitten), theils wegen der früheren oder späteren Resultate für die Eidgenossen-Geschichte, als daß es hätte übergangen werden können. Dieses alles konnte aber, wenn die Episoden nicht zu groß werden sollten, auf keine schicklichere Weise, als die hier angenommene, vorgelegt werden. Hier waren denn zugleich auch, der Natur der Sache nach, die meisten neuen Zusätze anzubringen. Man findet deren aus *Hüllmann*, *Ebel*, *Sinner*, *Lehmann* u. a. Selbst Glockenaufschriften: „*patriae libertatem*,“ sind nicht entgangen. Geographisch geht diese Übersicht an der südwestlichen Grenze von Wallis herab bis Basel; von hier östlich am Rhein aufwärts zur der Freyheit in Rhätien und im Valtellin; schon der Analogie wegen, noch mehr wegen der bald darauf erfolgenden näheren Berührung mit diesen Umgebungen. Hierauf die Ruhe der inneren Schweiz, wo nicht äußere Gewalt oder Unfälle der Natur etwas ändern. Im J. 1435. 4 März, versank ein Theil der Stadt Zug, wie es scheint, durch Erdbeben, doch bemerkt der Vf., daß es um die Jahreszeit war, wo (durch Thauwetter) die meisten Felsen von den Höhen stürzen, wodurch auch er selbst 1774

in dem waldstetter See beynahe in den Abgrund geschleudert worden. Zürich sandte den Zugern Speise und Kleidung. S. 306. ff. Die Erweiterung von St. Gallen konnte als Folge des Conc. zu Costanz, durch die daselbst verdrungenen Leinwandgewerbe, angesehen werden. Nach den Appenzeller Begebenheiten folgt Zürich, der Mittelpunkt des folgenden.

Die zweyte Abtheilung dieses Bandes zeigt, wie jenes, allmählich entstandene, verschiedene Interesse in wirkliche Collision kommt; die Blößen, die dem Feind gegeben werden; aber auch zugleich die Nothwendigkeit, die inneren Verhältnisse näher zu bestimmen. Da dieser Theil nach einer Pause (1788—1795 „*ille ego qui quondam!*“) herauskam, so war zur Uebersicht des Plans eine Einleitung gegeben. Diese ist auch jetzt stehen geblieben, weil sie in gedrängten und grossen Resultaten zugleich den Schlüssel des folgenden enthält. Die von hier an bis in die Mitte des IV Theils durchgeführte Einheit, bey der grossen Mannichfaltigkeit des Zwischenspiels, ist bewundernswürdig. Der Anlaß vielfachen Streits: die tockenburgische Erbschaft. Zürich und Schwyz, während der Ungewissheit der Erben, in gleichem Eifer, jenes sein Burgrecht, dieses sein Landrecht auszudehnen. Dieses heimlich, jenes hernach öffentlich mit Oesterreich in Verbindung. Mit Oesterreich der ganze Adel und auswärtiges Hülfsvolk. Durch alles hindurch aber die eiserne Beharrlichkeit von Schwyz in Behauptung der *Bundes- Grundverfassung*, wie auf Taggen, so im Feld. An diesen Faden sind alle andere, zum Theil auch vorhin schon berührte, Verhältnisse der Eidgenossen verflochten: selbst der Kaiser gehört zu den Parteyen. Nur die *Baseler Kirchenversammlung*, die neben der ganzen Fehde fortwährt, greift hie und da als ein höheres Tribunal, durch schiedsrichterliche und friedengebietende Gewalt, ein.

Dafs voraus der Umfang der Tockenb. Herrschaft, der Charakter des letzten kinderlosen Grafen, die von ihm nicht ganz unabsehlich hinterlassene Verwicklung seiner Verhältnisse mit den Eidgenossen, aufgestellt werden, erhöht sowohl die Klarheit, als das Interesse des Folgenden. Ein seiner Natur nach trockener Gegenstand, die genealogische Ausführung der Erben, einer noch dazu sehr ausgebreiteten Familie, ist hier so dargelegt, dafs der Leser schwerlich die darauf verwendete Mühe fühlen wird. (Es sind auch Zusätze aus *Hormay'r* u. a. hinzugekommen.) Wie die zwey Hauptcharaktere Bürgermeister *Stüssi* zu Zürich, und Landmann *Reding* von Schwyz, jeder seinen Canton, repräsentiren, (Kap. 3) ist schon in *Spittlers* Staatengeschichte (II, 15) trefflich angedeutet. Hier, wo selbst der kleinste Umstand (von *Stüssis* väterlicher Hütte in Glaris S. 374. 440) nicht vergebens angeführt ist, ist die Durchführung der beiden Charaktere durch das Ganze ein besonderer Gegenstand der hist. Kunst. — Im vierten Kap. wird der Streit der Erben sich selbst überlassen, da neben Schwyz (Glaris) und Zürich, auch Oesterreich und der Kaiser selbst, jedes auf seine Art, Ansprüche machen. Das wichtigste wird aber (Kap. 5) die Wendung, welche Schwyz der Sache

giebt, indem es sogar die Erwerbungen gemein eidgenössisch machen, (S. 431) auf jeden Fall aber keinen anderen Spruch anerkennen will, als einen *eidgenössischen*. Diefes die Hauptfrage: deren Erörterung aber schon auf den ersten Tagen die Eiferfucht zwischen *Stüssi* und *Reding* in persönlicher Erbitterung übergehen macht (S. 446, 450). — Dafs ein *geheimtes Vernehmen* zwischen Schwyz und Oesterreich bestanden habe, wird zwar S. 461, n. 164 für unwahrscheinlich gehalten; allein der Landammann scheint es selbst dem *Stüssi*, der es für bekannt annimmt, S. 453, n. 146, nicht geradezu läugnen zu können. Die nachher geführten öffentlichen Verhandlungen, worin Schwyz während des schon ausgebrochenen Kriegs mit Zürich so sehr von Oesterreich begünstigt wird, lassen mit Recht auf früheres Verständniß schliessen. Der heftige *Reding* war nachgiebig und gefällig, wenn er Freundschaftsverbindungen zu suchen für rathsam hielt, S. 461.

Bis zum VIII Kap. folgen die Ereignisse, welche zur Entwicklung der in Frage stehenden Sache führen, blofs der Zeitreihe; auch K. Sigismund's Tod nur nach diesem Zusammenhang; (er würde aber auch ohne diese Entschuldigung, n. 206, mit Interesse hier gelesen werden). Das VI Kap. zeigt die inneren Vergleichungsversuche. Zürichs erste Berufung auf Kaiser und Reich, und die eidgenössische Vergleichsnote. — Kap. VII der zürich'schen Rechtsgelehrten Gegendeuction wird durch die sogleich ausbrechende Fehde aufgenommen. Zürich wendet sich nun an den K. Albrecht II, der auch wirklich, kurz vor seinem Tode, einen Ausspruch giebt. (Hier wird auch der glückliche Ausgang des Herzogs Friedrich von Oesterreich, der oben so unglücklich war, gemeldet. Die tockenburgischen Erben werden schon jetzt untereinander in Güte verglichen. Die Billigkeit, mit der hier die Unterthanen-Rechte bestimmt werden, wird der Erbitterung zwischen den Eidgenossen treffend gegenüber gestellt. Eben so erhöht die kurze Beschreibung der Pest den Eindruck der *fortlebenden* feindseligen Gefinnungen. (Zu S. 516 gehört noch eine Berichtigung. Der Patriarch von Aquileja, Ludwig, war allerdings der letzte Herzog von Teck; aber der in der Note 138 angeführte *Crusius* ist diesmal unrichtig. Ludwig hatte keinen Neffen von der männlichen Linie mehr. Sein Bruder, Friedrich, der Erstgeborne, starb schon 1413. Der zweyte Bruder, Ulrich, K. Sigismunds Hauptmann in Italien, starb 1432. Nach ihm trat der Patriarch in die Nutznießung der mindelheimischen Herrschaft, — (Teck war schon 1381 an Wirtemberg verkauft,) — unter der Bedingung, dafs nach seinem Tode alles den „*nepotibus ex forore*,“ den Grafen von Wertheim u. s. w. heimfalle, welche 1433 diefs Erbe ihren Vettern, denen von Rechberg, verkauften.)

Das VIII Kap. zeigt die heftigere Erneuerung der vorigen Scenen. Über dem Beharren der Schwyzer auf *unbedingtem* Recht bricht die verheerende Fehde wieder aus (in der Zwischenzeit vom Tode Albrechts bis zur Erwählung Friederichs III.). — Durch die

Standhaftigkeit der vermittelnden Stände wird zuletzt doch *eigenöfßlich* entschieden; und nicht allein das *innere* Verhältniß, sondern auch das *zum Reich*, bestimmter dargethan. In Rücksicht auf das Letztere könnte man einwenden: warum sollte Zürich nicht das Reich als Vermittler, oder auch als letzten Richter, anrufen, da damals die Schweiz. Eidgenossen nicht weniger, als andere verbündeten Stände, (die deswegen in Urkunden oft auch Eidgenossen heißen,) unter dem Schutz des Reichs waren? da Zürich überdies Ursache hatte, zu glauben, daß die neutralen Vermittler nicht neutral seyn? da endlich der Kaiser, an den es appellirte, ein österreichischer, ihm gewiß nicht günstiger, Kaiser war, wie der Vf. dieses ausdrücklich bemerkt? — Übrigens sind die Verhältnisse zu dem deutsch. Reich in den beiden Fehdebrieffen selbst näher ausgeführt. Später provocirten die Schwyzer doch selbst auch auf des Reichs Landvogt, und der redliche Tschudi gesteht, „er sey ihr heimlicher, guter Freund“ gewesen. — Beide Parteyen konnten die Formen misbrauchen. Die Schiedsrichter blieben aber unverwandelt bey dem *Geiste* des Bundesbriefs. Hieher mag das Motto des Titels bezogen werden:

Ihr Sinn war stark und ungeziert,
Und all' ihr Witz war nur Verstand.

Haller.

IX. Die kaum gestillte Erbitterung wird nun erst durch Österreich zu einer neuen Flamme angefacht. Die erste Theilnahme dieses Hauses an der obigen Fehde — betraf nur diejenigen Erwerbungen, welche einst Tockenburg von Österreich gemacht hatte: Friedrich III, im Besitz der Kaisergewalt, sprach von nichts geringerem, als von der Wiederherstellung der *gesammten Eroberungen*, welche die Eidgenossen an Habsburg gemacht hatten. — Ehe dieses aber im Zusammenhange ausgeführt werden kann, wird in diesem Kap. noch nachgeholt, was von den übrigen eidgenössischen Geschichten mit der obigen Streitsache nicht zusammenhing. An der italien. Grenze die Erwerbungen der Waldstädte, und Befestigung des Friedens mit den Nachbarn; das Aufblühen der Wadt unter Savoyen. (Zu des Genfer Handels Ausbreitung S. 579 ist beyzufügen, daß 1441 zur Beschützung desselben ein Bündniß der Seestädte veranlaßt wurde, insbesondere gegen die Räubereyen der Grafen von Lupfen u. a. auf dem Bodensee.) Ferner: die Festigkeit der Städtebündnisse, Bern, Basel, das Vertrauen dieser Stadt zu den Eidgenossen, noch ehe sie in ihrem Bunde war. Vergeblich protestirte der Adel gegen die Städte-Bündnisse. (Das Recht hatte er auf seiner Seite; der Kaiser, als Kaiser, kann nie Bündnisse einzelner Städte gutheissen; thut er dies, (was freylich die luxemb. Kaiser oft gethan,) so gesteht er nur seine Unmacht, alle Stände bey gleichem Recht unter dem Reich zu schützen; er erlaubt ihnen, sich selbst zu schützen; zu S. 588). Nach diesem folgt neben einzelnen Verhältnissen zum Reich das besondere Verhältniß und der Zustand der im vorigen Kriege eroberten habsburgischen Herrschaften: der Gegenstand, der nun zum Streit kommt, sobald Österreich und Zürich

sich ihrer Seits gegenseitig verichert haben. Zugleich giebt das letztere, das Bündniß eines eidgenössischen Standes mit dem Erbfeinde der Eidgenossenschaft, der bereits oben angeführten Streitfrage, (vom unbedingten eidgenössischen Recht,) eine größere Ausdehnung.

Im X Kap. will zwar der Kaiser seine Sache zum Gegenstand einer rechtlichen Untersuchung machen; aber schon die Beschreibung seiner ganzen Reise zur Krönung, die Verhandlungen bey dieser, seine Herausreise — dieses alles läßt fühlen, wie die Schweizer im eigentlichen Sinne *nachgeführt* werden. Die Schweizerreise zeigt dem Kaiser die gebrochenen Burggen seiner Ahnherren; die Gefinnung läßt sich errathen. (K. Sigismund's Schweizerreise ist damit zu vergleichen). Friedrich zeigt sich nur, sobald er sich entfernt hat, folgt die Entscheidung von selbst. Zwar soll auch die zweyte Rechtsfrage: ob Zürich, ohne Verletzung der ewigen Bünde, mit einem Kaiser, der diese nicht bestätigen will, ein Bündniß eingehen könne? nach Recht entschieden werden. (Beide Parteyen klagen über einander vor dem Reich, über gegenseitige Rechtsverletzungen, und daß Zürich als über einen vorbehaltenen Gegenstand sich keinem eidgenössischen Recht unterwerfen wolle). Aber der Ausbruch der lange verhaltenen Gährung hemmt alle weitere Untersuchung. Bürgerkrieg mit Österreichs Beystand. Selbst die Berner, das Haupt der Vermittler, felden Zürich, da ihr Erlach noch daselbst unterhandelte. Ehe Österreich Burgund oder Frankreich gewinnt, geschieht schon eine Entscheidungsschlacht vor Zürich. Stüssli fällt. (Der Vf. selbst scheint gewünscht zu haben, daß Reding in diesem Kampf auf ihn getroffen wäre). Verheerung bis an die Thore Zürichs. „Das ist Bürgerkrieg!“

Des IVten Theils erste Hälfte zeigt die schwere Entscheidung des verwickelten Kriegs. Schon daraus ist abzunehmen, wie erwünscht dieser neue Band nach Verfluß von 10 Jahren (von 1795 — 1805) seyn mußte. Wir fahren hier des Zusammenhanges wegen in der Übersicht sogleich fort. Eine neue Abtheilung beginnt hier mit Recht, weil die Schweiz in große *auswärtige* Berührungen tritt. Hauptinhalt: Österreich zieht den Eidgenossen die zwey mächtigsten Feinde zu; Frankreich, Burgund. Im Kampf gegen den erstern wird die Einigkeit der Eidgenossen wieder hergestellt. Den zweyten muß Österreich selbst bekämpfen helfen. Die Eidgenossenschaft gründet immer mehr ihre Selbstständigkeit, (Unabhängigkeit auch vom Reich), und Wichtigkeit für die fremden Mächte.

I Kap. Als Gegenstück zu der Schlacht bey St. Jacob an der Sil, (am Schluß des dritten Theils), folgt hier die Schlacht bey St. Jacob an der Birs. — Während nämlich die Fehden auch unter dem vermittelten Stillstande fortgehen, sucht K. Friederich, im Gefühl seiner Schwäche, franz. Hülfsvölker. Zum Schein werden zwar noch die Friedensunterhandlungen fortgeführt, aber die Schweizer brechen ohne Weiteres los.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, I-IV Th. u. s. w.*
(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu den stärksten ergreifendsten Gemälden zählen wir die Beschreibung der unter Reding vollbrachten Ermordung der greifensee'schen Besatzung. S. 29 ff. Des Reichstags „Entschluß, nichts zu thun, durch vielversprechende Worte verfehlt,“ macht die Herbeyrufung der Franzosen dem Kaiser nur um so dringender. Listige Einnahme von Bruck durch die österreichische Parthey. Die eidgenössische Belagerung der Farnsburg wird unterbrochen durch die Ankunft der Armagnacs. Ihre Art. Frankreichs System: „*jura domus Galliae usque ad Rhenum extendere!*“ (Schon 1444). Zu großer Muth der Eidgenossen an der Birs. Wie die Gedanken der Chronikschreiber von Wiedervergeltung der Gräuel in der züricher Schlacht und bey dem greifensee'r Mord mit ächt herodothischem Sinn hier angewandt werden! (S. 83.) — Die Seele des Kriegs und der Unterhandlungen gegen die Eidgenossen war Hans von Rechberg; (ein wahrer Odyseus; wie er aus der belagerten Burg in der Nacht mitten durch das feindliche Lager reitet, S. 64 und wie um einen Anschlag verlegen ist); die Züge seines Charakters S. 44, 64, 91, 1113, sollten beysammen stehen.

II Kap. *Friedensverträge.* Die Folgen jener Schlacht an der Birs. Beide Theile gehen zurück. Der Dauphin unterhandelt mit Basel, mit dem Reich, beschämt den Kaiser durch offene Darlegung seiner Pläne vor dem Reichstag; läßt aber alles übrige das Reich entgelten. Mit den Schweizern, die er achten gelernt, schließt er Frieden. S. 105. Dagegen erheben Fürsten und Adel unter Österreich neue Fehde gegen sie. Das Reichsaufgebot, das zur Sicherheit gegen die Armagnacs dienen sollte, verwandelt sich in einen Heerzug gegen die Schweiz. (S. 111.) Vermittelungstag zu Costanza. Herzog Albrechts List erneuert den Krieg, Die schlimmste Wendung; kleine, vielfältige Feindseligkeiten, ohne Entscheidung. Basels besondere Fehde mit dem umliegenden Adel macht die Verheerung noch allgemeiner. S. 119 ff. Sobald die Armagnacs fort sind, wird ganz Vorder-Österreich aufgeboten. S. 124. Rings um die Schweiz lauter Fehde. Die Erzählung geht geographisch. Rheinfelden, Seckingen; die Städte im Aargau; Streit um die Herrschaft auf dem züricher See. Zwey Schlach-

ten durch Hamns von Rechberg angeführt, bey Wolran und bey Ragaz, erschöpfen Österreich. Allgemeine Verheerung bis auf den Schwarzwald. Da Österreichs Unterhandlungen bey Burgund durch Berns Dazwischenkunft vereitelt werden, so wird ein Tag zu Costanz angenommen. Der Churfürst von der Pfalz bringt einen vierfachen *Tractat* zu Stande, nach welchem die besonderen Streitigkeiten auf eigenen *Rechtstagen* abgehandelt werden sollten; a) zwischen Zürich und den neun eidgenössischen Orten, zuerst zu Kaiserstuhl; (der Sohn Redings war genöthigt, diesmal von dem bundesbriefmässigen Rechtstag in den Einsiedeln abzugehen S. 173. (Die einzige Nachgiebigkeit von Seiten Schwyz in dem ganzen Rechtshandel; zur Annäherung mußten beide Theile ein kleines Opfer bringen). Eben so vereinigen sich auch beide Theile statt der eigenen Schiedsrichter auf einen auswärtigen Obmann, den Bürgermeister von Augsburg; endlich kommt der bundesmässige Rechtsgang in den Einsiedeln doch zu Stande; die schwäbischen Städte wollen sich nicht weiter in die Sache einlassen. Zuletzt thut Bubenberg, Schultheiss von Bern, den Ausspruch, *dass Zürichs Bund mit Österreich abseye!* (S. 160.) b) Zwischen Österreich und allen Eidgenossen. III. Kap. Hier entschlief der Rechtsgang! Nach so vielen Anstrengungen von Seiten Österreichs bleiben die Eidgenossen im ruhigen Besitz ihrer Eroberungen. Es scheint zwar, dass einiges vertragen worden seye, S. 199, n. 48, aber in der Hauptsache wurde nichts verändert, auch ist weder ein Actenstück noch ein Erfolg bekannt geworden. (Familienzwistigkeiten im österr. Hause scheinen das meiste zu dieser Indolenz beygetragen zu haben). — c) Zwischen Österreich und Basel. Hier kommt noch eine That von Rechberg. Einnahme Rheinfeldens. Basels Rache gegen den Adel gereizt. Friede zu Breisach. Rheinfelden wird österreichisch. d) Zwischen Bern und Freyburg; dieses kommt erst später vor, weil es mit dem züricher Krieg nicht unmittelbar zusammenhängt. —

Nach diesem wird gezeigt, wie der Friede befestigt wurde. Da durch die tockenburgische Erbschaft der innere Krieg entstanden war, so werden nun die Verhältnisse der tockenburg. Erben und ihrer Herrschaften zu den Eidgenossen dargethan; und hierauf die Lage der habsburgischen Güter und der Städte im Aargau, worüber der äussere Krieg mit Österreich sich erhoben hatte. Dieses muß sogar, wegen seiner Schulden, die Grafschaft Kyburg wieder an Zürich überlassen. So weit war die alte Freundschaft wie-

der hergestellt, daß die Schweizer denen von Zürich hierin sogar behülflich waren. Es war nun an der allgemeinen Ausöhnung. Sogar Überlingen erhält für die gute Auswahl des Schiedsrichters (Bubenberg) ein ehemals verlorenes Bamber zurück. Alle diese Umstände haften das Hauptfriedensgeschäft zwischen Zürich und den Eigenossen, wie es im II Kap. angezeigt ist, vollenden. Nur den Ausgang des Landammann Redings möchte der Leser vermissen. Sein Tod (1445) kommt im Vorbeygehen S. 152 vor; aber sein Geist lebt in dem Sohne gleiches Namens fort. Dieser muß bey der Ausöhnung mit der letzten, hartnäckigsten Parthey, der zürichschen Gesellschaft der Bücke, doch auch am Feinde Beharrlichkeit anerkennen (S. 213). So ist durch den langen verwickelten Streit, der aus der tackenb. Erbschaft entstanden war, und der während 15 Jahren alle Eidgenossen beschäftigt hatte, jene oben angezeigte Einheit in dieser Darstellung hindurchgeführt worden. Nur Eins ist noch übrig, ein Friedensopfer, ein Märtyrer der Wahrheit, Felix Hemmerlin.

An dieses Mannes Schicksal wird zugleich (IV K.) eine allgemeine Darstellung der ganzen damaligen Cultur angeknüpft. Zwar, um die Abflüsse oder Verzweigungen der Kenntnisse und Meinungen jener Zeit zu zeigen, steigt der Vf. hinauf zu ihren ersten Quellen. Große, herrliche Ideen, die erhabensten Betrachtungen über den Gang des menschlichen Geistes, drängen sich hier; aber er vergift nicht dem Schweizer-Stamm, dessen unerüdete Arbeit schon damals seinen kleinen Namen der Welt ehrwürdig gemacht hatte. (Von dieser Zeit an heisst die ganze Eidgenossenschaft die Schweiz). Die Denkart und die Sitten dieses Volkes und der damaligen Zeit überhaupt sind nun hauptsächlich aus den Schriften des oben genannten, aufmerkamen und gelehrten Beobachters seiner Zeit genommen. Die geheime Lehre ist meist nach Füsslin, aber beleuchtet von dem Vf. durch Lessing's große Winke, (*Erzieh. des Menschengeschlechts*), und durch eigene hohe Ahnungen: „vielleicht daß irgend einst eine Übersicht der Laufbahn ist“ u. s. w. S. 240. n. 143. (vergl. Philosophie und Religion von Schelling, 1804 S. 68 ff.). Im Gegensatz gegen die geheime Lehre folgt die Religion des gemeinen Mannes; dort war die Philosophie in Träumereyen übergegangen, hier ist gutnütthiger Aberglaube; die Gelehrten in bodenlosen Tiefen, fern von der Wirklichkeit, in dieser das nahrungsbedürftige Volk sich selbst überlassen; (das folgende bezeichnet erst jene Zeit), der Stand selbst, der die Leitung des Ganzen hatte, im Zerfall, auch durch seine Sitten. Übergang auf das Concilium; dieses sollte hier verbessern, aber gerade diese Aufgabe beschleunigte seine Auflösung: Ruhm der Baseler, die wenigstens in der Sorge für unsere Ruhe und Sicherheit bis auf den letzten Augenblick beharrten. (Zu den Geleitsverletzungen S. 265. n. 317 mag ohne Zweifel auch folg. Actenstück gehören: 1444, ad S. Petr. vnc. bekennt Markgr. Albr. von Brandenburg, daß unsere Räth und lieben Getreuen, Wilhelm, Ulrich, Ritters, und Hanns von Rechberg,

Brüder, ihm versprochen, den Bischof von Lüttich, so über Meer zog, zu werfen; dagegen verheißt er ihnen alle Beut oder Ranzion ganz halb, es sey woran es wolle). — Wirkung der Schweizerfreiheit auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Adel sinkt. Geldreichthum kommt auf. S. 275. Tragisches Ende Meister Felix Hemmerlins, sehr wahrscheinlich durch einen geheimen Friedensartikel, S. 285, n. 465 nach Stalder. „Das wisse jeder Fürst, jedes Volk, daß die Unterdrückung Eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geschichtbüchern ist!“

Diese, obgleich unvollständige Übersicht der ersten Hälfte des IV Theils, mag bereits hinreichen, das Verhältniß zu den vorhergehenden daraus abzunehmen. Nur von den Quellen mag hier noch Nachricht stehen. Die häufigst gebrauchten, einheimischen und auswärtigen, sind: der edle Tschudi, (hin und wieder auch nach Handschriften S. 699. n. 18. 19), Bültinger, Edlibach, Lau, Statler, Etterlin, Häpli, Tschachtlan, (aus einer prächtigen Abschrift, S. 586. n. 84) Rhan, (das grössere Geschichtsbuch unter den Handschriften der Wiener Bibliothek, S. 411. n. 823) Zurlouben, Schamdocher, Wurfsen, Brückner, Wäfer, (Appenz. Chron.) Bünfinger, Zelger, (Gesch. Unterw.) Hottinger, Wäfer, May, (Hist. militaire), Wettewyl, (hist. de la conf. Helv.) Hr. v. Müllinen, Alt, Peters Branchen, Domherr zu Sitten, Chron., Simler, (Vallesia.) Albr. de Bonstetten, Halmeyer, Bischofsberger, Scheyder, (Gesch. von Entlib.) Hafner, (Gesch. von Solothurn) Waldkirch, Meyers Chron., Haselbach, Diesbach, Schinz, (Gesch. der Handelschaft). Neuffsch. Chron., Hallers Schweiz. Bibl., neues Schweiz. Mus., — ferner, Gesch. der vorderöster. Staaten. (S. Blasi), öster. Ehrenspiegel, Roo, (Ann. Austr.) Schiller, Sprecher, Guler, Stumpf, Schoepflin, Gerbert, Häberlins neue Gesch., Müllers N. D. Theater. Die Sammlungen von Oesele, Muratori, auch SS. min. ver. Basil. — Ferner, Guittimann, Guichenon, (hist. de Savoye), Aeneas Sylvius, Senebier, (hist. lit. de Geneve.) Comines, Gollut, de la Marche, Dumas. Noch verdienen besonders erwähnt zu werden: Freyburger Chron., MSC. BM. Pfisters (Schaffhausen) Handschriften. Mischig (Sanen MSC. Valer. Anshelm, Bern. Chron. MSC., Chron. Auster MSC., S. 404. n. 210 b). Der vielen einzelnen Urkunden und Actenstücke nicht zu gedenken. Dadurch hat dieser IV Theil gewissermassen schon das Gepräge einer zweyten Ausgabe, daß er in der Zeit, bis er gedruckt werden konnte, eben so wie die vorhergehenden, manche bedeutende Nachträge erhalten hat. Zur Gleichförmigkeit mit jenen wird also auch in dieser Rücksicht nichts vermisst werden. — (Von der Verlagshandlung war ohnehin zu erwarten, daß sie sich um das Aessere nach jeder Rücksicht verdient machen würde. Nur das Portrait hat weniger Ähnlichkeit, als das zu Berlin bey Lowe erschienene. Die angehängte genaue Durchsicht der (beynahe unvermeidlichen) Druckfehler war, wie leicht zu erachten, bey einem Werke von der höchsten diplomatischen Genauigkeit doppelt wichtig.) —

Wir eilen zur zweyten Hälfte dieses Theils. Nach der Pause auf den züricher Krieg beschreibt das 5 Kap. die inneren, besondern, das folgende VI Kap. die äusseren, gemeinschaftlichen Verhältnisse und Begebenheiten in der grossentheils ruhigen Periode von 1450—1469. Nach der bis-daher befolgten Methode wurden jene nach diesen, meistens als Resultate, aufgestellt. Hier sind die ersten zum Theil noch mit dem vorhergehenden zusammenhängend, wie das (oben schon berührte) Verhältniss von Freyburg zu Bern, Österreich, Savoyen; zum Theil andere gleichzeitige Resultate. Hernach zeigt es sich, dass die im VI Kap. enthaltenen gemeinschaftlichen Geschichten sofort in den burgund. Krieg eingreifen, wo kein sctlicher Zwischenraum zur Betrachtung des Einzelnen übrig geblieben wäre. So verschieden dem Inhalt nach die Titel des V Kap. sind, so findet man sie doch am Ende in der Schlussübersicht im Zusammenhang gebracht, und noch überdies bey dem Übergang von dem einen auf das andere überraschende Beziehungen angege- ben. Zugleich ist leicht zu bemerken, was bey allen die durchscheinende Folie seyn sollte. Was die Gegenstände selbst betrifft, so ist schwer zu sagen, ob die Geschichte des mächtigen Sforza, („in den starken Charakterzügen der mittleren Geschichte Italiens ist für den Menschenforscher so viel Gewinn, als in der alten,“) oder der kleine Roman der *bona Lombarda*, S. 364, oder das Schicksal Heinrichs von Razäns, (wo auch Hans v. Rechberg wieder auftritt,) oder der feste Charakter Abt Ulrichs von St. Gallen (S. 381), der das tockenburgische Erbe endlich durch Kauf an sich bringt, oder die Sitten zu Bern und Zürich, (der Gott der Berner, S. 429) oder des Pabsts (Aeneas Sylvius) schöne Bestätigungs-Bulle der Universität zu Basel, anziehender gefunden werden. Dava ist diese Schilderung des inneren Zustandes auch den vorhergehenden gleich, dass sie geographisch die nämliche Richtung verfolgt.

Im VI Kap. beginnen die gemeineidgenössischen, auswärtigen Verhältnisse mit der Theilnahme an dem nürnberg. Krieg; (sonst auch Städtekrieg). Hier hätten billig dem Vf. Stadtarchive zu Gebot stehen sollen. Nach diesen geschah die Theilnahme der Schweizer (nicht blofs durch freywillige S. 468, sondern) hauptsächlich durch *geworbene* Hülfe. Es sind darüber noch Rechnungen vorhanden; mit Rücksicht auch auf die Städte, welche sich der Bezahlung weigerten, weil sie diese Hülfe nicht unmittelbar genossen. Zu S. 467 ist beyzusetzen aus einem dem Recr bekannt gewordenen Actenstück: dass 1450 als die Nürnberger den Markgraf Albrecht beyrn Pfischen überfielen, Hans v. Rechberg der ältere ihrer Wagenburg Oberster war. (Sollte dieser mit dem oben vorgekommenen Eine Person seyn?) Wichtiger ist der Einfluss, den die Schweizer durch Schaffhausen auf die Emdauer, oder vielmehr Auflösung des ihrer Eidgenossenschaft ähnlichen Städtebundes hatten. In dieser Rücksicht ist als Folge des Städte-Kriegs zu betrachten, nicht nur, was von Montfort über das Schloss Ruggburg S. 468 vorkommt, sondern auch, was Schaffhausen betrifft. S. 470—475.

Diese Stadt hatte noch im Städte-Bund das Schloss Balen gebrochen, (nach Archiv-Nachrichten,) ungeachtet die Gräfin von Sulz, die Besitzerin, ihnen die Versicherung gegeben hatte, dass sie ihren, den Städten gefährlichen, Söhnen keinen Aufenthalt bey sich gestatte; Schaffhausen hatte dieses ganz für sich, ohne Vorwissen der Bundes-Städte und ohne Auftrag von dem damals zu Ulm permanenten städtischen Kriegs-Rath, gethan. Das Kammergericht verurtheilte deswegen die Stadt zu 8200 fl. Schadenersatz an die Gräfin. Als Schaffhausen in den Schweizerbund aufgenommen war, foderte es diese Summe, mit kräftiger Verwendung der Eidgenossen; an die Städte; das schon beschworne Rechtbot auf Strassburg wurde von Schaffhausen wieder verworfen, und endlich Constanz dazu vorgeschlagen. Die Städte meinten, Constanz möchte von den Schweizern „gehochmüthigt“ werden; es wurde aber doch auf einem Tage daselbst „mit Hartigkeit und grossem Geschrey der Eidgenossen“ auf der Foderung bestanden, die Städte mussten nachgeben, wenn es nicht zum wirklichen Krieg kommen sollte. Dadurch geschah, dass nicht allein Schaffhausen den schwäbischen Städten gänzlich entfremdet, und jede künftige Annäherung der beiden Bündnisse abgeschnitten wurde (die Not. 50. S. 481 ist danach zu berichtigen,) sondern es wurden eben diese Streitigkeiten und Nachforderungen für die Städte selbst so odios, dass jeder Versuch, ihr Bündniss zu erneuern, hauptsächlich dadurch vereitelt wurde. — Wenn in den Gefinnungen keine Verschiedenheit gewesen wäre, an gemeinschaftlichen Berührungspunkten zwischen der Schweiz und den Städten hätte es nicht gefehlt. Schon die Vorbereitungen zum Städte-Krieg von Franken aus geschahen von den Fürsten und Herrn unter dem Vorwand, sie wollten Freyburg im Uechtland zu Hülfe ziehen, während Herzog Sigmund seine Macht zu Dissenhofen sammelte (zu S. 317). — Das Verhältniss der Schweizer zu den Städten ist auch in dem meisten folgenden bis S. 487 mit Einschluss des Plappart-Kriegs fortgeführt. Wenige waren, wie Strassburg, mit ihnen auf eigentlich freundschaftlichem Fufs. Der Hirsbrey, den die züricher Jugend zu Wasser noch warm nach Strassburg brachte, ist dem Vf. so wenig unbedeutend, als es einst die Feigen waren, welche Cato, in drey Tagen von Kartago erhalten, in den Senat brachte. S. 485. n. 162. — Das Verhältniss zu Österreich, das schon unter den städtischen Ereignissen, (Schaffhausen, Rapperschwyl) durch Bilgeri von Hewdorf angeregt worden, wird das herrschende, nachdem die Verhältnisse zum Reich, zu Frankreich, zu Burgund kurz berührt worden. — S. 492. Anlass des Kriegs mit Erzherzog Sigmund. Er war friedlich gesinnt. Seine ehemaligen Lieblinge, die Gradner, sind jetzt züricher Bürger. Sein Zerfall mit dem Pabst durch *Casimus*, (dessen Herkunft und Unternehmungen hier eingeschaltet werden, S. 496. ff.) weckt die Schweizer, die er während dieser Handel noch besonders aufgebracht hatte. S. 512. Die Gradner mit ihren Verbündeten, alle Eidgenossen sehen den Erzherzog.

(Aargau hatte einst Herzog Friederich durch Anhänglichkeit an den Pabst Johann verloren; nun entreissen die Schweizer durch Aufforderung des Pabstes Pius II. dem Herzog Siegmund das Thurgau und Diefenhofen). Sie bekamen die Eroberung, weil es den vermittelnden Mächten nur darum zu thun ist, zu ihren Fehden Schweizer in Sold zu bekommen. — Bey der Friedensrichtung zu Costanz ist auch der Ausgang der beiderseitigen Sachführer, Cusamus und D. Heimbürgs, nicht vergessen, S. 526.

Bis zum Ausbruche eines neuen Kriegs werden die inneren Verhältnisse berührt, nicht sowohl die gemeineidgenössische Geschichte betreffend, als vielmehr zur Bezeichnung des Geistes, mit dem auch kleine Dinge geführt wurden. Neben diesem wird das Dienstaufen, Theilnehmen der Individuen an benachbarten Fehden, bald freywillig, bald um Sold, immer bemerklicher. Nicht bloß im Reich, auch für Frankreich und Burgund werden sie gesucht. Der Dauphin, der sie aus der Schlacht an der Birs kannte, war jetzt König; sein Rival, Karl, Erbe der burgundischen Macht (sie kann nicht schöner beschrieben werden, als S. 546. f.) bisher Freund der Schweizer. Schon hier sind die grossen Beziehungen, die ihren, für ganz Europa wichtigen Einfluss auf die Schweiz bald zeigen. Vorher aber musste der kleine Anlass, der allmählich dazu führte, erzählt werden.

Mühlhäuser Krieg. S. 547. Der angrenzende österreichische Adel unter Bilgeri von Hewdorf, (der schon oben thätig war,) war durch den Erzherzog selbst und durch den fünfjährigen Landfrieden kaum beruhigt, so wurde Mühlhausen über den streitigen Handlohn eines Müllerknechts, der seine Forderung an einen elsfässischen Junker verkaufte, von dem ganzen umliegenden Adel gefordert. Einsam, durch lange vorige Fehden erschöpft, ruft die Stadt die Schweizer zu Hülfe; sie wird durch die bloße drohende Stellung der eidgenossen. Macht befreit. Diese geht bey Schaffhausen über den Rhein, belagert Waldshut. Wenn die Eidgenossen über den neuen Zuwachs kätten einig werden können, „der ganze Schwarzwald wäre eidgenössisch geworden,“ u. f. w. S. 567. Nur Bern sah dieses. Österreich versprach Geld. Waldshuter Friede.

VII Kap. Der Adel überredet den Erzherzog (zu Nichterfüllung dieses Friedens), Hülfe bey den Reichsfürsten, bey Frankreich, vergeblich, zuletzt, wie schon früher, bey Burgund zu suchen. Seine Geldverlegenheit zieht die Verpfändung der vorderösterreichischen Lande an den reichen Herzog nach sich. Wie daraus zwischen Schweiz und Burgund Krieg entstand, konnte erst nach einer grösseren Episode gezeigt werden. Zuerst an den übrigen Grenzen die Verhältnisse, und insbesondere die Vereinigung der drey (rhätischen) Bünde. S. 577. (Neue Sicherung der eidg. Grenze von dieser Seite.) Von den häus-

lichen Tugenden dieser Landschaft geschieht der Übergang auf die „gebürliche“ Verwaltung Berns durch seine hohen Geschlechter, S. 581—616. Eine zu lange Unterbrechung könnte die Erzählung der bern. Händel scheitern. Aber eben diese Geschlechter, deren fernere Theilnahme an der Regierung durch die Behauptung ihrer Zwingherrn Rechte, und ihrer Auszeichnung vor dem Volk in Lebensart und Kleidung, entschieden wurde, sind es, die allein unter den Eidgenossen sich auf geheime Tractaten mit Aussenverhältnissen verstehen, und die folgenden Begebenheiten einleiten. Unter ihnen hatten Frankreich und Burgund jedes seine Parthey. Unmittelbar darauf folgt der Charakter Kaiser Ludwigs XI. von Frankreich, (seit dem Caroling. Zeitalter greift Frankreich zum erstenmal wieder, (die Armagnacs abgerechnet,) in die helvet. Geschichte ein,) und ihm gegenüber Karl, Herzog von Burgund. Die Denkart dieser beiden Fürsten ist der Schlüssel des nachstehenden. Schon vor dem Ausbruch des Zwingherrn-Streits hatte Nicolaus von Diesbach sich an Frankreich gewendet mit Klagen über die burgundische Verwaltung der öst. Pfandschaft, wodurch bernische Rechte verletzt worden waren. Während jenes Streits selbst wurde der geheime Bund mit Frankreich eingeleitet, (S. 638) und hatte auch auf die Entscheidung des Streits hauptsächlich Einfluss, weil zu dem franz. Unterhandlungen die bern. Herren nothwendig waren. — Von Reichsachen, Türkenhülfe S. 642 wollen die mit sich selbst beschäftigten Eidgenossen nichts hören.

Nun erhebt sich wieder Bilgeri von Hewdorf mit dem Adel, um durch Gewaltthat die Eidgenossen zum Ausbruch zu reizen. Nur dieser Adel hatte noch die alte feindselige Gesinnung. Der Pfandherr, Karl von Burgund, wollte friedliches Verständniss; sogar Österreich, das sich, der Verpfändung ungeachtet, der Sache annehmen musste, weil jenes seine Vasallen waren, benutzte den ersten Anlass, in Beylegung der Streitigkeiten, bereits jetzt ein Verständniss mit Schweiz einzuleiten, (S. 647) auf den Fall, dass die schon jetzt beschwerliche Verpfändung Schwierigkeiten bey der Wiederlösung haben sollte. Hiezu kam die Absicht des Kaisers auf die burgund. Erbtochter für seinen Sohn, die bey der Zusammenkunft mit dem Herzog erst zweifelhaft wurde (S. 649. f.). — Karls kalte Abfertigung der schweizerischen Botschafter mit ihren Klagen, während Ludwig insgeheim ein näheres Bündniss anlegt (S. 653). Da Peter von Hagenbach, burgund. Vogt, endlich auch den Adel aufbrachte, war freundschaftliche Verbindung Österreichs mit der Schweiz nicht mehr möglich (S. 658). Zu spät die burgund. Freundschaftsbewerbung. Wie weit Bern in der Politik fortgeschritten, im Verhältniss zu der inneren Schweiz, zeigt die naive Antwort des Unterwaldner (S. 663).

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Berthes: Kurzer Abriss der christlichen Lehre in Sprüchen entworfen, von C. F. Callisen, Dr. der Philol.,

Probst der Probstei Hütten, und Pastor der Friedensberger Gemeinde zu Schleswig, Zweyte Aufl. 1806. 48 S. 8.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 F E B R U A R, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Joh. v. Müller: Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. I—IV Theil u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So sehr hatte sich's mit Österreich nun gewendet, (den Schweizern selbst noch kaum glaublich, S. 665) dass dieses Haus, nachdem es die letzten Kräfte zu ihrer Demüthigung versucht, nun mit der Eidgenossenschaft die ewige Richtung schliesst. S. 666. Gegen den Schweizerbund war die Verpfändung an Burgund geschehen, nun sollte dieser selbst zur Wiederlösung helfen. Wie verschieden ist die Schweizerreise des Herzogs Sigmund von der seiner Vorfahren, S. 667. Kaum war mit den Eidgenossen und mit der niederen Vereinigung (den Rheinstädten) der Bund geschlossen, so leitet Österreich selbst den Aufstand gegen den burgundischen Vogt ein. Das Landgericht; sein Ausgang, S. 673. f. — So wird endlich Karl von Burgund geneckt, während er immer noch an Erhaltung des Friedens dachte. Unter den ersten Ausbrüchen seines Zorns ist die Mißhandlung Heinrichs von Mömpelgard, Stammvaters des jetzigen Hauses Württemberg, merkwürdig. — Die klugen Anführer der Eidgenossen decken die übrigen Grenzen durch Einverständnis mit Mailand, Savoyen; helfen auch mit dem „Jüngling von Lothringen“ unterhandeln, der der niederen Vereinigung betritt. Die ersten burgund. Feindseligkeiten bringen die Abschließung des franz. *Subsidiartractats* zu Stande (S. 686). Kaum wussten die Eidgenossen, wie sie (unter bernischer Führung) dazu kamen. Der Bund mit Österreich (dem ersten Feind,) war allen schmeichelhaft; zeigt durch Beyseitzung der Feindseligkeit die natürliche Gutmüthigkeit: der mit Frankreich fand seinen Weg durch Geld. (Die *Reden* für und wider S. 691. f. haben vor denen der alten Geschichtschreiber den Vorzug, dass jedes Wort diplomatisch ist.) Jenes Geld hatte eine große Veränderung in den Sitten zur Folge. — Wie der burgundische Krieg mit dem vorhergehenden, durch Österreichs Politik, zusammenhängt, ist aus dem obigen klar. Durch den zürcher Krieg wurden die inneren Verhältnisse wieder hergestellt und näherbestimmt; durch den burgundischen wird schon zum voraus das Verhältniß der Eidgenossen zu Österreich definitiv entschieden, (in der ewigen Richtung;) Von dem ersten Krieg war *veränderte Gesinnung*, getheiltes Interesse der Eidgenossen die Ursache.

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Veränderte Sitten sind die Wirkung von dem zweyten. —

VIII Kap. In den ersten Feldzügen des burgund. Kriegs verfahren die Schweizer meist angriffsweise mit ihrer gewohnten Heftigkeit; der Leser, indem er durch die Landschaften Burgundiens geführt wird, sieht, wie dem Adel in den festesten Schlössern der Muth entfällt. Dass die Schweizer in der ersten Schlacht nicht Einen Mann verloren, (S. 702) ist durch die damaligen schlechten Feuergewehre und gute Waffenbedeckung erklärbar. Wie geeignet der Krieg in diesen Landesgegenden für die Schweizer sey, zeigen sie dadurch, dass sie gegen die Ermahnungen des Kaisers, vor Nuys zu ziehen, hier fortfahren, so dass er ihnen endlich erlaubt, Hochburgund für das Reich einzunehmen, (wie es einst zur Zeit der salischen und hohenstaufischen Kaiser war.) Nach diesen Aufmunterungen von Seiten des Kaisers, und von Seiten Frankreichs durch Geldsendungen, schliessen plötzlich diese beide, — jeder in Hoffnung auf die Erbtochter, mit Burgund Frieden, und geben die Allirten Preis! — Dennoch fahren die Schweizer fort a) gegen Burgund zu kriegen. Obgleich Nicolaus von Diesbach, die Seele der Unterhandlungen, vor einer der stärksten Burgen bleibt, hält doch Bern den sinkenden Muth den übrigen aufrecht. In 6 Wochen sind 12 Schlösser, 3 Städte erobert. b) Gegen Savoyen und Mailand, die im Bund mit Burgund nun auch aufgeregt werden. S. 739. Beynahe lustig ist die Feigheit des Bischofs von Genf vor den Schweizern. S. 742. In weniger als 3 Wochen wird fast die ganze Wadt mit 46 Städten und Schlössern eingenommen. (Und wie unvollkommen war damals noch das Belagerungszeug!) Waffenstillstand S. 770. Lothringen, von Frankreich verlassen, wird von Karl eingenommen. Bisher war der Krieg der Schweizern gegen den burgundischen Adel; jetzt tritt Karl selbst auf.

Bis hieher das IV Buch. Es sey genug, zum Schluss dieser Übersicht zu sagen, dass die Fortsetzung (möchte sie bald erscheinen!) mit den Tagen von Granfon und Murten beginnen wird. — Noch sind zwey Seiten in der Anzeige dieses Werks nicht berührt worden. Die *politisch-praktische* Tendenz, die nach der eigenen Bemerkung des Vfs. nicht zur historischen Einheit gehört; und dann hauptsächlich diejenige, durch die es *mehr*, als ein *nationales* Geschichtsbuch ist. Aber für beides ist hier der Ort nicht. Das letztere betreffend fühlt überdies ein jeder, was nicht bloß Schweizerherzen ergreift. Für beides ist der erhabene und zugleich einfachste Standpunct in der

Tt

Vorrede der neuen Ausgabe bezeichnet. — — Überhaupt, der Leser, der nicht bloß den ersten Eindruck genießt, sondern Gegenstand, Darstellung, Sinn, die ganze Größe des Werks umfaßt, der wird auch beurtheilen, was wir oben gefördert haben. Hier nur noch dieses. Seit der Kantischen Periode wird für die Geschichte aufs neue Quellenstudium und Kritik von der einen, von der anderen Seite Statt der gemeinen Pragmatie die höhere Ansicht der Geschichte und die historische Kunst in den Mustern der Alten zur Nachahmung von vielen gepriesen. Über diese

nachgebildet, sondern durch eigene Gewohnheit, vieles in wenigen Worten zu sagen, entstanden. Die Sprache selbst hat aus den Urkunden aller Zeitalter einen Reichthum, durch den sie nicht bloß Einer Periode unserer Cultur angehört.

Jünglinge, die Sinn haben für das Edle und Große, mögen aus den Briefen und der Selbstbiographie des Vfs. seine Bildung kennen lernen. Was die Schweizergeschichte als Muster wirkt, kann in unserer Literatur nicht unbemerkt bleiben. Dadurch kann dargethan werden, unser Zeitalter — in seinem wissenschaftlichen Fortschreiten — sey dieser Erscheinung werth gewesen.

— C. —

LEZZIO, b. Hartknoch: Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunct der Humanität. Erzählt von J. G. Gruber. Erster Band. 1806, XXIV und 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn auch die Vorrede dieses Buchs damit es „ein Versuch der Darstellung einer unseres Geschlechts“ genannt wird, und daß der Vf. sich für „bescheiden“ erkläre doch in einem so selbstgefälligen Tone daß man seine Erwartungen von dem hoch genug spannen zu können glauben möchte. Sie charakterisirt das Buch. Hr. G. erzählt, sein ernstes Bestreben sey dahin gegangen, sich das Räthsel seines Daseyns zu lösen. Nichts Höheres habe er gekannt, als den Ehrentitel eines Humanisten, aber der sey ihm etwas anderes gewesen, als was er gewöhnlich zu seyn pflege. Nicht bloß Kenntniß der alten Literatur, sondern vereint mit ihr Kenntniß der Poesie, der Philosophie, der Weltkunde und Geschich-

te umschließen nach seiner Meinung den Kreis der Humanitoren, lösen jenes Räthsel. Der Zufall habe ihn von Poesie zu Philosophie geführt; endlich sey ihm die Geschichte willkommen geworden; unbefordert sey er diesen Weg gegangen, aber auch ungehindert; das Ziel unverrückt im Auge (das Räthsel seines Daseyns zu lösen), habe er oft irrend, stets mühsam gewandelt; aber die Kräfte geübt, gestärkt. Wenn das Leben einen Zweck habe, Gottheit darüber walte: so müsse sich das in der Geschichte zeigen. Mit dieser Gesinnung habe er sich an das Studium der Weltgeschichte gemacht. Weil ihm die Universal-Historiker früher nicht zugesagt, so habe er sich entschlossen, mit den alten Specialhistorikern anzufangen, bis auf die neueren fortzulesen, und sich so aus huter Specialgeschichten eine Universalgeschichte zusammen zu setzen. Nachdem dies geschehen, habe er sich wieder an die Universalhistoriker gewandt. Keine Befriedigung! Darauf an die, welche Culturgeschichte, Geschichte der Menschheit geschrieben: Viel besser! Er sah Vieles in Eins verbunden, that einen Blick ins Triebwerk der Begebenheiten, sah mehr Zusammenhang, mehr Plan, und kam endlich auf eine Idee, „wie man wohl eigentlich Geschichte schreiben solle.“ Aber auch das gefiel ihm nicht lange; auch die, welche die kantische Philosophie auf die Darstellung der Geschichte hatten einfließen lassen, schienen ihm nicht geeignet, zu dem reinen Ertrag von Erkenntniß zu verhelfen, welchen wir der Geschichte verdanken sollen. Und was ist denn das für eine Erkenntniß? Nicht mehr die Auflösung des Räthfels des menschlichen Daseyns, sondern die Erkenntniß: „die Gegenwart sey die Frucht der Vergangenheit und der Keim der Zukunft. Die Form der Morwelt als Resultat der Vorwelt darzulegen, das muß der Zweck jeder Geschichte seyn, die nicht bloß eine müßige Neugier befriedigen will.“ Darauf habe er sich neuerdings wieder unter den Historikern umgesehen: Keiner sey seinen Wünschen entgegen gekommen als *Voltaire*, (und der hätte es vielleicht auch nicht gethan, wenn nicht *Herder* ein empfehlendes Wort über ihn gesagt hätte!) Sein Wunsch sey nun gewesen, daß es ein Werk geben möchte, welches die Tugenden des *Voltaire* eben ohne seine Fehler befaße. Er selbst, eben kein Historiker *ex professo*, habe sich an das Geschäft begeben. Durch Versuche sey es ihm endlich gelungen, eine Geschichte zu Stande zu bringen, „die er darth eine humanistische nennen möchte, weil sie ihn den Schauplatz und die Übungen seines Geschlechts als ein Institut zu dessen Bildung zur Humanität erkennen lehrte.“ Sollte es Tadel verdienen, fährt er fort, wenn ich, was ich lange suchte, endlich fand, was mich klüger, weiser, besser machte, Andern mitzuthellen veruche?“ Seinem Zwecke gemäß habe er die Materialien gewählt. Er fange nicht mit Philosophie an, sondern lasse sich vom Strom der Geschichte leiten, das Ziel stets im Auge, das Warum nie vergeßend. „Wie und warum aus dem, was war, Anderes und immer Anderes wurde, frag' ich nachher, und frage, bis ich endlich stehen

muß bey dem, was ist. Der Gesichtspunct der Humanität wird hier erst entdeckt. — In dem Augenblick, wo die Form der Gegenwart erscheint, als Resultat der Vergangenheit, muß sich zeigen, wie es um Humanität stand, stehe, und stehen werde, u. s. w.“ — Eben so geht es fort über die Darstellung. Was soll nun die ganze Vorrede? Sie zeigt den unphilosophischen Geist des Vf.; aber nichts mehr; was er eigentlich hätte sagen sollen, was nämlich Humanität sey, das erfahren wir nicht; und aus diesem Bande wahrlich auch nicht. Warum der Gesichtspunct der Humanität erst entdeckt werde, wenn er bey dem ankommt, was ist, das ist nicht wohl zu begreifen.

Zuerst eine *muthmaßliche Urgeschichte des Menschengeschlechts*, worin Meinungen vorgetragen werden über den Zustand der Erde vor den Menschen, (es ist seltsam, daß eine Geschichte aus dem Standpuncte der Humanität früher anfängt, als es Menschen gab!) — dann über die ersten Menschen, bald nach der Genesis, bald nach dem Zustande der Irokesen, bald nach dem der Neu-Holländer, wie die Noth sie getrieben zu Thätigkeit, zu Erfindung, (z. B. zur *Erfindung des Feuers*), wie sie zu verschiedener Lebensart gekommen seyn mögen u. s. w. Nachdem „mit bloßen Muthmaßungen ein Zeitraum von 1656 Jahren ausgefüllt ist,“ kommt die Sündfluth, die aber doch hier aufgeklärter „die noachitische ungeheuerere Wasserfluth“ heisst. Darauf eine geographische Übersicht Asiens; alsdann eine *Genealogie der ersten Reiche*, die von den Söhnen und Nachkommen Noah's hergeleitet werden, mit einigen eigenen (und kaum eigenen) Bemerkungen, die aber hier, wie überall, durch das ganze Buch mit fremden verflochten sind, die, wörtlich abgeschrieben, oft mehrere Seiten fortgehen, (von Herder, von Schläzer, von Eichhorn u. a.). Dann wird mit großer Umständlichkeit erzählt, was von den bekannten Reichen die alte Sage vorzubringen wufte, und es wird so erzählt, daß man oft nicht weiß, ob Hr. G. (der selbst die ersten hebräischen Sagen und Mythen Geschichte zu nennen scheint), das Alles für baare Wahrheit hält, oder wieviel er davon für baare Wahrheit hält. Wenn er bey dem Ninus ankommt, so heisst es: „Von Schritt zu Schritt schreiten wir jetzt dem hellen Tage mehr entgegen; (also das Morgenroth muß doch schon sehr täuschend seyn!) mit Belus Nachfolger wird die Geschichte zuverlässiger.“ Und es werden da schon überall über Fürsten und ihre Regierung so schöne Reflexionen gemacht, daß man anfängt zu fürchten, der Vf. möge sich erschöpfen gegen die Zeit, wo sie (wenn je) besser angebracht wä-

ren. So heisst es von diesem Ninus: „Die Geschichte, wenn sie solche Gräuel, (wie er verübte), in ihre Annalen verzeichnet, muß dem Wütherich, der sie verübt, das Brandmal der Schande aufdrücken, damit die Leute, welche des Eroberers blutiges Handwerk treiben, lernen, ihre Namen seyen zwar unsterblich, allein auf ewig der Schande übergeben. Man würde sie übergehen, wenn sie nicht eine Lücke ausfüllten, (und daran ist natürlich viel gelegen). Sey man aber kurz über Lückenbüßer dieser Art, und kurz wollen wir über Ninus seyn, der sich so gut auf des Henkers ehrloses Gewerbe verstand.“ So nachdrücklich ereifert sich Hr. G. mehrmals; dafür werden aber die anderen, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben, wie z. B. Belus, desto höher gepriesen. Die Geschichte, oder vielmehr die Erzählung, die Hr. G. von der *Semiramis* giebt, wird mit folgender Bemerkung eingeleitet: „die Betrachtung, von welchen kleinen Veranlassungen oft das Schicksal ganzer Reiche und Welttheile abhängt, an welche dünne Fäden das Schicksal der Menschheit geknüpft sey, erregt nur zu oft das höchste Erstaunen, und Unnuth wohl gar bey dem Zweifeln an einer Vorsehung.“ Dann folgt die Erzählung, die nicht weniger als 34 Seiten füllt, auf welchen sorgfältig vorgetragen ist, was Verläumder und Schmeichler von der Semiramis gesagt haben, und was der Unparteyische wohl glauben möchte. Aber, warum sollen wir dem Vf. weiter folgen? Er hat sein Buch für solche Leser bestimmt, die, ohne eigentlich gelehrte Bildung zu besitzen, doch für die Angelegenheiten der Menschheit sich interessieren, und aus rein menschlichem Interesse an dem Laufe der Weltbegebenheiten Theil nehmen. Diese Leser müssen selbst am besten wissen, was ihnen gefällt, was heilsam ist, und mögen selbst entscheiden, ob sie dergleichen Dinge, wie von der Semiramis und anderen erzählt werden, für Angelegenheiten der Menschheit halten. Wir wollten nur darauf aufmerksam machen, welche Begebenheiten Hr. G. für eine Geschichte vom Standpuncte der Humanität wählen zu müssen glaubt. — Dieser Band geht übrigens nur bis auf den Cyrus, hier, von seiner Geburt an, viel gelehrter Kores genannt; die Geschichte desselben als König noch nicht einmal mit. Welch' eine Reihe von Bänden wird erforderlich seyn, wenn der Vf. auf die angefangene Weise fortfährt, ehe die Form der Gegenwart als Resultat der Vergangenheit da steht! Er aber glaubt, das Werk in einer nicht großen Anzahl von Bänden, wie dieser, beschließen zu können!

A9.

KURZE ANZEIGEN.

STATISTIK. Nürnberg, b. Grattenauer: *Leitfaden zu einer allgemeinen Statistik, mit Hinweisung auf wahre und gründliche Staatskunde*, von Gregor Schöpf. 1806. 110 S. 8. (10gr.) Hr. Schöpf, ein vormaliges Mitglied des aufgelösten Klosters St. Stephan zu Würzburg, wollte, wie er in der Vorrede sagt, eine systematische Grundlage einer allgemeinen Statistik liefern.

Er nennt seine Schrift einen *Leitfaden* zur allgemeinen Statistik. Dieses Wort ist nicht passend: *Einleitung* oder *Prolegomena* zur europäischen Staatskunde, wäre der angemessene Ausdruck gewesen. Das Ganze ist gut und brauchbar, und kann als Einleitung zu akademischen Vorlesungen über die Statistik der europäischen Staaten, dienen. Aber leider! ist nur wenig davon des Vfs.

Eigenthum. Rec. hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, die nachgeschriebenen Collegien-Hefte eines noch lebenden berühmten Universitätslehrers durchzulesen. Fast Alles, was dieser vormals in seinen statistischen Vorlesungen als Einleitung vorausgeschickte, hat Rec. hier wörtlich wieder gefunden, selbst die erläuternden Beyspiele nicht ausgenommen; nur die Ordnung der Materien ist zuweilen verändert: und im Kapitel von der Staatsverfassung scheint etwa die Hälfte dem Hn. S. anzugehören. Der Artikel von der Geistlichkeit S. 57 würde einen schicklichern Platz in dem Kapitel von der Staatsverwaltung gefunden haben. Der Vf. sagt hieby: „Man muß forschen, ob sie (die Geistlichen) die reine Sittenlehre aus dem Grunde kennen, ob sie die rechte Art haben, sie zu lehren, u. s. w.“ Aber wer soll diese Untersuchung anstellen? Der Regent, oder seine Minister, oder das Ober-Consistorium? Und was nennt der, eh er etwa darunter den wahren die rechte Lehrart? Gewiß können werden. Von den Kunstschulen bes es daran beynabe gänzlich fehle. n Stadt, und auf welcher protestantischen fehlt es an öffentlichen Anstalten? junge Leute beider Geschlechter nehmen können? Die Schreibart stößt man zuweilen auf Ausdrücke

eh er etwa darunter den wahren die rechte Lehrart? Gewiß können werden. Von den Kunstschulen bes es daran beynabe gänzlich fehle. n Stadt, und auf welcher protestantischen fehlt es an öffentlichen Anstalten? junge Leute beider Geschlechter nehmen können? Die Schreibart stößt man zuweilen auf Ausdrücke

G. v. F.

SCHÖNE KÜNSTE. Zerbst, b. Kramer: *Kurzgefaßtes Wörterbuch der gedankenreichen, sinnbildlichen, allegorischen und malerischen Darstellungen in alten und neuen Zeiten.* Von M. Joh. Christoph Vollbeding, Diaconus und Rector in Werder. 1806. 96 S. in 8. (8 Gr.) Mag der Vf. immerhin, wie er im Vorbericht anmerkt, die gute Absicht haben „nützliche Kenntnisse durch dieses Buch zu befördern:“ es bleibt darum doch noch die Frage übrig, ob er auch die zu einem solchen Unternehmen notwendigen Kenntnisse nebst Geschmack und Beurtheilungsgabe besitze. Und man findet in dem ganzen Werk das, beyläufig gesagt, auch höchst unvollständig ist, kaum ein Blatt, welches nicht zur ungünstigen Entscheidung dieser Frage beytragen könnte. Damit wir aber nicht, wie Recensenten sonst oft vorgeworfen wird, nur mit bloßen Machsprüchen gegen den Vf. verfahren: so heben wir, zum Erweis unserer Anschuldigungen, einige Stellen aus. Nach S. 15 soll der Bankrot allegorisch dargestellt werden, als „ein schwermüthiger und trauriger junger Mann, in zerrissenen Kleidern, mit grünem Haupt (1), an Armen und Beinen einen eisernen Ring tragend. Im Munde ein Korb, in der rechten Hand eine Geißel, an deren Ende Kugeln festgemacht sind, und neben seinen Füßen ein liegender Hase.“ S. 70 wird die Bemerkung gemacht, und S. 80 wiederholt, „dass die krummen Beine als Symbole des Schlafes und Todes bedeutend seyen.“ Nach S. 93 wären „Unbeständigkeit und Leichtsin: durch einen Schornstein mit dem Rauche“ sinnbildlich darzustellen. Sachverständige werden mehrere Zeugnisse nicht bedürfen, um einzusehen, dass des Vfs. Arbeit durchaus unbrauchbar ist.

— y — H.

Pirna, b. Friele: *Unterricht, ohne mündlichen Lehrer geschmackvoll und gründlich Landschaften zeichnen zu lernen. Nach bis jetzt wenig bekannten (?) aber durch Erfahrung bewährten Grundsätzen, von einem Maler. Zweyte verbesserte Auflage.* 96 S. und 3 Kupfertafeln, 4. ohne Jahrszahl. (1 Thlr. 8 Gr.) Nur äußerst selten wird man Gefahr laufen, sich zu irren, wenn man ohne weitläufige Untersuchung diejenigen Werke, welche laut Titels zum Selbstunterricht im Zeichnen, Malen u. s. w. bestimmt seyn sollen, als schlechte unnütze Ware verwirft. Denn um einige Fertigkeit und Geschmack in der bildenden Kunst zu erlangen, sind selbst unter dem Beystand eines erfahrenen Lehrers große Schwierigkeiten zu überwinden, die aber ohne mündlichen Unterricht, ohne Nachhülfe eines Meisters, sich vielfach vergrößern, und fast unbefieglich werden. In Erwägung dessen könnte also auch das vorliegende Werk jenen

überflüssigen beygezählt werden, zumal da man auf den ersten Blick gewahr wird, dass es bloß der Anfang einer größt angelegten aber ins Stocken gerathenen Unternehmung, auch die vorgegebene zweyte Auflage ohne Zweifel nur ein listiger Fund des Verlegers ist. Wir haben indeß bey näherer und gewissenhafter Durchsicht verschiedene praktisch brauchbare Anweisungen gefunden, welche die Leser allenfalls §. 18. 24. 25. 28. 38. 139. 168 zu suchen haben. Aber freylich läuft ungleich mehr Irriges und Gehalloses unter. Der Vf. scheint oft vergessen zu haben, dass er Unterricht geben wollte, geschmackvoll und gründlich Landschaften zu zeichnen, und spricht alsdann sehr unzuweckmäßig vom P. Perugino, Lucas Kronach, Holbein und Rafael. Bald erfordert er vom Anfänger schon das Schwerste, und bald empfiehlt er demselben die Kupferchen aus Malendern und Romanen zu Vorbildern §. 23. 108. An den beygefügen 3 Kupfertafeln ist die Arbeit reichlich; im übrigen aber sind sie keine großen Kunststücke.

— y — H.

1) **Hamburg, b. Schmidt:** *Kleine ländliche Gemälde und Lieder, von Joh. Christoph Heise.* Zum Besten einer armen Familie. 1803. 198 S. kl. 8. (12 gr.) 2) **Halberstadt, bey Dölle:** *Neues Berg-Reim-Buch oder Sammlung neuer bergmännischer Lieder lustigen und ernsthaften Inhalts, herausgegeben von Karl Christian Wilhelm Kolbe, kön. preuss. Marktscheider bey dem Bergamte zu Wetzlar u. s. w. 1802. 190 S. 8. XVIII. Vor- und Prämumentenverz. (12 gr.)* Der Vf. von No. 1, der seinem Eintritt mit dem Publicum mit dem Drange seines Herzens entschuldigt, das Schicksal einer unglücklichen Familie zu erleichtern, wird sich auch wahrscheinlich mit dem Bestürftseyn, sich keiner Unterlassungsfünde schuldig gemacht zu haben, zu trösten wissen, wenn ihm von der Kritik der erwartete Beyfall nicht gezollt werden sollte. In der Vorrede gesteht er selbst, dass er auf einen hohen Schwung der Phantasie und auf eine erhabene Dichtersprache keine Ansprüche machen könne. Indes, wenn es seinen Gemälden und Liedern auch noch an Mehrern gebrechen sollte, an Originalität z. B., denn nicht selten liest man bloße Reminiscenzen aus anderen Dichtern nach einem neuen Rhythmus aneinandergereiht; wenn man auch seinen Bildern mehr Correctheit, (die Jugend blüht — kräftiger Than — lassen sich wohl schwerlich rechtfertigen) seinen Reimen eine größere Reinheit und mehr Auswahl, (S. 42 findet man sogar wandeln mit handeln gereimt) und seiner Sprache eine größere Biegsamkeit wünschen möchte, denn das beynabe auf jeder Seite wiederkehrende unregelmäßige Voranstellen des Zeitworts vor dem regierenden Nennworte und den Propositionen, wie: *die ihr mahlet an diesem Tage Menschenwohl, sprieße auf, und die Freude sieht von mir u. s. w. stört das Vergnügen des Lesers auf eine unangenehme Art: so ist doch nicht zu zweifeln, daß sich die zahlreichen Subscribenten für ihr Mitwirken zu des Vfs. menschenfreundlichen Absichten durch diese Gemälde und Lieder mögen reichlich belohnt gefunden haben. Denn hier und da findet man ein gelungenes Landschaftsgemälde, und das Ganze athmet den Geist einer reinen Religiosität. Daher werden auch künftige Sammler religiöser Gefänge für den kirchlichen Gebrauch hier mehrere für ihre Zwecke erwünschte Beytrage finden.*

Durch die Herausgabe von No. 2 hat sich Hr. K. um einen ehrwürdigen Stand der bürgerlichen Gesellschaft, der sich von jeher durch vielen hervorleuchtenden Hang zu Gesang und Saitenspiel auszeichnete, höchst verdient gemacht. Der Hauptcharakter seiner Sammlung ist Vollständigkeit, beynabe übertriebene Fülle. Es wird nicht leicht ein Ereigniß des bergmännischen Lebens aufgefunden werden können, für welches er nicht durch einige Lieder geforgt hatte. S. 41 ist sogar die allenfallsige Singlust der Bergbeamten berücksichtigt worden. Die meisten Bergreime sind vom Herausgeber und von Kapf, Harmsen, Meurer, Novalis, Wagener, Weise, und einige Ungenannte sind die Verfasser der übrigen. Sie sind nicht alle von gleichem Werthe; aber den meisten ist das Verdienst der Leichtigkeit und Fastlichkeit eigen. Ungeweihten Lesern hat der Herausg. durch das angehängte bergmännische Wörterbuch seine Blumenlese genießbar gemacht.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 F E B R U A R, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Starcke, und LEIPZIG, b. Mittler: *Bildnisse jetztlebender berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien*. Herausgegeben von M. S. Lowe. Erste Sammlung: J. E. Bode, J. P. Erman, C. W. Hufeland. Zweyte Sammlung: L. Bendavid, E. F. Klein, F. S. G. Sack. Dritte Sammlung: J. E. Biester, P. Buttmann, C. F. Nicolai. 1806. 8. (Jede Samml. 1 Rthlr 12 gr.)

Schon in einem vorjährigen Hefte der J. A. L. Z. No. 48 ist das Probestück der gegenwärtig rasch fortgehenden *Bildnisse* von einer Meisthand angezeigt worden. Jenes Probestück, *Johann von Müller's* Selbstbiographie enthaltend, erweckte am Eingange der Gallerie eine günstigere Vorbedeutung, als die Ankündigung der Sammlungen, welche vierteljährlich ein drey Bildnisse nebst den dazu gehörigen Selbstbiographien enthaltendes Heft versprach. Das Fabrikmäßige dieser Verpflichtung mit der Überzählung der geringen Anzahl berliner Gelehrten, denen ein allgemeines Interesse des Publicums zusagt, verbunden, schien den mit den Schwierigkeiten einer Selbstbiographie bekannten Leser vorher ahnden zu lassen, daß entweder mancher Selbstbiograph *in vita Minerva's* Werk gehen, und zur Feder greifen würde, oder daß hier manches Bildniß eine Stelle erwarten könne, die es nur der willfährig geschriebenen Selbstbiographie zu verdanken hätte. Wirklich ist auch, dieses Prognostikon erfüllend, die Anordnung und Nebeneinanderstellung der Gallerie, mehr die Sache des Zufalls, als eines der Kritik unterworfenen Planes; weshalb wir das Aufgestellte, so verschiedenartig der Ton desselben auch seyn mag, an und für sich in nähere Erwägung ziehen, und die Selbstbiographien als isolirte Proträts charakterisiren wollen.

Einfach und sein Streben mehr ahnend als entwickelnd, redet Bode, der Astronom, von sich. Indem er den Himmel, nicht die Erde, zum Gegenstande seiner fleißigen Beobachtungen macht, begnügt er sich, zwar ziemlich irdisch, seine Selbstbiographie fast allein auf ein rasonnirendes Verzeichniß seiner bekannten Schriften zurück zu führen; doch gewiant man ihn in seiner populären Bescheidenheit lieb. Man erinnert sich mancher feurigen Stelle seiner Werke, bey welcher ihn der Gegenstand zu einer seinem Wesen fremden Begeisterung hinriß, und freuet sich, hier einen Mann zu finden, der gemüth-

lich seine Individualität erkennend und ausprechend, jeden Schmuck der Umgebung ruhen, und den scientiven Werth seines bürgerlichen Fleißes errathen läßt.

Neben Bode steht Erman, seinen Nationalanspruch ehrend, und bemüht sich, in französischer Sprache insofern seine Celebrität ans Licht zu setzen, als es die Convenienz erlaubt. Wenn ihm dieses auch nicht gelingen sollte, so weifs er sich doch mit der Erreichung der Gemeinnützigkeit, dem Surrogate seines eigentlichen Lebenszweckes zu trösten. Aber der gute Greis gefällt in jeder Umgebung, und man kann ihn nicht verspotten, nur bedauern, wenn er in der Aufstellung des Gesichtspunctes, aus dem er seine akademischen Vorlesungen ansieht, eine Beruhigung gegen gewisse Weisungen findet, die der Monarch des preussischen Staats an die sogenannte Akademie der Wissenschaften zu Berlin erließ; aus denen man sieht, daß die damals in Berlin herrschenden, keym Könige so beliebten *Vaterländerer* endlich das schon immer mit sich getragene Lächerliche selbst dem flachen Beobachter entdeckten.

Eine durch Leben und Wissenschaft gebildete Milde des Charakters, die zuweilen die abgemessene Hofmanier errathen läßt, ohne in kalte Steifheit auszuarten, scheint sich in Hufeland's Worten besonnen auszusprechen. Die moralische Reinheit des Gemüths wird durch kein absichtliches Mißverstehen und Anfeinden streitiger Meinungen gestört, und Hufeland selbst sucht durch ein gewisses Annäherungssystem den unverföhnlichen wissenschaftlichen Gegnern die Hand des Friedens zu bieten. Dieser unverkennbare Zug der Selbstverläugnung muß den Vorwurf des Stolzes widerlegen, welchen oft ein in der bürgerlichen Gesellschaft erlangtes Glücksloos, öfter das unbefangene Bewußtseyn eines mackellofen Strebens und Wirkens veranlaßt.

Zweyte Sammlung. Bendavid. Unverkennbar ist das Verdienst eines Mannes, der durch fleißiges Studium bemüht ist, sich von den Fesseln der Erziehung und seiner an dieselbe geknüpften Lebenssphäre zu befreien; unverkennbar aber beweist zugleich dieses Gemälde, daß leichter manche Form der Nationalität, (Bendavid ist von jüdischen Altern geboren,) weggeworfen, leichter eine Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten vom Geiste erworben, als daß eine freye Selbsterkenntniß zur Vervollkommenung des Charakters in Thätigkeit gesetzt wird. Wenn man sich die Eigenthümlichkeiten der gebildeten Juden in dem Gedächtnisse vergegenwärtigt, so wird

man diese Cardinaleigenschaften, unter welchen caricaturmäßiger Egoismus und gänzlicher Mangel an Kunstfähigkeit keinen unbedeutenden Zug ausmachen, mit ihren Fehlern und Tugenden, hier wieder finden; eine gewisse Festigkeit der Denkart ist diesen zugesellt, die wechselsweise auf Einseitigkeit und Vollendung wirkt. — In einem wahren Contraste steht gegen *Bendavid*, *Klein*, von dem einst behauptet wurde, daß er seine Celebrität sowohl den Philosophen als den Juristen zu verdanken habe, indem jene ihm als Rechtsgelehrten, diese aber als Philosophen den Doctorhuth zuerkannt hätten. Bey dem allen hat *Klein*, als Mitglied der Gesetzcommission unter Carmer und Suarez in Berlin, und als Universitätsdirector zu Halle, zwey Lebensepochen gehabt, welche seiner Selbstbiographie ein höheres Interesse geben. Indem er aber mehr die Entwicklung seines idealen *Wollens*, als die Darstellung des Vollbrachten verheißt, bleibt er bey allgemeinen Raisonnements stehen, und man erfährt weder den wahren Antheil, welchen er an der neuen preussischen Gesetzgebung nehmen konnte, noch die Art, wie er seine Zwecke in der akademischen Laufbahn realisirte. Daher kommt es, daß der mit *Klein's* Leben näher Bekannte von dieser Lebensbeschreibung am allerwenigsten befriedigt wird.

Durch eine Celebrität des berliner Publicums mehr, als durch einen allgemeinen oft so precären literarischen Namen bekannt, folgen *Sack*, *Bießer* und *Buttmann*, wovon der erste wichtig deshalb ist, weil er den jüngeren Mitgliedern des preussischen Hauses die erste Anleitung zur Erlangung der christlichen Religion gab; der zweyte, weil er vor zehn und mehreren Jahren gegen die verkappten Jesuiten zu Felde zog, und der dritte, weil er sein eigenthümliches Forchen auf die Bearbeitung einer griechischen Grammatik verwandt hat, welche bis jetzt noch nicht vollständig erschienen ist. Alle drey sprechen ihre Individualität mit einer ruhigen, und der moralischen Ansicht nach, mit einer bescheidenen Selbstwürdigung aus; weshalb die Lectüre dieser Bogen dem eine nicht verwerfliche Unterhaltung gewährt, welcher, wie Rec., die Verfasser näher zu kennen das Vergnügen hat. Der aber, bey welchem dieses nicht der Fall seyn sollte, wird wenigstens durch die Andeutung des Wirkungskreises jeder der Männer näher in der berliner Welt orientirt.

Am Schlusse des dritten Heftes der Selbstbiographien spricht *Friedrich Nicolai*, auf eine Weise, wie er gewiß gern von Freunden und Nichtfreunden gehört wird. Nicht ohne Freude an Worten und Wortfolgen, weiß er seine Expectorationen zu beschränken, (die Selbstbiographie enthält mit den Anmerkungen 76 Seiten), und hat die Polemik, welche ihm gewiß manchen Augenblick seines sonst so thätigen Lebens verleidete, nur selten durchblicken lassen. Hat Herr Nicolai Gegner, sie werden gewiß größtentheils durch diese wenigen Blätter verhöhnt; und werden sie es nicht, so ist es nicht Nicolai's Schuld, daß seine Zahl - Bände und bogenreichen Werke mehr

Aufmerksamkeit erregten, als diese wenigen Blätter. Nie würde der gehaltvolle Werth seines rastlos thätigen und in bürgerlichen Verhältnissen so humanen Lebens verkannt seyn, wenn er selbst dieses nicht durch gänzliche Verkennung seiner Sphäre veranlaßt hätte. —

Um noch mit einem Worte die Bildnisse des Hn. *Lowe* zu erwähnen, so hat Rec. einige mehr, andere minder ähnlich gefunden; alle aber können in artistischer Hinsicht auf keinen besonderen Werth Anspruch machen. Das größere Publicum pflegt auch danach wenig zu fragen, und ist gewöhnlicher Weise mit einer die Augen ergötzenden Ähnlichkeit, welche etwas subjectives, nur der Meinung unterworfenes ist, leicht befriedigt. Nicht ohne Geist, aber auch nicht ohne Schmeicheley gegen die darüber stehenden Portraits sind die den Bildnissen beygefüigten Vignetten. Z. B. unter *Buttmann's* Kopfe erblicken wir eine solche, die der Herausgeber folgendermaßen erklärt: „Kadmus, der Phönizier, nach der Tradition, Erfinder des griechischen, aus dem phöniciſchen entlehnten, Alphabets sitzt zwischen der Kuh, der er auf Befehl des Orakels gefolgt ist und dem ungeheueren Drachen, den er erlegt hat, und gräbt die Buchstaben des alten griechischen Alphabets auf zwey Tafeln ein, von denen die eine schon fertig ist und ihm zur Seite steht: Anspielung auf die Bemühungen und Verdienste des Hn. Pr. *Buttmann* um Alterthumskunde und besonders um griechische Sprache.“ — Die Vignette zu *Bießer's* Portrait ist inhuman. Zu der auf Hn. *Sack* Bezug habenden Vignette ist folgende Erklärung gegeben: „Ein mit der königl. Krone und dem königl. Gewande bekleideter Jüngling will mit großen Schritten sich dem Tempel der Wahrheit nähern. Sein Lehrer in priesterlicher Kleidung und mit der Binde um das Haupt macht ihn auf den ungebahnten Weg aufmerksam, den er betreten will und die Hindernisse, die er auf demselben antreffen wird. Er entfernt zugleich von seinem erhabenen Zöglinge die Sinnlichkeit, die ihn von dem Wege der Wahrheit ablenken könnte, und prägt ihm die Worte ein aus *Pred. Salomon*. XII, 13 welche auf der Rolle, die er in der linken Hand hält, verzeichnet sind, und die der Vf. auch zum Texte der Predigt gewählt hatte, als Se. Majestät der König zum ersten Mal das heil. Abendmahl in der Domkirche zu Berlin empfing.“ — Auf dem Kupferabdrucke des vor dem Rec. liegenden Exemplars war ominöser Weise bey der Versbezeichnung die 3 weggelassen; Rec. schlug die Schriftstelle nach und fand *Vers 1* die Worte: „Gedenke an deine Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen, sie gefallen mir nicht u. s. f.“ M. M. M.

MAGDEBURG, b. Keil: *Lebensbeschreibung Joseph Spenns, ehemaligen Katholiken und Augustinermönchs, jetzigen Protestanten und Arztes*; geschrieben von ihm selbst, und mit seinem Bildnisse begleitet. 1805. Erster Theil 240 S.; Zweyter Theil XXIV und 216 S. 8. (2 Thlr.)

Über ein Buch, wie das vorliegende, im Namen eines kritischen Instituts öffentlich zu reden, ist ein Auftrag, der bey genauerer Erwägung weit schwieriger erscheint, als die erste flüchtige Ansicht der Sache vernunthen läßt. Dafs der Vf. eines solchen Buchs als *Schriftsteller* beurtheilt werden soll und mufs, dieß ist hier gerade das minder Wichtige und minder Schwierige; ungleich wichtiger und schwieriger ist dabey die zweyte Aufgabe: seine Beurtheilung als *Mensch*. Gleichwohl berechtigt er nicht blofs zu dieser letzteren, sondern er verbindet sogar dazu, indem er, aus eigener Bewegung, durch seine Selbstbiographie das Versprechen giebt, sich so darzustellen, wie er sonst war, wie er gegenwärtig ist; indem er den wichtigsten Schritt seiner bisherigen Laufbahn nicht nur zu erklären, sondern auch befriedigend zu vertheidigen unternimmt; indem er mit einer seltenen, oft angreifenden, erschütternden Offenheit, sein Verborgenstes enthüllt, sein Eigenstes, Geheimstes und Höchstes öffentlich kundbar macht.

Was soll und kann nun derjenige thun, dem es aufgetragen ist, über solche Selbstgeständnisse, zum erwähnten Behuf, etwas öffentlich zu sagen? Soll er sie wiederholen? Soll er bemerken: ob und wo der Beichtende zu streng oder zu gelind gegen sich selbst oder gegen andere gewesen sey? Soll er angeben: ob und wo er ihn, in diesem oder jenem, beystimme oder nicht? ob und wo er dieselben Ansichten, wie der Confitent, gefast habe, oder nicht? — Wohl sollte das der Anzeiger, wofern er nicht gegen den Bekennenden ungerecht werden, für den Leser aber unbefriedigend bleiben will. Kann er aber auch, ohne dem Verfasser ganz genau und Schritt für Schritt zu folgen, auf diesem Wege aber die ihm vorgezeichneten Grenzen ganz unverhältnissmässig zu überschreiten? Schwerlich! — Noch mehr! — Wie? wenn nun das Buch, von welchem die Rede ist, durch eine, keineswegs gewöhnliche, Vereinigung besonderer und günstiger Umstände, bereits in die Hände vieler und zwar bedeutender Leser gekommen ist, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, in mehrere dergleichen Hände kommen wird, ehe das Wort des Rec. darüber ins Publicum gelangen kann? Soll er dennoch umständlich darüber sprechen? Soll er es darauf ankommen lassen, das man sein Wort für anmassenden Widerspruch, für anmassenden Versuch, der Beurtheilung des Buchs eine andere Richtung nach seinem Sinn geben zu wollen, ansehe und deute? — Wäre diesen, wer Lust dazu haben mag! — Für den Vf. der gegenwärtigen Anzeige ist es ein Unternehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlt, dem er also, wiewohl ungern, entsagen mufs.

Anstatt derselben beschränkt er sich auf einige *Bemerkungen und Wünsche*, die zum Theil an die Leser, zum Theil an den Verfasser des vorliegenden Buchs gerichtet seyn sollen.

Jenen sind, durch die sehr bedeutenden und gehaltreichen Gegensätze auf dem Titel des Buchs die Punkte, bey welchem ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise verweilen sollen, unverkennbar und eindrucklich genug angedeutet. Zugleich aber ist ihnen auch

stillschweigend, doch mit gleichem Ausdruck, hinlänglich gesagt, was sie zu der Lectüre — zu einer sorgfältigen Lectüre dieses Buchs mitbringen müssen, wenn es ihnen, wie der Vf. mit Grund erwartet, vielfach lehrreich werden soll. Nichts-geringeres müssen sie dazu mitbringen, als eine vollständige Kenntniss des Katholicismus oder Pöpismus, und des Monachismus insonderheit; ruhiges Einverständniss mit sich selbst in Absicht auf unser Thun und Leiden im Leben und unsere Hoffnungen jenseit des Grabes. Nur eine solche Vorbereitung kann und wird das Leere des Buchs völlig nutzbar machen; ohne sie wird das heilsame Gesohäst gar nicht oder nur unvollständig gelingen: dem Vf. aber wird man unvermeidlich mehr oder weniger Lob oder Tadel zutheilen; als ihm, gewiss einem warmen Freunde des Wahren und Guten, ohne allen Zweifel gebührt.

Ihm aber, dem achtungswerth gewordenen Vf. dieser Selbstbiographie, noch einige Wünsche, die er, zum Theil wenigstens, alsdann wird befriedigen können, wenn er etwa — wie gar nicht unwahrscheinlich ist — eine zweyte Auflage dieses Buchs veranstalten wird. In diesem Falle suche er doch so viel über sich zu erhalten, das er aus seinem Buche das alles herausnehme, was nicht zum wesentlichen Inhalte desselben gehört, und den gesetzten ruhigen Ton des Ganzen unterbricht. Wo also sein Ton humoristisch oder spasshaft zu werden anfängt, oder wohl gar etwas tiefer sinkt, da stimme der Mann die launigen Worte des Jünglings zu einem Ernste, den die Sache durchaus erfordert. Aus dem Inhalte aber werde alles hinweggenommen, was ihm fremd, durchaus fremd ist; wie z. B. die, zum Theil, weitläufigen Excerpte, die Biographien von Galilei, von Machiavelli, von Michel - Angelo, oder auch wieder die grössere Anzahl seiner Reise - Notizen und die Abschweifungen über andere, zum Theil ganz bekannte Dinge. Mag es seyn, das sein Buch dadurch an Extension verlieren würde; dieser Verlust würde kein Verlust genannt werden dürfen. Insonderheit aber tilge Hr. Sp., aus der Vorrede, die Parallele, in welcher er sich selbst mit einem vormaligen Genossen seines verlassenen Ordens im 16 Jahrhundert stellt. Gewiss verliert er zu viel bey dieser Parallele, die nicht allein keineswegs trifft, sondern ihm wohl auch überdiess einen falschen Schein von Anmassung giebt, von welchem doch sein bescheidener Sinn sehr weit entfernt ist. Ferner werde doch im Falle einer zweyten Auflage des Buchs für einen genaueren Abdruck gesorgt, als der jetzige ist, der durch häufige Druckfehler, und besonders durch Vernachlässigung der Interpunction, das Lesen des Buches äusserst unangenehm macht. Zu den Berichtigungen der Druckfehler möchte, unter anderen, auch *Vetturino* statt *vittorino*, welches mehrmals vorkommt, und *Buonarotti* statt *Buonarota*, zu rechnen seyn. Endlich wäre noch zu wünschen: Hr. Sp. möchte alsdann bedacht seyn, seiner Schreibart, die im Ganzen eine gewisse Lebhaftigkeit und Leichtigkeit verbindet, noch etwas mehr Correctheit und Ausbildung zu geben.

G. St. . . .

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Weigel: *Liebe und Geheimniß. Eine Novelle.* Auch unter dem Titel: *Kleine Romane und Erzählungen. Achten Bündel. Aus dem Französischen der Frau von Genlis.* 1805. 192 S. 8. (16 Gr.) Die Liebe ist stark, das Geheimniß groß; indem aber Frau von Genlis zwischen beide tritt, ist die Liebe etwas schwächer, und das Geheimniß etwas kleiner geworden. Dieß ist das gewöhnliche Schicksal aller Dinge, von denen man zu viel Redens macht. Übrigens aber wird auch diese Novelle von den Freunden der Frau v. G., die das Original nicht verstehen, mit Vergnügen gelesen werden, da die Übersetzung gut gerathen ist.

Wf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Steiner: *Versuch einer Lebensphilosophie für die Toilette, oder Wanderungen durch das Gebiet der Welt- und Lebensklugheit.* Ein Hausbedarf für Frauenzimmer für Lebensgenuss und Lebensglück, von H. A. Kerndorffer, Doct. der Philosophie, 1806. 279 S. 8. (1 Rthlr.) Der Titel spricht den Inhalt, ja selbst die Form des Buchs, ziemlich deutlich aus. Es sind Bruchstücke über Gegenstände, die besonders bey dem Bildungsgeschäfte junger Frauenzimmer an sich selbst eine vorzügliche Beachtung verdienen. Sie sind mit vieler Wärme des Herzens niedergeschrieben, und, wie sie der Vf. selbst nennt, wahre Worte geprüfter Erfahrung. Vieles, ja das Meiste, ist freylich nicht neu, und kann es schon der Natur der Sache nach nicht seyn; aber es fehlt doch nicht gänzlich an neuen Ansichten und Zusammenstellungen, die auch für die obwaltende Absicht nicht unglücklich sind. Nur da, wo der Vf. von der Simplicität des Vortrags etwas abgeht, was aber nicht oft geschieht, muß ihm Rec. seinen Beyfall verweigern. Um den Lesern den Inhalt des Buchs näher bekannt zu machen, mögen hier die Überschriften der einzelnen Abschnitte stehen: die mit einem Sternchen bezeichneten haben Rec. in der Ausführung besonders gefallen. S. 3 Religiosität. S. 14 Selbstachtung *. S. 19 Selbstveredlung. S. 23 Lectüre und Unterhaltung. S. 33 Siufamkeit und weibliche Delicateffe *. S. 53 Vortheile einer gutgewählten Kleidung *. S. 63 Vergnügungen. S. 96 die Gabe zu gefallen. S. 101 Eitelkeit. S. 118 Lähnen *. S. 131 weibliche Sanftmuth. S. 141 Schwärmerey *. S. 152 körperliche Schönheit. S. 164 Putz und Mode. S. 173 Häuslichkeit *. S. 189 Freundschaft. S. 202 Liebe. S. 227 Eifersucht. S. 240 über die Dauer einer zärtlichen Zuneigung. S. 260 die Wahl des künftigen Gatten.

A.

Züllichau, b. Darnman: *Beispiele bewundernswürdiger (?) Handlungen aus der römischen Geschichte von moralischen Maximen begleitet.* Zum Gebrauch in Schulen, besonders in Garnisonsschulen, herausgegeben von F. D. E. Scherwinzky, Diaconus zu Reppen, und Prediger zu Tornow in der Neumark. Ohne Jahrzahl. VIII und 189 S. 8. (14 gr.) „Nach des Vfs. Absicht und Wunsch soll die Jugend, hauptsächlich in Garnison-Schulen, hiermit ein angenehmes und lehrreiches Lesebuch empfangen, woraus sie zu eben der Zeit, da sie mit den Hauptpersonen und mit den merkwürdigsten Beignissen der römischen Geschichte bekannt wird, eine gesunde Moral erlerne.“ Sowohl die Auswahl der Begebenheiten, als die Darstellung derselben zu dem angegebenen Zwecke, sind beyfallswürdig; ob man gleich bey der ersten ausstellen könnte, daß sie wohl ein

zu vortheilhaftes Licht über die Geschichte des römischen Volks überhaupt und dessen Charakter insbesondere verbreite, und die zweyte aus Mangel der historischen Präcision bisweilen etwas dunkel werde. Die angehängten moralischen Maximen sind den Erzählungen nicht fremd, und leicht faßlich; die am Ende beygebrachten Verse aber, „zu denen die moralischen Maximen zusammengedrängt seyn sollen, damit sie sich dem Gedächtnisse desto tiefer einprägen, und nachher desto leichter behalten werden,“ haben mitunter etwas zu viel Worte, und zu wenig Gedanken

AN.

Berlin, b. Littfäs: *Kleines Portefeuille schlichter Hausmanns - Vernunft oder einer gesunden Lebens-Philosophie für junge Weltbürger.* 1806. 238 S. 8. (1 Thlr.) Diese kleine Portefeuille (zu deutsch Brieftasche) enthält eine Sammlung kurzer Sätze bald aus dem Gebiete der Sittenlehre, bald aus dem Gebiete der Lebensklugheit, mit hinzugefügten längeren oder kürzeren Erläuterungen. Die Sätze folgen einander ohne Ordnung und Zusammenhang, obgleich hie und da auf eine gewisse Verbindung verwiesen wird; sie treten daher nicht selten mit einander in Widerspruch, und machen einen zweydeutigen Eindruck aufs Gemüth. Auch hat der Ausdruck nicht immer die gehörige Präcision und Energie, und ist selbst für Hausmannskost zu geschmacklos. Die hinzugefügten Erläuterungen sind im Ganzen genommen höchst mager und dürftig, und bringen oft so wenig zur Sache Gehöriges vor, daß man sie eher an jedem anderen Orte suchen könnte, als an dem, wo sie sich befinden. Zur Probe wollen wir einen der kürzesten Sätze mit seiner Erläuterung beifügen. S. 106: „Suche dir die Energie einer starken Seele zu geben.“ Die Gewohnheit des Nachdenkens, das Gefühl unserer Würde giebt sie. Diese (?) bewahren uns davor, durch jedes kleine Übel erschüttert, durch jede Einschränkung beleidigt, durch jede Meinung anderer beunruhigt, und durch die Unbeständigkeit oder Nichtigkeit herrschender Grundsätze in unaufhörliche Bewegung gesetzt zu werden.“

PF.

Dresden, b. Arnold: *Die uraltsischen Kosaken auf dem Marfche,* gemahlt von Hefz, und in Aquatinta geätzt von Grönicher. Nebst einem beygelegten Blatt Erklärung. (Braune Abdrücke 3 Thlr., ausgemahlte 3 Thlr.) Man muß zugeben, daß diese Kupfertafel den gewählten Gegenstand richtig darstelle. Die Pferde sind gut gezeichnet, und die menschlichen Figuren haben den für sie passenden Charakter erhalten. Gefälliger könnte die Anordnung zwar wohl seyn; fehlerhaft ist sie aber darum doch nicht. Denn das Ganze theilt sich in zwey große Haufen von Figuren, welche durch die beiden in der Mitte reitenden Officiere geschickt verbunden sind. Hingegen möchte man vielleicht mit Recht tadeln, daß der Mahler überhaupt wenig bedeutende Motive gebraucht, und sein Werk von Seiten der Erfindung betrachtet ohne poetischen Gehalt ist. — Hr. Grönicher's Aquatinta erscheint minder zart und glatt, als manches anderen Künstlers; allein die mit der Nadel gezogenen Umriffe haben desto mehr Geist und mahlerische Freyheit. — In dem beygelegten Erklärungs-Blatt wird von dem Unterschied zwischen uraltsischen und donischen Kosaken; ferner über ihre Waffen, Kleidung, Pferde u. s. w. das Nöthige berichtet.

—y—H.

F O R T S E T Z U N G E N.

Hamburg, b. Perthes: *Erläuternde Winks, zu einer zweckmäßigen Benutzung des kurzen Abrisses der christlichen Lehre in Sprüchen,* von C. F. Callisen. Ein Anhang zum Abrisse, vornehmlich zum Gebrauche für Lehrer. Zweyte Auflage. 1806. 79 S. 8.

Hofst, b. Sprinzing: *Auswahl von Predigten, über einen ganzen Jahrgang der im Kurfürstenthum Baden, evangelisch-*

lutherischen Anthells, gütigst vorgeschriebenen neuen Texts. Besonders für häusliche Erbauung. Von Christoph Friedrich Rink, evangelisch-lutherischen Stadtpfarrer zu Gernsbach etc. Zweyte Hälfte. Von Pfingsten bis zum Ende des Jahrgangs. 1806. 533 S. 8. (S. Recens. der 1sten Hälfte 1806. No. 279.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 F E B R U A R , 1807.

Ö K O N O M I E.

HALLÉ, in Commiff. b. Hemmerde und Schwetschke: *Landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr 1805, oder Repertorium alles Neuen und Wissenswürdiges aus der Haus- und Landwirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabrikanten.* Unter der Leitung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe herausgegeben von J. H. Schurz, Prediger zu Groß-Oernier. Januar — December. Für das Jahr 1806. Januar — December mit illum. und schwarzen Kupfertafeln. 4. (Jeder Jahrg. 2 Thlr. 16 gr.)

Der Herausg. hat uns eine Zeitung versprochen, selbster aber wirklich nur eine Zeitschrift — eine wöchentliche Sammlung kleiner Ausführungen gegeben, die zwar im Ganzen genommen lehrreich und unterhaltend, aber doch das nicht sind, was wir nach der Ankündigung erwarten mußten, und, da es an anderen Zeitschriften nicht mangelt, gern erwarteten — nämlich eine Sammlung von interessanten Neuigkeiten. Diese erregte Erwartung vom künftigen Jahre an besser zu befriedigen, könnte, wie uns dünkt, dem Herausg. auch so gar schwer nicht werden. Wir ermuntern ihn dazu also hiemit nicht nur auf, sondern legen ihm zugleich auch unsere Ideen über die Sache vor.

Eine Zeitung muß alles enthalten, was neu und einer so allgemeinen Bekanntmachung werth ist. Wir zeichnen dafür folgende Rubriken aus: 1) Ereignisse aus dem ganzen Gebiete, das die Zeitung beherrschen will — das aber, wenn es nach dem Titel dieser Zeitung die Landwirthschaft, den Handel und die Technik umfassen soll — fast etwas zu ausgedehnt ist; 2) Erfindungen und Verbesserungen; 3) von den Regierungen der Staaten genommene Mafsregeln; 4) Preise der Producte aller Art; 5) Witterungsbeobachtungen; 6) zur Ausfüllung bey dem Mangel von anderen Nachrichten, ökonomische Beschreibungen der Länder, kurze Nachrichten von dem wesentlichen Inhalte (aber nicht Recensionen) neuer Bücher; 7) Intelligenzien, wenn man ein besonderes Intelligenzblatt mit der Zeitung verbinden wollte — was aber, da wir es schon im Reichsanzeiger haben, nicht nöthig scheint, und was auch für eine sehr grofse geographische Ausdehnung nie recht gemeinnützig werden kann.

Die Länder, von denen uns die Zeitung das wichtige Neue erzählen muß, können nicht Deutsch-
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

land, nicht die europäischen Staaten allein, sondern es müssen alle Länder der Welt seyn. Was uns neu und wichtig ist, das ist für uns auch wissenwerth; es mag von den Quellen des Rheins oder des Nils, von Kamschatka oder aus dem Marattenlande kommen. Aber das Publicum, für das die Zeitung geschrieben wird, dürfte nicht zu groß seyn: nur der Schriftsteller, der es weifs, was er für Leser hat, kann für sie zweckmäfsig schreiben. Um die Zeitungsnachrichten zusammen zu bringen, würde der Herausg. wenigstens in Deutschland an den wichtigsten Orten aufmerksame, fachkundige, an der Quelle sitzende Männer zu Correspondenten haben müssen. Dergleichen Orte sind unstreutig die Hauptstädte, in denen sich die obere Finanz-Kammer- und Polizey-Behörden befinden. Denn wenn hier gleich die Landwirthschaft nicht selbst getrieben wird: so fliefsen dahin doch alle wichtige Nachrichten von derselben zusammen. Mit den Correspondenten müfste verabredet seyn, was und wie sie es schreiben sollen; sonst würden ihre Briefe nur selten befriedigen. In Ansehung des Auslands könnte es genügen, wenn monatlich nur gute Auszüge aus den Zeitschriften und Zeitungen, die es hat, mitgetheilt würden: denn wirklich fehlt es vom schwarzen Meere bis an das atlantische fast keinem daran. Wenn die Zeitung nach diesem Plane ausgeführt würde: so würde sie zwar freylich für den gegenwärtigen niedrigen Preis nicht geliefert werden können: wer würde aber auch ein wichtigeres, lehrreicher und unterhaltenderes Blatt nicht gern nach seinem wahren Werthe bezahlen?

Doch wir kommen nun von dem Verbesserungsplane dieser Zeitung auf die Zeitung selbst, so wie sie jetzt wirklich ist, zurück. Sie enthält, wie gesagt, größtentheils kleine Abhandlungen; bisweilen aber auch schon einige eigentliche Zeitungsnachrichten. Jene rühren nicht sowohl von gelehrten Ökonomen, als vielmehr von Praktikern her; und sind uns daher in mancherley Betrachte desto schätzbarer. Denn ausserdem, dafs sie uns die angenehme Überzeugung geben, dafs sich ein ziemlich hoher Grad von Bildung auch schon unter Männern von diesem Stande verbreitet hat, und dafs gerade diese Schriftstellerey der Praktiker die Aufmerksamkeit, weitere Forschung und Nacheiferung der übrigen immer mehr und mehr wecken und unterhalten wird; haben sie auch gewifs mehr Neues, oder wenn gleich alte Sachen, doch diese mehr von neuen Seiten zur Sprache gebracht, als es von gelehrten Ökonomen zu erwarten gewesen wäre. Verhehlen können wir dabey aber gleichwohl

Xx

nichts ist, als das Product aus der Zeit und der Qualität des Bodens.

12.

RONNEBURG und LEIPZIG, im Verlags-Bureau:
Neues dresdener Koch-Back- und Wirthschaftsbuch, oder Anweisung, wie man gute Speisen und Backwerke für Personen von allerley Ständen bereiten könne. Herausgegeben für alle solche Hausmütter und junge Frauenzimmer, welche ihre Haushaltung und Küche selbst besorgen, und ihre Geschäfte mit Nutzen betreiben wollen. 1805. VIII und 759 S. in 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wenn gleich durch dergleichen Koch-Back- und Wirthschaftsbücher für die Wissenschaften selbst nicht das Mindeste gewonnen wird; so hält es Rec. doch dem Wohl der Gesellschaft für sehr zuträglich, daß solche geschrieben, und daß sie so vollständig und gut, als nur möglich, geschrieben werden. Für die mittlern Stände sind sie zuverlässig eines der ersten Bedürfnisse, und zwar besonders jetzt — nicht sowohl weil die Preise der Dinge, im Verhältnisse zu unseren Einnahmen, gar zu hoch gestiegen sind, und der erhöhte Luxus auf der einen Seite Ersparung, auf der andern Abwechselung desto nöthiger macht; als vielmehr, weil unsere jungen Frauenzimmer sich nicht mehr, wie in der guten alten Zeit, unter den Augen ihrer Mütter durch die Praxis zu Hausfrauen bilden, sondern nur die Freuden des Lebens genießen, und Talente zum Glänzen in den großen Zirkeln sich geben wollen. Diese armen Verirrten setzt, nach ihrem Eintritte in den Frauenstand, wenn sie den Gebrauch ihrer gesunden Vernunft und Sinn für Familienglück behalten haben; oft noch allein das Wirthschaftsbuch; und wenn sie ganz verloren sind, so kommt es wenigstens dem Ehemann zu Statten, dem die Erhaltung seines Hauswesens am Herzen liegt. Mag man über die Wissenschaft aus Büchern im praktischen Leben so viel spotten als man will; so bedient man sich ihrer doch jetzt wirklich gewiss mehr, als vorhin. Rec. kennt selbst viele Hausfrauen in Niedersachsen, die des Gartenbaues ganz unkundig, aus *Liders* Briefen über das Gartenwesen, vortreffliche praktische Gärtnerinnen geworden sind; und er weiß sicher, daß in manchem Putzschrauke *Gerwerhsamens Hausmutter*, als oft insgeheim befragte Rathgeberin, verreckt liegt.

Unter den Büchern dieser Art zieht Rec. die eben genannte *Hausmutter* noch iminer allen übrigen vor; aber da sie zu weitläufig und zu theuer ist, und da jede Gegend ein eigenes solches Buch haben muß, worin auf die Umstände, die Denkungsart, die Sitten und die Gewohnheiten der Localität Bedacht genommen ist: so verkennt er darum das Verdienst anderer Compilationen nicht, die auf diese Zwecke insbesondere angelegt, und wohl ausgeführt sind. Das *dresdner Wirthschaftsbuch*, das den Gegenstand der gegenwärtigen Anzeige ausmacht, umfaßt das Wissenswürdige der Frauenwirthschaft für die mittleren Stände ziemlich vollständig. Die ersten 14 Kapitel geben den Unterricht für die Küche; das 15te lehrt das Schlachten, Einpökeln, Räuchern, Wurstmachen; das 16te die Benutzung des Obstes; das 17te das Brodbacken; das 18te das Seifensieden; das 19te das Ziehen und Gläsen der Lichter; das 20ste das Waschen; das 21ste giebt einen kurzen Unterricht von den gewöhnlichsten Gewürzen und Speisebedürfnissen; und das 22ste macht auf die Schädlichkeit des Fleisches von kranken Thieren, der abgestorbenen Fische, der kupfernen und zinnernen Küchengeschirre, des mit Mutterkorne und anderen ungesunden Dingen verunreinigten Brodkorns, und der verfälschten Weine aufmerksam. — Die Schriften, woraus die Compilation gemacht ist, sind hie und da, aber nicht immer genannt; die Sachen sind jedoch meistens sehr gut, sie mögen vorher gesagt seyn, von wem sie wollen. Im Vortrage zeichnet sich das Buch vor der *Hausmutter* durch mehrere Kürze, und durch bessere Ordnung der Materien unter einen Gesichtspunct, aus dem sie leichter und völliger übersehen werden können, und durch geschmackvollere Darstellung, merklich aus. Über den Inhalt mehr ins Detail zu gehen, erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht. Es wäre aber zu wünschen, daß der Vf. sich an die Sachkundigen der Gegend, für die er geschrieben hat, um vertrauliche Mittheilung ihrer Urtheile und Verbesserungen wenden möchte, damit bey einer folgenden Ausgabe Gebrauch davon gemacht, und so mit der Zeit etwas Vollkommenes geliefert werden könnte. Schliesslich bemerkt Rec. noch, daß, ob das Buch zwar dem Titel nach für neu anzusehen ist, ihm doch dünkt, daß er schon einmal eine ältere, aber weniger vollständige Ausgabe, in Händen gehabt habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Magdeburg, b. Keil: *Welches ist die zweckmäßigste Mittel, Klütschereyen in kleinen Städten abzustellen?* Eine Preisschrift, welcher von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt das Accessit zuerkannt worden. Von Alexander, Heinrich. 1806. 59 S. kl. 8. (4 gr.) Diese Schrift ist mit mehr Überlegung abgefaßt, und zeugt auch von mehreren zur gründlichen Beantwortung der Frage erforderlichen Talenten und Kenntnissen, als die von ähnlichem Inhalte, welche wir 1805 No. 238 angezeigt haben. Man wird auch hier in manchen Stellen die gehörige Bestimmtheit und Präcision vermissen; aber es zeigt sich doch bald, was der Vf. sagen will. Der Plan: 1) Begriff der Klütscherey; 2) die Quellen und Veranlassungen dieser Lasten; 3) die zweckmäßigsten Mittel, dasselbe, besonders in kleinen Städten, abzu-

stellen. Die Hauptsache im dritten Abschnitt vereinigt sich darin: es sollen sich die Vernünftigsten, Gebildetsten und Angesehensten zur Erreichung dieses Zweckes verbinden. Dieses wird nicht übel ausgeführt. Es bleiben freylich wichtige und schwer zu beantwortende Fragen übrig, z. B. wie der Eifer dieser Gesellschaft zu beleben sey, damit sie nach ihrem Plane unermüdet fortwirke, wenn auch die Obrigkeit es nicht nöthig oder — rathsam finden sollte, ihre Bemühungen zu unterstützen, oder auf irgend eine Weise zu vergelten. Aber wenn die Sache im Allgemeinen für den Staat von äußerster Wichtigkeit wäre (wie sie es in kleinen Städten zu manchen Zeiten seyn kann): so würde sich selbst aus dem, was der Vf. in der Kürze angiebt, manches zur Ergänzung entwickeln lassen. Albut.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 F E B R U A R, 1807.

NATURGESCHICHTE.

MEININGEN, b. Hanisch's Wittwe: *Geologische Beschreibung des thüringer Waldgebirgs nach seinen Flözlagern.* Zweyter Theil. Fünfte Abtheil. Von Joh. L. Heim, herzogl. sachs. meining. wirkl. Geheimenrath. 1806. 332 S. 8. Mit Kupf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ein vortreffliches Werk, welches besonders in dieser Abtheilung eine Übersicht von sonst verwirrten Gegenständen giebt, und uns helle Blicke in einige Kapitel der Geognosie thun läßt. Aus Thüringen ging die erste genaue Kenntniß der Flözlager hervor; Lehmann in seiner Schrift von den Flözgebirgen hatte diese in Thüringen studirt, aber die Menge von Gegenständen überhäufte ihn, und er war nicht im Stande, zu einer Übersicht zu gelangen. Auch in neueren Zeiten hat man durch eine Verwechselung von geognostischen und oryktognostischen Charakteren die Lehre von den Flözlagern in ihren wichtigsten Theilen oft verwirrt. Der Vf. theilt zuerst die gesamte um den Thüringerwald hergelagerte Flözmasse in Haupt- und in Zwischenlager. Jene sind, von unten herauf gezählt: 1) das Todtliegende, welches zunächst auf dem primitiven Boden aufsetzt; 2) der ältere Kalkstein; 3) der bunte, feinkörnige Sandstein; und 4) der neuere Kalkstein. Auf der Scheidung dieser Lager befinden sich alsdann drey aus mehreren Gebirgsarten zusammengesetzte Zwischenlager. Das Todtliegende ist nicht als eine Gebirgsart, sondern als ein Gebirgslager, nicht oryktognostisch nach der Beschaffenheit seines Gesteins, sondern geognostisch nach seinen Lagerungsverhältnissen zu beurtheilen. Dasjenige Flözlager, das der ursprünglichen Ordnung nach, auf der einen Seite mit den primitiven Gebirgsarten, und auf der andern, unmittelbar oder mittelbar durch das untere Zwischenlager mit dem älteren Kalkstein zusammen grenzt, ist das Todtliegende, sein Gestein sey auch, welches es wolle. Durch diese Bestimmung des Vf. sehen wir ein, was die Schriftsteller mit ihrem Sandstein und Trümmerporphyr, mit der Flözgrauwacke, mit dem Flözthonschiefer, dem Afters- und regenerirten Granite gewollt haben. Das Todtliegende enthält die Trümmer einer zerstörten Erdoberfläche, auch Trümmer von Pflanzen und Thieren finden sich darunter. Schalthiere sah der Vf. nie darin. Es entstand aus den Trümmern der damals vorhandenen, also bloß primitiven (Urgebirgs- und Übergangs-) Gebirgsarten, und zwar von

den nahliegenden Gebirgen; eine Regel, welche für Thüringen allgemein ist. Um die Entstehung dieser Trümmer zu erklären, nimmt der Vf. eine krummlinige, wirbelförmige Strömung der Gewässer an, und setzt also Räume voraus, innerhalb deren sie so eingeschlossen waren, daß sie sich nicht anders bewegen konnten. Ein Schluß, der ihn sehr weit führt. Zwar gedenkt er der Geschiebe, welche man noch an den Küsten des Oceans aufgehäuft findet, aber einer ähnlichen Entstehung des Todtliegenden widerspricht, nach seiner Meinung, die Lagerung desselben, welche nicht auf schmale Striche eingeschränkt ist, sondern sich über weitläufige Länderflächen verbreitet. Allein es giebt an dem Ufer des Meeres ansehnliche Strecken mit Geschieben bedeckt, wovon Rec. ein merkwürdiges Beyspiel bey Hytha an der englischen Küste im Kanal gesehen hat; es giebt mit solchen Geschieben bedeckte Ebenen, wie die Ebene zu Crau im südlichen Frankreich, und die Ebene am baltischen Meere läßt sich auch hieher rechnen. Es bedarf hier keiner besonderen Hypothesen; das Todtliegende machte einen Theil der primitiven Erdoberfläche aus, und die Lager desselben waren den noch jetzt mit Geschieben bedeckten Gegenden völlig analog. Die unterste, auf den primitiven Boden ruhende Schicht des Todtliegenden besteht aus den größten Stücken und Körnern, worauf nach und nach feinere folgen; doch liegt zuweilen ein feinkörniges Todtliegendes unten, worauf aber dann kein grobkörniges mehr folgt. In den tieferen Gegenden herrscht im Todtliegenden die Kiesel Erde, wodurch die Geschiebe wiederum verbunden, und manche den primitiven ähnlichen Gebirgsarten entstanden sind. In den höheren Gegenden ist dagegen die Eiserde vorzüglich abgesetzt worden. Der ältere Kalkstein, woraus das zweyte Hauptlager besteht, ist im Ganzen genommen grau, dicht, splittrig, aber sehr vielen Abänderungen unterworfen. Er nimmt von den anliegenden Lagern oft etwas in sein Gemenge auf. Eine merkwürdige Abänderung ist der Höhlenkalkstein, worin sich Höhlungen von der Grösse einer Faust, bis zu einer solchen, welche Erstaunen erregt, in Menge finden. Die großen Höhlen entstehen durch bogenförmig gekrümmte Bänke, durch welche in der Mitte eine Spalte geht, welche sich bald weit aufthut, bald enge zusammenzieht. Dieser Kalkstein macht keine eigene Formation aus, denn er geht an vielen Stellen in den gemeinen über, er bildet Lager in dem letzteren, und sogar in dem neueren Kalkstein. Alle diese Erscheinungen schreibt der Vf. einer Verrückung

Y y

in der Lage zu, durch eine Ursache hervorgebracht, welche von unten nach oben wirkte. Diese Verrückung zeigt sich auch nicht selten an den unter ihnen befindlichen Schichten des bunten Sandsteins. Höchst wahrscheinlich ist es die Blasticität entwickelter Dämpfe und Gasarten, welche hier wirkte, welches manche von dem Vf. angeführte Unordnungen in der Lage dieser Steinart und der benachbarten Gebirgsarten beweisen. Sogar das primitive Gebirge hat daselbst gelitten, es ist verrückt und voll Höhlungen; nur sind die größeren Spaltungen nicht leer, sondern ausgefüllt und zu Gängen geworden. In einer Note giebt der Vf., durch diese Erscheinungen bewogen, *Saussure's* Meinung von den Entstehungsarten der Berge seinen Beyfall. Aber die einzelnen, oft kleinen, rund umher verschlossenen Höhlungen zeigen doch, daß an jeder Stelle für sich die Gasart oder der Dampf entwickelt wurde, welcher die Höhlung verursachte, und eine allgemeine Erhebung, die auf mehrere Lager wirkte, wie der Vf. anzunehmen scheint, müßte Wirkungen von ganz anderer Art hervorgebracht haben. Eine andere Abänderung dieses Kalksteins ist im Eifensteine, welcher besonders in den seit langer Zeit berühmten Gruben der Mommel und des Stahlberges gewonnen wird. Dieser Eisenstein macht eine Rinde aus, die sich auf der Scheidung des Kalksteins mit den primitiven Gebirgsarten umherzieht, und sich nicht als ein Flöz, sondern vielmehr als eine Gangmasse verhält. Hiebey viele wichtige Bemerkungen über die Bildung der Gänge. Gegen *Werner's* Meinung, daß sie von oben herab angefüllte Spalten sind, erinnert der Vf., daß in Thüringen derselbe Gang nur da metallisch ist, wo er eine metallführende Gangart durchsetzt, sonst völlig metall-leer. Es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, sagt er, daß auf Gängen überhaupt neue chemische Verbindungen statt gefunden haben, und wie weit diese gegangen sind, wird wohl niemand bestimmen können. Gewiss ist *Werner's* Behauptung, welche seine Schüler, wie gewöhnlich, übertrieben, daß alle Fossilien in ihrem jetzigen Zustande ursprünglich abgesetzt wurden, von den schlimmsten Folgen für die Geognosie gewesen. Man sah nun nicht mehr auf die neueren Bildungen im Gebirge, und auf jene Umwandlungen eines Fossils in das andere, durch deren Beobachtungen wir einst zu einer wahrhaften Geognosie gelangen müssen. Das dritte Hauptlager, der neuere feinkörnige, bunte Sandstein, so wie das vierte, der neuere Kalkstein, gehören eigentlich nicht mehr zur Bergkette des thüringer Waldes, sondern lagern sich mehr um dieselbe herum. Feuerstein und Ammoniten können für den neuern Kalkstein, als charakteristisch angesehen werden, da hingegen der ältere sich durch Gryphiten auszeichnet. Die Zwischenlager sind nicht als einer Steinart untergeordnet anzusehen, sondern sie stehen zwischen zwey Lagern so in der Mitte, daß sich nicht angeben läßt, welchem von beiden sie eigentlich angehören. Über die Zwischenschichten, so wie über die jetzt gewöhnliche Methode, die Fossilien nach dem Alter geognos-

tisch zu classificiren, liefert man hier einige treffende Bemerkungen, welche eine besondere Erwägung verdienen. Die Hauptmasse aller dieser Zwischenschichten ist Thon, von diesem werden Gyps, Mergel, Steinkohlen eingeschlossen, und sind ihm im eigentlichen Verstande des Wortes untergeordnet. Das untere Zwischenlager ist sehr unterbrochen, es zeichnet sich durch eine größere Härte und Festigkeit des Gesteins aus, ferner durch einen größeren Vorrath von Bitumen, wovon der bituminöse Mergelschiefer zeugt. Auch gehört zu eben derselben Formation ohne Zweifel auch das Steinkohlenflöz. Die beiden folgenden Zwischenlager liegen außerhalb der Bergkette; dem mittleren ist vorzüglich Gyps untergeordnet, auch hält es die Salzquellen, aber keine bituminöse Schichten; das obere hält Mergel, Gyps, ferner bituminöse Schichten in schwachen Trümmern, Schwefelkiese, Kalkspath, auch einige Salzquellen. Der Vf. erklärt sich sehr für den mechanischen, nicht chemischen Ursprung dieser Flözlager. Endlich ist noch von den Ablagerungen die Rede, oder dem Nachlasse des sinkenden Oceans, da hingegen das eigentliche Flözgebirge ein Werk des hohen stehenden Oceans ist. Sie bestehen aus Geschieben, lösem und verhärtetem Sand, losem oder zusammengebackenen Muscheln, aus vielfarbigem, zähem und fettem Thon, aus einer großen Menge Holz, welches bituminösirt, versteinert und sonst verändert ist, und aus Elephanten-, Rhinoceros-, und ähnlichen fossilen Knochen. L. R.

- 1) LEIPZIG, b. Crusius: *Der innere Bergbau, nach der Natur modellirt und beschrieben* von Karl Immanuel Löscher, vormal. gräflich thürmischen Bergmeister in Böhmen. 1805. XII und 96 S. 4 mit Kupfern. (1 Thlr. 4 gr.)
- 2) DRESDEN, b. Arnold: *Der Bergmaschinenmeister, oder kurze Übersicht alles dessen, was einer wissen und beobachten muß, wenn er hier den Mann machen will; den er selb. Dem bergmännischen Publico gewidmet* von Karl Immanuel Löscher. 1805. VIII und 64 S. 4 mit 1 Kpf. (15 gr.)

Der Vf. (jetzt privatirend in Freyberg) ist schon bekannt durch seine bergmännischen Briefe, und noch mehr durch die brauchbaren Modelle von Bergmaschinen oder anderen Gegenständen des Berg- und Hüttenwesens, die Rec. noch nirgends zweckmäßiger gefunden hat, nicht bloß für den Dilettanten, sondern hauptsächlich zur Erläuterung des Unterrichts, für Orte, wo es dem Bergbau an Mannichfaltigkeit fehlt, um für die Demonstration alle genügenden Belege zu liefern. Gewöhnlich fertigt der Vf. eine Suite von 31 Modellen, (theils aus Pappe, theils aus Holz) die nicht viel über 1 Centner wiegen, in einer einzigen Kiste leicht transportabel sind, und 123 Thlr. 8 gr. kosten. Größere Modelle oder Modelle von einzelnen Gegenständen müssen besonders bey ihm bestellt werden, und sind dann von sehr verschiedenen Preisen. (So kostete z. B. eins allein, das Hr. L. nach Norwegen fertigte und das ein vollstän-

diges Grubengebäude mit Kunst- und Treibmaschinen vorstellte, 120 Thlr. S. 73) Er war seither gewohnt, eine erläuternde Beschreibung dazu zu geben, und diese ist es, die mit etwas weiterer Ausführung in No. 1. abgedruckt ist. Sie bezieht sich freylich zunächst nur auf Gegenstände des Gangbergbaues (besonders auf Anlage von Strassen- und Förstebauen) und auf verschiedene Arten des Grubenausbaues; giebt aber dem Anfänger doch eine größtentheils genügende, richtige und deutliche Übersicht dieser Branchen der Bergtechnik. Die Modelle selbst sind überall so instructiv und zweckmäßig eingerichtet, wie nur möglich, und sollen folgende Gegenstände veranschaulichen: den *Strassenbau*, *Förstebau*, die *Haspel- und Streichenförderung*, einen *Tagestolln*, einige Vorrichtungen für den *Wetterwechsel*, einen *Marckscheiderzug*, ein Stück *Kunstschacht* (ziemlich mangelhaft), *verlohrne Schachtzimmerung*, die Vorrichtungen bey bevorstehenden wichtigen *Durchschlägen*, das *Streichen und Fallen der Gänge*, zehn verschiedene Arten der *Stolln- und Strecken- und 6 Arten von Schachtmauerung*. — Bis S. 38 reicht die erläuternde Beschreibung der Modelle; von da an ist solche weiter ausgeführt; dieser letzte Abschnitt enthält also größtentheils Wiederholung des Vorhergehenden. Vollständigkeit, praktisches Raisonnement, ja selbst Bekanntschaft mit den neuesten Fortschritten im Technischen darf man hier nicht suchen; immer aber verdient der Vf. billige Beurtheilung. Die Kupfer geben nach einem verjüngten Maßstabe treue Abbildungen der Modelle nach zwey Seitenansichten. Über die Vorrichtungen zu Sicherung der Arbeiter bey bevorstehenden Durchschlägen hätten wir ein instructiveres Modell und mehr Erläuterung gewünscht. Von S. 46—52 ist eine kurze Geschichte und Ausbeuteverzeichniß der berühmten Grube Himmelsfürst zu Freyberg (die allein in den letzten hundert Jahren den Gewerken mehr als 1 Million Thaler Überschufs gebracht hat) eingeschoben, von der man nicht recht einsehen, wie sie hieher gehört. Manche Lehren, z. B. die vom Wetterzuge, von den Wasserhebungsmaschinen u. s. f. sind sehr kurz und oberflächlich behandelt.

Was No. 2 enthalten soll, sagt schon der Titel; er giebt auch zugleich einen Vorschmack der Darstellung, der es durchaus an Präcision fehlt. Daher mußthet der Vf. seinem Bergmaschinenmeister mehr zu, als irgend ein Mensch zu leisten im Stande ist. Er giebt hier eine Menge Vorschriften, die sich auf Anlage und Erbauung von *Grubenwassergewältigungsmaschinen* (Kunsttrad, Wasserfäulen- und Dampfmaschinen) *Berg- und Erzförderungsmaschinen* (Göpel, Haspel und Hunde) *Zimmerung*, *Mauerung*, *Grubenwetterbeförderungsmaschinen*, (Wassertrommel, Wetterfänger und Bergbohrer), *Aufbereitungsmaschinen* (Pochzeug und Stofsheerde) *Wehr- und Wasserleitungskanal- und Teichbau*, ingleichen auf *Hüttenmaschinen* beziehen, nirgends aber findet man eine zusammenhängende oder gründliche Theorie der abgehandelten Gegenstände; auch fehlt es durchgehends an Vollständigkeit und Ordnung. Die meisten Vorschriften sind trivial und mangelhaft, oder wenigstens

dem schon bekannt, der so viel von seinem Geschäfte versteht, daß er die theoretischen Erläuterungen, die bey dem Vf. fehlen, vermissen kann. Einige Abschnitte sind besonders dürftig ausgefallen (z. B. die Vorschriften über die Zimmerung); mehrere Maschinen (z. B. die Rolskünste, verschiedene Wettervorrichtungen u. s. f.) sind ganz mit Stillschweigen übergangen, von anderen (z. B. den Dampfmaschinen, den Hüttengezeugen u. a.) erhält man nur höchst unbefriedigende Notizen. Am nutzbarsten schienen Rec. verschiedene richtige praktische Vorschriften zur Erbauung von Kunstträdern, ferner die Abschnitte von den Pochzeugen und vom Wehrbau. Auch hier bezieht sich fast Alles auf den Gangbergbau, und daß namentlich der freyberger Bergbau, wenigstens vor dem letzten Jahrzehend, des Vfs. Ansichten bestimmte, verräth sich gar bald. Die Schreibart ist theils affectirt, theils gemein; — man möchte also wohl auf den Vf. hier, wo er außer seinem Fache zu arbeiten scheint, das anwenden, was er am Schlusse seines Buchs von Anderen sagt:

dies alles ist nur Oberfläche —
drum fühl ein jeder seine Schwäche,
der hier den Meister machen will. —

Das beygefügte Kupfer bezieht sich auf Zusammenstückung von Wellen, auf doppelte Krumzapfen und auf den Wehrbau. — n.

LEIPZIG, b. Baugärtner: *W. Bingley's Biographien der Thiere*. Nach dem Englischen mit Zusätzen bearbeitet von *J. A. Bergk*. Erster Theil 1804. 317 S. Zweyter Theil. 1805. 346 S. 8. (3 Thlr.)

Eine Compilation von Erzählungen über die Sitten und Lebensart der Thiere, nicht unbrauchbar als ein Lesebuch für Liebhaber der Naturgeschichte. Auch die neueren Reisebeschreibungen sind genutzt worden, und Hr. Bergk, ein fleissiger Übersetzer solcher Schriften, hat es an Zusätzen nicht fehlen lassen. Diese beiden ersten Theile handeln nur von den Säugethiern, mit Ausschluss der Wallfische; es lassen sich also noch mehr Theile erwarten. Auf die genaue Bestimmung der Arten ist wenig geachtet worden, und ungeachtet Hr. B. dieses verspricht, so findet man doch nur ein Paar unbedeutende Anmerkungen über diesen Gegenstand von ihm. Daß aber eine solche Bestimmung zum Grunde liegen müsse, leuchtet ein. Auch laufen die Erzählungen ohne Kritik in einer bunten Reihe durch einander; die Erzählungen von Androclus und dem Löwen, neben Sparrmann's und Barrow's genauen und wahrhaften Nachrichten von diesem Thiere. Bingley hatte ein Verzeichniß der Quellen voran gesetzt; der Übersetzer sagt, man finde bey jedem Artikel die Quellen angegeben, aber dort stehen bloß die Namen der Schriftsteller fast immer ohne alle weitere literarische Notiz. Was soll der Leser denken, wenn er den Namen Du Fouillaux, wie den Namen Buffon angeführt findet, und nicht weiß, daß jener der Vf. eines alten Jägerbuchs ist, voll Märchern, wie sie bey dieser Classe von Menschen gewöhnlich sind? Ohne Kritik der Quellen ist ein sol-

ches Buch nichts weniger als, wie es nach ein Titel von dem zweyten Theile, nennt, eine *Thierfaelenkunde*. Eine Kritik der Quellen würde keinesweges den Vortrag zu gelehrt oder langweilig machen, aber Kenntnisse voraussetzen, welche die Büchermacher nicht besitzen. Auf dem Titel des ersten Theiles wird eine Abhandlung über die Psychologie der Thiere von dem Übersetzer angezeigt, und dann im zweyten Theile versprochen, dafür findet man aber nur äußerst oberflächliche Bemerkungen aus der Organenlehre des D. Gall. Das Wort Instinct meint Hr. B. sey bisher ein unbestimmter verworrener Begriff gewesen; durch die Organenlehre des D. Gall habe er nicht allein weit mehr Bestimmtheit bekommen, sondern man habe auch mehr Einsicht in das Wesen des Instincts erhalten. Rec. ist auf die Psychologie der Thiere von Hn. B. nicht mehr neugierig.

LR.

BERLIN, D. Sander: *Anfangsgründe der Naturgeschichte* nach dem neuesten Zustande der Wissenschaft, besonders ihres physiologischen Theils von E. F. Wrede, ord. Prof. der Mathematik zu Königsberg. 1806. 390 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dieses Lehrbuch zeichnet sich durch folgende, solchen Lehrbüchern eben nicht gewöhnliche Eigenschaften aus. Es enthält sehr viel Anatomie, wöbey *Cuvier's* Schriften, so wie auch bey der allgemeinen Eintheilung der Thiere, sehr benutzt sind; es sind die allgemeinen Begriffe der Erregungslehre, nach

Brown oder vielmehr *Rüschmann* angegeben; die Lehren von dem Nutzen oder Schaden der Natur-Körper, so wie alle allgemeinen Betrachtungen über die Natur, sind ans Ende gebracht worden. Dafür bemerkt man manche Mängel, welche den Werth desselben wiederum verringern. Es fehlt nämlich an allen literarischen Hinweisungen, welche dem Anfänger ganz unentbehrlich sind; es sind die Namen der Naturproducte nur deutsch angegeben, und nirgends findet man die lateinischen systematischen Benennungen, auch nicht einmal in Klammern eingeschlossen. Ein großer Übelstand, da es vorzüglich die systematische Naturbeschreibung ist, welche der Lehrling lernen will und lernen soll! Bey den Unterabtheilungen folgt der Vf. nicht immer den besten Führern: so sind die Unterabtheilungen der Säugethiere schlecht gewählt, und die Fledermaus steht z. B. unter den fleischfressenden Thieren. Manche wichtige Gegenstände sind kaum und oberflächlich berührt, z. B. was Art, was Abart sey; die Beschaffenheit und Stellung der Giftzähne an den Schlangen u. dergl. m. Das Interessante der Naturgeschichte zu wählen und zu heben, ist eine Kunst, welche der Vf. nicht versteht, und welche er bey dem Meister darin, *Blumenbach*, studiren muß. Indessen ist das Buch nicht so schlimm, als der erste Paragraph, wo die allgemeinen Eigenschaften der Körper und unter diesen Modificirbarkeit, Dauer, Berührungsfähigkeit bey vielen anderen in einer bunten Reihe stehen.

LR.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Eisenach, b. Wittekindt:* *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte*, von Adolf Friedrich Höpfer, Doctor in Greußen, I B. 1802. VIII u. 326 S. 2 B. 1803. 348 S. 3 B. 1804. 352 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) Der Vf. des kleinen Physikers, der Secreten, der Vorübungen zur Erlernung der Geschichte und mehrerer Schriften für das frühe Alter, liefert hier eine Naturgeschichte für Kinder von 8—12 Jahren. Weil aber diese Abwechslung lieben, so hat der Vf. eine systematische Bearbeitung vermeiden wollen. Allein ehe von Thieren, Gewächsen und Fossilien etwas erzählt wird, sollte doch wohl eine allgemeine Eintheilung derselben vorausgehen, theils damit das Kind wisse, was unter Säugethiern, Amphibien, Insecten u. s. w. zu verstehen sey, theils weil durch eine solche Eintheilung eine leichtere Übersicht über das Ganze der drey Naturreiche, und zugleich die Freude gewonnen wird, eine Classe von der anderen unterscheiden zu können. — In diesen drey Bändchen, denen wahrscheinlich noch mehrere folgen werden, wird bloß von den Thieren gehandelt; von den beiden übrigen Naturreichen wenig oder nichts. Unrichtigkeiten finden wir leider nicht selten. Der Goldfisch z. B. soll nicht viel größer als eine Taube seyn; aber der, den Rec. besitzt, hat wenigstens sieben Viertel Ellen. I. S. 297 sollen die Augen der Katze, die im Finstern leuchten, die Tücke dieses Thiers verrathen. Die Katzen sollen einen schlechten Geruch haben. Der Unterschied unter Schweinigel und Hundsigel sey nur: eingebildet, S. 293 wird zu allgemein gesagt, daß die jungen Vögel anfangs von den Alten geführt würden. Dergleichen Fehler ließen sich noch sehr viele angeben. Es ist in der That zu bedauern, daß Hr. H. bey guten Anlagen allzuviel schreibt, und dadurch gehindert wird, seinen Schriften die nöthige Feile zu geben.

r.

JUGENDSCHRIFTEN. *Öhringen, b. Holl u. Möls:* *Übungen im Lesen und Denken für die hohenlohe-steinischen Stadt- und Land Schulen*. Zweyte Abtheilung. 1806. 406 S. kl. 8. Der angekannte Vf. hat in diesem zum allgemeinen Gebrauche

bestimmten Buche alles zusammengetragen, was er ungefähr zu den unentbehrlichsten Kenntnissen rechnen zu müssen glaubte. Ein anderer würde Manches weglassen, Manches noch hinzufügen, Manches ändern. Die Grenzlinie, innerhalb welcher sich Schulbücher dieser Art sonst halten mußten, ist nicht mehr gezogen, und ein Jeder folgt nun sowohl bey der Verfertigung als bey dem Gebrauch der Lehrbücher seiner Meinung. Doch herrscht in den meisten Schriften der Art das Princip der Nützlichkeit. Eine jede erlernte Sache soll Nutzen tragen, nicht mehr in der Ewigkeit, sondern hier in der Zeit. Freylich stößt nun der Dinge, die da nützlich werden können, unendlich viel giebt. Daher sollten die Elementarwerke eigentlich folio Bände seyn. Nun sind aber der Mittel zur Befreyung der dadurch nöthig werdenden Kosten sehr wenige. Was geschieht? Es entstehen Schulbücher wie das vorliegende, die ein Anderer wieder anders einrichten würde, welchen man aber demüthet ihre Brauchbarkeit gar nicht absprechen kann.

Ax.

CHEMIE. *Braunschweig, b. Lucius:* *Preussische Pharmacopöe*. Nach der neuesten Ausgabe aus dem Lateinischen übersetzt, und mit vielen Zusätzen versehen. Von L. A. Kraus. 1805. 308 S. gr. 8. (1 Rthlr.) Was den Vf. bewogen hat, auch eine Übersetzung der preussischen Pharmacopöe herauszugeben, können wir nicht errathen; bekanntlich haben uns schon *Dörffert* und *Jack* Übersetzungen, und zwar sehr gute, geliefert, mit welchen dieses elende Machwerk schlechterdings nicht in Parallele zu setzen ist. Wenn auch der Vf. richtig übersetzt hat, und dazu gehört wahrhaftig nicht viel; so sind doch seine vielen (wie auf dem Titel steht) Zusätze so beschaffen, daß jeder Lehrling mit Hülfе des Journals der Pharmacie, *Wegmann* und *Hagen's* Schriften eben so gut machen kann. Der Druck ist des Ganzen würdig. Man wird selten eine Seite ohne mehrere, oder den Sinn völlig entstellende Druckfehler finden.

CR.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1807.

P H Y S I K.

HAMBURG, b. Perthes: *Theory and description of a Ventilator*, for airing vessels, vaults, mines coal-pits etc. with some remarks on airing vessels and goods, suspected of infection. By R. Woltman, Direct. of the hydraul. publ. works at Cuxhaven. With three plates.

Theorie und Beschreibung eines Ventilators u. s. w. Nach vorstehendem Englischen übersetzt, und mit einer Zugabe über die Propagation des gelben Fiebers vermehrt. 1803. 163 S. 8. (1 Thlr.)

Dieses ist der doppelte Titel einer Abhandlung, welche Hr. W. zugleich englisch und deutsch in demselben Bande herausgegeben hat.

Das Bemühen, ein Instrument zu erfinden, wodurch die stagnirende, mit bösen Dünsten erfüllte Luft aus den Schiffsräumen und anderen eingeschlossenen Plätzen ausgetrieben werden könnte, ist unstreitig ein sehr gemeinnütziges, und der rühmlich bekannte Vf. verdient dafür den Dank des Publicums, in welchem der Rec. sehr gern einstimmt, obgleich er sich in dem Falle befindet, in dieser Anzeige verschiedenes gegen Hn. W. erinnern zu müssen.

Das vor uns liegende Bändchen besteht eigentlich aus drey verschiedenen Theilen. Es enthält 1) die englisch abgefaßte Theorie und Beschreibung des Ventilators (S. 1—62); 2) die deutsche Übersetzung (S. 63—126); 3) eine deutsch geschriebene Abhandlung über Entstehung und Fortpflanzung des gelben Fiebers (S. 127—163). Unsere Beurtheilung wird hauptsächlich die Beschreibung und Theorie des Ventilators betreffen. — Der Grund, weswegen Hr. W. die Abhandlung englisch schrieb, war, um auch anderen Nationen dieselbe lesbar; und den gemeinnützigen Vorschlag möglichst bekannt zu machen; und dieser Zweck konnte allerdings so am besten erreicht werden. Der deutschen Leser wegen war die Übersetzung beygefügt, welches Rec. zwar sehr billigt, doch lieber wünschte, daß der englische Theil besonders abgedruckt wäre. Das Englische ist, so weit Rec. urtheilen kann, recht gut geschrieben und die vorkommenden Druckfehler, — die einen der Sprache nicht durchaus kundigen Corrector zu verrathen scheinen, — am Schluß angezeigt. Der deutsche Druck ist correcter und im Übrigen sind Druck und Papier gut und die Kupfer, — wie wir zur Ehre des Verlegers ausdrücklich bemerken müssen, — sehr hübsch gehalten.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Der Inhalt der Abhandlung selbst ist folgender. Wenn man eine feste Ebene in einer gegen die Richtung der Bewegung geneigten Lage fortbewegt, so wird die aus ihrer Stelle getriebene Luft nicht bloß nach eben der Richtung fortgeschoben, nach welcher jene Ebene sich bewegt, sondern sie erhält auch eine auf die Richtung jener Bewegung senkrechte Geschwindigkeit; denn die aus der Stelle getriebene Luft geht nach einer auf die bewegte Ebene senkrechten Richtung fort. Da wir voraussetzen, daß die Ebene mit paralleler Bewegung geradlinig fortgeht: so ergibt sich aus der Größe, Lage und Geschwindigkeit derselben sehr leicht das ganze Volumen der in Bewegung gesetzten Luftmasse; und wenn man annimmt, daß die Richtung, nach welcher diese ganze Masse fortgeht, senkrecht auf die bewegte Ebene sey: so findet man auch, wie viel Luft nach der Richtung, wie sich die Ebene bewegt, und nach der senkrechten fortgetrieben wird. Um hier die Ausdrücke abzukürzen, mag die Bewegung als horizontal und die durch die Richtung der Bewegung gelegte verticale Ebene als senkrecht auf die bewegte Fläche angenommen werden; dann ist die nach verticaler Richtung fortgestoßene Luftmasse eigentlich diejenige, auf deren Bestimmung es hier ankommt. Mehrere, hinter einander folgende, in gleicher Lage befestigte Platten treiben jede eine eben so große Quantität Luft nach verticaler Richtung fort, (mit gewissen Einschränkungen, die Hr. W. näher angiebt,) und es läßt sich nun einsehen, wie auch eine Reihe solcher ebenen Platten, die im Kreise herum, als Flügel um eine horizontale Scheibe, (der vorher angegebenen Bedingung in Rücksicht der Lage gemäß,) befestigt sind; eine verticale Bewegung der Luft bewirken, indem die Scheibe um eine auf ihre Ebene senkrechte Axe gedreht wird. — Eine solche mit gehörig eingesetzten Flügeln versehene Scheibe ist der *Woltmansche Ventilator*, und man überieht nun leicht, wie bey gegebener Neigung der Flügel, der Größe und der Geschwindigkeit des Ventilators u. s. w. die Luftmasse bestimmt wird, die man damit, indem man ihn durch eine fremde Kraft drehen läßt, aus einem eingeschlossenen Raume heraus mahlen kann. Je nachdem die Neigung der Flügel gegen die Ebene oder eigentlich gegen die Richtung der Bewegung verschieden ist, fällt auch die Menge der ausgemahlten Luft, (dieser Ausdruck scheint dem Rec. in der Kürze am passendsten, und er hofft, daß er verständlich ist,) ungleich aus. Diese Masse ist gleich Null, sowohl wenn die Flügel mit der Ebene der Scheibe selbst zusammen-

Zz

fallen, als auch, wenn sie auf dieselbe senkrecht sind; es muß also eine mittlere Neigung geben, wo sie am größten ist, und diese ist offenbar für den Effect des Ventilators die vortheilhafteste. Diese Neigung ist bey den von Hn. W. angenommenen Voraussetzungen, (dass die Flügelplatten sehr dünne sind, u. s. w.) 35° . $16'$, fällt aber unter anderen Umständen etwas anders aus, wie auch der Vf. umständlicher zeigt. Offenbar würde es nun am vortheilhaftesten seyn, den Flügeln diese Neigung zu geben, wenn nicht andere Umstände anriethen, auf den größten Effect Verzicht zu thun, und sich mit einem etwas kleineren zu begnügen, und deshalb die Neigung der Flügel geringer anzusetzen. Dieses wird besonders deswegen rathsam, weil bey größerem Neigungswinkel auch die zur Bewegung erforderliche Kraft sich vergrößert. —

Gegen alle diese Rechnungen läßt sich, wie es dem Rec. scheint, aus der gewöhnlich angenommenen Theorie vom Widerstande flüssiger Körper nichts erinnern; aber dennoch muß er gestehen, dass er von dem ersten Grundsatz, dass die ganze widerstehende Luftmasse vor der festen Ebene fortgeschoben werde, nicht überzeugt ist. Wir kennen die genauen Umstände bey der Bewegung eines Fluidi, wenn eine feste Ebene darin fortbewegt wird, noch zu wenig, um zu entscheiden, ob nicht manche Theilchen seitwärts um den festen Körper wegfließen und folglich die wirklich vorwärts getriebene Luftmasse merklich kleiner ausfällt, wodurch dann der Effect des Ventilators bedeutend vermindert würde. Da es uns nun an anderen Gründen zur Berechnung der Wirkung dieses Instrumentes fehlt, so wäre sehr zu wünschen, dass sorgfältige Versuche mit diesem Ventilator angestellt würden, die unstreitig sehr belehrend seyn müßten. Es ist zwar zu besorgen, dass sie, wie fast noch alle über den Widerstand flüssiger Körper angestellte Beobachtungen, von der Theorie abweichen würden; aber sie würden dann die Correctionen an die Hand geben, welche bey den theoretischen Formeln angebracht werden müssen.

Man kann, sagt Hr. W., die von dem Ventilator ausgemahlne Luftmasse ohngefähr so groß ansehen, als diejenige Luftmasse seyn würde, welche der Wind, wenn er gerade herein bliese, und seine Geschwindigkeit der Geschwindigkeit der Flügel-Enden gleich wäre, durch die Zwischenräume des Ventilators treiben würde. (Dieses gilt nämlich bey der von Hn. W. vorgeschlagenen Entfernung und Stellung der Flügel.) Da nun ein Wind von 10—20 Fufs Geschwindigkeit in 1 Secunde auf diese Weise wenig Erfrischung bewirken möchte, so muß man dem Ventilator, wenn er gute Wirkung thun soll, eine Schnelligkeit von etwa 50 Fufs in einer Secunde geben. Thut man dieses, so wird man vermittelst eines Ventilators von 14 Zoll Halbmesser, wo die Länge der Flügel etwa die Hälfte des Halbmessers beträgt, in nicht langer Zeit die größten Schiffsräume mit frischer Luft anfüllen können. Rec. muß hier bey der Rechnung S. 91 eine Bemerkung einschleichen. Hr. W. findet, dass unter den dort angenommenen Voraussetzungen beynahe

47000 Cubikfufs Luft mit einem 14 zolligen Ventilator in einer Stunde können weggeschafft werden, und schließt hieraus, dass in dieser Zeit der Raum selbst des größten Schiffes mit neuer Luft könne angefüllt werden. Aber man muß bedenken, dass zwar anfangs ganz unreine Luft ausgetrieben wird, nachher aber ein Gemisch aus frischer und verdorbener Luft, daher man natürlich weit länger arbeiten muß, weil man immer die eingebrachte Luft zum Theil wieder mit austreibt. Will man durch den Ventilator frische Luft herein mahlen, so kommt hiezu noch, dass wegen der Compression der Luft in der Leittröhre, (die man, wie Hr. W. aus guten Gründen anrath, vom Ventilator bis unten in den Raum anbringen soll), der Effect bedeutend vermindert werden und vielleicht ein Theil der frischen Luft wieder entflüpfen wird. Was aber bey der Ausführung die meiste Schwierigkeit machen möchte, ist die große Geschwindigkeit, womit der Ventilator sich bey dem Gebrauche bewegen muß. Hr. W. fodert etwa 12 Umläufe in 1 Secunde, eine Schnelligkeit die man freylich durch ein Getriebe leicht bewirken kann, welche aber die Axe des Ventilators und seine Flügel selbst sehr angreifen und vielleicht bald abnutzen würde. Endlich wünschte Rec. noch die Frage beantwortet zu sehen, ob die Luft, wenn sie in eine so äußerst schnelle, wirbelnde Bewegung gesetzt ist, auch noch so regulär sich vermittelst des Ventilators werde fortreiben lassen? — Hat man nicht Grund zu befürchten, dass die benachbarte Luft sehr schnell mit herumgeschleudert und wenig nach senkrechter Richtung fortgetrieben werden wird, da es offenbar ist, dass der Effect des Ventilators verschwindet, wenn die Luft eben so schnell ausweicht, als die bewegte Platte nachfolgt? Alle diese Fragen werden oft durch einen wirklich ausgeführten Versuch mit diesem Instrumente gründlich beantwortet werden, und Rec. wünschte, dass Hr. W. selbst sich zu diesem Versuche entschloße.

Ubrigens wird es den Rec. freuen, wenn die hier geäußerten Zweifel zu näherer Untersuchung Veranlassung geben, und wenn dann Hn. Ws. Vorschlag so nützlich befunden wird, wie man zufolge der Theorie scheint hoffen zu dürfen.

So viel von dem Haupttheile des Buchs! — Von dem übrigen mag folgende Inhaltsanzeige genügen. Bey der Lüftung der Quarantäne-Schiffe könnte man mit Hülfe des Ventilators den Zweck in wenig Stunden erreichen, der bey bloßer Öffnung der Lücken und Thüren des Schiffs in sehr langer Zeit erst erreicht wird. Vorlichten bey der Lüftung. Bemerkungen über die Frage, welche Waaren für giftig zu halten sind. Mafsregeln, die man nehmen kann, um einer Stadt gute frische Luft zu erhalten. Bey schon herrschenden epidemischen Krankheiten könnte eine kurze Auswanderung der Einwohner auf benachbarte Berge vielleicht nützlich seyn, sonst aber auch Raucherungen mit sauren Dämpfen, besonders auch mit Schwefel.

Die Zugabe über Entstehung und Fortpflanzung des gelben Fiebers enthält des ritzebüttelichen Physi-

aus, Hn. Dr. *Neumann's*, Gründe für die Meinung, daß das gelbe Fieber endemisch sey, und außerhalb der Sphäre seiner natürlichen Entwicklung seine Bösartigkeit verliere und ganz verschwinde. Ferner, Auszüge aus der spanischen Ärzte *Don Gonzalez* und *Don Arejula* Schriften, worin die gerade entgegengesetzte Meinung vertheidigt wird, die Hr. W. durch einige Bemerkungen zu widerlegen sucht. Interessant sind hier noch die Vergleichen der Thermometerstände, die man im Jahre 1800 im Herbst in Cadix und Cuxhaven beobachtet hat. Alle diese Betrachtungen lesen sich recht angenehm. Über die Frage: welche Meinung in Hinsicht des gelben Fiebers die richtige sey, kann Rec., als unerfahren in medicinischen Untersuchungen, nichts entscheiden.

B.

GIESSEN, b. Tasché und Müller: *Anfangsgründe der Naturlehre:* zum Gebrauch für Schulen, auch zum Selbstunterricht für Liebhaber dieser Wissenschaft, von F. W. D. *Snell*, Prof. zu Gießen. Erste Abtheilung. Zweyte Abtheil. 1806. 588 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht*, ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von *Christ. Wilh. Snell* und *Friedr. Wilh. Dan. Snell*. IV Abth. Naturwissenschaft. Erster Band. Mit 4 Kupfersteln. Zweyter Band. 1806. 588 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir haben nichts dawider, daß Lehrbücher für die Jugend frey bleiben von übertriebenen Neuerungen und Theorien, deren ephemere Existenz nur zu sehr zu fürchten ist; aber es ist doch auch nothwendig, dem jugendlichen Verstande durch mannichfaltige Ansichten die Gewandtheit zu geben, deren er, bey der Wandelbarkeit der menschlichen Meinungen, gar sehr bedarf. An diesem letzten Erfordernisse fehlt es dem gegenwärtigen Lehrbuche völlig. Mit den allgemeinen Eigenschaften fängt der Vf. an; es wird von der Undurchdringlichkeit geredet, als einer Eigenschaft, vermöge welcher nicht zwey Körper in einem und demselben Raume seyn können; die mathematische Theilbarkeit wird mit der physischen verwechselt; aus der Porosität wird die Zusammendrückung der Körper abgeleitet; Flüssigkeit ist ein geringer Grad der Cohäsion, u. dgl. m. Und doch sagt der Vf., die anziehende Kraft mache die Materie möglich, weil sie sich sonst in dem unendlichen Raume zerstreuen würde. Es ist kaum begreiflich, wie der Vf. sich bey seinen vorhergehenden Behauptungen so etwas denken könne. Jeder Körper sey beweglich, weil jeder einen Ort im Raume einnehme, und keine Ursache vorhanden sey, warum er gerade immer an demselben Orte bleiben müßte. Freylich nicht, aber man sieht auch *a priori* keine Ursache, warum er den Ort verändern muß. Überhaupt findet man sehr viele Stellen, wo es an Bestimmtheit, Genauigkeit und Ausführlichkeit sehr mangelt. Wie

unbestimmt und fehlerhaft ist zum Beyspiel folgendes: „Stossen elastische Körper mit verschiedener Geschwindigkeit auf einander, so laufen sie mit verwechselten Geschwindigkeiten zurück. Wenn der Körper a noch einmal so geschwind gegen b läuft, als dieser gegen jenen, so wird die Wirkung des Stosses von a auch noch einmal so groß als die Wirkung des Stosses von b seyn. Bey dem Stosse verliert der eine Körper so viel von seiner Kraft, als er einem andern mittheilt; das ist, Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich. Es ist gleichsam ein Übergang der Kraft aus einem in den andern Körper.“ Man sieht, wie wenig hier unterschieden ist, was dem Stosse unelastischer Körper, und was der Elasticität angehört. Es ließen sich noch manche Beyspiele anführen, wo die Sätze eben so unvollständig vorgetragen sind. Aber es liegt dieses ohne allen Zweifel an dem Vortrage. An Kenntniß des mathematischen Theils der Wissenschaft fehlt es dem Vf. sonst nicht, und Manches ist deutlich und gut abgehandelt. So ist z. B. das Gesetz vom Fall der Körper sehr gut vorgetragen, und der Lehrling wird auf den einzigen wahren Beweis durch Analysis des Unendlichen, vermittelt einer Näherung, hingewiesen, indem sich die meisten Lehrbücher bemühen, einen halben Beweis dieses Gesetzes zu geben. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, daß der Vf. durch eine größere Aufmerksamkeit seinem Buche die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit gegeben hätte, deren es fähig ist.

L R.

C H E M I E.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *J. A. Chaptal's*, des heil. Geist-Ordens Ritters, öffentlichen Lehrers der Chemie zu Montpellier u. s. w. *Anfangsgründe der Chemie*, aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von *Friedrich Wolf*, der W. W. Dr. und Prof. adjunct. der Mathematik und Physik am königl. Joachimsthal. Gymnasio zu Berlin, nebst einer Vorrede von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*. 1 Th. 1791. XVI u. 424 S. 2 Th. 1792. 540 S. 3 Th. 1792. 420 S. 4 Th. 1805. 696 S. 8. (7 Rthlr.)

Die drey ersten Theile dieser Anfangsgründe sind den deutschen Chemikern schon seit 15 Jahren bekannt, und bedürfen daher keiner neuen Anzeige. In einem Zeitraume von 13 Jahren sind von diesem Werke vier Auflagen erschienen, wovon vorzüglich die dritte Auflage mehrere Verbesserungen erhielt, welche hauptsächlich auf die Verbesserung der chemischen Gewerbe in Frankreich abzweckten. Die vierte Auflage erschien ohne alle Verbesserungen. Da aber in dieser Zeit die chemische Wissenschaft an neuen Thatfachen ungemein zugenommen hat: so gab diese Veranlassung zur Ausarbeitung des vierten oder Supplement-Bandes, um dadurch das Werk zu ergänzen und es unserer Zeit mehr anzupassen. *Chaptal's* Verbesserungen der dritten Auflage betreffen vorzüglich die Erzeugung des Salpeters, Anlegung des

Salpeterplantagen und Bereitung des Schießpulvers; die Zerlegung des Kochsalzes, um das Natrium darzustellen; die Bereitung der Seife durch Auflösung der wollenen Lumpen in Atzlauge; Bereitung der Fettseife; die Gewinnung des Theers aus den Fichten; die Färbekunst; das Gerben der Häute u. s. w. Diese Zusätze sind hier aus der dritten Auflage ungeändert ausgehoben, und die Abhandlung über den Salpeter ist ihrer Gemeinnützigkeit wegen noch besonders abgedruckt. Es sind auch noch einige neue Kapitel hinzugekommen, die in der älteren Ausgabe ganz fehlen, nämlich die Untersuchung der Saamenfeuchtigkeit, der Thränenfeuchtigkeit, des Nasenschleims und des Ohrenschmalzes. Außerdem enthält dieser Band Nachträge, welche die veränderte Gestalt der Wissenschaft seit der Erscheinung der ersten Ausgabe nöthig machte. Diejenigen also, welche die drey ersten Bände dieser Übersetzung besitzen, werden dem Vf., der diese Nachträge mit grosser Sorgfalt und Fleiss entwarf, und sich dabey, ohne der Deutlichkeit zu schaden, der möglichsten Kürze befehlte, gewiss danken, indem nun dadurch das *Chaptalsche* Werk wieder zu einem der ersten Handbücher geworden ist. Auch hat es durch ein vollständiges Register an Brauchbarkeit sehr gewonnen. Um zu zeigen, wie aufmerksam der Vf. auf neuere Untersuchungen war, wollen wir nur auf einige der weitläufigsten Zusätze aufmerksam machen. *Berthollet's* neue Theorie über die chemische Verwandtschaft; *Clements* und *Desormes* gasförmiges Kohlenstoffoxyd, wobey sie eine Verbindung aus Schwefel und Kohle bestehend erhielten, und wo zugleich das Verhältniß dieser Verbindung mit anderen Substanzen gezeigt wird; *Davy's* neuere Versuche über das Athemholen; *Tennant's* und *Pearson's* Versuche über die Zerlegung der Kohlenstoffsäure; *Berthollet's* Verbindungen der überoxydirten Salzsäure mit den salzfähigen Grundlagen; Zusätze, welche die neueren Erden betreffen, namentlich die Strontionerde, Glucinerde und Yttererde; Verschiedenheit der mit Kohlenstoffsäure völlig und nicht völlig gesättigten Bittererde; Modification der mit Schwefelsäure verbundenen Alaunerde und Verbindungen dieser Erde mit anderen Säuren; Verbindung der Säuren

mit den besten Erden; neuere Untersuchungen verschiedener Fossilien; Berichtigung über die Auflöslichkeit des metallischen Arseniks; Darstellung eines reinen Kobalts; Darstellung eines reinen Nickels; Versuche von *Clouet*, *Vauquelin* und *Morveau* über die Verschiedenheit des Schmiedeeisens, Stahls und Gusseisens; Verschiedenheit der beiden Arten des schwefelsauren Eisens und die Verbindung des Eisens mit anderen Säuren; über die Gallus- und Blausäure; *Proust's* Unterschied zweyer verschiedener Kupferoxyde; *Chenevix* Untersuchung über die Verschiedenheit des ätzenden und milden Sublimats, welche beweist, daß die Salzsäure in dem ätzenden Sublimat nicht oxydirt vorhanden sey, und die Verschiedenheit dieser beiden Verbindungen bloß in der verschiedenen Oxydation des Quecksilbers gesucht werden müsse; über das Molybden und seine Säure; über das Titan, Tellur, Chrom und Columbium; über das *Caoutchouc*; über die verschiedenen Arten der Steinkohlen; über die Pflanzensäure; Bernstein säure und ihre Verbindungen; Honigstein und seine Zusammensetzung; *Thenard's* Bemerkungen über die weinigte Gährung; den Weinstein; über den Magenast und den Chylus, Blut und Galle. Phosphorsaure Talk als Bestandtheil der Knochen der grasfressenden Thiere und der Fische; Bestandtheile des Harns und des Harnstoffes; Blasensteinsäure; *Fourcroy's* und *Vauquelin's* Verfahren den Phosphor zu bereiten, welches darin besteht, daß man die Phosphorsäure, aus den Knochen durch Schwefelsäure geschieden, erst durch Hülfe des essigsauren Bleyes in phosphorsaures Bley umwandelte, und solches dann mit Kohle behandelte, (genau berechnet, und die Vorteile bey dieser Behandlung in Ansehung der größeren Menge dadurch zu erhaltenden Phosphors unbeträglich); über die verschiedene Oxydationsgrade des Phosphors und einiger phosphorsauren Verbindungen; *Chenevix* Untersuchung der Feuchtigkeiten des Auges; *Vauquelin's* und *Buniva's* Untersuchung der amniotischen Flüssigkeit; Untersuchung der Ameisensäure von *Fourcroy* und *Vauquelin*, wo gezeigt wird, daß sie als eine Verbindung aus Essig und Apfelsäure zu betrachten sey; *Pearson's* Lacksäure; *Klaproth's* Untersuchungen über die Ochroiterde u. s. f. xty.

K L E I N E S C H R I F T E N.

CHEMIZ. *Brannschweig*, b. Reichard: *Es was über die allgemeinen Wirkungen der Krystallisationskraft*. Eine Einladungsschrift zu öffentlichen Vorlesungen über Chemie von *J. P. L. Hausmann*. 1805. 39 S. 8. Der Hauptgedanke in dieser Schrift ist: die secundären Formen der Kryalle sind als Unvollkommenheiten, als Mängel anzusehen, wodurch die Kryalle gehindert werden, eine der primitiven Kerngestalt ähnliche Form anzunehmen. Er verdient Aufmerksamkeit, und es läßt sich daraus vielleicht manches für die Theorie nützliches herleiten. Sonst will der Vf. die dynamische Vorstellungsart mit der atomistischen vereinigen; welches nicht nöthig ist, da jeder wahrhafte Naturforscher leicht vermeiden kann und wird, auf eine von beiden Rücksicht zu nehmen. Die Bedingungen der Krystallisation werden auseinander gesetzt; Erklärungen liefert der Vf. nicht. Das Anziehungskraft und Zurückstossungskraft sich ineinander drücken, der Cohäsionskraft, gegenseitig beschränken, gilt nur nach den Lehrsätzen einer philosophischen Schule, auf welche der Vf. weiter keine Rücksicht nimmt. Wenn doch die Naturforscher endlich aufhörten, mit solchen geborgten Sätzen eine philosophische Miene anzunehmen! Auch ist es nur ein

gelehrt scheinender Ausdruck, zu sagen, die Krystallisationskraft erreiche ihr Maximum, wenn sich Kryalle bilden. Er was erreicht sein Maximum, wenn bey der Vermehrung einer Bedingung das Product nicht mehr vermehrt wird, sondern anfängt abzunehmen. So braucht den Ausdruck der Mathematiker — wenn die Ordinaten nicht mehr zunehmen, ungeachtet die Abscissen wachsen — und der mathematische Sprachgebrauch verdient die größte Achtung. L.R.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glogau u. Leipzig: Einige Bemerkungen über die ungemeine Gelehrsamkeit eines Recensenten in der sterbenden allgemeinen Bibliothek*. Von *C. F. Benkowitz* 1806. XXXII S. 8. (3gr.) Die Recension betraf des Vfs. Reise von Glogau nach Sorrento. Hr. B. vertheidigt sich mit Wärme, zuweilen mit Bitterkeit. Ohne uns in den Streit selbst einzulassen, zeichnen wir bloß die paar lehrreichen Bemerkungen aus, welche sich über die drey Faustinen (die ältere, die jüngere, und die Gemahlin des K. Constantin) und über Neapels Zahl (600,000 Einwohner im J. 1802) in der Schrift befinden. M. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 F E B R U A R, 1807.

G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Sander: *Marc - Aurel*, von Carl August Buchholz. 1806. XII und 527 S. 8. (2 Rthlr.)

Schriften, die Personen mit historischen Namen darstellen, ohne daß diese Personen historisch sind, können einen doppelten Zweck haben. Entweder will der Schriftsteller einzelne, historisch bekannte Erscheinungen im Leben eines Menschen zu einem Ganzen vereinigen, und sie, die einzeln unbegreiflich da stehen, durch diese Verknüpfung begreiflich machen; oder er will eine freye Darstellung liefern, die keine andere Wahrheit hat, als die, welche sie in sich selbst trägt; eine Darstellung, der nur ein bekannter Name gegeben ist, weil etwa einzelne Züge in ihr daran erinnern. Im ersten Fall ist es ihm um die Geschichte selbst zu thun; sie soll nicht aufgehoben, sie soll nur begreiflich gemacht, nur erklärt werden; im zweyten wird das Historische, als solches, ganz vernichtet, und gar nicht berührt; was etwa historisch zu seyn scheint, ist es nicht mehr in der That und Wahrheit. Ob man noch eine dritte Absicht mit Schriften dieser Art haben kann, lassen wir dahin gestellt seyn; glauben es aber nicht von dem, der weis, was er will.

Schriften der ersten Art sind seit längerer Zeit mehr erschienen, und bekanntlich einmal beliebt gewesen; aber es ist auch eben so bekannt, daß sie unter dem Namen von *historischen Romanen* ziemlich verrufen worden sind, obwohl man sie, nach unserer Meinung, mit Unrecht unter diesem Namen begriffen hat. Sie wollen ja kein Roman seyn; sie machen auf historische Wahrhaftigkeit Anspruch, aber nur in den *Resultaten*, nicht in den *Mitteln*, wodurch die Resultate herbeygeführt werden. Es fragt sich also: ob es erlaubt ist, Erscheinungen aus der wirklichen Welt nicht erscheinende Bedingungen unterzuschieben, wodurch sie möglich geworden seyn sollen, oder, ob es erlaubt ist, wirkliche Erscheinungen von anderen abhängig zu machen, welche die Wirklichkeit nicht zeigt. Durch die Beantwortung dieser Frage wird der Werth solcher Schriften, ihr Lob oder Tadel bestimmt; hier aber muß sie so kurz als möglich gegeben werden. Die ganze Unternehmung geht davon aus, daß man einzelne Erscheinungen erklären will, die an sich unbegreiflich sind. Es ist nicht einzusehen, was dagegen eingewendet werden könnte. Der Mensch ist verständig und will verstehen: Verstehen aber kann er nichts, wenn ihm nicht die Nothwendigkeit einleuchtet, mit welcher

das geworden ist, was er zu verstehen glaubt. Also: wenn jene Resultate, welche die Geschichte als einzelne Erscheinungen in dem Leben eines Menschen aufbehalten hat, erklärt werden sollten: so müßte von ihnen gezeigt werden können, daß sie nothwendig dieses und dieses voraussetzen; daß sie aber auch unter dieser Voraussetzung schlechterdings erscheinen mußten. Es ist freylich nicht nöthig von den Erscheinungen auszugehen und zu ihren Veranlassungen fortzuschließen: man kann auch diese Veranlassungen voraufstellen, und so jene Erscheinungen ganz natürlich in der Reihe liegen lassen; sie würden sich zu ihnen verhalten, wie die Wirkungen zu den Ursachen. Wenn also eine Darstellung dies leistete: so würde sie gewis großes Lob verdienen; nur müßten die Veranlassungen zu den Erscheinungen nicht erdichtet, d. h. die Triebfedern, von welchen man sie abhängig macht, müßten nicht willkürlich gesetzt scheinen, sondern es müßte sich beweisen lassen, daß sie nothwendig waren, d. h. daß nur durch sie solche eine Erscheinung ins Leben treten konnte. Wäre dies nicht der Fall, so wäre offenbar die Erscheinung nicht erklärt, die doch erklärt werden soll; der ganze Zweck des Unternehmens wäre verfehlt, und hätte sich selbst vernichtet. Wie weit aber würde die Erscheinung, die erklärt werden soll, zurückzuführen seyn, um als nothwendig einzuleuchten? Offenbar dürfte sie nicht von einer anderen Erscheinung abhängig gemacht werden; denn diese würde ja nur wieder eine Erklärung verlangen. Und wenn man doch etwas unerklärt lassen will: so ist nicht wohl zu begreifen, warum man nicht bey der ersten stehen blieb. Ist dies wahr: so ist es unmöglich, daß *psychologisch* etwas im Leben eines Menschen erklärt werden kann. Denn in diesem Falle geht man ja nicht über das Leben dieses Menschen hinaus; um eine Erscheinung desselben zu begreifen, setzt man ihn als lebend, man mag ihn aufnehmen, in welchem Augenblicke man will; oder, falls man auch über seine Geburt hinweggeht zu seinen Eltern, so bleibt man ja doch bey diesen stehen, als wirklich lebend. Man bleibt also stehen bey einer Erscheinung; und zeigt höchstens, daß, nachdem dies war, und unter solchen Verhältnissen war, auch jenes, worauf es ankommt, nothwendig war. Aber hat man nun dieses erklärt? Nein, denn jene Erscheinung ist ja unerklärt geblieben, von welcher die Erklärung der anderen abhing. — Wenn es uns gelungen ist, in dem, was gesagt wurde, deutlich zu seyn, so muß daraus erhellen, — was wir behaupten — daß es durch-

Aus

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

aus nicht möglich ist, irgend eine Erscheinung im Leben der Menschen wirklich zu erklären, wenn man nicht die Erklärung von vorne anfängt, d. h. wenn man nicht ausgeht von der Idee des Lebens der Menschheit, und dann versteht, in ihr die Nothwendigkeit dieser Erscheinungen nachzuweisen. Und das dürfte allerdings von dem Leben eines einzelnen Menschen schwer seyn, wenn es nicht unmöglich ist. Wird aber in einer solchen Darstellung dieser Anfang nicht genommen, so ist es durchaus unmöglich, etwas begreiflich zu machen. Alle Psychologie erklärt nichts; und wenn es auch schiene, durch sie sey dieses oder jenes begreiflich geworden, so würde sie doch wieder so viele unbegriffene Voraussetzungen hinterlassen, daß wir um nichts besser daran wären. Wenn Ihr recht was geleistet zu haben glaubt, so habt Ihr uns einen Menschen gebildet auf eine Weise, deren Mechanik wir sehen, aber die Feder, wodurch sie in Bewegung gesetzt wurde, zeigt Ihr uns nicht. Durch eine unerklärte Welt glaubt Ihr uns einen Menschen erklärt zu haben. Kurz in der Welt ist nichts erklärlich, ausgenommen aus der Idee der Welt; und nur der Umstand, daß die meisten Menschen des Denkens bald müde werden, und nicht zum zweytenmal fragen, wenn sie auf das erste Warum? eine Antwort erhalten haben, kann glauben lassen, sie hätten nun eingesehen, was einzusehen unmöglich ist. — Sonach ist gezeigt, daß die erste Art solcher Schriften, die das Historische im Leben eines Menschen —, was nur als historisch, d. h. als wirklich erschienen, dargestellt werden soll, weil es nur so dargestellt werden kann — erklären will, schlechterdings ihren Zweck verfehlen muß. Und wenn irgend Etwas Tadel verdient, so ist es eine Unternehmung, die zu nichts führen kann.

Ist denn die zweyte Art besser? Diese Art achtet das Historische gar nicht, und will es weder darstellen noch begreiflich machen; sondern sie will eine freye Darstellung liefern, ohne andere Wahrheit, als welche in dieser Darstellung liegt; mit Einem Wort, sie will ein Kunstwerk liefern, zu welchem der Dichter, wie den bildende Künstler, den Stoff zu seiner Schöpfung aus der Natur nimmt, den Stoff aus der Historie entlehnt, um ihn zu gestalten, wie er nach der Idee von seinem Werk seyn soll. Das Historische hört gänzlich auf zu seyn, und das Werk fällt unter ästhetische Gesetze, nach welchen es nur beurtheilt werden kann. Es ist nicht einzusehn, was dem Dichter verbieten sollte, die Geschichte zu benutzen; wenn er nur den Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist, genug thut. Man hat dem Tragiker längst die Erlaubniß zugestanden, warum sollte nicht auch der Romandichter Ansprüche darauf haben? aber sein Werk würde kein historischer Roman, sondern er würde eben ein Roman seyn; und man würde nicht fragen müssen, was hat er aus der Geschichte gemacht? sondern was ist das Werk in sich?

Das vorliegende Buch, welches uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gegeben, soll wahrschein-

lich zur ersten Classe von Werken gehören, und damit ist unser Urtheil über das Ganze schon ausgesprochen. Es muß ein zweckloses Beginnen seyn, wodurch nichts erreicht, kein Problem gelöst wird. Um aber auch denen, die wir nicht überzeugt haben, oder die nicht mit uns einerley Meinung sind, eine Vorstellung von dem Buche zu geben, ist nöthig, daß wir noch etwas hinzusetzen.

Das Buch ist dem Kaiser Alexander dedicirt. Nicht das Ideal eines Monarchen, sagt Hr. B. in der Zueignung, habe er zeichnen, sondern nur die Tugenden des Menschen darstellen wollen. Dam verlichert er in der Vorrede: „ein auch als Schriftsteller rühmlich bekannter, als Mensch aber noch tausendfach mehr verehrungswürdiger (aber nicht genannter) Mann, habe ihm Muth gemacht, seine Arbeit drucken zu lassen.“ Ferner: „es sey öfters nothwendig gewesen, seinen Helden anders zu zeichnen, als Dioctians Zeitgenossen ihn schildern; und darin, setzt er hinzu, suche der strenge Historiker die Entschuldigung des Verfassers, wenn er bisweilen die Wahrheit verletzte.“ Warum war es denn nothwendig, seinen Helden anders zu zeichnen? Um in *Marc Aurel* die Tugenden des Menschen im Monarchen darzustellen? wenn aber dadurch die Wahrheit verletzt wird, so ist es doch wenigstens nicht *Marc Aurel*, in welchem er diefs dargestellt! So bescheiden er übrigens gesteht, „daß er sehr weit von einem gewissen Grade der Vollkommenheit entfernt geblieben sey, und vieler Nachsicht bedürfe:“ so weiß er doch auch, „daß er mit Fleiß gearbeitet und lange geübt hat;“ so „macht ihm die huldreiche Gnade, womit Alexander die Wissenschaften schützt und das Talent begünstigt, Muth, das Werk an seinem Throne niederzulegen.“ so „glaubt er doch, seinen Gegenstand nicht bis zur Ermüdung weitschweifig behandelt zu haben.“ In welchem Ton er ihn aber behandelt hat, das können wir besser durch Mittheilung einer Stelle zeigen, wie sie uns gerade in die Augen fällt. „Um die nämliche Stunde des folgenden Tags eilte er (Annius, Aurels Vater, der gestern seine nachherige Gemahlin, Domitia, aus der Gewalt eines Wollüftlings errettet hatte), dem Ufer des Almo zu; und — stand das Schicksal im Bunde mit seinen Wünschen? — schon von fern sah er Domitia's Schleyer wallen, schon von fern goß der Zauberton ihres schönen Gesangs ihm die seligsten Gefühle ins Herz. In diesem Augenblicke erhielten alle seine Gefühle, alle seine Empfindungen Bestimmtheit. Die Welt schwand vor seinen Blicken: er sah nichts um sich her als nur sie, hörte nur den melodischen Klang ihrer Worte. Hingerissen von der Allgewalt seiner hochauflodernden Leidenschaft, sank er nieder zu ihren Füßen und bat um Liebe. Sie sank erröthend in seine Arme; beider Herzen feyerten das Fest der für die Ewigkeit geschlossenen Vereinigung und ihre Lippen besiegelten den Bund. Schon nach Mondenfrist führte Annius die Geliebte in das bräutliche Gemach. Aus ihren keuschen Umarmungen empfing Marc Aurel das Daßeyn.“

HALLER, b. Gebauer: *Erinnerungen an Gustaf Adolph*, enthaltend: Seine eigenhändige Einleitung zur Geschichte seines Lebens; G. R. Weckherlin's Ebenbild *Gustaf Adolphs*. Herausgegeben von Rüks. 1806. 144 S. 8. (12 gr.)

Mit dem, was Hr. Rüks in der Vorrede sagt, mögen vielleicht Andere zufrieden seyn; der Rec. ist es nicht. Dafs man auf unser Zeitalter schmähete, das sind wir gewohnt; das müssen wir einem Jeden überlassen; wer es tadeln wollte, der müßte alle individuellen Ansichten tadeln und bekriegen. Aber das darf man wohl sagen, dafs gewifs nicht alles Schmähliche erduldet wird, „um nur nicht den Genuß eines einzigen Augenblickes zu verlieren.“ Die Redensart scheint eine missverständene Anwendung des Satzes eines grossen Schriftstellers: unser Zeitalter sey herabgesunken zu dem einzigen Gefühl des Augenblicks. So wahr dieses ist, so falsch ist jenes. Auch können wir den nicht sehr hoch achten, „dem nichts übrig bleibt zum Trost und zur Erquickung, als die Betrachtung grosser Geister und ihres Wirkens, die ein höheres Ziel für das Daseyn kannten, als die Befriedigung selbstsüchtiger Leidenschaften und einer verächtlichen Ruhmbegierde.“ Wahrlich, wem nichts weiter bleibt, als das, der ist sehr arm! Aber Hr. R. verdient unsern Dank für die Mittheilung des Anfangs, den Gustaf Adolph machte zur Beschreibung seines eignen Lebens. Wie ehrwürdig erscheint in ihm der grosse König, wie treu, einfach, herzlich, fromm und gut; und doch königlich gesinnt. Das schwedische Original kennen wir nicht; Hr. R. versichert, dafs es sorgfältig nach der von Bergius 1759 erschienenen Urchrift verdeutscht sey; und das glauben wir um so lieber, da es in einer so einfältigen, altherkömmlichen Form geschrieben ist, wie Gustaf Adolph schreiben mußte. Nach dem Zeugniß des Archiv-Secretärs *Leyonmark*, welches am Schlusse steht, hat der Copist *M. Falk* diesen „historischen Bericht auf Befehl, einige Jahre vor dem unglücklichen Schloßbrande, aus König *Gustaf Adolphs* eigenem Manuscript abgeschrieben.“ — Nachdem der edle König, so gross als gut, über sein Vorhaben gesprochen und die Gründe, die ihn fast bewogen, den Entschluß sein Leben zu beschreiben, wieder aufzugeben, setzt er hinzu: „wenn ich aber die Sache näher betrachte und gründlich untersuche, so finde ich, dafs ich für mich und Andere sicherer thun werde, wenn ich meine Handlungen und mein Leben mit Wahrheit beschreibe, mit Gründen entschuldige, und was gefehlt ist (denn es giebt keinen Menschen, der nicht sündigt), Gott und der Welt abbite; damit die gerechte Zeit nicht meine Tugenden vergessen und meine Fehler verbergen möge, wie manchem stattlichen Mann und Helden widerfahren ist u. s. w.“ Und am Schlusse bittet er Gott, ihm zu verzeihen, „so zu leben, dafs ich nach dieser Zeitlichkeit ewig mit Christus leben möge und auf Erden vor meinen Thaten nicht erröthen darf.“ Es würde Tadel verdienen, wenn wir Ein Wort hinzusetzten! Nur wäre zu wünschen, Hr. R. hätte sei-

nen Lesern gesagt, wann Gustaf Adolph dieses geschrieben. — Dann einige Worte über das Alter des Königreichs Schweden, seinen Umfang, sein abwechselndes Glück, nicht ohne einen grossen Blick und königlichen Sinn. „In seinen Nothen hat sich das Reich auf Gott und auf sich selbst verlassen, wohl wissend, dafs nichts unbeständiger unter der Sonnen ist, als eine Macht, die nicht auf sich selbst beruht.“ — Darauf eine kurze Übersicht des Zustandes von Schweden und des Verhältnisses der Könige zum Lande, von Gustaf Wasa an bis zu dem Reichstage in Arboga; über das, was da beschlossen wurde, wird auf die Acten verwiesen; und damit endiget das merkwürdige Fragment, das durchaus in einem herzlichen, nicht selten biblischen Styl geschrieben ist, und zum Herzen spricht, weil es von Herzen geht.

Das zweyte, womit Hr. R. an den grossen König zu erinnern sucht — aber wer hat ihn vergessen? — ist das *Ebenbild* desselben, welches *Weckherlin* „zu glorwürdigstem und unvergänglichem Gedächtniß seines so schnellen als hellen Lebenslaufs 1633 aufgerichtet hat.“ Wenn es Hr. R. nöthig schien an Gustaf Adolph zu erinnern, so hätte das unstreitig leicht kräftiger geschehen können, als durch dieses Ebenbild. Rec. muß gestehen, dafs er die Vortrefflichkeit dieses Gedichts nicht so hoch anschlägt, als Hr. R., und in ihm „die hohe deutsche Stimme, die seine fleckenlose Ehre in unsterblichen Gesängen verkündigt“ nicht finden kann, wenn dies anders in Beziehung auf dieses Gedicht gesagt wurde. Es ist nicht etwa die Härte, die uns missfällt; es ist das gutgemeinte Jammern, das vor lauter Worten darüber, dafs gejammert werden soll, gar nicht zu dem Gegenstand selbst kommen kann; es ist der Bombast, der schon den Hofmannswaldau und Lohenstein verkündigt; es ist das Profaische des Ganzen: nur ein Paar mal sind die Wendungen glücklich. Das Erste mag dadurch erhellen, dafs W. 9 Strophen sechszehntiger Alexandriner braucht, um uns zu sagen, dafs er nicht so jammern könne, als er jammern möchte. Für das Zweyte geben wir folgende Strophe zum Beweise:

Wann also meine Red' und Klag' zu aller Frommen
Gehör und Herz (mit Kraft durchdringend) sollten kommen,
Möcht ihren Seutzer Wind und ihrer Thronen Meer
Ein solches Ungestüm bald durchaus verursachen:
Und durch ein' zweyte Flur den Umkreis sinken machen,
Entrückend auf einmal uns und der Feinde Heer.

Das Dritte beweist das ganze Ebenbild von Anfang bis ans Ende, mit wenigen Ausnahmen. — Wir wollen den Schluss geben, weil wir nichts Besseres zu geben wissen:

Als nun das Heer siegreich den Helden wollt beweinen,
Sah männiglich mit Trost klar an dem Himmel scheinen:
Der Grotz Gustaf Adolph ist ewiglich gleichlos:
Und dieses Ebenbild ward ihm bald aufgerichtet.
Mit dieser Überschrift, die keine Zeit vernichtet,
Gleichlos ist ewiglich Gustaf Adolph der Grotz.

Der Anhang enthält einige Sonnette von W. an Gustaf Adolph und Oxenstierna.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Emden, b. Eckhoff: *Versuch einer Hypochondralogie, oder kurze theoretisch-praktische Darstellung der Lehre von den Miltz- und Mutterbeschwerden durch E. Salomo von Emden, der Arznei- und Wundarznei-Kunde Dr. 1804.* XVI u. 88 S. gr. 8. (10 Gr.) Unter Nervenkrankheiten begreift der Vf. alle Krankheiten, welche sowohl in der fehlerhaften Spannkraft, als in der fehlerhaften eigentlichen Nervenkraft zu suchen sind. Spannkraft ist die Kraft, welche dazu dient, die geistigen Empfindungen zum Körper fortzupflanzen, und Nervenkraft diejenige, welche nach einem sinnlichen Eindruck eine ihm ähnliche in dem Gehirne erregt. Erstere hat ihren Sitz in den Nervencheiden, letztere im Nervenmark. Wenn man im Körper krankhafte Phänomene wahrnimmt, die von Selenreizen entstanden sind, so ist ein Fehler in der Mischung und Form der Nervencheiden vorhanden, und wenn von sinnlichen Ursachen Krankheiten entstehen, die von einem widernatürlich afficirten Sensorio im Gehirne zeigen, so hat die Mischung und Form des Nervenmarks gelitten; u. s. w. — Nach dieser Einleitung geht der Vf. auf seinen Gegenstand selbst über. Hypochondrie und Hysterie ist eine und dieselbe Krankheit; beide werden bestimmt unter dem Namen Hypochondralogie begriffen; und sie ist eine Krankheit des Gemeingefühls des menschlichen Körpers, welche darin besteht, daß der Patient alle Veränderungen seines Körpers stärker empfindet, als er im gesunden und natürlichen Zustande bey einem gesunden Menschen seyn sollte, welche Krankheit chronisch ist, und sich in periodischen Anfällen äußert. Fehlerhafte Stimmung der Reizbarkeit der Muskelfasern und der Empfindlichkeit der Nervenfasern der Eingeweide des Unterleibs verurfacht, daß die Symptome so unbestimmt und sich selbst widersprechend sind, und daß diese Krankheit unter so mannichfaltigen Gestalten erscheint. Ihre nächste Ursache ist die falsche Vorstellung, welche die Seele von dem Zustande ihres Körpers hat, und also ein Product der verletzten Thätigkeit desjenigen Theils der Lebenskraft, der im Nervensystem seinen Sitz hat. Die Ursache muß in der fehlerhaften Mischung des Nervenmarks liegen, und diese rührt von Mangel an Sauerstoff her, wodurch verletzte Thätigkeit des Nervenmarks entsteht. Zu dem Entstehen der Krankheit ist, als vorbereitende Ursache, eine Veränderung der Reizbarkeit und Empfindlichkeit notwendig. Gelegenheitsursachen sind physische und moralische, welche ziemlich vollständig angegeben sind. Die Prognose ist sehr schwierig. Im Allgemeinen ist diese Krankheit theils wegen ihrer Verwickelung, theils wegen der Hindernisse, welche von Seiten des Patienten in den Weg gelegt werden, schwer zu heilen. Sie geht leicht in Skorbut über, besonders in den Gegenden, wo derselbe einheimisch ist, denn beide Krankheiten haben eine große Ähnlichkeit der Ursachen mit einander gemein. Ferner geht sie zuweilen in ein Tertianfieber, in Melancholie, Epilepsie, Manie und andere kachektische Krankheiten über, weil mehrentheils eine allgemeine Verdorbenheit der festen und flüssigen Theile vorhanden ist. Das Heilverfahren ist radical oder palliativ. Mit der Palliativkur muß der Anfang gemacht werden. Sie besteht vorzüglich in Anwendung Schmerz- und Krampflindernder Arzneimitteln, jedoch muß auch auf die übrigen noch vorhandenen Umstände Rücksicht genommen, und nach diesen der Kurplan bestimmt werden. Die Radicalkur erfordert, daß die Ursachen aufgesucht und beseitigt werden. Da diese aber sehr verschieden sind, so läßt sich keine besondere Heilmethode angeben.

Das Verdienst, welches diese Monographie hat, besteht, wie auch schon aus vorliegendem Auszug erhellt, einzig darin, daß sie das bereits Bekannte, was schon andere Schriftsteller über diese Krankheitsform gesagt haben, in einer gewissen Ordnung zusammenstellt, enthält; neue Ansichten und neue Ideen, welche über die Natur dieser Krankheit oder ihre Behandlung ein helleres Licht verbreiten könnten, findet man aber nicht. Und dies läßt sich auch wohl schwerlich von einer Schrift erwarten, in welcher ein so buntes Gemisch der verschiedensten Lehrmeinungen anzutreffen ist. Denn Lehrsätze der Heilischen, der Erregungstheorie, der Nerven- und Humoralpathologie findet man unter einander gemengt; von Schärpen,

schwarzer Galle, Infarctus, auflösenden Mitteln u. s. w. wird noch viel und mit Wichtigkeit gesprochen. Überhaupt zeigt das Ganze, daß der Vf. mit seiner Theorie des medicinischen Wissens noch nicht ganz im Reinen ist, ohngeachtet ihm Fleiß und Gelehrsamkeit nicht abgesprochen werden kann.

S. M.

ÖKONOMIE. Erfurt, b. Hennings: *Beschreibung einer Dreh- Stof- und Stampfmaschine, als Beytrag zur Maschinerie in der Landwirthschaft.* Von J. V. Sickler, Pfarrer in Kleinfahnen im Herzogthum Gotha u. s. w. mit 1 Kupfertafel. 1806. 64 S. 8. (8 gr.) Sehr gut gemeint und alles ganz bescheiden gesagt. Aber da Hr. S. die sich jetzt von Tage zu Tage weiter verbreitenden englischen Drehmühlen weder nach ihrer Construction, noch nach ihrer Wirkung, noch auch in Hinsicht auf den doch wirklich nur geringen Kostenaufwand, den sie erfordern, kennt; da er seine eigene Maschine weder nach der Theorie, noch nach der Erfahrung im Großen, sondern nur nach einem Modelle, das er sich hat machen lassen, hat beurtheilen können: so hat er uns gleichwohl nur eine Erfindung geliefert, die so, wie jetzt schon die Sache steht, keine weitere Aufmerksamkeit verdient. Nur zur Nachricht für diejenigen, die Hr. S. Idee gern wissen möchten, ohne die Beschreibung selbst lesen zu wollen, zeigen wir hier noch den Plan der Maschine an. Eine gewöhnliche Daumenwelle hebt auf der einen Seite eine Reihe Stempel zum Stofen oder Quetschen, und auf der anderen die Drehhämmer, worunter sich eine Drehdiel von Bohlen befindet, die jene Daumenwelle mittelst eines vorgelegten Zeugs dergestalt vor und zurück schiebt, daß die darauf parallel mit den Stielen der Drehhämmer angelegte Frucht von der Spitze der Ähre bis an das Stoppelende bedroschen werden kann. Die Hämmer selbst sind längliche, unten platte, oben abgerundete, im rechten Winkel auf die Stiele befestigte Stücken Holz, von deren einem bis zu dem anderen nur ein geringer Spielraum gelassen ist, damit sie neben einander ohne Hinderung gehen können. Bey jedem Niederfallen der Hämmer wird also ein Streif von der unteren Breite der Hämmer in der ganzen Breite der Drehdiel, und auf diese Art bey dem allmählichen Fortschieben der Diel der Halm allmählich nach seiner ganzen Länge bedroschen. Findet man das einmalige Bedroschen noch nicht hinlänglich, so kann man es so oft, als nöthig ist, wiederholen.

Die Gründe, die uns die Drehmühlen immer nöthiger machen, giebt Hr. S. sehr richtig an; nur fällt es etwas auf, wenn er auch das mit darunter stellt, daß man anfängt, die geringen Leute „Sie“ zu nennen. Verdarb man sie denn vor ein oder zweyhundert Jahren damit, daß man das vorige „du“ in das neuere „ihr“ verwandelte? Achtung können auch diese Menschen verlangen; und die Mode in der Sprache muß auch ihnen zu Statten kommen.

a.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Düsseldorf, b. Schreiner: *Über den Einfluss des evangelischen Lehramtes auf das Wohl des Staates.* Eine Synodalspredigt mit einigen hinzugefügten Bemerkungen und Herzensergießungen, von Friederich Mohr, französischem Prediger zu Duisburg am Rhein. 1805. 76 S. kl. 8. (8 gr.) Die eigentliche Tendenz dieser Predigt, ist polemisch. Sie geht von einer Behauptung aus Hn. Voss Handbuch der allgemeinen Staatsgeschichte aus, und sucht sie zu widerlegen. Diese Darlegung der Veranlassung zur Wahl des Stoffes ist dem Ganzen nicht günstig. Überdies ist es uns noch zweifelhaft, ob der Vf. Hn. Voss im Zusammenhange richtig verstanden habe, da sich ja auch manche seiner Äußerungen, aus dem Zusammenhange gehoben, sogar für Beleg zu jener bestrittenen Stelle halten ließen. Übrigens ist diese Synodalspredigt mit vieler Wärme, in einer andringlichen, nur etwas zu wortreichen Sprache geschrieben, und theilt, so wie die hinzugefügten Herzensergießungen, zwar keine neuen Ansichten, aber manche zu beherzigende Bemerkungen mit.

V. PL.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 F E B R U A R , 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füßly und Comp.: *Lyrische Anthologie*, herausgegeben von Friedrich Matthiesson. I—XVIII Theil. 1803—1806. 12. (18 Thlr.)

Mehrere kritische Blätter haben bereits diesem beyfallswerthen Unternehmen des Hn. M. Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auch in dieser A. L. Z. (J. 1805. No. 74) hat ein anderer Mitarbeiter die ersten VIII Theile nach Verdienst erwähnt. Idee und Ausführung sind des geschmackvollen Herausgebers würdig, und wenn auch eine strengere Kritik noch Einiges zu tadeln finden sollte, so liegt dies in der Natur eines solchen Unternehmens, und kann Hn. M. zu keinem besonderen Vorwurfe gereichen. Schon vor mehr als dreyßig Jahren gab Ramler den ersten Theil einer ähnlichen Sammlung heraus, die er mit einem, etliche Jahre später erschienenen zweyten Theile beschloß. So viel Schönes und zum Theil Meisterhaftes nun auch jene Ramlerische Blumenlese enthielt, so blieb es doch unangenehm, daß kein einziges Gedicht mit dem Namen seines Vfs. bezeichnet war. Dadurch verliert nun zwar diese Sammlung nichts in den Augen des bloßen Dilettanten; dem Literator hingegen wird dadurch ein großer Theil des Genusses entzogen. Wer auch noch so sehr in unseren deutschen Dichtern belesen ist, wird doch Mühe haben, den Namen des Vfs. jedes einzelnen Gedichtes aufzufinden; und wer wünscht nicht gern auch den Verfasser eines trefflichen Gedichts zu kennen? — In dem Vorberichte zum zweyten Theile macht zwar Ramler einige der bekanntesten Dichter, wie Weisse, Hagedorn, Lessing, Gleim, Uz, Kleist, Ebert, Adolph und Elias Schlegel, Kretschmann, Bürger, Gotter, Blum, Schiebeler, Giseke und Zachariae im Allgemeinen namhaft, und fast der sechste Theil des zweyten Bandes rührt von dem, von R. nicht genannten Dichter Nikolaus Götze her; allein nach der Namens-Angabe der einzelnen Verfasser sieht man sich vergeblich um. Alle Verfasser kannte Hr. R., wie er gesteht, selbst nicht; einige wollten nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervortreten, andere hingegen wurden darum nicht vom Herausgeber genannt, weil sie — welches wir jedoch nicht für billig halten können, — „in dem Falle, daß er sie genannt hätte, vielleicht bey einigen ein kleines Vorurtheil wider die Blumenlese erweckt haben würden, indem man die eigenen Werke derselben hin und wieder nicht allzuwohl aufgenommen habe; indeß sritten die
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

hier von ihm mitgetheilten Proben mit den besten dieser Sammlung um den Vorzug.“ — Im Gegentheile hätten hier die schönen Gedichte dieser Verfasser die Vorurtheile der Recensenten wider ihren Dichter berufen widerlegen können.

Nach einem, im Ganzen besseren Plane hat Hr. M. die vorliegende Sammlung veranstaltet. Sie umfaßt zwey volle Jahrhunderte; und stellt die, während diesem Zeitraume aufgetretenen lyrischen Dichter der Deutschen nach der Zeitfolge auf. Der im J. 1584 geborne und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gestorbene Dichter Georg Rudolph Weckherlin macht den Anfang dieser vaterländischen Dichter-Reihe, und der im J. 1781 geborne Hr. Christian Schreiber zu Eisenach macht den Beschluß. Von allen Dichtern und Dichterinnen — bis auf wenige Ausnahmen — ist das Geburts- und von den Gestorbenen auch das Todesjahr, so wie der äußere Beruf oder das Privatleben derselben, bemerkt worden. Da Hr. M. dieses Werk nicht ausschließlich für Sprachforscher und Literatoren, sondern für das ganze lesende Publicum bestimmte, so kam es darauf an, dasselbe auch durchaus lesbar zu machen. Daß dies, besonders bey den älteren Dichtern, unnöglich gewesen seyn würde, wenn ihre Gefänge mit diplomatischer Genauigkeit wären abgedruckt worden, bedarf wohl keiner Erinnerung. An Abdrücken älterer Gedichte mit allen Incorrectheiten, wird es unser sammelndes Zeitalter ohnehin nicht fehlen lassen. Manches Gedicht hat nur zwey bis drey Stellen, die einer Berichtigung oder Veredlung im Ausdrucke bedurften, und warum sollte man ein solches Gedicht nicht aufgenommen werden? Veränderungen und oft auch Abkürzungen waren hier unvermeidlich. Es kam nun darauf an, den Charakter und Geist der abgekürzten oder veränderten Gedichte mit Schonung, und den guten Geschmack mit Achtung zu behandeln; und daß dies Hr. M. im Ganzen trefflich gelungen sey, können wir mit voller Überzeugung bejahen. Mehrere veraltete Dichter sind mit Medeaenzauber verjüngt worden; nur selten hat die Matthiessonsche Feile den ursprünglichen Charakter eines Gedichts verwickelt, oder gelungene Strophen, die der Zusammenhang nothwendig machte, vernichtet.

Daß der Herausgeber die 187 Dichter, die in der Hauptsammlung vorkommen (denn der 18te Theil enthält noch einige Supplemente) chronologisch und nicht nach Schulen, wie ein sonst sehr einsichtsvoller Beurtheiler irgendwo wünschte, an einander reihete, ist unter andern auch darum zu billigen, weil diese

Ordnung gewissermaßen einen Maßstab des Steigens und Fallens der lyrischen Poesie unter den Deutschen darbietet; bey einer neuen Auflage möchten wir sogar eine noch strengere chronologische Ordnung wünschen, als besonders in den letzteren Theilen Statt findet. Die Anordnung nach Schulen scheint etwas Willkürliches, und noch mehr Willkürliches zu haben, als die scharf bezeichneten Classen, worunter unsere Ästhetiker bisher die einzelnen Dichtungsarten zu bringen gesucht haben. Unter welche der herkömmlichen Classen will man z. B. manche herrliche Ergießungen des morgenländischen Dichtergeistes bringen? Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Jeder wahre Dichter ist originell; selbst der geistvoll nachahmende Dichter wird sich schwerlich an Ein Original halten, und bleibt daher in gewissem Sinne, indem er sich nur das Schönste und Trefflichste fremder Poesieen im Geiste anzueignen weiß, in gewissem Sinne originell. Wir dürfen nur an *Bürger*, *Götter*, *Herder* u. a. erinnern, wovon wir einige Nachahmungen besitzen, die den Werth von Originalen haben. Überdies hat jeder selbstständige Künstler überhaupt seinen individuellen Styl und seine eigene Manier. Zu welcher Schule z. B. sollen *Götz*, *Hölty*, *Götter*, *Salis*, *Gallisch* u. a. gerechnet werden? oder sollen alle diese Dichter besondere Schulen bilden? Bloß manierirende, d. h. nachkünstelnde Dichter dürften in eine lyrische Anthologie gar nicht aufgenommen werden. Die meisten der hier aufgestellten Dichter sind nun ihres Platzes in einer Blumenlese, wo ein niedliches Feldblümchen gar wohl neben einer gerüchigen und prächtigen Gartenblume stehen kann, nicht unwürdig. Man muß es Hn. M. danken, daß er manchen von seinem gleichgültigen Vaterlande zu früh vergessenen oder gar nicht gekannten Dichter in dieser Gallerie deutscher Lyriker aufstellte, und dadurch sein Andenken wieder auffrischte. Mancher minder bekannte Dichter steht hier mit Ehre neben einem allgepriesenen, und scheint ihm wohl gar den Rang streitig zu machen. Manches, bey seiner ersten Erscheinung von Aristarchen bekrittelte Lied gereicht dieser Sammlung zu einer wahren Zierde. Was mußte aus unseren aufblühenden Dichtern geworden seyn, wenn sie sich durch jede absprechende und oft ganz grundlose Kritik hätten bestimmen oder abschrecken lassen! Auch die namhaftesten Kritiker wußten sich nicht immer von übler Laune unabhängig zu erhalten.

Offenbar aber hat Hr. M. auf der einen Seite zu viel, und auf der anderen Seite zu wenig gethan. Von manchen Dichtern wäre die Hälfte ihrer Beyträge hinreichend gewesen, manches mittelmäßige oder witzelnde Stück hätte gänzlich wegbleiben können, noch anderen Stücken sieht man allzusehr die ängstlichen Compositionen ihrer Verfasser an, und wir möchten diese Arbeiten mit mußivischen Gemälden vergleichen, die nur in einer gewissen Entfernung ihre Wirkung thun. Manches Stück scheint auch mehr dem Namen seines Verfassers oder freundschaftlichen Verhältnissen des Herausgebers mit dem Verfasser,

als innerem Gehalte, die Aufnahme zu verdanken. Dagegen sind nicht nur manche treffliche Dichter, die wir mit Recht erwarteten, gänzlich übergangen worden, sondern wir haben uns auch nach einzelnen vorzüglichen Gedichten vergebens umgesehen. Das von *Andreas Skuttetus* (Th. 1) mitgetheilte Gedicht: *Namensstagsgefang* ist ziemlich trocken, und nicht geeignet, nach den übrigen Gedichten dieses Verfassers lüftern zu machen. Warum von *Gleim* (Th. 2) nur Schlacht- und Siegslieder, von *Weisse* (Th. 4) nur Amazonen-Lieder, von *Schiebeler* (Th. 6) bloß mythologische Romanzen aufgenommen worden sind, sehen wir nicht ein, da man von diesen Dichtern einige andere, ungleich interessantere, Stücke hat. Unter den schönen Gedichten von *Claudius* (Th. 7) würde man das S. 194 mitgetheilte, worin die öftere Wiederholung der Nase ermüdet, nicht vermisst haben. Die *schwimmenden Batterien von Lichtenberg* (Th. 8) wurden wohl nur aufgenommen, um den Namen dieses geistreichen und witzigen Kopfs auch unter Deutschlands Lyriker zu bringen. Mehreren Gedichten von *Gottl. Nathan Fischer* (Th. 9) sieht man eher Studium und Bildung, als ächtpoetischen Geist, an. Eben dies ist der Fall mit einem anderen verdienten Preußen, mit *Gedike* (Th. 13). Warum nahm Hr. M. (Th. 10) nicht *Bürgers Pfarrers Tochter zu Taubenhain* auf? die, wie wir aus *Bürgers* eigenem Munde wissen, der Dichter seiner *Lenore* vollkommen an die Seite setzte. Ungern vermissten wir (Th. 11) den *Fischer* und *Erbkönig* von *Goethe*. Von *Blumauer* (Th. 13) hätten sich wohl noch interessantere Stücke, als die hier mitgetheilten, z. B. seine *Freymauer-Tugend* aufnehmen lassen, ein Gemälde, ausgezeichnet durch eine treffliche ästhetische Haltung. Obgleich *Kosgarten* so manchen geist- und herzvollen Gesang geliefert hat, so sind doch hier (Th. 13) nur zwey Stücke, gleichsam Ehren halber, aufgenommen worden. Dagegen nehmen andere Dichter, deren Sammlungen in jedermanns Händen sind, oft den größesten Theil eines Bandes weg: von *Göckingk* (Th. 8) sind nicht weniger als 37 Stücke, von *Schiller* 21, von *Salis* 27, und von Hn. M. selbst 25 Stücke eingerückt (Th. 14-15). Die Elegie des Apostels Petrus (Th. 16) hätte wegbleiben können, zumal, da einige andere Gedichte des Hn. F., wie z. B. *die Lebensgöttinnen*, desto vorzüglicher und trefflicher sind. Statt der vielen *Farbenlieder* von *Müchler* (Th. 16) würden wir auch einige andere von diesem Dichter mitgetheilt haben.

Mehrere Dichter, — die meisten älteren und unter den neueren *Gerstenberg*, *Gallisch*, *Ewald*, *Kosgarten*, *Maler Müller* u. s. w. haben viele Veränderungen erlitten; wir fanden jedoch bey genauerer Vergleichung mit den Originalen, daß diese Veränderungen meist wirkliche Verbesserungen waren. Nur selten ist eine Strophe weggefallen, wodurch der Zusammenhang dunkel wurde, und noch seltener sind wahrhaft schöne Strophen ganz vernichtet worden, ohne daß man die Ursache davon einsieht. Die Klagen über die von *Ramler* mit den *Kleistischen*, *Götischen* und anderen Gedichten vorgenommenen

Veränderungen hat man bis zum Überdruß wiederholen gehört. Rec., der einige Originale gepriesener Dichter mit den von Ramler veränderten Stücken verglichen hat, möchte fast glauben, daß jene Dichter einen Theil ihres Ruhms der Ramler'schen Feile zu verdanken haben. Auch talentvolle Dichter wissen oft nicht wegzufreichen, und die Feile bey ihren Arbeiten anzuwenden, und doch — wie sehr würden manche Poesieen gewonnen haben, wenn ihnen die Feile Ramler's, Gotter's, Vossens oder Matthiſſon's zu Theil geworden wäre! Was würde Kossegartens Gedicht-Sammlung seyn, wenn $\frac{1}{4}$ der aufgenommenen Stücke gänzlich ausgeschlossen, ganze Strophen aus den beybehaltenen weggestrichen, und den übrigen eine recht strenge kritische Sorgfalt gewidmet würde! Einige von Hn. M. vorgenommene Abkürzungen haben uns jedoch weh gethan. Unter den neueren Dichtern haben wenige so unter seiner Feile gelitten, als Hr. von Münchhausen. (S. 16.) In dem Abschiedsruf an Seume fehlen sogleich die vier ersten einleitenden Strophen, wovon wir die erste, als Probe, hierher setzen:

Nur Thränen träufeln am empörten Rheine
In die entweihten Becher deutscher Weine;
Mit Schaudern trinkt der Biedermann,
Und Braga sieht die blutgedüngten Hügel —
Wer lösete, Begeisterung, dir den Flügel?
Wer schlug der Harfe Saiten an?

Schiller hatte zwar auch schon in der neuen *Thalia* Manches aus diesem Gedichte weggelassen, war aber doch weit schonender, als Matthiſſon, damit verfahren. So fängt doch S. mit dieser zweyten Strophe an:

Ich saß umbraut vom kriegerischen Gewühle,
Und sam, auf meinen Arm gestützt, dem Spiele
Des Schicksals und der Menschen nach;
Da hört' ich fernen Laut bekannter Stimme.
Es tönte, wie mit Todesboten-Grimme,
Ein Abschiedsruf den Träumer wach.

Verdienten solche Strophen nicht stehen zu bleiben? Matthiſſon läßt das Gedicht erst mit der fünften Strophe: „o Mann der einst auf wilden Meereswegen u. s. w. beginnen. Außerdem sind noch sechszehn andere Strophen weggeschnitten, worunter einige sind, die einen bedeutenden Bezug auf das Seume'sche Gedicht haben. Ungern vernimmt man unter andern auch die vorletzte Strophe, wo es heist:

Und taugt das Wetter nicht zum Fischen oder Jagen,
So steigen wir in Wielands Wunderwagen,
Und fahren rasch in's Feyenland;
Dort schenkt er Schloßer dir und Blumengründe,
Und Ruhe, die er in der Zauberbinde
Schon oft um meine Stirne wand!

Ein guter Dichter kann unzulässig ein Gedicht verfertigt haben, woraus man zwanzig Strophen, ohne Nachtheil des Ganzen, wegwerfen kann! Bey einem so correcten Dichter, wie Gotter ist, war es gemagt, zu ändern, oder Strophen wegzulassen. Wir würden daher auch in der Romanze: *Blaubart* die Schlusstrophe beybehalten haben. Bey einer neuen Auflage dieser Anthologie wünschten wir auch, daß Hr. M. von solchen Dichtern, deren Gedichte noch nicht gesammelt sind, und wo — wie bey manchen Ver-

storbenen, — zu einer Sammlung wenig Hoffnung ist, mehrere Beyträge aufnehmen möge, als von solchen Dichtern, deren Sammlungen in den Händen aller gebildeten Leser sind. Kleine Unrichtigkeiten in den Literär-Notizen, daß z. B. Meißner schon seit etlichen Jahren nicht mehr zu Prag lebe, sondern zu Fulda, als Consistorialrath und Director des dortigen Lyceums, daß Bousterweck schon längst ordentlicher Prof. der Philos. zu Göttingen gewesen, u. s. w., übergehen wir billig mit Stillschweigen.

Mehrere vorzügliche Dichter, (und nicht bloß Dichter vom zweyten Range!) sind unbilliger Weise von Hn. M. übergangen worden. Wir hatten eine Anzahl älterer und neuerer Dichter bemerkt, welchen eine Stelle in dieser Sammlung gebührt hätte; die älteren aber fanden wir — bis auf Ph. v. Zesen, Christian Gryphius und einige andere — im achtzehnten Theile noch nachgetragen. Von den neueren aber fanden wir bloß J. J. Bodmer, V. B. v. Tscharnay, K. W. Müller, G. B. Funk, H. Füssli, Mad. Seidel, geb. Lange und K. P. Moritz, wovon wir hier einige zuerst als Dichter kennen lernten, nachgeholt. Dagegen sieht man sich vergeblich um nach G. A. Gramberg d. ält., Zaupfer, (dem Verfasser der feurigen *Ode auf die Inquisition*), F. L. W. Meyer, Freudentheil, Falk, Broxtermann, Filidor, (H. C. L. Senf) Höltz's glücklichem Nachfolger, aus Bürgers früheren *Musen-Almanachen* und einer Gedichte-Sammlung, Leipzig 1788. bekannt, Aloys Schreiber (zu Heidelberg), Tieck, von Hardenberg (Novalis), und vielen anderen von gleichem Werthe. Wie trefflich ist z. B. das *Bergmanns-Lied* des letzteren, das so anfängt:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen misst,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;
Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatte geht.
Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als war' sie seine Braut, u. s. w.

Eben so hätten Karoline Rudolphi, Louise, Fürstin von Neuwied, Sophie Brentano (sonst Mereau), wovon besonders die letztere neben oder über unseren besten deutschen Dichterinnen steht, manche wohlthutende Blumen zu dieser Anthologie liefern können, vieler anderen gemüthvollen Gesänge, Romanzen, Balladen, lyrischer Ergießungen, wie z. B. des Gedichtes: *an Bacchidion* (Göttinger *Musen-Alman.* v. J. 1789) nicht zu gedenken. Einige vorzügliche geistliche Lieder hätten gleichfalls eine Aufnahme verdient. Gerne hätten wir dagegen auf manches Stück von — — — u. s. w. Verzicht gethan.

Aller dieser kleinen, offenherzig von uns angezeigten Mängel ungeachtet, wird diese Sammlung des Vorzüglicheren, was unsere lyrische Poesie in den zwey letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, Vieles dazu beytragen, daß die Achtung für die deutschen *Musen* nicht nur in Deutschland selbst, sondern

auch im Auslande wachse; zümal, da auch die Verlagshandlung für ein so einladendes Außere geforgt hat. Nicht immer war es bisher das Beste und Trefflichste, was unsere Nachbarn aus Deutschland auf ihren einheimischen Boden verpflanzten. Eben so widerlegt diese Anthologie die von manchen Schriftstellern so oft erhobene Klage, daß die letztere Periode keine so vorzüglichen Dichter hervorgebracht habe, als die frühern; denn auch die letzten Theile dieser Sammlung bieten noch die lieblichsten Blumen dar, durch Frische und Wohlduft ausgezeichnet. Zuletzt wünschen wir Hn. M. nicht viele Nachfolger im Blumen sammeln, weil wir nicht Vielen die nöthige Competenz zur Auswahl und die gehörige Prüfung der Geister zutrauen. Der erste Theil einer kürzlich erschienenen epigrammatischen Anthologie zeugt von einer zweckmäßigen Anlage, und verspricht viel Gutes; auch ist es bey diesem letzten Unternehmen lobenswerth, daß es nicht zu bändereich werden wird. — Möge Hr. M. diese Anzeige als einen Beweis der Achtung ansehen, die wir ihm seit seinem ersten Auftreten als Dichter aufrichtig weihen!

Kw.

ARNSTADT und RUBOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Leontino*, eine romantische Geschichte. Vom Verfasser des *Rinaldini*. 1804. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebendasselbst: *Armidoro*, eine Wundergeschichte. Vom Verfasser des *Rinaldini*. Erster Theil. 1804. 236 S. Zweyter Theil. 222 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Abermals zwey kleine *Rinaldini's*, die sich nichts, als das Rauben abgewöhnt haben. Der Vf. hat zwey Themata, die er mit leichter Mühe ins Unendliche variirt, zwey Hebel, die seine ganze Kunst bewegen: *Neugier und Lüfterheit*. Er hat einen Helden von italienischem Namen; der junge Mann ist weiter nichts, als schön und etwas liederlich — so charakterisirt eine Aloisia (*Leontino* S. 158) alle diese Helden: „Sie sind einer von den ganz gewöhnlichen Männern, nur „daß Sie schöner sind, als dergewöhnliche Schlag der „Männerrace. Zum Glück aber können Sie nur für „Augenblicke gefährlich werden, denn Sie könnten „nicht lieben.“ Derfelbe Held ist umringt von einem Dutzend Mirabellen, Seraphinen, Serenen und Rosaloren, alle mehr oder weniger schön, gefällig und

flach, gegen welche sein Herz spielt in der Art wie *Armidoro* Th. I. S. 104 geschildert wird: „Euer empfindliches Herz weiß jeder weiblichen Gestalt mit „Entzücken zu huldigen, und glücklich seyd ihr al- „len, wo Euch ein Auge freundlich lacht, es ge- „höre, wem es wolle.“ (Wer erkennt hier nicht die zarte Umschreibung der *Schürze*!) Dabey ist die Herkunft des jungen Adonis immer unbekannt, auch hat er mit Gefahren zu kämpfen, die er aber alle durch Hülfe einer unsichtbaren Wunderkraft besiegt, (in *Rinaldini* ist es der Alte von Fronteja, im *Leontino* der Kapitän Falardo, im *Armidoro* sogar zwey, nämlich die Fee Melusine und die Mutter Maria!) wird endlich ein Graf, ein Prinz oder gar ein König, und stirbt gewöhnlich auf der letzten Seite, mit dem Buche zugleich. — Dieß ist das Wesen dieser Romane, Zufällige Zierrathen sind die Romanzen, welche zu allerhand Instrumenten gesungen werden, von solcher Art und Kunst:

Sie und Er, mit Glanz umflossen,
Sie und Er voll Zärtlichkeit,
Welch ein Glück hat sie genossen!

Was hob ihn zur Seligkeit! *Armidoro*, Th. I. S. 9.

ferner Stellen und Motto's aus fremden Sprachen, italienische, spanische, portugiesische, ja lateinische (denn in *Armidoro* regiert der Seneca), und endlich — die einfache Geschichte, die sich als eine Art von Fabel auspinnt.

Dennoch weiß der Vf. zu interessiren, wie das schon seine vielen Leser beweisen. Seine Kunst besteht darin: er faßt sich kurz, eilt von einer kleinen Begebenheit zur andern; stellt alles abgerissen, in einem Halbdunkel hin, und hat gerade so viel Imagination, daß er die Imagination des Lesers anregt. *Dialogen* sind folgender Art zu lesen: (*Armidoro* Th. 2. S. 219 f.):

Arrad. Der König regiert in seinen Unterthanen die vier Elemente u. s. w.

Jassor. (Ein Hofnarr.) So seyd ihr ja ein elementischer König gewesen!

Arrad. O! ja, guter Narr! Eben so, wie ich jetzt ein elementischer Derwisch bin.

J. Und diese Elemente habt Ihr auch regiert?

A. Wie gesagt.

J. Gut! gut! So bin ich auch ein vierfacher, elementischer Narr!

A. Trompeten!

Jassor. Finis.“

Finis!

fc.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Berlin, b. Schöne: *Beiträge zu einem zweckmäßigen Elementarunterrichte für angehende Stadt- und Landeschullehrer* von Joh. Gottfr. Eger, Schullehrer bey dem hochlöbl. v. Götzschen Regim. in Berlin. Nebst 2 Zeichen- und 1 Buchstaben-tafel. 1805. 73 S. 8. (12 gr.) Über Sinnenübungen, Selbstbeschäftigung der Kinder, über Erlernung der Buchstaben, Unterhaltung mit den Kleinen, über Schul-Gebete und einige andere pädagogische Gegenstände theilt Hr. E. einige Bemerkungen mit, welche denkenden Jugendlern keinesweges neu, aber den Anfängern in der Unterrichtskunst gar wohl nützlich seyn können. Bey den wiederholten Unterhaltungen mit kleinen Kindern über einen und denselben Gegenstand sich immer der nämlichen Worte zu bedienen, scheint dem Rec. nicht nöthig zu seyn, wie der Vf. glaubt.

Z—d.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, in der Realschulbuchh.: *Der Kinderfreund auf dem Lande*. Ein Geschenk für die ländliche Jugend von M. Karl Ludwig Schulze, Prediger und Rector zu Spandau. 1806. 96 S. 8. (4 gr.) Schon manche versuchten, die ländliche Jugend mit der sie umgebenden Natur auf eine gefällige Weise bekannt zu machen, und die meisten Versuche der Art hatten wenigstens Eine gelungene Seite. Hier finden sich mehrere. Der Inhalt des Buchs, so wie der Ton des Vortrags, der am leichtesten zu verstehen war, entsprechen ihrer Bestimmung. Nur erwarte man von der ersten Seite keine Landeschulencyclopädie, die auch der Vf. gar nicht hat geben wollen; auch sind hier so wenig, wie bey der Art des Vortrags, alle individuellen Ansichten gänzlich zu vermeiden.

Km.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 FEBRUAR, 1807.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

HAMBURG, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon, ein Beytrag zur Volksittengeschichte, oder Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Worte, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Sprichwörter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten und aus dem Sprachschätze erklärter Sitten, Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner.* Mit Holzschnitten. Erster Theil, nebst Einleitung über den Plan und die Grundideen des Werkes von Joh. Fried. Schütze, königl. dänischem Kanzley - Secretär. 1800. XXIV und 342 S. 2 Th. 1801. 370 S. 3 Th. 1802. 324 S. 4 Th. Altona b. Hammerich, 1806. 391 S. 8.

Wir haben das Ende dieses zur Kenntniß der plattdeutschen Mundart vorzüglich nutzbaren Werkes abwarten wollen, ehe wir unser Urtheil darüber fällen, weil wir besorgten, es möchte sonst Manches erinnert werden, was der fleißige Vf. in dem beym 2 und 3 Theile befindlichen Anhang selbst anbrächte. Der Vf. bestimmt in der ausführlichen Vorrede den Gesichtspunct, aus welchem er angesehen zu seyn wünscht. Man würde also ungerecht handeln, wenn man sein Buch bloß als ein Idiotikon betrachten wollte, da er sich hauptsächlich auf Sitten und Gebräuche einläßt, und dadurch die Sprache erklärt, die Ableitung der Wörter aber nur zuweilen bemerkt. Dadurch ist das ganze Werk in verschiedener Absicht unterhaltender geworden, als andere ähnliche Bücher, weil man fast auf allen Blättern etwas antrifft, was zur Geschichte der Denkart, der Sitten und Gebräuche der Holsteiner gehört, Sprichwörter, Gleichnißreden, Volkswitz, Denkreime, Spötereien u. s. w. Man möchte eher sagen, daß Hr. S. darin zu freygebig, als zu karg gewesen, und daß manches den Holsteinern nicht besonders eigene Wort absichtlich einge-reiht wäre, um irgend ein Bonmot, womit bisweilen auch Plattheiten bezeichnet werden, (wie 1 Th. 195 S.) anzubringen. Daher kommt es vielleicht, daß man mit eben so vielem Rechte über Mangel, als Überfluß in diesem Werke zu klagen hat. Von dem Mangel dienen die unerklärt gebliebenen Wörter zum Beweise, ingleichen die Nachträge, die Hr. Hübbe in der Zeitschrift: *Hamburg und Altona*, 4 Jahrg. 2 und 6 Heft bekannt gemacht hat. Doch sind auch andere Mängel dem Vf. ungerechter Weise vorgeworfen worden. Denn wenn man Wörter der plattdeutschen Mundart hier vermiste, so vergaß man oft dabey die

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Frage, ob sie auch im Holsteinischen bekannt waren. Überfluß aber ist daher entstanden, daß viele Sprichwörter, Denkreime u. s. w. zweymal aufgeführt werden, wo Eine Nachweisung hinreichend gewesen wäre; ferner daß auch solche Ausdrücke und Vergleichen aufgeführt worden, in welchen alle deutschen Mundarten übereinstimmen. Wenn 1 Th. S. 109 steht: *Blaker*, Wandleuchter, und weiter nichts, so sucht das wohl niemand hier. Eben so *blaffen*, bel-len, auch bläken, (an anderen Orten nennt man nur das eintönige Bellen der Hunde ein Blaffen), ingleichen *Dunbedde*, ein weiches Bette, woraus ein Fremder, der etwa das Deutsche aus Büchern lernen wollte, den Schluss machen müßte, *Dun* bedeutete weich, *Hagel*, wie im Dän. *Hagel*, *Happen*, *Hase*, *lepus*. Dergleichen Wörter finden sich hier eine Menge, und vergrößern das Buch ungemein, wozu auch der weitläufige Druck und die häufigen Absätze viel beytragen. *Bey backsen, vorbacksen*, welches allerdings her gehörte, war die Erklärung, Maullschellen geben, hinreichend; aber der dabey angeführte Vers, worin das Wort nicht einmal vorkommt, ist überflüssig. Das Wiegenlied vom Bischoff Bukow von Halberstadt, woraus man Mukoh oder Bukoh gemacht hat, gehört eigentlich gar nicht her; es wird aber hier vierfach aufgeführt, und es werden die Erklärungen des *Bukohs von Halle* verlangt. Da ist doch wohl die Reimsucht einer Amme, die einen Reim zu *Stalle* suchte, die einzige Erklärung. Was der gelehrte Däne *Gramm* dem *Richer* vorwarf, daß er vieles in sein hamburgisches Idiotikon aufgenommen hätte, was eigentlich überhaupt zur niederländischen Sprache gehörte, das gilt auch von diesem Werke. Man muß also das Wort *Idiotikon* nicht gar zu genau nehmen, und nur vom dem Hauptinhalte verstehen. Man hat ferner dem Vf. den Vorwurf gemacht, daß er gar zu viele Plattheiten und schmutzige Redensarten angebracht hätte. Ganz konnte dergleichen nicht vermieden werden; aber Manches hätte entweder ganz wegleiben, oder doch anständiger erklärt werden können, als das Wort *fladdern* u. a. Wem ist daran gelegen, jedes niedrige Schimpfwort zu wissen, welches man nicht etwa in Hamburg, Lübeck oder im Holsteinischen, sondern überhaupt in der gemeinen Volkssprache gebraucht, zumal wenn man keine nähere Erklärung darüber geben konnte oder wollte. Rec. erinnert sich des Wortes *Flamschnute* aus *Sackmanns* plattdeutscher Predigt, welches hier fehlt, weil es vielleicht im Holstein nicht gebräuchlich ist. Es sollte nämlich *Fladenschnute*, (Kuchenmaul), heißen. Dergleichen Erläuterungen,

Ccc

die hier auch zuweilen vorkommen, sind nöthig, und werden von Verständigen mit Dank angenommen; hingegen ist es unangenehm, wenn sie bloß genannt oder geschrieben werden. Doch man kann darin schwerlich mit dem Vf. rechten. Es stand ihm frey, nach seiner eignen Einsicht Wörter aufzunehmen oder auszuschließen, nur für *Deutlichkeit und Richtigkeit* in den Erklärungen mußte er sorgen. Beide anerkannte Grundgesetze findet Rec. nicht immer gehörig beobachtet. Manche Undeutlichkeiten entstehen daraus, daß Provincialwörter gebraucht werden, deren Erklärung man erst nachsuchen muß, die aber gleich in einer Parenthese hätten erklärt werden können. Man sehe die Wörter *Däreen, Hamen, Kort-Essen, Plattendrucker, Dwetern u. s. w.*, dergleichen Wörter, als *Amedam, Bicksand, beschwichtigen, schwügselig, unwirsch u. s. w.* sollten in Erklärungen vermieden werden. Bisweilen entsteht auch die Undeutlichkeit daraus, daß der Ausdruck gekünstelt ist, z. B. wenn es 1 Th. 300 S. von den Prügeleyen am Fastelabend heisst: *die Schauspieler outriren dafür, daß Jan Hagel auf allen Sitzreihen befriediget werde.* So steht 2 Th. S. 328 *Famel wie im Tunderschen Mädchen, vom Celt. ham, mator.* Hier sollte das Wort Mädchen als das erklärende Wort zuerst stehen, hernach in Tunderschen, wiewohl dieser Beysatz auch ganz wegbleiben könnte, wenigstens folte er durch Commata von dem Worte *Famel* getrennt seyn; sonst sollte man denken, es wäre hier etwa ein Gedicht vom tunderschen Mädchen angeführt. *Gale* soll in Ditmarschen etwas bedeuten, was als eine Rinne ausgehöhlt ist, eine hohle, mit dem Arm eingedrückte Stelle in dem Tisch. Wie soll man dies verstehen? Kaum kann man in einer Tischplatte von sehr weichem Holz einen Eindruck mit dem Arm machen. Also etwa in die Tisch-ecke. Bey dem Worte *Hase* für Strumpf wird angeführt: *Strump* ist in Hamb. Waizen- und Milchbrod mit 2 *Timpfen*. Hätte nicht leicht hinzugesetzt werden können, oder 2 spitzen Ecken? Ebend. wird *Neocori* Erklärung von den Hafen oder Strümpfen ohne Füßlinge angeführt, aber die Worte *na dem Renden*, ingeleichen *Kirfing* unerklärt gelassen. So ist *heger* zwar richtig durch sparsam erklärt; aber es hätte wohl hinzugesetzt werden sollen, daß es so viel ist, als *hegerig*, (wie in anderen Mundarten *habern, haberig* für habfüchtig, *rappern* oder *rapperrig* für rührig). Das Wort *Purt*, welches im 2 Th. S. 270 vorkommt, findet sich gar nicht. Ebend. sollte das Sprichwort: *Nan goden Heger kommt en goden Feger*, deutlicher so gedruckt seyn: Na'm (nach einem) goden Heger u. s. w. 1 Th. S. 109 steht: *Black*: (denn Hr. S. setzt durchgehends ein Colon hinter das zu erklärende Wort, wo doch ein Comma richtiger wäre), *Dinte*, (warum nicht Tinte?) *eigentlich die schwarze, nach dem Angelsächf.* Hier sollte es doch wohl heißen: Eigentlich die schwarze Farbe oder Feuchtig-keit des Blackfisches. *Blackhorn* wird überhaupt durch *Dintefass* erklärt, und hernach folgt *das Hornene*, (richtiger *hornene* oder *hörnerne*), mit einer Spitze vom *Eisen u. s. w.* *Blackschietter*: Spottname für Gelehrte

und Schreiber, Vielschreiber. Der Blackfisch führt denselben Namen im eigentlichen Verstande. (Es könnte deutlicher heißen: ein Tintenfudler, oder der viel Papier mit Black, d. i. Tinte beschmückt). Unter *Bood, Naarenbod* stehen am Ende die Worte: auch der Polichinell im Kasten zotelt. *Budenland* wird durch das einzige Wort Vorland erklärt, wo eins so undeutlich ist als das andere. *Deele* heisst auch ein Bret, steht Th. I, S. 211. Sollte nicht das Hochdeutsche *Diele* hinzugesetzt seyn? *Ding* wird erklärt durch *ens*, Wesen, Etwas. Heisst es nicht auch eine Begebenheit, ein Umstand? Bey dem Denkreim (1 Th. 92 S.) *Vör Bescheed givt na keen Kret*, ist das Wort *Kreet* zwar durch Streit erklärt, aber nicht besonders an seinem Orte aufgeführt, wie im bremsischen Wörterbuche, welches man öfters zu Rathe ziehen muß. Ferner ist der Spruchreim so erklärt, daß schwerlich der eigentliche Sinn getroffen ist. Dadurch wird der Streit nicht verhütet, daß man überhaupt Bescheid von einer Sache weiß, sondern daß man bey einer Verabredung seine Verpflichtungen mit gehörigen Einschränkungen, Ausnahmen und Bedingungen übernimmt, und diese Bedingungen nicht erst nachher bekannt macht, sondern sich darüber vorher bescheidet. Vielleicht wäre *Vorbescheed* richtiger in einem Worte gedruckt. Genug der wahre Sinn ist von *Matheßen* in *Rechey's Idiot. Hamb. p. 138* so ausgedrückt, daß keine Veränderung nöthig war, nämlich: vorhergenommene Abrede macht hernach keinen Streit. Noch steht 1 Th. 226 S. *In de Dodentade setten, sagen geringe Leute, die Geld bey gewissen autorisirten Anstalten einschließen, die ihnen das Geld zum Begräbnis auskehren.* Das kann wohl nicht anders verstanden werden, als daß man sein eingesetztes Geld; also weder mehr, noch weniger, bey Begräbnissen wieder bekomme, welches aber wohl bey keiner Begräbnis-Casse der Fall ist. Wenn hier ja eine Erklärung für nöthig erachtet wurde, so war sie doch wohl deutlicher abzufassen. Manche Undeutlichkeit entsteht auch aus der Schreibart, z. E. *jenereen*, welches besser *jennet* geschrieben wäre. Für *eendon* wäre auch wohl besser *een dont* und in der Erklärung, *mir gleich*, wäre es deutlicher, *mir gleichgeltend*, oder eins so gut, als das andere. Hr. S. erklärt zwar in der Vorrede, daß er in der Orthographie vornehmlich dem *Dähnert*, dessen pommerisches Idiotikon einen hohen Rang unter Büchern dieser Art behauptet, gefolgt sey; allein dieses muß wohl nur von einigen Wörtern verstanden werden: denn sonst ist Hr. S. nicht recht fest in der Schreibart. Man findet daher *Betriegger* und *Betrüger*, (I, 93), *citiren* und *zitiren*, *Nachlaß* und *Anlaß* u. s. w. *Hake, uncus*, erklärt er durch *Hacke*, welches letzte offenbar *ligo* ist. Überhaupt ist er den Doppelbuchstaben, besonders ck, tz, fs, sehr abgeneigt, und schreibt daher *Blok, dik, Strik, Glük, Rok u. s. w. blaren, Geblar*. Dadurch wird die Aussprache sehr ungewiß, weil z. B. *Rok* nach richtigen orthographischen Grundsätzen lang, wie *Rook, Rock* aber kurz ausgesprochen werden muß. Hin und wieder findet man aber auch das ck, wo nur ein einfaches k nö-

hing gewesen wäre, z. B. *ſie hakte ein*, anſtatt, *ſie hakte ein*, (II, 90). Öfters findet man *kk* und *zz*. In der Zuſammenschmelzung der Wörter, z. B. *Strom-austiefung* (I, 151), *Boomsſchwiegen*, *Faſſelabendordnung*, iſt Hr. S. zu frey, und verabſcheuet das Verbindungszeichen, wo es doch zur Deutlichkeit und Beſtimmung der richtigen Ausſprache nöthig wäre. Z. B. wenn man I Th. 95 S. *Stubbeſſen* lieſet, ſo weiß man nicht gleich, ob das *b* zur erſten oder letzten Sylbe gehört. Entweder ſollte alſo *Stubbeſſen* oder *Stub-Beſſen* ſtehen. Für *bedien* S. 98 wäre beſſer *betthen* oder *bett-hen*, beſſer hintwärts, und S. 125 für *bünan*, *treppan*, *bün-an*, *trepp-an* geſchrieben. Beſonders iſt das kleine *s* ſehr oft gebraucht, wo ein geſchärftes oder *ſs* ſtehen ſollte, z. B. *gewiſſlich*, I, 33, *nas*, 130, *Dürnis*, 270 *ſchtiſſlich*, 289 *Anlas* (II, 52) u. ſ. w. Hingegen ſteht I, 93 unrichtig *Strassenbau* für *Straßenbau*. Ferner iſt es allgemein angenommen, daß die Hauptwörter, wenn ſie mit Beywörtern verbunden und in eins geſchrieben werden, ihren groſſen Anfangsbuchſtaben verlieren. Dennoch findet man hier I, 150 *Feuerroth*, II, 232 *Miethweiſe* u. ſ. w. Auch findet Hr. S. ſo viel Vergnügen an der Zuſammenschmelzung der Wörter, daß er *furchſamerweiſe* ſchreibt. Es wäre wohl billig, daß ein Lexikograph entweder die alte Orthographie ehrte, weil davon die Verſtändlichkeit und die richtige Tonſetzung abhängt; oder ſich wenigſtens über ſeine Abweichungen erklärte. *Unrichtigkeiten* anzuzeichnen iſt beynahe noch nöthiger, als *Undeutlichkeiten*: ein Rec. giebt damit zugleich Rechenschaft von ſeiner Aufmerkſamkeit, womit er ein Buch durchgeleſen hat. Wenn alſo I, 29 das Sprichwort *Alldot helpt* ſo erklärt wird; jedes Anerbieten hilft, ſo iſt dieſes theils unrichtig, da es vielmehr heiſſet: *Alle Bäte* (jede Zubuſſe oder Vermehrung) *helpt*, und alſo unter *Bats* gehört; theils müſte es, wenn mans auf Auctionen bezieht, worin jedes Gebot etwas beyträgt, den Preis zu erhöhen, (nach II, S. 130.) unter *Bieten* oder *Beden* aufgeführt; hier aber unter *alldot* die Bedeutung allemal, allewege, nicht vergeſſen ſeyn. In beiden Fällen der Ableitung wäre es beſſer *alle Bat* in zwey Wörtern zu ſchreiben. *Das leege Geld* S. 30 heiſſet nicht das falſche Geld, ſondern das *leidige*, in der Bedeutung verwünſcht. *Kettelharig* wird S. 47 unter *arg* aufgeführt, und eine neue, aber unwahrſcheinliche und öffentlich beſtrittene Ableitung in Schutz genommen. Dieſe kommt auch S. 248 bey *drecharig* vor, wo von des Hn. *Nicolai* Ableitung von *arg* geſagt wird: Dieſe Ableitung hat auch ein für ſich. (Wie ſchön! und doch wie ungrammatiſch! denn es ſollte ja heiſſen ein vor für ſich.) Ebend. wird das Sprichwort: *Mi jutt wol Eeen lang den Arm, averſt nicht lang den Darm*, ſo erklärt: ich weiſs am beſten, wo mich der Schuh drückt. Aber es iſt doch wohl eines Sinnes mit dem Hochdeutſchen; *Man ſieht einem wohl auf den Leib, aber nicht in den Leib*, wodurch man ſich entweder rechtfertiget, wenn man ſeine Armuth durch eine gute Kleidung verbirgt, oder auch die Lebensregel empfiehlt, daß man lieber mager eſſen,

als zerlumpr gekleidet gehen ſoll. *Baltſterig* S. 61 ſoll aus bald und ſtörrig zuſammengeſetzt ſeyn. Das lieſſe ſich hören, wenn nicht *bal* im Holländiſchen überſchwer bedeutete, wie *balthorig* ſchwerhörig, *baldadig* übelthuend, boſhaftig. So iſt *baltſterig* wohl ſo viel als ſchwerlich zu ſteuern oder zu ſenken; wie es auch von eigensinnigen, widerſpenſtigen Menſchen gebraucht wird. Andere Ableitungen ſind im böemiſchen Wörterbuche nachzuleſen, wobey aber die erſte Sylbe unbeſtritten iſt. *Fischbeenerreiter* ſoll *Fischbeinreiter* ſeyn, allein es heiſſet *Fischbeinreißer*, und dieſe buchſtäblich richtige Benennung iſt auch im Hochdeutſchen bekannt. *Beed* mehr, beſſer, iſt unter *breeden*, bieten S. 79 aufgeführt; aber es gehört unter *Baa*, (*bafs*), wovon es der Comparativ (*anderwärts bäter*, beſſer) iſt. S. 88 ſteht *Beierwand*. Sollte es nicht *Bäuer*- oder vielleicht *Bauer-Wand* heiſſen müſſen? Bey *Beleven*, *Belebung* hätte ſollen angemerkt werden, daß das *e* dunkel angeſprochen wird; oder es hätte *beleeven* geſchrieben werden ſollen, wie auch hernach *beleevt* vorkommt. Lat im *Betemen* S. 96 wird ſonderbar erklärt: zähme mich nicht, beſſer: zwingē, übereile mich nicht, laß mir Zeit, mich zu beſinnen. *Bigt* ſoll ehemals *Bigicht* gelautet haben. Rec. iſt mit *Begicht* oder *Beſicht* bekannt. S. *Schoott* ausſüßliches Werk von der deutſchen Hauptſprache S. 623. Doch findet ſich auch in der alten Beichte, die *Lambertius* bekannt gemacht hat, das Wort *pigwie*, beichtig. Die S. 107 angeführte Redensart: *de Salat bätt hüt wig*, ſoll ſo viel heiſſen, als man will nicht darauf beiſſen. Warum nicht *bieten* von dem plattdeutſchen Worte *beden*: der Salat bietet ſich heute nicht (nämlich häufig oder mit Nutzen) aus? *Glabeiſch*, heimtückiſch, wird unter *bieten* (beiſſen) aufgeführt, welches nuralſdann anzunehmen wäre, wenn man den Ton auf die letzte Sylbe ſetzte, daß *beiſch* das verkürzte *bettſch*, beiſſig, wäre, in welchem Fall es *betich* müſte geſchrieben werden. Sonſt iſt es wohl mit *ghupiſch* oder *glupſch* einerley. *Bleſſe*, (richtiger *Bloſſe* von *blofs*), iſt wohl kein eigentlich plattdeutſches, ſondern ein hochdeutſches Wort. Das Sprichwort: *et regnet em in de Blumen*, will Hr. S. ſo verſtehen: et regnet em Blumen, oder ihm gelingt alles, das Glück iſt ihm günſtig. Allein es wird gerade das Gegentheil dadurch angezeigt, nämlich, ſeine Hoffnung wird vereitelt, es mißlingt ihm. Die Blumenliebhaber ſpannen ja deſwegen ein kleines Obdach über ihre Aurikeln, Nelken u. ſ. w., damit der Regen nicht zu frühzeitig ihre Blumen unſcheinbar mache. *Bürtſen* wird S. 131 hinter *Boort* aufgeführt, gehört aber richtiger zu *Bart*, heiſſet auch im Hochdeutſchen *Bürtchen*, *Barttuch*, *Bartkragen*. Bey *bören* iſt daſelbſt als die dritte Bedeutung *biſen*, *genieſſen*, angeführt. Dieſe iſt aber mit der vierten Bedeutung *tragen*, *aufheben*, einerley. Etwas *aufnehmen* heiſſet auch im Hochdeutſchen biſweilen ſo viel als *einnehmen*, es ſey Geld oder Getreide. In alten Rechnungen oder Hebungs-Regiſtern ſteht an Statt des Wortes *Einnahme* öfters *Aufnahme*. Das lateiniſche *accipere* hat im Mittelalter ebenfalls die Bedeutung *accipere*,

und für einnehmen wird aufheben, erheben, auch das einfache Wort *heben* oftmals gebraucht. S. 136 ist das Wort *Bort* ohne Erklärung aufgeführt. Es sollte dabey stehen Rand, welches mit der dabeystehenden Redensart: *Es leit ant Bort* (es schlägt an den Rand der Glocke) übereinstimmt. *Bort* heist daher eine Rand-Tresse, oder eine Spange am Saume; daher *hardinen*, den Rand mit einer Tresse besetzen oder einfassen; daher auch das Bort eines Schiffes. Bey *breidel* ist anzumerken vergessen, daß es das lateinisch-französische *brutal* ist. *Burt* für fort, ist wohl von barren, fliegen, herzuleiten, und verkürzt so viel als weggeburret oder weggeflogen. Das Sprichwort: *wat ict denk und do, dat meet ick annern to*, wird I, 217 so erklärt: der Mensch schiebt gern seine Schuld auf andere. Der Sinn liegt zwar in den Worten; aber nach dem Gebrauch zu urtheilen, der bey zweydeutigen Spruchreimen vornehmlich in Betrachtung kommt, ist die Meinung diese: ich beurtheile andere nach mir selbst; ich denke, was mir angenehm ist, das ist auch Anderen angenehm. Es wird auch so ausgedrückt: was ich denk und thu, trau ich andern zu. Sonst sagt der Hochdeutsche, wiewohl noch dunkler: wie ich bin, so ist mein Sinn (nämlich gegen andere). Daß *Diemen* gar nicht von Kornhaufen gebraucht werden soll, wie doch *Richey* behauptet, beruhet wohl auf einem Mißverständnis. Von einem Haufen Garben, der nur 15 oder 20 Bund enthält, wird es freylich nicht gebraucht, aber wohl von einem grossen, aufgethürmten und mit Stroh bedeckten Haufen, der mehrere Schocke Garben enthält. An anderen Orten nennt man dergleichen *Dimme*, *Feime*, *Schober*. *Dicks Tänn*, heist es weiter, ist eine einfältige Verhünzung des Worts Ducaten. Es sollte heissen *Dücaton*, welches eine Silbermünze ist. *Dom* soll das altdeutsche *dom*, *forum*, *judicium*, und *Domkirche* also eine Kirche, die Gerichtsbarkeit hat, bedeuten. Es wird zwar auf das Berl. Intelligenzblatt von 1791 verwiesen, aber schwerlich wird dadurch die Herleitung gerechtfertiget. Die Herleitung von *dominicum* (*Templum*) ist sicherer und älterer, und weil man darunter eine bischöfliche Kirche vorzugsweise verstand, so war freylich die nothwendige Folge, daß eine solche Kirche, oder die dazu gehörende Geistlichkeit, wie die Bischöfe selbst, eine Gerichtsbarkeit hatte. Im weiteren Sinne nannte man auch die Collegialkirchen *Dome*, zum Unterschiede von Pfarrkirchen. Ferner *winddröge* soll das gewaschene Zeug heissen, das nicht völlig trocken ist, weil es nicht lange genug im Winde hing. Es sollte heissen: weil es bloß im Winde hing, und keinen Sonnenschein bekam. Nach S. 302 im 1 Th. soll das *en* das verstärkende *ne* oder die verstärkte Verneinung, und nicht eine nichtsagende Ausfüllungs-Partikel seyn. Das erste ist unläugbar, und ist lange vorher, ehe der *Reinike Voss* zu Eutin 1797 mit dürftigen Erklärungen erschien, gelehret und mit dem französischen *ne pas* verglichen worden; aber deshalb ist doch das letzte nicht ganz abzuleugnen. Das Beyspiel, welches 2

Th. S. 166 angeführt wird, *it en sy also, es sey denn so*, verglichen mit dem, was *Frisk* anführt, dient zum Beweise, daß das *en* oder versetzt *ne* zuweilen bloß *particula expletiva* ist. *Fee* ist richtig durch blöde erklärt, aber das hochdeutsche *seign* nicht dabey angemerkt, und eben so ist bey *fix* die Hauptbedeutung *hurtig* vergessen worden. *Flage* wird nicht allein vom Wetter und von der Zeit, sondern auch von Örtern und Plätzen gebraucht. Sommerflage, Hungerflage, Sandflage, Sumpfflage sind daher im Hochdeutschen übliche Wörter. Es ist unstreitig das lateinische *plaga*, wofür sonst die plattdeutschen Mundarten die Wörter *Bidde*, *Fleck*, *Plack* gebrauchen. *Et vergeit sich*, wird 2 Th. 3 S. erklärt: es geht wohl hin. Deutlicher: es geht vorüber, verläuft sich. Mit Recht wird dabey die Ableitung im hrem. Wörterb. getadelt, wo *gaan* wunderlich von *Gade*, *Gatte*, abgeleitet wird, da es doch *gehen* bedeutet. Es müßte alsdann heissen: *es vergaat* (vergattet) *sich*. Die Redensart: *et geit damit*, wird erklärt, das hat den Vorzug. Das kann bisweilen der Sinn seyn, wenn man mit mehreren Mitteln Versuche angestellt hat. Aber der allgemeine Sinn ist dieser: es hat Fortgang, es ist nützlich. *Gau* wird durch geschwind, hurtig, bald, erklärt, und der Ausdruck *geswind n gau* angeführt. Schon dieser Ausdruck giebt zu erkennen, daß *gau* eigentlich mehr List und Behendigkeit anzeigt. *Gröten* (grüßen), wird für ein neugebildetes Stadtwort ausgegeben. Allein im Angelf. ist schon *grötan*, *grötan* (größer, vergrößern), und Hr. *Wolke* behauptet also mit Recht, daß es im Hochdeutschen undeutlich gemacht sey. *Grützkopf* wird erklärt, *der gerne Grütze ist*. Sonst bedeutet es auch im Hochdeutschen einen Verständigen, der Grütze oder Gehirn im Kopfe hat; ein Liebhaber von Grütze hingegen heist *Grützmaul*. *Kettelharig* wird bloß durch kitzlich erklärt; es wäre aber auch reizbar hinzuzusetzen. Bey *Heidi* hätte wenigstens für Ausländer angemerkt werden sollen, daß der Ton auf der letzten Sylbe ist. *Stoschens* Vermuthung, daß es aus *a Dien* entstanden seyn mag, ist übrigens wohl die wahrscheinlichste. *Das hillige Ding* soll diejenige Entzündung, die man die Rose nennt, (von welcher sie aber nach dem Anhang III, 334 noch unterschieden ist,) heissen, weil sie heilig, gewissenhaft, verpflegt seyn will. Das würde von vielen anderen Krankheiten gelten. Der wahre Grund ist: weil nach der Meinung der röm. Kirche der h. Antonius seine Verächter damit bestrafen soll, daher sie auch das Antonius-Feuer heist. *Hofrunt* wird durch das einzige Wort *Hofraute* erklärt, welches für den Hochdeutschen nicht befriedigend ist. Hätte nicht Hofraum, Gehöfte, Umfang eines Wirthschafts-Hofes hinzugesetzt werden können? *He is Mall* (besser *mall*) *int Höft*, muß wohl nicht von *malus* hergeleitet werden, sondern von *mollis*, oder dem deutschen *moll*, *mulsch*, d. i. weich, mürbe, zerwurt. Man sagt auch von einem Betrunknen, er ist *mohum*.

(Der Beschlus folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 F E B R U A R , 1 8 0 7 .

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

HAMBURG, b. Villaurie: *Holsteinisches Idiotikon*,
von Joh. Friedr. Schütz u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kopans wäre besser *Kohpanns* geschrieben, und *heiren* oder *häuven* S. 175 könnte vielleicht von heuer abgeleitet werden, weil man auf ein Jahr lang zu miethen pflegt, alsdann wäre es *heuren* zu schreiben. S. 185 steht *stehende* Kinder, richtiger *stöhnende*, wie trifft für *trifft*, *gekocht*, als das bekanntere, wäre besser gesetzt als *gestopft*. *Jochen* oder Joachim von *jochen*, überwinden, abzuleiten, ist Wachters unreifer Einfall, der nicht verdiente nachgeschrieben zu werden. Der Name ist offenbar hebräisch. Die sonderbare Redensart: *et is kort vorn Juchten meeten*, soll so viel heißen, als kurz vor dem Messen des *Juchen*, (so ist hier zweymal gedruckt für *Juchten*, oder richtiger *Justen*). Das will uns nicht einleuchten. S. 227 ist in den angeführten Reimen zweymal *windt* gedruckt für *winn't* (*gewinnt*). Die auf der folgenden Seite angeführten Verse sind nicht von *Richey*, sondern von *Hagedorn*. *Kastig* wird durch müffig, angekommen erklärt. Warum nicht deutlicher überreichend? S. 234 vermisst man das Wort *kattharig* und *Kattul* (*Kattuhle*), welches S. 264 beyläufig angeführt wird, und vielleicht eine Ohr-Eule bedeutet. Bey *Kattenkerken* weiß man nicht gleich, wo man den Ton setzen soll, daher es besser *Katt-Erkerken* geschrieben wäre. Das unerklärbare *Kattrepel* ist doch wohl aus *cathedral* entstanden, wiewohl ein Dorf in Dithmarsen auch so heisst. S. 231 steht: Göze hat die Unschädlichkeit der Schweine für den Genuß der Eßer (wie gekünstelt!) erwiesen. Es sollte heißen: der Finnen der Schweine. Die Reime, die S. 270 mit Fragezeichen bemerkt sind, scheinen dem Hn. S. unverständlich gewesen zu seyn. *Klock dree ging ich tom Barbier*, (um drey Uhr ging ich zum Barbier), *Klock söß spann ich de Büß*, (um sehs Uhr spannte ich die Büchse oder Flinte), *Klock zwölf weer se al up*, (um zwölf Uhr war er (der Hase) schon aufgezehrt. S. 204 steht die sonderbare Erklärung des Ausdrucks, *en knokern Herrgott*, den hat sein Gott aus Knochen gemacht. Es ist bloß eine Vergleichung eines mageren und bleichen Menschen mit einem Crucifix von Knochen oder Elfenbein. Das Wort *krädausch* auch *krädsch* scheint aus *küren*, wählen, und *atzen*, essen, zusammengesetzt und eigentlich *kurätisch* zu heißen, wie das ähnliche *kiesetig* aus kiesen und essen zusammen. S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

mengeſetzt iſt. S. 366 bezweifelt Hr. S. die Entſtehung des Worts *Kunkelfuſe* aus Confuſion, und will es für eine Verwirrung der Faden an der Kunkel ausgeben. Allein dadurch iſt das *Fuſe* nicht erklärt. Im 3Th. S. 6 ſteht: *ſoll dem Kinde warnen*. Ganz ungrammatisch. S. 13 ſoll ein Herzog von Caſſel Döpnitz berannt, und zu dem Sprichworte Gelegenheit gegeben haben: *Dals 'n Lärm, as wenn Kaſſen vor de Stadt is*. — *Kaſſen* bedeutet vermuthlich Chriſtian I, König von Dänemark, und ſeine Beſitznahme von Holſtein, oder Chriſtians V Belagerung der Stadt Hamburg 1679, mag zu der Redensart Gelegenheit gegeben haben; aber von einem Herzoge von Caſſel iſt dem Rec. nichts bekannt. S. 49 ſteht der Ausdruck: *en fuuler Laban*, mit der unerwarteten Erklärung, der nach der Bibel von Jacob überliſtet ward, als man ihm Lea für Rahel unterſchob, und erſt nach langem Harren dieſe dazu (gab). Laban war ja der Vater der Lea und Rahel, und überliſtete den Jacob. Wenn Hr. S. auch Recht hätte, ſo wäre doch damit nichts von Faulheit erklärt. Ein träger Hund, der gerne unter dem Ofen liegt, heiſt an manchen Orten *Lobbe*. Davon könnte die Vergleichung hergenommen ſeyn. Hr. S. muſs auch das Wort *Tagewähler* nicht in der deutſchen Bibel geſehen haben, denn er ſchreibt S. 68: die Menſchen nennt man Tagewähler, die mit ihren Vorurtheilen an Tagen hängen (hängen). Etwas ſeltſam ſteht S. 72: *Prüchennajor*, ein Schimpfwort, womit der Pöbel, der keine, den zu höhnen ſucht, der eine *Perücke* trägt. S. 73 ſteht ein *fromm Pferd*. Der *Molt* iſt nicht einmal durch das hochdeutſche *Maß* erklärt. Bey *Morſeel* wird angemerkt, daß daher der Name der gewürzigen Zuckerplatten, Magenmorſellen der Apotheke komme. Er kommt nicht daher, ſondern iſt nur eine beſondere Bedeutung des Lat. *Morſellus*, wovon Morſeel herkommt. S. 131 iſt *wohlſlapene Nacht* ſtatt einer wohlzuſchlafenden Nacht, welches beſſer ſeyn ſoll, angeführt; aber im Grunde iſt beides unrichtig. Nach S. 160 ſoll man nicht *Ekelname* ſagen, ſondern *Oekelname*, es wird aber keine Urſache oder Herleitung angeführt. *Otje* iſt wohl das Verkleinerungswort von *Ottgar*. S. 185 *gehangen werden*, für gehängt werden. S. 190 *Sauſſe*, wie mehrmals, für Brühe. S. 195 *dirigiren machen*, ein Gallicismus. S. 206 ſteht: *wofelbſt um die ſich eine abgeſonderte abgelegne Gaſſe zieht*. Sonderbar! es ſollte heißen: wofelbſt eine Gaſſe ſich um dieſelbe (ſ. Peterskirche) herumzieht. *Poſe* ſoll nicht von *Paſſa*, nach *Richey's* Herleitung, ſondern von *pulſus* herkommen; aber die Redensart, *de erſte Poſe*

D d d

es *judet*, kann den Sinn haben: es ist die erste Pause mit dem Geläute gemacht. S. 229 ist das Sprichwort gar nicht erklärt: *Praatjes find keen Gaatjes*. S. 235 hätte bey *Promties* wohl angemerkt werden können, daß es aus dem franzöf. *grand merci*, woraus man anderwärts Gramerfies gemacht hat, entstanden ist. S. 239 steht *Pudel, Hund, rauhe Sorte Hunde*. Wäre es nicht besser: eine Art kraushariger Hunde? S. 251 steht *Leimkugeln* für Lehmkugeln, richtiger Thonkugeln. S. 256 wird behauptet, das Stammwort von *quanswies* sey unerklärbar, und wahrscheinlich von *quasi* gebildet. Sollte es nicht von *quanti* herkommen? Die Frage: wie theuer? ist doch öfters nur ein Vorwand. S. 258 bey dem Sprichworte: *dana de Gast, dana de Quast*, möchte Rec. *Riches*'s Erklärung in Schutz nehmen: wie der Gast ist, so tafelt man ihm auf. *Quasten* und *Quisten* heist im Holl. verzehren, davon kann *Quast* in der Bedeutung des Aufwandes in Mahlzeiten ganz wohl herkommen. S. 275 steht *stallen* von dem Feldhuhne. Es sollte heißen *misten*. S. 278 *Rebnus, Rappuse*, wie *Luthen* Jerem. 15, 13 hat, soll von dem Franzöf. *rapide* herkommen. Allein wir haben im *raffen*, Plattdeutsch rappen, wovon *rappfen* das *augmentativum* ist, das richtige Stammwort, nur die Bildungssylbe ist undeutsch. S. 285 ist vergessen, daß das Wort *reinefieren*, das Lat. *renovare* ist. Die Erklärung der *Rookhöner* oder Rauchhühner, die von Rauchfängen oder Schornsteinen hergenommen ist, bleibt wohl die vorzüglichste, obgleich mit der Zeit auch von gewissen Aekern eine jährliche Abgabe von sogenannten Rauchhühnern eingeführt ist. Die Theilung der Acker, die zu einem Gehöfte gehörten, hat vielleicht die Veranlassung dazu gegeben. Im IV Th. S. 58 wäre bey *Schor*, der Hausherr, anzumerken, daß es das Ital. *Signor* ist. S. 75 sollte bey *Schä* das französische *Jus* angemerkt seyn, aber es wird *Sause* hinzugesetzt und erst nachher erklärt. S. 103 wird *Sieck*, *Zikke* durch Sibylle erklärt, es scheint aber *Cäcilia* zu bedeuten. S. 105 steht die Redensart: *he steit den Bloten, nämlich den Hintern, er verfehlet sein Ziel, seinen Zweck*. Diese Erklärung ist zwar richtig, aber die Ergänzung findet Rec. dunkel, und ist geneigt, den bloßen Wind zu denken, wie im Lateinischen *ventum ferire*, und im Griechischen *αἶγα δέπαιν*, einen Luftstreich thun. *Frischiens* Erklärung von einem schändlichen Fall mit Entblösung des Hintern ist offenbar gezwungen. S. 197 wird die Redensart: *Ich weer et stick moden* durch die Worte erklärt: ich war es sicher erwartend. Warum nicht genauer *vermuthend*? S. 233 steht: *Sweser, Brisfel* (dieses Wort findet sich nicht), *Kalwsweiser, ris de veau, Halsdrüsen des Kalbes*. Wäre nicht Kalbs-Gekröse verständlicher? S. 246 ist eine Erläuterung der Redensart: *hach am Brete seyn*, mit einer Abbildung des Zählbrets, wofür man dem Hn. S. Dank schuldig ist. Das *Torelör* wird S. 271 durch Ordnung erklärt; es ist aber wohl richtiger: zur Lehre. *Trawallen* soll von *traben* und *wallen* herkommen; Rec. hält es für das französische *travailler*. S. 300, wird der Spruchreim: *Wiem up Meik is vön elk p. s. w.* der

schon II, 93 stand, nochmals angeführt, und an beiden Orten *et* durch einige erklärt, es heist aber jeder oder jedermann. Der Cirkel *Veorpartrunt* ist nicht erklärt, sondern nur im Holzschnitt vorgestellt. S. 306 steht sonderbar: *Sißbergesirr*-Krug. Das angehängte fehmarische Lied mit Noten oder Gefangzeichen ist eine angenehme Zugabe und hat einen höheren Werth, als viele Wiegenlieder und ähnliche Reimereyen. Rec. muß Vieles zurückhalten, und begnügt sich, viele Winke zu einem Nachtrage von Ergänzungen und Verbesserungen gegeben zu haben. Unter anderen wünscht er auch das *Stamoi und Stormei* (III, 134) erklärt zu sehen, aber in falscher Deutlichkeit. Da ein solches Buch für Deutsche vornehmlich geschrieben ist, so sieht man keine Nothwendigkeit, die französischen Wörter *geniren, passifliren, kapriziren, riskiren* u. s. w. einzumischen. Sollen etwa die Leser von der feinen Modewelt dadurch für die Unsauberkeiten schädlos gehalten werden? Aber diese Leser, bey denen des alten vergessenen Dichters *Corrini* Lehre noch gilt: Ein Wort Französisch ziert den ganzen Menschen aus, werden von diesem Buche wenig Gebrauch machen. Es scheint überhaupt, Hr. S. hat an seiner Schreibart oft geküßt, und darüber die Richtigkeit vergessen. Daher steht III, 288 für *Schrecken zusammenfahren*, I, 269 *alle Leichen folgen*, 271 *auf die Schläfen gelegt*, *Partheien* und *Parthien* sehr oft für *Parteyen*, *Körbel* für *Kerbel*, *der Contingent*, *das Markt*, *die Accidenz*, *ich* sehr oft für *ig*, *ee* für *ä* u. s. w. So heist es auch I, 122 sonderbar: *Fasbinder, die wir Böttcher sprechen*. Warum nicht *nennen*? Ein Beyspiel von der gezwungenen Schreibart ist unter dem Worte *Hams* zu lesen. Man hängt die Nachgeburten an einen Baum, weil der Aberglaube sagt: *sonst hätte die Geborne, deren Nach es ist, das Kalb, kein Gedeihen*. Auch kommt mehrmals *geessen* für *geessen* vor, z. B. III, 26. Besonders hat sich Hr. S. in den Latinismen: *in der Regel*, sehr verliebt. Es sollte doch offenbar heißen, nach der Regel, und öfters sagt es nichts mehr, als gewöhnlich, gemeiniglich. Aber diese ist zu alltuglich, und es muß also II, 228 heißen: *die Doofframen halten in der Regel die Regel*. Auch beschenkt Hr. S. mit einigen neuen Wörtern (oder Worten), wie z. B. auf dem Titel, aber unrecht, schreibt, z. B. *einseitiger Kranke*, für *verstellter, bedegent, einhöflicher, eingesperrte Weiber, Wohlbehaltlichkeit, saufsinnig, kleidsamer Hut, Verrichtung des Teiges* für *Zurichtung* u. s. w. Der Rec. will aus Dankbarkeit für dieses Sprachgeschenk *Physiognomie*, *ὀνομαζοποιον, peronitium* u. s. w. an Statt *Physiognomie*, *ὀνομαζοποιον, panaricium* für Druckfehler ansehen. GZ.

TECHNOLOGIE.

- 2) FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Der technologische Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker*. Von Bernhard Heinrich Bloch. Zweytes Theil. Mit 12 Kupfern. 1808. VIII und 282 S. in Taschenformat. (1 Thlr. 18 gr.)

2) **HAMBURG u. MAINS.** b. Vollmer: *Technologischer Kinderfreund*, mit vorzüglicher Hinsicht auf Handlung, Künste und Gewerbe, vom Verfasser von *Cooks Reisen um die Welt*. I. Bandes I. Vierteljahr. 1804. 208 S. kl. 8. (16 gr.)

Der erste Theil des No. I aufgeführten Jugendfreundes ist mit Beyfall aufgenommen worden; der zweyte Theil wird es gewiß nicht weniger. Der Vf. will in diesem Buche nicht die ganze Technologie umfassen (das würde allerdings gar zu weitläufig werden), sondern er will nur eine noch unbestimmte Reihe von Gegenständen darin aufstellen.

In dem zweyten Bändchen kommen folgende Handwerker vor: 1) der *Schlosser*. Nach einer *Einleitung*, die auch die Erklärung zu dem Kupfertafelchen giebt und den Nutzen des Schlosserhandwerks zeigt, werden erst die *Materialien* des Schlossers auf eine interessante Art beschrieben; dann folgen die *Werkzeuge* und zuletzt die *Arbeiten* des Schlossers. — Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. seinen jungen Lesern auch etwas von den sogenannten Vexierschlössern und von anderen künstlichen Schlössern, zur besseren Verwahrung der Gebäude und Behältnisse vor Dieben, woran der Scharfsinn des Professionisten sich recht üben kann, erzählt hätte. 2) Der *Töpfer*. Auch hier folgen nach einer *Einleitung* erst die *Materialien* des Töpfers (Töpferthon, Bestandtheile der Glasur und Glasurfarben), dann die *Werkzeuge* und zuletzt die *Arbeiten* selbst. 3) Der *Hutmacher* (welcher Filzhüte verfertigt). 4) Der *Gerber*. Nach der *Einleitung*, welche, wie immer, die Arbeiten kurz durchgeht, folgt die ausführlichere Beschreibung der *Materialien*, *Werkzeuge* und *Arbeiten* dieses Handwerkers. Erst kommt das Einweichen und Flößen der Häute, dann das Streichen auf dem Streichbaume, das Schwitzen, Afschern, Schwöden, Läutern, Beitzen, und endlich das Garmachen oder Gerben. — Hier hätte der Vf. auch Manches von der Verfertigung derJUSTEN und anderer feinen Leder der Russen erzählen können. Denn auf das Seltene pflegen die jungen Leute immer am neugierigsten zu seyn. 5) Der *Papiermacher*. Ein ganz vorzüglich schöner Abschnitt. Unter den Maschinen, Geräthschaften und Werkzeugen des Papiermachers kommen hier vor: die Stampfmühle, der Holländer, die Form, die Presse, die Butte, der Rechen, und noch verschiedene Nebengeräthschaften, als das Leerfals, die Glättmaschine, der Lumpenschneider. Eine Zeichnung von der Stampfmühle neben den einfachen Figuren wäre zur Anschauung gewiß auch von Nutzen gewesen. Die *Arbeiten* des Papiermachers handelt der Vf. in folgenden drey Hauptabtheilungen ab: 1) vorbereitende Behandlung der Lumpen; 2) das Formen, nebst den damit zunächst verbundenen Verrichtungen; 3) Das Zurichten des geformten Papiers. — 6) Der *Buchdrucker*. Auch die *Materialien*, die *Werkzeuge* und *Arbeiten* dieses Künstlers werden hier genau und deutlich beschrieben. Die *Arbeiten* zerfallen in Verrichtungen des Setzers und des Druckers. Wenn Hr. B. nicht Willens ist, in dem folgenden Bändchen den *Kupferdrucker* mit aufzuführen, so hätte er wohl

gethan, auch von diesem Künstler und seinen Arbeiten das Allgemeine hier beyzubringen.

Der Vf. von No. 2 hat seinen Vortrag in Unterhaltungen eingekleidet, die zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts und zwischen den Vätern derselben und anderen Erwachsenen geschehen. Es bleibt nicht immer dieselbe Gesellschaft von Personen auf dem Schauplatze, sondern fast bey jedem neuen Gegenstande, den der Vf. abhandelt, kommen auch neue Personen vor. Nach Rec. Einsicht verdient schon dies einigen Tadel, weil dadurch die Schrift auf eine ganz unnöthige Weise vergrößert wird. Denn das Publicum muß nun erst die neue Gesellschaft wieder kennen lernen, und dazu gehört immer eine neue *Einleitung*, ehe der eigentliche Unterricht anfängt. Doch auch dies würde man allenfalls so hingehen lassen, wenn es nur auf eine Art geschehen wäre, die weniger Langeweile erregte. Die Erzählungen und Unterhaltungen sind aber so erstaunend mager, und der ganze Vortrag des Vfs. ist so schleppend und dürftig, daß Rec. schon in dieser Hinsicht sich wenig Nutzen von der Schrift verspricht. Außerdem fehlt es ihr fast überall an Falschheit; Vieles ist zu wenig, Manches gar nicht erläutert worden; selbst unrichtige Erklärungen kommen hin und wieder vor. Und doch verstehen Schüler und Schülerinnen zuletzt Alles, und brechen in laute Freude über das Gelernte aus!! Freylich hatten diese nun wohl manche von den Gegenständen selbst vor sich, in denen sie unterrichtet wurden, welches bey den blossen Lesern nicht der Fall ist, sie müßten denn mit dem Buche in der Hand alle diejenigen Arbeiten auffuchen, welche darin abgehandelt werden. Aber dies kann doch nicht der Zweck des Vfs. bey der Herausgabe seines Buchs gewesen seyn, und selbst wenn er es gewesen wäre, so würde er doch bald gewahr werden, wie sehr es sich darin geirrt habe.

Zuerst wird die *Schiffahrt* abgehandelt, und dann folgen in der Ordnung, wie Rec. sie hier angiebt, die *Zuckerfiederey*, das *Torfgraben*, die *Windmühle* und *Graupenmühle*, die *blokirtte Elbe*, der *Kattun* und die *Kattundruckerey*, die Verfertigung von *Kupferstichen*, die *Eirnisse*, die *Bierbrauerey*, die *Brantweinbrennerey*, die *Destillirkunst*, die *Kalkbrennerey* und die *Landwirthschaft* (wovon die Fortsetzung noch folgen soll).

Bey mehreren hier vorkommenden Gewerben ist besonders auch der Mangel an Zeichnungen recht fühlbar, z. B. bey der Bauart eines Schiffes, bey den Windmühlen und Graupenmühlen, und bey der Kattundruckerey; ohne sie würden die jungen Leser selbst dann noch keinen deutlichen Begriff von den abgehandelten Gegenständen sich machen können, wenn auch die Beschreibung sehr gut auseinandergesetzt wäre. — S. 53. muß: *Bockmühle* statt *Backmühle* gelesen werden. S. 54. Das *Kammrad* greift nicht in die gerade stehende Welle, sondern in den *Trilling*; der gerade stehende Welle. An eine Beschreibung aller dieser einzelnen Theile wird gar nicht gedacht, eben so wenig, als bey der *Zuckerfiederey*, *Bier-* und *Brantweinbren-*

nerey u. s. w. verschiedene chemische Ausdrücke erklärt, und die Operationen, die man damit bezeichnet, erläutert worden sind. Die Definition von einem *Mahlgange* S. 58 ist viel zu unverständlich. Die politischen, wirklich sehr trockenen, Unterredungen von S. 62 — 82 über die Blockirung der Elbe und die Schicksale Hannovers hätten füglich wegbleiben und mit einer zweckmäßigeren Materie ausgefüllt werden können. Die Beschreibung aller folgenden Gewerbe aber, die den Kindern hätte recht anziehend gemacht werden müssen, z. B. Bier- und Brantweinbrennerey, Destillirkunst u. s. w. ist eben so dürftig ausgefallen, als die vorhergehenden, und Rec. bedauert die

jungen Leser, denen es ein Ernst ist, aus diesem Buche sich über technologische Gegenstände belehren zu lassen. Sollte übrigens der Vf. an eine Fortsetzung seiner Arbeit denken, die uns zur Zeit nicht zu Händen gekommen ist: so geben wir ihm den gutgemeinten Rath, nicht bloß eine bessere Auswahl unter den so mannichfaltigen technologischen Gegenständen zu treffen, sondern sich auch eines deutlicheren Vortrags zu befleißigen, und auf seine Schreibart überhaupt mehr Sorgfalt zu verwenden. Alsdann erst kann er darauf rechnen, daß man sein Werk mit Dank annehmen, und ihn mit Ernst zu der Fortsetzung ermuntern werde.
Ce. Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Celle, b. Schulze: *Beschreibung eines bequemen Dendrometers oder Baummessers, nebst dem nötigen Unterricht zum Gebrauche desselben, und einer kurzen Anleitung zu Holzberechnungen*, für Forstmänner und Werkmeister von J. A. Brauner, kurhannoverschem Landesökonomie-Commissar im Fürstenthum Lüneburg. 1805. 111 S. und 3 Kupfer. 4. (1 Thlr. 4 gr.) Unter den seither erfundenen Baummessern ist dieser einer der einfachsten und vorzüglichsten. Er besteht seinen wesentlichsten Bestandtheilen nach in einem Maßstabe von 5 Fußsen, der unten mit einem Stachel versehen ist, um leichter in den Boden eingesteckt zu werden. In dem oberen Theil desselben ist eine Falze eingeschnitten, in welcher der Aufsatz mit der Taste beweglich ist, mit welcher der Baum an seinen Seiten gefaßt wird; welcher zugleich die Theile auf der Scale abschneidet, die hier zur Seite der Nuth befestigt ist. Auf den Stab rechtwinklich kann ferner ein Stäbchen in dem o. Punct der Scale angezogen werden, an dessen einem Ende die Oculardioptr eingesteckt wird, während das eingetheilte Stäbchen selbst in seinem Gehäus vor- und rückwärts geschoben werden kann. Dabey mißt die Theilung auf dem Stäbchen die von dem Standort nach dem Baum gemessene Basis, und die Scale auf dem Stock selbst mißt die Höhe des Baums. Die Taste besteht aus zwey Kneiffstücken, die in ihrer Rahme durch eine vor und rückwärts geschnittene Schraube den nöthigen Abstand erhalten, während eine Theilung am Fuß der Rahme diesen Abstand selbst mißt. Ein an dem Stock angebrachter Senkel zeigt seinen senkrechten Stand; man stellt bey dem Gebrauche den Querstab auf die Füße der gemessenen Basis, rückt sodann den Aufsatz mit der Taste so lange hinauf, bis die Visirlinie der Oculardioptr über die Tasten an dem Baum die verlangte Stelle schneiden; setzt alda den Baum mit der Taste, so giebt die Scale auf dem Stock die Höhe der Stelle, und die Theilung am Fuße des Aufsatzes seine Stärke unmittelbar an. Von diesem einfachen Instrument zeigt ferner der Vf. den Gebrauch in den vorkommenden Fällen sehr gründlich und ausführlich, und giebt außerdem noch Vorschläge, wie dasselbe bey Forsttaxationen am füglichsten angewandt, und wie nach demselben die Cubatur der gemessenen und classificirten Bäume veranstaltet werden kann. Ein beygefüger Anhang giebt das sehr gut rubricirte Taxationsregister einiger Laubhölzer, so daß diese Beschreibung dem forstlichen Publicum bestens zu empfehlen ist.
M. F. T.

CHEMIE. Esfur, b. Hennings: *Praktisch-chemische Tabellen für Ärzte, Apotheker und Liebhaber der Chemie, zur leichtesten Übersicht bey Untersuchungen der natürlichen, einfachen und zusammengesetzten Körper in chemisch physischer Hinsicht, und deren Verhalten zu den gegenwirkenden Mitteln.* Von Wilhelm Christian Meyer, D. und Apotheker zu Schweina im Meiningschen, Erster Theil. Übersicht der einfachen und zusammengesetzten Körper, in physisch-chemischer Hinsicht. 1806. 7 Folio Bogen (14 Gr.) Die Absicht des Vfs. war, demjenigen Theile des Publicums, der sich nicht berufen fühlt, die Chemie *ex professo* zu studiren, gleichwohl aber die natürlichen Körper nach ihrem Gehalte zum Gegenstande seines Geschäfts, seiner Wissenschaft und Arbeit machen muß, einen Leitfaden in die Hände zu geben, wodurch er in den Stand gesetzt wird, alle bis jetzt chemisch bekannten Naturkörper in systematischer Ordnung kennen zu lernen, und mit dem Verhalten der gegenwirkenden Mittel zu denselben bekannt zu ma-

chen. Und diesen Zweck hat der Vf. sehr gut erreicht. Der Werth tabellarischer Darstellungen ist schon längst anerkannt, und bedarf nicht erst weitläufig gezeigt werden; es war daher sehr zweckmäßig, daß der Vf. die tabellarische Form wählte.

Diese sechs Bogen (denn ein Bogen macht Titel und Vorrede aus), enthalten in drey Tabellen den theoretischen Theil der Chemie. In der ersten Tafel wird die Affinitätslehre als Bedingung zur Zerlegung und Zusammensetzung der Körper aufgestellt, wobey indeß auf Berthollets neue Ansichten nicht Rücksicht genommen ist, und hierauf folgen die einfachen, bis jetzt noch unzerlegten Körper nach ihren physisch-chemischen Eigenschaften. In der zweyten Tafel werden die zusammengesetzten Körper, Säuren und salzfähigen Grundlagen aufgestellt, und in der dritten die näheren Bestandtheile des Pflanzen- und Thierreichs. Durchaus findet man richtige logische Ordnung und deutliche Begriffe, und das Ganze gewährt eine lichtvolle Übersicht. Der Vf. verspricht in der Vorrede auf drey nachfolgenden Tabellen die wechselseitigen Reactionen der chemischen Substanzen durch Reagentien, und überhaupt den praktischen Theil der Chemie aufzustellen. Rec. kann diese Schrift Liebhabern der Chemie, so wie vorzüglich angehenden Ärzten bestens empfehlen, und wünscht sehr, daß der Vf. bald den versprochenen zweyten Theil möge nachfolgen lassen.
X. X.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Mauers: *Ausführlicher Bericht über meine Luftreise v. 26 Sept. d. J. Aufsatze von W. Jungius* 1805. 34 S. 8. (4 gr.) — Berlin, b. Matzdorf: *Bericht an das Publicum über meine zweyte Luftreise am 19 May 1806 von W. Jungius*, 1806. 54 S. 8. (3 gr.) Bey seiner ersten Luftreise verschloß Hr. J. den Zenitpunkt, wo sein Flugzeug die größte Höhe erreicht hatte; nach einer wahrcheinlichen Berechnung aber betrug sie 20365 par. Fuß über die Meeresfläche, und der Ball des Hn. J. übertraf mithin in seiner größten Erhebung die Höhe des Chimborasso um 1043 par. Fuß. Hätten es die Umstände gestattet, so hätte er von dieser Höhe einen Flächenraum von 4776 Quadr. Meil. übersehen können. Den Totaleindruck der Erde von der größten Höhe vergleicht er mit dem Anblicke des Vollmondes durch ein gutes Teleskop, den Glanz abgerechnet. Der Himmel über ihm hatte eine reine dunkle schwarzblaue Farbe. Je höher der Ball stieg, desto mehr hatte er vom Winde auszuhalten, ein Beweis, daß in den höheren Regionen nicht das Stilleben ist, das man vermuthet. Die Reise dauerte nicht volle anderthalb Stunden, und in dieser Zeit hatte das Schiff in gerader Linie 7 Meil. zurückgelegt. — Bey der zweyten Reise, die mit mehr Vorsicht und einem größeren Reisesapparat unternommen wurde, glaubt der Begleiter des Hn. J. in einer Höhenentfernung v. 5000 par. F. über den berl. Horizont noch das Rufen und Schreyen des verammelten Volks zu vernehmen. Hr. J. war ohngefähr um 1 Uhr 35 Min. aufgestiegen; um 1 Uhr 51 M. hatte er schon eine Höhe von 6062 p. F. zurückgelegt. In der Entfernung von 14111 par. F. von der Erde wurde die Kälte schon sehr empfindlich. Die größte Höhe von 13651 p. F. über die Meeresfläche erreichte der Ball ungefähr um 2 U. 5 M. Durch einen unglücklichen Zufall verliert Hr. J. bey'm Landen seine Begleiter und mehrere seiner Geräthschaften: er muß also *volens volens* noch einmal in die Höhe fahren. Hier vermuthet er höher, als das erste Mal, gekommen zu seyn. Von dieser zweyten Fahrt kam er um 3 U. 36 M. früh und eine halbe Meile von Berlin zur Erde zurück. — Der Vf. hat eine etwas breite und devote Manier zu erzählen, die für Gegenstände der Art gänzlich unpassend ist.
Erk.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Sander: *La gloire de Frédéric*. Discours prononcé à la Séance publique de l'Académie des Sciences, à l'occasion de l'anniversaire de Frédéric II le 29 Janvier 1807. par Jean de Müller, historiographe. 1807. 16 S. 8.

Es fragte sich ein gebildeter Redner deutscher Nation, wie würdest du dich benehmen, wenn du am 29 Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem Ruhme Friedrichs zu sprechen hättest? gewiß, er würde unmittelbar empfinden, daß die ganze Kraft seines Geistes, die Zartheit seines Gemüths, der Umfang seines Talents und die Tiefe seiner Kenntnisse ihn in einem solchen Falle nöthig seyn würden: Liefse er sich dann von der Vorstellung des zu Leistenden hinreißen; würde er aufgeregt sich zu prüfen, einen Versuch zu machen, zu erfinden, anzudeuten: so könnte ihn diese Beschäftigung wohl einige Zeit fesseln, aber gar bald würde er, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit Zufriedenheit, daß ein solches Geschäft ihm nicht obliege, gewahr werden.

Theilen wir diese Empfindung mit ihm, so finden wir uns desto angenehmer überrascht, wenn wir sehen, daß einer von den Unfern diese Aufgabe so glücklich gelöst hat. Die kurze Rede, womit Johann von Müller jenen Tag feierte, verdient in der Ursprache und in Übersetzungen von Ausländern und Deutschen gelesen zu werden. Er hat in einer bedächtigsten Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem Beglückten Ehrfurcht und Schöpfung, dem Bedrückten Trost und Hoffnung einflößen muß.

Nicht allein was gesagt ist, sondern auch wie es gesagt ist, verdient ungetheilten Beyfall; und indem wir daher unseren Lesern jene Bogen selbst empfehlen, so ziehen wir, um doch etwas zu liefern, einige Stellen aus, die hier nicht bloß als einzelne tröstliche Worte abgesondert stehen, sondern auch zugleich den Gang der Ideen und die Ordnung des Vortrags einigermaßen bezeichnen sollen. „Mitten im Wechsel, in der Entfaltung, dem Einsturz, verlangen preussische Männer, die sich der alten Zeiten erinnern, verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir jetzt von Friedrich zu sagen haben, ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch die neuesten Begebenheiten gelitten habe. — Wenn mit jedem Jahre einer neuen Prüfung unterworfen, der Glanz eines Verdienstes durch

keinen außerordentlichen Wechsel, nicht durch den Ablauf der Jahrhunderte gemindert wird dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Lande, einem gewissen Volke — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten. — Ohne Zweifel waldet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoosse hervorgingen. — An jedem Volke, das großer Epochen und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. — Solche unzerstörliche, höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Tugenden der Ältväter sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. — Also, Preussen, unter allen Abwechslungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an den Geist und den Tugenden des großen Königes weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindrücke seines Lebens in euren Seelen bleibt; dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten. — Das erste, was Friedrich mit einem heissen Willen ergriff, wovon er nie abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil ein König sey, der Erste unter den Königen seyn, durch die Art seine Pflichten zu erfüllen. — Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es läugnen, sehr große Vorzüge; aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, liegt für Jeden in seiner Laufbahn. Die moralische Größe entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. — Das Geheimniß sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. — Die Ordnung, die er beobachtete, war bewundernswürdig; jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz, alles hatte sein Maß; nichts war unregelmäßig, nichts übertrieben. — Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Bezüge zu kennen suchte, brachte er eben so viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung. — Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden; die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschleift. — Eroberungen konnten verloren gehen; Triumphe kein Maß freitig machen; aber der Ruhm und der Vortheil des Beispiels bleibt

unzerförrlich, unverlierbar, der eine seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschlüssen, die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, in der Beharrlichkeit der Ausführung. — Die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Klimaten müssen allmählich hervorbringen, was jede ihrer Natur nach Vollkommenstes haben können. — Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähen, das Ende sey gekommen. Der Zweck bey der Feyer großer Männer ist, sich vertraut zu machen mit großen Gedanken, zu verbannten, was zerknirscht, was den Aufschwung lähmt. Güterverlust läßt sich ersetzen; über andere tröstet die Zeit; nur Ein Übel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgibt.“

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Frölich: *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha*, compuesto por Miguel de Cervantes Saavedra Parte I. Tomo I, 1804, 396 S. (mit dem Bildnisse des Cervantes), P. I. T. II, 450 S. P. II. T. III, 431 S. P. II. T. IV, 486 S. — Tomo V. Vida del autor y notas à la primera Parte, 424 S. T. VI. Notas à la segunda Parte 435 S. (mit einer Karte), in 8. (13 Rthlr.)

(Die beiden letzten Theile, welche das Leben des Cervantes und Anmerkungen zum Don Quixote enthalten, werden auch einzeln verkauft. 4 Rthlr.)

Unter den unzähligen Ausgaben, welche dieses berühmte Meisterwerk des Cervantes erlebt hat, zeichnet sich diese neue von Hn. Ideler auf eine so ungemein wertheilhafte Art aus, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man sie für die beste von denen erklärt, die das Ausland aufzuweisen hat. Als die zuverlässigste und correcteste aller bisherigen in Spanien erschienenen Editionen, selbst die drey von der madri- der Akademie v. 1780 - 1787 besorgten nicht ausgenommen, ist die vom königlichen Bibliothekar D. Juan Antonio Pellicer anerkannt, welche in Madrid bey D. Gabriel de Sancha 1797 und 1798 in fünf Theilen in 8 und in 3 Theilen, in 16 erschienen ist. Nach dieser neuesten und vollkommensten Ausgabe hat nun Hn. Ideler nicht nur den Text aufs sorgfältigste in vier Bänden abdrucken lassen, sondern er hat auch fast alle Anmerk. des gelehrten Pellicer, und die meisten historischen Erläuterungen, welche v. John Bowle seinem 1781 in London herausgegebenen Don Quixote angehängt sind, in zwey Bänden gesammelt, und überdies die Erklärung der schwierigsten Idiotismen und Sprichwörter nach dem Wörterbuche der Akademie, seine eigenen Bemerkungen, und endlich einige Notizen des Grafen von Casa - Valencia, spanischen Geschäftsträgers am berliner Hofe, hinzugefügt. Da selbst den Spaniern dieses Werk des Cervantes hin und wieder unverständlich ist, wegen mancher veralteten Redensart und besonders wegen mancher Anspielungen auf alte Sitten und Sitten, so wie auf Vorfälle in der politischen und in der literarischen Welt: so ist den Ausländern zu völligem Verständnisse dieses Romans ein Compendium durchaus unangehehrlich. Der, welchen sie hier erhalten, ist so vollständig und befriedigend, daß

er wohl eher zu viel, als zu wenig, enthält; außerdem ist er in spanischer Sprache abgefaßt, und also nicht bloß für die Deutschen geeignet. Die Zusätze des Grafen von Casa - Valencia sind insofern besonders schätzbar, als sie manche Eigenheiten des Idioms und der Sitten und Gebräuche erläutern. Die Anmerkungen von John Bowle haben insonderheit die Stellen aus den alten Ritterbüchern, Romanzen und Gesetzen zum Gegenstande, auf welche der Dichter so vielfältig anspielt, und die er mit einer so unvergleichlichen Kunst parodirt. Die meisten Notizen liefert der gelehrte, mit unverdrossenem Fleiße nachforschende Pellicer: sie sind nicht allein kritisch und grammatisch, sondern auch historisch und literarisch, setzen ästhetisch; in allen, aber vorzüglich in den literarischen, zeigt sich eine unermüdete Forstbegierde, und öfters eine bis ins Pedantische sich verlierende Vorliebe für das Bücherwesen, welcher es auch zuzuschreiben ist, daß er in Nebensachen zuweilen ausschweift, und an sich zwar merkwürdige, aber nicht hier an ihrer Stelle stehende Themata abhandelt. Dahin ist z. B. seine historische Untersuchung über die Verbreitung der venerischen Krankheit in Europa zu rechnen, wozu er durch die Stelle sich verleiten läßt, wo Cervantes in dem Supplementenfammler zum Virgilius Polydorus die Gelehrten verspottet, welche kleinlichen Curiosis nachjagen; er kann diesen Spott nicht allein nicht ungerügt hingehen lassen, sondern sucht nun auch förmlich den Werth solcher Kleinigkeiten zu beweisen. Seine ästhetischen Urtheile sind; wie sich hiernach schon erwarten läßt, in der Regel nicht von Werth, und es ist daher recht gut, daß er nicht sehr freygebig damit ist; manche sind geradezu unrichtig. So z. B. seine Behauptung: das Beywort *ingenioso* gebe Cervantes seinen Don Quixote nicht; als solchem, denn dieser zeige ja in seinen *lucidis intervallis* nur einen guten Verstand, und erscheine keinesweges sinnreich und scharfsinnig; der Dichter mache vielmehr sich und seinem Werke damit ein Compliment.

Der *Discurso preliminar* und die Lebensgeschichte des Cervantes, welche im fünften Bande stehen, haben gleichfalls Pellicer zum Verfasser; jene Abhandlung verräth aber nicht eine Abndung von dem hohen Werthe, der diesem universellen Dichterwerke eine der ersten Stellen in der neuen Poesie giebt, und die Lebensgeschichte ist ohne Geist und Leben geschrieben, und mit so kleinlichen Einzelheiten und Citaten aller Art angefüllt, daß sie kaum lesbar ist. Es wäre daher recht sehr zu wünschen, Herr Ideler bitte diese beiden misslungenen Versuche gänzlich ungarbeitet, und wir glauben ihn dazu und zu einer strengeren Auswahl der Anmerkungen auffodern zu müssen auf den wünschenswerthen Fall, daß seine sonst so verdienstliche und wohlgelungene Ausgabe von Neuem sollte aufgelegt werden. — Mit der Correctheit des Textes hat man alle Ursache sehr zufrieden zu seyn: außer den wenigen angezeigten Druckfehlern haben wir noch folgende unbedeutende bemerkt:

T. I, p. 224 lin. 19 steht *lo* statt *se*. — T. III, p. 225 l. 3 *virtudes* — *virtudes*, p. 325 l. 17 *oira* — *oira*,

p. 393 l. 11 *incantato* — *incantada*. — T. IV, p. 82 l. 3 *he dar* — *he de dar*, p. 125 l. 16 *fies* — *fiés*, p. 132 l. 3 *Real* — *real*, p. 212 l. 27 *es coco* — *fé coco*, p. 213 l. 1 *es* — *fé*, p. 361 l. 23 *substanciales* — *substanciales* — p. 438 l. 16 *del* — *ch*. Druck und Papier verdienen alles Lob. C. f. r. Z.

JENA, b. Frommann: *Orlando furioso* di Lodovico Ariosto. Riveduto e corretto col confronto delle migliori edizioni da C. L. Fernow. Tomo I. 350 S. T. II. 341 S. T. III. 377 S. T. IV. 372 S. T. V. 375 S. 1805. gr. 12. (5 Thlr.) Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti.* Tom. VI—X.

Alle Forderungen, welche man an einen Herausgeber von classischen Werken zu machen berechtigt ist: Berichtigung des Textes mittelst Vergleichung der besten Ausgaben, kritische Würdigung der abweichenden Lesarten, grammatische und historische Erläuterungen und Nachrichten von den merkwürdigsten Lebensumständen und Verhältnissen des Autors — alle diese Forderungen finden sich in dieser neuen Ausgabe des *Orlando furioso* erfüllt, so daß man mit Recht den Freunden der italienischen schönen Literatur sie empfehlen kann, und von ihnen erwarten darf, daß sie dies mit so rühmlichem Eifer für die Beförderung des reinen Kunstgenusses und mit so gewissenhaftem Fleiße begonnene Unternehmen, die besten Werke der Italiener auf das correcteste nach und nach zu liefern, gern nach Verdienst unterstützen werden. Da der Commentar in italienischer Sprache abgefaßt ist, so eignet sich überdies diese classische Sammlung auch für Ausländer. — Hr. F. benutzte seinen neunjährigen Aufenthalt in Rom auch vornehmlich dazu, sich von den italienischen Classikern die ältesten und die besten neueren Ausgaben zu verschaffen, und so war es ihm möglich, die ersten Editionen, und insbesondere die von 1532, welche Ariost selbst besorgte, und überdies noch mehrere neuere, zu Rathe zu ziehn, wie die venetianische von Orlandini 1730 in Fol., die haskervillische, Birmingham 1773, die molinische, Paris 1788, und die massische in Livorno 1797, welche der gelehrte Gaetano Poggiali besorgte. Als Probe mögen von den wichtigeren Verbesserungen des Textes zwey hier stehen: Die gewöhnlichen Ausgaben lesen Cant. VI. St. 63. V. 8 *Egli farresta*, welches gar keinen Sinn giebt; die gegenwärtige Edition liest dafür *Egli farrosta*, und nun ist der Sinn der Stelle klar. — Eben so unverständlich ist nach der hergebrachten Lesart der 8 Vers der 36 Stanze im 13 Gesange, weil statt *Chiron* Caron steht. — Was den historischen Commentar betrifft, so verbreitet sich derselbe sehr zweckmäßig nur über das allernöthigste, und übergeht alles das mit Stillschweigen, was nur ein beschränkt individuelles Interesse für Ariost und seine Göpfer und Freunde hatte: für den Neugierigen sind jedoch die Schritten angezeigt, wo er Aufschluß erhalten kann. Wegen der Ritterfabeln, welche Ariost öfters als bekannt voraussetzt, wird in der Regel auf den *Orlando innamorato* des Bojardo verwiesen, von dem der *Orlando furioso* in mehr denn einer Hinsicht als Fortsetzung anzusehen ist; auch ist von

jener Ritterepopöe der Inhalt Rutz vorangeschickt, so daß, wer das Bedürfnis fühlt, die zum völligen Verständnisse nöthigen Stellen leicht auffinden kann. — Zu den Erläuterungen ließen sich etwa folgende wenige noch hinzufügen: Cant. II. St. 21. V. 6 *pentacolo, pezzetta di pietra, metallo o carta, dove s'ima effigiati caratteri o figure stravaganti, il quale, appeso al collo, o applicato ad altre parti, era creduto preservativo contra malie, in contesemi, velenetti.* Cant. VI. St. 78. V. 1 *lama è an pantano d'acque di pioggia. voss lat.* — Der Ausdruck: *per la schiena del mar* Cant. XXII. St. 9. V. 7 wird zu unbestimmt durch *superficie* erklärt; bestimmter sollte es wohl heißen: *alto mare*. — So fehlerfrei auch im Ganzen der Druck ist, und so sehr das Unternehmen zugleich dem Verleger zur Ehre gereicht: so sind uns dennoch, ausser den angezeigten, einige Druckfehler, die jedoch meistens nur zu den unbedeutenden gehören, aufgefallen. Es sind folgende: Cant. I. St. 18. V. 3 *quanto* statt *quando*. Cant. XV. St. 24. V. 2 *arrosica* st. *arrosica*. St. 48. V. 3 *D'arcangelo* st. *L'arcangelo*. Cant. XVII. St. 81. V. 4 *a salti* st. *affalti*. Cant. XXIII. St. 2. V. 3 *E* st. *E*. St. 10. V. 3 *ufci* st. *ufci*. Cant. XXV. St. 20. V. 7 *Bradamante* st. *Bradamante*. Cant. XXVI. St. 36. V. 3 *travogliato* st. *travagliato*. Cant. XXVII. St. 120. V. 2 *uomo* st. *l'uomo*. Cant. XXXI. St. 12. V. 3 *E* st. *E*. St. 42. V. 8 *E* st. *E*. Cant. XXXII. St. 1. V. 8 *entro* st. *entro*. Cant. XXXVIII. St. 11. V. 6 *in pochi* st. *i pochi*. Cant. XLVI. St. 107. V. 1 *levose* st. *levosse*. C. f. r. Z.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Frühlingsschilderungen der Deutschen, Engländer und Franzosen, vorzüglich die von Kleist und Thomson.* Zur angenehmen Vergleichung für Freunde des Schönen überfetzt, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Wih. Jul. Wiedemann, Rector der Schule zu Neuhaldensleben. Mit 1 Kupfer. 1804. XXIV und 196 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Einer seiner Freunde, (erzählt der Vf.), den Deutschland zu seinen vorzüglichsten Schriftstellern zählt, der aber der englischen Sprache nicht mächtig ist, wünschte von ihm eine ganz genaue und wörtliche Übersetzung von Thomsons Jahreszeiten zu lesen. Zur Probe übersendete ihm Hr. W. den Frühling. Dieser gefiel dem Freunde, welcher ihn aufmunterte, seine Arbeit dem Publicum zu übergeben. Kleists Frühling damit in Parallele zu stellen, ward dann ein sehr natürlicher Gedanke; aber ist man einmal so weit, nicht weniger natürlich, alle Frühlingsblumen, die man kennt und leicht auffinden kann, zu lesen, um damit den Liebhabern und Liebhaberinnen des Schönen und Anmuthigen ein Geschenk zu machen. Dieses that Hr. W. Man sieht also nicht recht, warum der Titel sagt, das Buch enthalte vorzüglich die Frühlingsschilderungen von Kleist und Thomson. Die von anderen Dichtern, in ziemlich großer Zahl, sind nicht weniger, und wirklich, und ohne Veränderung darin enthalten. Unfreitig wollte Hr. W. damit andeuten, die von Kleist und Thomson seyen die vorzüglichsten oder die ausgeführtesten; welches schicklicher in der Vorrede gesagt worden wäre. Vor Thomsons und Kleists

Werken, und vor einigen andern, steht eine kurze Lebensbeschreibung der Dichter, oder, wie es der Sammler ausdrückt, z. B. bey Thomson, „*Vorläufige Bekanntschaft mit diesem englischen Dichter*“; und bey Kleist: „*Zuor einige nähere Bekanntschaft mit diesem verständlichen Dichter*.“ Nach diesen zwey Gedichten sind die kleineren Werke in folgender Ordnung mitgetheilt: 3) zwey Frühlinge von Hölty a) in Prosa, b) in Versen; 4) der Frühling von Matthiſſon; 5) von Stollberg; 6) Frühlingslied von Salis. Märzlied und Maialied von demselben; 7) aus dem Frühlinge von Saint-Lambert Gemälde eines schönen Morgens; betrachtet von einem Wiedergesehenen; 8) Lied im Freyen von Salis; 9) an einem Frühlingsmorgen von Karoline Rudolphi; 10) der Frühling von Bernis; 11) der Frühling von Karoline Rudolphi; 12) Ode von Mis Aikin (jetzt verheirathete Barbould zu Hampstead nahe bey London, wo ihr Mann einer Erziehungsanstalt vorsteht). Erst die Ode to spring englisch; dann in Prosa deutsch; 13) der Frühling von Ludwig Oetler; 14) der Frühlingsabend von Matthiſſon; 15) der Frühling von * — (Ein populärer religiöser Gesang); 16) Frühlingslied von Müller; 17) *La primavera* vom Abbate Casti, erst das Original, in italienischen Versen, dann die Übersetzung deutsch, in Prosa; 18) der Maialend und Maialmorgen aus dem Französischen. Zu dieser beträchtlichen Sammlung ist der Titel sehr bescheiden. Die Anmerkungen sind nicht gehäuft. Die meisten sind dem Gedichte Thomsons beygefügt. Sie geben historische und mythologische Notizen zum Verständniß einiger Stellen. Es sey hier auch dem Rec. eine beyläufige Bemerkung erlaubt. Hr. W. schreibt, wie jetzt viele thun, *italienisch* mit e, nicht *italiänisch* mit ä; ganz ohne Grund. In einem kritischen Werke wurde unlängst das e in diesem Worte sehr sonderbar gerechtfertigt: nämlich von der Endung des Namens *Italien* wäre mit Beybehaltung des e das Adjectiv *italienisch* gebildet. Aber wie kann der Accent von dem Radicalbuchstaben a auf das e der abänderlichen Sylbe en rücken? und sagt man denn *spanienisch*, *sicilienisch*, *vollhymenisch* und dergleichen? oder ist ein Grund zu einer Ausnahme vorhanden? etwa der verjährte Gebrauch? — Nur seit Kur-

zem billigt man diesen Fehler. Aber schon wird er den Ausländern mitgetheilt. In der *Nouvelle grammairre Allemande par Schade*, Leipzig, 1803 wird S. 540 erinnert: „*N'écrivez pas et ne prononcez pas Italienier. La raison en est, que l'Italien et italienisch se forment du mot Italien.*“ Die Endung ist vielmehr aus der Sprache Italiens genommen. Der Einwohner nennt sich und was sein Land angeht *italiano*. Diesen Worte haben wir durch den Umlaut (durch Verwandlung des a in ä) und durch Hinzufetzung einer deutschen Endung *isch* ein deutsches Ansehen gegeben. Das erste anlangend, sagen wir auf gleiche Weise *dänisch*, *flämisch* st. *danisch*, *flamisch*; das andere müssen wir toleriren, wenn wir *asiatisch*, *athenienisch*, *Karthaginenser* u. dergl. sagen. Die Endung *en* in den Namen der Länder ist zufällig und abänderlich. Wie wir von *Spanien*, *Schlesien*, *Britannien* sagen *spanisch*, *schlesisch*, *britannisch*, so sollten wir von *Italien* sagen *italisch*: und so wird man hoffentlich einst schreiben; wiewohl auch in solchen Kleinigkeiten die Gewohnheit eine Tyrannin ist: denn man sagt von jeher allgemein *Franzozo* (weil die Franken vermuthlich Anfangs die Endung in *françois* wie einen wahren Diphthong and wie in *François*, *Franciscus*, aussprachen, und die Deutschen mit einiger Verstümmelung *Franzozo*) statt *Franko* oder *Franzer*. Doch die Anmerkung beginnt auszuschweifen. — Von S. 188 an ergießt sich Hr. W. selbst wider Erwarten in frommen Empfindungen über die Schönheit der Natur im Frühjahre, und führt seine Leser und Leserinnen auf einen Spaziergang, um ihnen gewisse Gegenstände vor Augen zu bringen: Seine Sprache ist da sehr dichterisch, und die Gedanken sind durch groſſe stark auffallende Bilder wichtig gemacht. An seine Empfindungen schließt sich ein Gebet, nach dessen Vollendung er von seinen Lesern und Leserinnen mit der Anfrage Abschied nimmt, ob er auch die übrigen Jahreszeiten von Thomson übersetzen soll, und ob sie darauf subscribiren wollen. Dafs in diesem Anhange etwas Sonderbares liege, scheint Hr. W. selbst zu fühlen, indem er gleich anfangs versichert, daß er es doch gut meine. — Das Werkchen empfiehlt sich übrigens auch durch guten Druck und durch schönes Papier. Albut.

K U R Z E A N Z E I G E N.

Schöne Künste. Leipzig, b. Kühnel: *Sechs Gedichte aus dem KTAHNION mit der Begleitung des Pianoſorte (oder der Guitarre)*. In Musik gesetzt und dem erhabnen Verfasser S. Durchl. dem regierenden Herzog von S. Gotha unterthänigst zugeeignet von F. H. Himmel. (soes Werk) 4 Bogen und Titel. (20 gr.) In diesem neuesten Werkchen übergibt der Componist mehrerer klassischen Liedermelodien dem Publicum zwar nur wenige Stücke, aber von ausgezeichnete Lieblichkeit. — Das 3te vorzüglich hat einen so schönen innigen Ausdruck der sehnsuchtsvollen Erwartung, dafs es bald eben so allgemein in dem Munde der Sänger wird gehört werden, als die immer junge Hebe. Das ausrufsvolle Aufsteigen und Verweilen auf dem Worte „ferne“ ist etwas signant, aber nimmt sich sehr gut aus. Nächst dem möchten wir stellen das 6te „Chelidon, Chelidon, wohin, wohin?“ welches von einer leichten fröhlichen Beweglichkeit erfüllt, und sehr naiv declamirt ist. Diefem folge das 2te kleine und einfache Lied „Treue siegt!“ der Ausgang ist jedoch nicht recht passend, und mehr der einer Operarie. — Der erste Gesang „beym kindlichen Stab des erwachenden Phoebes“ ist „rasch und feurig,“ wie die Überschrift sagt, aber klingt nach etwas ähnlichem.

Die beiden übrigen können weniger gefallen, weil sie hier zu sehr abgerissen da stehen aus dem Zusammenhange der Dichtung. Doch gefällt noch mehr (das 5te) das leichte gemüthliche *Werblied*, als das vierde. „Kennst du das Thal, der Vorwelt Zauberspiegel.“ Für die Gattung des Lieds ist die Modulation *aria* zu stark und häufig, auch ist der Ausgang nach den Worten: *Es ist des Traumes Räthselland, doch gar zu räthselhaft*, indem die Begleitung mit einer unaufgelösten Differenz abbricht. Der Componist hat bey einer Fortsetzung dieser Sammlung, welche, wie wir hören, erscheinen wird, mehr auf die Wahl der Texte zu sehen, als wie fern diese nämlich ein muscalisches Ganzes bilden oder nicht. Das Arrangement der Begleitung für die Guitarre hat, wahrſcheinlich auf Betrieb des Verlegers, Hr. Herder besorgt. Nur die zum dritten Liede kann sich ausnehmen; die übrigen passen entweder ihrer Natur nach gar nicht für die Guitarre, oder nehmen sich sehr matt an, indem das Eigenthümliche bey der Unvollkommenheit dieser Instrumente verloren gehen müſſe. — Das sollte man zwar einsehen, — allein *mus est tyrannus!* Stuck und Papier sind sehr schön.

Monatsregister

V O N

F e b r u a r 1 8 0 7.

Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** B C, Syllabir- und Lesebuch, nach *Waisse*,
Funk und *Löhr* 55. 280.
A B C und Lesebuch, neues deutsches und
franz. Oder: Anweisung — binnen zwey Mo-
naten die Kinder richtig deutsch und franzö-
sisch lesen zu lehren 55. 279.
Armidoro, eine Wundergeschichte. 1. 2 Th. 48. 383.

B.

- Becker* Gicht und Rheumatismus. 2 Aufl. 32. 258.
Benkowitz einige Bemerkungen über die un-
gemeine Gelehrsamkeit eines Rec. in der sterben-
den allgemeinen Bibliothek 46. 368.
Bingley's Biographien der Thiere. Nach dem
Engl. bearbeitet von *Bergk*. 1. 2 Th. 45. 358.
Blasche der technolog. Kinderfreund. 2 Th. 50. 396.
Bloomfield Rural tales, ballads and Songs 54. 271.
Braun's Beschreibung eines bequemen Dendrome-
ters 50. 399.
Braun's Grundriss der Staatskunde des deutschen
Reichs in ihrem ganzen Umfange. 2 Abth. 31. 247.
Buchholz Marc-Aurel 47. 569.

C.

- Callisen* erläuternde Winke zu einer zweckmäßi-
gen Benutzung des kurzen Abrisses etc. 2te Aufl. 43. 343.
— — kurzer Abriss der christl. Lehre in Sprü-
chen. 2te Aufl. 41. 327.
Calpurnius Siculus, Titus, ländliche Gedichte,
übersetzt von *Fr. Adelung* 34. 265.
Chaptal's Anfangsgründe der Chemie, übersetzt
von *Wolf*. 1—4 Th. 46. 366.
Cebetis tabula — ed. *Joh. Schweighäuser* 33. 262.
de Corvanter *Seavedra* el ingenioso hidalgo Don
Quixote de la Mancha, herausgeg. von *Ideler*.
1. 2 P. 1—6 T. 51. 403.

D.

- Danb* Theologumena 27. 209.
Derefer das Büchlein Ruth, aus dem Hebräi-
schen übersetzt, erklärt etc. 27. 215.
Dicitur classica V. et N. Testamenti 27. 214.

E.

- Eger* Beyträge zu einem zweckmäßigen Elemen-
tarunterricht 48. 385.
von *Emden* Versuch einer Hypochondralogie 47. 375.
v. *Epplen* prakt. Anleitung zur Einrichtung der
Archive und Registraturen 30. 239.

F.

- Falk* kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst
betreffend 57. 292.

G.

- Galletti* kleine Weltgeschichte. 14—17 Th. 52. 265.
Gries, J. E., de generibus et gradibus culpae 28. 217.
Gruber Geschichte des menschl. Geschlechts aus
dem Gesichtspunkt der Humanität. 4 Bd. 42. 331.
Grundwesen der thierischen Natur 32. 255.

H.

- Hausmann* Etwas über die allgemeinen Wirkun-
gen der KrySTALLisationskraft 46. 367.
Reim geologische Beschreibung des thüringer

Waldgebirgs nach seinen Flöthalagern. 2 Th.

- 3te Abtheil. 45. 353.
Heise kleine ländl. Gemälde und Lieder 42. 536.
Himmel sechs Gedichte aus dem KTAHNION
mit der Begleitung des Pianoforte oder der
Gitarre 61. 407.
Höpfner die kleinen Freunde der Naturgeschich-
te. 1—3 B. 45. 559.

I.

- Jungius* ausführl. Bericht über meine Luftreise
vom 16 Sept. d. J. 1806 50. 400.
— — Bericht an das Publicum über meine
zweyte Luftreise am 16 May 1806 50. 400.

K.

- Kerndorfer* Versuch einer Lebensphilosophie für
die Tolleute 43. 345.
Kinderfreund, technologischer. 2 Bdes. 1 Vier-
teljahr 50. 397.
Koch - Back- und Wirthschaftsbuch, neues
Dresdener 44. 351.
Kolbe neues Berg-Reim-Buch 42. 336.
Kofaken, die uraltskischen, auf dem Marsche, ge-
mählt von *Hefs* und in Aquatinta geätzt von
Gränichen 43. 344.
Krug, G. A., über das Lehren der Rhetorik an
Gymnasien 55. 279.
Kruse vollständige und praktische Anweisung zur
Orthographie der deutschen Sprache. 3te Aufl. 32. 266.

L.

- Lankhardt* neues franz. Lesebuch. 2te Aufl. 35. 275.
Lebensbeschreibung *Jos. Spenners*, geschrieben von
ihm selbst. 1. 2 Th. 43. 340.
Leontino, eine romantische Geschichte 48. 383.
Liebe und Geheimmis. Auch unter dem Titel:
Kleine Romane und Erzählungen. 8 Bdchen.
Aus dem Französischen der *Fr. von Genlis* 43. 345.
v. *Löhr* die Theorie der Culpa 28. 217.
Löcher der Bergmaschinenmeister 46. 356.
— — der innere Bergbau, nach der Natur mo-
dellirt und beschrieben 46. 356.
Lowe Bildnisse jetzt lebender berliner Gelehrten.
1—5 Samml. 45. 337.

M.

- Mährchen. Herausgegeben von dem Verf. des
Romans *Heliodora* 54. 272.
Le Mang Elementar- Unterricht in der französi-
schen Sprache 37. 295.
— — — interessante französische Briefe, nebst
deutschen Nachahmungen 37. 296.
— — — praktische Anweisung zum Sprechen
der französischen Sprache. Auch unter dem
Titel: Instruction pratique pour apprendre fa-
cilement à expliquer, à parler, et à écrire l'Al-
lemand 35. 275.
Mathey Abrégé de la grammaire française 35. 280.
Matthiessen lyrische Anthologie. 1—12 Th. 48. 377.
Meyer praktisch chemische Tabellen für Aerzte,
Apotheker und Liebhaber der Chemie. 1 Th. 50. 399.
Mohn über den Einfluß des evangel. Lehramtes
auf das Wohl des Staates 51. 376.
Monate, drey, aus d. Leben d. Kanonikus von *S.* 52. 303.

Morad. Eine Erzählung aus der orient. Welt 57. 296.
Müller der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft 1—4 Th. 39. 305.
 — — — la gloire de Frédéric 51. 401.
 N.
 Nachricht, fortgesetzte, von der Schlacht am 14 Oct. 1806 in Rückficht des Treffens, welches bey Auerstadt vorgefallen, zur Erläuterung des Plans. Mit dem Plane desselben. Int. Bl. 17. 137.
 — — — von der Schlacht bey Jena zur Erläuterung des Plans derselben. Mit dem Plane derselben. 2 Aufl. Int. Bl. 27. 137.
 Nachtrag, neuntes, zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands 30. 239.
Nüsch's kurzer Entwurf der alten Geographie, aufs neue herausgeg. von *Mannert*. 4te Aufl. 29. 231.
 O.
Orlando furioso di Lud. Ariosto. Riveduto — da *Fernow*. T. I—V. Auch unter dem Titel: Raccolta di autori classici italiani. Poeti. T. VI—X 51. 405.
Orphal die Jägerschule. 1 Bd. 44. 348.
 P.
Pharmacopöe, preussische, übersetzt von *Kraus* 45. 360.
Portefeuille, kleines, schlichter Hausmannsvernunft, oder einer gefunden Lebensphilosophie für junge Weltbürger 43. 344.
 R.
 Rink Auswahl von Predigten über einen ganzen Jahrgang der im Kurfürstenthum Baden vorgeschriebenen neuen Texte 43. 344.
Rühs Erinnerungen an *Gustaf Adolph*. 47. 373.
 S.
Schade neues vollständiges französisch-deutsches und deutsch-französisches Hand- und Taschewörterbuch. 1. 2 Th. 55. 280.
Schaffer erste Anfangsgründe der franz. Sprache 35. 276.
Shakspeare's Hamlet, bearbeitet vom *Schütz* 38. 297.
 — — — König Lear, übersetzt von *Voss* 58. 297.
 — — — Othello, übersetzt von *Voss* 58. 297.
Scheidt et Groenewoudii Lexicon hebraicum et chaldaicum. P. I 36. 281.
Scherwinzky Beyspiele bewundernswürdig. Handlungen aus der römischen Geschichte von moral. Maximen begleitet 43. 343.
Schnee landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr 1805. 1806 44. 345.
Schöman Lehre vom Schadenserfatze. 1 Th. 28. 217.

Schöman Prüfung der Theorie der Culpa des Hn. E. von Löhre 28. 217.
Schöpf Leitfaden zu einer allgemeinen Statistik 42. 333.
Schulze der Kinderfreund auf dem Lande 48. 384.
Schütze holsteinisches Idiotikon. 1—4 Th. 49. 385.
Sickler Beschreibung einer Dresch- Stofs- und Stampfmaschine 47. 376.
Snell, F. W. D., Anfangsgründe der Naturlehre. 1. 2 Abth. Auch unter dem Titel: Encyclopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten. IV Abth. Naturwissensch. 1 Bd. 46. 363.
Stieglitz Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers 51. 241.
 T.
Τροφωδωρον Ιλιου αλωσις — illustr. a Th. Northmore; edit. alt. 55. 287.
 U.
 Uebungen im Lesen und Denken für die hohenlohe-neuensteinischen Stadt- und Landschulen. 2 Abth. 45. 359.
 Unterricht, ohne mündl. Lehrer geschmackvoll und gründlich Landschaften zeichnen zu lernen. 2te Aufl. 42. 335.
 V.
de Vernon grammaire française à l'usage des Allemands — neue, mit einem franz. Lesebuch von *Cleminius* vermehrte. Auflage 35. 278.
Vollbeding kurzgefasstes Wörterbuch der gedankenreichen, sinnbildl., allegor. u. malarischen Darstellungen 42. 355.
 W.
Weinrich, welches sind die zweckmässigsten Mittel, Klätschereyen in kleinen Städten abzustellen? 44. 351.
Weckherlin hebräisches Lesebuch für Schulen. 2 Aug. 37. 296.
Wiedemann, J. Chr., franz. Lesebuch für Anfänger. 2te Aufl. 35. 275.
 — — — W. Jul., Frühlingschilderungen der Deutschen, Engländer und Franzosen 51. 406.
Wilken Auctarium ad Chrestomathiam suam persicam 37. 291.
 — — — institut. ad fundamenta linguae persicae cum Chrestomathia 37. 291.
Woltman theory and description of a Ventilator — Theorie und Beschreibung eines Ventilators 46. 361.
Wrede Anfangsgründe der Naturgeschichte 45. 359.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anton in Görlitz 54.
 Arnold in Dresden 45. 45.
 Baumgärtner in Leipzig 45.
 Crußius in Leipzig 37 (1). 46.
 Darnmann in Züllichau 43.
 Dietrich in Göttingen 28.
 Döll in Halberstadt 42.
 Eckhof in Bmden 47.
 Ernst in Quedlinburg 51.
 Ettinger in Gotha 32.
 Fleischer d. j. in Leipzig 34 55.
 Frieße in Pirna 32. 42.
 Frölich in Berlin 51.
 Frommann in Jena 58 (2). 52.
 Gebauer in Halle 47.
 Göbhardt in Bamberg und Würzburg 55 (2).
 Gracianer in Nürnberg 42.

Hahn in Hannover 51. 55.
 Hammerich in Altona 49.
 Hanisch's Wittve in Meiningen 45.
 Hartknoch in Leipzig 42.
 Heindus in Leipzig 44.
 Heitz in Strassburg 33.
 Hemmerde und Schwetfchke in Halle 35. 43.
 Hennings in Erfurt 50. 47.
 Heyer in Gießen 28.
 Hinrichs in Leipzig 35.
 Hoffmann in Weimar 43.
 Holl und Möls in Oehringen 45.
 Jacobäer in Leipzig 38.
 Jäger in Frankfurt am Mayn 50.
 Keil in Magdeburg 43. 44.
 Korn in Breslau 51.
 Kramer in Zerbst 42.

Kranzfelder in Augsburg 55.
 Kühnel in Leipzig 51.
 Kummer in Leipzig 44.
 Langbein und Klüger in Arnstadt und Rudolstadt 48 (2).
 Littfas in Berlin 37. 43.
 Löffland in Stuttgart 55. 57.
 Luchtman in Leyden 56.
 Lucius in Braunschweig 45.
 Matzdorf in Berlin 50.
 Maurer in Berlin 58. 60.
 Meyer'sche Buchhandlung in Lemgo 30.
 Münter in Leipzig 43.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 27.
 Nicolovius in Königsberg 35. 46.
 Orell, Faisly und Comp. in Zürich 48.
 van Paddenburg in Utrecht 56.
 Payne und Lunn in London 33.
 Perthes in Hamburg 41. 43. 46.
 Quien in Berlin 31.
 Realtschulbuchhandlung in Berlin 48.
 Reichard in Braunschweig 46.
 Renger in Halle 57.

Ruff in Halle 55. 37.
 Sander in Berlin 45. 47. 51.
 Schmidt in Hamburg 42.
 Schnorr'sche Buchhandlung in St. Petersburg 34.
 Schöne in Berlin 48.
 Schreiner in Düsseldorf 47.
 Schulze in Celle 50.
 Schulze in Oldenburg 32.
 Springing in Rastadt 43.
 Starke in Berlin 43.
 Steinacker in Leipzig 43.
 Tafsché und Müller in Gießen und Wetzlar 28 (2). 46.
 Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 27.
 Verlagsbureau in Ronneburg und Leipzig 44.
 Villame in Hamburg 49.
 Vollmer in Hamburg und Mainz 50.
 Weidmanns in Leipzig 39.
 Weigel in Leipzig 27. 43.
 Wilms in Frankfurt am Mayn 50.
 Wittekindt in Bisenach 45.
 Zweybrucker Gesellschaft 53.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Literarische Nachrichten.

Bemerkungen über die im Verlage des geograph. Instituts erschienenen Pläne und Nachrichten über die am 14 Oct. bey Jena vorgefallenen Schlachten 17. 157.

Ankündigungen.

Andrä'sche Buchh. in Frankf. a. M. Verl. 14. 113.
 Bädcker u. Comp. in Duisburg Verl. 12. 104.
 Cameralcorrespondent, allgemeiner, für das Jahr 1807 16. 133.
 Fleckenstein in Helmstädt Verl. 11. 95.
 Frommann in Jena Verl. 16. 133—35.
 Göpferdt in Jena Verl. 15. 127.
 Graff in Leipzig Verl. 12. 105. 104.
 Hartmanns in Oldenburg Uebersetzungsanzeige 16. 136.
 Journal, neues, der ausländischen medicinischen Literatur. 6 Bdes. 2 St. 12. 101.
 Keyser in Erfurt Verl. 15. 126. 16. 135.
 Kindervaters neues Communionbuch 15. 126.
 Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin 12. 102.
 Mohr'sche Buchh. in Frankfurt am Mayn. 12. 101.
 Rengersche Buchh. in Halle Verl. 16. 136.
 Schmidt in Hamburg Verl. 11. 95.
 Schulze in Qelle Verl. 14. 118.
 Sinner'sche Buchh. in Koburg und Leipzig Verl. 15. 127.
 Thaer's Annalen des Ackerbaues. December 1806 14. 117.
 Zeis Predigt am Sonntag Miseric. Domini 1806 nach einem Brande. 15. 126.

Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Albers in Bremen 16. 131.
 Aschenbrenner in Bamberg 16. 132.
 Asmann in Wittenberg 11. 91.
 Beckhaus in Gladbach 15. 122.
 Bretschneider in Wittenberg 11. 91.
 v. Brinkmann in Schweden 11. 91.
 Brunner in Bruchsal 15. 121.
 Büsch in Stade 15. 121.
 Burdach in Leipzig 15. 121.
 Dismayer in Bamberg 16. 132.

Döhner in Hildburghausen 11. 90.
 Dreffel in Charlottenburg 15. 127.
 Erdmann in Wittenberg 11. 91.
 d'Este in Kaschan 15. 121.
 Fischer in Jena 13. 107.
 Gruner in Koburg 15. 121.
 Henry in Jena 15. 121.
 Hohnbaum in Hildburghausen 15. 121.
 Jück in Bamberg 16. 132.
 Lehmann in Halberstadt 15. 122.
 v. Linden in Wetzlar 11. 91.
 Lindner in Bamberg 16. 132.
 Manitius in Wittenberg 11. 91.
 Marheineke in Erlangen 15. 121.
 Meyer in Kopenhagen 11. 91.
 Mühler in Berlin 15. 121.
 v. Mühlensfels in Malmö 11. 90.
 Müller in Kopenhagen 11. 91.
 Ostisko in Wittenberg 11. 91.
 Reinhard in Göttingen 11. 90.
 v. Riedesel in Wetzlar 11. 91.
 Scheppeler in Aschaffenburg 11. 91.
 v. Sommering in München 16. 132.
 Sturm in Jena 15. 107.
 Treviranus in Bremen 16. 132.
 Ullmann in Marburg 15. 121.
 Voss in Weimar 11. 90.
 Wagner in Bamberg 16. 132.
 Weidenbach in Heidelberg 15. 121.
 de Wette in Jena 15. 121.

Nekrolog.

Berger in Frankfurt an der Oder 16. 132.
 de Braganza in Lissabon 15. 122.
 Briffon in Paris 13. 107.
 Coulomb in Paris 14. 114.
 Demiani in Dresden 11. 92.
 Drummer aus dem Bambergischen 16. 132.
 Hartung in Bauzen 16. 132.
 Herbing in Paris 15. 111.
 Kalkbrenner in Paris 15. 122.
 Kluit in Leiden 15. 123.
 Luzac in Leiden 15. 123.
 Mengs, Therese, in Rom 15. 122.
 Nathe in Schadowald 11. 91.

Renou in Paris
Rudolphi in Berlin
Schweisinger in Sachsendorf
Snell in Brandobersdorf
Stechow in Löwenberg

16, 132.
 11, 92.
 11, 91.
 11, 91.
 16, 132.
 tät, Geburtsfeyer des Stofsherrzogs, Promotio-
 tionen 12, 97.
 Helmstädt, Promotionen 12, 97.
 Jena, Promotionen; Stiftungsrede, Programme 13, 105.
 16, 129.
 Landshut, Promotionen 12, 98.
 Leipzig, Feyer der Erhebung des Kurfürsten
 zur Königswürde 16, 129.
 — — Promotionen und andere Feyerlich-
 keiten 11, 89.
 Marburg, *Bucher's* und *Körner's* Vorlesungen 14, 115.
 Neapel, neue Organisation der Universität 12, 98.
 Paris, erste Doctorpromotion in der juristischen
 Schule 16, 129.
 Presburg, bevorstehende Reformation der prote-
 stantischen Gymnasien in Ungarn 16, 151.
 Wittenberg, Unterstützung der Universität vom
 König, Promotion und andere Feyerlichkeit. 11, 89.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, öffentl. Versammlung der königl. Akade-
 mie der Wissenschaften am 29 Jan. d. J. 15, 124.
 Besançon, Preisaussetzung der Akademie der Wis-
 senschaften, schönen Wissenschaften und Künste 11, 93.
 Drontheim, außerord. Versammlung der königl.
 norweg. Gesellschaft der Wissenschaften am
 10 April v. J. 11, 94.
 Genua, Preisvertheilung der Akademie der schö-
 nen Künste 11, 93.
 Haag, allgemeine Versammlung der Gesellschaft
 zur Vertheidigung der christl. Religion am 28
 Aug. v. J. 12, 99.
 Harlem, Preisfrage der zweyten Teylerschen Ge-
 sellschaft 15, 123.
 Kopenhagen, Preisfragen der königl. Gesellschaft
 der Wissenschaften auf 1807 14, 116.
 — — Vorles. der skandinav. Literaturge-
 sellschaft am 20 Sept. und 24 Oct. v. J. 11, 94.
 Lalande's Preisvertheilung 12, 116.
 Lucca, Preisvertheilung der neuen Akademie der
 Wissenschaften und schönen Künste 15, 123.
 Marseille, öffentliche Versammlung der Akade-
 mie am 24 Aug. v. J. 15, 124.
 — — Preisfrage der medic. Gesellschaft 15, 123.
 Montauban, Preis der Akademie auf 1807 16, 132.
 München, öffentl. Versamml. der Akademie der
 Wissenschaften am 14 Oct. 11, 94.
 — — Schließung der königl. bayer. Akade-
 mie am 31 Dec. v. J. 15, 123.
 Paris, öffentl. Versammlung der Classe der ma-
 them. physischen Wissenschaft am 5 Jan. 11, 92.
 Seine-Departement, öffentl. Sitzung der Gesell-
 schaft des Ackerbaues am 7 Jan. 11, 93.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bamberg, Preisvertheilung am Gymnasium 16, 130.
 Darmstadt, öffentl. Prüfung des Gymnasiums 12, 99.
 Frankfurt an der Oder, ruhige Fortsetzung der
 Vorlesungen während der Durchmärsche 14, 113.
 Heidelberg, Verlesung der kathol. theol. Facul-

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Anzeige der Expedition des europäischen Univer-
 sal-Anzeigers in Leipzig 12, 103.
 Aufforderung der Realbuchhandl. in Berlin 12, 104.
 Auto da fe in Innsbruck 15, 126.
 Briefe aus Bayern, literarische Nachrichten ent-
 haltend 17, 142.
 — — Würzburg 16, 133.
 Bücherauction der herzogl. S. Weimarischen
 Doubletten in Jena 15, 125.
 Engels in Aschaffenburg Berichtigung 13, 121.
 Gieseke's mineralogische Reise in Grönland 11, 96.
 Haller's Büste 15, 124.
 Hartmanns in Oldenburg Druckfehleranzeige 16, 136.
 Journal de l'Amerique du Nord und andere franz.
 literarische Neuigkeiten 13, 112.
 Lassaulx's in Koblenz Erklärung und Gegenbe-
 merkung des Rec. 14, 119. 120.
 Maittaire Graec. ling. dialecti neue Ausg. 13, 112.
 Morch's Entdeckung nordischer Alterthümer 11, 96.
 Nachtrag zu den Ausgaben des Code Napoléon 13, 111.
 Nachtrag z. Recension d. Schlegelschen Elegie Rom 17, 143.
 Neuigkeiten, englische literarische 13, 112.
 Parks Reise 15, 124.
 Rocklows Gemäldesammlung in Dänemark in
 Feuer aufgegangen 17, 142.
 Silbermünzen, römische, auf Lord *Cavendish's*
 Landgute gefunden 16, 154.
 Tiedemann's Monument zu Ried unweit Cassel 12, 100.
 Valence's Reise in Indien 15, 125.
 Zeune's Institut für Blinde in Berlin 11, 96.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 M Ä R Z, 1807.

T H E O L O G I E.

RÖSTOCK und LEIPZIG: *Die geheime Lehre der alten Orientaler und Juden, zur inneren und höheren Bibel-Erklärung, aus Rabbinen und der ganzen alten Literatur, von einem grossen Philologen des Auslandes.* 1805. 292 S. in 8. (1 Rthlr.)

Schon der Titel ist einladend, und die kurze Vorrede des ungenannten Herausgebers ist recht dazu eingerichtet, um die Neugierde des Lesers noch mehr zu reizen. Sie kündigt diese Schrift als eine kleine, aber doch reiche Sammlung der seltensten Kenntnisse, die sehr wichtige Aufschlüsse enthält, an; und schliesst zuletzt damit: „Wer wiederum aus dieser Sammlung sammelt, aus diesem Strausse wählt, der wird leicht das Herrlichste in dieser hohen Art kennen und besitzen.“ Rec., nachdem er das Buch selbst gelesen hat, muss gestehen, dass er allerdings einen recht bunten Strauß angetroffen hat, worin manches Auffallende aus sehr verschiedenen Gegenden, die zum Theil jetzt nur selten besucht werden, gesammelt ist; aber doch kann er nicht alles, was hier aufgestellt ist, als neu aufgefunden anstaunen, und noch weniger als das Herrlichste in dieser Art anpreisen. Er muss deswegen auch wünschen, dass man sich bey dem Gebrauch dieser Sammlung nicht bloß durch den äußeren Anschein bestimmen lasse, sondern vielmehr die einzelnen Blumen nach ihren wahren Kennzeichen und ihrer eigentlichen Beschaffenheit genau untersuche und daraus mit aller Vorsicht auswähle.

Hr. Hallenberg ist Verfasser dieser Schrift, wie man unter andern aus S. 46 siehet, wo er durch die in der Note angeführte Abhandlung *disquisitio de nomine Dei Gud*, die er 1796 zu Stockholm herausgab, kenntlich gemacht wird. Er zeigt wirklich in dem Buche eine recht gute Belesenheit, und hat insbesondere die Schriften über die Kabbala der Juden fleissig genutzt. Schon mehrere ältere Gelehrte, z. B. Buddeus, Hackspan, Knorr von Rosenroth, Voisin, Meyer, Rittangel und andere machten auf den Nutzen aufmerksam, den man aus den Schriften der jüdischen Kabbalisten zur Erläuterung der Bibel und der christlichen Dogmen schöpfen könnte. Was man in jenen älteren Schriften von dieser Art findet, ist hier gesammelt und zum Theil auf eine eigene Weise in Verbindung mit anderen alten Meinungen und Vorstellungen angewandt. Billig hätte aber der Vf. auf die Cautelen, die ebenfalls schon ältere Gelehrten in dieser Hinsicht gegeben haben, mehr achten, und überhaupt ältere und neuere Kabbala besser unterscheiden sollen. Die spätere Kabbala der Juden ist ein sonderbares Gemisch von künstlich ausgedachten Hypothesen und mühsamen Versuchen zu geheimnissvollen Aufschlüssen und allegorischen Deutungen, um auf diese Weise alles in der Bibel zu finden, was nach dem simplen Wortverstand nicht darin liegt, und doch nach der herrschenden Denkungsart und den angenommenen Grundsätzen der orientalischen Philosophie daraus abgeleitet werden sollte. Um diese Hypothesen und Grundsätze geltend zu machen, berief man sich zwar auf ältere Überlieferungen, oder die Kabbala, aber diese ältere Kabbala, die selbst zum Theil schon eine sehr trübe Quelle hatte, war doch bey weitem das noch nicht, was man späterhin daraus machte. Vitranga sagt daher auch richtig, dass man die ächte Kabbala der Alten besser aus dem N. Testament lernen könne, als aus den Schriften der neueren Juden. Aber eben deswegen darf man auch die Grundsätze der späteren Kabbalisten nicht in die Bibel hineintragen, und selbst den früheren Schriftstellern schon solche Maximen andichten, die ihnen nach allen Umständen noch fremd waren und fremd seyn mussten. Wer sich mit der Sprache und dem Geist der biblischen Bücher vertraut gemacht hat, und diese dann unbefangen mit dem Geist, der in den Schriften der Kabbalisten herrscht, vergleicht, der wird gewiss in jenen die Spitzfindigkeiten und Spielereyen der letzteren nicht finden können. Dem Vf. der vorliegenden Schrift fehlt aber diese Unbefangenheit, und daher findet man auch so manche übertriebene und wirklich unrichtige Behauptung. Gleich anfangs wird davon geredet, dass zu den Zeiten Jesu bey der herrschenden pharisäischen Secte die Überlieferungen mit den alttestamentlichen Schriften in gleichem Ansehen gestanden hätten, und da heisst es S. 2: „Da der Stifter des Christenthums, wenn er gleich das heuchlerische Leben der Pharisäer tadelte, und vor der Nachahmung desselben warnte, dennoch ihre Lehrsätze als richtig und befolgenswerth anerkannte, Matth. 23: so hat er nicht minder als die Evangelisten und Apostel den mündlichen Überlieferungen der Juden mit den eigentlich biblischen Schriften derselben gleichen Werth beygelegt.“ Rec. begreift nicht, wie der Vf. aus Matth. 23, 3 so etwas folgern konnte. Christus redet daselbst bestimmt von den Schriftgelehrten und Pharisäern, die auf Moses-Stuhl saßen, und der Sinn der Stelle ist offenbar dieser: „Was sie euch in sofern, als Vorgesetzte und Stellvertreter, der mosaischen Constitution gemäß, beobachten heissen, das beobachtet

Ffi

und thut; widersetzt euch ihren Verordnungen nicht, aber ihrer Handlungsweise ahnet nicht nach.“ Wie konnte es doch der Vf. verkennen, daß Jesus selbst in dem Verfolg die Lehrrätze und Bestimmungen der Pharisäer tadelte? V. 4 nennt er sie *δογμα βασις και διασταυρα*. Dieser Ausdruck beziehet sich doch offenbar auf den sogenannten *סביל לית*, wobey man sich auf die Überlieferung berief, und wodurch eben die Vorschriften zu schwer und kaum erträgliche Lasten wurden. V. 16-24 eifert auch Jesus ausdrücklich gegen gewisse Lehrrätze und Bestimmungen, die man bekanntlich durch die Überlieferung rechtfertigte; und nennt eben desswegen, weil diese Bestimmungen mit dem wahren Geist des mosaischen Gesetzes im Widerspruch stünden, die Pharisäer *μαρσι και τυφλοι*. Auch in andern Reden und Aussprüchen Jesu werden die Überlieferungen und die darauf gegründeten Behauptungen ausdrücklich bestritten, und Matth. 15, 2 lehret nicht allein der Vorwurf, den die Pharisäer Jesu machten, daß er auf die Überlieferungen keinen Werth legte, sondern er erklärte sich auch nachdrücklich dagegen, indem er ihnen den Vorwurf zurückgibt, daß sie durch ihre Überlieferungen das Gesetz Gottes selbst überträten, und dieses durch Beispiele bestätigt. Wie kann man also behaupten, daß Jesus den Überlieferungen gleichen Werth mit den biblischen Schriften beygelegt habe! Eben so wenig haben es auch die Apostel gethan. Paulus redet wenigstens Gal. 1, 14 u. Coloss. 2, 8 nicht sehr rühmlich davon. Daß die meisten Bitten in dem Gebet, welches Jesus seinen Jüngern lehrte, auch unter den Juden üblich waren, ist bekannt; nur in der Auswahl und Zusammenstellung hat Jesus etwas Eigenthümliches. Allein die Erklärung, die der Vf. von der vierten Bitte giebt, wird wohl niemand guthießen. Er nimmt mit mehreren den Ausdruck *απρος ιτιομοσιος* für das *Brod des morgenden Tages*, welches allerdings dadurch bestätigt werden kann, daß nach Hieronymus in dem Evangelium der Hebräer der Ausdruck *חרה* stand. Aber wie gesucht ist der Sinn, den der Vf. herausbringt! Das Gebet um Speise oder Brod schon heute für den morgenden Tag soll ein Gebet seyn um solche Speise in dieser Welt, wodurch auch das Leben in der künftigen Welt erhalten wird. Fragt man nach dem Grund dieser Erklärung, so wird eine Stelle aus *Abhoda fara* (nicht *sacra*, wie dieser talm. Tractat einmal angeführt ist,) citirt, wo *heute* und *morgen* von der jetzigen und zukünftigen Welt vorkommen. Wer wird aber daraus, daß diese Worte bisweilen so gedeutet werden, schließen können, daß sie auch hier so zu nehmen seyen? Die angeführte Grille des R. Joshua Ben Levi über den Ausdruck *heute* 5 Mos. 7, 11 wird doch Niemand selbst in dieser Stelle billigen wollen. In der Stelle Jesaiä 66, 24 soll die Redensart, *daß ihr Würmer nicht sterben werde*, die auch im N. T. gebraucht wird, nur vermittelst des Talmuds recht gefaßt werden können, indem dort gesagt wird, daß die Seele nach dem Tode dadurch gequält werde, daß Würmer ihren todtten Körper fressen. Wer wird doch diese Grille dem Jesaiä selbst beylegen wollen! Sie ist offenbar späteren Ursprungs und aus dem unrichtig

gefaßten Ausdruck des Propheten entstasden. Marc. 9, 44 wird jener Ausdruck bildlich von den Folterungen des Gewissens gebraucht. Wie unpasend würde es seyn, wenn man nach jener Grille diese Stelle erklären wollte! Jeder Leichnam geht doch in die Verwesung über, jede Seele würde also auf diese Weise gequält werden. Von der Sünde wider den heil. Geist sagt der Vf.: „es sey nicht zu leugnen, daß Jesus damit dasselbe meine, was die Juden in ihren Schriften mit dem Namen Sünde wider den heil. Geist belegen. Nämlich von dem, der sich seiner Lehre widersetzte, und die Richtigkeit der Lehre desselben bestritt, sagte man: er sündige wider den h. Geist. Als daher Jesu, als Lehrer, von den Juden mit Verachtung begegnet wurde, warf er ihnen vor, daß sie eine Sünde wider den h. Geist begingen.“ Hr. H. beweiset dieses durch folgende Stelle, welche vom Ansehen der Lehrer handelt: *Reverere magistrum tuum, sicut times Deum. Quicunque discepat adversus magistrum suum, et veluti adversus spiritum sanctum contendit u. s. w.* Sie ist aus Vorstius Ausgabe von R. Moses Ben Maimon de fundam. legis S. 77 abgeschrieben. Rec. muß aber bemerken, daß dasjenige, was in der Übersetzung durch *adversus spiritum sanctum* angedrückt ist, im Original eigentlich anders lautet. Es stehet hier nicht *על רוח הקודש*, sondern *על שכניה*. Freylich verstehen einige unter Schechina den h. Geist; aber mit Recht wird doch beides unterschieden, wie schon Buxtorf *Lex. Talm. p. 2304* bemerkt hat. Die Stelle ist also hier gar nicht passend. Wenn der Vf. ferner sagt: „um ein solches göttliches Ansehen zu erlangen, brauchte ein solcher Lehrer keine Wunder zu thun; es war hinreichend, daß man ihn für einen glaubwürdigen und rechtschaffenen Lehrer erkannte:“ so ist es doch unleugbar, daß gerade hier bey Jesu die Sache ein Wunder betraf. Jesus weist auch ausdrücklich darauf hin, Matth. 12, 28, Luc. 11, 20. Daß ein jeder angesehener Lehrer bey den Juden auch Gott sey genannt worden, wie S. 13 behauptet wird, hat doch erwiesen werden sollen. Rec. kann es wenigstens dem Vf. nicht auf sein Wort glauben. Der Ausdruck *Wiedergeburt* wird S. 15 aus der Meinung der Juden erklärt, nach welcher derjenige, der zu ihrer Religion überging, als neugebornes Kind betrachtet wurde. Schon Lightfoot, Danz, Wall und andere haben bey Joh. 3, 3 den Ausdruck daraus erläutert. Aber sehr gesucht ist es, wenn der Vf. die Aussprüche Jesu, daß er gekommen sey, um Uneinigkeit zwischen Ältern, Kindern und Verwandten zu stiften, und daß man Ältern, Kinder und Verwandte verlassen müsse, darauf beziehen will, daß die jüdischen Lehrer dieses von den Proselyten verlangt hätten. Man braucht nur diese Reden Jesu in ihrer Verbindung zu lesen, um sich zu überzeugen, daß diese Vergleichung nicht Statt finden könne. Rec. giebt es zwar zu, daß die Erzählung von Jannes und Jambres, deren Paulus gedenkt, und die Anführung der Weissagung Enochs bey Judas, der auch des Streits um den Körper Moisis erwähnt, aus den mündlichen Überlieferungen der Juden geschöpft sey; aber er siehet nicht ein, wie man daraus folgern könne, daß die Apostel diesen Nachrichten ei-

nien gleichen Werth mit anderen aus dem A. Test. angeführten Beyspielen beygelegt hätten. Sollte dieß etwa aus den Anführungen folgen, so müßte man auch annehmen, daß Paulus die Gedichte des Aratus und Epimenides den Schriften des A. Bundes gleichgeschätzt habe, weil er sich auf Stellen daraus beruft. Daß die Kabbala bey den Juden in einem hohen Werth stehe, wie S. 22 bemerkt wird, ist bekannt. Auch ist es nicht zu leugnen, daß viele jüdische Lehrer behaupten, daß nicht allein die Propheten, sondern auch alle alttestamentlichen Schriften in kabbalistischem Sinne verstanden werden müßten. Wer wird aber diese Behauptung als richtig annehmen können? Der Vf. sagt: „es ist gewiß, daß eine solche Auslegungsart bey der Entstehung des Christenthums unter den pharisäischen Juden allgemein geltend war, und auch von den ältesten christlichen Schriftstellern gebraucht ist.“ Ware dieß auch wirklich der Fall, so folgt doch noch nicht, daß die alttestamentlichen Schriftsteller nach solchen Grundsätzen ihre Schriften abgefaßt haben und so wollten verstanden seyn, wie sie die Kabbalisten späterhin erklärten. Wie vieles finden diese oft in einer einzigen Stelle nach ihren verschiedenen Erklärungsarten; wer wird aber dieses Alles zum wahren Sinn des Schriftstellers rechnen? Der Vf. bemerkt, daß die 70 קטל Jerem. 51, 1 durch Καλδαίς übersetzen, und erklärt dieses aus der geheimen Schreibart, welche die Kabbalisten das Alphabet *Athbasch* nennen. Nach dieser geheimen Schreibart wird die Hälfte des hebräischen Alphabets von der Rechten zur Linken geschrieben und die andere Hälfte wird von der Linken zur Rechten darunter gesetzt, und nun werden die rechten Buchstaben mit den unter oder über denselben stehenden Buchstaben vertauscht. Verfähet man nun auf diese Weise mit קטל , so entsteht das Wort קטל , wovon Καλδαίς die rechte Übersetzung ist. Hier entsteht aber vorerst die Frage: Ist Καλδαίς wirklich die Übersetzung der 70, oder ist es eine später in den Text aufgenommene Glosse? Das letztere ließe sich wohl behaupten, da die syrische hexaplarische Übersetzung ܩܬܠܐ im Text hat und nur auf dem Rand ܩܬܠܐ bemerkt ist. Fürs andere, wenn aber auch Καλδαίς die ursprüngliche Übersetzung der 70 wäre, so könnte man wieder mit Recht fragen: konnten die 70 zu dieser Übersetzung nicht anders als durch die Anwendung des Alphabets *Athbasch* kommen, kann es nicht auch ein erklärende Übersetzung nach dem ganzen Zusammenhang seyn? Da wir mehrere solcher erklärenden Übersetzungen in den Alexandrinern finden, die nicht aus dem Alphabet *Athbasch* abzuleiten sind: so ist doch das letztere sehr wahrscheinlich. Gestzt aber auch, daß Καλδαίς aus einer solchen kabbalistischen Erfindung entstanden wäre, wer wird deswegen dem Jeremias eine solche geheime Schrift andichten wollen? Ist der Ausdruck קטל nicht verständlich genug, und warum muß er denn in dem vorübergehenden ausdrücklich קטל wenn er geheimnißvoll schreiben wollte? Rec. weiß es wohl, daß auch ältere Gelehrte diese Stelle als Bestätigung der kabbalistischen Erklä-

rungsart angeführt haben, aber sie hätte hier nicht wiederholt werden sollen. Eben so ist es auch mit der Stelle Jer. 25, 26, welche der Vf. für sehr merkwürdig halt. Freylich hat der chaldäische Übersetzer hier בבל durch בבל ausgedrückt und Hieronymus beruft sich auf das Alphabet *Athbasch*, nach welchem בבל aus בבל herauskommt; aber was beweist dieses anders, als daß der Chaldäer den bildlichen und charakteristischen Namen, der die Stadt oder den König bezeichnet, dem Zusammenhang gemäß richtig erklärt, und daß die Juden zu den Zeiten des Hieronymus schon solche Künsteleyen erfunden hatten, um aus Schefschach Babel heraus zu bringen, welches Hieronymus auf guten Glauben von ihnen annahm. Der Grund, den Hieronymus angiebt, warum Jeremias den Namen von Babel so geheimnißvoll geschrieben habe, ist wirklich lächerlich. Er meint (und Hr. H. scheint ihm beyzustimmen,) Jeremias habe Babel nicht deutlicher auszudrücken gewagt, aus Furcht vor der Strafe, wenn die Babylonier Jerusalem, das damals von ihnen belagert wurde, würden eingenommen haben. Warum hat denn der Prophet in anderen Stellen Babel ausdrücklich genannt? Ist es nicht der Propheten-Sprache gemäß, auch charakteristische Benennungen zu gebrauchen? Der Vf. sagt: „diese Stelle diene zu der wichtigsten historischen Entdeckung, daß die ältesten Schriften der christlichen Kirche, welche von Juden und in jüdischen Redensarten abgefaßt wurden, nothwendiger Weise in dem Sinne, welchen die Juden damals selbst mit diesen Redensarten verknüpften, genommen werden müssen, so bald der historische Sinn, d. i. der, den die Schriftsteller selbst gehabt (haben), erforscht werden soll.“ Nach dem, was Rec. erinnert hat, kann das nicht in der Stelle gesucht werden, was Hr. H. darin findet, und was spätere Kabbalisten durch ihre Künsteleyen darin fanden, kann unmöglich zum wahren Sinn des Schriftstellers gerechnet werden, weil es durchaus nicht erwiesen werden kann, daß der Schriftsteller wirklich solche Grundsätze befolgt hat. Auch die Erklärung, welche S. 29 von der Stelle Matth. 23, 35 gegeben wird, dürfte wenig Beyfall erhalten. Der Vf. bemerkt, daß, weil der Name Jehovah nicht ausgesprochen wurde, auch die Namen der Personen, die aus diesem Namen zusammengesetzt waren verändert und anders ausgesprochen wurden. Dieß ist allerdings richtig, aber nun fährt er fort: „Hierin muß man ohne Zweifel die Ursache suchen, warum Jesus den Zacharias Barachia Sohn nennt, weil (da) im alten Testament Zacharias Jojada Sohn heißt: denn unter den verschiedenen Namen Gottes war *Berichiu*, Er, der Gesegnete, einer von den gewöhnlichsten, und weil der Name Jojada dieselben Anfangsbuchstaben, als Jehova hat, so ist der Name Barachia, als aus einem anderen Namen Gottes zusammengesetzt, diesem entsprechend.“ Allein da wir doch sonst kein Beispiel von einer Zusammensetzung aus diesem Epitheton haben, und Barachia überhaupt ein ganz anderer Name ist: so bleibt diese Auflösung immer gesucht. Rec. findet es immer am wahrscheinlichsten, daß der Name Βαραχίας eine spätere Glosse ist, besonders da er sich auch in der Parallelstelle bey Lukas nicht findet.

Es würde zu weit führen, wenn Rec. dem Vf. ferner folgen wollte. Er begnügt sich daher mit diesen wenigen Bemerkungen, und will nur noch Einiges aus dem Verfolge des Buches ansheben, um den Leser mit dem Inhalt und den Ansichten desselben weiter bekannt zu machen. Über die Sephiroth der Kabbalisten verbreitet sich der Vf. weitläufig, und zugleich schaltet er manches aus anderen morgenländischen Überlieferungen und den Begriffen anderer Völker ein, die zusammengestellt und mit einander verglichen werden. Eigentliche Ordnung darf man hier nicht suchen. S. 64 heist es: Die Sonne und übrigen Himmelskörper, die dem Menschen die erste Anleitung gegeben haben, sich einen Begriff von Gott und dessen Weltregierung zu machen, haben auch veranlaßt, daß die Gottheit mit der Zeit verglichen worden ist, als der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, indem die Zeit von den Himmelskörpern abgemessen wird, weshalb man von der Sonne, als einem sichtbaren Bilde der Gottheit sagt, sie beschaue das vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Hieraus entstand sowohl der Begriff von der Dreyeinigkeit, als auch von der Ewigkeit des höchsten Wesens, gerade so wie die dreyfache Zeit immer eine und dieselbe war, und das Ewige, oder Gott, der immer derselbe blieb, der Einzige war, von dem man sagen konnte, daß er da sey, oder Existenz sey. „Da die erste Abmessung der Zeit, welche dem Menschen in die Augen fällt, die ist, welche innerhalb Tag und Nacht durch die Abwechselung des Lichts und der Finsternis geschieht, so heist es auch in der Schöpfungsgeschichte das erste, was hervorgebracht worden, sey die Abwechselung des Lichts und der Finsternis. Hier wird nun S. 66 eine Übersetzung von 1 Mos. I, 1—5 eingeschaltet, wovon wir nur die beiden ersten Verse als Probe hersetzen. „Die Himmel, die da sind, und diese Erde, schuf Gott zu allererst. Die Erde war damals ein ödes und schauerliches Wesen, nämlich Finsternis über einem Wasserraume, und ein unüberwindlicher Sturm, der über dem Wasser schwebte.“ Über diese Stelle werden nun Anmerkungen geliefert. Bey dem 1 Vers findet der Vf. in dem Wort *ru* und in dem Artikel einen starken Nachdruck. Er sagt, der erste Vers laute eigentlich genau nach den Worten so: „Im Anfang hat Gott eben diese Himmel und eben diese Erde erschaffen.“ Nachher wird auch S. 74 noch eine lateinische Übersetzung von der Stelle gegeben. Darauf kommt der Vf. auf die Abmessung der Zeit zurück. „Auf die erste Abtheilung der Zeit, vermittelt Tag und Nacht, welche der Sonne zugeschrieben wurde, folgte zunächst diejenige Abtheilung, welche durch den Mond geschieht, der jeden siebenten Tag sein Ansehen verändert.“ — Die Gestalt des Mondes hat also die erste Anleitung zur Abmessung der Zeit nach jedem siebenten Tage, und ebenfalls zur Heiligkeit der Siebenzahl und des siebenten Tages gegeben. — Als man endlich anfang, die Zeit nach dem jährlichen Umlauf der Sonne abzumessen, erhielt die Umlaufszeit des Mondes den Namen eines Mondenjahrs oder kurzen Jahrs, und die Umlaufszeit der Sonne wurde ein Sonnenjahr oder großes Jahr.“ In

der Nachricht der Geneßs von den Lebensjahren der ersten Menschen nimmt der Vf. nur kurze Jahre oder Monate an, so daß das Leben des ältesten Menschen von 660 Jahren nur 80 Sonnenjahre ausmachte. Auf diese Weise müßte also diesen Nachrichten zufolge Henoch 5 Jahr und 5 Monate alt gewesen seyn, als er den Methusalah zeugte! S. 93 heist es: „In den Schriften der Juden kommen überall die Einheit und Dreyeinigkeit, so wie die Heiligkeit der Siebenzahl und Dreyzahl vor. — Gott wird eigentlich unter dem Namen *Einer* oder *Einheit* beschrieben, welches auch als dem Namen *Vater unser, der da ist in den Himmeln* entsprechend betrachtet wird. Mit diesem Namen *Einer* wird, nach der Erklärung der Juden, alle Vergleichung ausgeschlossen, und es wird damit ein solcher Begriff verbunden, daß keine andere Art von Einheit damit verglichen werden kann. Wenn Gott in Ansehung der Art seines Daseyns betrachtet wird, wird er mit der dreyfachen Zeit, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, verglichen, er wird in dieser Hinsicht als *dreyeinig* betrachtet, welches durch die Buchstaben *ru* angedeutet wird, mit welchem Namen man das Wesen bezeichnet, das war, das ist, und das seyn wird. Wenn Gott in Ansehung seiner Wirkungen in der Welt betrachtet wird, wird er unter einer Siebenzahl vorgestellt, und als *siebeneinig* angesehen. Wenn er sowohl seinem Wesen als seinen Wirkungen nach betrachtet wird, wird er als *zehneinig* angesehen, und mit der Zehnzahl, mit dem Namen der zehn Sephiroth bezeichnet, wo denn die drey ersten Zahlen sein Wesen und die sieben letzten seine Wirkungen bezeichnen.“ S. 250. „Aus übelverstandenen; kabbalistischen, symbolischen und hyperbolischen Redensarten sind Gelichte und Offenbarungen, Wunder und übernatürliche Begebenheiten auf eine ungereimte Weise, der Meinung und dem Zweck der Schriftsteller zuwider, gemodelt worden. — Da nach der Lehre der Juden Alles Gottes unmittelbarer Wirkung zugeschrieben, und der Ursprung jedes aufsteigenden Gedankens von Gott hergeleitet wurde: so war freylich in der Hinsicht alles, was geschah, ein Wunder von Gott, und wurde wie ein Wunder beschrieben; aber es wurden darunter doch bloß natürliche Begebenheiten verstanden; obgleich sie auf eine wunderbare Art beschrieben sind.“ S. 258. „Es war eine allgemein angenommene Methode, besonders über Gegenstände, welche zur Theologie gehörten, seine Meinung nicht deutlich und geradezu auszudrücken, sondern durch bildliche Redensarten, Gleichnisse und erdichtete Erzählungen mit eingeführten Wundern, die als wirklich vorgestellt wurden, die aber weder der Vf., noch der Leser, weder der Lehrer noch der Zuhörer für etwas Anders, als eine Schilderung hielt, die dazu dienen sollte, eine gewisse größere Aufmerksamkeit zu erwecken.“ S. 289. „Um die prophetischen Schriften der Juden recht zu verstehen, muß man darin nie Darstellungen von Begebenheiten suchen, welche sich in der Zukunft ereignen werden, sondern sie vielmehr als Abbildungen der Zeit betrachten, da die Schrift abgefaßt wurde; man muß sich daher bemühen, die möglichst genaue historische Kenntniss von dieser Zeit zu erhalten, in der gewissen Überzeugung, daß Alles, was zu einer Zukunft zu gehören scheint, nur von der Beschaffenheit ist, daß es als unvermeidliche Folge von Begebenheiten der gegenwärtigen Zeit betrachtet werden kann.“ Dieses wird schon genug seyn, um die Leser mit den Eigenheiten des Buchs und der Tendenz desselben bekannt zu machen. T. D.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M Ä R Z , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Über die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction*. Ein Beytrag zum Territorialstaatsrecht von D. B. W. Pfeiffer, kurf. hess. Hof- und Regierungs-Archivar, 1806. XLII und 796 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Als Rec. diese Schrift vorläufig durchblättert, glaubte er eine Deduction für Hessen-Cassel gegen Hessen-Rothenburg vor sich zu sehen. Sie zerfällt nämlich in zwey Haupttheile, in deren erstem von den Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction überhaupt gehandelt wird. Im zweyten beschäftigt sich der Vf. mit den Patrimonial-Gerichten in den kurhessischen Staaten, oder eigentlich mit den Grenzen der den fürstlich-rottenburgischen Gerichten zustehenden Civil-Jurisdiction. Rec. kann nun nicht leugnen, daß er das erste Buch um des zweyten willen geschrieben glaubte, und er freute sich, eine erst in neueren Zeiten allgemeiner gewordene Art der Bearbeitung wichtiger, besonders staatsrechtlicher Streitigkeiten auch hier angewendet zu finden, da er ihr vorzüglich diese sehr interessante Abhandlung über Patrimonial-Gerichtsbarkeit danken zu müssen wähnte. Der Vf. versichert aber in der Vorrede, das zweyte Buch habe schlechterdings nur einen — dem des ersten subordinirten Zweck, und man würde seine Absicht durchaus verkennen, ja in der That völlig umkehren, wenn man ersteres bloß als Einleitung zum letzteren betrachten, und folgergestalt ihm die Intention eines directen Angriffs der fürstl. rothenburgischen Gerichtsbarkeit, die ihm doch nur als historischer Beleg diene, unterschieben wollte. Ein aufmerksamer und kundiger Leser wird sich indessen bald überzeugen, daß der Vf. bey der Bearbeitung des ersten Buchs das zweyte zum Voraus schon gleichsam im Gesicht hielt; und wenn es vielleicht bey der zweyten Prüfung sich zeigen sollte, daß er hin und wieder in Inconsequenzen oder Widersprüche sich verwickelt habe: so dürfte wohl hierin ein Hauptgrund davon ohne Mühe zu finden seyn.

Der Vf. muß sich zuvörderst den Weg zu seinem Gegenstand durch einen Kampf bahnen, der die rechtliche Existenz desselben zu retten den Zweck hat. Die Staaten-Reformatoren unserer Zeit haben auch der Patrimonial-Gerichtsbarkeit den Krieg angekündigt, weil sie ein Überrest der rohesten Barbarey sey, dem Begriffe eines Staats geradezu widerspreche, und, als völlig widerrechtlich, von jedem Landesherrn sofort

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

aufgehoben werden könne, ja müsse. Von der *peinlichen* Patrimonial-Gerichtsbarkeit glaubt nun Hr. Pf., daß die mit ihr verbundenen Nachtheile für den Staat wohl nur durch gänzliche Aufhebung des Instituts abgestellt werden können. Er hält sich jedoch hiebey nicht weiter auf, weil sein Augenmerk allein auf die Civil-Patrimonial-Gerichtsbarkeit gerichtet ist. Rec. will sich aber nur die Bemerkung erlauben, daß nach den eigenen Grundsätzen des Vfs. auch das *erbliche* Recht, das *peinliche* Richteramt durch gehörig qualifizierte Personen nach den Landesgesetzen und Ordnungen unter landesherrlicher Oberraufsicht verwaltet zu lassen, wenigstens mit dem Begriffe des Staats und der Staatsregierung nicht im Widerspruch zu stehen scheint, und daß daher auch auf die *peinliche* Patrimonial-Gerichtsbarkeit dasjenige größtentheils anwendbar seyn dürfte, was der Vf. für die Civil-Patrimonial-Gerichtsbarkeit vorbringt. Rec. kennt die Mängel und Gebrechen beider aus mehrjährigen Beobachtungen und Erfahrungen ziemlich genau, und er hält sich überzeugt, daß es meistens an der Nachlässigkeit der Regierungen liegt, wenn sie nicht vermieden werden. Hr. Pf. stellt nun in Beziehung auf die Civil-Patrimonial-Gerichtsbarkeit folgende zwey sehr richtige Sätze auf: Soll diese Gerichtsbarkeit für gänzlich verwerflich geachtet werden; so müßte man annehmen 1) daß die mit derselben verbundenen Nachtheile von der Art wären, und einen so bedeutenden Einfluß auf die gemeine Wohlfahrt des Staats hätten, daß die hieraus entstehende Gefahr einen *status extraordinarius* hervorbrächte, in welchem der Unterthanen wohlervorbene Gerechtsame nicht mehr respectirt zu werden brauchen, wo vielmehr das mit ihnen collidirende Gemeinwohl ihre Aufhebung unerlässlich erfordert; außerdem aber noch 2) daß auch diese Nachtheile mit der Patrimonial-Jurisdiction nothwendig verknüpft seyen, daß sie mit zu deren wesentlichen Folgen und Eigenheiten gehören, und daß keine Patrimonial-Jurisdiction denkbar sey, mit welcher sie nicht, schon durch ihren Begriff selbst, unzertrennlich verbunden wären. Man pflegt es freylich mit den wohlervorbenen Rechten, besonders ganzer Corporationen oder Stände, heutzutage so genau nicht zu nehmen, und der Schleier des Staatswohls muß hier manchen Act der Willkühr bedecken. Auch wird es wohl nicht an Rechtsgelehrten fehlen, die sich zur Vertheidigung solcher Gewaltreiche hergeben. So wenig nun auch dieses zu billigen ist, so muß man doch weit mehr die Äußerungen öffentlicher Rechtslehre mißbilligen, die dergleichen Unter-

nehmungen leichtsinnig begünstigen.. Diese ist in der That in Ansehung der Patrimonial - Gerichtsbarkeit bey einigen der Fall, die sogar den Patrimonial - Gerichtsherrn nicht einmal ein wohlverworbenes Recht angetheilen wollen, und denen der Vf. mit Recht eine wahre *petitionem principii* vorwirft. Vollkommen stimmen wir ihm bey, wenn er hier, wo es darauf ankommt, von dem höchsten und heiligsten Zwecke jeder Staatsvereinigung, der Sicherung von Privat-Gerechtigkeiten des Unterthanen, eine Ausnahme zu begründen, die *absolute Gewissheit eines in die Staatsorganisation selbst unmittelbar eingreifenden Nachtheils fordert*. Dafs diese aber wenigstens bey der Civil - Patrimonial - Jurisdiction der Fall nicht sey, wird auf eine befriedigende Weise gezeigt. Der größte Theil der Vorwürfe, die man den Patrimonial - Gerichten zu machen pflegt, können eben sowohl die landesherrlichen treffen, und auch diese werden sie immer mehr verdienen, je mehr die heutzutage nur allzugewöhnliche stüchtige und ungründliche Art, zu studiren, überhand nimmt, je leichter es Indolenz, Bequemlichkeit oder Nepotismus den nicht gehörig vorbereiteten Jünglingen machen, in die Dienste des Staats zu treten, und in denselben, auch bey gänzlichem Mangel weiterer Ausbildung, wenn nicht durch Protection, doch durch die Wohlthat der Zeit, — durch die übliche Anciennetät — zu den wichtigsten und ersten Richtämtern zu gelangen.

Dafs der Vf. die rechtliche Existenz des Gegenstandes seiner gelehrten Arbeit siegreich vertheidigt hat, muß man einsehen. Aber viel mehr, als das Leben, läßt er ihm auch nicht. Sein ganzes Bestreben geht nämlich dahin, der Civil - Patrimonial - Gerichtsbarkeit so enge Grenzen zu setzen, als möglich. Er nimmt dabey auf den Ursprung dieser Gerichtsbarkeit in Deutschland und ihre Ausbildung mit und neben der Landeshoheit keine Rücksicht, als nur dann, wenn er Thatfachen einräumen muß, die zu seiner Theorie nicht passen, und die dann freylich nur aus der Geschichte erklärt werden können. Das Thema, welches der Vf. ausführt, ist kurz dieses: Der Civil - Patrimonial - Jurisdiction stehen keine anderen Befugnisse zu, als welche nothwendig aus dem reinen und strengen Begriffe einer von der Landeshoheit abgeleiteten, dieser untergeordneten, als Patrimonialrecht erworbenen, bürgerlichen Gerichtsbarkeit fließen. Allgemeine Bemerkungen über die Vergleichung von Hoheitsrechten dienen dem Gebäude zur Grundlage. Hier hat Hr. Pf., wie er versichert, eine ganz neue Entdeckung gemacht, indem er, was man bisher allgemeine und besonders Hoheitsrechte nannte, mit einem neuen Namen belegt, und danach die „äußerst wichtige“ Trennung der Form und des Inhalts der Landeshoheit vornimmt. Das Ganze läuft am Ende darauf hinaus, dafs die gesetzgebende, aufsehende und vollstreckende Gewalt, als wodurch die Landeshoheit auf die einzelnen Gegenstände des Staatszwecks wirkt, die Form, diese Gegenstände insgesamt aber oder der Staatszweck den Inhalt der Landeshoheit constituiren soll. Ob diese neue Terminologie

großen Gewinn gewähre, mag dahin gestellt seyn. Mehr als die Neuheit der Terminologie kann sich aber Hr. Pf. nicht zueignen. Der Gedanke selbst findet sich in mehreren Lehrbüchern des allgemeinen Staatsrechts, und besonders *Hufeland* hat ihn in seinem *Naturrecht* herausgehoben. Der Vf. hat zur Erläuterung auch die Polizeygewalt als Beispiel angeführt, und gerade in Beziehung auf diese hat v. *Berg* im *Handbuch des deutschen Polizeyrechts* dasselbe, was der Vf. als neu giebt, gesagt: „die Polizeygewalt sey ein besonderes Hoheitsrecht, welches seinen eigenthümlichen Gegenstand habe, auf welchen die allgemeinen Hoheitsrechte durch jene sich wirksam äußern.“ Eben so verhält es sich nun auch mit der *Justizgewalt*, von welcher allerdings die *Gerichtsbarkheit* nicht nur als ein Theil, sondern auch als ein *Ausfluß* betrachtet werden kann. In jener Eigenschaft, d. h. verbunden mit der vom Vf. sogenannten hoheitlichen Form, oder mit andern Worten, als ein von der Landeshoheit getrenntes, folglich unabhängiges Hoheitsrecht kann die Gerichtsbarkheit freylich kein Patrimonial - Recht werden, und die ganze Lehre von der Verleihung einzelner Hoheitsrechte an Privatpersonen, läßt sich leicht auf einfache Grundsätze zurückführen, wenn man mit dem Vf. die (jetzt ohnehin antiquirte) Reichsverfassung ganz bey Seite setzt, und auf die Natur eines zusammengesetzten Staats gar keine Rücksicht nimmt. Daher hat der Vf. an diese Materie in der That mehr Gelehrsamkeit verschwendet, als nöthig war, aber auch manchem alten Publicisten unangenehmen Tadel beigegeben, der bey dem Wunsch, den Zustand der Dinge in Deutschland, wie er war, mit dem, wie er nach seiner staatsrechtlichen Theorie seyn sollte, zu vereinigen, leicht in größerer Verlegenheit seyn konnte, als Hr. Pf., der, was mit seinem durch Philosophie geläuterten Staatsrechte sich nicht reimen läßt, ohne weiteres verwirft. So äußert er sich wenigstens S. 67 deutlich genug. Wieder, wenn ein deutscher Kaiser nach eben diesen Grundsätzen die Landeshoheit der deutschen Reichsstände beurtheilt und sie in die ihr gebührenden Grenzen zurückgeführt hätte, weil sie in ihrer nach und nach angenommenen Gestalt sich mit den Aussprüchen eines durch Philosophie geläuterten Staatsrechts nicht reimen ließe? — Freylich wird jetzt selbst mancher Fürstenerbprinz wünschen, dafs sich ein Kaiser, mit Muth und Kraft ausgerüstet, so um das Vaterland verdient gemacht, so es den Deutschen erhalten hätte! —

Hr. Pf. würde uns wahrscheinlich mit einem rein philosophischen deutschen Staatsrecht beschenken haben, wenn wir überhaupt noch eins brauchten; indem er aus der von dem unvergesslichen *Pütter* gestifteten historisch - philosophischen Schule nur den philosophischen Theil sich zu eigen gemacht zu haben scheint. Das theoretische Kritifiren und Ab Sprechen ist freylich leichter, als gründliche historische Nachforschung!

Die Materie von der Verleihung einzelner Hoheitsrechte würde dem Vf. nicht so wichtig gewesen seyn, wenn er nicht überall von der Voraussetzung ausginge, die Patrimonial - Gerichtsbarkeit sey ledi-

glick als ein von der Landeshoheit abgeleitetes, folglich durch diese entweder ausdrücklich oder stillschweigend verliehenes Patrimonial-Recht zu betrachten. Wie aber, wenn die Geschichte zeigte, daß das, was wir jetzt Patrimonial-Gerichtsbarkeit nennen, schon vor der Entstehung der Landeshoheit in der Guts herrschaft und in der Stadtverfassung begründet war? Wie, wenn in Ansehung lebendiger Güter sich nachweisen ließe, daß die mit ihnen verliehene Gerichtsbarkeit keine andere war, als die dem Lehnsherrn, nicht als Hoheitsrecht, sondern als gutherrliches Recht zufließt? Wie wenn bey weitem die meisten älteren Städte ihre Gerichtsbarkeit durch kaiserliche Verleihung oder Bestätigung bekämen, und sie in ihrem ganzen Umfang weit früher geübt hätten, als landesherrliche Justizgewalt und Gerichtsbarkeit existierte? In diesem Falle würde doch ohne Zweifel die theoretische Grenzbestimmung einer nicht denkbaren Verleihung auf die praktische Grenzbestimmung der deutschen Patrimonial-Gerichtsbarkeit keinen rechtlichen Einfluß haben können. Überhaupt ist ja nicht von einer idealischen Patrimonial-Gerichtsbarkeit die Rede, sondern von derjenigen, welche in Deutschland hergebracht ist. Nur ist es aber bekannt, daß nach der deutschen Verfassung und nach der Sprache der älteren Urkunden Gerichtszwang, Gerichtsbarkeit (*justicia, jurisdictiones*) mehr bedeuteten, als die bloße Befugniß, die Streitigkeiten der Bürger und Bauern zu schlichten, und daß darunter (außer der peinlichen Gerichtsbarkeit,) eine obrigkeitliche Gewalt, die überhaupt in dem Gerichtsbezirk die Ordnung zu erhalten und die höheren Befehle auszuführen hatte, in der Regel verstanden wurde. Das soll nun freylich mit den Ausprüchen eines durch Philosophie geläuterten Staatsrechts sich nicht vereinigen lassen! Allein eines Theils dürfte man sich hiegegen wohl einige Zweifel erlauben, anderen Theils leugnet auch Hr. Pf. nicht, daß in dieser besten Welt nicht alles nach einem solchen Staatsrechte gehen kann, und daß ohne Ungerechtigkeit den Staatsbürgerbefugnisse nicht entzogen werden können, von denen es nicht mit Gewissheit ausgemacht ist, daß sie dem Staatszweck wesentlich und nothwendig widersprechen. Sollte nun nach der deutschen Verfassung die Patrimonial-Gerichtsbarkeit streng genommen, als das *positiv, a quo fit denominatio*, anzusehen und damit der Ausdruck: Unterobrigkeit, Stadt-Obrigkeit, Gerichts-Obrigkeit, subjectiv genommen, gleichbedeutend seyn: so würde alles, was der Vf. zur Begrenzung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit *a priori* deducirt, als wenig befriedigend und zur Sache gehörig erscheinen, obgleich Rec. nicht in Abrede stellen will, daß seine Deduction im Allgemeinen sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet. Ist es erst ausgemacht, daß nur von der Civil-Gerichtsbarkeit im eigentlichen und engeren Sinne die Frage seyn kann: so wird man des Vf. positive Charakteristik der Gerichtsbarkeit und dessen negative Grenzbestimmung größtentheils mit Nutzen anwenden können. Wenn aber die durch die Geschich-

te bewährte Beschaffenheit der Patrimonial-Jurisdiction ein ganz anderes Rechtsverhältniß begründet, als das vom Vf. dargestellte: so ist klar, daß seine Ausführung keinen allgemeinen praktischen Werth haben kann. Die von ihm aufgestellte Confinations-Regel paßt nicht auf die deutsche Patrimonial-Gerichtsbarkeit, und der Vf. muß dieses selbst mittelbar durch mehrere Modificationen seiner Behauptungen eingestehen. Der 15 und 16 §. sind in dieser Hinsicht merkwürdig, zumal da sie auch den steten Hinblick auf das zweyte Buch deutlich verrathen. Bey sehr verwandten Rechtsinstituten, gesteht der Vf., langen oft bloß theoretische Gründe nicht aus, um mit völliger Zuverlässigkeit das eine oder das andere anzunehmen, und nicht selten entscheide da mehr eine bloß praktische Ansicht, als die sorgfältigste Anwendung allgemeiner Rechtsbegriffe, (d. h. man muß die Sachen kennen, ehe man über sie urtheilt — und das geht durch theoretische Speculationen und apriorische Deductionen nicht!) — So sey es auch in dem vorliegenden Falle! — hier könne daher eine mehr empirische Untersuchung gar oft die besten Dienste leisten! Ja wohl! — Bisweilen läßt sich dann auch der Vf. zu dergleichen Untersuchungen herab, und so hat er z. B. gefunden, daß doch die Patrimonial-Gerichte in Ermangelung eines speciellen Rechtstitels ihres etwaigen Bestandes der niederen Polizey nicht zu entsetzen seyen. Etwas weiter unten fodert er freylich wieder einen unvorzuziehenden Besitzstand, der dann wohl *locus standi* ist. Nach seinen Grundsätzen würde indessen, wo es bloß auf den Besitz ankäme, der Rechtsstand für jeden Landesherrn sogleich klar seyn. Es scheint jedoch, daß dies im Ernste zu behaupten, des Vf. Absicht nicht sey, und hier vorzüglich glaubt Rec. eine strenge Consequenz in des Vf. Grundsätzen zu vermissen. Bey der Beforgung gewisser Regierungsgeschäfte, — falls sie nicht im Schlafe langer Vernachlässigung ruben — kann der Besitzstand nicht wohl zweifelhaft seyn, und gegen diesen werden theoretische Gründe der Art, wie sie in dem vor uns liegenden Werke zum Theil aufgestellt sind, im Rechtsstande schwerlich entscheiden können. Sonst möchte vor dem durchgehend eine Philosophie geläuterten Staatsrechte so leicht kein wohlherworbenes Recht sicher seyn, und selbst der Vf. rechtfertigt solche Befürchtungen, wenn er, im Widerspruch mit seiner oben angeführten Ausrufung, an einer anderen Stelle behauptet, in der Jurisprudenz müsse ein jedes, dem theoretischen Raisonnement conträre Factum, entweder unter einen Gesichtspunct gefaßt werden, der es mit allgemeinen Grundsätzen in Harmonie setzt, oder es bleibe, wo dieses nicht stehe, kein anderes Mittel, als gänzliche Verwerfung aus dem Kreise rechtlicher Gegenstände. — Was nach der Landesverfassung Unterobrigkeiten gewöhnlich zu thun und zu besorgen pflegen, das wird auch der Patrimonial-Obrigkeit billig nicht entzogen werden können, sofern nicht in Ansehung ihrer ein Anderes rechtlich hergebracht ist. Was sind in mehreren Ländern die landesherrlichen Untergerichte anders, als un-

sprüngliche Patrimonial-Gerichte über die Familien-
güter des jetzigen Landesherrn? Es kann seyn, daß
der Landesherr für gut findet, seinen Gerichten und
Beamten die unmittelbare Ausführung in Ansehung
mehrerer Zweige der Regierungsgewalt besonders zu
übertragen, und darüber, mag sich keine Patrimonial-
Obrigkeit beschweren, selbst wenn die Aufträge sich
auch in ihren Gerichtsbezirk erstrecken sollten. Denn
auf ihre Bürger und Hinterlassen wirken in solchen
Fällen jene Gerichte und Beamte nicht als solche,
sondern als landesherrliche Commissarien. Nur so viel
glaubt Rec., daß die wahre Beschaffenheit der deut-
schen Patrimonial-Gerichtsbarkeit die Inhaber dersel-
ben berechtigt, zu verlangen, daß sie nicht bloß als
Richter, sondern als *Obrigkeiten* in ihrem Gerichtsbe-
zirke geachtet und behandelt, folglich auch von dem-
jenigen, was in der Regel den Unterobrigkeiten zu-
kommt, nicht ausgeschlossen werden. Den Beweis
und die rechtlichen Folgen dieses Grundsatzes hier
darzulegen, würde zweckwidrig seyn. Rec. wollte
nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß
die rein theoretische Bearbeitung des vorliegenden
Gegenstandes für die Verfassung in Deutschland nicht
genüge.

Dies vorausgesetzt, wollen wir nunmehr die Le-
ser mit dem Detail des Pfeifferschen Werkes genauer
bekannt machen, und nur noch hin und wieder eine
Bemerkung hinzufügen. Von dem ersten Abschnitte des
ersten Buchs ist bereits erinnert worden, in wiefern
derselbe für die Lehre von der deutschen Patrimonial-
Gerichtsbarkeit von keinem umfassenden praktischen
Werth seyn kann. Im Allgemeinen hat der Vf. seine
Theorie von Verleihung der Hoheitsrechte mit vielem
Scharfsinn durchgeführt. Alle Hoheitsrechte,
sagt er, participiren an *Form* und *Inhalt* der Landes-
hoheit. In der Beziehung auf die Staatswohlfaht im
Ganzen liegt das Charakteristische aller Hoheitsrechte,
diese Beziehung wird aber nur unter der hoheitlichen
Form sichtbar, folglich beruht das Wesentliche eines
Hoheitsrechts in der hoheitlichen Form. Dieses We-
sentliche aber, meint er, sey seinem Begriff nach
durchaus unveräußerlich, könne von der Landesho-
heit nicht getrennt, von einem Landesherrn an Ande-
re nicht verliehen werden, ohne darin ein Stück von
der Landeshoheit selbst wegzugeben, und diese da-
durch zu theilen und zu beschränken. Die *absolute*
Unveräußerlichkeit ist nun wohl so streng nicht zu neh-
men. Denn der Vf. räumt ja selbst ein, daß eine sol-
che Veräußerung nur nicht möglich sey, ohne die Lan-

deshoheit zu theilen und zu beschränken. Dafs die-
ses aber *rechtlich* geschehen kann, wenn es gleich viel-
leicht politisch tadelnswerth seyn dürfte, leidet kei-
nen Zweifel. Wir müssen uns aber erst über den von
dem Vf. angenommenen Begriff der sogenannten ho-
heitlichen Form verständigen. Unserer Einsicht nach
versteht er darunter nichts anderes, als die Wirksam-
keit des Regenten für die Staatswohlfaht im Ganzen
durch die legislative, inspicirende und executive Ge-
walt. In diesem Sinn räumen wir ungern ein, daß
der Regent nichts veräußern, d. h. keinen Theil der
allgemeinen Souveränität für das Staatswohl Privatper-
sonen übertragen oder abtreten kann, ohne seiner Re-
gentenpflicht entgegen zu handeln. Denn daß er ei-
nen Mitregenten annehmen darf, versteht sich von
selbst, und gehört hieher nicht. Dafs aber der Regent
die *untergeordnete* erbliche Ausübung eines Zweiges
der Regierungsgewalt, entweder in dem ganzen Um-
fange des Staatsgebietes oder in einem besondern Be-
zirke desselben, Anderen einräumen könne, und daß
dadurch die Qualität des Hoheitsrechts nicht verloren
gehe, diese gesteht der Vf. selbst ein; er behauptet aber,
nur das Objectiv eines Hoheitsrechts werde verlie-
hen, das Hoheitsrecht selbst bleibe dem Landesherrn.
Da jedoch das Objectiv nicht erreicht, also z. B. die
Justiz nicht verwaltet werden kann, ohne einen Theil
der hoheitlichen Form, welche, wenn man von einer
beurtheilenden Gewalt ganz abstuhirt, wenigstens in
der executiven besteht, so folgt, daß auch der ein-
zelne Inhaber des Hoheitsrechts, als solches, ausüben
müsse, und insofern ihm die erbliche und ausschlie-
ßende, wiewohl subordinirte Ausführung desselben
zusteht, mag man wohl sagen, das Hoheitsrecht ge-
höre ihm. Wenigstens kann daraus, weder für die
Theorie noch für die Praxis ein wesentlicher Nach-
theil entspringen. Dies gilt jedoch nur von gewöhn-
lichen Verleihungen einzelner Hoheitsrechte. Denkt
man sich einen zusammengesetzten Staat, wie ehemals
Deutschland war, oder auch nur untergeordnete Re-
gierungen, wie sie die rheinische Bundesacte bildete,
oder wie wir sie längst schon in Deutschland kannten,
(Rec. will nur an einen Theil der schönburgischen
Lande, an die schlesischen und lausitzischen Standes-
herrschaften, an Wernigerode u. a. dgl. erinnern): so
wird man die Theorie des Vf. ganz unanwendbar fin-
den. Er selbst wird doch wohl diese Verhältnisse nicht
für widerrechtlich erklären? Hier werden aber die
Hoheitsrechte offenbar als solche besessen und ausgeübt.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Dis-
sertatio de collocacione depositi tam regularis quam irregularis in
causis creditorum; quam — publice (publice) defendet auctor
Christianus Gerardus Overbeck, Lubecensis*. 1806. 60 S. 4.
Der Vf. ist der Meinung, daß die *Argentarii* der Römer sich
nicht, wie Hr. v. Almondingen in der bekannten Abh. von Ur-
kundenediction und Argentarii (im *Grellmann'schen Magazin*)
glaubt hat, aus den *Mentarii*, sondern unabhängig von diesen
gebildet hätten, daß beide also ganz verschiedene Personen ge-
wesen seyen, und man auf die ersteren die fr. 7. §. 2. 3. fr. 8. de

posui anzuwenden, von den letzteren aber das fr. 2. §. 24. de reb.
act. jud. poss. zu verstehen habe.

Helmstädt, mit akad. Schriften: *De nepotibus et de unico
non in capita sed in stirpes succedentibus*. Commentatio quam —
defendit D. Leon. Ludov. Gottl. Süptitz, P. P. E. 1806. 35 S. 4.
Die in dieser deutlich geschriebenen Dissertation, deren Inhalt der
Titel hinlänglich bezeichnet, gemeinte Frage ist eigentlich die: ob
bey Bestimmung des Pflichttheils des Erbtheils des Ehegattens und
für andere Lehren die *nepotes ex filio unico avo succedentes* für eine
Person oder für mehrere zu halten seyen? und nach dem Geiste
dieser Lehren, nicht nach dem Buchstaben zu beantworten.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M Ä R Z, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction.* Ein Beytrag zum Teritorial-Staatsrecht v. D. B. W. Pfeiffer u. f. w. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Abschnitt enthält die rechtliche Beurtheilung der Patrimonial-Jurisdiction, und dessen erster Titel die Entwicklung des Begriffs derselben. Auch hier legt der Vf. wieder vorsichtig den Grund zum zweyten Buche. Im Wesentlichen geht seine Meinung dahin: ein Gericht, das nicht landesherrlich ist, ist Patrimonial-Gericht. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit aber ist diejenige Gattung *abgeleiteter* Gerichtsbarkeit, welche als Patrimonial-Recht erworben ist. Mit Recht verwirft der Vf. die Distinction zwischen der Patrimonial- und administratorischen Gerichtsbarkeit. Denn die der Patrimonial-Gerichtshalter ist auch administratorisch. Daraus folgt aber nicht, dass es außer der landesherrlichen Gerichtsbarkeit keine andere, als eigentliche Patrimonial-Gerichtsbarkeit geben könne. Der Vf. wirft bey dieser Gelegenheit die Frage auf: wie, wenn bereits dieses fest steht, dass ein Gericht kein landesherrliches ist, und es sich dennoch mit den übrigen anerkannten Patrimonial-Gerichten nicht gleichstellen, nicht nach der von diesen geltenden Grundsätzen beurtheilen lassen will; — ein Fall, der überhaupt nicht selten ist, und gewöhnlich da eintreten wird, wo einem apanagierten Prinzen ein gewisser District mit den Gerichten abgetreten ist, — wie wollte man hier auch nur den mindesten Entscheidungsgrund aus jener Distinction in Patrimonial- und administratorische Gerichtsbarkeit hernehmen? — Der Gegensatz ist überhaupt unrichtig; aber man lege doch auch bey der Bestimmung des Begriffs jener Gerichtsbarkeit nicht zuviel Gewicht auf den Ausdruck: *Patrimonial-Gerichtsbarkeit*, der nicht legal ist, ursprünglich nur von der Gerichtsbarkeit adelicher Gutsbesitzer gebraucht, und erst in neueren Zeiten, vielleicht nicht ganz passend, auch auf die städtische Gerichtsbarkeit ausgedehnt wurde. Übrigens bezieht sich Rec. in Ansehung des von dem Vf. angenommenen Begriffs auf die oben vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen. — Im zweyten Titel beschäftigt sich der Vf. mit der juristischen Grenzbestimmung der Patrimonial-Jurisdiction, die er auf die zwey Hauptpunkte des aufgestellten Begriffes: I) *Gerichtsbarkeit* und II) *Patrimonial-Recht* gründet. In Rücksicht auf den ersten Punct geht er

zuförderst von der positiven Charakteristik (dem Begriff) der Gerichtsbarkeit aus. Sodann giebt er — unter der Rubrik: negative Grenzbestimmung — die Gegenstände und Theile der Regierungsgewalt (die besonderen und allgemeinen Hoheitsrechte) an, von welchen er die Patrimonial-Gerichtsbarkeit gänzlich ausschließt. Zu ersten rechnet er zuvörderst alle Regierungsfachen überhaupt, und sodann insonderheit die Verfügungen über Commercial-Gegenstände und die Policeygeschäfte. Sehr uneigentlich nennt er Commercial-Wesen den Inbegriff derjenigen Mittel, welche die öffentliche Wohlfahrt unmittelbar befördern. Es ist kein Zweifel, dass Verfügungen über Commercial-Gegenstände zur Competenz eines Patrimonial-Gerichts nicht gehören. Diese Verfügungen fliessen entweder aus der Landes-Policey- oder aus der Finanzgewalt, und der Vf. hat sie ohne Grund davon getrennt. Was die Policeygeschäfte betrifft; so scheint der Vf., soviel literarische Kenntniss er auch zeigt, doch noch nicht zu ganz deutlichen Begriffen in dieser Materie gelangt zu seyn. Es würde indessen eine eigene Abhandlung erfordern, wenn man das mannichfaltige Unrichtige von dem vielen Guten, das der Vf. hier sagt, gehörig trennen wollte. Im Wesentlichen leugnet er, dass in der Regel die niedere Local-Policey den Ortsobrigkeiten zustehe, gesteht aber doch, dass, wenn die landesherrliche Policey nur dafür gesorgt habe, dass alle gesetzlich vorgeschriebenen Policeyeinrichtungen wirklich zweckmässig angewendet werden, alsdann das Factische der Anwendung, die einzelnen besonderen Anstalten, mittelst deren diese Anwendung geschieht, ohne Zweifel für die Ortsobrigkeit gehören, im welchem Fall diese denn doch einen sogenannten Erwerb, den der Vf. fodert, nicht nachzuweisen haben wird. Hr. Pf. hat nun freylich seine Beschreibung der Local-Policey so eingerichtet, dass er sich mit vieler Zuversicht gegen den Vorwurf eines Widerspruchs gesichert hält. Der gewöhnliche Begriff der Local-Policey passt jedoch auch zu seinem Eingeständnis, und hiernach würde Manches, was er bestreitet, auf einen Wortstreit hinauslaufen. Policeygerichtsbarkeit statuirt er gar nicht, und er hat Recht, wenn man sie mit *Schmalz* so definirt; sofern die vollziehende Gewalt die Policeygesetze vollzieht, heisst sie Policeygerichtsbarkeit. Sie besteht aber vielmehr in der Untersuchung, Beurtheilung und Ahndung policeywidriger Handlungen, und ist daher weder in der Theorie, noch in der Praxis ein Unding. — Wenn hiernächst der Vf. in seiner sogenannten formalen Begrenzung den Patri-

H h h

monial-Gerichten alle Theilnahme an der Ausübung allgemeiner Hoheitsrechte in Beziehung auf den ganzen Staat abspricht, und demnach das Princip ganz generell aufstellt, dafs in allen Fällen, wo es auf die Wirksamkeit der hoheitlichen Formen ankommt, bloss Gerichtsbarkeit sich durchaus nicht thätig äussern könne: so mufs man ihm freylich in dem Sinne vollkommen beystimmen, und niemand wird den Patrimonial-Gerichtsherren gesetzgebende Gewalt, höchste Aufsicht und höchste Executiv-Gewalt im Staate beylegen wollen. Obschon nun aber Hr. Pf. nicht leugnen kann, dafs der Patrimonial-Richter mit öffentlicher Autorität Recht spricht, und seine Erkenntnisse vollstreckt; so will er doch nicht zugeben, dafs die höchste Gewalt den Patrimonial-Richter für diesen Zweck, und innerhalb der Grenzen seines Gerichtszwanges, mit ihrer Autorität begleitet, oder, was dasselbe ist, ihm diesen bestimmten Theil der beurtheilenden und vollstreckenden Gewalt übertragen habe. Die Wendung, die er hier der Sache zu geben sucht, wird schwerlich irgend einen gründlichen Leser befriedigen. Bey manchen Handlungen der Aufsicht und Vollstreckung (nicht der höchsten Obergewalt und Executiv-Gewalt) sieht Hr. Pf. den Patrimonial-Richter bloss als Werkzeug der Regierung an. Man kann ihm diefs zugeben, er wird aber für seinen Zweck nicht viel weiter kommen, wenn er nicht einen Umstand aus dem Wege räumt, der seiner Theorie ganz widerstrebt, den nämlich, dafs nicht ohne Grund behauptet wird, der Regent dürfe im Bezirke eines Patrimonial-Gerichts in der Regel keines anderen Werkzeuges, als eben dieses Gerichts, sich bedienen, und zwar in Folge des mit der deutschen Patrimonial-Gerichtsbarkeit vereinigten obrigkeitlichen Amtes.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Patrimonial-Qualität, womit Hr. Pf. die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ferner umzäunt, stehen und fallen grossentheils mit der Hypothese, dafs die deutsche Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein von der Landeshoheit abgeleitetes, verliehenes Recht sey. Andere beruhen nicht auf der Patrimonial-, sondern theils auf der Civil-Qualität, theils auf der Beschaffenheit einer niederen, örtlichen Gerichtsbarkeit. Nimmt man hiernach eine gehörige Absonderung vor, so wird man nicht selten ganz andere Resultate erhalten, als Hr. Pf. suchen und finden wollte.

Die Anwendung der gesammten Theorie desselben enthält das zweyte Buch, welches die fürstlich rothenburgische Civil-Gerichtsbarkeit in die vorher wohl zubereitete Form, nicht ohne einige Gewaltthätigkeit, wie es Rec. wenigstens scheint, einpafst. Hier kann der Vf. mit der theoretischen Speculation und mit dem durch Philosophie gereinigten Staatsrecht nicht auskommen. Er versucht also sein Heil an der Geschichte, und dieser geht es dann auch manchmal nicht besser, als im vorigen Buche den aus der Geschichte sich darbietenden Rechtsätzen, die mit des Vf. allgemeinen Grundsätzen sich nicht in Harmonie setzen lassen wollten. Hat der Vf. erst bewiesen, die fürstlich rothenburgischen Gerichte seyen wahre Patrimonial-Ge-

richte, und zwar, so wie er sie vorher beschrieben und begrenzt hat: so müssen Verträge, Herkommen und Urtheilssprüche seiner Theorie weichen, und das Factum, welches nicht gezeugnet werden kann, wird ohne Weiteres aus dem Kreise rechtlicher Gegenstände geworfen. Schwerlich sind aber zu der Zeit, als ein gewisser Landestheil den jüngeren hessischen Prinzen überlassen wurde, und bey Abschließung der nachher darüber errichteten Verträge, solche Begriffe und Grundsätze angenommen worden, und schwerlich wollten diese Prinzen mit einer so begrenzten Patrimonial-Gerichtsbarkeit sich begnügen, als ihnen der regierende Herr oberherrliches Recht und Gerechtigkeit, Hoch- und Obrigkeit einräumte.

Ms.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Vofs: *Steuerverfassung des platten Landes der Kurmark Brandenburg*. Von Paul Gottl. Wöhner, kurmärk. Kammersecretär. I Th. 1804. VIII und 228 S. II Th. 1805. VI und 286 S. III und letzter Th. 1805. XXXIV und 328 S. gr. 4. (6 Thlr.)

Wer des Vfs. *Anleitung zum Cassen- und Rechnungswesen* u. s. w. kennt, kann mit Recht in dem vorliegenden Werke viel Gründliches und Zuverlässiges erwarten. Kein Wunder, dafs schon von dem ersten Theil alle Vorgänger des Vfs., selbst das Werk des Kriegs-Raths v. Thiele von der Contribution und Schofseinrichtung in der Kurmark — weit übertroffen worden. Denn der Vf. liefert Resultate von der sichtbarsten Anstrengung und kritischen Auseinandersetzung der oft zerstreut liegenden Gegenstände, die alle in einer systematischen Ordnung vorgetragen, und dadurch sowohl für Cameralbediente als Statistiker gemeinnützig gemacht werden. Er hat daher ganz Recht, zu behaupten, dafs die Grundsätze, nach welchen die allgemeinen Landessteuern und Lasten vom platten Lande der Kurmark Brandenburg aufgebracht und getragen werden, sich grösstentheils von den alten Verfassungen aus denjenigen Zeiten herschrieben, da alle Bedürfnisse der Landesherrn zum Behuf der Regierungsverwaltung, von den Landesständen bewilliget, und auf die Städte und Kreise, nach Verhältnifs ihrer Kräfte und nach besonderen, unter ihnen getroffenen Vereinigungen, repartirt wurden, auch jeder Stadt und jedem Kreise überlassen war, die Subrepartitions-Anlagen zur Aufbringung ihrer respectiven Beytragssummen selbst zu entwerfen, und diese darnach von den einzelnen Beytragspflichtigen gewissermassen zu collectiren. Dadurch haben, ausser den von den Landständen festgesetzten General-Repartitions-Principien, nach welchen die Hauptsummen des Bedarfs auf die Kreise und Städte vertheilt werden, viele specielle Kreis-Principien und Vergleiche entstehen müssen, welche bey der individuellen Bestimmung der Kreis- und Städte-Raten zu jener Hauptsumme zur Richtschnur dienen. Zu den vorzüglichsten älteren Repartitions-Principien, z. B. für die Altmark, Prignitz, Mittel- und Uckermark, gehört

der Landtags-Revers von Bartholomäus 1472; und die Reccess von Joh. Baptist 1524 und 1534; auch Reinigung Mariä 1542, nach welchen die Immediatstädte dieser Kreise *zwey Theile*, das platte Land derselben aber einen Theil tragen sollte. In der Folge ist indessen dies Verhältniß genauer bestimmt, und gleich anderen älteren brandenburgischen Provinzen, in denen eine ständische Verfassung zum Grunde lag, durch den Recess vom 28 Juni 1643 der *Tausend-Zettel* eingeführt worden, wonach die Immediatstädte geben sollen 390, das platte Land hingegen 410 Theile. So wie nun der Wohlstand der Ritterschaft, Stände und des platten Landes in der Folge wechselseitig ab- oder zunahm, wurde es nothwendig, auch andere Repartitions-Principien einzuführen, die der Vf. allenthalben mit pragmatischer Genauigkeit aufstellt. Um das Steuerwesen des platten Landes der Kurmark Brandenburg gehörig beurtheilen zu können, ist daher nöthig, sich mit allen feststehenden Normen und Bestimmungen der Haupt- und Subrepartitionen und den dabey zum Grunde liegenden Verhältnissen der einzelnen Kreise und Städte bekannt zu machen. Diesen Erfordernissen hat der Vf. abgeholfen, indem ihm dazu theils seine Berufsverhältnisse, theils die Unterstützungen des königl. General-Directorii und anderer landesherrlichen Behörden behülflich waren. Dabey hat sich aber der Vf. aller Beurtheilungen der bestehenden Formen sorgfältig enthalten. Dies liegt auch für einen preussischen Geschäftsman, dergleichen auch Rec. ist, außer der Grenze seines Wirkungskreises; wiewohl ihm als Schriftsteller nicht verarget werden kann, wenn er über einzelne Theile der Staatswirthschaft, und deren Mängel und Gebrechen, alsdann seine Gedanken eben so freymüthig als bescheiden erwähnt, wann eine gegründete Theorie durch eine vieljährige Erfahrung gerechtfertiget wird.

Der erste Theil zerfällt in 3 Kapitel, deren Inhalt einzeln anzugeben, der Zweck dieser Blätter nicht gestattet. Über den Ursprung der Contribution in diesem Theile Deutschlands werden einige treffliche historische Notizen eingestreut. Nach dem preussischen genealogischen Kalender v. J. 1763 soll schon im Jahr 1572 eine Contribution zu Abtragung der kurmärkischen Landesschulden ausgeschrieben worden seyn. Späterhin kommt dieselbe in pragmatischen Urkunden vor. Denn da im Transact vom J. 1594, dem kurfürstlichen Abschiede, vom 28 Aug. 1600, und in dem Privilegio der Stadt Joachimsthal vom 1 Jan. 1604 die Benennung von Contribution schon vorkommt: so ist anzunehmen, daß vor dem bekannten Reccessjahre 1626, Abgaben unter dem Namen Contribution collectirt sind, die Contribution in dem gegenwärtigen Sinne und Verhältnisse jedoch nur zur Zeit, da die Kurmark ein Rehendes Truppcorps erhalten, als beständige Abgabe und Landessteuer eingeführt worden, indem nach dem Zusatz §. 2 des Reccesses von 1653, dem Landesherrn von den Ständen zur Unterhaltung der Truppen bewilliget worden, wozu sie auch noch jetzt angewandt wird.

Dieser Zeitpunkt, zur Errichtung eines stehenden Heeres, wird, nach Michaelis preuss. brandenb. Regenten-Tafel, in das J. 1655 gesetzt. Das Contributions-Princip in der Kurmark ist jedoch nicht überall gleich. So findet man in der Altmark z. B. den 1000 Zettel zum Grunde gelegt, in anderen Marken und Kreisen dagegen Natural- und Geld-Verhältnisse anwendbar gemacht. (Ganz anders ist die Normal-Contribution anderer europäischer Völker, zumal die der Franzosen, besonders seit den Zeiten beschaffen, da die Revolution und ihre Folgen ganz andere Grundsätze in diesem Theile der Staatswirthschaft herbegeführt haben.)

Der zweyte Theil enthält 57 Numern verschiedener Repartitionen, Nachweisungen, Auszüge, Überschlüge, Verzeichnisse, Berechnungen und Remissions-Reglements, nach welchen die öffentlichen Abgaben und Gefälle, auch sonstigen Staatslasten, in der Kurmark vertheilt, erhoben und verrechnet werden. No. 1 bis 4 enthalten vollständig bearbeitete quotificationsmäßige Repartitionen, wie nach dem Tausendzettel von der Kur- und Neumark, mit und ohne Inbegriff der Städte, sowohl für beide Provinzen überhaupt, als jede derselben insbesondere, die Abgaben, nach den bestehenden Parten und Verhältnissen, und deren Ertrag der Antheile, an 1000 Rthlr. aufgebracht werden müssen. No. 5—9 geben eine Nachweisung von der Contribution und dem Cavalleriegehalte, wie dieselben in dem salzwedel-stendal-arendsee- und seehausen-arendburg- und tangermündschen Kreise, auch der Priegnitz, erhoben werden. No. 10 u. 11 sind eben diesem Gegenstand, jedoch mit Inbegriff des Metzkorns gewidmet, welche die, in dem havelländischen, auch glien- und löwenbergischen Kreise befindlichen contribuablen Hufen, Bauer- und Kassthen-Höfe u. s. w. jährlich aufzubringen pflegen. Diese Branche des Staatshaushalts ist in No. 12 bis 19 für die übrigen Kreise der gesammten Kurmark ausführlich abgehandelt. — No. 20, 26, 44 u. 45 enthalten dagegen Auszüge, theils aus den ukermärkischen Contributionsrechnungen, theils aus dem Contributions-Cataster, theils aus der Repartition der ordinären und extraordinären Contributions-Gelder für verschiedene Zeiten und Gegenden der Kurmark, welche noch immer, wenigstens bis auf die Ankunft der Franzosen in Berlin, am Ende des Octobr. 1806 daselbst bestanden haben. No. 21, 23 u. 24; 26—29 sind im wesentlichen Inhalte mit No. 10 und 11 gleich; jedoch betreffen sie andere Kreise und Gegenden der Kurmark. No. 22 liefert einen besondern Überschlüg, wonach die Anlage bey der ukermärkischen Amter-Contributions-Casse, wem sowohl Ordinaria, als Extraordinaria künftig daraus genommen und bezahlt werden sollen, zu machen seyn würde. (Diese Num. kommt leider in unseren heillosen Zeiten, — wenn anders der bisherige Regulirungsfuß bey behalten werden darf, — sehr oft in Anwendung.) Dagegen giebt No. 25 eine Nachweisung der Contribution, Fourage- und Speisegeelder, landchaftlicher Contribution, Nahrungs-, Handwerks- und Mühlensteuer, auch Regierungs-Befoldungs-

Gelder im luckenwaldschen Kreise. Von No. 30-37 werden über verschiedene Abgabenzweige, welche sowohl das platte Land, als die Städte und deren Kämmeren betreffen, Nachweisungen und Repartitionen mitgetheilt, auch in No. 38 ein Verzeichniß der Dörfer vorgelegt, wie viel jedes in der Altmark jährlich an Lagergeld giebt. No. 39—43 sind theils den potsdamischen Bettgeldern, theils den Rationen der Cavallerie - Dienstpferde in und außer dem Kriege gewidmet, wohin man auch No. 46 die Berechnung von den Marsch- und Fuhrkosten zählen kann. In No. 47 findet man ein Schema zur Remissions-Tabelle, die in No. 48—57 von verschiedenen Remissions-Reglements für die Unterthanen in der Altmark, der Priegnitz, und mehrere landrätliche Kreise der Kurmark begleitet werden. Diese sind jedoch unter verschiedenen Regierungen des königl. preuss. Hauses seit 1738 bis 1802 abgefaßt, und haben bisher in Fällen der Art zur Norm gedient. —

So wichtig, wie diese theoretisch-praktische Anleitung für jeden cameralistischen Staatsbeamten überhaupt, und den preussischen insbesondere ist, wird auch im dritten Theile der Gebrauch sämmtlicher, auf die Steuerverfassung der Kurmark Bezug habenden landesherrlichen Verordnungen und Vorschriften, die alle hier im Auszuge, in chronologischer Ordnung, vom Bartholomäustage des Jahres 1473 an, in 388 fortchreitenden Num. bis zum 5 Decembr. 1804 ge-

liefert werden. Diesen ist S. III-XXXIV eine bequeme Tabelle oder Verzeichniß der im ersten Theile vorkommenden Edicte, Patente, Recessu u. s. w. und wo solche zu finden sind, angehängt. Sie ist fast auf eben die Art eingerichtet, wie der VI. seine chronologische Tabelle der königl. preuss. Staatsrechnungsvorschriften, zu seinem *Handbuche des Cassen- und Rechnungswesens*, S. 191-222 geliefert hat, und die darin besteht, daß auf jeder der benannten Bücher-Seiten, zur Linken in der 1. Columne die steigende Nummer der Verordnung u. s. w.; in der 2. und 3. die Jahreszahl, das Datum und der Name des Monats, wann die Verordnung ergangen; in der 4. der kurze Inhalt derselben, und in der 5. Columne: wo solche entweder in dem *Corp. Const. March.*, — der *Edicten-Sammlung*, u. s. w. oder in einer Privat-Sammlung der Gesetze und Verordnungen, oder in diesen oder jenen Landschafts- oder kurmärklichen Kammer u. s. w. Acten angetroffen werden. Der VI. hat eine Menge Acten und verschiedene Privat-Sammlungen der früheren Gesetze und Verordnungen aus dem 15ten und 16. Jahrhundert benutzt; und man kann kühn hinzusetzen, daß diese hier im 3ten Theile, obgleich nur im Auszuge, gelieferte Sammlung landesherrlicher Vorschriften die vollständigste ist, die je in den preussischen Staaten gedruckt worden.

B — 3.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Mannheim, b. Kaufmann: *Archivordnung für die badenschen Lande.* Neue, mit gnädigster Bewilligung veranstaltete Auflage. 1803. 148 S. 8. (16 gr.) Die ehemalige kurfürstliche, jetzt großherzogliche badensche Regierung, hat sich von jeher durch Weisheit und Ordnung in ihren Geschäften ausgezeichnet; die gegenwärtige Archivordnung liefert hierzu einen neuen Beweis. Längst gehörte es unter die frommen Wünsche ordnungliebender Archivare, daß ein in der Hauptsache unänderlicher Plan für die Einrichtung der Landesarchive festgesetzt werden möchte, indem die Erfahrung nur zu oft zum Nachtheile der Regenten und des Landes lehrte, daß mancher neue Archivar mit großer Selbstgefälligkeit die Arbeiten seines Vorgängers tadelte, seine Person dadurch in ein vortheilhaftes Licht stellte, sofort einen neuen Plan entwarf, unbekümmert, ob er den staatsrechtlichen Forderungen an das Archiv entspreche oder nicht, Urkunden und Acten darnach bearbeitete und — Verwirrung auf Verwirrung häufte. Dieses Übel ist durch gegenwärtige Archivordnung für die badenschen Lande vollkommen gehoben. Da sie die wohlgedachte Arbeit einer Archiv-Commission ist, so schränkt sich Rec. bloß auf die Inhaltsanzeige ein, und wünscht zum wahren Besten der Regenten und Völker, so wie auch für die Bereicherung so vieler Wissenschaften, die aus wohlgeordneten Archiven mit Nutzen schöpfen, daß diese oder derselben ähnliche Ordnungen, auch bey anderen Archiven, die der Willkühr der Archivare noch überlassen sind, eingeführt werden möchten. In der Einleitung wird der Gesichtspunct angegeben, warum das badensche Archiv seit dem letzten Friedensschlusse einer neuen Bearbeitung bedurfte, und warum diese der wandelbaren Willkühr der Archivbeamten ferner nicht mehr überlassen werden konnte, sondern durch landesherrliche sancirte Normen festgesetzt werden mußte. Der Zweck jeder Archivs-Einrichtung ist Brauchbarkeit, Auffindlichkeit, Aufbewährlichkeit, Wichtigkeit. Für die Brauchbarkeit wird gesorgt durch Charakterisirung, Rubricirung und Repertoirirung der Urkunden und Acten. Die leichte Auffindlichkeit wird gesichert durch specielle und generelle Topographirung und Phy-

siographirung. Unter Topographirung wird verstanden, daß alle Schriften, die einen bestimmten Ort betreffen, darunter gesammelt unter Physiographirung aber, daß alle Schriften nach den darin enthaltenen Gegenständen rubricirt werden, und für diese sind im Anhang eigentlich alle zulässigen Rubriken festgesetzt worden, weil diese am meisten der Willkühr ausgesetzt waren. Das alphabetische Verzeichniß enthält 216 Realrubriken für die Physiographie des Archivs, welche weder zu vermehren, noch zu vermindern, dem Archivar frey steht; bey der Aufbewährlichkeit sind die nöthigen Manipulationen angegeben. Mit der Nichtigkeit der Archivschriften schließt die Einleitung, und Rec. wünscht aus voller Überzeugung diesem §. 6 alle Aufmerksamkeit, indem leicht durch voreilige Abschätzung des Archivwerths nicht zu berechnende Folgen entstehen können. Nach dieser Einleitung folgt im ersten Abschnitte der Plan des Archivs, als, Classificirung der Acten, allgemeine und besondere Charakterisirung derselben, specielle und generelle Topographirung, Physiographirung der Acten, Fasciculirung, Sortirung, Einquartirung, Archivs-Dienst- oder Bewahrungs-Repertorium, Geschäfts-Repertorium; dessen Theile, als Familien-Repertorium, Staats- Hoheits- Kirchen- und Lehns-Repertorium, Schuldregister, Stammgutsregister, Abgabs-Repertorium, Completirung des Archivs, Rekrutirung derselben, von Ämtern und Dicastrien, Verhältniß der Registraturen zum Archiv-Plane. Der II. Abschnitt beschäftigt sich mit der Ausfüllung und Erhaltung des Archivplans, als Uniformirung der Acten, Umquartirung derselben, Regulirung und Repertoirirung, Praeparirung der nachwachsenden Acten, Incorporirung der unwichtigen, Castrirung der überflüssigen, Incorporirung der wichtigen, Extrahirung, Remittirung und Novationen, Buch, Conservirung, Extradirung und Retradirung der Acten. Der III. Abschnitt enthält die Amtspflichten der Archivspersonen, als das Amt des Archivars, der Mitbeamten am Archiv, der Archivschreiber, des Archivdieners, Vorschriften gegen Feuergefahr, Verhalten in Feuersnoth; dann die Pflicht des Archivs-Commissarii sowohl bey dem Archiv, als bey den Dicastrial-Registraturen.

C. F. B.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MÄRZ, 1807.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte.* XXI Band, 1—4 St. 1804. 482 S. XXII Band 1—4 St. 1805. 632 S. XXIII Band 1—4 St. 1806. 640 S. 8. (Jedes Stück 10 gr.)

Der Zweck dieser Blätter erlaubt nicht, alle Abhandlungen aus dieser schon bekannten Sammlung ohne Unterschied anzuführen. Wir heben daher nur einige vorzügliche aus, und erlauben uns, unsere Bemerkungen darüber mitzutheilen. *Andreas Lund von der Milchrühr [Fluxus coeliacus]* (aus d. *Act. reg. Societ. med. Hafnens. T. IV. p. 423*). Der Vf. beobachtete die Krankheit nur einmal, welche er mit Richter bloß für Localkrankheit des Mastdarms hält; der Kranke genas in eilf Tagen bey Chinadekott, Klystieren aus kalem Wasser, *laudan. liq.* und *Aqua Goulardi*. — *Magnus Ström vom Nutzen der Alaunmolken.* Dieser wird vorzüglich bey schwarzem Erbrechen im Faulfieber, Blutbrechen und Nasenbluten, blauen Flecken in bössartigen Pocken, bey Blutpeien, weißem Fluß und Mutterblutflüssen gerühmt. „*Ebenderseibe von einer durch eine Versetzung entstandenen Schwierigkeit des Schlingens [dysphagia metastatica]*.“ Der Patient war der Vf. selbst, der diesen Zufall nach einem Nervenfieber bekam; nach fünf Jahren waren zwey verengerte Stellen im Schlunde noch immer gegenwärtig, obschon die Function des Schlingens etwas freyer von Statten ging. „*Clemens Tode über den Nutzen des Chamillenextracts und der Bernsteinsäure zur Heilung von Geschwüren.*“ Ein Zungengeschwür mit wildem Fleisch ward durch zehn Gran Extract und 2 Gran Bernsteinsalz, fünfmal im Tage, glücklich geheilt. — „*Ebenderseibe Bemerkungen über den Alaun, Kampfer und Citronensaft.*“ Von einem seiner Kranken erfuhr der Vf., daß man sich in Jütland 2 Loth Alauns als eines schweißtreibenden Hausmittels zu bedienen pflege, welches der Erzähler so eben mit Erfolg an sich probirt hatte. — Die Beobachtung über die Wirkung des Kampfers ist sehr zweifelhaft. — Ein Mann nahm jeden Morgen den Saft einer Citrone gegen hartnäckige Verstopfung, die keinem Mittel wich, mit fortdauerndem Nutzen. — „*Ebenderseibe von dem äußerlichen Gebrauch der Cantharidentinctur.*“ Gegen rheumatische plötzliche Zufälle habe sie sich schnell wirksam gezeigt, mehr als Fliegenpflaster und alle übrigen äußerlichen Mittel. — „*Ebenderseibe von der Heilung eines Krebsgeschwürs an den Augenhedern*“ *S. A. L. Z. 1807. Erst. Band.*

durch ein arsenikalisches Aezmittel.“ Es war das von Cosine, welches in zwey Fällen half, nur allemal das verderbte Fleisch, nie das gesunde wegätzte; weßhalb der Vf. seine Wirkung aus chemischer Verwandtschaft zu erklären geneigt ist: auch rath er, es gegen Chanker anzuwenden. „*Callisen von dem Gebrauch des kochenden Wassers, als eines blasenziehenden Mittels.*“ Da, wo man eines auf der Stelle blasenziehenden Mittels bedarf, schneide man in ein biegsames Leder ein Loch, so groß als die Blase werden soll, befestige es an der gewählten Stelle und giesse ganz heißes, oder kochendes Wasser auf: in wenigen Secunden erfolgt die Blase und alle übrigen Erscheinungen wie nach Fliegenpflaster. In Faul- und Nervenfiebern, wo die Lebenskräfte so sehr tief gesunken sind, in Krankheiten der Harnwege, wo Canthariden nicht Statt finden. Der Herausgeber bemerkt, daß dies Verfahren in bössartigen Blattern wohl den Brand erregen, in soporösen Krankheiten und Schlagflüssen aber von trefflichem Nutzen seyn könne. (Alle diese Aufsätze sind aus den oben angeführten *Act. Hafn.*) — „*Broussonet über den Gebrauch der blutigen Schröpfköpfe.*“ [*Journal general de Medecine T. XVI. p. 57.*] Der Vf. sucht diese in Frankreich vernachlässigte Operation wieder in ihre Rechte einzusetzen, indem er seine glücklichen Erfahrungen bey der Armee anführt, worin ihm Rec. vollkommen beypflichtet. — „*Gilbert über den Gebrauch der thierischen Gallerte bey Wechselfiebern.*“ Enthält eine genaue Vorchrift ihrer Bereitung nach Seguin, und ihrer Anwendung; übrigens nichts, was nicht bereits allgemein über diese gallische Erfindung bekannt ist. — „*Dumas von den Ursachen des Hungers und des Durstes.*“ [*Journal general de Medecine T. XVI*] — Nachdem der Vf. die sonst üblichen Theorien zu Erklärung der Ursachen des Hungers und Durstes widerlegt hat, trägt er seine auf eine Reihe von Versuchen an Hunden gegründete Meinung vor, die dahin geht, daß des Hungers Ursache nichts als eine gewisse Abänderung des Nerven- und des genau mit ihm verbundenen Lymphsystems, die des Durstes aber von einem besonderen Zustand des Gefäßsystems abhängig sey. Der Hunger werde durch den Mangel nährenden Säfte, so wie der Durst durch den Überfluß (!) derselben erregt. Der Hunger zeige eine Schwäche oder Verminderung der Kräfte, der Durst hingegen eine Vermehrung oder Erregung (!) derselben an. Der erste sey mehr asthenisch, nervos; der Durst aber mehr sthenisch (!) inflammatorisch. Die einsaugenden Gefäße wirkten bey dem Hunger auf

das empfindende System der Nerven; bey dem Durst erfolge eine gleiche Wirkung auf das Blutgefäßsystem. Bey vielen Hunden wurden die Erscheinungen des Hungers und Durstes beobachtet, und diese durch mancherley Potenzen zu vermindern oder zu verlöschen gesucht, die an und für sich nicht nährend sind, z. B. Opium, Sublimat u. s. w., welche die Empfindungen des Hungers entfernten; Salpeter u. s. w. welcher den Durst, in geringer Menge Wasser gelöst, aufhob. So minderten ihn auch Aderlässe; das abgelassene Blut bedeckte sich sogleich mit inflammatorischer Speckhaut. Oft entstand, wenn der Durst bey Hunden aufs höchste gestiegen war, die Wasserscheue. — „D. J. Larrey, von der Leberentzündung.“ [*Relation historique et chirurg. de l'armée d'Orient en Egypte et en Syrie. Paris 1803*]. Bey mehr oder weniger fetten Personen habe in den mühseligen Feldzügen in Ägypten und Syrien der Mangel nothwendiger Nahrungsmittel und Erquickungen in den Wüsten eine beträchtliche krankhafte Veränderung in der fettigen Substanz des Netzes und Zellgewebes hervorgebracht, deren Wirkungen das Leberorgan unmittelbar angegriffen, Entzündung begründeten, und dieses in Vereiterung setzten, wenn nicht zu rechter Zeit Hülfe geleistet werden konnte. Diese Leberentzündung zeigte sich durch einen Fieberanfall, der von der brennenden Hitze des Klima's und der Jahreszeit entstand, mit umherziehendem Schmerz, Schwierigkeit zu athmen u. s. w. verbunden. Die Beschreibung der primären Krankheit sowohl, als der zuweilen folgenden Vereiterung der Leber, ist im Ganzen gut gerathen, und trägt deutliche Spuren guter diagnostischer und anatomischer Kenntnisse: weniger befriedigend sind die pathogenischen Erklärungen des Hn. L. über diese Krankheit — eine Klippe, an welcher gallische Ärzte gewöhnlich scheitern, indem sie oft den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, wenn sie recht gelehrt thun wollen. — Weit schlechter aber ist der therapeutische Theil dieser Abhandlung, ganz im Geist des vor zwanzig Jahren üblichen Schlendrians; um so mehr aber darf man mit den chirurgischen Vorschriften bey der secundären Krankheit der Lebervereiterung zufrieden seyn. Die Prophylaxis dieser Krankheit in Ägypten, welche die meisten Schriftsteller für absolut tödlich halten, besteht, nach dem Vf., sich am Tage der Einwirkung der Sonne, Nachts der kalten und feuchten Luft zu entziehen, sich im Genuß der physischen Liebe zu mäßigen, geistige Getränke zu meiden, mäßige Ruhe zu genießen, sich mit Wasser und Seife zu waschen, und was dergleichen allgemein bekannte Dinge mehr sind. — „Ebenderselbe über den Ausatz der Griechen [*Lepros*] und den der Araber [*Elephantiasis*].“ Der Vf. hatte Gelegenheit, beide Krankheiten in Ägypten häufig zu beobachten. Französische Soldaten wurden durch Matrazen der Einwohner mit der *Lepros* angesteckt; unter den Einwohnern kam die *Elephantiasis* vor. Beide sind, trotz ihrer ähnlichen Zufälle, wesentlich verschieden, nur warmen Klimaten, vorzüglich Ägypten eigen, und nehmen, in andere verpflanzt, einen ganz verschiedenen Charakter an. Die erste Krankheit schränkt sich vorzüglich auf das Hautorgan ein,

giebt sich durch umherziehende Schmerzen der Glieder, Beschwerden im Gehen, Müdigkeit und allgemeine Schwäche und Traurigkeit zu erkennen! darauf erscheinen kleine bläuliche oben runzliche Pusteln, in größeren oder kleineren Haufen, im Gesicht oder auf den Gliedmaßen, am meisten auf den Hinterbacken und in den Kniekehlen, selten auf dem Rumpfe: bald trocknen sie zu schwärzlichen Krusten, unter welchen eine gelbliche, wässrige Feuchtigkeit hervorbringt, die den übeln Geruch wie der Athem des Kranken hat. Der Puls schwach, der Urin häufig mit viel Bodensatz; die Haut wird runzlich, die ausgeschlagenen Stellen sind gefühllos und ohne Ausdünstung: die Lippen verdicken, die Nasenlöcher erweitern sich, ihr Ausfluß wird jauchig, der Kranke zehrt ab, der Auschlag vermehrt sich, fließt zusammen, doch ohne zu jucken, oder zu schmerzen, in den Knochen und Gelenken aber finden sich Schmerzen ein. So dauert das Übel oft Jahre lang, zuweilen nur kurze Zeit bis zum erfolgenden Tode: in diesem Fall wird alles schlimmer, die Geschwüre unter den Krusten werden größer, speckartig, knotig, die angegriffenen Stellen gefühllos, abgestorben, die Gelenke oft zersprengen, ganze Glieder fallen ab, es entsteht hektisches Fieber und der Kranke verlischt. Eingeborne und Fremde haben gleiche Ansteckungsfähigkeit; tiefe Geschwüre scheinen die Ansteckung am meisten zu begünstigen. — Bey der Leichenöffnung eines am Ausatz verstorbenen Officiers fand Hr. L. Milz und Leber vergrößert, erste fast scirrhus, die Gekrösdrüsen geschwollen, verstopft, die kleinen Därme mit harten, fast gypsartigen Knoten besetzt, das ganze Zellgewebe fast verschwunden, gelblich, mit weißlichen harten Knoten erfüllt, die mit den Hautgeschwüren zusammenhingen. — Ausgeartete venerische und Flechtenkrankheiten scheinen den Ausbruch des Ausatzes zu begünstigen; eben so der Genuß der Zwiebeln, des gesalzenen Fleisches und selbst des frischen Schweinefleisches. — Nachdem der Vf. die bey den Schriftstellern herrschende Verschiedenheit in der Heilmethode des Ausatzes berührt hat, erklärt er ihn für eine athenische Krankheit, die er [ehem!] mit örtlichen Blutaussäuerungen, Brechmitteln, Purganzen, Molken, Spießglas, Erdrauch, Klettenwurzel, Milch und Milchspeisen in den zwey ersten Perioden heilen will! — mit einem Wort — es ist der ekelhafte, alte Tiffoismus, und dient zum neuen Beweis, daß die Franzosen so bald noch nicht die therapeutischen Lehrer der Deutschen werden können. Die Beschreibung der Elephantiasis [vorzüglich häufig bey Damiette] giebt uns keine neue Ansichten: die physiologisch-chemische Erklärung des Vfs. ist armfelig. Die Behandlung soll ohngefähr die nämliche, wie bey dem Ausatz seyn: wäre nur ein Bein befallen, so würde unser Vf. kurzen Proceß machen, und amputiren. Man sieht daraus, daß ihm die westindischen Erfahrungen fremd waren, die uns lehren, daß nach der Amputation der gesunde Fuß auch von der Elephantiasis ergriffen ward. — „Ebenderselbe über den wahren Fleischbruch [*Sarcocete*].“ Diese in Europa fast nie vorkommende, in Ägypten häufige Krankheit des Hodensacks, nicht der Hoden, beobachtete, der

Vf. oft, amputirte einst eine noch ganz kleine Geschwulst, sie wog nur 6 Pfund, glücklich: erfahrene von hundert, und eine sogar von der stupenden Grösse von zweyhundert Pfunden. Der Raum verflattet nicht, auch nur eine gedrängte Beschreibung zu geben, und wir verweisen daher auf die interessante Abhandlung selbst. — „*Alexander Gerard über die von selbst entstandenen Durchlöcherungen des Magens.*“ Compilation einer Menge Krankengeschichten und Leichenöffnungen von mehreren Beobachtern, mit des Vfs. eigenem Raisonnement verbrämt. {Übersf. von *Des perforations spontanées de l'estomac. Paris 1803*}. — „*Gallé Auszug aus der Erzählung des Erfolgs der, von der Commission des Nationalinstituts zu Paris, über den Gebrauch der thierischen Gallerte gegen die Wechselfieber angestellten Versuche*“ . . . Die Resultate, die sich aus dem Gebrauch der nach Segnie's Vorschrift bereiteten Gallerte ergeben, sind im Ganzen diesem Mittel günstig. Die meisten Kranken nahmen es gern. wenige haben Widerwillen dagegen und brechen sie weg, oder verlieren den Appetit; es finden bey seinem Gebrauch keine Gegenanzeigen statt; es mildert die gewöhnliche Cardialgie bey Wechselfiebern, lindert die schlimmsten Zufälle, beschleunigt den Eintritt der Hitze und des Schweisses, verkürzt den Anfall, und hebt oft das Fieber gänzlich. Oft aber erschienen bey seinem Gebrauch Zeichen der Vollblütigkeit, die theils allgemeine, theils örtliche Blutentleerungen heischten. „*Grille und Morellet über den Arznegebrauch des Braunsteinoxids.*“ Ersterer, nahe bey einer Grube wohnend, in welcher Magnesium gewonnen wurde, bemerkte, dass Arbeiter, entweder schon mit Faulkrankheiten vorher befallen, oder während der Arbeit davon ergriffen, durch den blossen Aufenthalt in derselben bald davon geheilt wurden. Diefes brachte ihn auf den Gedanken, mit Fett eine Salbe daraus zu bereiten, welche Anfangs bey räudigen Schafen, Pferden, in der Folge bey Menschen gegen den Erbgrind, Flechten und auch venerische Geschwüre mit auffallend grossem Nutzen angewendet wurde. „[Die Wirkungen dieser Salbe scheinen mit den, der oxygenirten, zuerst von Alyon bekannt gemachten Salbe, *Unguentum oxygenatum*, genau zusammen zu treffen. Rec. hat sich derselben in den angeführten Fällen sehr oft mit dem schönsten Erfolg bedient.] D. J. Larrey über die Augenentzündungen bey der französischen Armee in Ägypten.“ Interessant, verflattet aber keinen Auszug. „*Ebenderselbe über den Tetanus bey Verwundungen.*“ Ein lefenswerther Aufsatz. Die Zeichnung dieses fürchterlichen Übels ist ganz vorzüglich gut gerathen, genau und der Natur getreu. Die meisten vom Wundstarrkrampf Befallenen starben in Ägypten, so wie sonst immer; Klima, Mangel des Schutzes vor der Nachtlust waren dort die großen Ursachen der ungemein häufigen Erscheinung des Starrkrampfs bey Verwundeten: innere Mittel, Opium, Kampher, Moschus, auch Laugenfalze, halfen sehr selten; einigemal die Amputation. Den abwechselnden Gebrauch des Kali's mit Opium scheint der Verfasser so wenig zu kennen, als die damit zu verbindenden Laugenbäder. „*Chrestien über den Gebrauch der Coloquinten in eini-*

gen Gattungen des Wahnsinns.“ Sie wurden mit Fett als Salbe in den Unterleib gerieben, und bewerkstelligten einigemal volle Heilung. „*Odier vermischte praktische Bemerkungen.*“ [Ohne Zweifel sind diese Erfahrungen aus dem, in Genf, besonders bey dem schönen Geschlecht so berühmten „*blauen Buch*“ des Verfassers. Es gehörte nämlich zum guten Ton einer Dame, des Hn. Odiers Klientin zu seyn, *pour être reçue dans son livre bleu*, in welches, wie bekannt war, nur die interessantesten (!) Kranken eingezeichnet wurden.] Manche schätzbare und wirklich praktisch brauchbare Bemerkung und Beobachtung enthält diese Schrift allerdings, und deshalb ist das blaue Buch gewiss interessant: manches ist aber in der That auch trivial, allgemein bekannt, oder gar obsolet, wie der Gebrauch der rohen Kräutersäfte!! Hie und da findet man Spuren, dass sich der sonst verdienstvolle Vf. vom alten medicinischen Gallicismus noch nicht ganz frey gemacht hat. „*Ostley Cooper von den Zufällen bey der Verletzung des Trommelfells, nebst einer Nachricht von einer Operation zur Heilung einer besonderen Art der Taubheit.*“ Diese letztere hat ihre Ursache in der Verschlussung der eustachischen Röhre; die Heilung geschah in vier hier erzählten Fällen vermittelt Durchbohrung des Trommelfells mit einem Troikar an dessen unterem Ende unter dem Hammer: nie entstanden äble Zufälle.

Rec. muss übrigens dem Herausgeber den wohlgemeinten Rath geben, künftig eine etwas strengere Auswahl der Aufsätze zu veranstalten. Denn gewiss wird nur ein sehr kleiner Theil seiner Leser einigen Werth darauf legen, zu lernen, wie man — nicht kuriren soll. Auch sind die Übersetzungen etwas fabrikmässig, d. h. steif und holprich, und zum Übersetzen werden sie noch durch häufige Druckfehler entstellt. Es ist daher ein sehr natürlicher Gedanke, dass der Titel: „*Sammlung nicht auserlesener Abhandlungen*“ u. s. w. im Ganzen passender seyn möchte.

2 p. 2 T; E et i.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulb.: *Über die richtige Anwendung des Aderlassens, nebst einer Einleitung zur Diagnose des rheinischen Charakters einer Krankheit*, von Dr. G. Fr. L. Gries. 1804. XVI und 159 S. in 8. (12 gr.)

Da die ganze organische Integrität thierischer Körper durch Blut beharret, so gehört das Aderlassen allerdings zu den wichtigsten Operationen in Ansehung seines allgemeinen Einflusses auf die Lebensäußerungen und seiner Folgen für die Integrität organischer Körper. Ein unrichtig gebrauchtes Aderlassen muss daher für die Gesundheit ungleich nachtheiliger seyn, als ein zur Unzeit gereichtes Purgans oder Emeticum. — Das Blut ist kein Wohnsitz der Schärfe; und wäre es das, so läge der Grund der Erzeugung des scharfen Blutes in den productiven Organen, oder in den Stoffen, welche man ihnen zu verarbeiten gebe: in schlechter Nahrung, wodurch ursprünglich ihre Thätigkeit, und secundär durch diese das Blut geändert würde. Das Aderlassen kann daher auch keine Schärfe des Bluts verbessern; wohl aber vermindert es die Summe der Reize, und die Summe des nährenden

Stoffes. Nur da, wo die Energie des Lebens zu vermindern ist, sey das Blutabzapfen angezeigt. Zeichen der sthenischen Beschaffenheit aber sind: ein derber, fester, starker Körperbau, ein sthenischer Puls, sthenische Wärme, sthenische Mattigkeit, volle Se- und Excretionen u. s. w. Sthenische Krankheiten könnte man auch Krankheiten von zu großer Selbstständigkeit des Strebens des bildenden Triebes nennen. — Von den Miasmen oder Auschlagsfiebern könnte man sagen: in den Säften sey, durch specifische Stoffe, ein eigener Chemismus und ein, von den Gesetzen des organischen Bildungstriebes abweichender, Wechsel des Stoffes nach neuen Affinitäten herrschend geworden. (Oder wie man sonst kürzer sagte: durch specifischen Nervenreiz entstehen specifische Entmischungen der Säfte). — Starker, robuster Körperbau, gute Fleischkost, Frohsinn, männliches Alter zwischen 25 bis 45 Jahren u. s. w. erzeugen Sthenie: Schwangerschaften und das Säugen nie. Für die Sensibilität, in Ansehung ihrer Verhältnisse zum productiven Leben, stellt der Vf. folgende Gesetze auf: Sie sey zu betrachten als eine *leidende*, empfangende, der Außenwelt offene, als Empfänglichkeit, Receptivität: oder als eine *handelnde*, den übrigen Organismus, und durch diesen die Außenwelt, bestimmende, als Activität, oder Spontaneität. Die Erhaltung der organischen Integrität in den sensiblen Organen sey Folge der mit ihnen verwebten, und ihren Ersatz befördernden, productiven Organe: je mehr die Sensibilität Spontaneität ist, desto mehr handelt sie in ihren Organen, um so mehr also muß ein Defect organischer Integrität in denselben entstehen. Diefes ist der Zustand im Wachen, Denken, Bewegen. Ferner beschränkt die handelnde Sensibilität die Productivität, und erhöht also den Mangel organischer Integrität. Der periodische Stillstand in der sensiblen Thätigkeit heist Schlaf, in welchem die nicht beschränkte Productivität wieder ersetzt wird, und die nothwendige Folge des Integritätsersatzes in den sensiblen Organen durch productive Organe geschieht. — Bey frohen Leidenschaften nimmt die receptive Sensibilität, bey traurigen die handelnde Sensibilität mehr Antheil. Diese fließt in sich selbst zurück, und möchte gern alle Aufserungen der Productivität auf einmal hemmen. Auf diese Weise untergraben die traurigen Leiden-

schaften die Gesundheit, verstopfen die Quellen des Lebens, und stürzen durch die höchste Ohnmacht ins Grab, so wie die frohen durch Uebermaß und zu hohen Grad von Sthenie den Tod herbeyführen. Bey allen dem haben die frohen Leidenschaften mit der Sensibilität als Receptivität, die traurigen hingegen mit der Sensibilität als Spontaneität eine analoge erregende Wirkung. — Bewegung kann in sofern als reizend oder erregend betrachtet werden, wenn sie so lange fortgesetzt wird, daß dadurch eine stärkere Wärmeerzeugung entsteht, oder dadurch der Wechsel organischer Materie befördert wird. — Der Vf. nimmt mit *Niemeyer* den Antagonismus in den Willensorganen an. — Blut ist zur Erhaltung des Lebens nothwendig, und wir betrachten es als einen Inbegriff und als Vehikel aller zur Fortdauer der Lebensäußerung nöthigen materiellen Bedingungen. Weder falsche Vollblütigkeit und Congestionen, noch Gewohnheit, Jahreszeiten u. s. w. erheischen Aderlassen. Die sogenannten Probe-Venesectionen werden gewürdigt und verworfen. Gibt es aber nicht Formen der Asthenie, z. B. Tuberkeln in den Lungen, Verhärtungen u. s. w., bey welchen Aderlassen vorgenommen werden muß, wo z. B. die Productivität stark, die Masse der Säfte groß, der Bau der Organe aber zart ist; wo die Organe auf die zu große Säftemasse nicht gehörig reagieren, und ihrem Volumen nicht kraftvoll genug widerstehen können? *Autw.* Immer wird man sicherer heilen, wenn man, ohne vorher Ader zu lassen, die Energie der festen Theile erhöht. Bey Verwundungen sey es nur dann vorzunehmen, wenn wahre Sthenie vorhergegangen ist. — Theoretisch ist Alles das recht schön und consequent gesagt: am Krankenbette aber tritt doch wohl der Fall öfters ein, selbst in entschiedenen asthenischen Formen kleine Aderöffnungen vornehmen zu müssen, um sicher heilen zu können. Nur gar zu oft verträgt der junge Blutspeier dann erst mit Erfolg Reizmittel, wenn sein ganzes Gefäßsystem durch eine mäßige Blutaussäuerung gleich geschwächt oder herabgestimmt worden ist. Übrigens aber wird diese Schrift den Nutzen nicht verfehlen, auch von dieser Ansicht aus, den schändlichen, groben Mißbrauch des Aderlassens zu vertilgen.

J. M.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Pirna, b. Friele: *Anweisung die Gesundheit der Augen zu erhalten, und die Krankheit derselben, so weit es möglich ist, selbst zu heilen.* Für Blindheit Befürchtende, Kurzsichtigkeit und jeden Freund der Gesundheit seiner Augen, von D. G. W. Becker, ausübendem Arzt in Leipzig. 2. veyte verm. Auflage. 1803. VIII und 124 S. 8. (12 gr.) I Abschn. Von den Augen und Bedingungen des Sehens. Ungeachtet des geschmückten Stils nicht ganz befriedigend; *Muschenbroek* (*Muschk.*) in den Anfang des 17. Jahrh. zu setzen (S. 14), ist ein ziemlich starker Anachronismus. Besser ist der II Abschn. *Gewöhnlichere Krankheiten des Auges, worin sich der Nichtarzt helfen kann.* Gute Vorschriften gegen das Schielen; Schwäche der Augen, theils von zu großer Empfindlichkeit, theils vom Mangel der Erregbarkeit (weidmässig, aber zweckmäßig, von den Brüdern und dem Gebrauch der Brillen, zu deren Beforgung sich der Vf. S. 55 anbietet); Kurz- und Weitsichtigkeit; gewöhnliche Augenkrankheiten, mit Übergangung alles dessen, was nur vom Arzte behandelt werden kann und darf; leichtere Grade der Augenentzündung. (Bey neugeborenen Kindern

möchte es doch wohl bedenklich seyn, die S. 74 angerathenen Bleymittel dem Nichtarzte allein zu überlassen). III Abschn. *Wie erhält man die Augen gesund?* Durch Vermeidung allzugroßer und anhaltender Anstrengung, durch Erholung nach der Mahlzeit, Vermeidung der Arbeit im Halbdunkel, plötzlicher Erleuchtung des Zimmers, Nachlichts oder Mondscheins in demselben, alles dessen, was zu lebhaften Schein auf das Auge wirft (Beispiel eines durch das Anzünden der Pfeife mit dem Brennglas verursachten unheilbaren schwarzen Staars), des Stankes, Rauches, der Unreinlichkeit (wobey der Gebrauch der porzellanenen Augenbecher gegen Beer in Schutz genommen und dagegen dessen Rath, die Augenlieder mit nüchternem Speichel zu benetzen, verworfen wird). Anhang: *Verhalten bey Verletzungen der Augen und einigen Zufällen an den äußeren Theilen desselben (derselben).* Fremde, ausländische, oder nicht ausländische Körper in den Augen; Insectenstiche in den Augenlidern; Verletzungen durch Stich, Hieb, Schlag u. s. w.; Gersten- und Hirsekörner.

Rs.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6. M Ä R Z, 1807.

L I T U R G I K.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Ideen über das Aufse-
re der evangelischen Gottesverehrung*, von Fried-
rich Ludwig Reinhold, Prediger und Inspector
des Schullehrer-Seminariums zu Woldegk. 1803.
354 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In jeder Religionslehre entwickeln sich mit dem Fortschritt der Zeit drey merkwürdige Bestrebungen: der *Katholicismus*, der das Heilige in bestehenden Formen festzuhalten wähnt; der *Protestantismus*, der über jene Formen, als todtte Stoffe, die den Geist fesseln, hinwegsieht auf das Wesen der Religion selbst; und — der *Evangelismus*, der mit Unbefangenheit beide vereinigend und ihre Extreme vermeidend, die Hülfe von dem Kern zu unterscheiden weiß, und zwar nicht verlangt, daß, mit Lessing zu reden, allen Bäumen Eine Rinde wachsen soll, aber doch auch ein- sieht, daß jeder Baum seine ihm eigene Rinde haben müsse. Diese Stufen der Religionsgeschichte dürfen wir nicht etwa bloß in der christlichen Religion suchen; wir finden sie in jeder anderen vor und nach ihr. Aber überall hat der Charakter dieser Parteyen einen durchgängigen Einfluß auf das Äußere der bey ihnen üblichen Gottesverehrungen. Dem protestantischen Cultus merkt man es deutlich an, daß er eben so wenig ein evangelischer als katholischer, sondern ein protestirender ist. Als solcher steht er aber in feindlicher Opposition dem katholischen gegen über. Wenn der Catholicismus nur dahin sieht, daß keine gefährlichen Neuerungen sich einschleichen, die den bestehenden Ritus umstürzen: so bringt der Protestantismus eine Neuerung um die andere auf die Bahn, rüttelt und schüttelt an den vorhandenen Formen, bis sie allen Schein des Ehrwürdigen verlieren, und führt neue ein, aber auch nur unter dem Vorbehalt, daß sie früher oder später noch besseren Platz machen müssen. — Wenn jener das Blendende und Schimmernde im Cultus für nothwendig erachtet, damit das Volk nicht abfalle von seinem Glauben, und in dieser an sich richtigen Idee über die Grenze des Nothwendigen hinaus schreitet in das Gebiet der Ueberladung: so verwirft dieser, seinem Gegner zum Trotz, jeden Schimmer, und reducirt in seinem Eifer alles äußere Vehikel der Religion aufs cynisch Einfache und Schmutzige. Da er aber, seinem Charakter gemäß, nie aufhört, die Waffen der Polemik, oft gegen die Katholiken unter seinen Glaubensgenossen selbst, zu führen: so versteht sich von selbst, daß er nie zu ei-

ner consistenten organischen Verfassung kommt. Der Stoff, den er bearbeitet, ist immer in reger Wallung und Unruhe, und nur die ruhige Materie vermag sich zu crystallisiren. Er ist nicht ein organisirender, sondern desorganisirender, chemischer Geist. Weit günstiger und geneigter einem festen Gebilde ist der Catholicismus. Aber er hat nicht bloß seine Freude am Lebendigen, er balsamirt auch wie die Aegyptier das mit der Zeit Abgestorbene zur Mumie ein, um es dem Volk zur Anschauung auszustellen, und darin liegt sein Verwerfliches. — Der Evangelismus allein schafft einen Vernunft und Sinn zugleich befriedigenden Cultus. Er ist der Geist, der die Forderungen der Philosophie und Poesie an den Religionscultus möglichst zu vereinigen sucht, und derjenige unternimmt kein kleines Werk, der uns diese Vereinigung darzustellen verspricht. Er muß Ästhetiker und Philosoph, Katholik und Protestant zugleich seyn, und ist bey allem guten Willen doch in Gefahr, es mit beiden Parteyen zu verderben. Als Philosoph muß er die Principien auffuchen, nach denen der religiöse Cultus in seinem Zweck, Wesen und Umfang begründet wird, und diesen Cultus kleidet denn der poetische Sinn in den jenen Principien angemessenen Schmuck.

In diesem Geiste kündigt sich uns die vorliegende Schrift an. Wir ehren den edeln Zweck des Vf., und müssen ihm das Zeugniß geben, daß er hie und da recht gelungene Ideen über Verschönerung und Veredlung des Cultus mittheilt. Manche derselben sind schon von anderen vorgetragen worden, andere sind ihm eigenthümlich, und es gereicht ihm schon zu einem unleugbaren Verdienst, daß er das Ganze der Materie in einem eigenen Werke zu umfassen sucht. Aber die poetische Tendenz überwiegt bey ihm die philosophische. Erst das Hässliche und Karicatur-ähnliche führt ihn auf das Schöner und Edlere, der Mißbrauch auf den rechten Gebrauch, das Anstößige auf das Erbauliche, statt daß dieses alles durch die wissenschaftliche Begründung ohne Bezug auf jene Antithesen gefunden werden sollte. Der Evangelismus ist bey ihm noch nicht zum organischen Schaffen und Bilden aus Einem Stück und durch einen inneren Bildungstrieb gediehen; welches wir ihm aber kaum zum Vorwurf machen können, da es noch Niemanden vor ihm gelungen, und in der That keine geringe Aufgabe ist. Doch glauben wir sein Werk gerade dadurch zu ehren, daß wir den Maßstab der höheren Kritik an dasselbe legen: wobey sich denn ergibt, daß es seinen Ideen noch an jener Consequenz und Nothwendigkeit der Principien fehlt, die das Innere

Kkk

der Gottesverehrung construiren. Dadurch werden so manche seiner Vorschläge, die das *Außere* derselben betreffen, rhapsodisch schwankend und unreif, so daß er mit ihnen vor den gewöhnlichen Projectantzen in diesem Fache nichts voraus hat. Da ferner jene Vorschläge den größten und wichtigsten Theil seines Buchs ausmachen, so hätte vor allem die Frage eine gründliche Untersuchung verdient: wer soll sie ausführen? der Staat als Stellvertreter der Kirche? oder der Prediger? oder die Gemeinden? — Denn Vorschläge sind zwar bisher in Menge gethan worden, (mit jedem neuen Journalheft kommen neue zum Vorschein); aber wie wir mit ihnen den Einwohnern von Tchinkistane gleichen, die die europäischen Beile seit langer Zeit besitzen, ohne beyin Fällen ihrer Bäume wirklichen Gebrauch davon zu machen, so rührte es unstreitig mit daher, daß ein Theil die Ausführung immer von anderen erwartet und darüber nichts geschieht. Hier nur einige Bemerkungen! — Es ist erstens nicht zu wünschen, daß der Staat selbst sich zu eifrig in dieses Geschäft einmischet, weil der argwöhnische Unterthan nur einen neologischen Glaubenszwang dahinter zu vermuthen, oder es wohl gar unter die Rubrik drückender Staatslasten zu setzen geneigt ist. Nichts wäre dienlicher, den Geist des Evangelismus unter Katholiken und Protestanten zu verschleichen, als wenn er in der Person eines Menschen sich aussprechen und durch Religionsedict monarchisch gebieten wollte. Und doch giebt es unter den nöthigen Verbesserungen solche, die nur durch die Beyhülfe des Staats ins Werk gerichtet werden können, z. B. die Errichtung geschmackvollerer Kirchengebäude, die Einführung anständigerer Predigerornate u. s. w. — Es ist ferner nicht zu leugnen, daß die Veredlung des Ritus durch die Bemühungen verständiger und thätiger Prediger hier und da ungemein gewonnen hat, und daß sie gerade dadurch im Stillen viel ausrichteten, weil sie mit Vorsicht und Schonung der Gemüther zu Werke gingen. Aber haben wir überall solche Prediger? werden ihre Bemühungen von Consistorien und Oberen auch nur gern gesehen, von den Gemeinden mit Dank erkannt? Treten überall die Bedingungen ein, ohne welche die besten Wünsche misslingen: ein geschickter Schulmann? ein guter Cantor und Organist? ein wohlbesetzter Chor? eine empfängliche Gemeinde? ein hinreichender Kirchenfonds? Soll es aber ewig nur auf den Zufall ankommen, welche Gemeinde so glücklich seyn wird, einen veredelten Cultus zu besitzen? Sollen die gutbestellten Gemeinden ringsum mit desto vernachlässigteren umgeben seyn? soll nie ein überall sich verbreitendes, harmonisches Ganzes geschaffen werden? — Und wie können endlich die Gemein den selbst gewonnen werden, wenn sich mancher Prediger herausnimmt, an dem bisher üblichen Ritus nach tölpischem Gutdünken jeden Augenblick zu meistern? an die Stelle des Alten, das vielleicht nur ihm nicht gefiel, etwas Neues zu setzen, das noch viel weniger der Gemeinde gefallen kann? Beunruhigt man überhaupt den Eindruck, den eine Sache

auf die Gemeinde macht, nicht zu sehr nach dem Eindruck, den sie bloß auf uns macht? Wie leicht ist es, bey der Erlöschtheit des Sinnes für das Symbolisch- feyerliche in protestantischen Gemeinden, durch willkührliche Einführung neuer Gebräuche ins Gezierte, Läppische, Tändelnde zu verfallen, und dadurch das Übel noch ärger zu machen! — Man sieht, wie viele Interesse noch vereinigt werden und welche Umstände zusammen wirken müssen, bis wir hoffen können, mit unseren Vorschlägen etwas Ganzes auszuwirken. Möchte der Vf. diese Punkte berücksichtigt und auseinander gesetzt haben, gewiß hätten seine Vorschläge dadurch selbst gewonnen. Doch wir wenden uns von den allgemeinen Bemerkungen bey Gelegenheit des Buchs, und über dasselbe, zur näheren Ansicht im Einzelnen. Es ist in 5 Bücher abgetheilt nach folgenden Überschriften: I) Über die zur öffentlichen Gottesverehrung gehörenden Werkzeuge. II) Über die öffentlichen, religiösen Zusammenkünfte. III) Über einige gemeinschaftliche Feyerlichkeiten. IV) Über einige besondere Feyerlichkeiten. V) Über die geistlichen Finanzen. — Kap. I, B. I entwirft der Vf., nachdem er eine abschreckende Beschreibung mancher Kirchen, wie sie sind, gegeben, einen ausführlichen Bauriss von einer Kirche, wie er sich dieselbe aufgeführt wünscht. Sofern er damit nur das Bedürfnis des Besseren andeuten will, ist nichts dagegen einzuwenden; wenn er aber damit dem Architecten selbst ins Amt greift, so findet es Rec. äußerst gewagt. Man überlasse die Ausführung wo möglich einem Christoph Wren, und forge seiner Seits nur dafür, einen Geldschatz zusammen zu bringen, womit jener Baumeister einst bezahlt werden kann. Oft kauft man sich ein in seiner Meinung unübertreffliches Prachtgeräthe, aber bald entdeckt man in den Zimmern der Reichen ein anderes, das das unsrige weit hinter sich zurückläßt. So kommt es uns leicht mit unseren idealischen Kirchen gehen, und doch werden diese für den Geschmack mehrerer Jahrhunderte erbaut. Rec. würde daher, da es jetzt Mode wird, in Büchern neue Kirchen zu bauen, den Predigern rathen, sich selbst mit keinem Bauriss abzugeben, dafür aber desto sorgfältiger alle Kleckse, Schmutzecken und Zerrbilder wegzuschaffen, die ihre Kirchen verunziern. — Bestimmtere Vorschläge lassen sich (Kap. 2) über die *Geräthschaften der Kirche* machen. Unter anderen wäre die Wiedereinführung der Rauchfässer allerdings zu wünschen. Ein angenehmer Geruch wirkt wohlthätig auf das ganze Nervensystem, besonders des weiblichen Geschlechtes, und Rec. sollte meinen, daß die Räucherung, zumal in stark besuchten Kirchen, bald eine gefällige Aufnahme finden würde. — Daß (Kap. 3) die *gottesdienstliche Kleidung der Prediger* eines besseren Zuschnitts bedarf, ist wahr; doch würde Rec., wenn es einmal dazu kommen sollte, noch mehrere Stininen darüber sammeln, als die des Vfs. Auch wäre die Frage, ob diese Kleidung nicht nach den verschiedenen feyerlichen Gelegenheiten wechseln dürfte. Statt des Kragens schlägt der Vf. bey dem bloßen Prediger ein silbernes, bey

dem Superintendenten ein goldnes, bey dem Gener. Super. oder Consistorialrath ein dergleichen mit Edelsteinen besetztes Kreuz vor, das mittelst einer Kette an der Brust herunter hängt. — Die *weißen Chemisen* aber, die die Mädchen an ihren Confirmations- und Trauungstagen, und endlich im Sarge tragen sollen, und ein ähnlicher *Überwurf* für das männliche Geschlecht, die als Universalfeyerkleider in der Kirche parat liegen sollen, wollen uns nicht gefallen. — Was der Vf. B. II Kap. 1 — 5 über die Zeit des Gottesdienstes, über Gesang, Kirchenmusik, auseren Anstand im Predigen, und während des Gottesdienstes, Aufeinanderfolgen der kirchlichen Verrichtungen sagt, sind bekannte, aber herzliche und gut vorgetragene Erinnerungen. Sie würden noch interessanter geworden seyn, wenn er auf das, was andere schon darüber gesagt haben, Rücksicht hätte nehmen können, welches ihm aus Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit der neuesten Literatur, worüber er am Ende seines Buchs selbst klagt, nicht vergönnt war. Mehr Eigenthümliches sagt er Kap. 6 von den *Festen*. Er führt Blüten- und Blumenfeste ein, um die verschiedenen Jahreszeiten zu feyern, und will daran sinnige Betrachtungen über die ihnen ähnlichen Epochen des Menschenlebens anknüpfen wissen. Richtiger würde diese Idee gedacht seyn, wenn er umgekehrt jene Epochen des Menschenlebens zum Gegenstand der Feyer gewählt und die Blüten- und Blumenzeit nur als Symbol damit in Verbindung gebracht hätte. Da die Kirche keine Anstalt für Kinder ist, so sind alle Feste für Kinder nur Schul- nicht Kirchen-Feste, und der Vf. hätte sowohl das ihnen gewidmete Blumenfest, als das noch eigene Schulfest, das er ebenfalls der Kirche übergiebt, unter anderen auch deshalb für die Schule bestimmen müssen, weil mit allen Kinderprocessionen ein zu rauschender Lärm verbunden ist, als das aus dem Feste nicht ein Spektakel werden sollte. Warum überhaupt zwey Feste für Kinder in *Einem* Jahr? Eine günstigere Aufnahme verdient das Vaterlandsfest, das Fest zur Erinnerung an Verstorbene, das Fest der Eheleute. — Kap. 7 trägt er mit Recht auf ein eigenes Kirchenpolizeycollegium an, das aus dem Prediger, den beiden Kirchenvorstehern und einer obrigkeitlichen Person bestehen soll.

Um eine Probe von den gottesdienstlichen Anordnungen des Vfs. zu geben, stehe hier seine Feyer der Beichte und des Abendmahls. Die allgemeine Beichte empfiehlt er unter der Einschränkung, daß einige Tage vorher sich jeder, der das Nachtmahl feyern will, ohne Unterschied des Standes persönlich bey dem Prediger melde, damit er ihm seinen besondern Gemüthszustand eröffnen, und von ihm Rath, Trost und Belehrung erhalten kann. Er bestimmet jährlich 4 — 6 Sonntage zu dieser Feyer, und nur die Theilnehmenden dürfen dabey zugegen seyn. Sonntags früh versammeln sie sich, es wird ein Bußlied gesungen, der Prediger tritt an den Altar, um den sich die Gemeinde herum versammelt, hält eine Rede mit freundlichen Ermahnungen zur Sinnesänderung;

spricht ein Gebet, worin Reue über die Sünde, Hoffnung auf Gottes Gnade und Voratz der Besserung bezeugt wird. Nach etlichen Fragen, die mit ja beantwortet werden, fallen alle auf die Kniee, und werden entweder insgesamt, oder jeder einzeln, durch Handauflegung absolvirt. Während sie noch knieen, sinkt auch der Prediger am Altare nieder, und spricht ein kurzes Gebet. Unter einem feyerlichen Orgelspiel erhebt sich die Versammlung und geht zu ihren Sitzen zurück. Das Orgelspiel geht in die Melodie eines anzu stimmenden Liedes über, der Prediger hält einen kurzen Kanzelvortrag, nach welchem er unter dem Abfingen einer Liederstrophe an den Altar, tritt und die Versammlung während des bloßen Orgelspiels sich um ihn her rangirt. Die Orgel schweigt, er sinkt mit der Gemeinde auf die Kniee, und spricht das Vater unser; dann erhebt er sich, sagt die Einsetzungsworte und nun steht auch die Gemeinde auf. Der Prediger reicht dem Vordersten die Patene mit gewöhnlichem Brod oder Backwerk, um sich davon zu nehmen und sie weiter zu reichen, wobey er eine schickliche Anrede hält, die durch ein Adagio von der Orgel beantwortet wird. Diese Musik ertönt auch bey dem Herumreichen des Kelchs, der mit gutem, wo möglich *rothem*, Wein gefüllt ist. Nachdem so gegessen und getrunken worden, schweigt die Orgel, der Prediger hält noch eine kurze Ermahnung, spricht den Segen, und nun verfügt sich jeder unter angemessenem Orgelspiel zu seinem Sitz. Der Prediger singt eine Antiphonie, spricht ein kurzes Gebet und ein Abendmahlslied beschließt die Feyer. — Glückliche Veränderungen schlägt auch der Vf. mit der Taufe, der Confirmation und Copulation vor. Er hat hier, wie überall, die löbliche Absicht, mehr *Handlung* in den kirchlichen Ritus einzuführen. Denn der *Unsrige* besteht mehr im Sprechen als Handeln, und überdies ist es nur ein Sprecher, der als activer Theil die oft bis zum Schlafen und zu Narrentheidungen passive Gemeinde in ihrer Andacht leitet. Der katholische Gottesdienst hat zwar mehr Handlung, aber er steinert sie a) durch ihre einformige Wiederkehr zu einer die Seligkeit eintragenden Münze, und b) fordern die meisten ein eigenes Studium, um in Beziehung auf das Heilige nur verstanden zu werden. Jenes verhindert, daß sie ein Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens seyn können, indem sie selbst in ihrer Mannichfaltigkeit eintönig werden; dieses macht, daß sie nicht Erbauung und Andacht, sondern Heuchelei und Gedankenlosigkeit befördern. Von diesen Extremen müssen die Handlungen des evangelischen Gottesdienstes entfernt bleiben. Denn sie sollen: a) das Einformige in Mannichfaltigkeit verwandeln, b) eine ästhetische Anschauung gewähren, c) wahre Andacht und Erbauung befördern. Nach diesen Grundsätzen dürfte von Prediger und Gemeinde weniger gekneiet werden müssen, als der Vf. haben will, und das Essen des *Freuden-* und *Thränen-Brods* von den Verlobten nach geschriebener Trauung, wegen des damit verbundenen Kauens und Schlingens, das einer oft abgewehrten Braut sehr beschwerlich fallen würde, we-

der ein schöner Anblick seyn, noch eine leichte Beziehung auf seine Bedeutung zulassen. — Doch wir brechen ab, um mit unsern Bemerkungen nicht den Schein zu erregen, als wollten wir das Buch dem Leser weniger empfehlen, als wir wirklich thun, da wir im Gegentheil das Verdienstliche desselben mit Vergnügen anerkennen, und dem Vf. dafür Dank und Achtung bezeugen.

A + S.

HALLER, b. Gebauer: *Liturgisches Journal*. Herausgegeben von Balth. Wagnitz. 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. 1806. Ersten Bandes 1—4 St. 488 S. Zweyt. Bandes 1—4 St. 494 S. Dritten Bandes 1—4 St. 493 S. Vierten Bandes 1—4 St. 472 S. Fünften Bandes 1—4 St. 493 S. Sechsten Bandes 1 und 2 St. 248 S. 8. (Jedes St. 9 gr.)

Dieses Journal soll sich an das für Prediger anschließen, welches itzt ebenfalls der für das Gute unermüdet thätige Vf. herausgibt, und hat den Zweck, zur Verbesserung des öffentlichen Religionscultus mitzuwirken. Es liefert zu dem Ende unter gewissen allgemeinen Rubriken, die durch alle Stücke fortlaufen, 1) längere und kürzere Aufsätze; es enthält 2) eine liturgische Correspondenz; es giebt 3) liturgische Nachrichten; es liefert 4) Recensionen liturgischer Schriften, und 5) liturgische Formulare. Für die nöthige Mannichfaltigkeit und Abwechslung ist also hinlänglich gesorgt, und das Ganze athmet

einen so liberalen Geist der Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, daß wir dem Journale eine lange Dauer und die verdiente günstige Aufnahme wünschen. Zwar sind, wie sich das von selbst versteht, nicht alle Aufsätze, Vorschläge und Formulare von gleichem Werthe; es sind die Arbeiten sehr verschiedener, theils schon bekannter, theils unbekannter Verfasser, und einige mögen wohl in Gegenden leben, wo zur Verbesserung der Liturgie noch sehr wenig geschehen ist: aber eben deswegen hat es seinen guten Nutzen, wenn Gegenstände dieser Art recht oft und immer wieder aufs neue zur Sprache gebracht, und recht viele, wenn gleich bisweilen ganz entgegengesetzte Meinungen darüber gehört werden. Auch bescheidet sich Rec. gern, daß manches, was dem belesenen, mit allen Hülfsmitteln der Literatur versehenen Theologen unrichtig oder längst abgethan scheint, solchen Predigern, die in einer ziemlichen Abgeschlossenheit von der gelehrten Welt leben, neu und interessant seyn könne; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann auch der Mangel an Neuheit dem gegenwärtigen Journale auf keine Weise zum Vorwurfe reichen. Da es uns nicht erlaubt ist, auf eine ausführliche Kritik der einzelnen Aufsätze dieses Journals einzugehen, und da den Lesern mit einer bloßen Inhaltsanzeige wenig gedient seyn dürfte: so haben wir zu unserm obigen Urtheil weiter nichts hinzu zu setzen.

Malc.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Cassel, b. Griesbach: *Predigten vom höchsten Inhalte*, von F. W. Ernst, kurf. hessischem Hofprediger. 1806. 271 S. 8. (20 Gr.) Diese Predigten zeichnen sich durch interessanten Stoff, durch philosophisch richtige Dispositionen, durch Fülle der Gedanken, durch Energie und Kraft im Ausdrucke, überhaupt durch eine edle und ungezwungene Sprache vor vielen anderen aus. Irrt sich Rec. nicht, so hat der Vf. die fast unübertrefflichen Reinhardtschen Predigten sich zum Muster genommen. Man findet hier eben so, wie in jenen, einen Eingang, der auf die Wichtigkeit der Sache, die abgehandelt werden soll, aufmerksam macht, sodann eine Erklärung des Textes und Bestimmung des Hauptbegriffes des Thema und den Übergang zur Eintheilung des Vortrages. Die Ausführung des Thema ist immer vollständig und erschöpfend. Die Disposition des zweyten Theils nimmt gewöhnlich auf die Unterabtheilungen des ersten Theils Rücksicht, und eine jede Predigt bildet ein harmonisches Ganzes. Nur die erste Predigt: „Wie wohlthätig die Zeit für den Menschen ist,“ hat dem Rec. nicht befriedigt. Der Vf. legt da der Zeit Eigenschaften und Wirkungen bey, die sie nicht hat. Die Zeit führt nicht jeden Einzelnen zu dem Ziele der Vollendung in Rücksicht auf Bildung des Verstandes und des Herzens, (sonst müßten alle zu dieser Vollendung kommen, was doch offenbar nicht geschieht,) sondern die Umstände, die Gelegenheiten und Veränderungen in der Zeit, und unsere Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Benutzung dieser Umstände und Gelegenheiten bewirken das, was im ersten Theile, der Zeit selbst zugeschrieben wird. Eben so erleichtert auch nicht die Zeit die Beschwerden und Arbeiten unseres Lebens, sondern die Gewohnheit, diese Arbeiten zu thun und die Beschwerden zu tragen. Der zweyte Theil, welcher angiebt, was wir thun müssen, wenn die Zeit diesen Nutzen wirklich leisten soll, widerlegt daher ganz den ersten Theil; und das Thema hätte vielmehr so gefaßt werden sollen: Was müssen wir thun, wenn die Veränderungen in der Zeit wohlthätig für uns werden sollen? Oe. m. r.

Leipzig, b. Steinacker: *Das Confirmationssfest*. Ein Versuch, seine Feyer sowohl Eltern als Kindern unvergesslich zu

machen, von Friedrich Heinrich Anton Wallroth, Pastor und Consistorialassessor. 1805. 40 S. 8. (4 gr.) Den Tag der Confirmation für Eltern und Kinder wichtig zu machen, muß um so mehr das Bestreben eines jeden Religionslehrers seyn, je mehr dieser Tag ihm mehr als ein anderer Gelegenheit giebt, erregte Vorsätze zu wecken, und auf die Gemüther bleibende Eindrücke zu machen. Väter und Mütter selbst nehmen doch wohl dann noch am ersten ein Wort der Ermahnung an, wenn sie ihre Kinder vor dem Altare stehen sehen, die sie — sie wissen selbst nicht wie — unter manchen Gefahren und Beschwerden schon so groß gezogen haben, und jetzt ein Gegenstand ihrer Furcht und ihrer Hoffnung sind. Welcher Prediger diese Handlung mechanisch treibt, der sollte durchaus nichts als mechanische Arbeit treiben und — Holz hacken. — Rühmlich schließt sich Hr. W. an die besseren Prediger an, die in unseren Tagen alles aufsuchen, um dieser Handlung mehr Feyerlichkeit zu geben, wiewohl die hier aufgestellte Form nicht eben viel abweichendes von dem enthält, was Rec. schon an mehreren Orten gesehen hat. Nach einer kurzen Anrede an die Gemeinde folgt das Examen der Kinder; welches aber wohl deswegen überflüssig seyn dürfte, weil gerade die geschicktesten Kinder theils zu gerührt, theils zu blöde seyn werden, um vor der ganzen Gemeinde auf die vorgelegten Fragen zu antworten, wie sie zu anderer Zeit geantwortet haben würden. In der Rede an die Kinder, die mit Rührung gesprochen, gewiß nicht ohne Eindruck geblieben seyn wird, werden sie ermahnt, in der Erkenntnis der Religion immer mehr zu wachsen, die Pflichten des irdischen Berufs zu erfüllen und in der Heiligung zuzunehmen. Allein die Heiligung (warum nicht gleich ein verständlicheres Wort?) schließt doch auch eine gewissenhafte Berufserfüllung in sich. Rec. hält dafür, daß nicht immer die Ermahnung so allgemein bleiben, sondern lieber jedesmal eine Maxime, eine Sentenz, ein Spruch voll Kern und Saft den jungen Gemüthern gleichsam auf den Weg durchs Leben gegeben werden müsse. Das Ganze beschließt nach der Einsegnung mit Wechselgesang.

L. M. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M Ä R Z, 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT, b. Mohr: *Der rheinische Bund.*
Drittes Heft. 1807. bis S. 480. 8.

Wir eilen die Fortsetzung dieser sehr interessanten Zeitschrift des Hn. Hofkammerrath *Winkopp* in Aschaffenburg anzukündigen, oder vielmehr über deren Inhalt auch unser Wort zu sagen. Die Rede ist von einer Wiedergeburt, deren Schmerzen nicht vergeblich seyn sollen, von Grundfesten, über deren Güte die Nachwelt uns richten wird. Wir täuschen uns nicht über den Eindruck; wir wissen, wie weit, bey uns zumal, das Lesen und Ausführen von einander liegen; wenn aber auch der beste Wille, durch Vorurtheile entstellt, mißkennt oder unbeachtet bleibt, so ist man das Zeugniß der Wahrheit sich selbst nicht weniger schuldig.

Es ist in diesem Heft glücklicher Weise manch lobwürdiges: Die *Organisation der Stadt Frankfurt*, voll Billigkeit, Einfachheit, möglichst klar, sichtbar wohlwollend, eine achtungswerthe Grundlage der neuen Existenz einer so ehrwürdigen Commun. Eben so trefflich das *württembergische Religionsgesetz*, welches keine Religion tolerirt, alle gleich stellt. Man muß die Souverainetät lieben, deren erste Ausflüsse so wohlthätig sind; und gestehen wir es, dergleichen vieles war in verschiedenen Ländern weiland höchst schwer oder unmöglich: Beschränkungen, welche das Böse nicht allezeit hinderten, seit ihr erster Geist in ein Formenspiel überging, haben auch dem Besten manchmal die größten Schwierigkeiten entgegen gesetzt. Allein jetzt, wo sie nicht mehr waken, fragt sich allein, wo und wie das Gute, so in ihnen war, die heilsame Grenze der Willkühr, künftig zu suchen seyn dürfte: der osmanische Kaiser hat seinen Koran; der sinesische die Herkommen der Väter; wir hatten auch wohl eine Bibel; da ist aber die höhere Kritik gekommen, und hat an den Verfassern und ihrem Ansehen irre gemacht; was bleibt uns als eine möglichst allgemein zu verbreitende, bestimmte, öffentliche Meinung über öffentliche Interessen? Diese von dem einsamen Arbeitszimmer des Denkers in die Hütte des Landmanns und in die Quartiere des Kriegers hinab, und hinauf in die Kabinette der ersten Ministern steigende Stimme für Humanität und Recht, kann, wenn Ernst und Redlichkeit ist, vor der Hand vieles ersetzen und festhalten. Darauf kamen wir bey der lehrreichen Abhandlung *über die Landstände* (bey Anlaß ihrer Abschaffung im Großherzogthum Hessen

(S. 381). Sehr natürlich, daß die Auflösung so lang verehrter Repräsentaturen erschrecken mag: wenn sie hin und wieder nicht viel mehr werth waren, als die Parlamente unter dem Hause Tudor, so waren die Körper doch, die einst ein Geist finden und heilsam erhöhen konnte; es war ein *Schein* von Zwischenmacht. Doch, unersetzlich ist nichts, wenn die Menschen sich nicht verschlechtern; was in der Natur liegt, wird seine bessere Zeit allemal finden, und aus der Gährung entwickeln sich Keime und Kräfte. Indes ist nichts besseres zu thun, als, mit Verschmähung der Schmeicheley, um gute Anstalten die Füßen so loben, daß ihnen der Weg wahren Ruhms unverkennbar werde; die Bedürfnisse und Forderungen der Menschheit in ein so klares Licht setzen, und so bestimmt aussprechen, daß Collegien sich scheuen müßten, offenbar dagegen zu handeln; selbst aber einen höheren, einen Gemeinnutz annehmen, der mit Verachtung der pöbelschaften Persönlichkeiten und pedantischen Klaubereyen, diese Denkungsart an allen die sie haben, in allen Schriften wo sie ist, freudig erkenne und patriotisch rühme. Das übrige, wie es sich bilden und setzen, wie es endlich seyn wird, beruhet auf nicht vorherzusehenden Fügungen, welche der Verstand und Sinn, welchen wir hier fordern, allenfalls besser nutzen und lenken dürfte, als mancher geist- und herzlosen Versammlung in der Steifheit ihres Herkommens etwa hätte einfallen mögen. Es hängt wirklich von den Menschen ab, ob kommende Geschlechter dieses Zeitalter für das betrachten sollen, wo eine allgemeine Hemmung der Sprachorgane die oberste der Creaturen mit den unteren Classen egalisirt habe, oder für das, worin dem aufwachsenden Jungen die gewohnten Gängelbände endlich weggenommen worden, damit er für sich gehen lerne. Jedoch, es ist Zeit einzulenken.

Es ist eine wichtige Abhandlung *über die Unterhaltung des Personals vom Cammergericht* S. 390—455. man mag sie in Humanitätsrückfichten, oder mit einem gewissen Gefühl deutscher Nationalehre betrachten. Vier und dreyßig Personen, die ihr Leben den Reichsgeschäften gewidmet, und wovon zehn über 60 Jahre alt sind, ihr wirklich sehr mäßiges Gehalt ferner zu sichern, ist ein Satz, der weder Widerspruch noch Schwierigkeiten finden sollte. In der That scheint auch aus den beygebrachten Acten zu erhellen, daß dieses allgemein gefühlt wird. (Nur denkwürdig, und ein besser zu verheimlichender Fleck ist immer, daß die Idee hat entstehen können, für die Unterhaltung des untergeordneten Personals den Affeoren ab

aus den Sachen fließen, und ihrem Verstand überlassen; auch die Phantasie wird Beschäftigung finden, sowohl im Hinblick auf künftige Zeiten, als die Zufälle der gewesenen Welt. Wie viel wäre wohl anders, wenn Cromwell 1634 durch ein königliches Auswanderungsverbot nicht verhindert worden wäre, sich mit seinen Freunden an den Connecticut zu verpflanzen (S. 503)!
Ths.

ERDBESCHREIBUNG.

ERFURT, b. Keyser: *Der kleine Reisegefährte, oder Reise-Taschenbuch für junge wandernde Künstler und Handwerker.* Herausgegeben von **Johann Carl Lieber**, I Abtheilung. 1805. 108 S. in 8. II Abtheilung. (Auch unter dem Titel: *Kleine Erdbeschreibung, oder Geographie für junge reisefähige Künstler, Handwerker und andere Reisende*.) XXVI und 220 S. in 8. (1 Rthlr.)

Wir haben schon mehrere solcher Taschen-Bücher für reisende Handwerker, die wenigstens eben so gut, als das vorliegende, eingerichtet sind. Zuerst zeigt der Vf. einen zweckmäßigen Reiseplan. Sein Rath in Hinsicht der Kleidung, des Reisegepäcks, des Reisegeldes, des Passes, der Kundschaft und der Empfehlungsbriefe ist allerdings sehr beherzigenswerth. Er warnt vor Contrebande, und ratht Vorsicht bey der Wahl der Reisegefährten an. In Rücksicht der Gesundheit und des vorsichtigen Genusses der oft schlecht zubereiteten oder verfälschten Speisen und Getränke, giebt er den Reisenden einen vernünftigen Unterricht. Nun kommt auch etwas von dem Klima und von der Sicherung gegen epidemische Krankheiten, welches freylich etwas zu dürftig ausgefallen ist. Darauf folgen noch andere nützliche Regeln zur Verwahrung der Gesundheit, z. B. gegen Erhitzungen und Erkältungen, gegen das Erfrieren u. s. w., ferner über das stüliche Betragen, über die Wahl der Herberge, über Reisen auf der Post, und über Wasserreisen. Sodann noch ein Unterricht in der Witterungskunde,

eine Reiseroute mit dem Meilenzeiger, und das Nöthigste von der Geld-, Münz-, Gewicht-, und Maßkunde. Das letztere ist größtentheils klar und bündig dargestellt. Die vorhergehenden Belehrungen aber hätten besser an einander gereiht, zum Theil auch genauer abgehandelt werden sollen. Den Beschluß der ersten Abtheilung macht eine gute Auswahl von Liedern.

Die zweyte Abtheilung bedarf sehr vieler Berichtigungen. Rec. will nur auf einige derselben hindeuten. S. 43 soll wohl unter *brittischem Meer* das caldonische Meer bey Schottland gemeint seyn. S. 44 fehlen unter den vorzüglichsten Meerengen der Hellespont und die Meerenge von Constantino-pel, unter den Flüssen die Themse, die Weichsel und der Po. S. 47 stehen *Gebirge* und *Berge* unter einander. S. 48 muß statt *Dämmersee* *Dämmersee* stehen. S. 54 *Gräz* hat Manufakturen und Fabriken in Baumwolle, Seide, in Eisen und Stahl. S. 57 zu *Insprik* verfertigt man Seidenband, Kattun, lederne Handschuh und dergleichen. *Roveredo*, welches viele Seidenfärbereyen und andere Manufakturen hat, hätte hier nicht sollen vergessen seyn. S. 63 *Stuttgard* hat nicht 18000, sondern 22000 Einwohner. S. 143 das baseler Papier verdiente doch auch einer Erwähnung. S. 147 *Padua* hat 40,000, *Florenz* 80,000 (nicht 8000) und *Pisa* 20,000 Einwohner. Das wichtige *Livorno* mit 58000 Einwohnern ist nicht mit aufgeführt. S. 157 *Neapel* hat nicht 800,000, sondern 420—430,000 Einwohner. S. 161 *Portugal* hat nicht 19000 Quadratmeilen, sondern 1600—1800. S. 185 *Persien* ist bey weitem nicht so bevölkert, als der Vf. glaubt. S. 169 unter den englischen Besitzungen fehlt *Canada*. S. 107 *Newyork* hat höchstens 50—60,000 Einwohner u. s. w. — Der Vf. scheint zu dieser Abtheilung nicht die besten Quellen benutzt zu haben. Brauchbarkeit kann man sonst dem Werke auf keine Weise absprechen.

Gn.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Basel und Aarau, in der Flickischen Buchhandlung:* *Das Alpenhirtenfest bey Unterseen im Berner Oberland.* Dargestellt in 4 vom *Müller König* radirten Blättern, mit 22 Seiten erklärendem Text. 1806. Kl. quer 8. (8 gr.) Wer hat nicht zu seiner Zeit aus den Tagesblättern erfahren, daß zu Unterseen im Berner Oberland ein Fest gehalten worden, von Verehrern alter Gebräuche veranstaltet, wo mancher rüftige Alpler Beweise von seiner Muskelkraft ablegte? Ob es aber auch rechte Zeit gewesen sey, dergleichen Fest zu veranstalten, ob Nutzen daraus entsprungen sey oder noch entspringen werde: darüber waren die Meinungen sehr verschieden, und wir sind weder geneigt noch berufen, uns in diesen Streit urtheilend zu mischen. — Eigentlich erhält man in dieser Schrift keine detaillierte Geschichte von dem erwähnten Fest von Unterseen, sondern bloß einen Commentar zu den vier vom *Müller König* zart radirten Kupferchen, welche Scenen des Festes darstellen: nämlich 1) die Alphonblaser; 2) die Schwinger; 3) die Steinhöfener und 4) die Aushellung der Freie. Diese kleinen Blätter haben

ursprünglich zu dem ebenfalls im Flickischen Verlag erschienenen „kleinen Schweizeralmanach auf das Jahr 1805“ gehört, aus welchem auch die Erklärung derselben abgedruckt ist. Betrachten wir nun die Kupferchen sowohl, als den sie begleitenden Aufsatz, wie ernste Kunst es verlangt: so fehlt es diesem an Geist und Geschmack, jenen vornehmlich an Charakter. Als Novität konnten sie vielleicht das Publicum einigermaßen interessieren, jetzt aber möchte solches wohl schwerlich mehr der Fall seyn.

— y — H.

CHEMIE. *Erfurt, b. Hennings:* *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie*, v. Dr. J. B. Trommsdorf, Professor zu Erfurt. Zweyte Band. Zweyte Auflage. 1806. 367 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) Es ist hinreichend, die Fortsetzung dieser neuen Ausgabe anzuzeigen und zu bemerken, daß sie auch in diesem Theile sehr vermehrt ist, indem überall die neuesten Entdeckungen und Beobachtungen eingeschoben worden sind.

LR.

D r u c k f e h l e r.

In No. 29 S. 225 Z. 19 v. unten l. *Grundes* R. *Gründer*. S. 227 Z. 19 v. oben l. *Determinations* R. *Determination*. No. 30 S. 237 Z. 42 v. oben l. *Vergleichung* R. *Untersuchung*. S. 239 Z. 20 v. oben l. *constituirt* R. *constituit*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 M Ä R Z, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Schimmelpfennig: *Die Weihnachtsfeyer.*
Ein Gespräch. Von *Friedrich Schleiermacher.*
1806. 135 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der heilige Abend versammelt eine Familie von Verwandten und Freunden, Kindern und Erwachsenen. An alle werden von allen, der Sitte des Festes gemäß, Geschenke ausgetheilt, welche der „verständigen und heiteren Ernestine“ übergeben werden, die sie zu einem anziehenden, freundlich symbolischen Eindruck zusammen ordnet, und dann die Pforte des Saales öffnet. — Die kleine Sofie hat Musikalien bekommen, religiöse Compositionen im alten grossen Kirchenstyl; denn nur diese liebt und übt das wunderbare Kind, und stimmt auch gleich die ersten Töne zu einer höheren Feyer des geselligen Abends an; wie auch über sie und die fromme Richtung ihres Wesens das Gespräch beginnt. Der ungläubige Leonhard ahndet dabey Unnatur und Gefahren, fürchtet für sie ein Kloster oder herrnhuthisches Schwermnhaus; die Eingeweihten aber erkennen nur den reinen, aus der Tiefe hervorgehenden Trieb, der jetzt Sofien nicht hindert, ein unbefangenes Kind zu seyn, und späterhin ihrer natürlichen Bestimmung keinen Eintrag thun, sondern ihr Leben nur mit seinen heiligen Grundtönen begleiten wird. Dann schlingt sich das Gespräch anmuthig weiter durch den Kranz der Verbündeten hin, berührt zart mancherley Verhältnisse des Lebens und der religiösen Gesinnung, am liebsten bey dem Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit verweilend, und das erste Symbol des Christenthums verherrlichend, welches ja die Mutter mit dem Kinde ist, und das Kind mit der Mutter, in unerschöpflicher Lieblichkeit der Wendung. Dann und wann wird es von musikalischen Accorden unterbrochen, und bildet sich endlich aus zu drey Erzählungen, nicht sowohl von Begebenheiten, als Situationen vergangener Weihnachtsfeste, im Munde der Frauen, und drey Reden von Seiten der Männer, von denen die erste des ungläubigen Leonhard die Vortrefflichkeit des Festes ironisch preiset und besonders daran rühmt, daß der Dienst desselben vorzugsweise in die Hände der Frauen und Kinder niedergelegt sey; die zweyte die schöne Freude des Festes an sich zum Gegenstand hat, und die dritte einen tieferen, mit dem Universum in Einklang stehenden Sinn der Freude, andeutet. Nachdem sich so die leichtere Unterhaltung etwas steifer zusammengezogen.

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

gen hatte, kommt ein Freund, der von allen noch erwartet wurde, und hilft ihr wieder in das Freye. „Ich bin nicht gekommen, um Reden zu halten, sagt er, sondern mich mit euch zu freuen. — Der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt mir auch eine sprachlose Freude; die meinige kann wie ein Kind nur lächeln oder jauchzen. — Alle Menschen sind mir heute Kinder, und sind mir eben darum so lieb. Laßt mich eure Herrlichkeiten sehn, und laßt uns heiter seyn, und etwas Frommes und Fröhliches singen.“ —

Nachdem nun diese Feyer, wie sich alles begeben, und wie es gesprochen wurde, sammt jedem kleinen Ereigniß, kunstreich niedergeschrieben worden, wäre nicht unmöglich, daß ein zweytes Gespräch, weniger zierlich zwar, über das erste geführt würde. Wäre aber Einer aufgefordert, seine Meinung über das Ganze zu sagen; so könnte er, an die Form sich haltend, das zarte Kunstwerk wohl kaum anders als bewundern. Über Inhalt aber und Grundlage des Ganzen zu reden, müßte er seinen Standpunct aufset demselben nehmen, und um in lebendige Wechselwirkung mit dem Einzelnen und Inneren des Gesprächs zu treten, von allen in demselben vorkommenden Standpuncten aus ins besondere reden, sich selbst und das Ganze in Mehrere spaltend.

Wollte nun dies Einer auf die angezeigte Weise versuchen; so möchte er seine Rede an die Männer der Gesellschaft ohngefähr in folgenden Worten richten.

„Zuerst also über euer ganzes Gespräch und euch insgesamt, der Eine, redend, bin ich genöthigt, eine Person anzunehmen, welche, fern davon euer Widerfacher zu seyn, doch ganz ausserhalb eures bisherigen Gesprächs steht. Denn mit Lob erkenne ich zwar, wie ihr den Saal so magisch mit Lichtern und Blumen geschmückt, Herz und Augen mit einem ungewöhnlich harmonischen Anblick entzückt habt, wie ihr so elegant und so geistig zugleich, von erfreulichem Wohlstand umgeben und doch so häuslich waret; wie eure Munterkeit sich so besonnen und eure Besonnenheit wieder mit so auserlesener Leichtigkeit sich ausdrückte; wie es an Musik nicht fehlte und ihr so richtig anerkanntet, daß sie das Beste bey der Sache und das eigentliche Element der Andacht sey; wie die Darstellungen, welche die Frauen einwebten, des Pittoresken einer fein gebildeten Imagination nicht ermangelten, und die Reden der Männer Zeugniß ablegten, daß sie mit dem in deutscher Zunge redenden Platon vertraut geworden: allein verzeiht,

Mmm

ihr Trefflichen, wenn ich, diesen Ruhm ungeschmälert euch lassend, doch nicht dem Christenthum Glück wünschen kann, daß es auf diese Weise soll wieder geboren werden. Denn nicht den Weisen und Gebildeten dieser Welt hat es Gott offenbart, sondern den Unmündigen und Einfältigen, d. h. dem allgemeinen Verstande und Sinne der Menschen; und Christus der Herr selbst dankte dem Vater, daß dem so sey. Ihr nun zeigt zwar überall ein löbliches Bestreben in eurem Thun nichts Particulares zu verrathen; nicht nur indem es „gar nichts förmliches Religiöses in eurem Kreise giebt, kein Gebet zu bestimmten Zeiten, keine eigne Andachtsstunden, sondern alles nur geschieht, wenn euch so zu Muth ist,“ sondern auch, daß ihr das Fest durch die allgemeinsten und höchsten Ideen zu verherrlichen sucht. Dennoch bin ich zweifelhaft, ob ich nicht eher wünschen sollte, das Christenthum mit dem, was auch vielleicht Beschränktheit scheinen könnte, was aber eben das wahrhaft Allgemeine seyn möchte; und das Fest selbst in seiner gedankenlosen Fröhlichkeit gefeiert zu sehn, als daß jetzt eure anderweitige gebildete Geselligkeit sich in ihm spiegelt, und das magische, vom Neugebornen ausgehende Licht, das bey seiner ersten Erscheinung das Gemeine erleuchtete, nun das Ungemeine zu erhellen und zu erklären dient. Eben dadurch nämlich, daß ihr euer durchaus besonderes und ausgezeichnetes Wesen mit dem an sich allgemeinen und der ganzen Menschheit angehörigen Fest in Verbindung setzt, entsteht ein ganz eigenthümlich Particulares, dessen besonderer Mischung ich jedes für sich, das Fest in seiner alten Einfachheit, eure Bildung aber auch, bey weitem vorzöge. Schreibt es nicht bloßer Idiosynkrasie zu, daß ich so urtheile! Wolltet ihr nämlich euer Gefühl und Ansicht für euch behalten, so wäret ihr eben darin schon nicht christlich. Denn die erste Gesinnung des Christen ist die Liebe des Volkes; die volkswidrige Richtung also, die ihr der Religion gebt, eine offenbar unchristliche! Oder wie möget ihr billigerweise noch Christenthum nennen, was euch nur mit eurer nächsten Freundschaft verbindet? Meint ihr aber, daß jene, wie ihr sie hegt, allmählich auch der Welt mitgetheilt werden; so hebt ihr ein Verhältniß auf, das ich für wesentlich halten muß: eine von aller Eigenheit befreite, völlig objective Grundlage, auf die man jederzeit zurückkommen kann, wie auf eure Ansichten nicht, und die jeden, indem sie ihn mit Allen verbindet, doch zugleich frey läßt, wie eure Weise ebenfalls nicht thut. Daß ihr also durch eine Geisteserhebung, deren Werth gerade in ihrer Besonderheit besteht, das Universelle ergreifen zu haben meint; und außerdem, daß ihr den Ruhm der Gebildeten habt, auch noch die Güter der Einfältigen verlangt — daß ihr alte Formen gebraucht, an denen ihr den Reichthum eures Geistes zeigt, wie Umgebungen von antiker Form, die die Gemäcker der Reichen zieren, dieses, verzeiht meiner Empfindung, tadle ich, und kommt mir nicht anders vor, als wenn ihr den ersten und natürlichen Gabe, des Weins und des Brodes, euer spätgebornes, subjectives Getränk,

den Thee (dessen ihr euch auch bedient habt,) substituierend, die frohe, freye, allgemeine Bundesfeier begangen haben wolltet. Bedenklich schien mir auch dieß, und den Zwiespalt in euch selbst andeutend, daß zuletzt, da eure Freude fast ganz formell geworden, ein frisch ankommender Freund euch erst ermahnen mußte, der rechten Heiterkeit euch hinzugeben.“

„Um aber von dem Standpunct des gebildeten Verächters Leonhard, und zwar „sachwalterisch“ zu reden, indem ihr ihn nicht zum Besten mitspielt, ob schon er sich darüber, wie es scheint, zu trösten weiß: so laßt ihr ihn unter euch nur auftreten als das, was er nicht ist, nämlich als Unchristlichen, nicht aber als das, was er außerdem noch seyn könnte, wo er dann leicht eben so viel Positives in sich tragen möchte, als ihr, das ihn dem Christenthum verübnete, und das Negative verschwinden machte. Hätte er Raum gefunden, seine Abneigung gegen eure Religiosität weniger von der gewöhnlichen Seite und nur als Opposition darzustellen: so dürfte er wohl, weiter gehend, eben diese Thatsache, daß es ein solches „böses Princip“ und einen Verächter, wie ihn, für euch giebt, als ein Zeichen angeführt haben von der Nichtuniversalität eures Wesens, und behaupten, daß es einen Punct der Erkenntniß geben müsse, wo ihr gleichfalls in der Wahrheit ihn begreifen und hinwiederum er mit Lust eintreten könnte in den alten unerschließenden Kreis. Denn auch die ihm eigene Ironie scheint mir der rechte Ausdruck einer, wenn gleich nicht in das Klare gekommenen, Liebe des Allgemeinen zu seyn, Entschuldbar also, daß er an euch Anstoß nimmt, ist er schon dadurch, daß ihr an ihm Anstoß genommen, und eure Betrachtungsart nicht nur an ihrer Stelle lieben und verstehen, sondern sich aneignen müßte, um nicht als einer, der draußen ist, angesehen zu werden. — Daß er aber eurer Wiederherstellung des Christenthums insbesondere abgeneigt scheint, geschieht vielleicht, weil er mit frischerem Sinn empfindet, wie alles, was nicht grundkräftig entsprungen und erzeugt ist, weder Dauer noch überhaupt Wahrheit hat. Denn nicht durch Erweckung des Todten wird Lebendiges geschaffen; sondern das wahrhaft Lebendige ist, was nie todt seyn kann. Wo aber die Glut in Asche zusammengefallen, da bläset die Funken mit noch so viel schönem Willen an, es wird immer nur seyn, wie die Belebung des alten Schnitzwerkes und die künstliche Beleuchtung des Hauses zu Bethlehem, welche die kleine Solie veranstaltete. Und was werdet ihr antworten, wenn er, wegen der, nicht ausgesprochenen zwar, aber doch verrathenen Meinung, als habet ihr im Stillen das Christenthum herzustellen, euch selber des Unglaubens schuldig fände, indem ihr annehmt, dasjenige habe ein Todtes werden können, das ein Wort ist vom ewigen Leben? Glaubte er aber auch an die Möglichkeit einer allgemeinen Gründung eures Christenthums, so möchte dennoch an dem Bestande desselben, gerade so wie ihr es herstellen wollt, seiner männlichen Gesinnung billige Zweifel entste-

hen. Denn ihr sehet, wie es schierhaft schon angedeutet, gar sehr an den Tag, daß alles Männliche nicht nur, sondern das allgemein Menschliche darin unter euch in's Weibliche übergegangen: Ihr erscheint, wenn es erlaubt ist zu sagen, nicht mehr unserer lieben Frauen allein dienend, sondern den Frauen, welches sich nicht sowohl darin kund thut, daß ihr ihnen liebevoll wie Christus, begegnet, sondern daß ihr ihrer Fassungskraft, ihrem Verstandnis und ihrer Neigung vor allem huldigt. Oder habt ihr ihnen nicht in der ganzen Feyer die erste Stelle gegeben, nicht daß ihr sie ihnen einräumt, sondern daß sie sie durch sich selbst einnehmen, wie dies bereits im Kleinen durch das Verhältniß zwischen dem großsinnigen Kind Söffe und dem Knaben Anton vorgebildet ist? Und nicht allein der Weiblichkeit überhaupt schmeichelt ihr, sondern bestimmter: so wie ihr alles in Musik aufzulösen sucht, aber nicht in die männliche, antreibende, rhythmische, sondern in die weiche, sehnüchtige, harmonische; so daß Leonhard in demjenigen vielleicht am meisten ironisch sich geäußert, was er zu den idealistischen Schwärmerinnen sagt: „Ihr wäret die Heldinnen dieser Zeit mit eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man sollte bedauern, daß ihr nicht lauter tüchtige waffenfähige Söhne habt; ihr müßtet die rechten christlichen Spartanerinnen seyn.“ Denn schwerlich kann er dafür halten, daß aus dieser Gethingschätzung des Wirklichen kriegerischer Heroismus hervorgehe, da jeder Staat, für den die Waffen doch getragen würden, wäre seine Einrichtung auch noch so idealistisch, doch zugleich die Makel der Wirklichkeit an sich tragen müßte, und ein in dieser Verachtung Erzogener leicht unwürdig fände, ihn heldenmüthig zu vertheidigen. — Wenn ihr aber sagt, daß Leonhard nicht dem Christenthum, sondern der Religion überhaupt abhold sich zeige, so verstatet hier ebenfalls ein Wort der Milderung zu versuchen. Denn es ist seit einiger Zeit unter uns immer allgemeiner geworden, eine Beschaffenheit der Seele, die man Religion nennt, für das unbedingt Höchste des Menschen zu verkündigen. Aber das Beste ausser dem Allbefassenden ist einseitig und wirkt zurückstossend, sobald es etwas für sich seyn will. So haben die meisten Religion nur begriffen als eine Hinneigung oder Anziehung der Seele zum Göttlichen, als Andacht, Anbetung, Ahndung; und auch unter euch, obwohl man es mehr aus dem Ganzen merken, als aus einzelnen Äußerungen schließen kann, hat sie mehr oder weniger einen ähnlichen Beygeschmack von Subjectivität angenommen. Was aber werdet ihr für höher halten, die Anbetung, Andacht, Ahndung, wobey die Seele immer als etwas ausser Gott befindliches, dem er als Gegenstand vorschwebt, verharrt, oder die Einigkeit des ganzen Wesens der Seele mit Gott? Setzt doch auch Christus dieses als das Höchste, daß wir Gott ähnlich werden sollen. Das ist die wahre Religion, der *echte Gottes-Dienst*, daß ein jeder, als ein Organ Gottes, in innerlicher Einigkeit mit dem in allem lebenden und wirksamen Wesen seine Stelle

kräftig und freudig erfülle, die er in Ganzen der Dinge hat, ohne aus ihm herauszutreten, wie auch das Ewige nicht aus sich heraustritt, sondern, selig und beständig, in sich bleibe. Nicht die Betrachtung verwerfe ich; denn eben das Versinken der Seele in das All mit allen ihren Kräften nenne ich Betrachtung, von welcher dann das Thun und Leben nicht verschieden, sondern die selbst das Seyn und das Handeln ist. Wie der einzelne Ton aus der Melodie nicht weichen soll, und über das Ganze abgefordert reflectiren, sondern an seiner Stelle voll und rein erklingen, so der Mensch. Es giebt daher einen Zustand der Seele, in welchem auch die Religion in jenem Sinn als eine Einseitigkeit verschwindet, so daß auch ein anderer als Leonhard ihr auf diese Weise nicht mit Unrecht zu widerstreben scheinen könnte. Und hättet ihr diese rechte und große Melodie, diesen wahren Kirchenstyl, schon gefunden, so könntet ihr keine Verkünder mehr haben, weder gebildete noch ungebildete. Es würde jeder willig in eurer Gemeinschaft seyn; weil jeder Gott auf seine Weise ausdrücken und verkünden möchte.“

„Nachdem ich nun nicht ohne Liebe, eingedenk, daß auch im Himmel über einen Sünder, der sich zum Guten wendet, mehr Freude sey, wie über neun und neunzig Gerechte, dem Unchristlichen das Wort geredet, wende ich mich zu den Christlichgesinnten, wovon der erste, Ernst, sich und euch auf eine für mich völlig deutliche Weise ausgesprochen, als er sagte: „Wir selbst fangen im Zwiespalt an und gelangen erst zur Übereinstimmung durch die Erlösung, welche nichts anderes ist, als die Aufhebung jener Gegensätze, und die daraus nur von dem ausgehen kann, für den sie nicht erst durften aufgehoben werden.“ (dem unmittelbaren Gottesohn). Darin aber stimme ich ihm bey, wenn er bald darauf als die allgemeinste, auch unabhängig von allem historischem noch bestehende, Idee des Festes die notwendige Idee des Erlösers angiebt. Ich habe sogar eben diese Idee der Erlösung für die Geburt des Christenthums selbst; aber auch nur für seine Geburt. Denn alle Erlösung ist nur Befreyung von einem vorhandenen Übel oder einer Schranke, und also nur der negative Anfang einer neuen Welt: denn der erlöst, erlöst nicht, damit nichts anderes werde, sondern damit es werden könne. Und nach diesem Anderen, diesem Positiven, das dem Anfang des Christenthums, der Erlösung, folgen sollte und erst das eigentliche Christenthum selber ist, fragen wir. Wäre nämlich keine Folge der Erlösung, und dürfte sie nicht, nachdem sie Christus verkündet, als für alle in der That und für immer geschehen angenommen werden: so wäre nur immer noch der Anfang und nicht das Christenthum selber, und ihr könntet dann wirklich nur das Kind Jesus jedesmal wieder mit Blumen und güldnen Spangenzieren. Ist aber der Erlöser einmal geboren, und die Erlösung, wie sie von Ewigkeit gesehen war, in der Zeit offenbart und verwirklicht: so ist es nicht an dem, daß wir, in dem Zwiespalt anfangend, erst zur Erlösung gelangen, sondern vielmehr, daß wir

von der Erlösung anfangend unmittelbar und zuerst in der Ewigkeit leben. Nehmet also einmal an, daß wir erlöst sind, und saget ab der alten Kleinmüthigkeit und Sorge, und freuet euch der Freyheit, damit euch Christus befreyet hat. Zeigt „das Leben und die Freude der ursprünglichen Natur, in der jene Gegensätze gar nicht Statt finden, zwischen der Erscheinung und dem Wesen, der Zeit und der Ewigkeit“ und sprechet ferner nicht „daß es nicht unser Leben sey;“ denn eben damit saget ihr, daß wir durch Christus nicht erlöst sind. Denn der Widerspruch des Wesens und der Erscheinung, der Ewigkeit und der Zeit gebietet den Tod, und die Sünde und die Hölle. Christus aber, saget ihr selbst, hat den Tod überwunden, die Sünde hinweggenommen, über die Hölle den Triumph davon getragen. Und hat nicht Er selber das Positive uns verheißten, da er den Paraklet zu senden versprach, den aufmunternden, antreibenden, erheiternden Geist, der euch in alle Wahrheit leiten sollte; wohl wissend, daß das Werk nicht vollendet durch die Erlösung, wie er selbst spricht: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird es euch sagen.“ — Wählet daher nicht daß die bloß wiederholte Feyer der Geburt des Welterlösenden Kindes den Herrn wiederbringe. Er muß aus eigener Macht wiederkommen, und er wird wiederkommen, durch den Mund nicht bloßer Feyrer, sondern berufener Propheten, und der da ein Kind war, und das Werk seiner Lehre nur bis zu seiner Geburt geführt, wird sie darstellen in voller Männlichkeit und mit der Glorie seines Reichs die neue Welt erfüllen.“

„Tiefer dringt nun der Gedanke und mystisch, wie er selbst zuvor uns ankündigt, aber zugleich in die Freyheit einer allgemeineren Anschauung den Gegenstand des Festes hinausrückend, ja den Menschen an sich mit dem Erdgeist befreundend, tritt die letzte Rede, Edwards, hervor, so daß, indem er dies Blatt aufschlägt, auch hier einer, wie Faust, freudig sprechen möchte: Du, Geist der Erde, bist mir näher — bald aber und nachdem sich die Erscheinung auf eine fast magische Weise umgestaltet und zusammengezogen, mit abgewendetem Gesicht wie jener ausrufen: Weh ich ertrag dich nicht! Denn euch Andere zwar, die ihr die Rede sprechen hörtet, mag gedünkt haben, daß eure Gedanken der raschen Folge von Verknüpfungen, wodurch der Geist, dem zuvor die Erde der Tempel und Leib, alles was lebt Organ war, in die engen Mauern und dumpfen Hallen der Kirche sich zusammenzieht, nur nicht haben nachkommen können; mir aber, der diese Folge schriftlich vor sich hat; und ihr, verweilend, nachgehen konnte, hat sie doch fast seltsam gedünkt durch ihre Leichtigkeit und Behendigkeit, so daß es gewiss ein Geist war, der hier erschien, wenn auch nicht der Erdgeist. Zu vörderst indeß, um in diese Weise mystischer Auslegung einzugehn, möchte es wohl dem Fest und allge-

meinerer Deutung gemäß seyn, zum Gegenstand desselben egoistisch nur uns selbst, wie wir insgesamt sind, oder das Menschengeschlecht zu machen, der jungfräulichen, ewig blühenden Mutter aber, der Natur, nicht zu gedenken, die doch stets und unzertrennlich mit dem Geborenen erscheint? — Der Erdgeist dann wie er ewig der Mensch an sich ist, soll im Einzelnen auch noch als dieser werden, nämlich als das An-sich des Menschen sich wieder erkennen im Einzelnen, welches so ausgedrückt ist, daß er werden soll als des Menschen Gedanke und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Lebens. „Nur wenn der Einzelne, sagte der Redende, die Menschheit als eine lebendige Gemeinschaft der Einzelnen anschaut und erkennt, ihren Geist und Bewußtseyn in sich trägt und in ihr das abgesonderte Daseyn verliert und wiederfindet, nur dann hat er das höhere Leben und den Frieden Gottes in sich — diese Gemeinschaft aber, fuhr er fort, durch welche so der Mensch an sich dargestellt oder wieder hergestellt wird, ist die Kirche.“ Ist das nun auch eure Meinung, ihr anderen Redenden, daß das Werk des Erdgeistes zuletzt sich mit dem Menschenwerk, der Kirche, schliesse? Denn einige üben das wohl sonst, daß sie sich erst ein Wort nur als poetisch, oder in anderer und höherer Bedeutung, als der gewöhnlichen zugeben lassen, hernachmals aber doch einen ganz unpoetischen Gebrauch davon machen, und alles, was sonst damit verknüpft wurde, wieder an dasselbe anknüpfen. Nun fürchte ich sehr, ob euch mit dem Wort Kirche etwas ähnliches begegnet; wie da sie zuerst nur aus einer Geburt des Erdgeistes in Gedanken, ferner als eine Gemeinschaft durch Gefinnung herbeygeführt wurde, dennoch gleich nachher der Redende sagt, daß sie von denen, die die Wissenschaft besitzen, nur äußerlich verleugnet werden könne — wo sie also schon ein Äußerliches geworden und zwar wiederum ein solches, das Gebildete verleugnen; ferner, daß die Frauen, weil das höhere Bewußtseyn bey ihnen in der Empfindung sey, darum um so inniger und ausschließender der Kirche anhangen, welches alles anzeigt, daß sie eine Beschränkung und Absonderung, wenn nicht in euren Gedanken, doch in denen des Redenden ist, also auch eine menschliche Anstalt, und von Menschenhänden errichtet. — Wollte er aber sagen: die Kirche auch so genommen, als Anstalt nämlich, sey doch eine nothwendige und ewige Idee: so scheint er mir hiemit den eigenen ersten Ausserungen zu widersprechen. Denn es soll der Erdgeist auch im Einzelnen als das An-sich der Menschheit werden oder sich erkennen: wie aber wäre dies möglich außer durch Zurückführung des allgemeinen Bewußtseyns der Menschheit auf das, was sie in That und Wahrheit von Ewigkeit schon ist; ich meine auf die vollkommene Freyheit und Einigkeit des Daseyns in welcher keine Schranke ist, keine Ausschließung und somit auch keine Kirche.

(Der Befchluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 M Ä R Z , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

H A L L E, b. Schimmelpfennig: *Die Weihnachtsfeyer.*
Ein Gespräch. Von *Friedrich Schleiermacher*
u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch dieses aber hat mir unverstündlich gedünkt, und fast widersprechend, dafs, da der Redende — nicht ohne Beziehung auf seinen Vorgänger, wie mir schien, — von dem Menschen an sich sagte: es sey kein Verderben und kein Abfall und kein Bedürfnis der Erlösung in ihm, er von dem, was er die Kirche nennt, nämlich der Gemeinschaft, durch die der Mensch an sich dargestellt wird, dasselbesagen müfste, dafs nämlich durch die Existenz der Kirche jenes alles schon als aufgehoben, weggewischt und getilgt, als wäre es nie gewesen, angesehen werden müsse: dennoch aber nachher von ihr geredet wird, als von einem Mittel der Wiedergeburt, und gesagt, dafs wir (die Einzelnen) wiedergeboren werden durch den Geist der Kirche. So ist also die Kirche nicht die Darstellung und Feyer der schon hergestellten ursprünglichen Einigkeit, sondern nur das Mittel zu ihrer Herstellung und setzt das Verderben und den Abfall voraus: Heil- und Sühnmittel sind ihr Gefolge; weit entfernt die ursprüngliche Gesundheit der reinen von allem Gegensatz freyen Natur darzustellen, ist sie in der Gebrechlichkeit und Sündlichkeit befangen, und nicht mehr ewige Idee, sondern zeitliches Mittel. — Wenn ihr mich aber nun dagegen zur Rede setztet, was ich selbst dann statt der Kirche wollen könnte; so würde ich sagen: die öffentliche, allgemeine, im Geist und Herzen eines Volkes lebende Religion, von welcher getrennt seyn zu wollen eben so thöricht wäre, als von der Nation selbst getrennt seyn, oder der allgemein belebenden Luft entziehen zu wollen, die uns alle umschliesst. Denn eben dadurch, dafs ihr die Religion und was ihr Kirche nennt, völlig von dem scheidet, ja ihm entgegensetzt, was ausserdem ein Volk als Ganzheit vereinigt, verwandelt ihr sie in etwas Particulares, und dem Gemeinsamen Widerstrebendes; dem Sinn dessen entgegen, der seine Gemeine mit demselben Wort (*ἐκκλησία*) bezeichnete, womit sonst die sichtbare, und als sichtbar sich darstellende, Gemeinschaft eines Volkes ausgedrückt wurde, wie der, welcher wohl der Sprache mächtig war und die Bedeutung der Worte kannte, es nicht durch Kirche, sondern durch Gemeine verdeutlichte. Indem ihr nun diese Gemeinschaft dem öffentlichen Verein entgegensetzt, gebt ihr nicht nur zu, dafs es für den von je-

nem sich trennenden noch ein anderes Leben in und mit seinem Volke, durch die andere Gemeinschaft, giebt, und machet ihm damit die Abtrünnigkeit möglich: sondern auch ihr selbst, eurer Gemeinschaft, gebt ihr ein Verhältnis des Streits, und verwandelt die *Ecclesia triumphans*, die, durch sich selbst gross, verschmähte, gegen Ungläubige zu kämpfen und sie damit anzuerkennen (da vielmehr, wer nicht völlig nichtig ist, von selbst in ihr leben wird), in die *Ecclesia militans*, aus der, weil auf ihrer Seite das Unrecht ist, mit Recht endlich die *oppressa* wird. — Ist es aber der Erdgeist, oder der allgemeine, ihnen unbewusste Geist der Dinge, der sich durch die Menschheit offenbar werden soll: so mufs diese bewusste Gemeinschaft, welche sich in der öffentlichen Religion ausdrückt, die Menschen eben so frey vereinigen, wie jene ursprüngliche des Universums die Dinge vereinigte, so dafs keine Eigenheit durch die des anderen unterdrückt wird, kein innerstes Gefühl gegen das des anderen sich zu sträuben hat, welches das Grundgebrechen eurer Kirche ist. Es soll, wie ihr selbst eingestehen müfst, wenn ihr von dieser Idee nicht willkürlich ablenken wollt, die Gemeinschaft eine solche seyn, dafs nicht das Subject mit dem Subject übereinzustimmen habe, welches unheilig ist und den Hafs gebiert; sondern jeder mit dem gemeinschaftlichen Bande, das alles trägt und erhält und eben darum die Liebe ist. Dieses scheint auch der Gedanke des göttlichen Lehrers und der nachfolgenden Verkünder gewesen zu seyn, welche die Menschheit als wahrhaft Eins anschauend, und jede Scheidewand aufhebend, vorher sagten, es werde die Zeit kommen, da ihr Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten werdet; da keine Satzungen mehr seyn werden, keine Priester und Leviten, sondern Christus, das heist, der lebendige Gott, als Alles und in Allem.“

Hat der Redner nun auf diese Weise das Ganze zu beleben gesucht, so bietet sich die Bemerkung dar, wie er von den verschiedenen Standpuncten doch immer zuletzt auf Eines gekommen, woraus der Glaube erwächst, dafs alles übrige nur Spiel, dieses aber das Wahre gewesen. Nicht aber glaubt er hiermit gegen den Verfasser des Werkes geredet zu haben; denn wer weifs, welche Gedanken der hegt, welcher selbst nicht erscheint, und der, wenn er die bestimmten und wirklichen religiösen Ansichten von Individuen unserer Zeit mit ihren Gegensätzen und Eigenheiten darzustellen die Absicht hatte, eben durch den reinen Ausdruck subjectiver Denkweisen am meisten die Gewalt objectiver Darstellung erprobt. Und wieder in den Gesichtspunct der künstlerischen Einheit des

N u n

alle Seelforger ohne Ausnahme und Nachsicht, wo nicht das ganze Jahr, doch wenigstens das Sommersemester hindurch, in dem sogenannten Gemeinde- Versammlungszimmer eine Art von öffentlichen Vorlesungen halten; z. B. über den Zweck der bürgerlichen Verbindung und Gesellschaft oder des Staats — über dessen Vortheile für ein jedes Individuum — über die Nothwendigkeit der Abgaben an den Staat — über die Pflichten eines Bürgerunterthanen (ans) (—), über die Gesetze und Verordnungen des Staats, und die Strafen, womit er die Übertreter derselben belegt — über den Justiz- und Proceßgang, über die Behörden und Instanzen — über die Vortheile der bürgerlichen Betrieb- und Erwerbsamkeit — der bürgerlichen Genügsamkeit — des Friedens — über den Krieg — über den Gräuel bürgerlicher Unruhen und Empörungen — über die Vortheile des Bürger- und Nachbarn-Vereins — über bürgerliche Privatverbesserungen — über bürgerlichen Wohlstand — und bürgerliche Ehre u. s. w. Ueber die Pflichten der Eheleute a) der Jünglinge und b) der Jungfrauen — der Eheleute, a) der Ehemänner und b) der Ehefrauen — über die Pflichten der Ältern in Bezug auf ihre Kinder und Leibeserben, a) der Väter, und b) der Mütter — über die häusliche Erziehung in physischer, moralischer und religiöser Hinsicht — über die Pflichten a) der Hausherrn, (en) und b) der Hausfrauen in Bezug auf ihre Ehehalten (Gefinde) — über die Pflichten der Ehehalten, a) der Knechte und b) der Mägde u. s. w. Diese Vorlesungen, so wie ihre Katechesen, Predigten, Betrachtungen und Gebete sollen die Pfarrer fleißig ausarbeiten, *leserlich* zu Papier bringen und dem Kirchenvisitor vorlegen. Wenn der katholische Seelforger alles dieses leisten soll, so muß er eine ganz andere Bildung erhalten, als die jungen Welpriester seither erhalten haben.

Für das vornehmste Stück des symbolischen oder liturgischen Religionsunterrichtes hält der Vf. das *Messopfer*, von welchem er S. 96 schreibt: „Die Messe ist nach der reinen Lehre der katholischen Kirche das neuestamentliche Veröhnungsoffer, oder jene heilige Handlung, bey welcher der wahre Leib und (das) Blut unsers Herrn Jesu Christi unter den Gestalten des Brods und Weins Gott dem Allerhöchsten für die Sünden des christlichen Volkes zur Vergebung derselben und zum Erlasse der dadurch verdienten göttlichen Strafe aufgeopfert wird. Diefem nach ist die Hauptsache der Messe die Darstellung und Erzeugung der Idee, daß Christus für die Sünden am Kreuze gestorben sey, somit die Strafe für dieselben Statt der Sünder abgebußt, hiedurch Gott mit dem Sünder ausgeföhnet, und diesen vor jenem gerechtfertiget habe.“ Wie zufrieden die katholische Orthodoxie mit dieser Erklärung unsers Reformators seyn wird: so sehr wird sie demselben zürnen, wenn er gleich darauf hinzusetzt, das Messopfer diene bloß zur Beruhigung jener Gläubigen, die sich zum Sittlichen noch nicht so hoch geschwungen haben, daß sie glauben, nebst ihrer Bekehrung eines unsers Veröhnungsmittel (s) zu bedürfen, und daher sich noch vor der ewigen Strafe der Sünde fürchten, so lange sie sich nicht mit Gott durch ein unsers Mittel versöhnt haben. Die aufgeklärten Christen bedürfen also, nach dieser Äußerung, keines Veröhnungsofers und keiner Messe, weil sie mit dem Vf. S. 98 überzeugt sind, daß die christliche Religion kein anderes Veröhnungsmittel kennt, als die Bekehrung und Besserung des Sünders; sie müssen vielmehr die katholische Messe, nach dem Ausdruck des Vfs. S. IV als einen achten Fetischdienst des Pöbels verachten. Daß die Messe den katholischen Priestern nicht viel zum Guten fromme, beweiset er S. 29 daraus, daß sie nach verrichtetem Messopfer dieselben in Bezug auf Sittlichkeit sind, die sie zuvor waren. Ob dieses bey allen katholischen Priestern der Fall sey, und ob die Schuld am Messopfer oder an ihnen liege, darf Rec., der nicht allwissend ist, nicht bestimmen.

Der Vf. will ferner allgemeine Beicht- oder Buß- und Communionstage, unter der schon geläufigen Benennung Monatssonntage einführen, an denen die Katechese Nachmittags, und die Predigt Vormittags gehalten werden soll. Von den sogenannten geistlichen Bruderschaften soll nur die bekannte *Corporis Christi* oder Frohnleichnam Christi Bruderschaft (Bruderschaft) beybehalten werden. Alle Privatandachten sollen aufhören, ausgenommen die (von Jesuiten emporgelachte) *Todesangst*, und der (den Franciscanermönchen so einträglich) *Kreuzweg Jesu*, die er an den Monatssonntagen nach der Katechese halten will. Die *Weihung* physischer Körper, z. B. der Palmen, der Kräuterbüschel, der Lichtmeß- und Blasius-Kerzen, des Salzes, des Weins,

der Eheringe u. s. w. soll nicht mehr Statt haben; doch nimme er das *Weihen des Wassers* aus, und erwartet eine überaus segnete Wirkung vom *Weihwasser*, das bekanntlich am meisten vom katholischen Pöbel gemißbraucht wird.

S. 46 schreibt der Vf.: „Die Lehre der Priester von der allmächtigen Wirkungskraft der heiligen Messe zu allen nur denkbaren Zweck (en) und zur sicheren Gewährung aller menschlichen Wünsche und Bitten zu Gott — seyen sie auch übelgenoch so unsittlich und widerchristlich — muß den Priestern gänzlich unterlagt werden.“ Rec. muß zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß er bey den katholischen Theologen, die er darüber nachschlug, diese Lehre nicht gefunden hat. Eben so wenig kann Rec. der weltlichen Macht mit dem Vf. das Recht einräumen, die S. 49—51 verzeichneten Lehrmeinungen zu verbieten, z. B. von dem unbedingt heilig- und seligmachenden Glauben — von der unbedingten Vergebung der Sünden und Erlaffung der ewigen Strafen für dieselben — von der unbedingten Erreichung der Verdienste Christi durch bloßen und festen Glauben an dieselbe — vom stellvertretendem Gebete zur Tilgung unserer Sünden und Vermehrung unserer Verdienste für den Himmel — *de gratia sic dicta finali*, und vom unbedingten Gebete um ein seliges Lebensende — von der unbedingten Wirkungskraft und Wirksamkeit der sogenannten Sterbsacramente. Der weise Landesfürst wird zwar für den besseren Unterricht der Religionslehre Sorge tragen; aber speculative Lehrmeinungen kann er nicht verbieten, ohne das heiligste Menschenrecht seiner Unterthanen, die *Gewissensfreiheit*, zu kränken.

Im Anhange spricht der Vf. §. 1 vom *Orts- und Dorfpolyzeimünisterium*, von welchem er die Seelforger ausschließt, und dafür das *Controllenamt* ihnen anweist. Eben so macht er §. 2 die Seelforger zu *Controllen* der *Gotteshausadministration*, die alles ächte Silber und Gold aus den Kirchen weggeschaffen soll. Denn (§. 3) die Monstranzen und Kelche müssen aus vergoldetem Kupfer bestehen, und in allen Kirchen des Landes gleich geformt seyn. Auf dem Altar dürfen nie mehr als 4 Wachskerzen angezündet werden. (Wozu aber vier brennende Wachskerzen, wenn der Gottesdienst am hellen Tage gehalten wird?) Zuletzt folgt noch ein Entwurf zur Einrichtung der heiligen Messe an Sonn- und Feiertagen. Die vorangeschickte Erklärung des Zwecks der heiligen Messe hat Rec. sehr gut gefunden. Mit den vorgeschlagenen Gebeten, als Mustern, war er weniger zufrieden. Das sonderbarste ist, daß auch lateinische Gebete dabey vorkommen, z. B. S. 76 zum *Gloria* heißt es: „*Gloria in excelsis Deo, qui est lux, et in quo non sunt tenebrae ullae.*“ 1 Joh. 1, 5. *Gloria Patri luminum! in quo non est vicissitudo diei noctisque* u. s. w. *Benedictus Deus Israel, per universum terrarum orbem inhabitantis! quia visitavit et fecit redemptionem plebis suae terram incolentis a tenebris et umbra mortis!* u. s. w. Soll das deutsche Volk diesen aus der lateinischen Vulgata zusammengestoppelten Hymnus singen? Oder wollte der Vf. eine Probe liefern, wie weit er im classischen Lateinschreiben gekommen sey? Die heilige Messe an den Arbeitstagen soll nach S. 93 so gehalten werden, daß die Landleute durch diese Religionshandlung nicht im geringsten in ihrer Arbeit gestört, noch aufgehalten werden mögen. Der Pfarrer soll sie jedesmal eine halbe Stunde früher lesen, als die Leute an die Arbeit zu gehen pflegen. Warum erläßt man nicht lieber dem Landmanne das Messetören an Arbeitstagen? Oder soll er bey der h. Messe in demselben Gewande erscheinen, in welchem er zur Arbeit geht? Soll er sich erst zur Messe, und dann wieder zur Arbeit umkleiden? Kann dieses ohne Zeitverlust für die Arbeit geschehen? Das tägliche Messetören muß nothwendig in Mechanismus ausarten. Der Sonntag genügt dem Landvolke zu seiner Gottesverehrung.

Rec. hat sich bey dieser Schrift länger aufgehalten, nicht weil ihr innerer Werth, sondern weil der Gegenstand derselben eine ausführlichere Anzeige verdient. Denn die zweckmäßigere Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung ist für unsere Zeiten von der größten Wichtigkeit, und alle Freunde des positiven Christenthums müssen hierin ihre Wünsche vereinigen. Wer aber immer hier als Reformator auftreten will, der muß mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet seyn, und er darf nicht in dem bittern und anmaßenden Tone schreiben, den man hier findet. Unreife Arbeiten und unausführbare Vorschläge schaden der guten Sache mehr, als sie ihr nützen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 M Ä R Z, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Homers Werke in vier Bänden*: 1) *Homers Ilias*, von *Johann Heinrich Voss*. Erster Band, mit einer Karte von Troja. 318 S. Zweyter Band. 336 S. Dritte verbesserte Auflage. 1806. gr. 8.

2) *Homers Odyssee* von *Johann Heinrich Voss*. Erster Band, mit einer Homerischen Welttafel. 270 S. Zweyter Band, mit einer Karte des kephallenischen Reichs, und einem Grundriß vom Hause des Odysseus. 260 S. Dritte (eigentlich vierte) verbesserte Auflage. 1806. gr. 8. (Zusammen 4 Rthlr. 12 gr.)

Was den neuuropäischen Nationen das gründliche Erlernen der griechischen Sprache und das anschauliche Verstehen ihrer dichterischen Kunstwerke entweder leicht macht oder erschwert, ist die ursprüngliche Anlage und der in minderem oder höherem Grade entwickelte Zustand der eigenen Muttersprache. Ist diese reich, biegsam und einer vielseitigen Ausbildung fähig, so wird sie den, der ihrer mächtig ist, leicht in die Eigenthümlichkeiten einer ausländischen Darstellung hineinführen. Ist sie dagegen dürftig und von einseitigem Charakter, so wird sie dem, der nur in ihr zu denken gewohnt ist, solche Vorstellungen, die außer dem Gebiet ihrer Bezeichnungen liegen, entweder ganz vorenthalten, oder in einem trüben Bilde zusehen. Selbst der Gelehrte, der (so weit dies überhaupt möglich ist,) mit einer toten Sprache vertraut ist, wie mit einer lebenden, konnte doch nicht unmittelbar dahin gelangen, sondern nur durch die Vermittelung seiner Muttersprache; und hatte, nach Maßgabe ihrer Beschaffenheit, ehe er es so weit brachte, mit vielen oder weniger Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie schwer es denen wird, die von römischen Töchter Sprachen ihre Bildung empfangen haben, besonders den Franzosen, sich zur Anschauung des Homer zu erheben, beweisen schon ihre einseitigen und zum Theil lächerlichen Versuche, ihn in ihrer Sprache wieder darzustellen. Bildsamer, und eines vielseitigen Ausdrucks fähiger, ist schon die englische Sprache, die noch Triebe aus der kräftigen sächsischen Wurzel aufweist; allein bey ihrer gänzlichen Unfähigkeit, antike Formen nachzubilden, werden auch die Briten, wenn gleich auf eine bessere Übersetzung als die Popische, doch nie auf eine ächt alterthümliche Anspruch machen dürfen. Nur der deutschen Sprache ist es vergönnt, mit der gebildetsten

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

des Alterthums zum Wettstreit aufzutreten, ihre Formen zu erreichen, ihrem Wohlklange nahe zu kommen, sich an jede Farbe und Tonart der Rede nachbildend anzuschmiegen. Sind wir nun durch einen solchen Besitz hoch über unsere Nebennationen gestellt, und gleichsam schon von der Geburt an zu treuen Auslegern des Alterthums berufen, so müssen wir unserer Sprache vor allem Dank bringen; aber ein nicht geringerer Dank gebührt den Männern, die unsere Sprache zu einer solchen Sprache ausbildeten.

Der erste, der durch Nachbildungen aus fremden Sprachen den Umfang unserer eigenen erweiterte, und, bey unverletzter Selbstständigkeit des vaterländischen Charakters, das Colorit ausländischer Darstellungen in seine Übersetzungen aufnahm, war Luther. Hätten seine Nachfolger auf diesem Wege zu gehn fortgefahren, so wäre die Erscheinung eines deutschen Homer wahrscheinlich in viel frühere Zeiten gefallen. Aber die Ausbildung unserer Sprache wurde bald durch Unruhen in ihrem Fortschreiten gehemmt, und während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges fast ganz unterdrückt. Von den nachfolgenden Dichtern wurde mehr der einheimische Reichtum unserer Sprache entfaltet, als sie selbst für den Ausdruck griechischen Geistes, und für griechische Formen geschmeidigt. Selbst einen Mann wie Opitz konnte seine innere Kraft und Fülle, und die Gewalt über die Sprache, nicht vor einer gewissen einseitigen Manier bewahren. In seiner Übersetzung der sophokleischen *Antigone* leuchtet eine ursprünglich edle Ansicht hervor, die aber durch die steife Form des gereimten Alexandriner zum Theil wieder verdunkelt wird. Und lächeln müssen wir, wenn wir auf Übersetzungen des Horaz aus jenen Zeiten stoßen, dessen Oden ganz in die Form damaliger Modelieder hineingezwängt sind. Die Gottschedische Schule endlich fing an, die Poesie ganz zur populären Natürlichkeit herabzustimmen; die Kraft wich von der Sprache, und es schien ihr ein völliger Umsturz bevorzustehn. Zum Glück traten nun Männer auf, die dem prosaischen Unfuge sich widersetzen, die in unserer Sprache nach Bestimmtheit, Kraft und Anmuth strebten, und dadurch Vertrautheit mit dem Geiste der Alten weckten. Mit Lessing, Klopstock und Ramler erwachte eine freyere Ansicht des griechischen Alterthums; sie lehrten durch That und Wort höhere Gesetze der Metrik und die Kunst eines wahrhaft poetischen Vortrags.

Während so zwey Parteyen gegen einander standen, und die poetische die Oberhand zu gewinnen anfang, aber doch jene noch nicht besiegt hatte,

O o o

Jetzt ist das bloß bekräftigende, ja in einen Laut der Empfindung verwandelt worden;

So war ich (oh, ich war's!) in der Feldschlacht.

In der Rede der Here II. XIV, 200. 201. 301. 302 sind die Worte der L. A.:

ich geh' an die Grenzen der nahrungsprossenden Erde,
Dass ich den Vater Okeanos schau' und Tethys die Mutter.

dem Originale weit näher gebracht:

ich gehe zu schau'n der nährenden Erde Begrenzung,
Auch den Okeanos unsre Geburt. —

Sie meint Elyfion, die Geburtsinsel der Götter am Okeanos. II. XVI, 107 ist der *bewegliche* Schild, in einen *prangenden* (*αἰολον*) umgeändert. — Od. IV, 16 L. A.:

*beym rühmlichen Held Menelaos
Hocherfreut.*

Statt dessen hat die N. A.:

*bey dem rühmlichen Held Menelaos
Innig erfreut.*

Od. IV, 569 L. A.:

Weil du Helena hast, und Zeus *als Eidam dich ehret.*

hat metrisch durch bloße Umstellung gewonnen:

Weil du Helena hast, und Zeus *dich ehret als Eidam.*

Die schönste Veränderung fanden wir im Garten des Alkinoos Od. VII, 214. seq.:

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der *säftigen* Birne, der süßen Feig' und Granate.

wo die L. A. *balsamischen* las. Dann:

Birne reißt auf Birne heran, und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt, und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.

Die frühere Übersetzung:

Birne reißt auf Birn', es röthen sich Äpfel auf Äpfel,
Traub' auf Traub' erdunkelt, und Feigen auch schrumpfen auf Feigen.

wich in ihrer mahlerischen Übertreibung ganz von der Einfachheit des Originals ab, und ward deshalb von Mehreren, namentlich von Heinze, mit Recht getadelt. Dann:

Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beschattet.
Einige Trauben umher, auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon; hier stehn *noch Herlinge vorwärts,*
Eben der Blü' entschwellend, und andere bräunen sich mählich,

Siehe, so *prachtvoll* schmückten Alkinoos Wohnung die Götter.
Eine Vergleichung mit dem Original wird zeigen, wie sehr auch die drey letzten Verse gegen folgende frühere Übersetzung gewonnen haben:

Andere keltert man schon; hier stehn *die Herling' in Reihen,*
Hier entblüht sie zuerst, hier bräunen sich leise die Beeren.
Siehe, so *herrlich* schmückten u. f. w.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort: *Der Weltmann, aus dem Englischen.* 1803. 1r Theil. 342 S. 2r Theil. 248 S. 8 (1 Rthlr. 12 gr.) Leider giebt schon die Einleitung einen sehr geringen Beweis von des Vfs. Darstellungsgabe; es gehört, wenn man dieselbe gelesen hat, große Überwindung dazu, weiterzugehen, denn sie allein hat schon Sprachfehler in Menge aufzuweisen. Warum das Werk den Titel *Weltmann* führt, ist schwer zu errathen. Auf eine höchst unnatürliche Weise läßt der Vf. den Sohn eines Kaufmanns zum Landgeistlichen werden. Ohne das Wie und Warum in des Sohnes Erziehung oder die eingetretenen Umstände anzugeben, läßt er den Sohn vom Vater enterben, — und S. 97 nach einer Reihe empfindsamer Betrachtungen, vom Sarge des ihn enterbenden Vaters weggehend, eine alte Geliebte wieder finden, die er heirathet. Diese stirbt im zweyten Wochenbette mit

Od. VIII, 307 L. A.:

Kommt doch, und schaut heillosen und anausstehlichen Frevel.
Dafür wörellicher und besser:

Kommt, daß ihr Dinge zum Lachen, und unaussprechliche schauet.

Od. X, 150. 197 L. A.:

— durch dichtes Gesträuch und Waldung.

Jetzt wohlklingender und rhythmischer:

— durch dichtes Gesträuch und durch Waldung.

Od. XII, 105 L. A.:

Dreymal strudelt sie täglich hervor, und schlürfet es dreymal.

N. A. und schlürfet auch dreymal. — Od. XIX, 360

lautet jetzt in dem (L. A. im) Unglück. — Od. XIX, 363 L. A. *ich verlassene!* dafür jetzt: *ich verlorene!*

Dies sind die sämtlichen Verbesserungen der Cotta'schen Ausgabe. Einige Druckfehler der Vieweg'schen, wie II. I, 514 *scheust* st. *scheuest*. IV, 266 *Atreus dir blieb' ich* (st. *bleib' ich*) ein Treugesinnter. XVI, 370 *wagenbeflügelte* (st. *wagenbeflügelnde*) Rosse, sind diesmal glücklich vermieden. Dagegen haben sich einige neue eingeschlichen, von denen wir folgende, zum Theil vers- und sinnstörende, ausheben. II. I, 306 *Mönétios* l. *Menötios*. I, 357 *meeres* l. *meers*. XIV, 165 *vollspähenden* Geistes l. *spähendes*. — Od. I, 211 *land, aufteuerte* l. *land' aufteuerte*. I, 245:

dieweil mir die Götter noch *anders* wehe bereiten.

1. *anderes*. I, 330 *Itharios* l. *Ikarios*. V, 273 die Bären

1. die *Bärin*. VII, 313 und mir sich erböte zu eidam

1. *zum*. IX, 126:

Auch sind dort nicht Meister des Schiffbauers

1. *Schiffbaus*. IX, 165 die Stadt die Kikonen l. *der*. IX, 192. 285 *Gebürge* l. *Gebirge*. IX, 243:

Solch ein *ungeheures* Gestein

1. *ungeheures*. IX, 304 von l. *vom*. IX, 377 *abgeschrokt*

1. *abgeschreckt*. IX, 382 den *abgespizten* Ölbrand l. *ab-*

gespizten. IX, 410 dich *einjam* l. *einsamen*. IX, 551

getheilten l. *getheilten*. XIV, 5 voraus l. *vorhaus*. XIV,

7 *ungehar* l. *umgehbar*. XIV, 189 gen *Ithaka* l. gen

Ithaka her. XXIII, 16 *erkündung* l. *verhündung*. XXIII,

244 am l. an.

Der Grundriß vom Hause des Odysseus hat durch Weinbrenner und durch J. F. B. Vofs, den dritten Sohn des Übersetzers, der unter Weinbrenner der Baukunst sich beileißigt, besonders im Wirthschaftshofe und im Arbeitssaale der Königin eine von der letzten Zeichnung abweichende und genauere Einrichtung erhalten. Die Zeichnung ist von J. F. B. Vofs.

E. B.

dem Kinde; bald darauf der Schwiegervater; wo dann abermals viel sentimentalische Parade erscheint. Ganz verunglückt ist die Entwicklung der Charaktere der beiden Kinder. Ohne sich jedoch lange bey der Erziehung aufzuhalten, läßt er den Sohn 20 Jahre alt werden, die Akademie zu Oxford beziehen, und daselbst auf die unnatürlichste Weise, durch die Verführung eines Barons, der sich in seine Schwester verliebt hat, zum liederlichen Menschen werden. Das 5te und 6te Kap. füllt der Vf. mit väterlichen Lehren aus, die, dem bessern Styl nach, der darin herrscht, höchst wahrscheinlich gestohlen sind; auch findet man darin ganz zusammenhängende Sätze. Wir übergehen das Übrige; denn überall kommen Inconsequenzen vor, die hinlänglich von des Vfs. gänzlichem Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens zeugen.

E.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M Ä R Z , 1 8 0 7 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLER, b. Hemmerde: *Xenophontis Memorabilium Socratis dictorum et factorum ex ore et vitallius ad verbum fere exceptorum libri quatuor*. Textum recognovit, summaria, animadversiones in loca difficiliora et indicem emendatiorem adiecit Gull. Lange, Ph. D. et A. A. M., gymnasii civ. Hal. collega, bibliothecae Fridericianae subbibliothecarius. 1806. 174 und 116 S. 8. (1 Thlr.)

Die Betriebsamkeit und den guten Willen, die Hr. L. schon so vielfältig bewiesen, beweist er aufs neue durch diese Ausgabe der Memorabilien. Unverkennbar ist, daß er seine Vorgänger fleißig studirt, und keine Mühe gespart hat, um aus deren vielen und mancherley Arbeiten eine neue darzustellen, die, ohne sich den Ansprüchen des Gelehrten zu entziehen, vorzüglich dem Bedürfnis des Anfängers dienen möchte. Gelungen scheint das freylich nicht; aber die Absicht bleibt immer löblich.

Die Vorrede enthält ein Lob der Memorabilien, eine Rechtfertigung des geneuerten lateinischen Titels (von dem gewaltfamen Zeugma kein Wort), eine Abfertigung der Weiskischen Grille von häufiger Lückenhaftigkeit des Textes; daneben eine lange Erläuterung über die sokratische Freundschaft, die zuletzt der christlichen Liebe aequal gefunden, und, als Stifterin des Himmels auf Erden, mit drey o und vier Ausrufungszeichen zu allgemeiner Einführung empfohlen wird.

Der Text ist ziemlich correct und luculent gedruckt; die Summarien sind in die Animadversionen verwiesen, und synthetisch umgearbeitet. Sonst läßt sich in diesen Animadversionen der Herausgeber vornehmlich das angelegen seyn, die gemeine Lesart in Ehren zu erhalten. Sein Grundsatz ist: Conjecturen dürfen dann erst in den Text aufgenommen werden, wann die gemeine Lesart auf keine Weise vertheidigt werden könne (S. 39): und da ihm nun gewöhnlich der Wunsch und das Unternehmen einer Vertheidigung für wirkliche Vertheidigung gilt, so tritt für ihn der postulierte Fall höchst selten ein; vielmehr gewinnt seine Lust am Retten und Streiten meist ein unabsehbare Feld, auf dem sie ihren Rozinante um so munterer tummelt, je weniger das gute Thier, weder mit Gelehrsamkeit beschweret, noch mit Logik gezügelt, einen Fehltritt, auch wohl einen derben Fall, sich übel nimmt. So 2, 5, 5. Daß die Lesart *ὡς περ* *ἔσαν* *τις* *εἰκένην* *πονηρὸν* *πυλὴν* *καὶ* *ἀπόδοται* *τοῦ* *εὐ-*
5: A. L. Z. 1807. Erster Band.

ρόντος, *οὕτω* — unrichtig und zumal *ἀπόδοται* eine Uniform sey, wird jeder Schüler einsehen, der einigermaßen zu construiren weiß, und sein Paradigma gelernt hat. Hr. L. glaubt sie *bequem* beybehalten zu können, weil *καὶ* *vel* bedeute (*vel quovis pretio addicit*: daß also *καὶ* zu *τοῦ* *εὐρόντος* gestellt seyn müßte, hat Hr. L. gefühlt, und Xenophon sollte es nicht gefühlt haben?) und weil *ἀπόδοται* ohne Reduplication dasselbe sey, was *ἀποδίδοται* mit der Reduplication.

2, 7, 11 *πρόσθεν* *μὲν* *οὐ* *προσιέμην* *δανείσασθαι* *νῦν* *δέ* *μοι* *δοκῶ* *εἰς* *ἔργων* *ἀφορμὴν* *ὑπομένειν* *αὐτὸ* *ποιῆσαι*. Hr. L. giebt zu, daß nach *δοκῶ* *μοι* in diesem Sinne das Verbum im Futurum stehen müßte: um aber doch nicht des Stephanus von Schneider vertheidigte Änderung *ὑπομένειν* zu billigen, ersinnt er die unerhörte Construction, *νῦν* *δέ* *μοι* *δοκῶ* *αὐτὸ* *ποιῆσαι* *εἰς* *ὑπομένειν* *ἀφορμὴν* *ἔργων* *es* *zu* *thun*, *um* *die* *Materie* *zur* *Arbeit* *zu* *bestreiten*. Welche unerhörte Construction ihm noch dazu gar nichts hilft: denn ist, wie er selbst einräumt, nach *δοκῶ* *μοι* das Futurum nothwendig, so muß er ja nun statt *ποιῆσαι* *ποιήσειν* setzen. — 2, 6, 23 *δύνανται* *δέ* *καὶ* *οὐ* *χρημάτων* *μόνον*, *τοῦ* *πλεονεκτεῖν* *ἀπεχόμενοι*, *νομίμως* *κοινωνεῖν*, *ἀλλὰ* *καὶ* — lesen Castalio, Ernesti und Schneider statt *νομίμων*, welches ohne große Härte nicht auf *χρημάτων* zurückbezogen werden kann. Hr. L. schreibt die — noch zu erweisende — Zeugnische Erklärung ab, und tadelt in *νομίμως* einen diversen und nicht genug accuraten Sinn. — 2, 9, 4 (*οὐ* *γὰρ* *ἦν* *οἶος* *ἀπὸ* *παντὸς* *κερβαίνειν*, *ἀλλὰ* *φιλόχρηστος* *τε* *καὶ* *εὐφρότερος* *ἀπὸ* *τῶν* *συκοφαντῶν* *λαμβάνειν*) hat Ruhnkentius *εὐφρότερος* aus einem Cod. an die Stelle des sonstigen, sichtlich aus *εὐφρότερος* verschriebenen *ἔφη* *ῥᾶστον* *εἶναι* zurückgerufen, und Schneider gründlich erklärt. Aber weder Ruhnkentius noch Schneider thun unserem Manne Genüge: er verbindet Fehler und Correctur in Eine Lesart (*εὐφρότερος* *ὦν* *ἔφη* *ῥᾶστον* *εἶναι* *ἀπὸ* —) und hofft, so der Stelle Integrität wiederhergestellt zu haben. Widerlegen läßt sich dergleichen Bethörung kaum, so wenig, als wenn 2, 10, 3 (*καίτοι* *τὸ* *ὑπρέτην* *ἐκόντα* *τε* *καὶ* *εὐνοῦν* *καὶ* *παραμόνιμον* [*καὶ* *τὸ* *κελεύόμενον* *ικανὸν* *ποιεῖν*] *ἔχειν* *καὶ* *μῆμονὸν* *τὸ* *κελεύόμενον* *ικανὸν* *ὄντα* *ποιεῖν*, *ἀλλὰ* *δυναμένον* *καὶ* *ἀφ'* *ἑαυτοῦ* *χρήσιμον* *εἶναι*) die Wiederholung der eingeklammerten Worte nicht für Verderbnis, sondern für höchst angemessene Emphase erklärt und also verdeutlicht wird: *aber ein freywilliger Diener, der im Stande ist, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, und nicht bloß im Stande ist, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, sondern auch von selbst ohne*

Befehl u. s. w. — Notabler, wo möglich, ist die Verwirrung 3, 9, 4 ἀλλὰ τὸν τὰ μὲν καλὰ τε καὶ ἀγαθὰ γινώσκοντα χρῆσθαι αὐτοῖς, καὶ τὸν τὰ αἰσχρὰ εἰδὸτα εὐλαβεῖσθαι (Hr. L. schreibt viermal hinter einander εὐλαβεῖσθαι) σοφὸν τε καὶ σώφρονα ἐκρίνε. Die Infinitive χρῆσθαι und εὐλαβεῖσθαι läßt man gewöhnlich an einem ausgelassenen ὥστε hangen, an dessen Faden man sich mühselig genug durch die gewiß verderbte, aber auch längst zurecht gerückte Construction hindurch windet. Nicht so dieser Herausgeber. Die angeführten Worte, erklärt er, seyen so viel als ἀλλὰ τὸ τὰ μὲν καλὰ — γινώσκειν καὶ χρῆσθαι αὐτοῖς, καὶ τὸ τὰ αἰσχρὰ εἰδέναι καὶ εὐλαβεῖσθαι σοφὸν τε καὶ σώφρονα ἐκρίνε. Sed infinitivi (vermuthlich infinitivos) γινώσκειν et εἰδέναι quum auctor mutaret in participia (in dem Concepte des Autors waren also die Infinitiven) necesse erat, ut ob sequentes accusativos σοφὸν καὶ σώφρονα (die in demselben Concepte, wie eben gesagt, nicht folgten) articulum accommodaret participiis γινώσκοντα et εἰδὸτα. Demnach hange der Infinitiv χρῆσθαι an keinem ὥστε, sondern an dem Participium γινώσκοντα, und εὐλαβεῖσθαι an keinem ὥστε, sondern an dem Participium εἰδὸτα; jedes aber der beiden Participien sey zweifach zu verstehen, dergestalt: τὸν τὰ ἀγαθὰ γινώσκοντα καὶ γινώσκοντα χρῆσθαι αὐτοῖς, und τὸν τὰ αἰσχρὰ εἰδὸτα καὶ εἰδὸτα εὐλαβεῖσθαι. Mithin sey an der Stelle nichts zu ändern, und alle Versuche des Leunclavius, Stephanus, Welfius, Edwards, Schütz und Schneider aus dem Felde geschlagen. Und allerdings, was widerstände solcher Erklärung!

Seltener trifft sich, das Hr. L. beystimmt: aber auch da mit geringem Glück. 2, 2, 1 καταμεμάσθικας οὖν, τοὺς τί ποιούντας τὸ ὄνομα τοῦτο ἀποκαλοῦσι. Der Artikel, mit der Frage verbunden, hat fast alle Ausleger geirrt, und selbst den großen Valkenaer zu einem Solécismus verleitet. Hr. L. findet den Artikel nicht nur unerträglich, sondern weiß auch mit vieler Bestimmtheit anzugeben, aus welchem Glossen er sich eingeschlichen habe. Und doch ist der Artikel vollkommen richtig, und zwar nicht, wie gemeint worden, als Substitut für τινάς, sondern als Artikel: auch so wenig ungewöhnlich, das sich auf Einer Seite im Plato vier Beyspiele darbieten: Gorg. 451 A. πειρῶ εἶπειν, ἢ περὶ τί ἐν λόγοις τὸ κύρος ἔχουσα ῥητορική ἐστιν; Ebendas. B. εἰ με ἐπανεροίτο, τῶν περὶ τί (ἐστὶν ἡ ἀριθμητικὴ τέχνη); und ferner nach 3 Codd. εἰ ἐπανεροίτο, ἢ περὶ τί; D. λέγε δὲ, τῶν περὶ τί; Eben so 454 A. τῆς περὶ τί πειθοῦς ἡ ῥητορική ἐστι τέχνη; und Alcibiad. I. 124 E. οἱ τί ἀγαθοί; Einen ähnlichen Gebrauch des Artikels hat Hermann (ad Vigen. annotat. 25) erläutert, und dieser wird sehr klar, wenn man die Phrase also wendet: τί ποιῶσιν οἱ ἀποκαλούμενοι, wo der Artikel offenbar nicht fehlen darf.

Noch minder pflegen dem Herausgeber Conjecturen zu gelingen. Unnütz zum wenigsten ist 1, 2, 42 οὗτοι νόμοι εἰσὶν, οὓς τὸ πλῆθος — ἐγραψε. Φράζοντας ἂν δεῖ ποιεῖν statt Φράζον. 1, 3, 3 πολ- λὰς γὰρ ἂν αὐτοῖς τὰ παρὰ τῶν πονηρῶν μάλλον ἢ τὰ παρὰ τῶν χρηστῶν εἶναι μεχαρασμένα soll eben

so wohl bedeuten können, denn so würden ihnen die Opfer der Bösen oft angenehmer seyn, als der Guten, als auch: denn oft wären ihnen die Opfer der Bösen angenehmer, als der Guten. (Lateinisch würde sich der Unterschied deutlicher haben ausdrücken lassen.) Um nun diese Zweydeutigkeit zu heben, solle man entweder jenes so auch im Griechischen hinzusetzen (was nichts ändern konnte), oder statt εἶναι lesen εἶεν (wodurch die oblique Rede ganz zur unrechten Zeit direct werden würde) was wegen vorangehenden ἂν sehr zulässig scheine. Aber eben dieses ἂν hebt alle Zweydeutigkeit, und das Übel, das geheilt werden soll, existirt nicht außerhalb der Einbildung des verneinten Arztes. Desgleichen 2, 1, 21 τετραμμένην μὲν εἰς πολυσαρκίαν τε καὶ ἀπαλότητα, κεκαλλωπισμένην δὲ τὸ μὲν χρῶμα, ὥστε λευκότεραν — τοῦ ὄντος φαίνεσθαι, τὸ δὲ σχῆμα, ὥστε δοκεῖν ὀρθότεραν τῆς φύσεως εἶναι. Nach σχῆμα vermisst Hr. L. ein Participium, das so zu σχῆμα passe, wie κεκαλλωπισμένην zu χρῶμα, und schlägt als ein solches ὀρθουμένην vor. Das dieses nicht passe, leuchtet ein: aber auch ein passenderes würde unvermeidlich die Concinnität stören, die Xenophon hier mit so sichtbarer Absichtlichkeit dem sprachkünstelnden Sophisten nachgebildet. Wie τετραμμένην ein zweifaches unter sich begreift, εἰς πολυσαρκίαν τε καὶ ἀπαλότητα, so auch κεκαλλωπισμένην, genauentsprechend, nicht nur τὸ μὲν χρῶμα, sondern auch τὸ δὲ σχῆμα, und nur darin, das es auf beides gleichmäfsig bezogen wird, ist die Voranstellung gegründet. Weiske freylich hat übersetzt: ihre Farbe verschönert; ihre Stellung gezwungen: aber soll das Xenophon verantworten? Gleich wenig Ein- sicht in Concinnität verräth die Vermuthung, 3, 6, 2 (Γλαύκωνα, ὄντων ἄλλων φίλων, οὐδεὶς ἠδυνάτο παῦσαι — Σωκράτης δὲ μόνος ἐπαυσε) sey nach ὄντων ein μὲν einzuschieben. Statt ὄντων mußte es ja dann τῶν heißen, τῶν μὲν ἄλλων φίλων οὐδεὶς — Σωκράτης δὲ — oder dem ὄντων μὲν mußte ein anderes Participium gegenüber treten. Was Hr. L. gegen sich selbst anführt, würde nicht viel beweisen: denn das μὲν weggelassen werde, dazu ist das Beyspiel schlecht gewählt, und das δὲ weggelassen werde, folgt unmöglich daraus, das an dessen Stelle ἀλλὰ und αὐτὰρ gesetzt wird.

Mehr Lob verdient manche Erklärung. So scheint uns 2, 1, 26 sehr richtig bemerkt, das das vielfach besprochene ὑποκορίζομενοι (οἱ δὲ μισοῦντες ὑπακορίζομενοι ὀνομάζουσι με κακίαν) ironisch zu verstehen sey. Für richtig halten wir auch die Entwicklung der Bedeutung von διατίθεσθαι 1. 6, 13; aber die Construction derselben Stelle (παρ' ἡμῖν νομίζεται τὴν ὥραν καὶ τὴν σοφίαν ὁμοίως μὲν καλόν, ὁμοίως δὲ αἰσχρόν διατίθεσθαι εἶναι) ist falsch also gefaßt: παρ' ἡμῖν νομίζεται, εἶναι (licere) διατίθεσθαι — ὁμοίως μὲν καλόν, ὁμοίως δὲ αἰσχρόν, wobey καλόν und αἰσχρόν Adverbia seyen, gesetzt, um nicht kakophonisch ὁμοίως καλῶς und ὁμοίως αἰσχροῦς sagen zu dürfen. Wie leicht wäre die Kakophonie anders zu vermeiden gewesen! Falsch ist auch der Zusammenhang gefaßt 2. 6, 10. Zwey Mittel gehe es, lehrt Sokrates, sich die Liebe

eines anderen zu erwerben: ἐπιδαί, daß man ihm Angenehmes erweise, wie die Sirenen dem Odysseus, und Perikles den Athenern, und φίλτρα, daß man ihm Gutes erweise, wie denselben Athenern Themistokles. Um aber Gutes erweisen zu können, müsse man selber gut seyn, zu Rede und That (Δοκεῖς μοι λέγειν, ὡς, εἰ μέλλοιμεν ἀγαθόν τινα πηροῦσθαι φίλτρα, αὐτοὺς ἡμᾶς ἀγαθοὺς δεῖ γενέσθαι λέγειν τε καὶ πράττειν). Hr. L. statuirt der Mittel — im Widerspruch mit seiner Vorrede, wo er nur zwey auführt, Wohlthat und Vergnügen — drey, Lob, Wohlthat und eigene Sittlichkeit (durch welches letztere ohne Zweifel jene *sic dicta honestior amicitia, omne commodum respiciens*, bewirkt werden würde, von der er, in derselbigen Vorrede, gegen *Weiske* polemisirend, umständlich darthut, *illam nec novisse Socratem nec agnoscere potuisse*). Damit er nun diese drey sämmtlich in den angeführten Worten nachweisen könne, muß, er hinter λέγειν τε ein längst verworfenenes καλὰ zurückholen, und, mit Hintansetzung aller Construction, also übersetzen: *deine Meinung scheint zu seyn, daß, wenn wir uns einen braven Freund verschaffen wollen, wir selbst gut seyn und Gutes (von ihm) reden und (ihm) thun müssen*. Diesen mühsamen Fund hält er dennoch nicht fest: denn am Ende giebt er zu, das ganze λέγειν τε καὶ πράττειν (mit Einschluss hofentlich des καλὰ) könne *bequem* weggelassen werden, und merkt nicht, daß ihm damit von seinen drey Freundschaftsquellen zwey unter den Händen verfliegen, und die allein fortfließet, die er für unsozialistisch erklärt. — Eben so schieß L. 2, 31 ἐμῶσι τὸν Σωκράτην ὁ Κριτίας — ὥστε — ἔγραψε, λόγων τέχνην μὴ διδάσκειν, ἐπηρᾶζων αὐτῷ — οὕτε γὰρ ἔγωγε αὐτὸς τοῦτο πωποτε Σωκράτους ἤκουσα, οὐτ' ἄλλον φάσκοντος ἀκηκοέναι ὑσθόμην. Ἐδὴ ἤλωσε δέ. ἐπεὶ γὰρ —, καλέσαντες ὁ τε Κριτίας καὶ ὁ Χαρίκλῆς τὸν Σωκράτην, τὸν τε νόμον ἐδεικνύτην αὐτῷ. — Zu ἐδὴλωσε haben die Herausgeber bisher, nach einem bekannten schon aus *Schneiders* Note zu lernenden Sprachgebrauch; τὸ πρᾶγμα als Subject supplirt. Hr. L. aber sieht nicht, warum nicht ὁ Κριτίας verstanden werden könne, und wie Alles nicht also wohl zusammen hange: *legem illam in Socratem a Critia fuisse directam, equidem neque a Socrate ipso audivi, neque ab alio quoquam audire memini, sed Critias ipse patefecit*. Jeder Andere wird leicht sehen, daß unter jenem τοῦτο nichts anderes verstanden werden dürfte, als τὸ κοινῇ τοῖς φιλοσόφοις ἐπαιτιώμενον, τὸ λόγων τέχνην διδάσκειν; daß, um den *Laugischen* Sinn zu geben, die Worte οὕτε u. s. w. ganz anders gestellt seyn müßten; daß ὁ Κριτίας von dem ἐδὴλωσε δε viel zu entfernt und durch Zwischen-subjecte unvereinbar abgetrennt stehe; daß es endlich nicht gar verständig sey, über die Absicht des Gesetzgebers von einem anderen Aufschluß zu erwarten, als von dem Gesetzgeber: daß also ἐδὴλωσε δε durchaus nichts anderes ist, als, womit §. 38 die Erzählung des Vorfalles abgeschlossen wird, ἐνθα δὲ καὶ ὁ ἄλλος ἐγένετο, ὅτι ὠρίζοντο τῷ Σωκράτει. Aff. schießten aber 3, 8, 1 βουλευμένος τοὺς συνόντας ὡ-

φθεῖν ὁ Σωκράτης, ἀπεκρίνατο, οὐχ ὥσπερ οἱ φυλαττόμενοι, μὴ πῃ ὁ λόγος ἐπαλλαγῇ, ἀλλ' ὡς ἀν πεπεισμένοι μάλα στα πράττοιεν τὰ δεόντα (natürlich οἱ συνόντες.) Den Sinn dieser Worte hat *Schütz* bereits gezeigt: nicht schulgerecht disputiren wollte Sokrates, sondern seine Zuhörer überzeugen, und durch diese Überzeugung auf ihr Handeln wirken. Ein ganz anderer wird hier entwickelt: *und antwortete so, nicht als ob diejenigen es recht machten, die ängstlich wären, ihre Worte möchten verdreht werden, sondern die, welche mit Zuversicht antworten*. Die Nichtigkeit des Gedankens offenbart sich in der Verschrobenheit des Ausdrucks: hätte ein Grieche so Seltsames denken können, so hätte er sagen müssen, ὡς οὐ τῶν φυλαττόμενων, — ἀλλὰ τῶν πεπεισμένων πράττοντων τὰ δεόντα. So lange aber die Worte stehen, wie sie stehen, ist unmöglich, daß ὥσπερ mit dem Participium so viel sey als ὡς ἀν mit dem Verbum finitum, — so sehr auch außer Zweifel und keines Citates bedürftig ist, daß ὥσπερ und ὡς ungefähr dasselbe bezeichnen, — und daß der Artikel zu dem einen Participium gesetzt, zu dem anderen nicht gesetzt, die Bedeutung nicht ändere.

Zum Schluß eine Note, die gleichviel exegetische als elenktische Fertigkeit bezeugt. 4, 4, 18 hat *Schneider* für τὸ αὐτὸ ἐπιδεικνύμι νόμιμον τε καὶ δίκαιον εἶναι corrigirt ἀποδεικνύμαι, und diese Correction in einer gelehrten Anmerkung gerechtfertiget. Hr. L. widerlegt ihn. Und wie? Er belehrt den Mann, den er in der Vorrede, nicht eben schieklich nachsprechend; den *Salmasius* unserer Zeit nennt, — daß ἐπιδεικνύμι nach Begriff und Buchstaben Eines sey mit unserm *be-deiken* (*be* nur eine Umdrehung von ἐκ, wie *capere* von ἀρκάζω); *bedeiken* aber sey *bezeichnen*, *bezeichnen* aber *nennen*, und mit *nennen* könne man hier ἐπιδεικνύμι übersetzen. Ferner sey ἐπιδεικνύμι der Bedeutung nach dasselbe mit ἀποδεικνύμι, nur mit dem Unterschiede, daß ἀποδεικνύναι eigentlich unser *abzeichnen*, ἐπιδεικνύναι aber unser *bezeichnen* sey; daher man an jeder Stelle sehen müsse — was die Mehrzahl der Codd. rathe. Was den Unterschied zwischen der activen und passiven Form anlange, so sey der oft höchst gering, wie ja φέρω von φέρομαι nur darin verschieden sey, daß jenes bedeute, *ich trage davon*, dieses *ich trage mir davon*, und wie τιθέναι νόμους sich eben so gut durch *Gesetze geben*, übersetzen lasse, als τιθεσθαι νόμους. Also — scheine *Schneider* zu irren. Δμ.

HALLE, im Waisenhaus: 1) *Homeri Odyssea*. Editio nova in usum scholarum librorum summariis aucta. Accedit *Batrachomyomachia*. 1805. 387 S. 8.
2) *Homeri Ilias*. Accedunt *Hymni Homeridarum et Epigrammata*. 1806. 364 S. 8.

Nachdem Hr. G. R. *Wolf* seine Recension des *Homerus* einem anderen Verleger übertragen, hielt es die Buchhandlung des Waisenhauses, wie sie in der Vorrede berichtet, für unbillig, die zweyte Auflage seiner *Odyssee* für ihre Schulen unverändert abzudrucken. Sie fügte daher Inhalts-Anzeigen hinzu, ließ auch an

wenigen Stellen vorzügliche, auf sicherer Autorität ruhende Lesarten in den Text rücken. An wenigen Stellen allerdings, und selten nach wahrem Bedürfniss. Im dritten Buche z. B. findet sich οὕτω γ' ἐθέλοι statt οὕτως ἐθέλοι: eine Lesart, deren Nutzen oder Nothwendigkeit dem Rec. um so weniger einleuchtet, da es die einzige ist in dem ganzen Buche. Eher stand zu erwarten, daß solche Lesarten geändert würden, die sich dem, der einmal aufs Ändern ausgeht, bey nur einiger Aufmerksamkeit für Grammatik und homerischen Gebrauch, auf den ersten Blick als unrichtig verathen müßten, wie V. 2 ἀνόρουσε - ἵνα Φαείνῃ statt Φαείνοι oder vielmehr Φανείῃ, V. 108, ἐνθάδε statt ἐνθά δέ, 129 γένηται statt γένοιτο, 231 σαῶσαι statt σαῶσαι, 364 νεώτεροι ἄνδρες ἐπονται, πάντες ὁμηλικῇ μεγαθύμου Τηλεμάχιοι statt ὁμηλικῇ, wie schon 49 νεώτερός ἐστιν, ὁμηλικῇ δ' ἐμοὶ αὐτῷ. Aber nicht nur diese sind aus jener zweyten Auflage des gemeinen Clarkischen Textes herüber genommen, sondern auch offenbare Druckfehler, wie V. 45 ἡ θέμις ἐστιν statt ἐστίν, 203 καὶ οἱ Ἀχαιοὶ οἴσουσι κλέος εὐρύ statt καὶ οἱ, 211 ταῦτα μ' statt ταῦτά μ', (eben so V. 16, 275 σοὶ δὲ Φίλον κῆρ τετλάτο ἐν στήθεσσι statt τετλάτω. 16, 272 κῆρ ἡμᾶς ὑπεκρύβοι statt ἡμᾶς. 22; 30 — was nun schon drey Editionen durchwandert — τῷ τ' ἐνθάδε γῦπες ἔδονται statt δ' ἐνθάδε, mit einer Zuthat von neuen, wie 3, 52 χεῖρε statt χαῖρε, 143 ἐνδάνε statt ἐνδάνε, 249 ὄλεθρου statt ὄλεθρον. Hin und wieder ist auch in der Casur oder am Schlufs der Verse ein ν ἐφέκυστοιὶν gestrichen, aber mit so geringer Gleichmäfsigkeit, daß fast gegen jede Stelle, die ihr ν verloren hat, eine andere, oft dicht daneben, auftritt, die es behalten. So V. 426 κέρα σι περιχέου gegen 497 κέρα σιν περιχεῖεν, und V. 59, 86, 110, 384, 392, 409 gegen V. 158, 169, 454, 464, 484, 494. Mit derselben Inconsequenz ist V. 73 ὑπερ ἄλα geschrieben, sonst aber, wo derselbe Vers wiederkehrt, wie 9, 254, ὑπερ ἄλα; mit derselben V. 242 κῆρα, 416 κῆροι; 13, 87 πετεηνῶν, 16, 218 πετεηνά; und bald ἴξε und ἴξε, bald ἴξε und ἴξε; bald μογοστόκος, bald τελεσφόρος; bald ἀμπεδίου, bald ἀμ πύργους u. d. gl.

Die Summarien oder Argumente scheinen weder von Seiten der Latinität, noch von Seiten der Darstellung großes Verdienst zu haben. Neben der Neigung zu widrigem Detail entblößt sich darin eine gewisse Armut an Worten und Wendungen, die, was sie einmal ergriffen hat, nicht losläßt, ehe sie es völlig aufgebraucht. Daher heisst es im dritten, optare se

quidem. — ut tamen id sperare fatetur, und im vierten Helena simillimum hunc (Telemachum) esse Telemachifilio profitetur, und im fünften: se tamen Ulysssem haud moraturam profitetur, und im achten: se decertaturam profitetur, und in demselben, juventutem suam cantu contendere fatetur, im vierten Telemacho lacrymae erumpunt, und im achten Ulyssilacrymae erumpunt, (eine Phrasis, die nicht gerade vorzüglicher Güte wegen der Wiederholung werth war); im dritten setas movetur, und im achten ad setam movetur. Der rex Phaeaciorum im sechsten ist bisher wohl unbekannt gewesen. Wunderlich klingt es, wenn eben da Odysseus die Nausikaa bittet, ut sibi vestimenta quae dāmonet, und wenn er im dreizehnten formam setis cujusdam annuunt, ungenau, wenn er im neunten erzähl: rerum discrimina, in quae a Troja redux incidit, wenn er tempestate apud Malēam ad Lotophagos appellatur; wenn im zehnten die Insel des Aeolus Aeolica terra genannt wird u. s. w. Die Argumente zur Ilias sind fast nur Variationen über das Wolfische Thema.

Von der Ilias selbst hat Rec. das achtzehnte Buch verglichen (der kleine und stumpfe Druck, 34 Verse auf Eine graue Seite zusammengepresst, macht diese Arbeit sehr beschwerlich,) bis auf eine oder zwey geneuerte Lesarten, alles übrige treulich abgedruckt gefunden, aus der — mit Unrecht für höchst correct gehaltenen — Ausgabe von 1794, die Druckfehler nicht ausgenommen. (V. 166 ἴρις für ἴρις, 271 γῦπες für γῦπες, 436 δῶκε für δῶκε, 560 λεῦν' ἀλφίτα für λεῦν'; dazu noch ein eigner V. 30 οἱ δ' ἄμα πᾶσαι).

In den Hymnen ist die Hermannische Recension befolgt worden, nur daß, verimlich der Eingangs erwähnten Billigkeit zu Liebe, hier und da in Kleinigkeiten veteris vestigia raris übrig gelassen, und, um Raum zu ersparen, bald eine Reihe von Sternen gelöscht, bald zwey auf eine reducirt sind. Hymn. in Apollin. 81, 211. Ob in eben dem Hymnus V. 152 οἱ τότ' ἐπάντιασι, δτ' Ἴάονες — ein Druckfehler sey, oder eine gelehrte Verschmelzung der Vulgata οἱ τότ' ἐπαντία σὺ δτ' Ἴάονες mit der igen Hermannischen Emendation δς τότ' ἐπαντίασει, δτ' Ἴάονες — bleibe dahin gestellt: augenscheinlich ist der — dreifache Fehler V. 217 λέκτον τ' Ἡμικθίντε παρῶστιχες ἢ Σνῆνας statt Λέκτον τ' Ἡμαθίν τε παρῶστιχες ἢ δ' Ἐνῆνας, und V. 317 τέκον statt τέκον, 227 κέλευθον statt κέλευθοι.

Δμ.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Amberg, b. Uhlmann: Briefsteller, oder: Sammlung von Briefen oder anderen schriftlichen Aufsätzen, nebst einem leicht faßlichen Unterricht im Rechtschreiben, und einer kurzen Anleitung zur Abfassung der Briefe, Supplikten, Contracte u. s. w. mit Schnittabell-Formularen. Zunächst für Pfalz-bauern und zum allgemeinen Gebrauche von Franz-Xaver Müller. 1866. 312 S. 8. (1 Thlr.) Angehängt ist: Das Neueste in Rücksicht auf die Literatur und die Form der Supplikten u. s. w. für das Königreich Baiern. Ein Nachtrag zum Briefsteller von F. X. Müller. 1866. 7 S. 8. Ausser dem, was der Titel verspricht, findet man hier noch Regeln zum Schönschreiben, Timen-Re-

cepte, Etwas von der Kunst, geheime Briefe zu schreiben u. s. w. mit einem Worte alles, was man nur irgend von einem Briefsteller erwarten kann. Zu dieser Vollständigkeit gesellt sich Kürze und Zweckmäfsigkeit der Auswahl, nur fehltes bisweilen an der nöthigen Bestimmtheit im Ausdruck. Daß der Vf. über die Abfassung der Briefe nur im Allgemeinen und wenig geschrieben, weil alle Regeln die natürliche Anlage und die Lust zum Lesen nicht ersetzen können, zeigt von seinen praktischen Kenntnissen in diesem Fache des jugendlichen Unterrichts. Was in besonderem Bezug auf Baiern gesagt ist, hebt die allgemeine Brauchbarkeit des Buches nicht auf. —mm.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M Ä R Z, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

POSEN U. LEIPZIG b. Kühn: *Des Publius Terentius Afer Eunuch und Phormio*, metrisch übersetzt und mit Einleitungen und kurzen Anmerkungen versehen von G. G. Köpke, Dr. d. Philof. und Prof. am berlinischen Gymnasium. 1805. LXX. u. 246 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungern sah Rec. die Erwartung getäuscht, mit welcher er dieses Buch in die Hände nahm. Hr. K. bleibt hinter dem Ideale, welches ein Übersetzer des Terenz vor Augen haben sollte, weit zurück. Wir wollen unser Urtheil hinlänglich zu bestätigen suchen, zuvor aber unsere Leser mit dem Inhalte der auf dem Titel angezeigten Einleitungen bekannt machen. In der ersten sucht der Vf. die Gründe zu entwickeln, warum die Lustspiele der Alten auch bey uns noch ein so großes Interesse erregen. Es kann nicht auffallen, sagt er, wenn die Griechen selbst sich an ihren Lustspielen sehr ergötzen; aber wie läßt sich bey uns das hohe Interesse derselben rechtfertigen, da wir dabey in eine ganz fremde Welt versetzt werden? Auch bey den Römern waren *fabulae palliatae* beliebt, wiewohl dieses Volk für Schauspiele nicht so viel Sinn hatte als die Griechen, so daß Seltänzer und Klopffechter dem armen Terenz einft den ganzen Handel verdarben. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bey, wenn er S. IX sagt: „Der Werth jener Kunstwerke ist gewiss in nichts Anderem zu suchen, als in der planmäßigen Durchführung der Charaktere, in der Bestimmtheit und vollendeten Zeichnung derselben, in der schönen und mit Weisheit berechneten Ökonomie des Ganzen, in dem festen Eingreifen der einzelnen Auftritte und Acte, und endlich in der richtigen und feinen Zeichnung ihrer Sittengemälde, welche diese Stücke zugleich zu einem reichen Schatze von Lebensweisheit und Klugheitsregeln machten, deren Sentenzen überall im Leben wegen ihrer leichten Anwendbarkeit dem Gedächtnisse sich einprägen.“ In der 2ten Einleitung zum *Eunuch* redet Hr. Köpke sehr weitläufig von zwey in diesem Stücke vorkommenden Charakteren, nämlich: von dem *miles gloriosus* und dem Parasit. Diese Abhandlung ist sehr lesbar. Wir wollen sie hier nicht zergliedern; nur einen fast unverzeihlichen Fehler können wir nicht ungerügt hingehen lassen: S. XXXVIII bemerkt Hr. K., der *miles gloriosus* schiene mit einem langen Schwert stolzirt zu haben; (dies versteht sich unserer Meinung nach von selbst, denn wo ein Sol-

dat ist, da muß ein Schwert seyn.) Zum Beweise führt er an Plautus im Prolog des *miles gloriosus* 45: *Nam ego hanc machaeram mihi consolari volo*, und übersetzt ihn so:

„Denn dieser Säbel soll mir Trost gewähren.“

Wie kam doch der Übersetzer zu einem so sonderbaren Mißgriff? — Die Einleitung zum *Phormio* enthält Untersuchungen über den Apollodorus, den Terenz bey diesem Stücke vor sich hatte. Was Hr. K. hier aufstellt, ist indessen bloß das längst bekannte, und die ganze Untersuchung mußte natürlich auf das Resultat ausgehen: wir wissen nicht, welcher Apollodorus gemeint sey. Weiterhin nimmt der Vf. in dieser Einleitung die alte Lesart im Prolog 423 *epidicazomenon* gegen Donat und Bentley in Schutz, die beyde *epidicazomenen* lesen wollten. Jener glaubte, Terenz habe sich geirrt, und den Titel seines Originals nicht recht angesehen, Bentley hingegen vernunthete einen Fehler der Abschreiber: aber *ἐπιδιχαζόμενος* wird, wie Hr. K. richtig bemerkt, von dem gebraucht, der Etwas zugesprochen erhält, folglich ist gegen die Vulgata nichts einzuwenden. Dieser richtigen Bemerkung ohngeachtet, hat Hr. Köpke in der Übersetzung die von Donat und Bentley angenommene Lesart beybehalten, und übersetzt „die zugesprochene Braut“, weil, wie er sagt, diese Lesart bey modernen Lesern sich gewiss das Lob einer leichtern Falschlichkeit aneignen werde.

Wir kommen zur Übersetzung selbst. Der Übers. sagt, er habe sich bemüht, Treue und Gefälligkeit der Sprache, so viel als möglich zu vereinigen; sie sey metrisch, weil nur dadurch etwas von der fröhlichen Anmuth des Originals habe gerettet werden können. Die von ihm gemachte Versart ist der fünffüßige Jambus mit männlichen und weiblichen Ausgängen. Den Jamben, heist es Einleit. Kap. XXXIX, vertritt zuweilen, besonders im Anfange des Verses, ein Anapäst, auch ein Spondeus, wenn der Accent die der ersteren an innerer Quantität sonst gleiche zweyte Sylbe vor jener hebt, und das Ohr schon dadurch geneigt macht, ihn für einen Jambus gelten zu lassen. Gegen die Einnischung dieser Füße würde nichts einzuwenden seyn, wenn nur Hr. K. den übrigen Forderungen Genüge geleistet hätte. Er fodert zwar Vorrede p. V den Leser auf, wenn er bey einigen kleineren metrischen Freheiten anstossen sollte, die Verse nicht mit den Fingern, sondern mit den Ohren zu messen; aber diese wird bey vielen Versen nicht zum Besten von Statte gehen. Was zunächst die Versart betrifft, die der Übersetzer gewählt hat, so können wir sie künftigen

Q q q

G. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Uebersetzern des Terenz nicht zur Nachahmung empfehlen. Soll hier etwas Vorzügliches geleistet werden, so muß der Uebersetzer die Original-Sylbenmaße des Komikers in unserer Sprache wiedergeben. Mit vieler Kunst läßt Terenz die verschiedenen Versarten mit einander abwechseln, die nothwendig verloren gehen muß, sobald einerley Versart durch das ganze Stück beybehalten wird. Auffallend ist es, daß auch Quintilian glaubte, die Komödien des Terenz würden weit angenehmer seyn, wenn der Dichter bloß den Senarius gebraucht hätte. Doch diesen hat schon Bentley zurecht gewiesen im Schediasma pag. VIII. Wir würden indess zufrieden seyn, wenn nur die fünffüßigen Jamben des Uebersetzers gut gerathen wären. Rec. hat aber sehr oft wünschen müssen, daß Hr. K., was er in der Vorrede verwirft, die Verse mit den Fingern gemessen hätte; denn unmöglich konnte es ihm dann entgehen, daß viele Verse weniger, andere mehr als fünf Füße haben. Solche Unregelmäßigkeiten in dieser Versart können so wenig ergötzen, als siebenfüßige Hexameter. Wir wollen zuerst einige sechsfüßige zum Besten geben. Eunuch 1, 2, 35.

Der Kaufmann fügte dies hinzu, aus Sunium

Vers 121:

Kein Mensch mir theurer ist, als dieser Phädris.

Vers 4, 4, 31:

Phaedria. Mit wem?

Dons. Mit Parmeno.

Phaedria. Hast du ihn früher schon etc.

Phormio 1, 2, 53:

Der andre, führ' uns hin. Wir gehen, kommen schon, und 2, 2:

Den Vater dieses, deinen Oheim, eben sah.

Bisweilen ist Versen dieser Art noch ein halber Fuß zugegeben. Z. B. Eunuch 1, 2, 89:

Ich fand ihn dir; für beyde zahlt ich dreyßig Minen.

Phormio 1, 2, 36:

Sie zu begleiten, in die Schule sie zu führen.

Anderen ist entzogen, was jene zu viel erhielten, wie Eunuch 2, 3, 33:

Nie gab es, glaub' ich, einen Menschen.

Bald nachher folgt auf einen Trimeter ein Monometer:

Chaerea. Kennst du

Des Vaters Freund und Vetter Archidemides?

Parmeno. Wie sollt ich nicht?

Dergleichen kurze Verse sind nicht bloß am Ende einer Scene, wo Hr. K., der nicht das Original-Sylbenmaß beybehält, und nicht Vers vor Vers übersetzte, vielleicht nicht anders konnte, sondern überall zu haben. Eunuch 2, 3, bey Hn. K. 217:

Ich weiß es, was ich sage.

und 280:

Nur nach Verdienst geschehen.

Auch sogar im Anfange, wo man doch billig erwarten kann, daß der Uebersetzer alle Aufmerksamkeit anwendet, findet sich eine solche Unregelmäßigkeit.

So hat sich z. B. Hr. K. bey dem ersten Verse des Phormio um eine Sylbe verzählt. Er übersetzt:

Mein alter Freund und Landsmann Geta.

Diese Beyspiele von unrichtiger Messung der Verse können schon kein gutes Vorurtheil für die Uebersetzung erwecken; aber es findet sich noch viel mehr, was keiner, der nur einiges Gefühl für Rhythmus hat, billigen kann. Die römischen Komiker haben sich bey ihren Versen große Freyheiten erlaubt, indem sie Spondeen, Daktylen und Anapästten an solchen Stellen einmischten, wo der Grieche sie verwarf, allein das Ende der Verse, besonders der kürzeren, hielten sie rein. In den akatalektischen Jamben, sowohl in den Trimetris, als in den Tetrametris, ist der letzte Fuß durchaus ein Jambe, oder weil die letzte Sylbe *anceps* ist, ein Pyrrhichius. Ein so richtiges Gefühl, als den Terenz und Plautus hiebey leitete, erwarteten wir auch von Hn. K. Dieser aber hat in seinen Jamben den Anapäst auch in die letzte Sylbe gebracht, wo er einen sehr widrigen Effect macht. Z. B.

Eunuch 1, 1, 31:

Die Arme! kaum entpreßt, vernichten; sie wird

ibid. 2, 1, 3:

Parmeno. Es wird geschehn.

Phaedria. Und auch bey Zeiten.

Parmeno. Es wird etc.

ibid. 4, 3, 54:

Als ich abwesend war. Ich rede sie an.

Ibid. 5, 1, 20:

Was sollt' ich thun? Wie du befohlen, so ward.

Fehler gegen die Prosodie hat Rec. nicht selten bemerkt. Eunuch 3, 2, 44 und 45 übersetzt Hr. K.:

Du bist der Affe meines Herrn. Ha, ha, ha!

Hier bildet das ha, ha, ha! einen Amphibrachys, aber dies muß durchaus entweder ein Anapäst oder ein Creticus seyn, und so ist es immer bey den lateinischen Komikern. Man vergl. Bentley ad Andr. 1, 1, 98 und Phormio 2, 3, 30. Eben so widrig ist Eunuch 3, 4, 8 das eine *er in arsi*, das andere in *thesi*:

Der Thais? Ist er es, ist er es nicht?

Eunuch 3, 1:

Mehr ihren Argwohn lieber!

Wärum das?

Hier sollte scandirt seyn *Wärum*, nicht wie es hier ist: *wärum*.

Ibid. 4, 1:

Mit nichten! Die Jungfrau auf ein Gastmahl? Der u. s. w. Auf mußte hier nicht in *arsi* stehen, und eben so wenig *ibid.* 4, 3 *es*

Geh fort, wohin du es verdienst, von hinnen.

Pronomina müssen nicht in die Hebung des Verses gebracht werden, außer wenn der Accent auf ihnen ruht, dies ist aber geschehen Eunuch 4, 5:

Sagt sie dir nicht, daß du ihr folgen möchtest?

und *ibid.*:

Mir zu.

Je nun, war dir das nicht genug? und *ibid.*:

Ich hätte es nicht gewünscht, daß *ſie* dies meinte.

Contractionen, wie: *beleidige*, *Indſchen*, und Abkürzungen, wie: *für'ne*, *giebt'ne*, die vermieden werden müssen, haben wir sehr oft gefunden. — Zur Schönheit des Verses wird erfordert, daß die Abschnitte der Redeperiode mit den Abschnitten der rhythmischen zusammentreffen; hierauf hat unser Übersetzer aber fast gar nicht Rücksicht genommen. Wer kann Verse ertragen wie folgende?

Fragst du noch? der Sklave, den
Du uns geschenkt, was hat er Unheils uns
Bereitet! Die Jungfrau, die der Thraſo zum
Geschenk der Thais gab, hat er geschändet.

ferner:

Doch Chremes, hüte dich, ſie früher nicht,
Eh du ſie hatteſt, zu verlieren. Denn
Sie iſt, die jetzt der Thraſo mit Gewalt
Mir zu entreißen kommt. — Du Pythias
Trag' aus dem Hauſe ſchnell das Käſtchen mit
Den Documenten ihrer Abkunft fort.

Dergleichen schlechte Verse finden sich überall. Was das richtige Auffassen des Sinns und die Darstellung betrifft, so wollen wir nur einiges bemerken. *Ennuch* 1, 2, 32 u. f. w.

patriam et signa cetera

Neque ſcibat, neque per aſtatem etiam potis erat.

iſt ſo überſetzt:

das Vaterland

Und alles andre wußt' ſie ſelber nicht,
Und konnt' es auch, ſo jung ſie war, nicht wiſſen.

Die Worte: *ſo jung ſie war*, ſagen hier gerade das Gegentheil von dem, was Terenz will. *Ennuch* 3, 3, 7

At rem divinam ſeciſſe et rem ſeriam.

Velle agere mecum.

Sie ſagt, ſie habe einen ſchönen Plan,
Und woll ein erſt Geſchäft mit mir vollenden.

Dies braucht man nur ſo hinzustellen, und jeder wird das fehlerhafte leicht herausfinden. Der Noten, welche der Titel verſpricht ſind nur wenige, und ſie enthalten bekannte Dinge. Die letzte Note zum Prolog des *Phormio* iſt ſchief: denn die Aufführung der *He-cyra* wurde dadurch unterbrochen, daß das Volk hörte, es würden Gladiatorenſpiele gegeben werden

rumor erat

Datum iri gladiatores

ſagt Terenz im Prolog. Hr. K. behauptet, nach Beendigung der Gladiatorenſpiele ſey das Volk ins Theater gekommen, und dadurch wären die Schauspieler unterbrochen.

H.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in der v. Kleefeldſchen Buchh.: *Neuſtes Staats- Zeitungs- Reiſe- Poſt- und Handlungs-Lexicon*, oder geographiſch- hiſtoriſch- ſtatistiſches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde, enthaltend eine genaue und vollſtändige Beſchreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrſchaften, Völker, Gewäſſer, Gebirge, Waldungen, Städte, Feſtungen, Seehäfen, Handels- und Fabrik- Orte, Bäder, Geſundbrunnen, Flecken und überhaupt aller für Geſchäftsmänner, Reiſende, Kaufleute und Zeitungsleſer in hiſtoriſcher,

politiſcher und commercieller Hinſicht bemerkungswerthen Ortſchaften, wobey ganz vorzügliche Rückſicht auf deutſche Leſer und Deutſchland genommen, und davon alle Poſtstationen und Dörfer, ſo wie die vornehmſten Höfe und Weiler angezeigt worden ſind. Nach den Friedensſchlüſſen zu Lüneville und Amiens, und dem Hauptſchluffe der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25 Febr. 1803, aus den neuſten Reiſebeſchreibungen, Topographien, Staatsſchriften und handſchriftlichen Nachrichten, auch auf eigenen Reiſen geſammelt und verfaßt von P. A. Winkopp, kurf. erzkanzleriſchem Hofkammerrathe. *Erſter Bd.* A—D. 1804, 1208 Spalten oder 77 Bogen. *Zweiter Bd.* E—I. 1805, 1116 Sp. oder 71 Bog. *Dritter Bd.* K—N. 1100 Sp. oder 69 Bog. 4. (13 Thlr.)

Der Plan dieſes Wörterbuchs, ſelbſt ſeinen weitläufigen Titel nicht ausgeſchloſſen, den wir ſtatt einer Inhaltsanzeige ganz herſetzen, iſt den älteren bekannten Werken dieſer Art, für deren Nützlichkeit im Allgemeinen Zeit und Nachfrage entſchieden haben, nachgebildet, nur an dem Unterſchiede, daß den geographiſch- ſtatistiſchen Artikeln im Verhältniß zu den übrigen mehr Raum gegeben, dieſe dagegen an Zahl und Ausführlichkeit beſchränkt worden ſind. Dadurch iſt das Ganze ein weniger buntes Allerley geworden, und kann ſo zugleich auf den Titel eines Handbuchs der Geographie und Statiſtik Anſpruch machen. In der Ausführung der einzelnen hieher gehörigen Artikel, welche den weſentlichen Theil des Buchs ausmachen, verſpricht der Vf. eine kurze Beſchreibung der Staaten, ihrer politiſchen Eintheilung, vorzüglich der Merkwürdigkeiten, des Zuſtandes der natürlichen Production, des Kunſtſtreiſes, der Handlung, Gewerbe, Finanzen, wiſſenſchaftlichen Anſtalten, Volksmenge u. f. w. zu geben, und ſo findet ſich auch für das deutſche Publicum, welches der Vf. im Auge hatte, war aber ein verſchiedener Maßſtab in der Behandlung der verſchiedenen, uns mehr oder weniger noch angehenden, Staaten nöthig. Am ausführlichſten, man kann ſagen vollſtändig, iſt, wie ſchon der Titel bemerkt, Deutſchland behandelt, ſo daß man hier ſelten nach einem Namen, der nicht ganz unbedeutend iſt, vergeblich ſuchen wird. Faſt eben ſo ſind die mit Deutſchland in nächſter Beziehung ſtehenden, zum öſterr. und preuß. Staate gehörigen Länder behandelt. Ihnen folgen Frankreich, die batiſche und helvetiſche Republik, und dieſen, mittheils abnehmender Ausführlichkeit, die übrigen europäiſchen und endlich die außereuropäiſchen Staaten. Der Zeitungsleſer und Geſchäftsmann wird mit dieſer Behandlung zufrieden ſeyn, die dem gewöhnlichen Bedürfniß angeeignet iſt. Dies iſt auch das Publicum, für welches der Vf. ſein Werk berechnete; den Geographen und Statiſtiker von Profeſſion ſchließt er ausdrücklich davon aus. Warum das, ſieht Rec. nicht recht ein. Zu ſchnellen Nachweifungen, wenn auch nicht gerade zur unmittelbaren Belehrung, iſt gerade dem Geographen und Statiſtiker ein ſolches Handbuch mehr als jedem anderen wünſchenswert,

und wie es ohne großen Aufwand auch für ihn hätte nützlich gemacht werden können, davon hernach. — Was die Ausführung betrifft, so gesteht Rec. daß er, veranlaßt durch einige anderwärts über dies Werk gefällten Urtheile, es mit Mißtrauen zur Hand nahm. Er erwartete eine für das Bedürfnis des Augenblicks flüchtig unternommene und eben so ausgeführte Unternehmung, bey der man auf eine sorgfältige und vollständige Sammlung und Benutzung der Quellen, welche Muße und Zeit und Liebe für den Gegenstand verlangt, nicht rechnen dürfe; desto mehr Vergnügen machte es ihm, von dem Allen das Gegentheil zu finden. Liebe zur Sache, Fleiß in der Behandlung und verständige Prüfung und Würdigung des Gegebenen sind im Ganzen unverkennbar, und der Vf. ist sich darin, so weit das Werk bis jetzt vorliegt, durchaus gleich geblieben. Damit ist keinesweges gesagt, daß nicht hin und wieder ein Artikel unterlaufen sollte, der mit zu leichter, eilender Hand behandelt wäre, und der einen sich anderwärts widerlegenden Verdacht der Unbekanntheit mit den Quellen erregen könnte, oder wo ein gewisses Mißverhältniß in der Behandlung einzelner Theile eines Gegenstandes (s. das Historische in dem Artikel *Avignon*) eintrete, oder wo endlich der Vf. einen Augenblick den nüchternen Lexiko-

d seine politische Ansicht einfließen; allein das sind unbedeutend gesucht seyn wollen, und dem ich thun. Rec. mag sich bey ihm wenig als bey einzelnen Irrungen der solchen Arbeit keines Menschen ganz vermeiden wird. Wichtig ist die Frage seyn: Was ein jetziger Zeitumständen nützt, sie verliert? Wer ein Zeitungs- in die Hand nimmt, weiß vortien nicht überall so finden kann, aber das ist nicht nur heut, das mit jedem statistischen Werke der cher Form und Einrichtung es

wolle. Es stellt stets einen mehr oder weniger vergangenen Zustand der Dinge dar, und ist seinem Wesen nach historisch. Fast nie kann der Schriftsteller sagen *es ist so*, sondern *es war so*, das Datum seines Buchs, das Datum jeder Angabe ist dabey wesentlich. Ein Wörterbuch hat, wegen des verschiedenen Alters der Quellen, gar kein Datum, sondern jeder Artikel hat das seinige, und sogar dieser oft mehr als eins. Um so nothwendiger ist es, daß die Darstellung in einem solchen Buche streng historisch sey. Vorliegenden Lexikon führt ausdrücklich den Titel eines historischen. Ihm zufolge hätten die jetzigen Veränderungen des Länderbesitzes auch dann noch aufgeführt werden müssen, wenn es zehn Jahre später erschienen wäre, keine Angabe der Art ist also überflüssig, und die veränderungsvolle Zeit kann nichts bewirken, als daß die Supplemente, die zu jeder anderen

Zeit auch nöthig werden würden, etwas stärker ausfallen. Aber es ist nothwendig, daß diese streng historische Ansicht dem Vf. bey Abfassung jedes Artikels stets vor Augen schwebte, weil sonst häufig Umarbeitungen von Artikeln nöthig werden, wo im andern Fall nur eine Ergänzung erforderlich gewesen seyn würde. Rec. wünscht, daß es dem Vf. gefallen möchte, diesen Gesichtspunct noch fester ins Auge zu fassen, als es hin und wieder geschehen ist. — Das Volumen des Buchs würde ohne Nachtheil für die Deutlichkeit und Bequemlichkeit, selbst des Nichtgelehrten, eine bedeutende Compression vortragen. Der Vf. meint zwar, daß die Abbreviaturen der gewöhnlichsten Worte im Ganzen nichts Bedeutsames an Raum ersparen würden, allein darin kann man ihm nicht beystimmen. Der Anblick des Buches er giebt, daß die kleinen zweyzeiligen Artikel, das sind Dorfsnamen mit der Angabe des Landes, Kreises und Bezirks, aufs allerniedrigste angeschlagen, ein Drittheil jeder Spalte einnehmen. Durch die einfachsten, jedermann verständlichen, oder leicht zu merkenden Abkürzungen der Wörter Dorf, Kreis, District, Amt u. s. w. im gleichen der allbekannten Länder-Namen Österreich, Preussen u. d. m. ließen sich alle diese Artikel auf eine Zeile reduciren, und somit $\frac{2}{3}$ des ganzen Volumens ersparen. Auf diesem Raume kann unstreitig etwas Interessanteres stehen. Wir thun folgenden Vorschlag: Ein Verzeichniß der Quellen und eine Verweisung auf dieselben an gehörigen Orte würde, sowohl dem Geographen, als einem großen Theile der übrigen Leser, sehr erwünscht seyn. Das Verzeichniß dürfte nur numerirt werden, und die Citation gehörigen Orts durch die Nummer des Registers geschehen. Die Seitenzahl der Quelle kann wegbleiben, bey Werken von mehreren Bänden wäre allenfalls der Band zu bemerken. Sollte Rec. ein Wörterbuch abfassen, so würde er Citaten dieser Art zu seiner eigenen Bequemlichkeit und Controle fast unentbehrlich finden. Die wenigen Bogen abgerechnet, welche das Verzeichniß der Quellen einnähme, würde der Raum, den solche Citationen einnehmen, soviel als Nichts betragen, aber der Werth des Buchs würde ungemein erhöht werden. Wie angenehm muß es Jedem seyn, der sich über einen Artikel ausführlicher belehren will, als das Lexikon seinem Zuschnitt nach ihn belehren kann, durch ein paar Ziffern die Nachweisung auf die Werke zu finden, wo er sich Rathes erholen kann. Diese Nachweisungen würden ein Universalregister über eine Reihe der vorzüglichsten geographisch-statistischen Schriften abgeben, und daher für sich betrachtet schon ein schätzbares Werk bilden. Es ist gewiß der Mühe werth, diese Idee zu verfolgen, und auf irgend eine Art, in irgend einem Umfange bey einer künftigen Bearbeitung des Wörterbuchs zu benutzen. Druck und Papier sind correct und schön.

Gg.

NEUE AUFLAGEN.

Paris, b. Dienemann: *Gazette von Konstantinopel*, von Friedrich Marbach. Neue verbesserte Auflage. 1805. 12 Th. 222 S.

er Th. VIII u. 314 S. 8. (4 Bthlr.) 8. Recens. der 1sten Auflage 1804. No. 228.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z, 1807.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT A. M., b. Herrmann: *Systematisch-tabellarische Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper, in oryktognostischer und orologischer Hinsicht aufgestellt*, von C. C. Leonhard, K. F. Merz und Dr. I. H. Kopp. 1806. XVI und 83 Blatt und S. 85—125. gr. Fol. (5 Thlr.)

Bey der grossen Menge neuerer mineralogischer Lehr- und Handbücher könnte ein Werk wie das vorliegende entbehrlich scheinen; allein die nähere Prüfung läßt seinen wissenschaftlichen Werth erkennen. Es enthält eine gründliche Zusammenstellung aller bekannten inneren und äusseren Kennzeichen der einfachen Fossiliengattungen so wohl, als der Gebirgsarten; und zeichnet sich durch Vollständigkeit, Genauigkeit, kritische Prüfung und Richtigkeit der Angaben, so wie durch mehrere neue Bemerkungen, bey möglichster Kürze und (durch die tabellarische Form erleichtert) Uebersicht sehr vortheilhaft aus.

Der *oryktognostische* Theil enthält (ziemlich nach dem System des Hn. Mohs) die Fossiliengattungen in Sippschaften, Ordnungen und Classen in einer auf ihren äusseren *Habitus* begründeten Zusammenstellung, die hier zu prüfen nicht der Ort ist; zumal die Vff. selbst diesen Theil ihrer Arbeit nicht als den wichtigsten betrachten. Wir haben zwar einige glückliche Abänderungen in der Stellung verschiedener Fossiliengattungen gegen die bisherigen Systeme bemerkt, dagegen aber auch wieder eine Menge neuer Gattungen, Arten, Abänderungen und Anhänge aufgestellt gefunden, deren Selbstständigkeit wohl noch nicht bestätigt genug ist, um ein Recht auf die ihnen angewiesenen Stellen zu behaupten. Von jedem Fossil werden in 7 Spalten *Farbe, Krystallform, übrige äussere Gestalten, Oberfläche und Glanz, Bruch, Bruch- und abgesonderte Stücke*, so wie die *übrigen äusseren Kennzeichen* angegeben; diesen Theil hat besonders Hr. Leonhard bearbeitet: die äusseren Beschreibungen sind zwar meist nach Hn. Mohs, doch enthalten sie manche auf sorgfältige Prüfung gegründete Berichtigung oder Vervollständigung. — Die achte Spalte enthält die *Übergänge*; — die neunte die *specifische Schwere* (bey jeder Gattung nach den bekanntesten und sichersten Angaben; sehr häufig auch nach Hn. Kopp's eigener Bestimmung).

In der zehnten Spalte giebt Hr. Kopp die *physischen Kennzeichen* und das *chemische Verhalten* ziemlich ausführlich an, und hat eine sehr interessante Uebersicht.

sicht dieser Verhältnisse mit schätzbaren neuen Bemerkungen geliefert; besonders fanden wir dergleichen neue und eigenthümliche Bemerkungen bey Siderit, fassrigen Prehnit, Natrolith, Andalust, Thonstein, Schwammstein, Bronzit, Schalentalk, Tremolith, Iglit, strahligen Braunkalk, Strontianit u. s. f.

Die *Mischung*, meist nach den Analysen Klaproths, Kirwans, Chenevix und anderer, sowohl älterer als neuerer Chemiker, zeigt die 11te, so wie das *Erzeugniss und Vorkommen* die 12te Spalte an; letztere ist fast ganz nach Hn. Mohs Beschreibung des von der Nullschen Mineraliencabinets bearbeitet; selbst die wenigen Mängel, die man in letzterer auffindet, sind hier aufgenommen, die meisten Notizen sind aber hier wie dort bey aller Kürze richtig und präcis. Die Angabe der Geburtsörter ist in der Regel weggelassen, nur bey seltenen Abänderungen, oder wo es zu näher Bestimmung der Analysen u. s. f. erforderlich war, berührten sie die Verfasser.

Der *orologische* Theil ist ausschliesslich von Hn. Merz bearbeitet, und enthält eine sehr wohlgerathene Beschreibung sämtlicher Gebirgsarten, ziemlich nach Hn. Werners Anordnung. Sie giebt in gedrängter Kürze eine ziemlich vollständige, präcise und richtige Uebersicht der geognostischen Verhältnisse jeder Gebirgsart nach ihrer *Structur im Kleinen* (im Betreff der *wesentlichen* und *ausserwesentlichen Gemengtheile*, nebst der Art ihrer *Verbindung*), und im *Grossen* (*Schichtung, Absonderung und Zerklüftung*), ferner nach ihrer *Lagerung und Verbreitung*, ingleichen nach ihrem *relativen Alter*, so wie ihren *Übergängen und Erzführung*. Nach den nämlichen Rubriken findet man auch bey jeder Hauptgebirgsart die *ihr untergeordneten und fremdartigen Lager* behandelt. Übrigens sieht man, daß die Vff. hierbey vorzüglich dem Hn. Werner, v. Buch, Mohs, Reufs u. a. folgten. Die Kürze, Vollständigkeit und Genauigkeit dieses Abschnitts wird es rechtfertigen, wenn ihn Rec. für eine der brauchbarsten und zweckmässigsten Uebersichten des jetzigen Zustandes der Gebirgsartenkunde hält, die ihm bisher bekannt worden ist.

Die *Anmerkungen und Zusätze* (180 an der Zahl), die sich hauptsächlich auf den oryktognostischen Theil beziehen, enthalten noch manche schätzbare und neue Bemerkungen oder Erläuterungen, theils zur Rechtfertigung der Anordnung oder Beschreibung im Texte, theils zum Nachtrag einzelner äusserer, chemischer oder physikalischer Kennzeichen, theils um auf verwandte locale oder noch wenig bekannte Fossilien, als Anhang, aufmerksam zu machen.

R r r

Ein ziemlich vollständiges Register beschließt dieß mit vielem Fleiß und Kritik bearbeitete Werk, zu welchem die Herausgeber auch für die Zukunft von Zeit zu Zeit, so wie es das Fortschreiten der Mineralogie verlangt, Supplement-Blätter zu liefern versprechen.

— n.

ERLANGEN. b. Walther: *Supplementband der europäischen Schmetterlinge*, 11tes Heft. Tom. I. Tab. CXVII. Cont. 72, bis Tab. CXXII. Cont. 77. Bogen A, B und C. (Mithin 6 Tafeln und 24 S. Text.) 1805. gr. 4to. (2 Rthlr.)

Hr. Esper liefert hier den Anfang eines zweyten Supplementbandes zu den Gattungen: *Falter*, *Schwärmer*, *Spinner* und *Eule*. Tab. CXVII kommen die beiden Geschlechter des Pap. *Pythius* und des Pap. *Tagis* vor. Die erstere der genannten Arten ward zuerst unter dem Namen *le petit Apollon* in den *Papillons d'Europe* beschrieben und abgebildet, aus diesen Werke hierauf von Herbst unter der Benennung Pap. *Apollinus* entlehnt, und neuerdings auch von Hübner als Pap. *Thia*, höchst wahrscheinlich auch aus dem französischen Werke, copirt. E's Figuren hingegen sind nach Abbildungen entworfen, die nach Originalen in der olivierschen Sammlung zu Paris gemalt wurden. Olivier fand seine Exemplare in Syrien; diejenigen, welche Gigot-d'Orcy besaß, und zum Vorbilde der Abbildungen in den *Papillons d'Europe* dienten, wurden auf den *Isles d'Ourlac* am Eingange des finyrna'schen Meerbusens (?) gefangen. Ganz außer Zweifel sind mithin dieses Falters Ansprüche auf das asiatische Bürgerrecht, nicht so, wie Rec. dünkt, diejenigen, welche man ihm auch auf das europäische einzuräumen sehr geneigt scheint, da sowohl die Behauptung in den *Papillons d'Europe*, daß er sich auch in Morea und Sicilien aufhalte, als auch das Anführen des Hn. E's, daß außer der genannten Insel auch Sardinien ihn habe, keinesweges hinlänglich verbürgt sind. Wir werden daher zur Zeit noch diesen Falter aus genauen Verzeichnissen nur europäischer Arten weglassen müssen, bis daß diejenigen, die ihn in Europa wirklich fanden, sich genannt haben werden. — Pap. *Tagis* ist eine von den neuen Entdeckungen in Portugal, welche die Entomologie dem Grafen von Hoffmannsegg verdankt; unter gleicher Benennung bildete früher als E. auch Hübner diese Art, Tab. 110, fig. 565—566 ab. Tab. CXVIII sind vorgestellt: 1) eine nicht unerhebliche Abänderung des Pap. *Daphnice* aus der Gegend um Ofen in Ungarn, ausgezeichnet durch ihre schwärzliche Oberfläche, und durch die sehr in einander gestoffene grüne Farbe der Unterseite der Hinterflügel; 2) die beiden Geschlechter des Pap. *Euryale*, einer neuen, bisher nur auf dem schlesischen Riesengebirg, wiewohl in großer Anzahl, vorgefundenen Falterart, welche auch Rec. vielfach aus dortiger Gegend erhielt. Das Weib nähert sich dem Pap. *Ligea* sehr, desto verschiedener aber ist der Mann; so häufig sich aber auch Abweichungen der beiden Geschlechter in Beziehung auf Zahl und Be-

schaffenheit der Augenflecke vorfinden, so gehen doch die Merkmale des Geschlechts nicht über, welches vom Pap. *Ligea* nicht gilt. Die einzige bisher entstandene Nachricht von diesem Falter fand Rec. in „*Ochsenmüllers Schmetterlinge Sachsens*,“ Th I. S. 269. No. 6, wo selbst er unter den Abarten des Pap. *Ligea* mit vorkommt. 3) Die beiden Geschlechter des Pap. *Atys*. Conf. Hübner, Tab. 107 fig. 548—549.

Die CXIXte Tafel enthält Abbildungen der beiden Geschlechter des Pap. *Hispulla*, des männlichen Pap. *Erate*, der beiden Geschlechter des Pap. *Gorge* Hübner und einer Abänderung des weiblichen Pap. *Manto*, im Texte *Mantoides* genannt. Hier kürzlich einige Bemerkungen über die genannten Arten. Pap. *Hispulla*, auch eine Entdeckung des Graf. v. Hoffmannsegg in Portugall, steht in der nächsten Verwandtschaft mit Pap. *Gurtina*, unterscheidet sich aber von diesem unter anderen durch die deutlichere Binde auf der Oberseite der Hinterflügel des Weibes. Besser als die esper'schen sind die hübnerschen Abbildungen dieser Art Tab. 116, fig. 593—596. Pap. *Erate* eine neue, bey Sarepta im südöstlichen Rußland entdeckte Falterart, kommt dem Pap. *Chrysothème* nahe, und könnte vielleicht der Mann von Hübners Pap. *Helice* Tab. 87, fig. 441 seyn. Pap. *Gorge* unterscheidet sich von den verwandten Arten vorzüglich durch die zugeeckte Bildung der Hinterflügel, ein Charakter, den Hübner aber richtiger als Esper dargestellt hat. Pap. *Mantoides* ist eine kaum erhebliche Abänderung des weiblichen Pap. *Manto* Esp. = Pap. *Pyrrhia* Hübner., von den Bündner Alpen.

Die Gegenstände der Tab. CXX sind: Pap. *Oeme*, *Pharte* und *Mnestra*. Alle drey sind Entdeckungen des fleißigen Genfer Entomologen *Wallner*, und früher von Hübner unter diesen, ihnen von dem Entdecker ertheilten Namen abgebildet. Wegen des Mannes zum Pap. *Oeme* ist Hr. E. zweifelhaft und geneigt, ihn lieber zu den Abänderungen seines Pap. *Mantoides* zu ziehn. Dieß hat seine gute Richtigkeit, denn auch Rec. besitzt ganz übereinstimmende Männer des Pap. *Manto* = *Mantoides*. Anstößig scheint auch der Mann zum Pap. *Pharte* Fig. 3 zu seyn, da dessen Vorderflügel auf beiden Seiten in der rothgelben Binde 2 schwarze Pünctchen führen, welche sie doch nach den S. 18 angegebenen Charakteren nicht führen sollten, und an des Rec. Exemplaren in der That auch nicht führen. Die Abbildung des weiblichen Pap. *Mnestra* weicht, verglichen mit dem Exemplare des Rec., in Ansehung der Gestalt der rothgelben Binde ab, doch darf diese Abweichung nicht geradehin dem Maler zur Last gelegt, sondern vielmehr angenommen werden, daß bey einem so sehr abändernden Falter als diesem, auch jener Charakter keine Beständigkeit zeigen möchte.

Auf der CXXI Tafel liefert Hr. E. Darstellungen der Falter *Pluto*, *Caccilia*, *Erynys* (Erinnys) und *Persephone*. Pap. *Pluto* scheint dem R. von Hübners Pap. *Alecto* Tab. 103 Fig. 528. 529 nicht verschieden. Pap. *Caccilia* mit dem Citat des gleichnamigen hübnerschen Falters wird von E'n für Abänderung seines

Pap. *Mantoides* erklärt. Hierüber wagt Rec. kein Urtheil, da Hr. E. durch Wallner'n mehrere Exemplare erhielt, und Übergänge des Einen zum Andern vor sich hatte; doch dünkt Rec. dieser Falter weit näher mit *Oene* verwandt, dagegen aber Hübner's ganz augenloser Pap. *Caecilia* davon sehr verschieden. Pap. *Erynis* (Erinnys) ist vielleicht nur eine ganz augenlose Abart von Pap. *Gorge*, wie Rec. sie auch als solche von Wallner'n erhielt, und dennoch ein Exemplar vor sich hat, an welchem der rechte Vorderflügel auf beiden Seiten, der linke aber nur auf der unteren einen einzelnen schwarzen Punkt zeigt. Pap. *Persephone* mit zweifelhafter Anführung des Hübner'schen Pap. *Alecto*; da Hübner's *Alecto* mit Augenflecken und ohne solche vorkommt, so ist die unbedingte Vereinigung des Esper'schen mit dem Hübner'schen Falter wohl anzurathen.

Die Falter *Lyllus*, *Satyrion*, *Atherius* und *Tissiphone* (Tissiphone) füllen die CXXII als die letzte Tafel dieses Hestes. Pap. *Lyllus*, Hübner's Pap. *Pamphila*, ward vom Gr. v. Hoffmannsegg in Portugal, Pap. *Satyrion*, Hübner's Pap. *Philea*, (ein Citat, welches Hr. E. hätte beybringen können) von Wallner'n auf den Bündner Alpen entdeckt. Hier verläßt uns der Text, und erst wenn dieser wird erschienen seyn, wird sich etwas näheres über Pap. *Atherius* sagen lassen, welcher Rec., nach den Abbildungen allein zu urtheilen, sehr nah verwandt, wo nicht gar einerley mit Pap. *Melanpus* zu seyn scheint. Pap. *Tissiphone* (Tissiphone) ist von der Gröfse des Pap. *Pluto* Esp.; die Oberseite der Flügel schwarzbraun mit einem rothgelben Schiller, sonst ohne alle Zeichnung; die Unterseite der Vorderflügel mit einer rothgelben, nur nach außen scharf begrenzten, durch die Flügeladern abgetheilten Binde; die Hinterflügel unten dunkelschwarzbraun mit weißlichen Atomen und Schwen. Ohne diesen letzten Umstand würde die Ausmittlung dieser Art vielleicht so schwierig nicht seyn. Indessen kann Rec. hiebey nicht unbemerkt lassen, daß bey Untersuchung der diesem verwandten Falter er zuweilen an Stellen, wo die Grundfarbe verloren ging, äußerst tausend weißer Pünctchen bemerkt hat.

Durch seine günstigen und weitläufigen Verbindungen wird Hr. E. ohne Zweifel in den Stand gesetzt werden, uns im nächsten Heste wieder interessante Gegenstände vorzulegen, wie es in diesem geschehen ist.

LEIPZIG, b. Gräff: Die kleinen Schmetterlingsfreunde. Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder. Von Karl v. Tischer. Mit 4 illuminirten Kupfern. 1806. VIII und 136 S. und 4 illuminierte Kupfertafeln. 8. (1 Thlr. 22 gr.)

Wir lernten vor einigen Jahren den Vf. durch sein encyclopädisches Taschenbuch für deutsche angehende Schmetterlingsjämmler als einen Mann kennen, dem als Lehrer über den behandelten Gegenstand Talent nicht abzusprechen ist. Das vorliegende Werkchen, noch eigentlicher als jenes frühere dazu bestimmt, Kindern Lust zur näheren Bekanntheit

mit einem angenehmen Zweige der Insectenkunde bezubringen, spricht auch nicht ungünstig für seinen Verfasser.

Der Inhalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten werden die Generalien der Schmetterlingslehre guten Theils nach Borkhausen vorgetragen. Die Erklärung einiger in der Schmetterlingskunde vorkommender Kunstausdrücke und Benennungen, von dem Hn. Rector Schütz, ist aber nach des Rec. Dafürhalten gar zu mager ausgefallen. So sind z. B. die Nebenaugen (*stemmata*, *ocelli*) nicht minder die Flügelfeder (*calatium*) gar nicht aufgeführt und erklärt, da doch diese Theile von so ungemeiner Wichtigkeit in der Systematik der Staubflügler sind. Zu tadeln ist auch noch, daß, da in diesem Aufsätze einmal die alphabetische Ordnung (*weßhalb?*) beliebt, diese so schlecht beobachtet worden ist. So z. B. steht die Erklärung des Worts „Augen“ vor der des Worts „Adern“, und die des Worts „After“ nach der des Worts „Antennen“ u. s. w. Ist es eines jeden Schriftstellers Pflicht nicht flüchtig zu schreiben, so ist dies in weit höherem Grade Pflicht desjenigen, der die Jugend unterrichten will. Recht artig ist S. 44 und folgende die Relation des lepidopterologischen Ausflugs nach der sächsischen Schweiz angestellt.

Der zweyte Theil faßt eine (sehr abgekürzte) Naturgeschichte deutscher Schmetterlinge, wobey das System des Hn. Borkhausen mit wenigen (nicht immer glücklichen) Veränderungen zum Grunde gelegt ist, in sich. Neues darf der Geübtere hier nicht suchen, der Anfänger hingegen wird durch das hier Gefagte bey einigen Fleiße leicht dahin gebracht werden, weiter zu gehen. Hin und wieder sind die Angaben unrichtig. So sind z. B. S. 89 bey Pap. (*Hesperia*) *Quercus* die Geschlechter verwechselt, welches beweiset, daß der Vf. seinen Vorgängern ungeprüft nachschrieb. So weit Rec. auch davon entfernt ist, dem borkhausenschen System sein ungemein großes Verdienst absprechen zu wollen, da es als eins der natürlichsten allerdings auch eins der tauglichsten für diejenige Classe von Lesern bleibt, für welche der Vf. schrieb: so hätte doch, der Sache ungeschadet, Etwas von dem fabricischen System und von den Reformen, welche Neuere damit vorgenommen haben, gesagt werden können. So sehr nun aber auch der Vf. Borkhausen anhängt, so verläßt er ihn zuweilen gerade da, wo er sich recht fest ihm hätte anschließen sollen, z. B. S. 99 in der dritten Horde der Dämmerungsvögel, (Schwärmer) in welcher Borkhausen's zweyte (*Sphinxes hyalinae* = *Sesiae* Lasp.), und dessen dritte Horde (*Sphinxes caudiberbes* = *Macroglota* Scop.) nicht nur jedem richtigen System, sondern geradehin der Natur entgegen, durch einander geworfen sind.

Die Schreibart des Vf. ist lichtvoll und correct. Nur verräth er überall Unbekanntheit derjenigen Regeln, welche bey der Rechtschreibung der Trivialnamen angenommen sind. Herr von Tischer schreibt alle Trivialnamen ohne Unterschied mit Initialen, z. B. *Populi*, *Iris*, *Tau*, *Dispar*, *Pudibunda*, *Elocata*, *Verbasci*, u. s. w. Ein Blick auf Linné's,

Fabricius und anderer gelehrter Entomologen Schriften hätte ihn aber belehren können, daß er aus bekannten Ursachen hätte schreiben müssen: *Populi, Iris, Tan, dispar, pudibunda, elocata, Verbasco*, u. s. w.

Was die Kupfer anlangt, welche Hr. v. T. selbst zeichnete und äzte, so sind die Zeichnungen richtig und zu loben, das Äzen aber ist nur mittelmäßig ausgefallen, und die Farbenbeleuchtung ist grell und hart. Die erste dieser Tafeln, welche zugleich als Titelkupfer dient, stellt nicht nur die dem Schmetterlings-Sammler nöthigen Geräthschaften, sondern zugleich

auch die Eyer, Raupen und Puppen von einigen Schmetterlingsarten vor. Die Erklärung dieser Kupfertafel S. 135 trifft aber mit den darauf vorkommenden Gegenständen leider nicht überall zu. So stellt nicht fig. 13. 14. 15, sondern fig. 12. 13. 14. die Verwandlungsgeschichte des Pap. *Nephele*, (*Pamphilus*), und nicht fig. 11, sondern fig. 10 die Eyer der Bomb. *versicolora* (*versicolora*) u. s. w. vor. Die übrigen drey Tafeln enthalten einige Muster aus den verschiedenen Familien der linnéischen Schmetterlings-Gattungen.

KURZE ANZEIGEN.

BOTANIK. Berlin, b. Gädike: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierrde dienenden Gewächse*, von Friedrich Gottlieb Dietrich, fürstl. sächsl. weimarischen Hofgärtner, u. s. w. VI Band. 1806. 742 S. 8. (3 Thlr.) Die Einrichtung dieses Werks ist bereits aus unserer Anzeige der ersten Bände (1806. No. 70) bekannt. Der 6 Band fängt sich mit *Mes-sonia* an, und geht bis *Pedunculus*. Wir finden auch hierin manche nützliche Bemerkung vom Vf., die dem Gartenfreunde angenehm seyn muß. So giebt er die Vorschrift, wie man die so schwer in den Gärten fortzubringenden Ragwurz- und Knabenkraut-Arten behandeln soll; man soll sie auf ihrem Standorte mit wenigstens 6 Zoll starken Erdklumpen ausheben, und die feinen Faserwurzeln möglichst schonen, daß sie bey dem Ausgraben nicht verletzt oder wohl gar abgestochen werden, wobey es sich von selbst versteht, daß man sie in einem ähnlichen Boden, als in welchem sie gestanden haben, wieder verpflanzen muß; auf diese Weise hat es dem Vf. geglückt, diese artigen Gewächse in seinem Garten zu versetzen, ja er hat sie auch aus Samen erzogen und diese Cultur S. 511 deutlich beschrieben. Weniger glücklich war er mit dem Versetzen der Sommerwurzen (*Orobanchia*), die doch nur für botanische Gärten sich eignen. Merkwürdig ist, was er S. 360 vom gemeinen Oleander (*Nerium Oleander*) erzählt: bey einer Feyerlichkeit wurde ein blühender Oleanderzweig auf einen noch warmen Kuchen gesteckt und auf die Tafel gebracht. Die Person, die das mit dem Zweige besteckte Stück Kuchen genoß, bekam heftiges Kopfweh, Erbrechen und andere üble Zufälle, die nur durch Hüfte eines Arztes geheilt werden konnten. Hierdurch wird die Erfahrung bestätigt, daß der bittere und scharfe Saft dieses Baumes, innerlich genommen, Menschen und Vieh ein tödliches Gift ist. Es dient aber auch dieses Beispiel zur Lehre, daß man bey Garnirung der Speisen, alle giftigen und überhaupt verdächtigen Blumen, worunter auch die Sturm- oder Eisenhutarten (*Aconitum*) gehören, vermeiden müsse. Im deutschen Register vermisst man die meisten in diesem Bande erklärten botanischen Kunstwörter, z. B. Blumenstiel, gestielt, blumenstielständig, fufsförmig Blatt, ausgebreitet, getheilt, schmarotzen-der Stengel, Saftfaden, Federchen, Haarkrone u. a. m.

Alu.

SCHÖNE KÜNSTE. Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung hogarthischer Kupferstiche in verkleinerten aber vollständigen Copien derselben*, von E. Riepenhausen. Neunte Lieferung von sechs Platten in Fol., nebst G. C. Lichtenbergs Erklärung derselben, mit Zusätzen, nach den Schriften der englischen Erklärer. 1806. 172 S. in 8. (Zusammen 3 Rthlr.) Wir brau-

chen uns auf keine Anzeige früherer Lieferungen der von Hn. E. Riepenhausen nachgestochenen hogarthischen Blätter einzulassen, da dieselben bey dem Publicum theils um ihrer interessanten Darstellungen willen, theils wegen der geistreichen Erklärungen, womit Lichtenberg sie ausgestattet hat, eine wohlverdiente gute Aufnahme gefunden. Hier genüge es uns, den Inhalt der neuestlich erschienenen Lieferung anzugeben, einige allgemeine Betrachtungen über Hogarths Kunst und Talent anzustellen, und endlich das Nöthige über die Behandlung der riepenhausischen Copien sowohl, als über die beygegebenen Erklärungen zu bemerken. Die Platten No. 51. 52. 53 u. 54 in der Reihenfolge des ganzen Werks, oder die 2te, 2te, 3te u. 4te dieser neunten Lieferung, enthalten vier Scenen bey Parlaments-Wahlen, und gehören sämtlich zu Hogarths reichsten, die drey letzten Nummern auch zu seinen wohlgeordneten Compositionen. Platte No. 53. oder die 5te dieser Lieferung, zeigt das Bildniß des Simoh Lord Lovat, ganze Figur, in einer treu der Natur nachgeahmten Stellung. Platte No. 56 oder die 6te dieser Lieferung, Karrikatur-Porträt des John Wilkes Esq. ebenfalls ganze Figur.

Hogarths Kunst ist eigentlich die sich in Bildern ausprechende Satyre. Ernst bestraft er das Laster, verspottet Unarten und Lächerlichkeiten mit witziger Laune höchst erfindend und geistreich. Oft sind zwar die Gegenstände, welche er bearbeitet, der bildenden Kunst ungünstig, verleiten ihn zu Scherz, oder auch zu solchen dunkeln Anspielungen, welche der Erklärung bedürfen, ja sogar verschiedene Erklärungen zulassen; indess ist er doch niemals leer oder absichtlos, oder nur auf Anfüllung des Raums bedacht gewesen. Seine Bildungen sind freylich meist karrikaturmäßig, d. h. sie sind nach Maßgabe seiner Zwecke erniedrigt, doch nie unnatürlich fratzenhaft, und der Ausdruck allemal in hohem Grade angemessen, wahrscheinlich und kräftig. Wir leugnen zwar nicht, daß er meist nur Zerbilder aufstellt; doch gelangen ihm, wo der Contrast es nöthig gemacht hat, auch liebliche Gestalten. — Aber das Löblichste in Hogarths Blättern ist die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit richtig angegebener Charaktere. Endlich haben sie auch als Gemälde englischer National-Sitten und Gebräuche einen entschiedenen, man kann sagen classischen Werth.

Hn. Riepenhausen's Copien nach den hogarthischen Original-Blättern sind mit vieler Reinlichkeit und Fleiß verfertigt; auch befriedigen sie meistens in Hinsicht getreuer Übertragung des Ausdrucks und Charakters. — Durch Lichtenberg's geistvolle Erklärungen sind für das deutsche Publicum Hogarths Erfindungen erst recht genießbar geworden. Denn ohne dieselben würde dasjenige, was auf englische Sitten und Gebräuche sich bezieht, den meisten unverständlich bleiben, und sonach müßten gar oft gerade die witzigsten Einfälle des Künstlers übersehen werden.

— y — H.

Druckfehler.

In No. 18. S. 137. Z. 6 Freuden l. Frieden. S. 138. Z. 14 vollkommenen l. vollkommen. S. 138. Z. 31 dem l. den. S. 140. Z. 30 That l. der That. S. 141. Z. 8. wie l. rein. S. 142. Z. 5 helfen l. fehlen. S. 144. Z. 28 als auch l. als. S. 144. Z. 28 diese l. die. S. 145. Z. 7 wichtige l. nichtige. S. 147. Z. 14 nichts l. Nichts. S. 150. Z. 12 dieses l. dieser. S. 150. Z. 26 Zock l. Zweck. S. 150. Z. 34 wichtig l. nichtig. S. 150. Z. 41 nie l. ein. S. 151. Z. 22 vorbereitet l. verbreitet. S. 151. Z. 44 Erfindungen l. Bedingungen. S. 151. Z. 56 hineile l. hineilt. S. 152. Z. 13 zurückbleibender l. zurücktreibender. S. 152. Z. 17 nun l. nur. S. 152. Z. 31 jene l. jenor. S. 152. Z. 35 Staatenbund l. Staatenbaum. S. 152. Z. 39 verheerenden l. verharrenden. S. 152. Z. 44 Sinnenwahn l. Sündenwahn. S. 152. Z. 54 Leihendes l. Leihendes. S. 152. Z. 58 nun l. amen. S. 154. Z. 2 warum l. darum. S. 154. Z. 20 anderen l. neueren. S. 155. Z. 20 aber l. eben. S. 156. Z. 2 Künstlinge l. Lüftlinge. S. 156. Z. 58 nichts l. nicht. S. 158. Z. 36 wie l. reth. S. 159. Z. 15 u. 16 Naturphilosophie l. Naturphilosophen. S. 159. Z. 17 worden l. werden.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 M Ä R Z, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DEUTSCHLAND: *Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen? oder Europens politischer Zustand vor und nach dem Frieden von Pressburg.* Nebst einer prüfenden Übersicht der letzten, gegen Frankreich erzeugten Coalition. 1806. VI und 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Tage von Ulm und Austerlitz ohngefähr, eigentlicher Friede von Pressburg, hatten der freyen Verfassung Europens den letzten Stoß gegeben. Österreich, nach dreymal vergeblichem Versuche, der Herrschaft zweydeutige Größe zu erringen, war gesunken, beschwerliche Freunde zu suchen, um besorgter Abhängigkeit zu entgehen. Die Anstrengung mißlang. Es verlor seine Vorburg, mußte die alte Veste allgemeiner Freyheit eigener Vertheidigung oder der Willkühr überlassen. Große Begebenheiten wirken selten Einklang in Urtheilen und Meinungen; bey diesen war Verschiedenheit weniger sonderbar. Sie folgten sich zu schnell, zu unerwartet. Man hatte den Sturma vorgesehen; aber die Festung schien haltbarer, als sie bey dem Angriffe stand. Auch hoffte man, wie in allen Bedrängnissen zu geschehen pflegt, auf Entsatz, der nicht kam, vielleicht, da die Sachen so weit gediehen, nicht kommen konnte. Der Fall weckte Beforgnisse, zeugte Hoffnungen, beide edler, Ehre bringender Art. „Durch Umformung des alten Systems werde das öffentliche Wohl der ganzen Republik gefährdet, untergraben“ sorgten, fürchteten die einen; „das Aufblühen des neuen Systems werde Europa eine Ruhe und ein Glück sichern, das jenes vergeblich versprochen, nie gewährt habe,“ wünschten, hofften die anderen. Die wichtige Frage ward, wie bey allen großen Veränderungen gewöhnlich, meist mit Parteygeist, nicht selten mit wilder Leidenschaft erörtert. Von letzterer ist der Vf. vorliegender Untersuchung so ziemlich frey. Gänzliche Parteylosigkeit darf am entscheidenden Tage wohl nie erwartet werden. Mit mehr Mäßigung indeffen, als andere, entschiedet er für die Güte des neuen Systems, zeigt, wie wenig haltbar das alte gewesen, und vergißt dabey nicht, die Fehler aller zu rügen, welchen obgelegen, das alte zu sichern. Die Schrift, welche im Julius 1806 kurz vor Errichtung der rheinischen Conföderation verschrieben wurde, scheint nicht ohne höhere Veranlassung gefaßt: wir wollen ihr Schritt vor Schritt, fast immer mit den eigenen Worten des Vfs. folgen.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Voran einige durchdachte Worte über die allgemeine Bestürzung, als Großbritannien Frankreich zum neuen Kampfe foderte. Kein einziges Cabinet war auch nur durch einen geheimen Wink vorbereitet. Man mußte glauben, das unbefiegte England habe durch eine dieser energievollen Nation würdige Kraftausserung alle Mittel in der Stille vorbereitet, um durch glänzende und rasch entscheidende Unternehmungen die Unabhängigkeit des Continents zu sichern. Man ward getäuscht. Da war kein großer entscheidender Plan, kein Mittel in Bereitschaft, einen solchen auszuführen. Statt kühner, Frankreich tief verwundernder Offensivoperationen, waren Defensivanstalten, mit unter oft lächerliche Sicherheitsmaßregeln, an der Ordnung des Tages. Man dachte an nichts, als die befürchtete französische Landung zu hindern, oder minder nachtheilig zu machen. Bey einer solchen Schwäche überzeugte man sich bald, daß die britische Regierung alles aufbieten werde, um sich für jeden Preis mächtige Stützen auf dem Continent selbst zu verschaffen. Diese Ueberzeugung war ein Donnerschlag für das gebeugte Deutschland, für das geängstigte Europa, die sich der blutigen letzteren Jahre bebend erinnerten. Nur der Gedanke, daß eine neue Coalition mehrerer Continentalmächte gegen Frankreich unter die politischen Thorheiten gehöre, nur dieser tröstete. Und sie entstand, diese Coalition, diese in ihrer Entstehung, wie in ihren Wirkungen gleich sonderbare, gleich unerklärbare Coalition! Um nun nicht nur diese Ereignisse selbst richtig zu beurtheilen, sondern auch alle Folgen gehörig zu würdigen, findet der Vf. nöthig, die politische Lage der europäischen Staaten und ihre wechselseitigen Verhältnisse während der letzteren Jahre vor der neuen Coalition darzustellen. Die Staaten, welche er hier aufzählt, sind Rußland, Oestreich, Preussen, Deutschland, Dänemark, Schweden, die Turkey, England und Frankreich. Bey allen findet man ihre politischen Verhältnisse und Interessen lichtvoll entwickelt, nicht selten mit viel Scharfsinn und Neuheit. Auch wenn man nicht überall die nämlichen Ansichten hat, so wird man doch gestehen müssen, daß noch nirgends mit so viel Gründlichkeit der Satz ausgeführt worden ist, daß, Rußland ausgenommen, kein einziger Staat wahres Interesse hatte, einer neuen Coalition gegen Frankreich beyzutreten, und daß vielmehr wahre Politik einigen gebot, neutral zu seyn, anderen, offenbar sich mit Frankreich gegen den Kolossen des Nordens zu verbinden, um sein Zusammentreffen mit Frankreich zu verhindern. Besonders wichtig ist die

selbe zusammengesetzt ist, welche in einem Reiche von gewöhnlicher Größe eine gewisse innere Schwäche erzeugen mußte, giebt im Gegentheil einem solchen Weltkolossen gerade eine noch größere Stärke. Für sich ist und wird jeder einzelne Staat immer zu schwach seyn, seine vorige Unabhängigkeit wieder zu erlangen, und das Absteigende und zum Theil Widersprechende in den Charakteren, so wie in dem besondern Interesse dieser mannichfaltigen Völker, machen eine gemeinschaftliche Verbindung gänzlich unmöglich; im Gegentheil halten sie das Ganze in einem fortwährenden Gleichgewicht, und — daß man sich so ausdrücke — führen denjenigen, welcher sich vergessen sollte, zu seiner vorigen Pflicht zurück. Das eigentliche Frankreich faßt über dreißig Millionen Menschen in sich und, sein meistens so productiver Boden kann eine noch größere Anzahl ernähren. Wird nun der französische Kaiser sich ebenfalls seinen Antheil an dem Weltmeer erkämpft haben, dann wird die so lange zurückgehaltene und unterdrückte Handelsthätigkeit mit eben dem Ungeflüm und eben der Lebhaftigkeit die Franzosen ergreifen, mit welcher diese feurige Nation jeden Gegenstand, auf welchen sie fällt, zu umfassen pflegt. Fabriken, Manufacturen und jede Gattung von bürgerlicher Betriebsamkeit werden schnell sich auf eine ungemeine Höhe erheben, den Ackerbau noch mehr beleben, und alles zusammen die immer steigende Bevölkerung noch mehr befördern. Es wird also keinesweges die Kräfte Frankreichs übersteigen, und dessen inneren Wohlstand gefährden, wenn es in allen mit ihm verbündeten Staaten zu jeder Zeit unter irgend einem Vorwande verhältnißmäßige Armeen unterhält; daß solche alsdann für diese Länder nicht drückend seyn mögen, dafür wird es sorgen. Wenn das rauhe, Weltbezwingende Rom die besiegten Länder, oder die Staaten seiner sogenannten Bundesgenossen aussaugte, aus einer furchtbaren Despoten-Staatsklugheit die Kräfte dieser Völker lähmte, und denselben ihre Knechtschaft recht empfindlich und fühlbar machte: so war dieses die Politik von Halbbarbaren. Die Nachfolger des Chengis-Chan würden, wenn dessen Reich bestanden, und sich noch mehr erweitert hätte, mit der nämlichen römischen Consequenz verfahren seyn. Ganz anders aber wird die so feine, mit den geheimsten Zügen einer auf die verschiedenen Naturen und Verhältnisse der Staaten weislich berechneten Regierungskunst so genau bekannte Politik Frankreichs verfahren. Das französische Joch wird bloß ein politischer, aber keinesweges ein bürgerlicher Druck seyn; im Gegentheil werden alle Vortheile, deren die innere und äußere Lage eines jeden fähig ist, eher vermehrt als vermindert werden. Alle Quellen des Nationalwohlstandes werden unter dem Schutze Frankreichs noch reichlicher als vorhin fließen; aber die französische Regierung wird die Hauptspringfedern dieser Maschinen stets in ihrer Gewalt haben, und die ganze Kräfte Masse dieser von ihm abhängigen Staaten theils direct, theils indirect zu seinem eigenen Hauptstaatszwecke hinzuleiten wissen. Eine Universalmonarchie, welche auf solchen Grundsätzen beruhet, ist

nicht nur an sich möglich, sondern Frankreich muß von der Höhe aus, auf welcher es gegenwärtig steht, nothwendig und gleichsam gezwungen sich diesen Ziele bey der isolirten politischen Lage der übrigen europäischen Staaten nähern. Man wird leicht fühlen, daß ein solches politisches Weltgebäude, welches auf einem System beruhet, das nur in den Zeiten höherer Cultur konnte entworfen werden, eine ungleich längere Dauer haben dürfte, als alle vormaligen unformlichen Länderkolossen, welche ihre Entstehung bloß der Sucht nach Beute und ihr vorübergehendes, meistens anarchisches Daseyn einer unnatürlichen Despoten-Gewalt zu verdanken hatten.

Jetzt noch den gewaltigen Fortschritten Frankreichs Einhalt zu thun, scheint ganz unmöglich. Keine Macht in Europa ist dieses allein im Stande; auch wohl nicht die verbündeten Kräfte aller; weil theils ihre innere und äußere Lage dieses unmöglich macht, theils auch die Verschiedenheit der politischen Grundsätze, wovon die Tagesgeschichte jeden Augenblick neue Beweise liefert, auf durchaus unübersteigliche Hindernisse hinweist.

Wir würden die uns gesetzten Grenzen überschreiten, wenn wir die vielen nun folgenden schönen Stellen über die verschiedenen politischen Interessen der einzelnen Staaten anführen wollten. Aber wir müssen zum Schlusse mit den eigenen Worten des Vfs. anführen, welche Folgen er sich von dem neuen Systeme verspricht, was er hofft und fürchtet.

„Was die Weisheit der Amphiktyonen in dem unmerkbar kleinen Griechenland nicht bewirken konnte, wird jetzt das Werk der fränkischen Allgewalt werden. Die sichere Überzeugung eines allgemeinen, ungestört fort dauernden Friedens kann nun den Busen jedes Menschenfreundes wieder erwärmen. Auf immer wird nun der Janustempel geschlossen werden. Auf die lange traurige Periode blutiger Kriege und wilder Verheerungen wird nun jene einer anhaltenden, alle Völker beglückenden und alle sanftere Künste des Friedens begünstigenden Ruhe folgen. Nirgends giebt es mehr etwas zu erobern: Frankreich ist von Macht und Größe überfüllt, und alle übrigen europäischen Staaten stehen unter seiner schützenden Ägide. Todesfälle und Erbschaften, diese ehemaligen reichhaltigen Quellen ewiger Zwiste und verheerender Kriege, werden die Ruhe Europas sobald nicht mehr stören. Frankreichs überwiegende Stimme wird jedesmal die bestrittenen Fragen entscheiden. Die Regierungen, jetzt befreit von dem so qualvollen und nun ganz zwecklosen Bestreben, sich Einfluss in fremde Staaten zu verschaffen, werden ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit gänzlich der inneren Administration ihrer Länder schenken, und wenn die bisher leider so recht ausschließlich befolgten Grundsätze ihr altes Recht behaupten, so werden Industrie, Betriebsamkeit, Gewerbleiß und alle Künste des Erwerbens unter ihrer vorzüglichen Begünstigung die höchste Stufe erreichen. Haufen von fleißigen, unermüdet sammelnden und herbeyschragenden Ameisen werden das Bild ihrer Völker werden.

(Der Beschluss folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEU 17 M Ä R Z. 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DEUTSCHLAND: *Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen? oder Europens politischer Zustand vor und nach dem Frieden von Pressburg.* Nebst einer prüfenden Überlicht der letzten, gegen Frankreich erzeugten Coalition u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die ungeheueren, die besten Säfte der Länder verschlingenden, stehenden Armeen werden sich verlieren, und ihre Kräfte in der Zukunft dem Ackerbau, den Fabriken und Manufakturen, den Künsten und Wissenschaften schenken; unstreitig eine der größten Wohlthaten, welche über Europa kommen könnten, wenn die Aussicht auf einen ewigen Frieden, und die sorgenlose Überzeugung, daß kein Feind mehr den Staat bedrohe, nicht auch zugleich alle Spuren des ehemaligen Heldengeistes der europäischen Nationen vertilgen könnten. Ein innerer schöner aufblühender Wohlstand der Staaten, Reichthum, Ruhe und Genuß werden dann für den Verlust der Selbstständigkeit entschädigen. — Die Glückseligkeit der Staaten und Völker, ja selbst ihre wissenschaftliche Cultur scheint also durch die Verfassung, welche Europa nun anzunehmen beginnt, ungleich mehr zu gewinnen, als zu verlieren. Einem viel größeren Zweifel mag es unterworfen seyn, ob dieser politische Zustand auch der möglichst vollkommensten Ausbildung aller Kräfte der Menschennatur eben so zuträglich und eben so förderlich sey, und ob demnach ein ewiger Friede diesem höheren Zwecke nicht offenbar entgegenstehe. Es scheint vielleicht paradox zu seyn, daß nichts den Menschen zu größerer Vollkommenheit treibe, als der Krieg; aber dennoch ist es so, denn die Culturgeschichte so vieler alter und neuer Völker lehrt uns diese Wahrheit. Anhaltende Kriege mit dem ganzen scheußlichen Gefolge unzähliger physischer und moralischer Übel warfen zwar die Menschheit jedesmal um einige Stufen in ihrer Bildung zurück; aber stets gewann sie durch den Fall selbst neue Kraft, und schwang sich dann mit verjüngter Stärke schnell um doppelt so viele Stufen wieder höher empor. Dem Zeitalter des Perikles mußten die Verheerungen der Barbaren, die Schlachten bey Marathon, bey Thermopylä, Platäa und Salamin vorangehen, und während des langen zerstörenden peloponnesischen Krieges fand ein Plutarch seine reichste Erndte in Griechenland. Im Kriege mit allen Völkern Latiums, und oft in seinem Inneren erschüttert, nahm

Rom jenen übermenschlichen Heldencharakter an, der die Bewunderung und Ehrfurcht aller Jahrhunderte erzwang. Mitten unter anhaltenden Stürmen und bürgerlichen Kriegen erhob sich in den neueren Zeiten der höchste Flor der Städte des mittleren Italiens. Durch die ununterbrochenen blutigen Kriege mit Frankreich bildete sich jener brittische Heldengeist, welcher den Despotismus von Albions Ufern verbannte, und der Freyheit und den Gesetzen auf dieser lange so glücklichen Insel ihre schönsten Altäre errichtete. Mitten unter fürchterlichen, Jahrhunderte hindurch fortwährenden Seekriegen erhob sich Großbritanniens Handel und Seemacht auf ihre höchste Stufe, und brachten der Nation Cultur, Schätze und Reichthümer, wie noch kein Volk der Erde sie besaß.

In allem, was menschlich ist, berühren sich die Extreme, mithin auch Glück und Unglück, und durch einen leichten und unmerklichen Übergang kann die höchste Stufe des Nationalwohlstandes und der Glückseligkeit auf die höchste Stufe des moralischen und physischen Elendes führen. Gegen Stürme geschützt, und fern von Gefahren können jene Tugenden, welche eine vorzügliche Stärke der Seele erfordern, als Muth, Entschlossenheit, Verachtung des Todes, Selbstaufopferung und Vaterlandsliebe sich niemals entwickeln, und nach wenigen Menschenaltern müssen auch die leichtesten Spuren davon gänzlich verschwunden seyn: ferner muß bey einem ununterbrochenen, den Ackerbau, den Handel und jeden Gewerbs- und Industrie-Zweig so ungemein begünstigenden Frieden der Wohlstand der Nationen mit jedem Jahr höher steigen; nun aber werden diese auch dann bald den eingengten Kreis ihrer Bedürfnisse überschreiten, sie werden schwelgen wollen von den angehäuften Naturreichthümern ihrer Länder; ein auffallender in allen Volksclassen auf das höchste getriebener verfeinerter Genuß des Lebens wird der charakteristische Zug des Zeitalters seyn. Künste und Wissenschaften werden zwar blühen, aber beide nur im Dienste der Sinnlichkeit und zum Behuf eines über alle Grenzen hinausreichenden Luxus. Nothwendig müssen sich nun mit diesem, durch den höchsten Grad des Wohlstandes, des Reichthums, der Künste und des Geschmacks so ungemein verschönerten und genussreichen Leben, die von jeher unzertrennlichen Folgen auch einstellen, als Weichlichkeit, völlig verlorenes Gefühl für alles, was groß und edel ist, allgemeine Immoralität und völlige Erschlaffung aller Kräfte des Geistes und des Körpers: kurz, das von seiner hohen Cultur in der trügsten Ruhe schwelgende Europa

T t t

wird sich endlich gerade in jenem Zustande befinden, in welchen ehemals die römische Welt versunken war, als der Norden seinen Menschenüberschuß dem Süden und Westen überliefs. Von einer Überschwemmung tatarischer Horden möchte zwar schwerlich etwas zu fürchten seyn; aber müßten es denn gerade tatarische Völker seyn, welche das entnervte Europa mit gesundem und frischem Blute wieder anschwellen sollten? Nicht von Tataren, aber von einem anderen ungeheueren Volke, welches um diese Zeit vielleicht gerade in den Mittagskreis seiner Cultur getreten wäre, würde diese Veränderung zu erwarten seyn. Indessen Europa in stolzer und träger Ruhe sich wiegt, wird Rußland in seiner völligen männlichen Stärke heranreifen. Von der Stufe von Cultur, auf welcher dasselbe gegenwärtig steht, hat es noch weit bis an jenen Grad der Civilisation, welcher an Überbildung, Geistesluxus, Weichlichkeit und Sittenverderbnis grenzt. Seine kriegerischen Kräfte kann es einstweilen jenseits des Caucasus gegen die Tataren, die Perser, gegen die Türken, und selbst gegen den Hindus hin üben. Rußlands Volksmenge muß bey der meistens so reichen Production des Bodens, und bey nur mittelmäßiger Unterstützung der Regierung sich in das Unendliche vermehren. Sehr möglich also, daß es ihm einst einfallen könnte, von seinem allzugroßen Vorrathe etwas an das übrige Europa abzugeben. Dieser reißende Strom würde dann den nämlichen Weg wieder nehmen, den er vor mehr als 2000 Jahren schon nahm; und was der rohen Tapferkeit wilder Horden gelingen könnte, würde dem von allen Künsten einer vernünftigen Cultur unterstützten männlichen Muthe dieser eisernen Völker schwerlich mißglücken, und so hätte dann die Weltgeschichte abermals ihren großen Cyklus vollendet.

Noch zeigt sich ein anderer Weg, auf welchem das neue System der europäischen Verhältnisse vielleicht noch viel schneller sich seiner gänzlichen Auflösung nähern könnte. Es liegt nämlich, und lag von jeher in der Natur eines jeden Gouvernements, unter welcher Zone es auch immer existiren mochte, daß, wenn nirgend ein Gegengewicht gegen dasselbe wirken kann, und der willkürliche Gebrauch seiner Kräfte durch nichts mehr gehemmt wird, dasselbe meistens alle Schranken, welche Mäßigkeit und Billigkeit ihm setzen, nur gar zu leicht überschreitet. Lange können nun zwar die Völker, besonders, wenn das Gefühl ihrer Schwäche sie einmal ergriffen hat, einen gewissen Grad des Drucks ertragen; aber dieser wird gewöhnlich durch eine unvermerkte Progression bald zum Despotismus, welcher ebenfalls so lange zunimmt, bis er jene Grenzen erreicht hat, wo die gedrückten Völker anfangen, das Joch unerträglich zu finden. Blicke nun derselbe hier stehen, so würde sich Alles auf ein stilles Klagen, auf ein ohnmächtiges Murren beschränken. Aber selbst dieses Stillstehen verträgt sich durchaus nicht mit der Natur des Despotismus; derselbe schreitet weiter, und stößt nun auf den Endpunct des Duldens und der Unterdrückung.

Der Sklavensinn verwandelt sich dann in Ver zweiflung, und dieser erzeugt eine Kraft, gegen welche jeder Widerstand fruchtlos, und der ungleiche Kampf meistens schnell beendigt ist. So lange das weise, auf das Wohl und die Ruhe von Europa berechnete System des großen Gründers der neuen europäischen Staatsverhältnisse gewissenhaft wird befolgt werden, ist an eine solche Umwälzung nicht zu denken. Der ewige Wechsel jedoch, welcher die Welt von Anbeginn beherrschte, hat auch Thronen in seinen Beschlag genommen. Philipp zeugte zwar einen Alexander, aber unter Alexanders Söhnen zersplitterte sich schon das große macedonische Weltreich. Würden also einst die französischen Kaiser, uneingedenk der Weisheit und der Lehren ihres großen Ahnherrn, ihre schiedsrichterliche Obergewalt in einen offenbaren politischen Druck verwandeln, statt die Völker durch freyes Zutrauen zu lenken, solche mit dem eisernen Scepter eines gesetzlosen Despotismus regieren; würden dieselben endlich, gefesselt von den Lockungen der Wollust, und taub gegen die Stimme der Menschheit, die Regierung ihres kolossalischen Reichs unwürdigen Günstlingen überlassen, welche mit fremden Fürstenthümern und Reichen nach frecher Willkühr schachteten, die Gerechtigkeit und das Wohl der Staaten um schnöden Lohn verhandelten, während ihre ungeheuren, durch ihren zu großen Reichthum mit allen Lastern vergifteten Capitale gleich einen bodenlosen Schlund den Wohlstand und den Schweiss vieler Länder unaufhörlich verschlangen: dann, ja dann möchte bald das stolze fränkische Weltgebäude in Trümmern zerfallen. Fürchterliche Orcane würden sich aufs Neue wieder erheben, und die Völker Europens so lange in stürmischen Bewegungen unter einander und gegen einander treiben, bis der Held jenes Jahrhunderts — denn jedes Jahrhundert bringt den seinigen hervor — dem Toben der Elemente wieder Schweigen geböte. Glücklich dann der Staat, dessen Regenten, Fürsten oder Monarchen, von höheren Grundsätzen geleitet, indessen durch ein weises, ununterbrochen befolgtes System den Geist ihres Volks männlich gebildet, dessen Charakter gestärkt, gegen schädliche Einflüsse geschützt, und während sie die physischen Kräfte des Staates weislich zu sparen und zu vermehren verstanden, auch den edleren, intellectuellen, und weit mächtigeren Kräften der Nation einen kühneren Schwung und eine zweckmäßigere Richtung gegeben hätten!“

Diese Auszüge werden, wir hoffen es, jeden begierig machen, eine Schrift zu lesen, die, wenn man auch nicht überall dem Vf. seinen Beyfall geben kann, und die politische Lage Europens noch von einer anderen Seite betrachtet, doch eine große Menge politischer Wahrheiten enthält, und so vielfache Gelegenheit giebt, über Dinge reiflicher nachzudenken, die uns alle so nah sind, und bey welchen in unsern Tagen Niemand mehr gleichgültig seyn kann.

D. R. B.

S T A T I S T I K.

FRANKFURT a. M., bey Varrentrapp und Wenner:
Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch
auf das Jahr 1805. I Th. 1805. 818 S. II Th.
 540 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Wir hatten bisher mit der Recension dieses Jahrgangs des allgemein geschätzten genealogischen Handbuchs gezögert, um damit zugleich die Anzeige des Jahrgangs 1806 verbinden zu können. Allein dieser ist uns bis jetzt nicht zugekommen, obgleich bisher wenigstens der erste Theil jedesmal noch in dem Laufe des Jahres erschien, und wir müssen daraus vermuthen, daß wir für das Jahr 1806 keine neue Auflage zu erwarten haben. Es mag dies theils durch den unerwarteten Tod des verdienstvollen Hn. v. Schwarzkopf, dem dieses Werk bekanntlich seit mehreren Jahren so vieles verdankt, veranlaßt seyn, theils aber und vorzüglich auf den außerordentlichen politischen Veränderungen unserer Tage beruhen, da die bisherige Verfassung des deutschen Reichs dem größten Theile dieses Handbuchs, besonders dem 2ten und 3ten Abschnitte, seine Form gegeben hatte, und mit der im August des verfloffenen Jahres erfolgten völligen Auflösung des deutschen Staatskörpers auch für dieses Handbuch, dessen Druck, nach der Versicherung der Verleger, einen Zeitraum von beynahe sechs Monaten wegnimmt, die Nothwendigkeit einer völligen Umformung entstanden ist.

Die beiden vorhergehenden Jahrgänge haben wir 1805, Nr. 168 u. 169 weitläufig angezeigt, und dabey eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Fehlern und Irrthümern gerügt. Wir bedauern, daß unsere Anzeige der Redaction dieses Handbuchs nicht frühzeitig genug zu Gesicht gekommen ist, um davon in dem neuen Jahrgange Gebrauch machen zu können. Wir verweisen nochmals darauf, und begnügen uns, diesmal — mit Übergehung einzelner Bemerkungen, damit wir nicht Punkte berichtigen, deren Verbesserung durch die großen Veränderungen, mit welchen der künftige Jahrgang nothwendig erscheinen muß, vielleicht unnötig gemacht werden wird — nur im Allgemeinen die Veränderungen anzugeben, wodurch sich von den vorhergehenden Jahrgängen der vor uns liegende unterscheidet.

Auch er ist ein löblicher Beweis von der steten Sorgfalt und dem unermüdeten Verbesserungsgeiste der Herausgeber, der sich so gut in der Berichtigung einzelner genealogischer Angaben, als in der Verbesserung der historischen Einleitungen zu den einzelnen Artikeln, wo aber dennoch, besonders bey manchen fabelhaften und unbewiesenen Herleitungen noch vieles zu verbessern übrig ist, thätig gezeigt hat. Die Ordnung des Ganzen ist seit dem Jahre 1803 unverändert geblieben. Im ersten Theile hat man durch Weglassung der grösstentheils schon längst verstorbenen Großvaters - Geschwister Raum zu gewinnen gesucht, und dennoch enthält er 14 Seiten mehr als im vorigen Jahre. In der 1sten Abtheilung des 1sten Abschnitts, welche die europäischen Monarchen umfaßt, finden wir zum erstenmale wieder Frankreich, das

in der vorhergehenden Ausgabe nur noch in den Zusätzen zu dieser Stelle nachgeführt werden konnte; ferner zum erstenmale das Königreich Italien, nach den constitutionellen Statuten vom 17 und 29 März 1805, und Malta, das von seiner bisherigen Stelle in zweyten Theile mit Recht hieher versetzt wurde, da der Maltheser Großmeister zu den europäischen Souverains gerechnet wird. Dafür ist das Haus Bourbon französischer Linie, welches vorher als ein Anhang zu dem Artikel Spanien aufgeführt wurde, nunmehr in den 3 Abschnitt, die nicht-reichsständischen Familien enthaltend, verwiesen worden. In der zweyten, die aufereuropäischen Monarchen enthaltenden Abth. sind diesmal die in der vorigen Ausgabe angeführten tatarischen Fürsten, der Schach von Cabul, das Kaiserreich Candy auf Ceylon, die Beherrscher der sundischen Inseln, Sumatra und Java und der moluckischen Inseln weggelassen worden, vermuthlich wegen Mangel an neueren Nachrichten, und weil die Ausbreitungen der Europäer die Macht jener Beherrscher immer mehr verringern. Wir wünschen, die genannten Rubriken im nächsten Jahrgange wieder aufgenommen zu sehen, da auch die unvollständige Belehrung hierüber angenehm seyn muß. In des 2 Abschnitts 2 Kapitel, welches von den reichsständischen Fürsten handelt, ist die ehemalige pfalz-birkenfeldische Linie, welche vormals noch unter Pfalz-Baiern aufgeführt wurde, richtiger unter Baiern-Berg aufgeführt, da der pfälzische Titel bloß wegen der, dem ehemaligen Kurfürsten allein zustehenden Erzpfalzgraffschaft geführt wurde; und Osterreich-Breisgau ist in Modena-Breisgau verwandelt. Die Häuser Sayn Wittgenstein, Trautmannsdorf und Windischgrätz, welche sämtlich seit 1804 die fürstliche Würde führen, sind aus dem 3 Kapitel, sowie das Haus Esterhazy von Galantha, welches durch Ankauf von Edelfstetten ein reichsständisches geworden war, aus dem 3 Abschnitt hieher versetzt worden, so wie dagegen das Haus Ligne, welches Edelfstetten verkaufte, und Brezenheim, welches Lindau im J. 1804 an Osterreich abtrat, nunmehr in dem 3 Abschnitte angeführt werden. Eben so hat das 3 Kap., von den reichsständischen Grafen, einen Zuwachs durch die Familie Görz erhalten, welche im J. 1804 in das wetterauische Grafencollegium aufgenommen wurde. In des 3 Abschnitts 1 Kap., die nichtreichsständischen Fürsten enthaltend, ist die ehemalige herzoglich kurländische Familie richtiger unter Biron, statt wie ehemals Sagan, und die Familie der früheren Beherrscher von Piombino unter Boncampagni aufgeführt. Das 2 Kap., von den nichtreichsständischen Grafen, ist mit dem Artikel Bollen vermehrt. — Der vorläufig schon in einem anderen öffentlichen Blatte gerügte Mangel einer Erwähnung der Familie der im J. 1780 im Mannstamme ausgestorbenen Fürsten von Föndö und Grafen von Mannsfeld, welche seit 1781 nicht mehr aufgeführt worden sind, und unter vielen genealogischen Verzeichnissen nur in dem gothaischen Hofcalender, und auch da nicht mehr in dem diesjährigen, zu finden sind, wird noch immer bemerkt.

Der zweyte, diesmal um 66 Seiten stärkere Theil enthält außer vielfältigen Berichtigungen und Erweiterungen, zum erstenmale die Staatsdienerchaft von Baden, wodurch eine wesentliche Lücke ausgefüllt ist; ferner von den gräflichen Häusern *Aspremont, Waldbott Bassenheim, und Wartemberg*. Dennoch mußten aus Mangel an Nachrichten viel Rubriken leer stehen bleiben, und es ist sehr zu wünschen, daß die von den Herausg. in der Vorrede geäußerte Hoffnung,

den Personaletat mehrerer bisher fehlenden Staaten liefern zu können, durch Unterstützung derselben in Erfüllung gehen möge. — Den Beschluß macht eine starke Anzahl von Zusätzen und Berichtigungen, worin die durch den preßburger Frieden vom 26 Dec. 1805 unmittelbar erzeugten Veränderungen bereits erwähnt werden, und eine Erklärung der zur Ersparung des Raums sehr zweckmäßig gebrauchten Abbreviaturen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Jena, b. Mauke: *Die epische Fabel der Psyche nach dem Apulejus metrisch überfetzt und Ihro kaiserlichen Hoheit der Frau Großfürstin Maria von Rußland vermählten Erbprinzeßin zu Sachsen-Weimar und Eisenach zugeeignet von Joh. Jac. Freyherrn v. Lincker. 1805. 43 S. 4. (12 gr.)* Es war ein sinnreicher Gedanke, die erwünschte Ankunft der allgeliebten Großfürstin zu Weimar, welche zu einer sehr großen Menge von Gedichten Anlaß gab, durch eine poetische Bearbeitung der Fabel der Psyche zu feyern. Bekanntlich gilt diese epische Fabel für eine der anmuthigsten und geistreichsten Dichtungen des Alterthums, und der Vf. dieser Bearbeitung ist ebenfalls überzeugt, „daß unter dem zarten Gewebe ihrer lieblichen Allegorie so viel der tiefsten Weisheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zum Grunde liege, als in irgend einer der alten Mythen.“ In dieser Überzeugung scheint ihn vorzüglich *Sodens* unter dem Namen *Psyche* bekannte Schrift, die im J. 1801 als ein Versuch zur Erklärung der Mythen des Alterthums erschien, zu haben; er hat diese Schrift benutzt, jedoch nicht ohne Prüfung bald das, was der Vf. derselben für unrichtig gedeutet hatte, nach Appulejus berichtigt, bald durch eigene Umbildungen der Fabel mehr Harmonie und Haltung in das Ganze gebracht. Darin besteht überhaupt, nach unserem Bedünken, das poetische Verdienst dieser Bearbeitung, daß Hr. v. L. mit seinem Sinn einige Schilderungen des Appulejus anders gewandt, mit leichter Hand einige Flecken entfernt, und um die Allegorie rein zu erhalten, dasjenige weggelassen oder verändert hat, was in der lateinischen Darstellung die Einheit des Ganzen zu stören schien. Wir können hier, der Grenzen solcher Anzeigen eingedenk, nur auf ein paar Stellen aufmerksam machen. Psyche, erzählt Appulejus (V, 106. p. 370 ed. Oudend.), nachdem sie durch den treulosen Rath ihrer Schwestern unglücklich geworden war, sucht zuerst die älteste derselben auf; durch falsche Vorspiegelungen stürzt sie raschlich die eile, bethörte Schwester ins Verderben. „Wahrscheinlich (bemerkte hiebey *Soden* S. 174) hat ein dem Geiste des Mahlers fremder Klang, der Gerechtigkeit ein Sühnopfer zu bringen, und die moralische Strafe der Verrätherey zu verständlichen, ihn zu dieser Einschlebung vermocht. Aber sie ist des Rests unwürdig. Rache ist nicht in der Natur eines zur Vollkommenheit aufstrebenden Wesens, einer Psyche, und noch weniger Rache durch Betrug und Täuschung. Wir sehen nicht mehr die unglückliche, Liebe und Wohlwollen athmende Psyche; wir sehen ein beleidigtes, rachsüchtiges Weib, dem selbst Trotz und Unwahrheit nichts kosten, um ihre Leidenschaft zu befriedigen.“ — Der Fehler lag eigentlich darin, daß Appulejus vergessen hatte, daß er vorher (V, 104. p. 365), weit wahrer und natürlicher, Amorn selbst die Rache übernehmen ließe. So hat Hr. v. L. die Dichtung gewandt. Psyche entdeckte der Schwester bloß den unglücklichen Erfolg des gegebenen Raths; Amor habe sich von ihr getrennt, und Zephyr geboten, sie in Blitzeseile aus dem Pallaße zu führen:

Psyches Worte sind kaum in die Lüfte verlauteet, schon fahren Wüthender Neid und heisse Begier im verräthrischen Weib auf. Stracks von Psychen sie wendet sich ab. Ihr schiefster der Gedanke: „Mir, der frühergeborenen gebührt, das wollen die Götter, Jener vergesse Genuß der überfälligen Wonne; „Ich bin die Gattin des Gottes, des Gebers der reichen Geschenke.“ Wie gedacht, so gethan. Jetzt reifen die Früchte der Bosheit. Fortig ist schon die Lüge. Sie hintergehet den König. Bringt ihm von jenem Tode der Ältern erdichtete Botchaft.

Schiffet sich ein und landet am Felsen mit hurtigem Segel.

Zephyr weht nicht mehr. Auf seine Hüfte doch hoffend, Stürzt sie sich eilig hinab in die schaurlichen Gründe des Thales; Während, vom Zephyr geschwungen, vom Gatten empfangen zu werden.

Aber sie findet den Lohn noch vor der Tiefe des Abgrunds: Auf des Berges Klippen gestürzt, die zertrümmerten Glieder Liegen zerstreut, und sind die schmähliche Beute der Vögel. Bald darauf (VI, 115, p. 396 ff.) schildert Appulejus Cytherens Feindschaft gegen Psyche — den Contrast der Wollust und der Liebe — mit den grellesten Farben. Cythere stürzt, von blinder Wuth entflammt, selbst über das unglückliche Schlachtopfen, und erlaubt sich die ausschweifendsten Mißhandlungen. Sie zerreißt Psychens Gewand; sie zerfleischt ihre Rosenwangen. „Aber (setzt *Soden* S. 191 hinzu,) durch diese empörende Scene scheint der Dichter die gewöhnliche Zartheit seines Pinsels vernachlässigt, und den Charakter der Liebesgöttin verzeichnet zu haben, in dem eine so unnatürliche Wildheit nicht liegen kann.“ Das Anstößige hat auch hier Hr. v. L. durch manche feine Milderung gehoben.

Venus erblickt die Schuld'ge. Sie fragt mit höhrender Lache: „Schöne, wem gilt der Besuch, der Mutter, oder dem Sohne? „Draußen schmachtet an deiner Wund' er; tröste den Dulder; „Scheue dich nicht vor mir; der Empfang ist, wie du verdienst. „Ihr Gehülffinnen, Kummer und Angst, ergreift die Fremde.“ Auf der Gebieterin Ruf nun schwingen sie qualende Geißeln Über der Dulderin Haupt, und führen sie wieder vor Venus.

In demselben Buche (120, p. 412) führt Appulejus einen alten Thurm redend ein, welcher die Psyche, die sich eben von ihm herabstürzen will, warnend der Gefahr entreißt. *Sed turris*, (heißt es im Lateinischen), *prospexit in vocem subitam*. Viel milder und poetischer Hr. v. L.:

Aus der Höhe des Thurms tönt unversehens der Zuruf. Aus diesen ausgehobenen Stellen, die wir leicht mit anderen, von gleichem Sinn für das Schickliche zeugenden vermehren könnten, wird man zugleich die Verification der deutschen Bearbeitung beurtheilen, ohne daß wir nöthig haben, uns darüber besonders zu verbreiten.

M. G.

Wien, b. Degen: *Spiegazione drammatica del monumento della reale Arciduchessa Christina opera dell' immortale cavaliere Canova di Giuseppe de Carpani. 1806. 4. Mit Kupfer, und franz. und deutschem Text. 39 S. (16 gr.)* Um das schön gearbeitete Denkmal der Erzherzogin Christine in Wien, das jetzt die Aufmerksamkeit vieler Kunstkenner und Liebhaber beschäftigt, und kürzlich an Hn. Prof. Fernow in seinen römischen Studien einen gründlichen und scharfsinnigen Beurtheiler gefunden hat, auch anderen minder unterrichteten Beschauern auf eine erbauliche Weise zu erklären, sind hier die Gruppen dramatisch behandelt, und die einzelnen Figuren derselben redend aufgeführt; in welchem Ton, — das mag folgende Probe zeigen:

„Erstes Mädchen (sich dem Grabe nähernd): O Gott! wie dunkel ist es hier darin! Furchtsam hält der Fuß an! Ich will die Fackel beugen, sie vorwärts halten, daß sie mich und meine Gefährtinnen leire. Dieses Blumengewinde, das uns verbindet, sichert mich, daß sie sich von mir nicht trennen. (!) Auf Christinens Aschenkrug wollen wir diese Blumenkette legen, die wir vereinigt für sie suchten.“

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 M Ä R Z, 1807.

S T A T I S T I K.

PARIS, b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, avec une nouvelle description topographique, physique, agricole, politique, industrielle et commerciale de cet etat; par une Société de gens de lettres et de savans, et publié par P. E. Herbin, Employé au Ministère de grand juge, et membre de la Société de statistique de Paris et de celle d'encouragement pour l'industrie nationale. 8. an XII. (1803) T. I. IV, LXXXIV u. 439 S. T. II. 524 S. T. III. 556 S. T. IV. 633 S. T. V. 501 S. T. VI. 401 S. T. VII. 551 S. in 4to Collection de 19 tableaux et 9 grandes Cartes enluminées, dessinées par F. B. Poisson, dirigées et gravées en taille douce par Tardieu l'aîné et le jeune et autres Artistes. (72 Franc.)

Mit hoher Erwartung, aber auch mit mancher Bedenklichkeit, nahm Rec. dieses bündereiche Werk in die Hand. Herbin ist zwar weder als großer Geograph, noch als Statistiker, doch immer als Sammler bekannt; aber man wufste, und er sagte es laut, daß ihm, und seinen sieben Gehülften, — rühmlichst in ihren Fächern bekannt — alle archivalischen Quellen geöffnet wären. Überhaupt war angekündigt, das Werk solle ein Inventarium aller natürlichen und künstlichen Producte Frankreichs seyn; man wolle den jetzigen Zustand des Reichs (1803) nicht nur darstellen, sondern auch alle Verbesserungen angeben, welche dazu dienen könnten, die Masse des Reichthums zu vermehren. Man wollte von allen Zweigen der Staatsverfassung und Verwaltung, der Land und Seemacht, von den Sitten und dem Charakter der Nation alles sagen, was die Regierung selbst wisse. Der Zustand der Künste und Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts sollte genau dargestellt, alle Producte des Bodens und der Industrie aufgezählt, vom Aus- und Einfuhrhandel die bestimmteste und genaueste Nachricht ertheilt werden. Wenn man nun wufste, daß schon unter der vorigen Dynastie schätzbare Nachrichten eingesammelt worden waren, mit denen man zwar oft sehr geheimnißreich that, die denn aber doch in den Archiven der itzigen Regierung noch vorfindlich seyn mußten, und wovon man auch einige sehr schätzbare und genaue Werke besaß; wenn bekannt war, daß während der Revolution und vorzüglich unter der Directorial- und Consular-Regierung die Minister mit seltenem Eifer aus allen Departements statistische

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Nachrichten jeder Art eingezogen hatten, daß viele officielle, zum Theil sehr umständliche und genaue Berichte der Präfecten gedruckt waren, daß mehrere nicht gedruckte die Regierung noch wirklich in Händen hatte, daß viele andere, in öffentlichen Ämtern stehende geschickte Männer, selbst viele Privatgelehrten, zum Theil treffliche Nachrichten von den einzelnen Departements hatten drucken lassen; wenn man das alles wufste, und Herbin in der Ankündigung noch weiter sagt, daß ihm und seinen Gehülften die Regierung die Benutzung archivalischer Quellen zugestanden, ja gerne gesehen, und viele in den Provinzen lebende Gelehrten mit rastlosem Eifer alles zur Vervollkommnung eines so wichtigen Werkes beizutragen versprochen, daß dieses selbst nicht bloß zum Unterricht und Vergnügen des Gelehrten, des Statistikers und der Neugierigen dienen, sondern ein Handbuch für den Staatsmann seyn solle, um diesem in seinen wichtigsten Arbeiten die Zeit, die er sonst zum Studium archivalischer Nachrichten hätte verwenden müssen, zu sparen: so mußte, nach solchen Versprechungen der deutsche Statistiker ein Meisterwerk erwarten, das als ein Frankreich ganz eigenes Nationalwerk angesehen werden könne. Zuerst schien aber auch bedenklich, ein solches Werk in einem Zeitpunkte zu unternehmen, in welchem das Land selbst nicht im gewöhnlichen, natürlichen Zustande, das System der Regierung selbst (damals) noch nicht fest gegründet, die diplomatischen Verhältnisse aller Art noch nicht geordnet waren. Frankreich erstand kaum einer schweren Krankheit. Wer auch itzt seinen Zustand zeichnete, der stellte nicht das gesunde Frankreich dar. Doch auch diesen Zustand kennen zu lernen, schien interessant und lehrreich, vorzüglich dem Staatsmann. Es war ein verdienstliches Werk, alles systematisch hinzustellen, was die Regierung wufste, was so viele Geschäftsmänner gesagt und geschrieben hatten. Wenn dann in der Folge der Zeit, nach völliger Herstellung der Ordnung, das veränderte Frankreich eben so treu und redlich wäre geschildert worden: was hätte nicht die Regierung selbst durch eine getreue Vergleichung gewonnen! welche Ansichten hätten ihr gegeben werden können! Wenn man die Krankheiten in ihrem Grunde kennt, ist man am fähigsten, sie zu heilen. Das mochte auch wohl die Absicht der Regierung seyn, als sie so rastlos aus allen Winkeln des Staats die umständlichsten Nachrichten einzog, und aus der ungeheuern Masse ein Ganzes zu ordnen ermunterte.

Sodann entstanden einige Zweifel über die Kürze der Zeit, in welcher das Ganze erscheinen sollte.

Uuu

Eine so ungeheure Masse von statistischen älteren und neueren Nachrichten zu ordnen, die Spreu von dem Weizen zu sondern, schien auch für acht Gelehrte — soviel sind Hauptmitarbeiter — selbst mit deutschem Fleisse einen längeren Zeitraum als ein Jahr zu fordern; besonders da bekanntlich die officiellen Berichte selbst nicht immer den Absichten der Regierung entsprochen hatten, in manchen sich häufige Lücken zeigten, und fast alle der genauesten statistischen Prüfung unterworfen werden mußten. Allein diese Zweifel verschwanden wenigstens zum Theil, wenn man *Herbin* versichern hörte, daß eine Menge durch Frankreich zerstreute Geschäftsmänner und Gelehrte auf jeden Wink bereit sey, diesen acht Verfassern auf alle Art ihre Arbeiten zu erleichtern. Mit Vergnügen las daher Rec. auch den Theil der Einleitung von *Peuchet*, wo der Plan lichtvoll entwickelt wird. Wenn auch mitunter der Vf. denselben zu weit ausdehnte, und Gegenstände zur Statistik zählte, welche von deutschen Statistikern schwerlich darin würden aufgenommen worden seyn: so dachte Rec., es sey besser, man erhalte zu viel, als zu wenig, und es komme endlich wohl nicht darauf an, ob man einen oder zwey Bände mehr bezahlen müsse, wenn nur nichts weggelassen, und das in eine Statistik nicht gehörige nur sonst brauchbar sey. Aber wie sehr wurden alle Erwartungen des Rec. getäuscht, und seine Zweifel und Bedenklichkeiten bestätigt, als er das Werk zur Hand nahm! — Eine genaue Zergliederung desselben wird uns die beste Gelegenheit geben, ein Urtheil über das Ganze zu fällen, das ohne ein solches Detail, bey dem Rufe, in welchem mehrere Mitarbeiter stehen, zu gewagt scheinen möchte.

Gleich in der Einleitung, die allerdings verschiedene, zum Theil noch unbekannte schätzbare Nachrichten von dem Schicksale und der Literatur der Statistik enthält, müssen wir bedauern, daß Hr. *Peuchet* — der Vf. mehrerer sehr guten Schriften — nicht eine vollständige Literatur wenigstens der neuesten Statistik geliefert hat, wie sie ein deutscher Statistiker einem solchen Werke vorangesetzt haben würde. Er zählt zwar die meisten, oder wie er sich ausdrückt, die vorzüglichsten sogenannten Jahrbücher auf; aber er läßt sich über den Werth oder Unwerth derselben nur wenig kritisch heraus. Hier findet man nicht, wie allerdings zu wünschen gewesen wäre, alle Ausgaben besonders bemerkt, sondern überhaupt nur ein oberflächliches *Räsonnement*, oft nicht einmal den richtigen Titel. Von den rheinischen Departements kennt der Vf. nur *Kan. Recum's* und *Wasserfall's* Beschreibungen. *Dorfsch's* treffliche Statistik des Roerdepartements war damals noch nicht erschienen; aber doch *Lehmann's* und *Zegowitz's* Jahrbücher. Wie *Wasserfall's* elendes Machwerk zum lehrreichen gestempelt werden könne, ist unbegreiflich. Von *Belgien* finden wir *Braton* nicht bemerkt, der doch verschiedene schätzbare und neue Nachrichten mittheilt; und noch dürftiger ist die Literatur von dem piemontesischen und savoyischen Departements, wo *Denina's* statistische Übersicht gewiss angeführt zu werden ver-

dient hätte. Überhaupt wäre es wohl bey einem Werke von so allgemeinem Umfange Pflicht gewesen, alle die Quellen kritisch genau anzugeben, aus welchen der Herausgeber und seine Gehülfen dieses Werk zusammengestellt haben, um so mehr, als in den einzelnen Ausarbeitungen nur selten die eigentlichen Quellen genannt worden sind. Diese Unterlassung wirkt daher ein sehr ungünstiges Vorurtheil, besonders, wenn man weiß, wie flüchtig manche dieser Beschreibungen abgefaßt sind, und wie wenig mehrere Beamte sich angelegen seyn ließen, die Befehle der Wünsche der Regierung zu befolgen und zu befriedigen. Viele tragen offenbar das Gepräge der Eilfertigkeit; bey manchen sieht man, daß die Vff. die Fragen der Regierung nicht vollkommen verstanden; mehrere gestehen freymüthig ihre Unwissenheit, oder klagen über die geringe Unterstützung, welche sie von den Unterbeamten erhielten. Diese selbst gaben den Fragenden theils keine, theils höchst unbedeutende oder allgemeine Antworten, worüber *Dorfsch*, *Dupin*, *Dalencom*, *D'Alfonse* und mehrere Andere die laute Klagen führen. Überhaupt wird man sich bey einer genauen Prüfung der einzelnen Beschreibungen vollkommen überzeugen, daß zur Befriedigung der löblichen Wünsche der Regierung fast nirgends die erforderlichen Vorbereitungen geschehen waren. Hier hätte also *Peuchet* Gelegenheit gehabt, mit kritischer Genauigkeit alle vorhandenen gedruckten Quellen zu prüfen; und überhaupt zu zeigen, wie die Vff. der allgemeinen Statistik in Benutzung derselben zu Werke gegangen, und wie das Mangelhafte aus archivalischen Nachrichten, oder durch die Unterstützung von Privatpersonen ersetzt worden. Das war erforderlich, wenn diese allgemeine Statistik ein zuverlässiges und selbst für den Staatsmann unterrichtendes Nationalwerk hätte werden sollen. Wenn in der Grundlage selbst über einen der Hauptpunkte mit so vieler Flüchtigkeit hinweggegangen wird, was soll man vom Ganzen erwarten? Und welche Vorsicht ist nun, nothwendig, wenn man dieses Werk selbst zur Grundlage seines statistischen Studiums machen will? besonders da, wie wir zeigen werden, das Werk mit einer Menge Druck oder Schreibfehler angefüllt ist, die in einem solchen statistischen Buche — soll es an seiner Glaubwürdigkeit nicht leiden — entweder gar nicht statt finden dürfen, oder wenigstens angezeigt seyn müssen.

Im ersten Bande beginnt *Herbin* mit einer sogenannten *Topographie generale*. Überaus flüchtig beschreibt er auf 20 Seiten die Lage, Grenzen, Klima, den Flächeninhalt des alten und neuen Frankreich, der Inseln und Kolonialbesitzungen, der Flüsse, Kanäle, Seen und Gebirge. Wir erwarteten hier ein eigentliches statistisches Gemälde von Frankreich, wie es deutsche Statistiker gezeichnet haben würden; einen Abriss, wie Frankreich den jetzigen Umfang erhalten, wie z. B. *Hasselt* und andere von Österreich, Preußen u. s. w. geliefert haben; aber hier findet man von den angegebenen Gegenständen nicht einmal soviel, als deutsche Schulbücher darüber sagen. Auszeich-

und ist zwar die Tabelle der Längen- und Breitengrade, des scheinbaren Auf- und Niedergangs der Sonne von allen Hauptstädten der Departements; aber diese Tabelle weicht durchaus von den Angaben in der *Connaissance des tems* vom nämlichen Jahre ab, und man findet nicht, worauf sich diese Abänderungen sowohl, als die Angaben bey jenen Orten, die in der *C. des t.* nicht verzeichnet sind, gründen. Auch sind die Zahlen selbst außerst unrichtig abgedruckt. Laon z. B. steht hier $21^{\circ} 17' 29''$ L. und $47^{\circ} 33' 52''$ B. in der *C. des t.* $1^{\circ} 17' 12''$ (von Paris östlich) und $49^{\circ} 33' 54''$. Offenbar ist 47 ein Druckfehler; aber dergleichen sollte man hier nicht finden, und man findet deren noch eine große Menge. Über den Flächeninhalt hätte man gern die verschiedenen Angaben gelesen. Hier nur einige flüchtige Bemerkungen. Das ganze Areal des europäischen Frankreichs wird auf 762625 franz. □ Kilometer oder 30505 franz. □ Lieues = 10981½ geographische □ Meilen angegeben. Dafs hier die piemontesischen Departements und die Insel Elba nicht angegeben sind, da man doch die Beschreibung nicht nur im 6 Bände, sondern auch in mehreren Abhandlungen z. B. über den Boden u. s. w. liest, ist ein Beweis, dafs das Werk nicht nach einem festen Plane ausgearbeitet wurde. Zählt man ferner die einzelnen Angaben bey den Departements zusammen, so trifft diese nicht mit der Hauptangabe überein. Rechnet man diese nebst den piemontesischen Departements zusammen, so können 31654 □ Lieues = 11395¼ geographische □ Meilen heraus. Deutsche Statistiker nehmen 11470 □ Meilen und darüber bis zu 12000 an. Das Areal der auswärtigen Inseln und Besitzungen wird auf 8563 □ Lieues = 3082¼ □ Meilen geschätzt. Wie wenig man sich übrigens auf die Richtigkeit der von H. angegebenen Zahlen verlassen kann, davon liefert derselbe S. 14 und 15 einen auffallenden Beweis. Nach S. 14 beträgt der Flächeninhalt ohne Korsika, jedoch wahrscheinlich mit den übrigen europäischen Inseln, 30121 □ Lieues 118.035464 arpens oder 60.245332 Hectaren. S. 15 wird das ganze Areal auf 30505 □ Lieues, 61.225812 Hectaren oder 111.956587 Arpens angegeben. Dafs bey letzterem ein nirgends verbesserter Druckfehler eingeschlichen sey, fällt von selbst in die Augen. Aber da S. 14 nebst Korsika auch noch das Areal der verschiedenen kleinen Inseln angegeben ist, so sollte man glauben, dafs diese nicht unter jenen stecken. Das ist aber doch der Fall, und nur Korsika ist nicht darunter begriffen. Rechnet man aber die Angabe zu den ersten, so kommt zwar obige Zahl der Hectaren, aber 119.956587 Arpens und 30605 □ Lieues heraus. Welche Angabe ist nun die richtige? Von S. 21—115 liefert Hr. H. die verschiedenen Ein- und Abtheilungen Frankreichs. unter römischer Herrschaft und dann vom 1789, nach den *Gouvernements*, *Generalités* und *Intendances*; in kirchlicher Hinsicht die älteren, jene von 1789, 1790 und die neuesten, ferner die Eintheilung in 102 Departements, in Departements und Districte, endlich in Préfecturen

und Gemeindebezirke. Wenn einmal der Vf. die ältesten Eintheilungen anzeigen wollte, so hätte er auch jene im Mittelalter, und in den Zeiten der Feudalherrschaft, so wie den Übergang von einer zur anderen, angeben sollen; auch wäre hier, wenn es nicht in der Hauptübersicht geschehen wäre, der Platz gewesen, zu zeigen, wie ein Stück nach dem anderen unter französische Herrschaft gekommen. Kurz, hier hätte eine skizzirte Geschichte des Anwachsens des französischen Reichs am schicklichsten eingeschaltet werden können. Was würde hier ein deutscher Statistiker auf einem solchen Raum geleistet haben! Der Abschnitt von der Bevölkerung von S. 118—141 ist etwas besser und gründlicher gerathen. Der Vf. legt hier die älteren Angaben seit 1754 und die neueren während der Revolution vor. Er hält die Zählung, welche vermöge der Verordnung vom 26 Aug. und 11 Sept. 1802 vorgenommen wurde, für die richtigste. Wir hätten zugleich die Angabe der Gründe gewünscht. Nach dieser ergeben sich für ganz Frankreich mit Einschluss von Piemont und der Insel Elba überhaupt 34.976313 Seelen. Der Vf. meint jedoch, es sey nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dafs einige Verschiedenheit zwischen diesen Angaben und dem wirklichen Bestande herrsche. Es würde leicht seyn, sagt er, diese Angaben aus den sinnreichen Tabellen des *Duquesnoy* von den Bevölkerungsverhältnissen zu rectificiren; gleichwohl hat er uns mit dieser Rectification nicht beschenkt. Dafs dieses höchst nothwendig gewesen wäre, haben *Dorsch*, *Zagowia*, *Dupin*, *Lehmann* und andere bewiesen, da sie die Unrichtigkeiten in den Volkszählungen in den einzelnen Departements nicht nur zeigten, sondern auch die Gründe angaben, warum fast alle Zählungen nichts taugten. *Dupin* besonders giebt hierüber sehr merkwürdige Aufschlüsse. Von den verschiedenen Classen der Einwohner legt der Vf. nur die älteren Angaben vom alten Frankreich vor; warum nicht vom neueren Zeiten und den neuen Erwerbungen, da Hr. H. aus archivalischen Quellen schöpfen konnte? Interessant und nothwendig wäre es doch gewifs gewesen, die Verhältnisse des neuen und alten Frankreich vorzüglich in dieser Hinsicht zu kennen, und lehrreich gewifs für den Staatsmann! Auch haben meist alle Préfecte und viele Gelehrte hierüber sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt. Über die Verhältnisse der Volksmenge zum Flächeninhalte liefert der Vf. 3 Tabellen, eine nach den Provinzen von *Bonvallet Desbrosses*, die andere nach den Generalitäten von *Necker*, und die dritte nach Departements, so wie sie schon oft abgedruckt wurden. Nach den Provinzen kommen 917 Seelen, nach den Generalitäten 916 und nach den Departements, jedoch ohne Piemont und Elba 1086, ¹⁸³¹ auf eine □ Lieue. Dieses beträgt nach unserer Zusammenrechnung 3017 Seelen auf eine □ Meile; rechnet man nun Piemont und Elba dazu, so können ungefähr 3050 auf eine geographische □ Meile. Es zeigt wirklich von *Herbiers* Planlosigkeit, dafs er bald □ Lieues, bald □ Meilen angiebt, bald *Piemont*

und Elba hinzusetzt, bald wegläßt, wodurch ein nicht stets aufmerksamer Leser sehr oft irre geführt werden kann. Diese Verhältnisse geben zu allerley Betrachtungen Anlaß, wenn nicht der Flächeninhalt in den neuen Erwerbungen, wie viele vermuthen, zu gering angesetzt ist. Zu hoch ist die Bevölkerung in den neuen Departements, wie alle Untersuchungen darthun, gewiß nicht angenommen, wohl aber zu niedrig. Ubrigens sind die Tabellen alphabetisch. Zum schnellen Überblick wäre rathlicher gewesen, Hr. H. hätte sie nach der Dichtigkeit der Bevölkerung eingerichtet. Das Übrige dieses Abschnitts enthält Betrachtungen über die Verhältnisse der Gebornen, Gestorbenen und der Ehen, über die Ursachen der Sterblichkeit, und über die wahrscheinliche Lebensdauer. Alles dieses ist ziemlich oberflächlich behandelt, und der Vf. kennt weder unseren *Süßmilch*, und andere Deutsche, noch selbst einige Franzosen, die hierüber gründlich geschrieben haben. Im 8 Bande liefert Hr. H. eine Generaltabelle über die Gebornen, Ehen und Verstorbenen im J. 9 vom alten Frankreich mit der Bemerkung, daß die 4 rheinischen Departements und die 6 piemontesischen fehlen, weil sie damals mit Frankreich noch nicht vereinigt gewesen. Von den ersten ist das unrichtig. Und warum lieferte Hr. H. diese Tabelle nicht von 1802? Die Archive standen ihm ja offen. Ferner wäre lehrreich gewesen, wenn er diese Tabellen nicht bloß nach der alphabetischen Ordnung der Departements, sondern auch nach den Verhältnissen der Sterblichkeit u. s. w. eingerichtet hätte. Aber für solche interessante Berechnungen und Vergleichen hatte Hr. H. entweder keinen Sinn, oder nicht Geduld genug. Es war bequemer, das Abgeschriebene bloß abdrucken zu lassen.

Die Abhandlung *Sonnini's* über Grund und Boden (von S. 141—189) enthält verschiedene schätzbare Berechnungen und Bemerkungen; aber man sieht, daß überall derauch angeführte *Arthur Young* zum Grunde liegt. Wo dieser den Vf. verläßt, da strauchelt er nicht selten. Die Tabellen über den verschiedenen Boden des Reichs mit Einschluss von Piemont, so wie über die Art der Benutzung, ist allerdings sinnreich; aber auf die Zuverlässigkeit können wir, nach den Bemerkungen bey den einzelnen Departements zu schließen, nicht viel bauen. So sagt der Vf. gleich zuerst vom Departement des Donnerbergs, es bringe ein wenig Getreide, Flachs, Hanf und Wein. Aber der Vf. hätte von *Lehne* in seinem trefflichen Jahrbüchle vom Jahre 9 lernen können, daß zwar der Gemeindebezirk Zweybrücken in gewöhnlichen Jahren jährlich noch ungefähr 12266 Zentner Getreide braucht, und der Gemeindebezirk Kaiserslautern ungefähr nur so viel baut, als er bedarf; dagegen der Gemeindebezirk Speier einen Überschuss von 7940 Zentner, und Mainz von 224730 Zentner hat. Ueberdies wird der Mangel im zweybrücker Gemeindebezirk durch den Kartoffelbau ersetzt, und nur wenig Getreide aus dem Meurthe- und Mosel-Departement geholt. Auch ist bekannt, daß aus diesem De-

partement vor dem Kriege der Überschuss theils auf dem rechten Rheinufer, theils den Rhein hinab geführt wurde. *De la Louze* gesteht selbst S. 224, daß dieses Departement noch einmal so viel ausführe, als es bedürfe.

Hierauf folgt (S. 189—234) der Artikel: Ackerbau, bearbeitet von *de la Louze*. Diese Abhandlung enthält mehrere sehr schätzbare Bemerkungen über den Zustand des Ackerbaues in Frankreich überhaupt, und der Vf. ist unparteyisch genug, auch die schlechten Seiten desselben darzustellen. Er gehet die Departements einzeln durch, und man sieht es wohl, daß er *Youngs* Reisen vor Augen gehabt; aber man muß ihm auch zum Lobe nachsagen, daß er alle vorhandenen einzelnen Departemental-Beschreibungen gekannt, und trefflich benutzt hat. Hier und da findet man auch eigene neue Bemerkungen, die in jenen Beschreibungen nicht anzutreffen sind. Inzwischen hat sich der Vf. doch hier auch den fast allen französischen Statistiken eigenen Fehler zu Schulden kommen lassen: er räsontirt und declamirt zu viel, und vergißt darüber hier und da die Ausführung wissenschaftlicher Thatfachen. Von S. 235 an liefert *Sonnini* die Abhandlung über die Production, jedoch hier nur über das Thierreich; denn auf eine auffallende, durch die am Ende beygefügte Note durchaus nicht gerechtfertigte Art, wird die Abhandlung über das Pflanzenreich dem 7 Bande angehängt. Der Vf. zählt hier alle in Frankreich, zum Theil auch in den piemontesischen Departements befindlichen nutzbaren Thiere, selbst Katzen, Mäuse und Frösche auf, verbreitet sich sehr weitläufig über die Zucht der Thiere, und die Benutzung aller animalischen Producte, ohne dabey die bestehenden Fehler zu verschweigen. Wir wollen hier der großen Menge geographischer Fehler, die vielleicht Druckfehler seyn können, nicht gedenken, auch nicht einmal die höchst unnöthige Weitläufigkeit rügen, die sich der Vf. nebst vielen in eine Statistik gar nicht gehörigen Räsonnements erlaubt; aber das ist unverzeihlich, daß derselbe vom eigentlichen Bestande der Pferde, des Rindviehes, der Schweine und Schafe nur eine allgemeine Zahl angiebt, ohne diese durch die fast von allen Departements eingereichten und öffentlich bekannt gemachten Angaben zu begründen, oder auch nur anzuführen, daß diese Zahl aus den einzelnen Zusammenrechnungen entstanden sey. Dies wird noch auffallender und unverzeihlicher, wenn man in der Vorrede liest, daß dem Vf. dieser Statistik alle archivalischen Quellen geöffnet waren. Wie weit sorgfältiger würde ein deutscher Statistiker alle einzelnen Angaben zusammengestellt und geprüft haben! Welche Gelegenheit hätte da der Vf. gehabt, die Departements mit einander zu vergleichen! Wie nützlich hätten dergleichen Gegeneinanderstellungen dem französischen Staatsmann seyn können! Gewiß würden ihm diese angenehmer gewesen seyn, als alle die Räsonnements, welche in eine Statistik nicht gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 M Ä R Z, 1807.

S T A T I S T I K.

PARIS, b. Buiffon: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par P. E. Herbin etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Beschreibung der Fische und Fischereyen von S. 332 an (mit Ausschluss des Stockfisch- und Wallfischfangs) ist sehr gut, und gehört zu den vorzüglichsten Stücken des ganzen Werks. Aber auch hier vermisst der Statistiker manche detaillirte Angabe, und zu bedauern ist, dass die Tabellen über den Ertrag des Heringfangs nur von 1750, 1751 und von 1781—1789 gehen, von neueren Zeiten aber nichts gesagt wird, was doch in mehr als einer Rücksicht interessant gewesen wäre. Übrigens scheinen die Tabellen selbst auch Zweifeln ausgesetzt zu seyn. Wenigstens muss man misstrauisch werden, wenn man S. 36 den Werth von 8452 Lasten Hering (1786) auf 1262915 Franken bey Dieppe angegeben sieht, und diesen Werth mit den nämlichen Zahlen für 4040 Lasten bey Fecamp findet. S. 364 setzt der Vf. den Werth von jenen auf 2,727,957 Franken.

Von der Bienenzucht, von Wachs und Honig rätsonnirt der Vf. viel im Allgemeinen, auch einiges von verschiedenen Departements; aber vom eigentlichen Stande der Bienenzucht und vom Ertrage, was der Statistiker hier sucht, findet man nichts genau bestimmtes, neues, archivalisches und allgemeines. Ausführlicher sind die Nachrichten von den Seidenwürmern und dem Seidenbau. Man findet hier allerley treffliche, zum Theil auch neue Bemerkungen; allein die neuesten Nachrichten von 1800—1802 vermisst man ungern, da doch unter andern der Präfect Verzinac, den der Vf. in der Einleitung über seine Kürze tadelt, in der Beschreibung des Rhône-Departements darüber einige schätzbare Nachrichten gesammelt, und der Regierung mitgetheilt hat, die also auf keinen Fall dem Vf. unbekannt seyn durften. Überhaupt aber muss man bey dem ganzen Artikel über die Producte des Thierreichs bedauern, dass das Ganze nicht nach einem bestimmten Plane und gleich bearbeitet worden ist. Bald findet man Nachrichten von der Veredlung der Producte und vom Handel damit, bald zeigt uns der Vf. nur jene, oder nur diesen an, bald sagt er von beiden nichts. Daher kommen denn in den folgenden Bänden so viele Wiederholungen vor, welche überhaupt in diesem Werke häufig sind. Keiner der Mitarbeiter scheint nach einem allgemeinen

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Plane gearbeitet zu haben, und der Herausgeber war der Mann gar nicht, aus den vielen zum Theil schätzbaren Nachrichten ein Ganzes zu ordnen.

Der zweyte Band hebt mit einer Schilderung der Producte des Mineralreichs und ihrer Benutzung an. Sie ist von Größe, dem Vf. mehrerer gekrönter geologischer und mineralogischer Abhandlungen und officieller mineralogischer Reisen. Zuerst eine kurze Geschichte des Bergbaues bis auf die neuesten Zeiten: allerdings interessant, aber gewiss für eine Statistik zu weitläufig. Man findet hier eine ziemlich ausführliche Literatur von mineralogischen Schriften, und ganze Auszüge aus ihren Werken, von S. 24 sogar wörtlich Robilant's besonders gedruckten Bericht von seiner Reise durch die piemontesischen Thäler. Von S. 54 werden die mineralogischen Producte Frankreichs nach 6 Classen mit Hinweisung auf die Departements, wo sie sich finden, beschrieben. Aber das, was der Statistiker hier suchen muss, findet er nicht in diesem Bande, sondern am Schlusse des 8ten in der *Collection des tableaux et Cartes*. Hier ist die reichste und schätzbarste Sammlung vom eigentlichen Zustande Frankreichs in dieser Rücksicht; aber warum diese Darstellung gewonnener und bearbeiteter Mineralien hier nicht gleich eingeschaltet wurde, da die Tabellen größtentheils klein sind, und manches gar nicht in Tabellenform vorgetragen wird, ist gar nicht abzusehen, und ein neuer Beweis von der Planlosigkeit des Werks. Übrigens vermisst man bey diesen Tabellen selbst meistens die Angabe des Jahrs. Rec. hat sich die Mühe gegeben, die vorliegenden Tabellen u. s. w. mit den Jahrbüchern und Beschreibungen einzelner Departements zu vergleichen, und hier oft ganz andere Angaben gefunden. Es scheint, dass die hier angegebenen Data zum Theil nur von den ersten Jahren der Revolution herrühren, andere noch älter sind. Aus dem Ganzen erhellt indeß, dass Frankreich noch einen sehr großen unbenutzten Reichthum hat, und dass es, wie der Vf. ausdrücklich S. 66 sagt, den Franzosen unter einer die Industrie jeder Art schützenden und belebenden Regierung sehr leicht seyn würde, sich von einem Tribut von 36 Millionen Livres, die sie nach einer Berechnung von 1787 dem Auslande für mineralische Producte zahlten, nicht nur zu befreien, sondern sogar das Ausland auch in dieser Rücksicht an Frankreich tributär zu machen.

Von S. 67 beschreibt Pouchet die Industrie überhaupt, Künste und Handwerke des gesamten Fabrik- und Manufakturwesens, den inneren, äußeren und

X x x

nem Zweifel, daß Necker falsch gerechnet hat. Der angegebene Vortheil von 70 Millionen verschwindet, und es ergibt sich, daß die Balance mit 68399000 Livres gegen Frankreich sey. Diese Berechnung ist auch um so gründlicher, als sie nicht von einem Jahre, sondern durch das Mitteljahr von 1785, 1786 und 1787 gefunden wurde. Sehr richtig bemerkt *Peuchet*, daß die Bilanz von 1792 kein sicheres Resultat gewähre, da theils die Revolution ihre vollen Wirkungen auf die Industrie hatte, theils die Nation fast mit ganz Europa im Kriegszustande war. Vom J. 1800 theilte *Peuchet* *Chaptals* officiellen Bericht mit, wonach für 325,116000 Franken Waaren eingeführt, und nur für 271575000 ausgeführt wurden, folglich Frankreich mit 53,541000 Livres gegen sich hatte. Hiezu merkwürdig, daß die Ausfuhr von eben 1799, älterer Jahre nicht zu gedenken; Hälfte, und von Brantwein gegen 1 Drittheil; Frankreich 32 Millionen Pfund fremde, und 15 Millionen Pfund fremden Kaffee, mehr als 1799 kaufte, und in eben dem 33 Millionen Franken rohe Materialien zu importiren vom Auslande bedurfte, statt daß es 1799 nur für 96 Millionen einkaufte. *Chaptal* meinte zwar, das sey ein gutes Zeichen der vermehrten Industrie, und gebe Hoffnung zur vergrößerten Ausfuhr für die folgenden Jahre. Ob diese Hoffnungen sich realisiert haben, ist bis jetzt officiell noch nicht bestätigt; denn bis jetzt sind nur die Resultate von 1801 bekannt, die *Peuchet* nicht anführt. In diesem Jahre belief sich die Ausfuhr, so wie solches in mehreren französischen und deutschen Journalen behauptet wurde, zwar auf 305,207000, also 54,541000 Franken mehr, als in 1800; allein die Einfuhr stieg auch auf 417,863000 Franken, also 92,747000 mehr, als im J. 1800, und Frankreich hatte mithin in diesem Jahre die Bilanz mit 112,656000 Franken gegen sich. Bemerkenswerth ist, daß sich die Einfuhr der rohen Producte fast um die Hälfte gegen das vorige Jahr vermindert hatte. Mehrere Betrachtungen ließen sich aus vielen Umständen, verglichen mit der Zeitgeschichte, anstellen, wenn hier der Ort dazu wäre. Über den Kolonial-Handel legt *Peuchet* zwey schätzbare Tabellen (im 8ten Bande) vor, aber sie erstrecken sich nur über die westindischen Inseln und Guiana, und zwar nur von 1788. Aus diesem ergibt sich, daß in 7 Häfen überhaupt für 218,511000 Liv. Kolonial-Waaren einkommen sind. (Im Texte steht 306 der Druckfehler 118 Millionen.) Zucker und Kaffee machten weit über die Hälfte. Von jenen Waaren bedurfte Frankreich zum eigenen Gebrauche etwa die Hälfte, das übrige wurde ausgeführt. Die ganze Ausfuhr betrug mit den Frachtkosten, Abgaben und dem Gewinn der Kaufleute 157 Millionen. Der ganze Importations-Handel von Westindien beschäftigte damals 686 Schiffe mit 219122 Tonnen. Wie viel Frankreich den Kolonien lieferte, ist nicht bemerkt. Etwas davon findet man Tabelle VII, und in der Beschreibung der Kolonien noch Mehreres, so daß man eine genaue Uebersicht und Vergleichung nur durch eigene Zusammenrechnung finden kann. Von fremden Nationen, oder wenigstens durch fremde Flaggen, er-

hielten die Inseln im nämlichen Jahre für 23,664000 Waaren, (durch die Britten allein für 12,161000 Livres,) und sie gaben dafür nur 13,744000 Liv., (den Britten für 5,679000 Liv.). Von dem Kolonial-Handel in neueren Zeiten findet man nichts. Man weiß aber, daß 1801 aus den Kolonien nur für 2,077200 Franken Waaren nach Frankreich kamen. Ein merkwürdiges Factum, wenn man es mit der oben bemerkten ganzen Importation und Exportation von demselben Jahre vergleicht. Den Handel nach Ostindien und China sieht der Vf. nicht als Kolonial-Handel an. In 1788 lieferte China und Ostindien überhaupt für 20 Millionen Livres Waaren. Aus Frankreich wurden an chinesischen und indischen Waaren und Kaffee Mocks und Bombon überhaupt für 18 Millionen Livr. ausgeführt. (Sollte dies nicht ein Druckfehler seyn?) Von der ostindischen Compagnie findet man einige treffliche Nachrichten. Ueber die Schifffahrt theilt P. auch einige interessante Nachrichten mit, und zwar bis 1800. Von den Einrichtungen, welche Beziehung auf den Handel haben, nennt der Vf., (vermuthlich *Herbin*,) S. 324 einige, spricht aber umständlich bloß von der Nationalbank, deren Errichtung und vortheilhafte Operationen in den ersten 8 Monaten ihrer Entstehung er genau, nachdem, was hierüber der *Moniteur* gesagt hat, schildert. Aber man hätte hier auch von allen anderen Anstalten und Beförderungsmitteln des Handels Nachrichten lesen mögen. Etwas davon findet man doch in den Zusätzen S. 507 am Ende dieses Bandes. Von Maß, Gewicht und Münzen handelt *Herbin* umständlich, und trägt Alles vor, was man zu wissen nöthig hat, und überall findet. Ueber den Zustand der Straßen liefert *Herbin* einiges, aber nichts vollständiges. Dafür lesen wir 28 Reiserouten oder Hauptstraßen von Paris bis an die Grenzen, und von 97 anderen, die nicht über Paris führen, aber doch Hauptstraßen sind. Wie diese so umständlich in eine Statistik kommen, ist nicht abzusehen. Nach einer kurzen Einleitung über die Schifffahrt überhaupt giebt H. S. 400 ein alphabetisches Verzeichniß aller schiffbaren Flüsse und Kanäle (selbst der noch projectirten). Die dazu gehörige Karte vom Ingenieur *Poisson* ist sehr schön gezeichnet, gestochen und illuminirt. Man findet hier nicht nur alle großen, mittleren, und kleinen Schiff- und flossbaren Flüsse angezeigt, und deutlich unterschieden, so wie auch alle Kanäle, sondern *Peuchet* hat auch alle projectirten, und wirklich zur Ausführung beschlossenen Kanäle, und solche, deren Nutzen anerkannt ist, die aber noch nicht projectirt sind, genau angezeigt und unterschieden. Unter anderen ist hier der 1801 projectirte Kanal angedeutet, welcher den Rhein von Drusenheim an durch die Vogesen hindurch mit der Mosel bey Nancy, und diese hinter Toul mit der Maas verbinden soll, die dann mit der Marne, und so mit der Seine und Paris vereinigt würde. Ein überaus wichtiges Project, auch für Deutschland! Von dem speciellen Nutzen der Schifffahrt selbst auf den großen Flüssen, wie hier und da in deutschen Journalen von deutschen und anderen Flüssen nützliche Nachrichten gegeben worden sind, findet man hier nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 M Ä R Z , 1 8 0 7 .

S T A T I S T I K .

PARIS, b. Buisson: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par P. E. Herbin etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 454 — 499 giebt Peuchet die *diplomatie politique et commerciale*. Hier werden alle damals bestehenden Tractaten Frankreichs theils ganz, theils in weitläufigen Auszügen, oft sogar mit den darüber erstatteten Berrichten, vorgelegt. Vieles hat sich darin natürlich geändert. Lehrreicher wäre gewesen, wenn P. die politischen und commerciellen Verhältnisse Frankreichs mit den europäischen Staaten, kurz, wie es bey einigen geschieht, geschildert, und bloß durch die Stellen aus den neuen Tractaten selbst die Angaben belegt hätte. So ist der Artikel viel zu weitläufig. Noch findet man am Schlusse dieses Bandes einige Zusätze, wovon mehrere im Texte selbst, z. B. über verschiedene Handelsinstitute hätten angeführt werden sollen.

Der dritte Band hebt mit der Beschreibung des öffentlichen Unterrichts an. Sie ist von Amaury Duguet, Chef des Bureau der Wissenschaften und Künste, Gym Minister des Innern. Man findet hier sehr umständliche Nachrichten von allen in Frankreich bestehenden Unterrichtsanstalten nach dem neuen Plane vom Jahre 10. Nach diesem würde der ganze Unterricht dem Staate 7,310000 Franken kosten. Aber 1802 kostete er nur 2 Millionen, die übrigen Einrichtungen sollen nur nach und nach getroffen werden. In den von den Gemeinden zu errichtenden Primärschulen lernt man bloß lesen, rechnen und schreiben. Sie sollen in elendem Zustande seyn. Die Lehrer erhalten nichts als freye Wohnung und Schulgeld. Alle Schulen, wo Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache, in der Erdbeschreibung, Geschichte und Mathematik gegeben wird, heißen Secundärschulen. Die Lehrer haben auch noch keine fixen Gehalte; aber die Regierung will sie durch Gratification u. s. w. noch zur Zeit unterstützen. Die Einrichtung der Licei ist bekannt, so auch das Prytaneum der verschiedenen Specialschulen und anderer öffentlichen Institute. Es ist hier der Ort nicht, über die zweckmäßige oder nicht zweckmäßige Einrichtung aller dieser Anstalten zu urtheilen, und wir bemerken nur, daß der Vf. alle sehr umständlich beschreibt. Derselbe giebt uns unter der Rubrik *Sciences et arts* weitläufige Nachrichten von den zu

S. A. L. Z. 1807. Erster Band.

diesem Behufe errichteten Instituten, wohin auch Bibliotheken, Theater u. s. w. gezählt werden. Von den Anstalten in den Departements wird uns wenig gesagt; desto umständlicher von denen in Paris, und vorzüglich weitläufig vom Nationalinstitut, von dem hier, jedoch nicht zusammen, die ganze Einrichtung durch die abgedruckten Verfügungen der Regierung mitgetheilt wird, und die Namen aller Mitglieder angeführt werden. S. 62 steht ein langes Verzeichniß von Gelehrten und Künstlern aller Art mit kurzen Rationnements, auf die wir uns hier nicht einlassen können. Bey den meisten sind ihre vorzüglichsten Werke angegeben. Allgemeine Notizen von allen diesen Gegenständen gehören zwar allerdings in eine Statistik, aber so detaillirte Angaben, der Abdruck von vielen Regierungsverordnungen, gewiss nicht. Ein deutscher Statistiker würde die Männer genannt haben, die sich um die Nation durch ihre gelehrten Arbeiten oder ihre Kunstwerke verdient gemacht haben, oder noch machen; aber einen Artikel zu geben, wie *Erudits-historiens-Romanciers* im nämlichen Abschnitte, das würde ihm nicht eingefallen seyn. Daß überdies das Ganze nicht vollständig sey, fällt in die Augen. Von älteren, um die Nation hochverdienten Männern findet man soviel als gar nichts.

Nun folgt S. 127 — 244 eine von Dumuy verfaßte Beschreibung der Denkmäler, öffentlichen Gebäude u. s. w. nach den Departements. Erstlich ist diese Beschreibung nicht ganz vollständig. Rec. hat mehrere einzelne Beschreibungen der Departements verglichen, und große Lücken gefunden. Von den neuen Departements und Piemont ist sie dürftig ausgefallen: Zweytens gehörten diese Nachrichten gar nicht in die Statistik, und noch weniger hieher. Da im 5 und 6 Bande die Departements beschrieben werden, so hätte man die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten allenfalls bey dieser Gelegenheit, wie auch hier und da wirklich geschehen, anführen können, wenn man doch glaubte, daß diese Topographie in die Statistik gehörte.

Auf diese Schilderung folgt eine Beschreibung der mineralischen Wässer von Parmentier und Deyeux, beide Mitglieder des National-Instituts. Sie geht 244-349. Zuerst eine allgemeine Classification der natürlichen Wässer, etwas über die künstlichen, und, was wohl der Statistiker hier nicht suchen möchte, auf 10 Seiten Vorsichtsmaßregeln bey dem Gebrauche der mineralischen Wässer. Schätzbarer ist das angehängte Tableau der vorzüglichsten mineralischen Wässer Frankreichs in alphabetischer Ordnung nach den Orten S. 265. — 549. Man findet hier allerley nützliche

Y y y

Bemerkungen, wovon aber ein großer Theil wiederum nicht in die Statistik gehört. Dafs übrigens dieser Artikel hier zwischen der Beschreibung der Anstalten für die Cultur des Geistes und des Charakters und der Sitten der Nation gesetzt wurde, zeigt von einer gänzlichen Planlosigkeit; man müßte denn annehmen, der Vf. habe geglaubt, gleich nach der Beschreibung, wie für die Cultur des Geistes durch die Regierung gesorgt sey, müsse gezeigt werden, was die Natur für die Erhaltung und Stärkung des Körpers gethan habe. — Charakter und Sitten der Nation werden S. 349 — 352 von *Herbin* sehr kurz und oberflächlich abgefertigt. Als Grundzüge des Charakters der Nation werden Muth, Großmuth und Freundlichkeit angegeben. Die übrigen charakteristischen Eigenschaften sind eine natürliche Lustigkeit, verbunden mit großem Eifer in allen Unternehmungen. Von den verschiedenen Schattirungen und Nüancen dieser Grundzüge findet man kein Wort; auch nichts davon, welchen Einfluss die Revolution auf die unverkennbaren Veränderungen im Charakter der Franzosen, und besonders auf einzelne Lande gehabt.

Mit der Überschrift Religion liefert *Herbin* von S. 323 — 345 Auszüge aus dem Concordat und den organischen Gesetzen des katholischen und protestantischen Cultus — sonst nichts. Hier muß man, um eine Übersicht zu erlangen, wieder auf den ersten Band zurückkehren. Wie Manches hätte da noch gesagt werden können und sollen, besonders vom Einflusse, welchen der Gottesdienst von jeher auf die Verfassung des Staats und selbst des Charakters der Nation gehabt hat!

Von der Constitution und Regierung Frankreichs besetzt H. umständlich und sehr richtig das Ganze, wie es 1802 unter der consularischen Regierung war. Diese ist nun abgeschafft, und folglich der Artikel nur in historischer Rücksicht noch brauchbar, bis auf einige Artikel, welche auch jetzt noch gelten. Aber hier hätte man eine kurze Darstellung der alten Verfassung, und wie solche sich nach und nach verändert, gerne gelesen. — Von den Finanzen und Contributions spricht H. S. 376 — 398. Zuerst läßt er den längst bekannten Etat von Necker am 1ten May 1789 abdrucken, wonach die fixirten Einnahmen auf 475,294,027, und die Ausgaben auf 531,444,000 Livr. berechnet wurden, sich folglich ein Deficit von 56,149,973 ergab. Hierauf folgt der Revenuen-Etat vom Jahre XI (1803), oder eigentlich nur vom Minister überreichten und berechneten Einnahmen und Ausgaben für dieses Jahr, wonach die ganze Einnahme auf 589,300,000 Franken und die ganze Ausgabe mit Einschluss von 8 Millionen *fonds de reserve* eben so hoch angeschlagen wurde. Zuförderst wäre lehrreich gewesen, wenn der Vf. nicht diese trocknen Überschlüsse bloß vorgelegt, sondern auch den Erfolg davon berichtet, über die Natur der Ausgaben und Einnahmen genaue Nachrichten mitgetheilt, und eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Abgaben angestellt hätte. Dies war man allerdings berechtigt von einem Gelehrten zu fordern, welcher so

oft und so laut sagte, daß ihm alle archivalischen Quellen geöffnet seyen. War auch dem Vf. vielleicht nicht möglich, diesen Etat vom J. XI zu geben, (der doch im *Moniteur* schon im Februar 1804 so umständlich, wie bekannt, vorgelegt wurde,) so hätte er lieber den vom J. X liefern sollen, den er 1803 in den Archiven doch finden konnte. Wir wissen nur durch öffentliche ministerielle Vorlagen, daß der reine Ertrag im J. XI sich auf 594,609,087 Franken belief, daß wegen unvorhergesehener Umstände ein Zuschuss von 24,890,913 Franken erforderlich war, folglich der ganze reine Ertrag in 619½ Millionen Franken bestand, daß aber am Ende des Jahrs nur 575,890,420 Franken eingegangen, und 436,095,580 Franken Rückstände blieben. Wir wissen ferner, daß nur 513,165,580 Franken ausgegeben wurden, 4,493,366 Franken zur Reserve und zum Supplement bestimmt, und der ganze Rest mit 101,841,054 Franken noch zu bezahlen war. Eine Vergleichung des wirklichen Ertrags mit den Schätzungen und zwar nicht im Allgemeinen, sondern bey den einzelnen Rubriken anzustellen, das war die Pflicht eines Statistikers, der dadurch selbst dem Geschäftsmann hätte lehrreich werden können. Von den Staatsschulden erhält man hier auch keine vollständige Übersicht; sondern bloß einen Auszug aus dem vom Finanzminister *Gaudin* am 20 Februar 1801 erstatteten Berichte. Was kann man auch auf vier Seiten von einer so wichtigen Sache sagen? Unter *Contributions* liefert H. Tabellen alphabetisch nach den Departements geordnet, von dem J. 1791. V — XI. Dafs der Herausgeber die Jahre weggelassen hat, wo die Grundsteuern in Papiergeld bezahlt wurden, weil sie keine Resultate geben, ist ganz recht. Aber was helfen diese Zahlen überhaupt, wenn der Statistiker sie nicht verarbeitet? Von der Civil-Administration erfahren wir auch nicht ein Wort mehr, als die Hauptverordnung, welche alle Jahre im französischen Staatskalender abgedruckt ist. Wie diese Administration gebildet worden, hätten wir doch allerdings hier lesen sollen. Weitläufiger ist der Artikel *de la Justice* gerathen: diejenigen, welche von der Gerichtsverfassung Frankreichs noch keine Kenntniss haben, können sich hier vollkommen unterrichten. Nur zu weitläufig ist übrigens die Aufzählung aller Gerichtshöfe in Tabellen, und auch besonders; eine zweckmäßige Tabelle von ein paar Seiten hätte das Ganze lichtvoll darstellen können. Jetzt reicht es von S. 430 — 456. Man findet das Ganze gedrängt in den Staatskalendern; und es ist daselbst noch leichter zu übersehen. — Das *Systeme forestier* von *Herbin* macht den Beschluss dieses Bandes (S. 456 — 549). Zuerst einige allgemeine Bemerkungen über die Administration der Waldungen vor der Revolution, und über die dermalige; dann ein Tableau von der Eintheilung Frankreichs in Conservations, Inspections und Sous-Inspections, von der Administration und den Forstagenten, ein Tableau von den Forstbezirken der Marine nach den Departements, endlich eine Darstellung der Operationen der General-Administration seit ihrer Entstehung. Das alles gehört nun freylich in die Statistik; aber keine-

wegs die vielen *Raisonnements* über die Verwaltung selbst, wo *Herbin* den Forstbedienten ein förmliches Collegium über ihre Pflichten liefert. Den Bestand und Zustand der Waldungen findet man im 7. Bande unter den vegetabilischen Producten, wo denn viele Wiederholungen Statt finden.

Im vierten Bande stellt *Herbin* das ganze Militär- und Marine-System dar. Schon aus der Seitenzahl (633) wird man auf die größte Weitläufigkeit schließen. Von der Landarmee (bis S. 408,) findet man Nachrichten von der Constitution, Bildung, Organisation und Eintheilung der ganzen Armee nach allen ihren Zweigen, die Dienstverrichtungen aller Officiers, und die Administration der Armee überhaupt, ein Tableau aller festen Plätze und Posten, sogar mit allen dazu gehörigen Gebäuden, Effecten u. s. w., von den Kriegsgerichten und Kriegsrechte, und am Ende den vollständigen *Code penale* der Armee. Der Vf. giebt weiter die genauesten Nachrichten von dem Bestande der leichten sowohl, als Linien-Infanterie und Kavallerie Regimenter, von der Artillerie, dem Genie-Korps, der National-Gendarmerie mit ihren ordentlichen und außerordentlichen Dienstobliegenheiten, und ihrer Verhältnisse zur Civilgewalt, von der Garde der Consuln, vom Generalstabe, von den Veteranen und Invaliden, vom *Retraite*, Sold, und den militärischen Belohnungen, und von der Ehrenlegion. Es ist hier alles so ins Kleinliche beschrieben, daß jeder Militär alles finden wird, was er nur verlangen kann. Aber für den Statistiker fehlt gerade, was er hier sucht, und was er nur durch mühsame Berechnungen finden kann, nämlich die Stärke der ganzen Landmacht. Im J. 1802 bestand solche 1) aus 112 Halbbrigaden Linien-Infanterie, wovon 19 aus 2, die übrigen aus 3 Bataillons bestehen, zusammen 341421 Mann; 2) aus 31 Halbbrigaden leichter Infanterie, zusammen 100130 Mann, mithin Infanterie aus 441551 Mann, mit Einschluß der Stabs und aller Officiers. Die Linien-Kavallerie bestand aus 20 Regimentern schwerer und 58 Regimentern leichter Kavallerie, zusammen aus 68988 Mann; die Artillerie nebst dem Geniekorps zählte 52584 Mann. Diese 3 Branchen zählten also 563123 Köpfe. Hiezu kam noch die National-Gendarmerie mit 15691, die Consulargarde mit 6265, die Veteranen mit 13000 und der große Generalstab mit 1930 Köpfen. Die ganze Landmacht betrug 600049 Köpfe. Seit der Zeit ist nun vieles geändert worden, welches hier anzuführen zu weitläufig, auch überflüssig seyn würde, da fast in jedem Jahre in diesem Zweige Veränderungen vorgenommen werden. Daß die Landmacht, und so auch die Garde, indessen sehr vermehrt worden sind, weiß man ohnehin. In der Abhandlung von der Seemacht schickt Hr. H. einige allgemeine Notizen von den verschiedenen französischen Kriegsfahrzeugen, von der damaligen Organisation und Administration voraus, giebt alsdann ein *tableau* von den Seepräfecturen und den Eintheilungen in Districte, u. s. w., beschreibt die See-Artillerie, geht bis in das kleinste Detail bey den Bemerkungen des *Retraite*-

Soldes, und hängt den *Code penal* an. Alles zusammen hätte lichtvoll auf ein paar Seiten in einigen Tabellen dargestellt werden können. Aber was der Statistiker hier sucht, den Bestand der Kriegs-Seemacht findet man nur von 1791, so daß man schließen muß, daß hier dem Vf. die archivalischen Quellen nicht geöffnet waren. Die Tabellen 19 und 20 im siebenten Bande liefern eine Übersicht aller zur Marine 1791 gehörigen Mannschaft. Über die Handelsmarine läßt sich Hr. H. nicht so umständlich heraus, und man erfährt weder den alten, noch neuen Bestand; dagegen finden wir hier Formeln der Kaperbriefe u. s. w. Auch hier sind also die archivalischen Quellen nicht geöffnet gewesen, und sogar scheint, daß dem Vf. nicht gestattet war, die in den einzelnen Departementsbeschreibungen befindlichen zum Theil sehr ausführlichen Nachrichten zu benutzen.

Im fünften Bande liefert Hr. H. eine topographische, physische, politische und merkantilische Beschreibung von den 108 Departements, nach der Eintheilung in 10 Regionen, und nach jenen in Departements, Gemeindebezirken und Kantons oder Friedensgerichte. Wenn man auch annehmen will, daß, weil Hr. H. nicht bloß eine General-, sondern auch eine Special-Statistik versprach, es allerdings nothwendig gewesen, eine kurze Statistik jedes Departements zu geben: so hätte doch 1) in der Generalstatistik selbst immer darauf Rücksicht genommen werden sollen. Die vielen einzelnen Beschreibungen in dem ersten Bande, sowie mehrere Tabellen, hätten alsdann weggelassen, und bey dem allgemeinen Gemälde zum Beleg stets auf die Specialstatistik hingewiesen werden müssen. Kurz, die statistischen Gemälde der einzelnen Departements mußten das allgemeine Bild in der allgemeinen Statistik auszeichnen. So aber findet man in der allgemeinen Statistik eine Menge Sachen, welche hier wiederholt werden, und hier wird man wieder zum Theil überhaupt auf jene Beschreibungen hingewiesen. So findet man hier abermal bey jedem einzelnen Departement Flächeninhalt, Bevölkerung, Contribution und mehrere dergleichen Artikel beschrieben, wovon man schon theils durch Tabellen, theils durch umständliche Auseinandersetzungen in den vorigen Bänden belehrt worden ist. Entweder mußten also jene Tabellen in den ersten Bänden weggelassen, und hier eingeschaltet werden, oder man mußte sich hier bloß auf jene beziehen. 2) In eine Specialstatistik der Departements mußte der bey dem Ganzen beobachtete Plan ebenfalls wieder genau ausgearbeitet werden. Hier genügte also nicht bloß die allgemeine Angabe: dieses Departement ist sehr fruchtbar, es bringt viel Getreide und Wein u. s. w., sondern man mußte hier bestimmte Zahlen angeben, wie man sie fast in allen einzelnen Beschreibungen findet. 3) Man mußte bey den Beschreibungen die benutzten Quellen angeben, damit man ersehen könnte, ob außer den vorhandenen einzelnen Beschreibungen auch aus sonstigen archivalischen Quellen geschöpft worden. Von allem dem aber finden wir hier kein Wort. Wir sehen wohl, daß Hr. H. aus den einzel-

nen Beschreibungen Auszüge geliefert hat, aber etwas mehr, als diese haben, finden wir gar nicht; ja mehrere bekannte und damals vorhandene Beschreibungen sind nicht einmal genutzt; z. B. *Lahme* bey dem Donnersberger Departement. Bey diesem sind sogar die Grenzen unrichtig angegeben, und Hr. H. weiß nicht einmal, daß dieses Departement mit dem Rhein- und Mosel-Departement grenzt. So, wie diese 2 Bände da sind, sind sie für jeden, welcher die einzelnen Beschreibungen nicht besitzt, oder keine Muße hat, sie nachzuschlagen, ganz unnütz und in gewisser Hinsicht zu kurz, für den Statistiker aber, der diese besitzt und lieft, überflüssig. In der Hauptsache wird man immer auf die vorderen Bände hingewiesen. Stattdaß diese nur das allgemeine Gemälde, die Departementalsbeschreibungen aber die volle Auszeichnung, den Beweis der allgemeinen Behauptungen enthalten sollten, so enthalten gerade diese, wenn man einige topographische Nachrichten, z. B. die Grenze, die Flüsse (auch zum Theil nur) u. s. w. ausnimmt, das generelle, und in der Generalstatistik muß man die speciellen Angaben suchen. Das Ganze hätte in ein paar Tabellen, wie sie Hr. H. und *Chantlais* in ihrem Atlas zum Theil wirklich geliefert haben, gebracht werden können und sollen. Der Geograph findet da ebenfalls nichts, was ihn besonders belehren könnte, und noch dazu wimmelt das Ganze von geographischen Fehlern. Ein Auszug ist nicht möglich.

Der siebente und letzte Band enthält endlich zuvörderst eine statistisch-geographische Beschreibung der französischen Kolonien und Niederlassungen in den übrigen Erdtheilen (S. 1—205) verfaßt von *Peuchet*. Erste Abtheilung von den französischen Kolonien und Niederlassungen in Westindien und Amerika. Der Vf. beschreibt die damalige Verwaltung derselben, die Producte, Handel und Abgaben (vorzüglich von 1788) zuerst von den Kolonien überhaupt, alsdann von jeder Insel und Niederlassung insbesondere. In Ansehung des Handels von Westindien überhaupt wird viel von dem wiederholt, was schon oben in der Beschreibung des Handels überhaupt gesagt wurde, und wir bereits angeführt haben. Hierauffolgt eine schätzbare Beschreibung der Insel St. Domingo nach der damaligen Eintheilung, worauf unständliche Nachrichten von Bevölkerung, Handel, Production u. s. w. nach *Barbé* — *marbois état general* von 1788 mitgetheilt werden. Das Ganze ist mit Einsicht abgefaßt, und wiewohl auch hier vieles vorkommt, was eigentlich in eine Statistik nicht gehört: so wird man doch dieses wegen der vielen interessanten Notizen gern

lesen, und wünschen, daß Hr. H. in seiner Specialstatistik oder Topographie der Departements die nämliche Ordnung beobachtet haben möchte. Nicht so weitläufig sind die übrigen französischen westindischen Inseln beschrieben, doch findet man auch hier gute Nachrichten. Umständlichere findet man wieder von St. Pierre und Miquelon, Cayenne und Louisiana, welches damals von den vereinigten Staaten von Nordamerika an Frankreich abgetreten worden war. In einer neuen Statistik hätte man übrigens auch nähere Nachrichten vom Zustande dieser Besitzungen in den J. 1802 und 1803 gewünscht. Waren sie auch nicht tröstlich für Frankreich, wurde dadurch der ungeheure Verlust, den es erlitten, offener: so hätte doch ein Statistiker dies nicht übergehen sollen. Ueberdies sagten ja mehrere Schriftsteller, Frankreich müsse auf dem Continent sich schadlos für diesen Verlust halten, warum sollte nicht gestattet seyn, ihn zu schildern? Von den Niederlassungen in Afrika und in Ostindien, wohin auch die makarenischen Inseln gerechnet werden, kommen auch viele Nachrichten vor. Sie sind übrigens zum Theil bekannt, zum Theil nicht vollständig genug, und reichen selten über 1788 oder 1789 hinaus. Zu dieser ganzen Abhandlung gehören übrigens die Tabelle 19, nebst IX. X und zum Theil VII, die wir schon angeführt haben, ferner die schönen und richtigen Karten von *Poisson*, und zwar von den Antillen, die besondere von St. Domingo, Cayenne, Afrika, Senegambien, Indien, und dem Laufe des Mississippi. Von S. 205—345 liefert *Sonnini* als Anhang eine vortreffliche Abhandlung über die vegetabilischen Producte. Er beschreibt nicht nur alle Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Handelspflanzen, Blumen, Fruchtbäume, Südfrüchte, Öl- und Maulbeerbäume, den Weinbau und die Waldungen, mit der Bemerkung des Zustandes und des Umfangs, sondern er giebt auch unterrichtende Nachrichten von den Getreidepreisen, der Ausfuhr des Getreides und aller übrigen Artikel, dem Weinbau, Wein, Branntwein und Weinessig. Die Abhandlung kann im Auszuge nicht mitgetheilt werden; aber jeder Statistiker wird sie mit Vergnügen lesen. Den Beschluß macht ein zweckmäßiges Register über das ganze Werk, und jedem Bande ist ein Inhaltsverzeichnis beygefügt. Im achten Bande werden die bereits einzeln bey den verschiedenen Bänden von uns bemerkten Tabellen und Karten geliefert.

(Der Beschluß folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Salzburg, b. Mayr: *Über den guten Lesevortrag nebst ausgewählten Lesebüchern zur Übung in denselben*. Ein Versuch eines Lehr- und Lesebuchs für Praparen in Schullehrer-Seminarien. 1806. 244 S. 8. (14 Gr.) Eine brauchbare Schrift, die für Landschullehrer und die es werden wollen, desto mehr Empfehlung verdient, je häufiger planlose Bücher dieser Art erschienen sind und erscheinen. — Der voranstehende Aufsatz über den *Lesevortrag* ist kurz und oberflächlich; die Regeln über die richtige Aussprache sind oft nichts sagend (z. B. i muß fein gesprochen werden, a eigenthümlich),

oder (eine über die Aussprache des b und p) viel zu schnell abgefertigt; gleichwohl können sie unter Anleitung eines geschickten Lehrers bey dem Unterricht der Seminaristen Dienste thun. Die *Lesebüchgenstücke*, prosaische und poetische, wovon jene besonders nützliche und muthmachende Betrachtungen über Stand und Lebensweise des Schullehrers, diese Gedichte über das Land und seine Freuden, über Naturgenuss enthalten, sind mit Verstand und Geschmack gewählt. Auch eine Compilation hat ihr Verdienst, wenn nicht bloß hurtige Hände, sondern Kopf und Plan darin sichtbar sind. N. A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 M Ä R Z, 1807.

S T A T I S T I K.

PARIS: b. Buiffon: *Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies*, par P. E. Herbin etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach diesem getreuen und vollständigen Auszuge, den wir bey einem mit so viel Pomp als Nationalwerk angekündigten Buche unseren Lesern schuldig zu seyn erachteten, werden sie in den Stand gesetzt, das Urtheil zu würdigen, welches ein anderer Recensent in Nachfolgenden darüber fällt. Der Direction des Instituts schien nämlich nothwendig, dieses Werk zwey weit von einander wohnenden, sich gar nicht kennenden Recensenten zu übertragen, um dadurch die große Unparteylichkeit zu bethätigen, welche das erste Grundgesetz dieses Instituts ist. Jenes uns mitgetheilte Urtheil lautet nun wie folgt:

„Wir können das Unternehmen dieser Gesellschaft von Gelehrten, eine General- und Special-Statistik von Frankreich zu liefern, unmöglich als gelungen ansehen. In sieben Bänden war Raum genug, die verschiedenartigsten Anforderungen, die etwa gemacht werden konnten, zu befriedigen; allein es fehlte unabweiselt dem Herausgeber, der das Ganze ordnen, den Plan entwerfen und festhalten sollte, an den Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäfte geschickt gemacht hätten. Die Bearbeiter einzelner Theile haben einige brauchbare Notizen geliefert, aber diese stehen wieder in gar keinem Verhältnisse weder zum Ganzen, noch unter sich. Man kann nicht anders als an eine Büchermacherey denken, wie sie in- und ausserhalb Deutschland, leider! immer üblicher werden. Es scheint uns eine Speculation von Hn. Herbin, welcher einige vortreffliche Männer beredete, diesen oder jenen Abschnitt zu übernehmen, ohne ihnen einen Abriss des Ganzen zu geben, noch mit sich selbst deshalb im Klaren zu seyn; andere Abschnitte fielen ungeschickteren Händen zu, und noch andere wurden dann von dem Herausgeber übernommen, die der Regel nach am elendesten ausgefallen sind. Wir begnügen uns, folgende Bemerkungen beyzufügen, wozu die Belege in dem Werke sich mit leichter Mühe finden lassen.

1) Über die genaue Bestimmung des Begriffs einer Statistik ist man noch im Streite. Wir wollen nicht unsere Ansicht anderen aufdringen, wir halten dafür, man müsse darunter die Beschreibung des jetzigen politischen Zustandes eines gegebenen Staats verstehen. Wie verschieden nun aber auch die Begriffe seyn mögen, J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

die man mit jenem Worte verbinde; so wird doch schwerlich irgend jemand in der Statistik eine specielle Topographie erwarten, die hier ein paar Bände füllt, oder eine detaillirte Beschreibung der mineralischen Wasser, der Thiere, bis zu Katzen, Mäusen und Fröschen herab. Dagegen wird jeder erstaunen, dass so manche Gegenstände, wie z. B. die Finanzen, über welche man in einem solchen Buche mit Recht Auskunft fodert, so gut als ganz übergangen sind. Das elende Geschwätz auf ein paar Blättern, welches Finanzen überschrieben ist, verdient gar keine Erwähnung. Es liegt uns, um bey diesem Beyspiele stehen zu bleiben, wenig an den Zahlen; der Moniteur giebt jährlich das sogenannte Budget: allein es war eine der gelindesten Forderungen, dass die Organisation der Staatsschuld in diesem Kapitel gegeben werde; jeder Ausländer, der sich einigermassen mit diesen Objecten beschäftigt hat, war selbst im Stande dies zu leisten; die Sache ist gar kein Geheimniß, aber Hr. H., der wahrscheinlich nichts von den Finanzen verstand, hat dies alles gänzlich zu übergehen für gut befunden.

2) Über die Ordnung der verschiedenen Materien in der Politik, wie in der Statistik, kann im Einzelnen gestritten werden. Eine strenge systematische Ordnung in empirischen Dingen lässt sich nicht wohl leisten. Allein dieses Werk hat ganz und gar keine Ordnung, keinen Plan, der sich irgend vertheidigen ließe. Es nimmt sich in der That sehr sauber aus, wie in dem ersten und zweyten Theile von den rohen Producten, und dann wiederum im siebenten davon gehandelt wird. Im dritten Theile werden zwischen den Handel und die Schifffahrt von der einen, und zwischen die Beschreibung der mineralischen Wasser von der anderen Seite, die öffentlichen Cultur- und Unterrichts-Anstalten aufs zierlichste eingeschoben, und mit außerordentlicher Feinheit unmittelbar auf diese Gewässer von dem Charakter und den Sitten der Nation und den religiösen Instituten gehandelt. Dieser Band überhaupt ist ein Muster von Ordnung. Auf die Religion folgt erst die Constitution, darauf die Finanzen, dann die allgemeine Organisation der Staatsverwaltung, dann die Rechtspflege, endlich das Forstwesen. Wir fragen: ob ein tollereres Chaos gedacht werden kann? — Es ward aufs angenehmste bey der Entwicklung des französischen National-Charakters ein Seitenblick auf das bekannte *legme germanique* geworfen, die *fonque française* nimmt sich aber in diesem schriftstellerischen Producte doch etwas schlechter, als jenes Phlegma aus, und wenn es hier mit wohlgefälligem Seitenblick heißt, dass *avec des Copernic, des Kepler, des Leibnitz le gens d'une nation peut être fort stupide* Z z z

et fort inculte: so können wir im Namen dieser Nation versichern, daß aus der großen Zahl ihrer schlechten Scribenten dennoch schwerlich sich irgend einer solche eine heillose Ordnung würde haben zu Schulden kommen lassen.

3) Es fehlt den Theilen unter einander und zum Ganzen al'es Verhältniß. Der stärkste Band handelt allein vom Militär- und See-Wesen, ein paar Bände von der speciellen Topographie, und wenn man alles das zusammennimmt, was über den physischen Zustand des Reichs, das rohe Product, hier und da vorkommt, so füllt dies wieder einen Band aus. Nun aber vergleiche man damit, was alles in dem dritten Bande flüchtig großen Theils abgehandelt wird. Dieser dritte Theil enthält aber meist solche Rubriken, die man, und das mit Recht, vollständig in einer Statistik abgehandelt zu sehen wünscht, während die so weitläufig behandelten Gegenstände, theils gar nicht hieher gehörten, theils weit kürzer abgefertigt werden konnten. Den physischen Zustand im Allgemeinen zu kennen, kann der, welcher den politischen ergründen will, freylich nicht entbehren: allein dazu war keine Naturgeschichte des Landes in allen ihren Details nöthig. Man verweist billig dergleichen in andere Werke. Durch das Verfahren, welches hier befolgt worden ist, wird eigentlich niemand befriedigt. Wenn aber auch das alles nicht gelten, wenn alle Gegenstände gleich weitläufig abgehandelt werden sollten, warum denn nun Rechtspflege, Finanzen, Polizey, Verfassung so kümmerlich und elend abhandeln? Die Polizey in engerer Bedeutung, die Wirkung durch die Nationalgedanckerie, der Rechtsgang, die Jury, die Finanzen sind so gut als ganz übergangen worden. Wir wollen es auf uns nehmen, alle diese Gegenstände aus den vorhandenen Nachrichten befriedigend darzustellen, und diese Verfasser, Mitbürger des Staats, den sie beschreiben, geben darüber so etwas Dürftiges, oft so gar nichts!

4) In diesem Werke sind über mehrere zur Sprache kommende Gegenstände die vorhandenen Gesetze der Länge nach abgedruckt worden. Dies ist freylich bequem, und füllt aus. Allein diese Gesetze sind denen, welche sich mit diesen Dingen beschäftigen, aus dem *Bulletin des lois* und aus dem *Moniteur* längst bekannt. Ist es eine unbillige Forderung, daß die Verfasser den Geist dieser Gesetze im Kurzen geben, und die Canzleysprache Anderen überlassen sollten? Man foderte alsdann ferner doch wohl mit Fug und Recht, daß sie angeben sollten, wie die Gesetze nun auch ins Leben getreten, was sie für Wirkungen gehabt, in wiefern sie befolgt, geachtet, verfallen wären. Dies war ganz eigentlich ihr Geschäft; die Ausländer besonders würden ihnen dafür sehr dankbar gewesen seyn, auch selbst ihre Landsleute. Aber davon vernimmt man wenig. Der Vf. der Beschreibung des Ackerbaus, hier und da noch ein Anderer mit ihm, machen davon eine rühmliche Ausnahme, sie geben einige schätzenswerthe Bemerkungen: aber im Ganzen bleibt man in dieser Hinsicht völlig unbefriedigt. Wie viel Interessantes hätte sich da über die Wirkung der Decreten-Gesetze und tausend andere sagen lassen, wenn man die nöthigen Local-Kenntnisse und Nach-

richten eingesammelt hätte! *Raisonnirt* wird freylich genug, recht im Allgemeinen, viel Theorie vorgetragen, mit der man zum Theil gar nicht einverstanden seyn kann: aber das detaillirte *Raisonnement* über die Wirkung dieser Gesetze, diese Historische, nicht Statistische fehlt nur zu sehr, man verlangte aber hier gerade dies und keine Theorie.

5) Die Vff. sind zum Theil in öffentlichen Geschäften angestellt, und man hätte erwarten können, daß hier vieles, was unbekannt war, gegeben werden würde. Aber sey es aus Scheu vor der Regierung, gegen die man die Publicität vermied, sey es aus anderen Gründen, wir haben auch in dieser Hinsicht uns wenig befriedigt gefunden. Was officiell ist, das ist meist auch sonst schon durch die Verhandlungen mit dem gesetzgebenden Corps u. s. w. bekannt gewesen. Die Vff. gehen dagegen fleißig bey solchen zu liefernden Notizen in ältere Zeiten zurück, geben aber keine Tabellen von dem jetzigen Zustande. So werden bey'm Handel, der Industrie u. s. w. Necker, Arnould und die Berichte aus den ersten Jahren der Revolution abgedruckt; von dem neuesten Zustande erfährt man weniger, meist gar nichts. Wir gehören nicht zu den Statistikern, die alles auf Zahlen bringen wollen, oder mit einem unermesslichen Detail die Leser tödten, da jene Zahlen und diese Details sich so oft ändern, und den Bureaux billig überlassen bleiben. Während man in den statistischen Büchern die Resultate über den jetzigen Zustand, gestützt auf jene Details, die in den Archiven verbleiben mögen, fodert: allein man begehrt diesen neuesten Zustand zu vernehmen, nicht aber was bereits längst Antiquität geworden ist, was bekannt ist, und in jeden zugänglichen Büchern längst verhandelt war.

Wir könnten noch mehrere Ausstellungen machen, allein unsere Bemerkungen werden hinreichend seyn, den Werth dieses Werkes zu schätzen. Ein geistloses Zusammenraffen wahrer, halbwarer Dinge über einen gegebenen Staat wird so oft für Statistik verkauft, daß es wohl ein Wort zu seiner Zeit gesagt ist, für dergleichen Compilationen zu warnen. Einige Partien sind lehrreich ausgefallen, und wenn man nichts Ganzes hätte liefern wollen, bloß jene Partien gegeben hätte, so wäre dies weit verdienstlicher gewesen. So steht Wahrheit und Irrthum bunt neben einander; das Ganze verwirrt nur, und Niemand wird sagen können, daß er sich aus diesen sieben Bänden irgend ein treues Bild von dem jetzigen politischen Zustande Frankreichs machen könne. Selbst manche Reisebeschreibungen liefern in einer oder der anderen Hinsicht mehr. Ohne große politische Einsicht, ohne eine geläuterte Theorie ist keine Statistik zu schreiben. Dann aber war es noch die Frage: ob bereits die Zeit gekommen, ein solches Werk über Frankreich zu liefern. Die steten Veränderungen, die noch immer daselbst vorgehen, gestalten so manches in kurzer Zeit anders. Wie vieles in diesen Bänden ist schon wieder Antiquität geworden! Doch davon abgesehen, die nöthigen Kenntnisse der Wirkung der Gesetze, welche man von einer Statistik unumgänglich fodert, fehlten den Verfassern großen Theils. Wenn ihnen

die Berichte zu Gebote ständen, die von den unteren Behörden an die höheren einlaufen, so hätten sie wohl etwas Besseres leisten können, und wenn in diesen Berichten, nach dem, was bekannt wird, auch zu viel geschmeichelt und die Wahrheit entstellt ward, so hätten wohl durch eigene Ansicht, durch Reisen im Inneren Frankreichs die Lücken ausgefüllt werden können. Fürchteten aber die Verfasser durch die Nachrichten, die etwa der Regierung misfielen, diese zu beleidigen: so war es besser, sie versparten ihr Werk auf andere Zeiten. Es ist eines der Zeichen der Zeit, viel von Statistik zu schwatzen, und ihr Studium zu empfehlen. Wir haben nichts dagegen, es kann belehrend werden, wenn die Beschreibungen der Staaten in geschickte Hände fallen; allein diese geistlose Zusammenraffen, das Überladen des Gedächtnisses mit meist halb wahren Details, ist ein elendes Geschäft. Der Statistiker giebt es viele, der guten wenig oder gar keine; die Schuld liegt theils an Geheimniskrämerey, theils am Mangel an Kenntniss, Einsicht, Theorie, um die vorhandenen historischen Data zweckmäßig zu bearbeiten, um zu wissen, was aus der Masse von Notizen auszuheben ist, um darnach ein treues, belehrendes, und geistreiches Bild des gegebenen Staats zu entwerfen.

Der vordere Recensent unterschreibt mit voller Überzeugung dieses freymüthige Urtheil, sieht sich jedoch gedrungen, noch folgendes hinzuzusetzen. Da der Herausgeber und die Vfr. die Quellen, aus welchen sie ihre Nachrichten genommen, theils gar nicht, theils nur im Allgemeinen angeben: so ist schwer zu entscheiden, was eigentlich reiner Gewinn für die Statistik sey, was man als archivalisch ansehen könne. Rec. hat so ziemlich alle bekannt gewordenen *Memoires statistiques* der Präfecte und anderer Gelehrten; so wie die vielen Jahrbücher, Reisebeschreibungen u. s. w. gelesen, und er muß offenherzig gestehen, daß er überaus wenig gefunden, was ihm nicht vorher bekannt gewesen wäre, wohl aber die Benutzung mehrerer ihm bekannten Schriften vermehrt habe. Daß *Herbin* mit seinen Gehülfsen von den Deutschen, welche Frankreich seit 1792 hereisten und beschrieb, auch von vielen zum Theil vortreflichen Aufsätzen in deutschen Journalen, gar keine Kenntniß hat, darüber wird man sich nicht wundern. Ob das, was hier Neues geliefert wird, wohin wir verschiedenes in den Artikeln *des mines, productions vegetales*, und in einigen Aufsätzen von *Peuchet* und *Sonni* rechnen, aus archivalischen Quellen oder aus anderen uns etwa nicht zu Gesicht gekommenen französischen Schriften, genommen worden, können wir nicht entscheiden. Indessen ist dies, wenn auch wirklich aus ungedruckten archivalischen Quellen geschöpft seyn sollte, so äußerst wenig, daß es den imponirenden Titel und die pompvolle Ankündigung nicht rechtfertigt. Wir mußten dieses hauptsächlich darum anführen, weil uns in den *Geographischen Ephemeriden* ein genießbarer deutscher Auszug aus diesen Werke angekündigt wird. Wir müssen ein solches Unternehmen durchaus für unnütz, ja selbst für nachtheilig erklären. *Herbins* Werk selbst ist ein ungenießbarer Auszug aus vielen Schriften. Wie er für Deut-

sche genießbar gemacht werden könne, ist wenigstens uns unbegreiflich. Um eine brauchbare Statistik von Frankreich zu liefern, muß nicht dieses Werk zum Grunde gelegt, nicht eine abgekürzte Übersetzung davon gegeben, sondern das Ganze vollständig aus den Schriften und Urkunden selbst neu ausgearbeitet werden. *Herbins* Name muß ganz verschwinden, wenn man nicht gerechtes Mißtrauen in das Ganze setzen soll, indem man sich bey diesem auf Treue in den Auszügen selbst durchaus nicht verlassen kann. S. i. et S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Gemeinnütziges Lexikon für Leser aller Classen, besonders für Unstudirte*. Von J. F. Roth, Diacon. zu St. Sebald in Nürnberg. Erster Band A—L. Dritte, verm. und verbess. Auflage. 1805. 718 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Seeger: *Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre*. In zwey Bänden. I Bnd. A—H. 1805. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 3) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen*. Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen angefertigt, von W. J. Widemann, Rector zu Neuhaldeleben. Zweyte, verbess. und verm. Aufl. 1805. 117 S. 8. (8 Gr.)

Diese Wörterbücher haben den gemeinschaftlichen Zweck, den Ungelehrten diejenigen Ausdrücke zu erläutern, die aus fremdem Gebiete in die deutsche Schrift- und Umgangs-Sprache herüber genommen sind. No. 3 hält sich streng an diesen Zweck, und leistet dadurch wirklich auf einem engen Raume alles, was der gebildete, nur fremder Sprachen unkundige Leser von einem solchen Buche verlangen wird. Der Vf. hat sich bestimmte Grenzen gesteckt, giebt für jedes fremde Wort den entsprechenden deutschen Ausdruck, und enthält sich dabey aller Spracherklärungen. Das Buch ist ein vollständiges Ganzes, dabey kurz und wohlfeil, folglich zum Behuf der Bürgerschulen sehr empfehlungswerth. Die wiederholten Auflagen beweisen auch, daß es sein Publicum gefunden hat. — Die Vfr. von 1 und 2 haben einen ausgedehnteren Plan befolgt, sich auf Erklärung der Sachen eingelassen, daher auch rein deutsche Wörter, z. B. *Durchschnitt, durchschiessen, durchschossen*, u. a. aufgenommen, haben einige historische Personen aufgeführt; ja, der Vf. von N. 2 hat sogar für nöthig erachtet, die Gegenstände der Geographie in seinen Plan einzuschließen. Man ernist leicht, daß es schwer wird, so vielen Zwecken in einem raumbeschränkten Werke zu genügen. Vollständigkeit in der Aufnahme, und Ebenmaß in den Erklärungen, welche Eigenschaften nebst durchgängiger Richtigkeit solche Wörterbücher auszeichnen sollten, lassen sich schwerlich erreichen, weil die Grenzlinie zwischen dem Verständlichen und Unverständlichen, dem Bekannten und Unbekannten nur willkürlich, nach einem bloßen Dafürhalten, vom Vf. gezogen werden kann. Denn

macht, kann sehr wohl die kleine Erwartung des Lesers befriedigen. — Dagegen führt uns *Louise Brackmann* durch eine spanische Novelle tiefer in den Ernst hinein, und leitet uns von gewöhnlichen Auftritten zu überraschenden Szenen; aber das Gewöhnliche ist zu leblos, und das Überraschende zu lebendig, so daß der romantische Schluss, auf den alles berechnet zu seyn scheint, fast mehr befremdet, als überrascht. Eine gewisse Milde und gemüthliche Tiefe giebt übrigens dieser lebenswürdigen Dichterin viel Anziehendes; nur schade, daß ihr Talent vor der herrschenden Schwermuth sich nicht nach mehreren Seiten entfalten, und nicht in wechselnden Stimmungen die Mannichfaltigkeit des Lebens gewinnen kann. — Der *Prophet* von *Kretschmann* ist mit Munterkeit und Laune, aber zugleich mit jener Art von witziger Lustigkeit erzählt, die man bürgerlichen Pedantismus nennen möchte. Das Komische besteht hier in den Situationen zwischen einer ägyptischen Jungfrau und dem vermeintlichen Propheten Mahomed, der mehrmals auf einem unsichtbaren Wege — des Nachts in einem Luftballon — zu ihr kommt, und dies so lange fortsetzt, bis sein Vater, Commandeur der feindlichen Armee vor der Stadt, es ihm untersagt, woraus man zugleich ersieht, daß die Erzählung zu nichts führt, und ohne Fortgang und Schluss ist. In einem morgenländischen Märchen findet man denselben Gegenstand schon weit besser, ausführlicher und poetischer behandelt. Wahrscheinlich reizte es den Vf., denselben durch den neueren Luftballon eine prosaische Auflösung und Erklärung zu geben. — Der *Ehe-* und *Wehestand* von *A. G. Eberhard* ist im Einzelnen durch treffende Satyre und gelungene Ironie anziehend und unterhaltend, häuft aber mit fröhlichem Muth so viel Thorheiten und Laster auf einander, daß die Personen, die im Namen des Zeitalters so viele Fehler an sich tragen müssen, darüber alle Einheit und Persönlichkeit verlieren; dagegen sticht der fröhliche Muth des Vfs. und sein Erzählen *son amore* so grell ab, daß man oft in Versuchung kommt, den Haß von den Lastern auf den Erzähler zurückzuwenden, der von Betrügerey und Ehebruch wie von bloß lächerlichen Thorheiten spricht. Es läßt sich mehr empfinden als sagen, wie der komische Erzähler es anfangen müsse, um bey aller Veruchtheit seiner Personen dem Leser selbst engelrein und lebenswürdig zu bleiben. — Die *Geschwister*. Eine Darstellung in Briefen vom *Herausgeber* hat bey der Zartheit im Ganzen zu schwache Züge im Einzelnen, um ein lebhaftes Interesse erwecken zu können.

Unter den *Gedichten* findet sich Manches, das die Aufmerksamkeit einer geistreichen Gesellschaft sehr wohl verdient. *Bärde* mag denen, die eine poetische Epistel mit leichten Versen, ohne hohen Schwung, lieben, nicht mit Unrecht genügen. *Gramberg* mit seiner griechischen Milde, die nur leider vom modernen Trübsinn eine zu starke Schattirung bekommen hat, und in Gefahr ist, Manier zu werden, füllt manchen Augenblick mit einem anmuthigen Einfall aus; er regt uns sanft an, ohne uns zu fesseln. Besonders schließt sein *Amor und Saturn* mit einem neuen, recht

lieblichen Bilde. — *Haug* in seiner unschuldigen Laune, dem oft mehr Stachel zu wünschen wäre, und weniger Worttäuscherey, trifft in seinen Epigrammen oft glücklich, und hier besonders den *Krieg*. — *Friedrich Kind* ist eine Mädchennatur, die mit ihrer Gemüthlichkeit alles sanft überschleiert; die Gegenstände treten unter seinem Pinsel zwar lieblich, aber nicht stark genug hervor: hier in dem Gedichte: *der schlauke Freund* spricht der Fischer fast eben so, wie das Fräulein. — *v. Kyaw* hat vier Epigramme geliefert, wovon das erste, auf die italienische Republik, eben so witzig, als vielumfassend ist. — *Langbein*, der hier in ein paar ernsthaften Gedichten durch einzelne Züge und Ausdrücke wider seinen Willen scherzhaft, und; wir möchten fast sagen, lächerlich wird, offenbart dagegen in einem anderen Gedichte, das *das Hemd des Glücklichen* überschrieben ist, seine muntere, fröhliche Natur auf das herrlichste. Sein leichter gesellschaftlicher Ton bleibt hier völlig in dem Elemente der Unschuld und Naivete, und läßt so liebliche Szenen vor uns entstehen, daß wir zuletzt ganz in die Heiterkeit einer idyllischen Welt versetzt werden. — *Mahlmann* giebt sich diesmal zu sehr der religiösen Traurigkeit hin. — *Pfeffel* ist unterhaltend auf seine muntere, nüchterne, verständige Weise. — *G. P. Schmidt* benutzt seine freundliche Sprache nicht, wie er sollte, wird zu früh belehrend und thut dem Grabe zu viel Ehre an. — *C. Schreiber* zieht sich jetzt aus der Schillerischen Philosophie allmählich zurück, und begiebt sich dafür in den Predigerton; sein Gedicht: *Unsterblichkeit* klingt wie ein Gebet von der Kanzel. In zwey Balladen hat er durch Mangel an Zusammenhang das romantische Halbdunkel zu erreichen gesucht. Man sieht: es ist ein musikalischer Kopf, dem immer ein bestimmter Ton vorschwebt oder eine Melodie, der er mit anderen Worten nachsingt. — *St. Schütze* wendet sich immer mehr zur heiteren Natur, und regt auch durch den Ernst unser Gemüth nur sanft an. Seine *Wanderjagd* möchte indess nur Wenigen verständlich seyn. — Auch *Tiedge* hat hier, seiner Gewohnheit nach, manche liebliche Bilder und Gleichnisse gespendet, die im Einzelnen ergötzen, ohne für das Ganze eine Wirkung zu thun. Eine *Ungewisse* ermahnt ihn, doch die Gesellschaft fleissiger zu besuchen. Wir stimmen prosaisch in diese Bitte mit ein, vielleicht, daß alsdann seine Phantasie mehr an der wirklichen Welt Theil nimmt, und in dem freundlichen Leben mehr geschwächte Gesundheit wenigstens zum Theil wieder herstellt. — Die Kupfer sind — modische Lückenbüsser, unkrafftig und zierlich, und sollten daher wenigstens netter seyn. Die *Landschaften von Zingg* sind anziehend für die Phantasie, aber für's Auge, besonders in diesem Format, unbefriedigend. — Der schöne *Amor* von *Mengs*, der hier dem Büchlein voranstehen muß, ist so unsauber nachgebildet, daß man über die schuppige Haut und den starren Blick dieses Gottes selbst ganz starr wird. Der Leser wird also am besten gleich seine Augen von ihm abgewenden, und die Schönheit und Liebe im Buche selbst suchen, wo er sie, wie Blumen unter dürrn Blättern, zerstreut findet.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24. MÄRZ, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Versuch einer Geschichte der Schreibkunst*, von Christian Friedrich Weber, Diakonus in Winnenenden. 1807. 232 S. 8- (18 gr.)

Eine Monographie, einzig in ihrer Art. So vielfach auch die Schreibkunst geübt wird, und so unübersehbar auch das Menschenheer ist, das bisher die Kunst zu schreiben als Mittel gebraucht hat, sich der Welt nützlich zu machen, und sich Brod und Ruhm und Ehre zu erwerben: so ist der Forschungsgeist bisher doch nur bey einzelnen Fragen, die Geschichte der Schreibkunst betreffend, stehen geblieben; das Ganze derselben hat noch kein Schriftsteller umfaßt. Wir gewinnen daher durch diese Schrift eine angenehme Übersicht der Schicksale der Schreibkunst; und da einige Theile derselben noch nicht befriedigend genug bearbeitet waren, und auf diese von dem Vf. ein genauer, Fleiß gewendet worden, so rücken wir zugleich auch in unserer Kenntniß des Alterthums weiter fort, und können daher diesen Versuch als eine wahre Bereicherung der Literatur ansehen. Zum Nutz und Frommen der Literaturgeschichte möchten wir eine solche Vereinigung des Alten und Neuen öfters haben!

Die Forschungen des Vfs. sind nach vier Perioden zusammengestellt: 1) Elemente der Schreibkunst oder Kindesalter derselben (S. 11—40). 2) Fortschritte der Schreibkunst oder das Knabenalter derselben in Ägypten (S. 41—116). 3) Vervollkommenung der Schreibkunst, oder das Jünglingsalter derselben in Griechenland (S. 117—192). 4) Vollendung der Schreibkunst oder das männliche Alter derselben in Rom (S. 193—233).

Es mag befremden, daß der Vf. an die Spitze seiner Geschichte die Elohim als die ersten Lehrer der Schreibkunst mit Plato und der neuesten Philosophie stellt. Er gründet sich dabey auf die Voraussetzung, daß der Mensch im Zustand der Natur um die Cultur unbekümmert sey, und daher fremder Anweisung bedürfe; und daß ohne Gleichzeitigkeit der Schreibkunst mit dem Ursprung des Menschengeschlechts die älteste Menschengeschichte unmöglich in der gegenwärtigen inneren Wahrscheinlichkeit hätte erhalten werden können. Man wird dem Vf. zugeben: sich selbst könne der Wilde nicht mit einem Mal auf einen höheren Grad der Geistesbildung erheben; aber auch nicht langsam? im Fortschritt der Jahrhunderte? man wird zugeben: im isolirten Zustande werde nichts
J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

aus dem Naturmenschen: aber auch nichts im gesellschaftlichen? er bedürfe eines Beystandes: aber auch eines anderen als des Beystandes der ihn umgebenden Natur und der Gesellschaft? Diese beiden großen Lehrerinnen (wie die Geschichte der sich allein überlassenen Wilden sagt) erziehen ihn, und bringen ihn allmählich weiter, aber so langsam und unbenutzt, daß halbe und ganze Jahrhunderte verfließen können, ehe einiges Fortrücken merklich wird. Und wollen wir die Schreibkunst unter den Menschen auf den Untertritt höherer Wesen zurückführen, so müssen wir dasselbe bey allen Erfindungen thun, in deren Besitz das hohe Alterthum war, um so mehr, da mehrere derselben auch von den Alten ein Geschenk der Götter genannt werden: und ist dieses irgend wahrscheinlich? Tragen nicht alle menschlichen Besitzungen dieser Art die Eigenschaften an sich, als ob sie das Product der allmählich entwickelten menschlichen Geisteskraft wären? waren nicht alle klein und unvollkommen im Anfang, und sind sie nicht mit dem Fortschreiten der Cultur gewachsen, und nach und nach vollkommener geworden? und ist ihr Zurückführen auf höhere Wesen mehr als Versuch der ersten Philosophie, das Räthsel ihres Ursprungs zu lösen, ehe sie die nöthigen Substrate zu seiner Lösung hatte? Man wird (man muß) die innere Wahrscheinlichkeit der uns in Moses erhaltenen ältesten Menschengeschichte zugeben: aber man wird entgegenfragen: ist das auch wirklich *älteste* Menschengeschichte? ist es nicht vielmehr Geschichte der Adamiten *seit dem ersten Anfang ihrer Cultur*? Sie geht ja offenbar von den milderen Zuständen, vom Hirten- und Gartenleben aus, und weiß nichts vom Jagdleben. Und hätten sich vom Anfang der Cultur bis auf den *menschlichen* Ursprung der Schreibkunst, die wenigen Bruchstücke der Geschichte nicht durch Tradition erhalten können? Tradition vor der Schreibkunst ist etwas ganz anderes, als Tradition nach der Erfindung derselben, wie sich dieses aus so vielen Bruchstücken der älteren Völkergeschichten der verschiedensten Weltgegenden wahrscheinlich machen läßt. u. s. w.

Indessen Sorge man nicht, daß der Vf. durch seine Elohim als Lehrer der Schreibkunst sich nach der Weise der früheren Schriftsteller über diese Materie oben von den Kirchenvätern an, bis auf Hugo und Bryant herab, den Gesichtspunct verengt habe: er läßt sich vielmehr keine Mühe verdrießen, die wirkliche Existenz eines Thoyt zu erweisen, und seine Erfindung der Buchstabenchrift in Ägypten gegen Zweifel in Sicherheit zu stellen, als wäre unsere *gegenwärtige* Schreibkunst

B b b b

von einer bloß menschlichen Erfindung ausgegangen. Nur zwey Punkte hätten vielleicht noch auf eine genauere Untersuchung Anspruch machen können: 1) ob dem Thoyt auch wirklich die Erfindung der *Buchstabenschrift* beygelegt werde, wenn einige bey seinem Namen von einer Zeichnung mit Umrisßen zur Darstellung physischer und intellectueller Gegenstände reden? 2) und in welchem Sinn sich die phöniciſchen Sagen den Thaut zueignen können? Die Alten sprechen hauptsächlich von hermetischen (oder Thaut's) Säulen: seine Schrift müßte vorzüglich die ägyptische Steinschrift gewesen seyn; und war diese nicht ordentlich Bilderschrift? Zwar ließe sich der von den Alten vorgegebene Inhalt der hermetischen Säulen für die dabey vorausgesetzte Buchstabenschrift in Anregung bringen, der unter anderen auch in Namen von Ländern und Städten, Volkern und Königen bestanden habe: und Namen (konnte man sagen) ließen sich nur durch Buchstabenschrift ausdrücken. Dies ist allerdings der Fall nach den gewöhnlichen Vorstellungen, die man sich von der Bilderschrift macht: die neuesten Erfahrungen können aber doch Zweifel dagegen erregen. Die sinaischen Begriffszeichen haben unstreitig gleiche Natur mit den ägyptischen, und man weiß, daß die Sinaischen Namen von Menschen und Städten bequem durch ihre Zeichen ausdrücken und jedem lesbar machen können, der mit ihrer Zeichenschrift bekannt ist.

Vorzüglicher Fleiß ist auf die Erörterung der ältesten portatilen Schreibmaterie gewendet. Thierhäute, Leinwand und Papyrus werden diesen uralten Zeiten nicht als portatiles Schreibmaterial einge-
räumt; sondern *Palmblätter*, ehe die Rinde des Papyrus zum Schreiben verarbeitet und gebraucht worden. Die Ägypter, (durch Thoyt) die Erfinder der Schreibkunst, theilten sie den Phöniciern, und diese den Griechen mit. Weil nun die Phöniciern den Griechen ihre Buchstaben auf Palmblättern brachten, so nannten die Griechen die Nation, von der sie dieses Geschenk erhielten, *Palmänner*, *Qorvixes*, *Phöniciern*, und ihre Heimath, Tyrus und Sidon, das *Palmland*, *Phönicien*. Eine scharfsinnige und sich einschmel-
elende Combination, zumal wenn man bedenkt, daß das Räthsel bisher noch nicht genuehrend erklärt ist, warum die Hellenen den eigenthümlichen Namen der Nation *Cna*, *Cnaos*, in *Phöniciern* verwandelt haben. An Palmaum hat man schon längst gedacht, aber unter einer anderen Wendung: weil sich ein *Reichthum von Palmbäumen auf der phöniciſchen Küste gefunden hätte*. So müßte aber der Name von den Phöniciern selbst erfunden worden seyn, und sie müßten sich mit demselben den Griechen bekannt gemacht haben: die Griechen, denen die natürliche Beschaffenheit der phöniciſchen Küste unbekannt war, hätten doch nicht auf denselben verfallen können. Dem ersten steht aber wieder entgegen, daß sich auf der phöniciſchen Küste wenige Palmbäume finden; auch glaubt *Shaw*, der an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt hat, daß sie auf derselben nie hätten häufig wachsen können: wie hätten nun die Phöniciern selbst ihr Land das *Palm-*

land nennen mögen? Zum Schreiben konnten sie es aus der Nähe, aus Palästina, wo der Palmaum in großer Menge wächst, bekommen. Die Leser sehen, daß sich des Vfs. Combination noch auf mancherley Weise ausschmücken ließe.

Glücklich wendet der Verfasser seine Palmblätter auf die mosaïſchen Schriften an, die aus lauter kleinen Aufsätzen bestehen, von dem Umfang ohngefähr, den ein Palmblatt fassen konnte, was selbst der Name *Sopher* sage, der von diesen Aufsätzen gebraucht werde. Er bedeute bekanntlich etwas Geschabtes, (von *schaben* und *scheeren*). Um das Palmblatt zum Schreiben zu gebrauchen, sey nichts nothwendiger, als daß man es durch Schaben oder mit einer Scheere zubereite. Die Palmblätter sind hart, steif, schillförmlich, und haben Stacheln: man müsse sie also vorher schaben und glätten, ehe man darauf schreibt; sie sind oben und unten spitzig; man müsse also, ehe man sie zum Schreiben gebraucht, und um das Geschriebene aufbewahren zu können, diese Spitzen mit der Scheere abnehmen: sie haben in der Mitte eine Falt, durch welche sie in zwey Theile getheilt werden, man habe sie daher wahrscheinlich zusammen gelegt, und mit der Scheere beschnitten. Die Buchrolle sey ein aus zusammengewickeltes Palmblatt, oder nach der Structur desselben in zwey Theile gefaltet gewesen. Damit stimmt auch der hebräische Apparat zum Schreiben überein. Der Griffel des *Sopher* war das eiserne Instrument, mit welchem man Buchstaben in die Blätter grub, wie es noch jetzt in mehreren Ländern Asiens geschieht; das Messer des Schreibers ward gebraucht, wie die Scheere, die Spitzen der Blätter abzuschneiden, und sie gleich zu machen; das Schreibzeug ist ein Behältniß, in welchem Palmblätter und der Griffel waren. Von Dinte wissen die Hebräer nichts, (deun Jerem. 36, 18 sey zu übersetzen: „ich schrieb, bis er sagte, es sey genug“).

Der Abschnitt von der Vervollkommenung der Schreibkunst unter den Griechen wird vieler Ansehung ausgesetzt seyn, da das Gegentheil von allem dem mit Gründen unterstützt wird, was in den neuesten Zeiten von dem spätem Gebrauch der Schreibkunst unter den Griechen ausgeführt worden. Nach unserm Verfasser hat *hadmus* fünf Jahrhunderte vor Homer wirklich die phöniciſche Buchstabenschrift unter die Griechen gebracht; und Josephus verdient nicht gehört zu werden, wenn er sie später den Hellenen bekannt werden läßt, weil er nur das hohe Alter der Schreibkunst unter ihnen leugne, um seine Nation zur Quelle aller Weisheit, aller Künste und Gelehrsamkeit zu machen. Protus Faktentafel, die Bellerophon, zwey Generationen vor dem trojanischen Krieg, zu seinem Schwiegervater Iukastes in Lycien trug, war mit Buchstabenschrift beschrieben. Homer giebt wenigstens dem trojanischen Zeitalter schon Correspondenz. Palamedes, einer der Helden vor Troja, soll ja nach der Angabe der Alten das Alphabet vermehrt oder gar die Vokalen eingeführt haben. Und wenn auch das trojanische Zeitalter noch selten die Schreibkunst angewendet hätte, warum nicht wenigstens das um 200

Jahre spätere Zeitalter des Homer häufiger? Auch Homer möchte sich der Palmblätter bedient haben; doch vielleicht wahrscheinlicher bleyerner Tafeln, worauf, nach Pausanias, Hesiodus seine *Épica* geschrieben habe. — Dieß sind ohngefähr die Hauptsätze des Vf., die er durch Beweis zu befestigen sucht, ohne irgend einen Gegner namentlich zu nennen: aber er bietet Scharfsinn, Belesenheit und alle Hülfsmittel (und, wie uns dünkt, bey einzelnen Puncten mit Erfolg) auf, ihre historische und antiquarische Zweifel dagegen aus dem Weg zu räumen. Es sind aber auch die Streiffragen von einer solchen Beschaffenheit, daß keiner der streitenden Theile je auf allgemeinen Beyfall wird rechnen können. Es kommt dabey zu viel auf den Werth an, den man auf Sagen-geschichte legt, und auf das Licht, in welchem man sie betrachtet: da hierüber nie eine allgemeine Übereinkunft möglich seyn wird, so werden die Meinungen über obige Puncte immer verschieden bleiben. Und wie viel hängt bey der Frage von einem gleich Anfangs geschriebenen Homer von der Vorstellung ab, die man sich von der Entstehung der Iliade und Odyssee macht? Hätten die beiden Gedichte in ihrem Ursprung sogleich ihren gegenwärtigen grossen Umfang gehabt, so möchte man wohl dem Vf. beytreten, wenn er sagt: ein Dichter, der so weit-schichtige Werke im Gedächtniß zu concipiren und hernach zu recitiren im Stande sey, könne nicht zu unserem Geschlecht gehören, er müsse ein übermenschliches Wesen seyn. Aber sind auch diese Gedichte gleich Anfangs von diesem Umfange gewesen? ist derselbe nicht vielmehr die Folge später Anreihung? Da hierüber auch keine völlige Übereinkunft aller zu hoffen steht, so werden dem Vf. Widersprüche gegen seine Resultate nichts Befremdendes seyn. Aber es ist zu wünschen, daß jede Vorstellung mit der größten Sorgfalt sich ausbilde und durch alle denkbaren Gründe befestige: das Resultat, welches zuletzt hervorgehen wird, kann nicht anders als höchst-beflehrend für die Kunde des höheren Alterthums seyn. Da zu erwarten steht, daß diese Schrift ihres Werths und ihrer Brauchbarkeit wegen bald eine neue Auflage erlebe, so wollen wir dem Vf. auf einige Ausdrücke, die ihm bey der Führung seiner Beweise in diesem Abschnitt entfallen sind, aufmerksam machen, weil sie scheinen eine Abänderung nöthig zu haben. S. 118 heisst Herodot der älteste Zeuge von Kadmus Ankunfft in Griechenland. Nach S. 125 bezeugen noch andere griechische Schriftsteller (wie Diodor von Sicilien u. s. w.) Kadmus Ankunfft mit der Buchstabenschrift. S. 128 werden auch Plinius und Tacitus dafür als Zeugen angeführt; S. 129 wird alles Angeführte eine Sammlung von Zeugnissen aus den verschiedensten Zeitaltern genannt, daß Kadmus Ankunfft mit der Buchstabenschrift keine Fabel oder bloße Sage sey. Der Gleichzeitige kann bloß zeugen: und daß in diesem Sinn keine Zeugnisse für Kadmus vorhanden sind, weiß der gelehrte Vf. so gut wie irgend Jemand. Die angeführten Schriftsteller können daher bloß eine Sage aufgezeichnet haben. Das ist keine Herabwürdigung, wenn man sich nur

über den Werth und die Wichtigkeit der Sagen in so alten Zeiten gehörig versteht.

Der Vf. führt nun die bekannten Verbesserungen, welche nach und nach die Schreibkunst in Ansehung der Schrift und des Schreibmaterials unter den Griechen erhalten hat, und ihre Vervollkommnung unter den Römern mit der ihm eigenen Genauigkeit aus, und beschließt seine Geschichte mit der Bemerkung, daß die Schreibkunst der Römer durch die Erfindungen nach dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung (wie der Schreibfedern, der Karten aus Baumwolle, des Linnenpapiers, der Cursivschrift u. s. w.) nicht sey übertrroffen worden. Wie man auch darüber denken möge, so wäre doch zu wünschen, daß der Vf. bey einer neuen Auflage seiner Schrift, oder in einem zweyten Theil, die Geschichte der Schreibkunst durch das Mittelalter mit eben der Pünctlichkeit wie bis zu demselben fortsetzen, und seine Arbeit mit einer Nachricht über den Wechsel der Schönschreiberey der heutigen europäischen Nationen in Italien, Frankreich, England, den Niederlanden, Deutschland, Schweden, und den slavischen Ländern, wozu schon Breithauptbrauchbare Materialien gesammelt hat, beschließen möge. So hätten wir eine erwünschte Übersicht über die Schicksale einer Kunst, die Niemand gleichgültig seyn können, da wir die Kunst selbst täglich ausüben.

G. A.

P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Kummer: *Aufsätze pädagogischen Inhaltes* von D. Th. A. Snabedissen. 1804. VIII und 223 S. in 8. (18 Gr.)

Die Aufsätze sind: 1) *Über den Geist der Erziehung.* 2) *Über den Hang zum Wunderbaren und die Behandlung desselben in der Erziehung.* 3) *Plutarch über den Aberglauben.* 4) *Soll man den Unterricht in Philosophie aus dem Jugendunterricht verbannen?* 5) *Hindernisse und Mittel der allgemeinen Verbreitung und Nützlichkeit der Pestalozzischen Lehrart.* 6) *Über die Gedächtnisscultur.* 7) *Soll die Lust des Knaben die Bestimmung seines künftigen Berufs entscheiden?* Diese Aufsätze enthalten nicht viel Wichtiges, und das Wichtige ist nicht neu; aber es ist doch von dem Vf. selbst (ob schon nicht mit vielem Scharfsinn, durchdacht, und mit manchem eigenen Nebengedanken ausgeschmückt. Aber Schade ist es, daß er mit einer Philosophie und Methode zu philosophiren sein Wesen treibt, welche, statt sich in kurzer, deutlicher und eigenthümlicher Sprache mitzutheilen, statt mit klarem Verstande fortzuschließen, und ihre Sätze mit Präcision vorzutragen, weit-schweifig und bedächtig, und mit einer Art von Begeisterung, in welcher man seine eigenen Sprünge nicht merkt, und welche leicht von dem vernünftigen Interesse zur Schwärmerey übergeht, das Gute empfiehlt. Der erste Aufsatz sagt erst verneinend, mit vieler Weitläufigkeit, was der Geist echter Erziehung nicht sey; dann stellt er das Ideal moralischer Vollkommenheit auf, welches man in dem Zöglinge zu realisiren suchen müsse, um ihn wenigstens zu einer

relativen Vollkommenheit zu erheben. Die Sache ist zu allgemein, als daß sie praktisch von bedeutendem Nutzen seyn könnte. Mit gleicher Weitläufigkeit wird in dem 2ten Aufsatze zuerst über die verschiedenen Arten des Wunderbaren gesprochen, und dann eine Menge Regeln gegeben, nach welchen man den dem Menschen natürlichen Hang zum Wunderbaren in der Erziehung benutzen und leiten solle. Die Sache giebt, daß diese nur bey wenigen Subjecten, welche nicht von der glücklichsten Organisation sind, angewendet werden können. Aber nach dieser Abhandlung sollte man wähnen, die meisten Menschen hätten eine starke Neigung, ihre Phantasie mit erdichteten, abenteuerlichen, schimärischen Gegenständen zu beschäftigen. Sonderbar ist es, daß mitten unter die Originalaufsätze eine Abhandlung Plutarchs eingedrückt wird, ohne hinlänglich deutliche Anzeige, daß es bloße Übersetzung sey. Zu der Überschrift wird nur hinzugefügt: „(ein Anhang zum vorherigen Aufsatz);“ und dann in einer größeren Parenthese, daß Pl. den Begriff des Aberglaubens zu sehr einschränke, doch dem griechischen Worte *δειδαιμονία* gemäß, auf die Furcht vor den Göttern; daß er in der Abhandlung hauptsächlich beweisen wolle, der Aberglaube sey den Menschen nachtheiliger, als der Unglaube; und daß einige treffliche Stellen dem Erzieher sehr nachdrückliche Erinnerungen geben würden. Es sind darin viele Stellen weggelassen, die man nur

bey Vergleichung des Originals vermisst. Statt der deshalb nöthigen Erinnerung wird einige Mal das Zeichen — gesetzt. Der vierte Aufsatz gehiet uns am wenigsten. Die Ursache ist, der Vf. scheint mit sich selbst nicht recht einig zu seyn, was eigentlich Philosophie ist, oder seyn soll. Daher will er auch, nach S. 126, daß der den Wissenschaften gewidmete Jüngling erst „kurz vor dem Ende der akademischen Studien“ ordentlich Philosophie studiere. Der fünfte Aufsatz kann diejenigen schon interessiren, die Pestalozzi's Lehrmethode sich zu eigen gemacht haben. Der sechste ist wie ein Anhang zu dem fünften. Hr. S. fängt da mit einer sehr weitläufigen Erörterung des Begriffs *Gedächtnis* an, und geht dann durch die Betrachtung der Vorzüge eines guten Gedächtnisses zu der Behauptung über, das Gedächtnis werde am besten dadurch cultivirt, „daß man die Geisteskraft im Allgemeinen intensiv und extensiv zu entwickeln suche;“ und daß ferner die Pestalozzische Methode „die beste und einzige“ sey, es gehörig zu vervollkommen. — Die Frage nach dem 7ten Aufsatze wird mit bekannten Gründen verneinend beantwortet. Der Aufsatz ist seinem Inhalte nach nicht wichtig: er lieft sich aber doch mit Vergnügen, vielleicht hauptsächlich deswegen, weil darin der Vf. seinen eigenen Gang geht, und nicht durch fremde Grundsätze und Philosopheme gehemmt wird.

Albut.

KURZE ANZEIGEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. Frankfurt a. M., b. Guilhaumann: *Martin Eulers Vorübungen zu Comptoirgeschäften, oder Anleitung zum kaufmännischen Briefwechsel in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache* in 22 Geschäftsdarstellungen und vollständigen Buchhaltung darüber mit einer englischen Phraseologie und drey Anhängen. Vierte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage von Joh. Georg Cleminius. 1804. 426 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Zweyter Band, welcher auch noch den besonderen Titel führt: *Unterricht für die zu Kaufleuten bestimmten Jünglinge und für angehende Kaufleute*, ausgearbeitet von J. G. Cleminius. 1806. 576 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.) Der verstorb. Euler, ein Mann von altväterischen Sitten, aber voll gründlicher Handlungskenntnisse, die er sich durch weite Reisen und lange Erfahrungen erwarb, sah den Mangel der gewöhnlichen Handlungsschulen ein, und glaubte durch seine bekannten Schriften solchen zu ersetzen. Da er keine wissenschaftliche Bildung hatte, und nichts als ein guter praktischer Kaufmann war, so ist es natürlich, daß sein Vortrag (schlecht ausfallen mußte, wie sein Handlungs-Lexikon, die ersten Ausgaben dieser Vorübungen u. a. m. beweisen; allein die Materie selbst ist recht gut, und es war nur nötig, daß sich ein mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann der Mühe unterzog, den Weizen zu sichten, und die Spreu auszuwerfen. Hr. Cl. hat dieses unternommen, und man kann mit der Ausführung ziemlich zufrieden seyn. Wahr ist es, man findet noch manche Fehler, allein im Ganzen ist viel Fleiß angewendet, und dem Buche eine ganz andere Gestalt als vorher gegeben worden. Den Anfang machen 22 theils einfache, theils vermischte Waaren- und Wechsel-Geschäfte, von welchen zuerst jedesmal eine Skizze gegeben und sodann eine ausführliche praktische Ausführung dargestellt wird. Man findet nicht nur die dabey vorkommenden Briefe, sondern auch die Berechnungen und das Eintragen in die Bücher, wie solche bey allen concurrirenden Theilen geschehen müssen. Die Briefe, Facturen, Noten u. s. w. sind jederzeit in der Landessprache des Ausstellers ausgestellt; auch ist allemal eine Angabe und grammatische Erklärung den schwierigsten Phrasen beygefügt. Im ersten Anhang steht eine gute Anzahl Handlungsbriefe in deutscher, französischer, italienischer und

englischer Sprache. Im Ganzen ist der Styl gut, allein immer noch mit zu vielen Complimenten und Umschreibungen überladen, welches ein guter kaufmännischer Correspondent zu vermeiden hat; auch ist die Sprache nicht immer ganz rein. Der zweyte Anhang enthält ein kleines Handlungswörterbuch für Anfänger. Die Fehler sind hier wirklich beträchtlich, und die Erklärungen unvollkommen. Z. E. „Quadrat ist dasjenige, was Länge und Breite hat.“ u. a. m. Im dritten Anhang handelt der Vf. von der kaufmännischen Erziehung, der Correspondenz und den Wechselbriefen. Ebenfalls, besonders in dem Urtheile über die Erziehung, nichts als die ganz gewöhnliche Sprache, auch zeigt der Vf. bey der Angabe guter kaufmännischer Schriften viele Parteylichkeit und wenig Bekanntschaft mit der neuesten Literatur. Den Beschluß macht eine kurze Anweisung zum doppelten Buchhalten und eine Vergleichung mit Jones Methode. Wann wird doch endlich das Aufwärmen dieser losen Speise aufhören! Es ist längst bewiesen, daß der großsprecherische Engländer mit seinem ausposaunten Arcanum nichts als leeres Gewäsche herausgegeben hat, das von jedem Sachkundigen belacht wird, und viele Deutsche um ihr Geld brachte.

Rec. glaubt, daß dieses Buch, unter Anleitung eines geschickten Lehrers, vorzüglich auf Handlungsschulen, mit vielem Nutzen, Trotz seiner Mängel, kann gebraucht werden, und muntert Hn. Cl. auf, sein Versprechen, auch Eulers Handlungs-Lexikon neu zu bearbeiten, bald zu erfüllen. Nur sey er vorsichtiger in der Wahl seiner Hülfsbücher, er wende größeren Fleiß aufrichtiges und kurzes Rechnen, und Sorge für correcten Druck.

W. A.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Liss, ein Gemälde menschlicher Größe und Verirrung.* 1804. 178 S. 8. (21 Gr.) Ein hochtönender Titel! Ein kreisender Berg, der eine Maus gebiert. Mehr von diesem sehr unbedeutenden Product, wahrscheinlich eines jungen Schriftstellers, der es übrigens nicht böse gemeint hat, zu sagen, wäre Zeit- und Papier-Verschwendung. Das Titelkupfer von Böhmer sen. ist mittelmäßig gezeichnet, aber gut gestochen.

J. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 M Ä R Z, 1807.

G E S C H I C H T E.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Histoire des républiques Italiennes du moyen âge*; par J. C. L. Simonde Sismondi, membre correspondant de plusieurs académies, Tome I. 1807. 435 S. in 8.

Rec. freut sich, der erste oder einer der ersten zu Ankündigung eines wieder einmal recht guten historischen Werks zu seyn. In acht Bänden wird es bestehen, vier (bis auf 1316) erscheinen jetzt; wir werden sie immer anzeigen; alsdann wird eine Pause eintreten; aber die letzten vier bringen nachmals bis auf die Eroberung der Stadt Florenz im J. 1530. Der Verfasser, aus dem ältesten republikanischen Adel, unabhängig, und in voller Kraft der Jahre, wird es an nichts fehlen lassen. Wer weifs nicht, dafs in diesen Städten alles Gute, was die römische Weltherrschaft erstickt, und nachmals die Barbaren zertreten hatten, zuerst wieder aufgeblühet! Mit Wohlbehagen weilt der müde Blick im Mittelalter auf diesen zuerst wieder aus der zerstörenden Fluth emporgestiegenen Inseln, wenn nicht immer der Glückseligen, doch der Freyen. Man erkennt sich wieder: Amalfi, Salerno, Napoli, sind wie die jonischen Städte, Athen zu Florenz, Pisa mehr als Chalcis, Lucca mit seinem Castruccio Theben und sein einiger Epaminondas, Venedig Sparta, und oben lauert macedonisch der Visconti, der Sforza; dieselbe Kunst und Gravität, eben der Leichtfinn und Patriotismus, dieselben Sitten. Köstliche Urkunden und Memorien sind vorhanden; Rec. hat selbst sich einige Folianten daraus zusammengeschrieben; aber, in Einem, lesbaren Buch für das Publicum, findet man das Resultat noch nicht beysammen. Hr. Simonde Sismondi hat aus den Quellen geschöpft: das läfst sich geschwind fühlen, aus Bemerkungen, Discussionen, auf die nur das Quellenstudium bringt. Hierauf ist alles gut geordnet, allem eine Seele gegeben worden. Was für eine, das wollen wir unten zeigen.

Dieser erste Band enthält vorerst nur die Einleitung und Anfänge bis gegen Ende des elften Jahrhunderts. Es giebt zweyerley Manieren, jede ist an ihrem Orte gut: eine universalhistorische mit allgemeinem Blick für den philosophischen Leser; eine praktische die in das Umständliche geht, auf dafs man die Menschen und den Gang der Geschäfte ganz wie im Leben vor sich sehe. Uns ist Anfangs aufgefallen, als wenn der Vf. jener, die am wenigsten lehrreich ist, sich zu sehr ergeben hätte: die allgemeinen Schilderungen (unschwer zu componiren wenn man auch nur die Muratorischen Antiquitates nimmt,) haben immer etwas Unbestimmtes, nirgend so ganz Anwendbares: lieber sähen wir zwölf Stadtgeschichten, und das Allgemeine am Ende in Einem Paragraphen aufgehoben; so weifs man wo alles hingehört und zu suchen ist. Auch die Alten haben (aber wie kurze!) allgemeine Schilderungen: *Nam cunctas nationes et urbes* u. f. f.; gewöhnlich höchstens eine Seite lang. Doch wo die Geschichte eigentlich beginnt, verliert sich das, und kömmt Hr. S. S. in den wahren Ton der Geschichtschreibung. Dieser nun hat nicht jenes mahlerische Antike, welches wohl nur in deutscher Sprache möglich ist, aber Würde, Klarheit, was immer im Französischen dem historischen Styl gegeben werden kann. Die Erzählung bekömmt im Fortgang immer mehr Interesse. Den Vf. zwar vergißt man nicht; öfters erscheint er mit einer leitenden Bemerkung: doch als ein einsichtsvoller Begleiter, nie lästig durch Declamationen. Die Geschichte besser zu fassen, wird er mit fixirenden Jahrszahlen künftig etwas freygebiger seyn. Gut, dafs er von Amalfi die Epochen 1038, 1077 anmerkt, aber S. 309 Zeile 4 möchte man auch eine Jahrzahl sehen. Die Zeiten Königs Mufet von Sardinien sind angezeigt, aber die letzte, die seines Ausgangs, fehlt. Weil wir einmal am wünschen sind, so fügen wir bey, dafs die Citate hin und wieder etwas chronologischer geordnet werden könnten: Muratori, Sigonius (ehrwürdige Namen,) nicht zwischen oder vor den Quellen (doch ist es selten geschehen, und die Genauigkeit der Anführungen übrigens rühmlich). Der *Ismaël Al Emujad* würde unter dem Namen *Abulfeda* kenntlicher seyn, (sonst freylich *el Malek Emad-ed-din Ismaël Abulfeda*.) Hiernächst fehlt eine Inhaltsanzeige, (es kömmt ganz ab, für die Bequemlichkeit des Lesers zu sorgen).

Über die Nebendinge wäre also diefs und das zu erinnern; wir wollen den Vortrag, die Ausführung betrachten. Das erste Kapitel, ganz allgemeine Übersicht der Zeiten von Odoacher bis Otto den Grofsen, S. 15 — 70 zeigt, was für Völker und wie sie in Italien sich vermischt haben. Hier wird S. 34 der Charakter Karls des Grofsen und der umfelige Einfluss seiner Eroberungsfucht geschildert. Ob letztere nicht gleichwohl etwas einseitig? Wie viele Geschlechter hätte ohne ihn der Nord wohl noch, Rec. will nicht sagen hingeschlummert, aber hingewildert? Man hatte mit Normannen und Ungarn so viel zu thun; wie wenn die Sachsen auch noch gewesen wären! Man kann wohl in einer gewissen Rücksicht sagen, wie von

Über die Nebendinge wäre also diefs und das zu erinnern; wir wollen den Vortrag, die Ausführung betrachten. Das erste Kapitel, ganz allgemeine Übersicht der Zeiten von Odoacher bis Otto den Grofsen, S. 15 — 70 zeigt, was für Völker und wie sie in Italien sich vermischt haben. Hier wird S. 34 der Charakter Karls des Grofsen und der umfelige Einfluss seiner Eroberungsfucht geschildert. Ob letztere nicht gleichwohl etwas einseitig? Wie viele Geschlechter hätte ohne ihn der Nord wohl noch, Rec. will nicht sagen hingeschlummert, aber hingewildert? Man hatte mit Normannen und Ungarn so viel zu thun; wie wenn die Sachsen auch noch gewesen wären! Man kann wohl in einer gewissen Rücksicht sagen, wie von

Cccc

wie komisch! der Wirth, der des Nachts mit dem Dichter in den Garten geht, um sich sein Trauerspiel vordeclamiren zu lassen, woraus nachher die ganze Belagerungsgeschichte herkommt — wie lächerlich! — Das *Strandrecht*, schwarz und weiß, Tugend und Laster neben einander; wir klatschen in die Hände, dass dem Schurken Recht geschieht, und die, welche nicht glauben wollen, dass es solche Menschen giebt, oder geben kann (Leute vom Lande), ey nun, die mögen darüber lachen. — Und so treissen nun die Stücke, die der Vf. für diese Jahr aus dem Aermelgeschüttelt hat. — Der Inhalt des vorigen Jahrgangs ist bekannt; er überstrahlt diesen bey weitem. Die *Beichte* — wie scherzhaft, und wenn auch weiter nichts! Die *gefährliche Nachbarschaft*, wie wohlgekannt, wie anziehend! Nur Schade um den Stoff, dass ihn die Frivolität so verdorben hat. Schneider Fips, der sein Mündel auf Pfingsten vertröstet, und nicht die Ohnmachten würden noch besser kommen, verdient besonders eine Erwähnung, damit Niemand mehr glaube, Zusätze vom Schauspieler zu hören. Dergleichen mit schönen Sentenzen zusammengepackt und aufs Land geschickt — wie sehr müssen sie nicht die Cultur und — das Lachen befördern!

No. 2 ist eine schöne Versinacherey im correcten Styl, die sich ins Allgemeine verliert. Wie sehr wäre zu wünschen, dass Gozzi die Schranken der elenden Wirklichkeit auf unserm Theater durchbrechen, und den Zuschauer für die symbolische Darstellung des Lebens gewinnen möchte! Aber solche Bearbeitungen führen nicht dazu. Das Märchenhafte muß seiner Natur nach schnell und lebhaft vorübergehen, nur die Phantasie beschäftigen, und das theilnehmende Gefühl leise erregen. Selbst es bey Gozzi Hr. Tr. aber dehnt so viel heiße Worte darüber, dass Geist und Sinn darunter ersticken. Wenn Gozzi gleich Anfangs die Zobeis mit wenigen Worten sagen lässt: „Warum diese Betrübniß? an diesem Hofe steht mich jeder an und weint, und keiner sagt mir, warum;“ so motivirt erst Hr. Tr., nach der elenden Vorstellungsmannier der Neuern, ihren Genuß aus dem Schloß durch: der Zinuner schwarze Leinwand vor dem Herd; und giebt ihr nach mehreren Allgemeintheilen endlich die Verse in den Mund:

In Thränen sehn die Diener um mich her.

Doch Niemand nennt den allerschwersten Jammern.

Statt der Charaktermasken, die bey G. so schöne Gesetze bilden, und so Vieles unfaßlich, läßt Hr. Tr. ganz spezielle moderner Frauen, wie: Annunzio, Röschen, Figaro, Peter und Schnapps auftreten, die uns mehr von den Stücken, woraus sie genommen sind, erzählen, als daran denken, ihren jetzigen Posen auszufüllen. Wenn eine Vertauschung vorgehen sollte, so fehlt es uns nicht an allgemeinen Charakternamen, wohn selbst Hans und Peter, das Kammernmädchen Betty, und die Köchin Katharine zuruckert sind; aber was soll gerade der Peter aus Marfobert's und Reue, dem, der aus seinem Vater Bittermann verspricht? Das heißt ja mit den Masken den Kreisgang gehen. Und was haben wir uns in diesem Schnappe und ob

diesem Peter? nichts! Sie sind so schlecht aufgefasset, daß man sie gar nicht von einander unterscheiden kann. Und eben so ist es mit Riemen und Figaro. Der gutmüthige *Pantalon* (möchte er doch heißen, wie er wollte!) und der bössche *Schneidlicher Tagliä* (der könnte z. B. *Luchs* heißen,) sind ganz verloren gegangen. Und wo blieb der Geist, der Witz und der heylliche Humor des edlen Gozzi? Mühe und Fleiß ist an der Arbeit zu loben; aber was helfen diese ohne Genie, ohne Schöpfungskraft, die nur allein das Alte wieder neu gestalten kann!

No. 3. *Apollonion*, mit Gedichten und Aufsätzen von Ayernhoff, Sonnleithner, Scheiger und Anderen, giebt in der Sphäre des nüchternen Verstandes keine obbe Unterhaltung. Vorzüglich hat das Gedicht: *der deutsche Tans von W.* eine anziehende Monotonie. Auch finden sich hier einige alleinnamische Gedichte, nur gerade nicht die besten, von Gottlieb Leon ins Hochdeutsche mit ziemlichem Glück übersetzt; zu tadeln ist daran, daß Hr. L. das Edle in der Naivetät nicht immer beobachtet, und es hier und da durch gemeine Züge verwischt oder verdunkelt hat. Die *Schlacht auf dem Hochfelde*, von Hinsberg, enthält viel kräftige Mallorey. — Das Meiste in diesem Büchlein ist, wenn auch nicht sehr anlockend, doch auch nicht zurückschreckend.

No. 4. Hefet nach einigen Strick- und Stickeren Erzählungen häuslichen Inhalts, in der besten Manier der Kleinigkeitskrämerey. *Schneidgen* erzählt in der Hingebung Verheirathungsgeschichten. Der Herausgeber entwirft in der *Pamphylamne* das Bild einer spröden Griechin, und giebt dann unter der Aufschrift: *und er soll dein Herr seyn*, die geschichtliche Darstellung einiger Vorfälle und Ausrufe inswey verschiedenen Ehen mit einer langen Anwendung auf das Kapitel der Oberherrschaft in derselben. — Hierauf wird ein Musterbild weiblicher Vollkommenheit unter dem Antik: *Heilichkeit* in einer unendlichen Erzählung und Schilderung verfaßt, wobei die göttliche Theone der leichtfertigen Helene folgendes Raisonnement zu Gute kommt: „Grazie ist das Huldvolle am Menschen, du hast Huldvolles ohne dein weibliches Ich gegeben, und darum suchten die Männer, die unsere Güte nur allzumuthwillig mißbrauchen; ein solches Ich rückte mich in die. Diese philosophische Zusatztweisung hilft aber so wenig, daß es bald nachher von der Helene heißt, da Theone weggegangen, ich könne mir jetzt selbst angoßter mit ihrem Dais unterhalten. Im Huldvollen ihres Herzens rückte sie immer näher zu ihm; in die Wärme des Gesprächs schlang sie ihren Lidenarm um seinen Nacken; ihre Rede wurde immer sanfter, heiser, ihr brennendes Gesicht war nahe an dem seligen; ihre Brust glühte, ihre Bäume zitterten, ihre Brust zog. Besetzt von Liebe und Lust legte sie ihr Haupt an seine Schulter, hielt sie in ihrer Hand die seinige, und in sanfter leise Druck gab ihm zu verstehen, wo er immer er nur wollte, ihre Ohren schloß. Die Frauen erlaubten sich über diesen Anblick Bemerkungen — was kümmerten sie Helene, die

Es läßt sich aber aus viel früheren Jahrhunderten, schon aus dem vierten, fünften, mit einem Wort so hoch herunter deduciren als von gemeinen Leuten Denkmale übrig sind. Man betrachte die Grabmale der Christen, welche in Rom selbst lang die gemeinste Classe waren. So vom J. 291 in Rom: *Virginio tuo* (*κουριδιω αλοχω!*) *cum eo vixisti libenter, conjuga Cervonia Silvana; refrigera cum Spiritu juncta* (Muratori 369). Vom J. 367: *Deceffet de seculum puer Victorinus qui vixit annus 37, et cum uxore fecit anus 2* (ib. S. 384). Diese Beyspiele aus Zeiten, wo Ammian und Claudian noch in voller Blüthe waren. So läßt sich verfolgen, bis nach Ausrottung aller feineren Bildungsanstalten die lateinische Sprache nur in öffentlichen Schriften an dem Kirchenstyl und an den Rechtsformeln sich ärmlich festhielt, und im Umgang sich verlor.

Der Schluss dieses Werks, welcher die Resultate, aufs praktische, enthält, ist im Vortrag zwar nicht alt-römisch (Sallust würde mehr concentrirt haben), aber die edelste, reinste Moral; höchst lehrreich in Zeiten wo man sich nicht zu helfen weis, weil die Remedur außer uns gesucht, und Egoismus im Ernst als unzweifelbar natürliches System angenommen wird. Wir überlassen dem Leser das eigene Studium dieses merkwürdigen Werks, und schliessen mit den letzten Worten desselben, welche Denkungsart und Styl zugleich bezeichnen:

„Ainsi dans le plan général de la Providence, dont il ne nous appartient point de saisir les détails. le bien naît souvent du mal, et les calamités générales peuvent être les avant-coureurs d'une réforme universelle. Ne désespérons donc jamais des principes et des vertus qui forment le noble héritage de l'espèce humaine. Attendons le lent ouvrage des Siècles, et reposons-nous sur l'assurance, que les vérités éternelles survivront, qu'elles renaîtront du coeur même de l'homme, si il ne restoit point de monumens sur la terre pour attester leur antique existence et le culte qu'on leur a rendu.“

Von diesem Buch ist

Ebendasselbst, in dem gleichen Verlage, unter dem Titel: *Geschichte der italiänischen Freystaaten im Mittelalter* durch Hn. *Simonde Sismondi*.

eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung erschienen, die sich sehr gut lesen läßt und auch ein empfehlen-des Ausseres hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) STRASSBURG, b. Heitz: *Alsatisches Taschenbuch für das Jahr 1806.* 192 S. 12.

2) STRASSBURG und PARIS, b. König: *Alsatisches Taschenbuch für das Jahr 1807.* 203 S. 12.

Seitdem in Deutschland die wohlthätigen Künste der Menschlichkeit unter dem Schutze der geistlichen Männer unserer Nation zu gedeihen und emporzustreben anfangen, hat es jedesmal die ganze Theilnahme aller Freunde der Wissenschaften erregt, so oft in irgend einem Winkel unseres Landes eine zu

ernstlichen Zwecken verbundene Anzahl von Männern ihr durch Freundschaft und wechselseitige Anregung geheiligtes Gemeingut, als einen Beytrag zur deutschen Ausbildung, in den gemeinsamen Schatz der Nation niederlegte. Eine nicht geringere Theilnahme verdient es, wenn wir in einem Ländchen, das längst einem anderen Reiche zugefügt ward, noch immer Anhänglichkeit für deutschen Sinn und deutsche Sprache fortleben sehen; wenn wir hier noch Reste deutscher Kraft und Biederkeit erkennen, die sich von dem umgebenden Einflusse frey zu erhalten sucht; wenn wir endlich ein Bestreben wahrnehmen, trotz dem Hindernisse eines für deutsche Literatur ungünstigen Buchhandels, zur Aufrechthaltung deutscher Cultur, wie aus der Ferne, fortzuwirken. Durch Pfeffel, den ehrwürdigen Altvater deutscher Poesie, blieb der Elsass in steter Verbindung mit Deutschland; jetzt, am heiteren Lebensabende dieses jugendlichen Greises, tritt eine Gesellschaft alsatischer Männer und Jünglinge auf, und verspricht, was jener so rühmlich geleistet, zum Ruhme ihres Vaterlandes und zur Ehre von Deutschland auch auf fernere Zeiten fortzusetzen. Ohne sich zu einer stehenden Kunstschule zu bekennen, und frey vom Zwange der Laune und der Mode, bieten uns die Herausgeber dieser beiden Taschenbücher eine zum Theil geschmackvolle Auswahl von Gedichten und kleinen prosaischen Aufsätzen an, in denen Liebe und Begeisterung für die Natur, Unschuld, Herzlichkeit, Sinn für häusliche Freuden, ernste Betrachtungen über das Leben und seine mannichfaltigen Verhältnisse, als Hauptcharakter vorwalten. Den zweyten dieser Almanache zieren einzelne Stücke von Pfeffel, und dem geistreichen Verfasser der alemannischen Gedichte, und eins vom verstorbenen Lenz (S. 170), welches dieser ehemals zu Strassburg bey einer rührenden Veranlassung dichtete. — Die Gedichte von E. Stöber, den man als einen der Herausgeber nennt, haben uns sehr angezogen. In Lyda's Traungesicht ist die Allegorie der geistigen Liebe, die als ein reizendes Mädchen in Veilchenkranz mit einem Lämmchen an der Hand auftritt, schön durchgeführt. Andere tragen einen melancholischen Charakter. Sehnsucht ergreift den Dichter nach dem Lande der Vollendung, aber nur an Ida's Hand erwartet ihn dort Seligkeit (I, 40). — Eine schaurige Herbstnacht erneuert wehmüthige Erinnerungen an die Blüthenzeit der Rosen und der Liebe; indem die Sterne erbleichen, und das Mondlicht durch das Schloß in Unkeuteich zittert, drängt sich der Gedanke an Trennung auf (I, 43). — Bald schon (II, 74) empfängt er an Ida's Grabe den trauenden Zuruf eines Freundes; um seinen brennenden Schmerz zu lindern, stürzt er sich in die Arme der Freundschaft (II, 65). Von den übrigen Stücken dieses Dichters müssen wir die vier Zeilen an Miana ausnehmen, die durchaus verunglückt sind. Den mit A bezeichneten Gedichten dürfen wir Beyfall versprechen, besonders der *Aufsicht*. Mit Wonne betrachtet der Sänger von der Höhe des Bergschlosses Hochkönigsburg die überreiche vor ihm ausgebreitete Natur. Sie ist uner-

schöpfflich ewig, wenn auch Ruinen auf den Untergang des Irrdischen deuten. Die Sage von der Geburt *Rudolphs von Habsburg* ist kurz und energisch erzählt, und meisterhaft in den Plan des Gedichtes geflochten. Das *nordische Mayblümchen* ist etwas dunkel, und mitunter auch nachlässig gearbeitet. — Durch Tieffinn zeichnen sich die Gedichte von S. aus, und durch Klarheit in der Darstellung; sehr originell ist das Schmetterlingslied. — *Mäders* Gedichte athmen eine eigene Lieblichkeit und Anmuth; rührend ist Ludwigs Tod, ob er gleich neben *Goethe's* Fischer an Originalität einbüßt. Der Rheinweingefang ist zwar gut zu nennen, erreicht aber das Lied von *Claudius* keinesweges. Die *Cyane*, eine Volksfage, ist mit Kunst erzählt. Einige artige Beyträge hat *Büschenthal* gegeben, unter denen die Elegie auf Schiller's Tod den Vorzug verdient. Wenn er nur den Geist seines grossen Vorgängers so gut, wie die Form, nachzuahmen gewußt hätte!

Unter den übrigen zeichnen sich noch aus, das *Bächlein*, *Winternacht*, *Lob des Ackerbaus*, *Minona*, *Napoleon*, *Männerfreude*, *Clitus* Tod, *Friedenshymne*; und unter den profaischen Aufsätzen, die *Wunder des Fälschens*, und der Aufsatz über Brunk, der aber aus dem französischen Originale des jüngeren Schweighäuser etwas steif überetzt ist.

Unbegreiflich ist es, wie die Herausgeber einige so durchaus elende Stücke, wie das *Höchste des Menschen*, der *Brodneid* u. s. w. aufnehmen konnten, deren jedes schon im Stande wäre, das Taschenbuch in bösen Ruf zu bringen. Auch wünschen wir, daß die Herausgeber in Zukunft Gedichte, wie an *meinen Freund M.* und einige andere, die zum mindesten matt zu nennen sind, unterdrücken mögen. — Zum Schlusse empfehlen wir den Mitarbeitern noch mehr Sorgfalt im Versbau und im Reime. D. A. E.

BERLIN, b. Frölich: *Musen Almanach auf das Jahr 1806*. Herausgegeben von L. A. v. Chamisso und K. A. Varnhagen. Dritter Jahrg. 220 S. (1 Thlr.)

Sperlinge nisten oft, wo Tauben brüten sollten. Auch hier ist wieder ein Nest voll. Schon zweymal wurden sie verfürzt, aber man hört die Jungen zum drittenmal pfeifen, und zwar mit so brüderlich gleichen Stimmen, daß sich schwer entscheiden läßt, wer voran fliegen, oder wer das Nest hüten wird. Am besten ist es, sie auch zum drittenmal auszunehmen. Aber — wehe dem, der sie erst alle einzeln anhören muß; es ist höchst unbequem, immer nach den Druckfehlern umzuschlagen, und auch hier keine Hülfe zu finden. Zwar kann man nicht leugnen:

Lieulich strömet die Welt in Worte zusammen, es bilden
Worte verwandten Verein, göttlich entspringt das Gedicht;
wie S. 211 Hr. Varnhagen sagt; aber bey diesem Zusammenströmen —

wach ist das Aug.

Doch es kann nicht entwirrt'n Irrthums Nacht,
Welche den Sinnen ein Netz, ein umstrickendes (s. ist)
und wie S. 77:

Die Liebesflamme zitternd glüht
In des Blutes regem Brannen.
so fühlt man sich dabey zwischen Feuer und Wasser
umhergeworfen, und meint zuletzt:

Im argen Wahnsinn will das Herz verderben.

Der Geist schwebt irr' an des Abgrunds Verderben.

Rec. beneidet seinen Hn. Collegen, der sich ihnen das vorigemal in gleicher Sprache so schön zu verständigen wußte, daß er jetzt das Vergnügen hat, sein Sonett, handelnd vom *süssen Brey*, und denen, *die noch nicht die Löffel können halten*, dieser herrlichen Sammlung beygedruckt zu sehen. Indefs muß *Franz Therenin* die Verlegenheit um ein Ähnliches vorhergesehen haben; er liefert S. 9 ein Sonett, das wie aus des Rec. Seele geschrieben ist. Es lautet also:

An Varnhagen. Stets mußs das Hohe mit Gemeinem ringen,
Wohl weiß ich es, und werd es nie beklagen:
Wohl aber, daß die nach dem Hohen fragen,
Selbst nur verweilen bey gemeinen Dingen.
Und scheint auch einer sich recht hoch zu schwingen,
Und scheint vor allen göttlich er zu ragen,
So brauchst du ihm nur an das Herz zu schlagen,
Und es wird hohl die schlechte Scherbe klingen.
So daß ich oft, wenn ich die besten zähle,
Gegen die Welt, und mich und alle wüthe,
Das Herz mit Traurigkeit und Schwermuth quäle.
Dann aber freut mich deiner Dichtung Blüthe,
Dann denk ich dich, du feste, treue Seele,
Du starkes Eisen, — daß dich Gott behüte!

in welchen Wunsch denn Rec. von Herzen mit einstimmt. L. W.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Titania. Taschenbuch für 1807. Deutschlands Schönen gewidmet*. Von Carl Lang. Mit Kupf. und Musikblätt. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses mit einem eleganten Äußeren versehenes Taschenbuch bietet, wie gewöhnlich, einige artige Kleinigkeiten dem schönen Geschlechte zum Genuß dar, und insofern ist es nicht das schlechteste unter seinen Brüdern. Der größte Theil des Inhalts besteht theils aus profaischen Erzählungen, theils aus kleinen Gedichten und Liedern. Die ersteren haben zuviel Rhythmisches, die letzteren zu wenig. Doch sind die Erzählungen der bessere Theil, und man kann wenigstens dem Vf. das Talent eines lebendigen Colorits, und einer glücklichen Schilderung und Ausmalung, besonders *häuslicher* Scenen, nicht absprechen. Die Gedichte sind sämtlich sehr matt und einige Compositionen derselben v. Herder mit telmässig. Außerdem findet sich noch ein kleiner Panegyricus der Fürstin Sophie von Isenburg, sehr würdig geschrieben, am Eingange. In der Mitte das *Fragment einer Rede*, überschrieben: *Liebe und Ehe*; und am Ende ein größeres Gedicht, überschrieben: *zweymal Hochzeitschmaus*. Die Braut heist wie bey *Voss*, Luise, auch merkt man übrigens wohl, daß *Vossens* und *Goethens* schöne Idyllen dem Vf. als Muster vorgeschwebt haben; an glücklichen *Einzelheiten* und rührenden Zügen fehlt es auch nicht; aber das Ganze klingt wie verunglückte Prosa, und die Hexameter nach einer bekannten Vergleichung, gleich einem Schubkarren auf einer steinigten Chaussee, (bey allen ist auf eine wunderbare Weise in der Mitte die Cäsur vorhanden). Besonders hat sich der Dichter im Detailliren zeigen wollen, ist aber oft ins Kleinliche und Mäße gerathen. Die Kupfer sind — das Titelkupfer von Rosmäslers, Menschenliebe vorstellend, und ein anderes von Junge etwa ausgenommen, — sämtlich schlecht. — Von den angehängten Tänzen von *Schwabe* ist der 2te und 4te Walzer das Beste, die übrigen sind etwas gemein. A. . . . 3.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M Ä R Z, 1807.

Ö K O N O M I E.

BERLIN u. WIEN, in der Realschul- und Camefina'schen Buchh.: *Annalen des Ackerbaus*, herausgegeben von *Albrecht Thaer*. Erster Jahrg. 1805. I Band, 1—6 Heft. Mit einer Karte von der Feldmark des Ritterguts Moegelin. 858 S. II Band 7—12 Heft. 734 S. Zweyter Jahrg. 1806. I Band 1—6 Heft. XIV und 796 S. II Band. 7—12 Heft. 740 S. 8. (Der Jahrg. 6 Thlr. 16 gr.)

Bekanntlich war Hr. *Thaer* Herausgeber und vorzüglichster Mitarbeiter der *Annalen der niedersächsischen Landwirtschaft*, eines Journals, das, ungeachtet seiner Localität, doch jedem Landwirthe lehrreich gewesen, und nun durch den Auszug, den er selbst davon besorgt hat, allgemein nützlich wurde. Die nächste Veranlassung, weswegen diese Zeitschrift mit dem sechsten Band geschlossen wurde, hat die veränderte Lage des Vfs. gegeben. Da ihn aber diese Veränderung in den Stand setzt, sich ausschliessend der Landwirtschaft zu weihen; so glaubte er auch den Wünschen vieler entsprechen zu müssen, durch diese allgemeinen Annalen jene beschränkteren zu ersetzen, und solche nach einem umfassenderen Plane anzulegen.

Alle Aufsätze, die diese Annalen enthalten, nach der Reihe anzuzeigen, würde unzweckmässig seyn. Von Hn. *Th.* kann man vermuthen, daß er nichts ganz mittelmässiges aufnehmen, und daß es ihm nicht an guten Mitarbeitern fehlen werde. Wir wollen daher nur einige vorzüglich interessante Abhandlungen anzeigen, um diejenigen Landwirthe und Cameralisten, welche sich diese Zeitschrift noch nicht angeschafft haben, dazu aufzumuntern. Der erste Aufsatz entwickelt die Wünsche des Herausgebers, nach denen die ökonomischen Topographien, um die er angelegentlich bittet, möchten bearbeitet werden. Gewiss kann dem praktischen, wie dem theoretischen Ökonomen nichts lehrreicher seyn, als Beschreibungen einzelner Wirthschaften, oder Topographien ganzer Gegenden, oder treue Schilderungen der verschiedenartigen Methoden, nach welchen der Ackerbau betrieben wird. Dadurch allein läßt sich eine gründliche Übersicht erlangen von dem, was die deutsche Landwirtschaft geleistet, und was ihr noch zu leisten übrig bleibt. Wenn wir auf diesem Weg eine möglichst vollkommene ökonomische Methoden-Karte deutscher Landwirtschaft erhielten, so würden wir die Materialien besitzen, durch die ein dauerhaftes Lehrgebäude der Agricultur errichtet werden könnte.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

Aber freylich müssen sie nur von Kennern und erfahrenen Beobachtern gesammelt werden, die mehr nach Wahrheit, als nach Neuheit und Paradoxen zu haften, gewohnt sind. — Sodann liefert Hr. *Rixen* eine sehr vollständige Beschreibung des *Lehmens*, eine Operation, wodurch sich der Landbau im Holsteinischen ungemein verbessert. Schon itzt hat diese Operation die merkwürdige Folge gehabt, daß man große Strecken mit dem schönsten Weizen bestockt findet, auf denen vorher diese vorzügliche Getreideart nie gebaut werden konnte. Der Lehm, welchen man zu dieser Verbesserung der Länder braucht, muß, wenn er getrocknet wird, ins Weisse fallen, er muß mit kleinen Stücken weißer Kreide, oder Kalksteine vermischt seyn; an einigen Stellen erscheint er sogar mit fein gepulvertem Kalk vermischt. Er ist desto wirksamer, je mehr er mit Kalktheilen gesättigt ist. Der, welcher mit Säuren (S. 96) aufbraut, wird nicht geachtet. Bis jetzt war der Ertrag stark gelehmteter Felder auffallend, und so bedeutend der Aufwand dieser Operation immer seyn mag, so soll er sich doch im Kurzen mit Wucher ersetzen. Wir wünschen nur, daß bey derselben des vegetabilischen und animalischen Düngers nicht vergessen werde, um die Fruchtbarkeit nachhaltig zu machen. Denn wenn man sich auf das Lehmen allein verlassen will, so würden wohl die nämlichen üblen Folgen eintreten, die man schon öfter bey fortgesetzter Kalkdüngung erfuhr. Diese Bemerkung scheint auch Hn. *Rixen*, der I B. 7 Heft. No. 3 einige Nachrichten über das Lehmen im Holstein liefert, nicht entgangen zu seyn. Noch finden sich in No. 2 des 6 Hefts Nachträge und neuere Erfahrungen über das Lehmen, so daß man, wenn man diese drey Aufsätze mit einander vergleicht, sich einen gründlichen Begriff dieser Ackerverbesserung verschaffen kann. Aus allem erhellet, daß der beste holsteinische Lehm nichts anders als ein Kalk-Mergel, und der Erfolg seiner Anwendung derselbe sey, den der Mergel in einigen Gegenden Deutschlands vorläufig bewährt hat.

Höchst interessant ist I Band 1 Heft No. 3, um die neueren Methoden des Ackerbaus zu studiren, da hier Hr. *Th.* seine Wirthschaft zu Mögeln beschreibt. Dieses Gut besteht ungefähr aus 1000 Berliner Morgen. Dieser wirdes nach dem System der Dreyfelderwirthschaft bebaut, aber auf eine so wenig consequente Art, daß der Ertrag derselben immer mehr herabsank. Der neue Besitzer will nun nach und nach Wechselwirthschaft und Stalkütterung einführen. Mit Offenheit legt er in diesem Aufsatz den

D d d d

Plan vor, wie er zu diesem neuen System überzugehen gedenkt, und welchen erhöhten Ertrag er, wenn diese Einrichtung vollendet seyn wird, davon einzuerndten hofft. Die Berechnungen dieser Hoffnungen werden erst dann höchst lehrreich werden, wenn Hr. Th. in einigen Jahren die Berechnungen der Wirklichkeit liefern kann, die er mit gleicher Aufrichtigkeit zu geben verspricht. In No. 3 des Aprilhefts trägt Hr. Aug. Hofmann einige Zweifel gegen diesen Plan vor, die Hr. Th. eben so bescheiden in den untergesetzten Anmerkungen zu beantworten sucht. Da Hr. Th. die Schwierigkeiten bemerkte, welche bey Lesung landwirthschaftlicher Schriften aus dem verschiedenen Acker- und Getreide-Masse hervorgehen: so hat er darauf gedacht, ein Normalmaß ausfindig zu machen, das jedem Leser verständlich wäre. Zu dem Ende hat er den Berliner Scheffel in 1000 Theile getheilt, 100 bekannte Masse nach diesem Verhältniß berechnet, und dem zweyten Heft eine Tabelle darüber beygefügt, welche Bemühung ihm sehr zu danken ist. Eben so verfuhr er in der nämlichen Tabelle mit 33 bekannten Morgenmassen, indem er den Berliner Morgen in 1000 Theile getheilt, und solchen als Grundmaß angenommen hat. Die Bequemlichkeit dieser Methode wird durch ein Beyspiel verständlicher werden. Der Berliner Scheffel hält 2758 franz. Kubikzolle, welche Hr. Th. für 1000 Theile annimmt. Das fränkische Simmer hält 4200 franz. Kubik, oder $\frac{15}{16}$ des Berliner Scheffels. Es findet sich also auf den ersten Blick, daß es $1\frac{1}{2}$ Berliner Scheffel nur um ein unbedeutendes übersteige. — Die erste Nummer des 3 Hestes beschreibt die Wirthschaft des Hn. von Juel auf der Insel Thorfeng, von der Meisterhand des Herzogs Friedrich von Holstein Bekk gezeichnet. Dieses Gut auf der paradiesischen Insel Thorfeng ward in 7 Koppeln gebaut; da aber 4 derselben sehr weit ablagen, so hat der Besitzer dieser Insel solche vom Hauptgut getrennt, und zu einem Vorwerk gemacht, welches in 4 Schlägen gebaut wird, die übrigen 3 Koppeln hat er aber als Wechselwirthschaft behandelt, und in neun Schläge getheilt. Diese ganz nach dem Local berechnete Wirthschaftsänderung hat die glückliche Folge gehabt, daß jetzt 70 Arbeits-Pferde, 140 Kühe, 24 Stück junges Vieh, 30—40 Schafe, und im Winter 50—60 Mastochsen den Viehstand ausmachen, der vorher nur in 16 Arbeits-Pferden, 60 Kühen, 13 Stück jung Vieh, und 20—24 Schafen bestand. Eine zweyte sehr gesegnete Folge dieser Einrichtung ist ein um $\frac{2}{3}$ vermehrter Getreidebau gewesen. — Möchten doch Landwirthe, welche aller Neuerungen spotten, und immer nur den alten Schlendrian für das *non plus ultra* halten, solche Beyspiele beherzigen, und sie schweigend nachahmen!

Nicht minder anziehend ist die erste Nummer des 4 Hests: *Nachricht für die Gutsbesitzer Wirthschaft*. Ein eigenhändiges Manuscript des weiland geheimen Staats-Ministers Herrn Grafen von Podewills. Nachdem sich dieser große Mann von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, brachte er durch eigene

Administration Gufow in Ordnung, und übergab es dann einem Pächter, um seinen pommerischen Gütern dieselbe Wohlthat widerfahren zu lassen. — Wahrscheinlich ist dieser Aufsatz zur Instruction des Pächters verfaßt worden. Die Fortsetzung desselben findet sich im 5 Heft.

Die zweyte Abhandlung des 4 Hests von Hn. Pred. Vollbroth, über die hohe Verpachtung der Güter, als eine angebliche Ursache der jetzigen Theuerung, ist gegen einen Aufsatz der landwirthschaftlichen Zeitung gerichtet, der es den Gutsbesitzern zur Sünde anrechnet, ihre Güter nicht nur nicht selbst zu administrieren, sondern sogar an die Meistbietenden zu verpachten. Er nimmt daher die Pächter gegen die Administrationen in Schutz. In dieser Hinsicht ist Rec. mit dem Vf. einig, und giebt ihm gerh zu, daß sogar der Gutsbesitzer nicht selten mehr Vortheil davon zieht, wenn er sein Gut verpachtet, als wenn er es selbst bewirthschaftet. Aber man sollte doch auch bedenken, daß jeder Mensch einen bestimmten Beruf haben müsse, daß jeder, der Reiche wie der Arme, verpflichtet ist, zu arbeiten, und seine Kräfte und Talente nützlich zu verwenden, und daß Müßiggang — Mangel eines bestimmten Geschäftskreises ist aber um nichts besser als Müßiggang — in allen Ständen zu unmoralischen Handlungen führe, und daß es in dieser Hinsicht allen reichen Güterbesitzern nicht genug anempfohlen werden könne, ihre Besitzungen selbst zu bewirthschaften, um dadurch ihren Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beyspiel von Arbeitsamkeit, Thätigkeit, häuslicher Tugend zu geben. Diesen Aufsatz des Hn. Vollbroth sucht ein Ungeannter in der ersten Nummer des 7 Hests zu widerlegen, der bey diesem Anlaß die Dreyfelderwirthschaft in Schutz nimmt, und nicht selten mit Scharfsinn die Wechselwirthschaft, als einer nachhaltigen Fruchtbarkeit nachtheilig, anzugreifen sucht. Dieser Aufsatz ist nicht ohne Verdienst, nur schade, daß er seinen Gegner mehr mit Bitterkeit, als mit Mäßigung behandelt.

Ein ungemein interessanter Aufsatz findet sich unter No. 2 des 7ten Hests, nämlich die Beschreibung von Carolinen Reuth, eines vom Hn. Land-Jägermeister Freyherrn von Hardenberg neu angelegten Ökonomiegutes, auf dem dieser würdige Cavalier den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth das erste Beyspiel einer ächten Wechselwirthschaft mit ganzer Stallfütterung zu geben gedenkt. Hr. Ökonomie-Commissair Cranz, von dem sich auch im 7ten und 8ten Heft eine lehrreiche Beschreibung der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth in landwirthschaftlicher Hinsicht befindet — dem der Freyherr von Hardenberg zum Theil die Aufsicht über diese neue Unternehmung aufgetragen hat, schildert zuerst die Größe (115 Morgen, den Morgen zu 180 Rheinl. Quadratrathem) den Grund und Boden und das ganze Verhältniß der Lage dieses angenehmen, nur eine Stunde von Bayreuth entfernten Gutes, und legt dann den ganzen detaillirten Plan der neuen Eintheilung und Bewirthschaftung desselben vor. Es wird zu ei-

ner fleischschaffenden Wechselwirthschaft, mit Zugabe eines Luzernenschlags bestimmt, indem auch Mastung und Veredlung des Rindviehes durch sich selbst berücksichtigt werden soll. Dieser auf solide Grundsätze gegründete Plan, wird um so nützlichere Folgen haben, als der Flächeninhalt des Gutes nicht sehr ausgedehnt ist, und also ähnlichen Einrichtungen auf Gütern mittlerer Größe, die in Franken die gewöhnlichsten sind, zum Beyspiel dienen kann.

Dieser schönen Beschreibung folgt ein nicht minder trefflicher Aufsatz des Herrn Grafen von Pfeil: Beschreibung eines Übertritts aus der Dreyfelderwirthschaft, in Wechselwirthschaft, nebst angefügten dazu gehörigen Berechnungen. Die Vergleichung mit dem vorhergehenden Aufsatz lehrt, daß es zwar nicht leicht sey, ein neu angelegtes Gut nach dem letzteren System anzulegen, daß sich aber der Schwierigkeiten noch ungleich mehrere finden, wenn man aus der Dreyfelderwirthschaft, bey einem schon eingerichteten grossen Gute, in dasselbe übergehen will, ohne einige Jahre einen Ausfall von Revenuen zu leiden; und man wird in dieser Operation, wie solche der Hr. Graf hier selbst beschreibt, nicht nur den erfahrenen Landwirth, sondern auch den denkenden und sicheren Rechner bewundern.

Vorzüglichlicher Aufmerksamkeit werth ist die erste Nummer des VI Hefes: über die Durchwinterung der Schafe in freyer Luft, durch Hn. Trembicky. Man findet hier seine in dieser Hinsicht, nicht im Kleinen, sondern im Großen angestellten Versuche, sehr genau beschrieben. Mit einer besonderen Beharrlichkeit besiegte er die alten Vorurtheile, und besonders den Widerstand seiner Schäfer, die kaum da noch glaubten, wo sie schon Zeichen und Wunder sahen. Die Resultate dieser Versuche, die mit mehr als 100 Schafen auf einmal angestellt wurden, die sämmtlich ganze Winter hindurch, in der strengsten Kälte, unter freyem Himmel, selbst in der Lammzeit, aushalten mußten, beweisen nun deutlich, daß den Schafen das Einsperren im warmen Stalle höchst schädlich, und daß dieses Einkerkern die Mutter ihrer meisten Krankheiten sey, so wie hingegen die freye Luft, und selbst die strenge Kälte ihre Gesundheit stärkt, ihre Schwäche heilt, und ihre Wolle verfeinert. — Da in den neueren Zeiten manche ökonomische Schriftsteller soviel von Schlag- und Koppel-Wirthschaft sprechen, ja sie oft gar in der Fülle ihrer Begeisterung mit der Wechselwirthschaft verwechseln, und daher ganz falsche Begriffe davon im Umlauf gebracht haben: so muß es jedem Landwirth, der auch wissen möchte, wie es außer seiner eigenthümlichen Feldmarkung aussieht, sehr willkommen seyn, sich von einem der Sache ganz kundigen Manne darüber belehren zu lassen, und diesen empfehlen wir daher die erste Abhandl. des X Hefes: über Koppelwirthschaft, wie sie in Holstein betrieben wird, von Hn. Lange, ein Aufsatz, der dieser Zeitschrift zur Zierde gereicht.

Anfänglich lag es im Plane des Hn. Geh. R. Thaer, in diesen Annalen auch die neuesten, wenigstens die wichtigsten landwirthschaftlichen Schriften zu beur-

theilen. Allein er mußte diesem Voratz bald entsagen, wollte er vorzüglich nützlichen Abhandlungen den Platz nicht rauben. Übrigens kommen hier außer mehreren interessanten Abhandlungen, die eben sowohl eine Anzeige, als die eben genannten, verdient hätten, noch viele interessante Nachrichten und Notizen vor, und jedem Hefte ist eine Anzeige der Witterung des verfloffenen Monats, und des Standes der Saaten, und des Ertrags der Erndten, sowohl zu Moegelein, als in anderen Gegenden Deutschlands, meist von dem würdigen Herausgeber selbst, beygefügt.

S. H.

BERLIN, b. Gädike: *Die Ökonomie, oder vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege der anbauungswürdigsten Ölpflanzen und dem Proceß oder Verfahren sowohl hieraus als aus vielen anderen Producten Öl zu gewinnen*, nebst verschiedenen Mitteln, das erhaltene Öl von allem fremden Geruche zu befreyen, und dasselbe gegen das Ranzigwerden auf lange Zeit zu schützen. Von Dr. Phil. Franz. Breitenbach, königl. preuss. Senator und Marktherr, wie auch Privatlehrer der Cameralwissenschaften zu Erfurt. 1806. XXXIII und 455 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Noch immer ist es eine, wie es scheint, ganz ergiebige Speculation der Industrie-Schriftsteller, besonders in dem Fache der Ökonomie, über jede Kleinigkeit ein sogenanntes Ganzes oder einen vollständigen Unterricht zu schreiben. Ob es wirklich ein Ganzes — ein vollständiger Unterricht ist oder nicht, das kümmert die Herren Schreiber nicht. Sie haben ihren Zweck erreicht, wenn sie nur recht viel zusammengetragen, und ein dickes Buch geschrieben haben. Noch weniger denken sie aber bey ihrer Handarbeit an ein gewisses Publicum: was sie nur finden, rasen sie zusammen; es mag für den Gelehrten oder für den gemeinen Mann bestimmt seyn, — in ihrer zwecklosen Compilation muß es verträglich neben einander stehen. In der That ist diese Art von Treibung der Schriftstellerey ungemein leicht und bequem. Es bedarf dazu nur einiger Bücher und der Mühe des Abschreibens; eigene Kenntnisse und ein sorgfältiges Studium der Gegenstände mögen den Verfassern sehr überflüssig scheinen.

Die Ökonomie, die wir oben genannt haben, ist ganz ein solches Werk. Der Vf. zeigt nichts weniger als eine gründliche Einsicht in den Bau der Pflanzen, deren Kraut oder Gesäme Öl giebt; in die Kunst, das Öl daraus zu gewinnen; und in die Methoden, es vor dem Verderben zu bewahren und zu verbessern. Er giebt das nur wieder, was er in seinen Büchern gefunden hat, aber freylich nicht besser, als es von ihm verstanden worden ist. Wo seine Quellen reichlich flossen, da läßt er nun wieder reichlich fließen; wo jene arm waren, da ist auch er es. Eine genaue wissenschaftliche Erörterung, und eine vollständige Ausführung ist nirgends wahrzunehmen, der Unterricht ist bald gelehrt, bald gemein; und immer nur fragmentarisch.

In dem ersten und zweyten Abschnitte soll von den Gewächsen gehandelt werden, die Öl geben. Hier dehnt sich der Vf. so weit aus, daß er selbst unsere meisten inländischen Kleearten, ja — sogar die Steinhirse und den Durchwachs mit umfaßt. Seine Absicht ist dabey, zu dem Baue dieser Gewächse eine hinlängliche Anweisung zu geben; oft vergißt er aber, was er hat sagen wollen, und wirft nur das hin, was ihm eben beygefallen ist: von keiner einzigen Pflanze lehrt er daher die Cultur wirklich so, daß man sich dabey mit seinem Buche begnügen könnte. Der dritte Abschnitt ist der Gewinnung und nachherigen Behandlung der Öle gewidmet. Hier sagt er Anfangs etwas über die Verschiedenheit der ätherischen, brenzlichen und fetten Öle; darauf wendet er sich plötzlich zur Technologie der Ölbereitung, und scheint zwar darüber recht in das Detail gehen zu wollen, indem er sogar den Preisblock nach den gewöhnlichen Verhältnissen beschreibet; bald verläßt er aber diese Materie wieder, und lehrt die Bereitungsart von 108terley Ölar ten, von jeder Ölar t besonders — da die Bereitungsart der einen meistens so, wie die der anderen ist — mit einer tödlichen Weitläufigkeit. Zum Beschlusse folgen endlich die Recepte gegen das Ranzigwerden und zu Vernichtung des fremden Geruchs der Öle.

Rec. erkennt seine Verbindlichkeit, den Tadel, womit er dieses Breitenbachsche Buch belegt hat, zu

beweisen. Da er aber damit hier nur den Raum für lehrreichere Aufsätze beengen würde, so erbietet er sich dazu, wenn es der Vf. verlangen sollte, im Intelligenzblatte. Hier kann er nur noch einige Rügen hinzusetzen. S. 82 erzählt der Vf. daß man in England den Lein mit Säemaschinen in 6 bis 7 Zolle von einander abstehende Reihen säe. Rec. findet den Abstand der Reihen von einander für Flachs viel zu groß; erinnert sich auch, weder von seinem Aufenthalte in England her, noch aus englischen ökonomischen Büchern, daß man den Reihen diesen so großen Abstand von einander wirklich gebe. S. 97 warnt der Vf. zwar mit Recht vor dem Trocknen des Leinsamens im Backofen; er hätte aber dabey nicht unbemerkt lassen sollen, daß dieser Samen gleichwohl eine stärkere Trocknung, als die gewöhnliche ist, erfordert, wenn er nicht überliegen, sondern das folgende Jahr gleich wieder gesät werden soll. Der größere Hanf, den der Vf. nach S. 114 auf seiner Strasburgschen Reise gesehen hat, ist nach Rec. keine besondere Spielart, sondern die vorzügliche Größe hat in der Schicklichkeit des Bodens und der Behandlung ihren Grund gehabt. Wenn der Vf. S. 450 — 451 das Recept, das Öl länger brennend zu machen, mitzutheilen sich nicht enthalten konnte, so hätte er dabey doch durchaus bemerken müssen, daß es sich in der Anwendung nicht bewähre.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Altona, b. Hammerich: *Gedanken über Ackerbau und die wesentlicheren wirthschaftlichen Einrichtungen auf den Gütern und größeren Landbesitzungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* 1805. 88 S. 8. (8 gr.) Die Herzogthümer Schleswig und Holstein gehören mit unter diejenigen Länder, worin man in den letzten beiden Jahrzehnden die Umföhrung der alten Wirthschaftssysteme und die Einführung großer Verbesserungen mit am eifrigsten betrieben hat. Die Regierung hatte durch die mehrere Verbreitung von Freyheit und Eigenthum dazu vorbereitet; die Landwirthe hatten das aus England und selbst aus manchen deutschen Staaten aufgegangene neue Licht aufgefaßt, und sich der mächtigen Wirkung desselben hingegeben. Das erstaunliche Steigen der Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse brachte eine allgemeine Erregung und Kraft zu großen Unternehmungen hervor. Alles lebte und webte in der größten Anstrengung.

Die großen Güter stellten nach und nach die Wirthschaftsdienste ab, und setzten sich dadurch in die Nothwendigkeit, ihren Ackerbau zu vergrößern, um für das vermehrte Arbeitsvieh das Futter zu gewinnen. Der allgemein gewordene Futterkräuterbau änderte die bisherige Viehwirthschaft. Über die Bestimmung des Bestandes der Holländereyen mußten sich neue Grundsätze entwickeln. Das sogenannte Leimen (Befahren des Landes mit einem keimigen Mergel) kam auf; wurde, da es den Ertrag so auffallend erhöhte, gleich vom Anfange an ganz im Großen betrieben; änderte aber, da nach dem Leimen die Rappfaat am besten gerieth, den bisherigen Ackerplan gänzlich ab. Mit allen den Neuerungen konnte die alte Eintheilung in Schläge nicht mehr bestehen. Eine völlige Freyheit in der Behandlung der Felder wäre wohl die beste Auskunft gewesen; aber da diese doch auch ihre Bedenklichkeiten hatte: so mußte man sich wenigstens zu einer Verminderung der Schläge entschlie-

sen. Es konnte nicht fehlen, daß bey diesem Revolutionsweesen nicht die größten Fehler begangen wurden. Viele Revolutionäre hatten ja weder das alte noch das neue System gehörig erkannt; andere waren überhaupt nicht gewohnt, mit der nöthigen Umsicht zu handeln; andere ließen sich dabey nur von Neuerungsucht leiten; einige machte ihr zu großes Vermögen in ihren Entschliessungen zu rasch; und andere machte ihr zu kleines Vermögen zu furchtsam.

Nunmehr ist es also endlich Zeit, ehe man weiter geht, einmal zurückzufehn, um zu spähen, wo man es mit seinen Maßregeln getroffen, wo man gefehlt hat, wo man einhalten, oder zurückkehren muß, und wo und wie man nachhelfen und wieder gut machen kann. Die oben genannte kleine Schrift hat diesen Zweck, und erfüllt ihn auf eine ziemlich befriedigende Weise. Etwas neues und an sich interessantes kann und will sie nicht sagen; sie will die auf dem Schauplatze stehenden Landwirthe nur auf eine ernsthafte Betrachtung der Vergangenheit aufmerksam machen, sie zum Nachdenken, Vergleichen und Überrechnen bringen. Wenn hier nur Werke angezeigt werden dürften, die zur Vervollkommenung oder Verbreitung der Wissenschaft gereichen; so würden wir ihrer nicht erwähnt haben; aber da unter unsern Lesern auch Männer sind, die sich über ihre Angelegenheiten gern mit andern berathen; so haben wir ihnen diese Schrift in dieser Hinsicht nicht unbekannt bleiben lassen wollen. Dabey mögen wir jedoch manche Behauptung des Vfs. nicht in Schutz nehmen, als z. B. daß das Land nur eben so viele Jahre zu dreifachen, als es beackert worden; daß die Schifereyen nur in so fern in Betrachtung kommen, als es der mit der Gröfße der Besitzung in das Gleichgewicht zu bringende Hornviehstapel verstatte; daß der Schafzüchter nur eine unbedeutende Wirkung hervorbringe, und was dergleichen locale Vorurtheile mehr sind.

NEUE AUSLAGEN.

Berlin, b. Frölich: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhundert.* Von Joh. Christ. Aug. Baur. Prediger zu Güldengossa bey Leipzig, 3tes Bdchn., 2te Auflage. 1806. XVI und 224 S. 8. (16 Gr.) Auch unter dem Titel:

Ludwig der Vierte, König von Frankreich. Oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten. Nebst einer Schilderung seines Hofes. S. Recens. des 3 Bds. von der ersten Aufl. 1804. N. 153.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 M Ä R Z, 1807.

H O M I L E T I K.

MAGDEBURG, b. Keil: *Theorie der Popularität*. Von *Johann Christoph Greiling*, Prediger zu Neugattersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben. 1805. Vorr. XII, 164 S. 8. (14 Gr.)

So viel auch schon über Popularität gesagt worden, so fehlte es doch bisher an einer Schrift, die das hin und wieder Zerstreute unter einen Hauptgesichtspunct gebracht, und das Wesen der Popularität philosophisch aus Principien entwickelt hätte. Hierdurch allein wurde es möglich, nicht bloß eine Theorie der Popularität der Predigten, wozu in mehreren Schriften schätzbare und vollständige Materialien vorhanden sind, sondern eine Theorie der Popularität überhaupt zu liefern. Der Vf., bereits rühmlich bekannt, versichert, unabhängig von dem, was bereits vor ihm von Anderen geleistet worden, geschrieben zu haben, und hat seine Selbstständigkeit als Denker zu behaupten gewußt. Ist aber auch für denjenigen, welcher über diesen Gegenstand selbst nachgedacht hat, im Ganzen wenig Neues aus seinem Buche zu lernen: so wird doch selbst der Denker sich der Form desselben und des folgerochten Ganges, den der Vf. genommen, so wie einzelner schätzbaren Bemerkungen und Winke freuen. Und Predigern kann das Buch nicht genug empfohlen werden, da der Vf., selbst Prediger, hauptsächlich auf Popularität der Kanzelvorträge gesehen, und was sich auf diese bezieht, besonders hervorgehoben hat. Rec., der auf diesem Gebiete nicht für einen Fremdling gelten kann, hat es mehrere Male mit immer neuem Genusse gelesen.

Ein populärer Vortrag ist nach S. 46 „ein Vortrag an Ungelehrte über praktische Gegenstände des Lebens, gedacht in der concreten Vorstellungsart des gemeinen Verstandes, und dargestellt in der edlen Sprache des Lebens.“ Das Hauptverdienst, den der Vf. sich um die Theorie der Popularität erworben hat, besteht darin, daß er die von Anderen zwar nicht übersehene, aber doch nicht merklich genug ausgezeichnete Bedingung vorzüglich eingeschärft hat, daß ein populärer Vortrag *wissenschaftliches Denken* voraussetze. Denn findet nicht die gewandteste Handhabung der vorzutragenden Wahrheit und die entscheidende Macht über den Begriff *Satz* wie ist dann eine Vereinigung des wissenschaftlichen und gemeinen Denkens möglich, durch dessen Darstellung ist innerhalb des Horizontes des gemeinen Verstandes ja erst ein populärer Vortrag zu Stande gekommen! Dabhi

ist auch kein populärer Vortrag ohne Kunst denkbar, und der Vf. hatte sehr recht, den 55 §. mit den Worten zu beschließen: „aus Allem, was bis jetzt über Popularität beygebracht worden ist, erhellet zur Genüge, daß man mehr als Apolls Gaben und Mercur's Talente besitzen müßte, wenn man ohne Concept, ohne zu memoriren, einen kunstpopulären Vortrag halten wollte.“ So wenig Ausstellungen man aber an den aufgezählten Erfordernissen zu einem populären Vortrag machen kann, so bedenklich ist doch jedes *besondere Urtheil* über die Popularität, z. B. einer Predigt. Zwar unterscheidet der Vf. höhere und niedrigere Popularität, und sagt S. 97: „die höhere hat zu ihrem Gegenstande Resultate der Wissenschaften, z. B. die Moral, Religionsphilosophie, mithin höhere Begriffe und Grundsätze, wodurch der gemeine Verstand weiter gebracht wird, aber angesehen aus dem praktischen Gesichtspuncte, und nach dem obigen Grundriss verfinnlicht. Sie bezieht sich auf ein feiner gebildetes Publicum. Die niedrigere Popularität hält sich entfernt von wissenschaftlichen Eingebungen, und bleibt, so viel als möglich, bloß bey den Ansprüchen des gesunden Verstandes. Nur die erstere ist die eigentliche condescendirende Popularität der Kunst; die andere ist kunstlos und gemeinnützig.“ Aber eben deshalb ist es so schwer, jemanden als einen unpopulären Prediger zu verurtheilen, da ja bey der Behandlung der Materien so viel auf die Cultur der Zuhörer und auf den Standpunct ankommt, auf welchem sie sich befindet; und es muß dem Urtheil jedes Predigers, der die Bedürfnisse seiner Gemeinde kennt, überlassen bleiben, ob diese oder eine andere Art der Darstellung Eingang finden, und Nutzen zur Erbauung stiften werde. So recht nun der Vf. gegen *Garve* hat, der die Popularität in den bloßen Gebrauch setzte, den man von der Sprache mache, wenn er behauptet, das Problem der Popularität beruhe auf der Vereinigung zweyer ganz ungleichartiger Dinge, nämlich des logischen Volksinnes (concreten Denkens) mit der höheren, abstracten Erkenntnißart des Gelehrten; so kommt doch hier wieder Alles auf das Wie, auf die Form der Vereinigung an. Jenes, das Vereinigen der beiden angegebenen Denkart, ist die nothwendige Bedingung alles populären Denkens und Darstellens; aber von der Art und Weise, wie das im Bewußtseyn zusammengefaßte, abstracte und concrete Denken vor den Volksinn, vor die Gemeinde gebracht wird, hängt eben alles ab. Nur von dem, welcher in seiner Darstellung das richtige Verhältniß jenes vereinigten Denkens zu der Culturstufe seines Auditoriums

Eccc

derholte Anträge bestimmten ihn endlich, die Revision dieser beiden Bände vorzunehmen. Er bedauert, dazu nicht die gehörige Muse gehabt zu haben, versichert aber, daß keine Predigt ohne Verbesserung geblieben sey. Da die erste Auflage nur die Predigten über die Episteln der Sonn- und Hauptfest-Tage enthielt, mehrere Leser aber auch die Predigten über die geringeren Feiertage wünschten: so fügte Hr. V. diese als ein 3 Bändchen noch hinzu. Für die Besitzer der 1 Ausgabe hat dieses neue Bändchen den besondern Titel: *Predigten über die feiertäglichen Episteln des ganzen Jahres*. Es enthält, außer den Predigten am 2 Oster- und Pfingsttage, Predigten an den sogenannten Aposteltagen. Der Ausdruck *feiertägliche* kann manchen irren, da ja auch der erste Ostertag, der Himmelfahrtstag und mehrere, die, doch in den beiden ersten Bänden aufgenommen sind, Feiertage heißen. Versteht Hr. V. unter Feiertage nur die Aposteltage, so sind ja der zweyte Oster- und Pfingsttag keine Aposteltage. Es war nöthig diese zu bemerken, damit jeder wisse, was er in diesen drey Bänden finden könne. Man findet also darin Predigten über die Sonn- und über die grösseren und kleineren Festtage der lutherischen Kirche, mit Ausschluss der dritten Feiertage an den drey hohen Festen, und des grünen Donnerstags, die vermuthlich im Nürnbergischen nicht gefeyert werden. — Die Predigten sind über die Episteln gehalten, bis auf die am Feste Mar. Verk., der ein freyer Text zum Grunde liegt, was wir auch nicht missbilligen können. — Rec. kann diese Predigten allen denen, welche eine interessante Unterhaltung über sehr interessante religiöse und moralische Gegenstände gern wünschen, mit Recht empfehlen. Ausgesuchte Themata, mehr frey, als mit ängstlicher Rücksicht auf logische Ordnung, aber keinesweges ohne Ordnung, in einer edeln, blühenden, kräftigen, und doch für ein gemischtes Publicum berechneten Sprache, würdevoll ausgeführt; liberale Ansichten der abgehandelten Wahrheiten, ohne aber im Mindesten den Charakter biblisch-christlicher Ansichten zu verleugnen, und eine fast immer treffende Anwendung derselben auf die geistigen und sittlichen Bedürfnisse der Zuhörer: dies ist's hauptsächlich was den grössten Theil dieser Arbeiten vor so vielen ihres Gleichen rühmlichst auszeichnet. Wenn Hr. V. auch ein guter Declamator ist, so müssen seine Vorträge auf seine Zuhörer gewiss einen grossen Eindruck machen, da sie schon bey dem Lesen den Geist so festhalten, und in mehreren Stellen das Gemüth stark bewegen.

Wollten wir die interessantesten Themata aus diesen drey Bänden hier ausheben, so müßten wir sie fast alle abschreiben.

J. J.

- 1) GLOGAU, b. Günter: *Predigtenwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia*. Genehmigt vom hochwürd. Generalvicariat-Amte zu Breslau. Erste Abtheil. 1806. 290 S. 8. (18 Gr.)
- 2) LIXONITS und LEIPZIG, b. Stegert: *Ausführliche Predigtenwürfe über Luthers Katechismus, verbunden mit freyen Texten*. Ein Hülfsmittel für den-

kende Prediger. 1806. XIV und 140 S. 8. (18 Gr.)

Die *Vorrede* zu No 1 enthält laere Phrasen — als: „Der Wohlklang einer blumenvollen Rede kann vielleicht eine kleine Zahl gebildeter (?) Zuhörer ergötzen; aber die grosse Menge kann dem Redner nicht folgen“ u. dgl. — vor denen die Vorreden sich desto mehr hüten sollten, da sich darnach leicht ein nachtheiligeres Urtheil über die Schrift bilden könnte, als sie verdient. Die *Entwürfe* selbst haben, ausser dem, daß sie darin oft vorkommenden *Gedankenstriche* selten als Aufforderungen zu einer tieferen Meditation für den Leser angesehen werden dürfen, indem sich ihm diese allzugesällig darbietet, — manches Gute. Sie können häufig dazu dienen, ein fruchtbares Verstehen des Textes zu befördern, und knüpfen an diesen meist praktische religiöse Betrachtungen in einer nicht verwerflichen Methode an. Freylich könnten die *Themata* oft weniger gemein seyn — z. B. „die Freude des Christen über die Geburt Jesu, von der Kleinmüthigkeit in Widerwartigkeiten“ u. a.; die Begriffserläuterungen weniger dürftige Worterklärungen — z. B. „wir sagen von einem Menschen, er habe Muth, wenn er in Gefahren — nicht erschrocken, nicht furchtsam ist,“ welches ungefähr so viel sagt, als: ein Mensch hat Muth, wenn er nicht muthlos ist; — die Disposition könnte natürlicher geordnet (es muß z. B. S. 260 dem inneren Zusammenhange der Gedanken nach II vor I stehn,) und der Ausdruck schicklicher gewählt seyn, (wer versteht es, wenn unter den Quellen der Kleinmüthigkeit (des Kleinmuths) „Mangel an Duldsamkeit“ aufgeführt wird?): dessen ungeachtet kann derjenige, der an eigenen Gedanken arm ist, indem er sich der ihm hier angebotenen bedient, bey einiger Selbstthätigkeit lernen, einen gegebenen Text für ein Auditorium, das keine zu hohen Forderungen macht, nach einem darin vorliegenden Hauptmomente zu zergliedern, und daraus eine gesunde ascetische Nahrung zu bereiten.

Außerdem, daß No. 2 es den zum Selbstdenken geneigten Predigern auch zu leicht macht, hat die Schrift das Verdienst, daß die darin gegebenen Entwürfe im Ganzen eine richtige und praktische Ansicht der Religionswahrheiten nach Luther befördern helfen. Die Abhandlungen sind übrigens nicht gleichmässig vertheilt. Über manchen Abschnitt werden unerwartet viele Materialien gegeben; über andere, z. B. die Lehre von der Beichte, hätten wir mehr als einen einzigen Entwurf zu lesen gewünscht. Bey der grossen Vorliebe des Vfs. für die bekannte Methode, wonach der erste Theil die Erläuterung eines Dogma, der andere die Anwendung enthält, hätte auf eine innigere und genau anschliessende Verbindung beider mehr Bedacht genommen werden müssen. Oder vermuthet man, wenn im ersten Theil die Frage beantwortet wird: wodurch hat uns Jesus erlöst? — daß bey der Anwendung im zweyten ausführliche Regeln über das Bibellefen gegeben werden? — Überhaupt hätte in mehr als einer Rücksicht die Methode mehr Abwechslung und die Behandlung mehr eigenenthümlichen Geist getragen. NA.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M Ä R Z, 1 8 0 7.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Schmidt: *Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo, besonders des auf derselben errichteten Negerreichs.* Aus dem Englischen des Markus Rainsford Esq. vormaligen Hauptmanns bey dem dritten westindischen Regimente. Mit einem Kupfer. 1806. X und 427 S. 8. (2 Thlr.)

St. Domingo ist zwar gegenwärtig von sehr geringem Einfluß auf Europa, allein sie war der Zunder, welcher den jetzigen fürchterlichen Krieg zwischen England und Frankreich anzündete, wenn es wahr ist, was von Verschiedenen behauptet wird, daß England lieber einen neuen Krieg mit Frankreich anfangen, als dieses Reich in dem Besitze der schönen fruchtbaren Insel sehen wollte. Sie stellt uns auch das erste Beyspiel eines von Negern und farbigen Menschen bewohnten Staates vor, die unter Europäern aufgewachsen und zum Theil von Europäern abstammend alle Abhängigkeit von Europäern verschmähen, und die von ihnen erlernten Künste, Kenntnisse und Sprache zur Behauptung ihre Freyheit anwenden wollen. Der Geschichtsforscher sammelt sorgfältig alle Nachrichten, die er über die Entstehung eines so merkwürdigen und in seiner Art einzigen Phänomens aufreiben kann, und er würde Einseitigkeit verrathen, wenn er die als Feinde der ehemaligen Beherrscher von St. Domingo, der Franzosen, bekannten Zeugen vom Verhör ausschließen wollte. Dies kann nur in dem Fall geschehen, wenn sie sich durch offenbare Unwahrheiten oder durch leidenschaftlichen Ton verdächtig machen. Ein solcher Vorwurf trifft nicht den gegenwärtigen Vf. Er hat zwar gegen die Franzosen gekochten, aber er ist nicht durch Vorurtheile und unverföndlichen Haß geblendet worden, alles in einem falschen und seinen ehemaligen Gegnern nachtheiligen Lichte zu betrachten. Er schreibt mit der Ruhe und Unbefangenheit, die den Schriftstellern, die die Wahrheit suchen, eigen zu seyn pflegt, obgleich er den Charakter eines Briten nicht verleugnet hat. Er ist dazu eine Zeitlang auf der Insel gewesen, war mit einigen der Häupter der Revolution persönlich bekannt, und zeigt sich als einen geschickten, nachdenkenden und humanen Mann. Ein Stimmrecht in dieser für die Menschheit so interessanten Geschichte kann ihm nicht abgesprochen werden. Die Zukunft wird den Grad der Wahrheit und Zuverlässigkeit, der ihm beizulegen ist, näher bestimmen. Ihm in allen Stücken blindlings zu folgen, würde so Unrecht seyn; J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

als sein Zeugniß zu verwerfen, weil er auf den Antillen gegen die Franzosen gedient hat. Ein solches Urtheil würde den ganzen Stand der Officiere, denen Ehre ein unverbrüchliches Gesetz seyn muß, schänden. Wir referiren nur aus ihm, und der Leser selbst mag entscheiden, ob und in wie weit durch ihn die dunkle Geschichte der großen Ereignisse auf St. Domingo, deren Folgen erst unsere Nachkommen erfahren werden, entschleiern ist.

Der Vf. hat sein Werk in 6 Kap. eingetheilt. Im ersten erzählt er die Geschichte der Insel von der Entdeckung durch Columb bis 1789, wo sie im höchsten Wohlstande blühte. Robertson, Raynal, Edward, Charmilly sind die Gewährsmänner. Für den Stifter der Kolonie kann man den 1673 verstorbenen Gouverneur d'Ogeron halten, unter dem Cap François gegründet worden ist. Häute und Taback waren die ersten Handlungsartikel. Darauf fing man an Indigo und Cacao und nachher Baumwolle zu bauen. Obgleich im ryswicker Frieden der westliche Theil förmlich an die Franzosen abgetreten wurde, so war doch die Grenzlinie des spanischen Antheils in Osten nicht genau genug bezeichnet, und ein großer Theil der Kolonie in Süden unbesetzt, der von einer französischen Compagnie urbar gemacht wurde. So wie sich der Wohlstand der französischen Kolonie vermehrte, so verminderte sich der der spanischen. Den Zänkereyen zwischen beiden machte die 1776 neu gezogene und genau bestimmte Demarcationslinie, wodurch die französischen Besitzungen um ein beträchtliches verringert wurden, auf immer ein Ende. In dem J. 1754 hatte die französische Kolonie so sehr zugenommen, daß der Werth ihrer Producte 1,261,469 Pf. Sterlinge betrug, und für nicht weniger als 1,777,509 Pf. Sterlinge importirt wurde. Von der Zeit an ist, hauptsächlich in den siebziger Jahren, wie der Übersetzer zeigt, der noch mehr ins Detail gehende Angaben gesammelt hat, der Flor der Kolonie so sehr gestiegen, daß die Verwunderung der übrigen Antillen und des Mutterlandes erregte. Über die allmählichen Fortschritte dieses Flors, und über den Gang, den der Anbau verschiedener Producte genossen, die Länder, woher sie gekommen, die Pflanzen, durch welche sie eingebracht sind, die Versuche, die man gemacht, vermissen wir Nachrichten, die doch unferes Bedünkens in einer besonderen Geschichte der Insel nicht fehlen sollten. Hier hätte sich der Fleiß des Übersetzers, J. Friedrich Hermann, auf eine rühmliche Art zeigen können. Eine sorgfältigere Umsicht dessen, was vor Rainsford über St. Domingo geschrieben ist, würde ihn mit einer 4

Ffff

gründlich als berechtigt geschriebenen Abhandlung des Senators *Gregoire* in *Memoires de l'Institut national des Sciences et Arts. Sciences morales et politique Tome IV. p. 45—75* bekannt gemacht haben, worin der berühmte Dominicaner-Mönch Bartholomäus las Casas gegen den Vorwurf, den ihm Herrera zuerst, und nachher viele andere, unter welche auch *Rainsford* gehört, gemacht haben, daß er, statt der von ihm in Schutz genommenen Indianer, Afrikaner zu sklavischen Arbeiten zu holen und zu gebrauchen, gerathen hätte, vertheidigt wird. In der Beschreibung der Insel fängt der Vf. mit dem spanischen Antheil an, wovon er nach Charmilly die Volkszahl nur zu 60000 angiebt, (um mehr als die Hälfte kleiner nach unsern geographischen Compendien) unter denen nur 2000 Weiße, 30000 Neger, und der Rest farbige Leute von allen Graden gewesen seyn sollen. Die Topographie ist sehr ausführlich, und wir führen nur daraus an (denn eines Auszugs ist sie nicht fähig), daß der Unterschied zwischen der französischen und spanischen Kolonie groß ist, in der ersteren jede Art von Bewohnern wimmelt, und die Industrie in den freundlichsten Gestalten erscheint. Die Mulatten lebten hier in glücklicheren Umständen, und waren daher auch zahlreicher als in den übrigen Inseln. In dem Mutterlande wurde aber ihre niedrige Geburt nie vergessen. Die Neger waren zu keiner unerträglich harten Arbeit verdammt, sie wurden aber doch als Wesen behandelt, die tief unter den gewöhnlichen Menschen ständen. In Ansehung der mancherley Producte und ihrer Gewinnungsart verweist der Vf. auf andere Bücher. Hr. Hermann hat diesen Mangel einigermaßen ergänzt.

Das zweyte Kap. schildert den Ursprung des Revolutionsgeistes, der um 1789 zu herrschen anfangt. Die Neger, denen bey allen ihren Lasten und unvorsichtigem Betragen doch Güte und Edelmut zugesprochen wird, konnten von ihren Herren nach Gutdünken bestraft und erwürgt werden, und es war fast gar kein Gesetz vorhanden, das ihren Mißhandlungen Grenzen setzte. Wie wenig der sogenannte *Code Noir* hierzu hinreichte, zeigen die Excerpte daraus in Zimmermann's Annalen der Geographie und Statistik (456). Die Pflanzer, statt sich durch Tugend und moralische Stärke Ansehen und Achtung zu verschaffen, waren schwache Wollüstlinge, die sogar in den Armen der weiblichen Feldarbeiter den Anstand aus den Augen setzten. Das böse Exempel der Lasterhaftigkeit und Sittenverdorbenheit, das die Pflanzer ihren Sklaven gaben, hatte auf diese den nachtheiligsten Einfluß, und machte sie liederlicher als auf irgend einer der brittischen Inseln. Die Kreolen-Sklaven blickten auf die aus Afrika eingeführten Neger mit Verachtung herab, wurden aber von den Mulatten, die von hellerer braunerer Farbe waren, mit Geringschätzung angesehen. Sie alle aber waren von dem Umgange mit den Weißen ausgeschlossen, unter denen auch das schöne Geschlecht die ihm natürliche Sanftheit vergaß. Als im Mutterlande Berathschlagungen zur Verbesserung der innern Angelegenhei-

ten angestellt wurden, hielten gegen die Wünsche besonnener Männer, und gegen das Verbot der Regierung ungestüme Landbesitzer Provinzial- und Gemeinde-Versammlungen, um aus ihrer Mitte Abgeordnete zur Legislatur zu wählen. Achtzehn Deputirte wurden auserlesen, um die Insel in der Versammlung der Generalstaaten zu repräsentiren. Zwölf davon wurden in Frankreich nicht anerkannt, und sechs erhielten den Zutritt nur mit Mühe. Vorzüglich aber wurde der Geist des Aufruhrs in den Negern durch die Beredsamkeit erzeugt, womit die *Amis des Noirs*, ohne dazu von den Negern beauftragt zu seyn, und ohne andere als gute Absichten zu haben, das Elend der Sklaverey schülderten.

Das dritte Kap. entwickelt die allmählichen Fortschritte und völlige Begründung der Unabhängigkeit auf St. Domingo. Durch die Erklärung der Menschenrechte, welche die Nationalversammlung den 20 Aug. 1789 publicirte, entstand eine allgemeine Gährung unter den Pflanzern, die den nachtheiligen Eindruck, den sie auf die Neger machen würde, ahndeten. Man wollte dem Übel von Seiten des Mutterlandes dadurch entgegen arbeiten, daß man durch den Gouverneur der Insel eine Versammlung berufen ließe, die die inneren Angelegenheiten in Ordnung bringen sollte. Sie faßte ein Decret ab, das der Kolonie größere Rechte einräumte, als jemals irgend eine Kolonie gehabt hatte, und einige Mitglieder, von dem Wohlstande der Insel verblindet, schlugen vor, sie für independent zu erklären. Eins von den Mitgliedern, Herr Charmilly, wollte 3 Jahre nachher die brittische Regierung vermögen, von einem Theile der Landeigenthümer die Huldigung anzunehmen. Über das Decret entstanden Uneinigkeiten. Einige Einwohner kündigten der Versammlung allen Gehorsam auf, und baten den Gouverneur, sie aufzulösen. Der Gouverneur proclamirte auch ihre Auflösung, nannte sie Verätheriey, und drohte, sie zur Strafe zu ziehen und Feindseligkeiten gegen sie anzufangen. Die Versammlung foderte hingegen das Volk auf, zum Schutz seiner Repräsentanten die Waffen zu ergreifen. Die westliche und südliche Provinz gehorchte der Aufforderung, die nördliche hielt es aber mit dem Gouverneur. 85 Mitglieder der Generalversammlung faßten plötzlich den Entschluß, nach Europa zu gehen, um für ihre künftigen Mafsregeln Unterstützung auszuwirken, und durch Entschuldigung dessen, was vorgefallen war, auszumitteln, daß kein Menschenblut vergossen würde. Bald nach ihrer Abreise kam ein Mulatte *Ogé* aus Paris zurück, der in den mit der Muttermilch eingefogenen Vorurtheilen gegen die Weißen durch den Umgang mit den Freunden der Schwarzen bestärkt war, und den Robespierre und andere heftige Mitglieder als ein Werkzeug gebrauchten, ihre Pläne zu Gunsten der farbigen Leute auszuführen. Er warf sich zu einem Protector der Mulatten auf, und ernannte seine Brüder zu seinen Lieutenants. Die von ihnen mit Ermordung zweyer Weißen, und grausamer Bestrafung derer von ihrer eigenen Farbe, die nicht gemeinschaftliche Sa-

ehe mit ihnen machen wollten, angefangene Empörung wurde durch ein Corps regulärer Truppen, das gegen sie ausgeschickt wurde, bald gestillt, liefs aber eine heftige gegenseitige Erbitterung in beiden Parteyen nach, welche bald darauf ein angekommenes Decret der Nationalversammlung, worin das Betragen der General-Versammlung auf St. Domingo stark getadelt, ihre Beschlüsse für null und nichtig, und die Mitglieder für unfähig zu ferneren Diensten erklärt wurden, vermehrte. Der Unwille wurde noch gröfser, als man erfuhr, dafs die 85 Deputirten in Paris verhaftet wären. Dazu kam, dafs an die Stelle des bisherigen Gouverneurs Peynier der General Blanchelande gesetzt wurde, der sogleich mit vieler Kraft gegen die Ruhestörer verfuhr. Die Theilnehmer an der Rebellion des Ogé, die in das spanische Gebiet gestücht waren, wurden zurückgefordert, ausgeliefert, und das ihnen vor Gericht zuerkannte Todesurtheil an ihnen vollzogen.

Das Volk wurde aber dadurch nicht zurückgehalten, seinen Unwillen gegen die, welche es für die Anstifter der scharfen Massregeln hielt, blicken zu lassen, und die Regimenter, die die weisse Feder, das Zeichen des Royalismus, getragen hatten, vertauschten sie gegen die Nationalkokarde. Ein Oberster, Mauduit, der durch die Wegnahme der Fahne die Nationalgarde beleidigt hatte, wurde von seinem eigenen Regimente als er sich geweigert hatte, wegen dieser That die Garde um Verzeihung zu bitten, mit Bayonettstichen umgebracht. Ein neues Decret veranlafste wegen seines zweydeutigen Sinnes die Absendung anderer Deputirten, und nun beschlofs die Nationalversammlung, uneingedenk der vorigen Acten, dafs die farbigen Leute mit den weissen Landbesitzern gleiche Rechte und Sitz und Stimme in der Kolonialregierung, hätten. Das unerwartete Decret vereinigte die Weissen aller Parteyen gegen die Regierung, und der Gouverneur versprach der beunruhigten Kolonialversammlung, die Ausführung des Decrets zu suspendiren, wenn es ihm zugesendet werden würde. Mittlerweile bemerkten die Neger, dafs sie in den bisherigen Decreten mit Stillschweigen übergegangen wären, und da es ihnen nicht entgangen war, dafs die Streitigkeiten ihrer Gebieter sich mit Beleidigungen angefangen hatten, ahmten sie dieses Beyspiel nach, und ermordeten in der Nähe von Cap François alle Weissen ohne Unterschied. Sie wurden zwar von einem Detaschement der Miliz und Linientruppen, die man ihnen entgegen schickte, geschlagen, allein es trat bald ein anderer Haufen an ihre Stelle. Die ganze Ebene des Caps und des Districts Grande Riviere wurde den Verheerungen der Neger Preis gegeben, und die unglücklichen Bewohner starben unter den ausgesuchten Qualen, und nachdem sie die viehischsten Lüfte der Sieger vorher befriediget hatten. Sobald Cap François einigermafsen besetzt war, beschlofs man, wieder angriffsweise gegen die Neger zu verfahren. Die Amerikaner führten ihnen Munition zu, die sie gegen Zucker und Rum ihrer Herren eintauschten. In 2 Monaten kamen über

2000 Weisse um, und 180 Zucker- und 900 Kaffee-Baumwolle- und Indigo-Pflanzungen waren zerstört. Von den Empörern fanden über 10000 ihren Tod, aufser mehreren Hunderten, deren Hinrichtung das Gesetz befohlen hatte. Aus der nördlichen Provinz verbreitete sich die Rebellion in die westliche, wo die Empörer grossentheils aus farbigen Leuten bestanden, zu denen sich gegen 600 Neger gesellen. Zwischen den Mulatten und den Einwohnern zu Port au Prince kam ein Vertrag zu Stande, der von der Generalversammlung im Cap genehmigt, und noch weiter ausgedehnt wurde. Ein neues Unglück brach über die Kolonie aus, als der Widerruf des zu Gunsten der Mulatten gegebenen Decrets von der Nationalversammlung bekannt wurde. Da die Mulatten die Weissen beschuldigten, diesen Widerruf bewirkt zu haben, und sie daher einer Doppelzüngigkeit zeihen zu können glaubten: so griffen sie unverzüglich zu den Waffen, und bemeisterten sich der Stadt Port St. Louis. Die Neger stiefsen zu den Mulatten, und die mörderischen Gefechte kosteten vielen Menschen das Leben. Von den drey Commissarien, die aus Paris angekommen waren, die bürgerlichen Angelegenheiten zu reguliren, reiste einer bald wieder zurück, die beiden anderen zankten sich mit dem Gouverneur. Die Commissarien rückten nun mit der Erklärung hervor, dafs das Mutterland die Neger freygesprochen hätte. Ein blutiges Gemetzel entstand zwischen den Parteyen, und sowohl der Gouverneur als die Commissarien flüchteten auf die Schiffe. Der erstere mit seiner Partey begab sich nach Nordamerika. Einige der vornehmsten Pflanzer, die in der Kolonie zurück geblieben waren, schickten aus ihrer Mitte Hn. Charmilly nach London, um die Insel unter den Schutz der brittischen Regierung, die nun schon im offenen Kriege mit Frankreich begriffen war, zu stellen. Das brittische Ministerium überliefs es dem Gutbefinden des Gouverneurs von Jamaica, in wie weit er es für dienlich oder thunlich hielt, die Wünsche und das Begehren der Pflanzer zu realisiren. Hr. Charmilly suchte darauf den Gouverneur zur Theilnahme zu bewegen. Die Commissarien setzten der gefürchteten Invasion die noch übrigen Truppen, die Weissen, die es mit ihnen hielten, und die Negerklaven entgegen, welche daher in einer förmlichen Proclamation für freye Bürger erklärt waren. Die aus Jamaica abgesandten Truppen, 870 Mann stark, bemeisterten sich gleich nach ihrer Landung der Küste von Jeremie bis an den Hafen und die Festung St. Nicolas, mit Ausschliessung der Stadt, die republikanisch gesinnt war. Der von dem Obersten Whitlocke gemachte Versuch, den General Laveaux durch ein Anerbieten von 5000 Pf. Sterling zur Übergabe der Stadt Port Paix zu bewegen, wurde von diesem mit der Verachtung abgewiesen, womit ein Mann von Ehre und Pflichtgefühl solchen Zumuthungen widerstehen mufs. Acht Monate lang hatten die Briten auf der Insel sich mit abwechselndem Glücke herumgeschlagen, ehe eine auch zur Belebung des Muthes der Kolonisten nöthige Verstärkung aus Großbritannien eingetroffen war.

Endlich kamen 3 Regimenter an im May 1794, und die Eroberung der Hauptstadt Port au Prince war die Folge dieses glücklichen Ereignisses. Von den Vortheilen, die man erfochten hatte, wurde weiter kein Gebrauch gemacht, als dafs man die *Gewinnfucht befriedigte*, wie sich der Vf. ausdrückt. Die ganze Insel konnte mit dem Beystand von 3000 bewaffneten Einwohnern, die sich freywillig anboten, unterwürfig gemacht werden. Allein von dem Punct an, da die brittische Macht die grösste Höhe erreicht hatte, fing sie auch an wieder abzunehmen. Bald nach Ankunft der Fregatte Experiment, die noch einige Compagnien der vorher gelandeten Regimenter brachte, stellte sich das gelbe Fieber ein, und raffte in den nächsten zwey Monaten 40 Officiere und 600 Soldaten hinweg. Die meisten der eingenommenen Plätze geriethen in die Hände der Farbigen und Neger. Die Angst und das Mißtrauen der Kolonisten nahm zu, je mehr die brittische Armee zusammen schmolz, und je länger die gehoffte Verstärkung ausblieb. Truppen kamen zwar an, aber sie fanden hier bald ihr Grab. Selbst der General Williamfon, Gouverneur von Jamaica, der als Oberbefehlshaber aller brittischen Besitzungen zu Port au Prince 1795 im May landete, fand die Hindernisse so mannichfaltig, dafs er durch den Generalmajor Förbes bald im Commando abgelöst wurde. Die 7000 Mann Verstärkung, welche 1796 aus Europa abgeschickt war, konnte den brittischen Waffen keinen Sieg verschaffen. Auch General Simcoe fand 1797 die Lage der Sache für England so mißlich, dafs er noch in demselben Jahre heimkehrte. In Europa war das brittische Ministerium zu sehr beschäftigt, als dafs es auf die Insel die gehörige Aufmerksamkeit wenden konnte und dem Nachfolger wurden keine wirksamen Mittel, den Ruhm der brittischen Waffen wieder herzustellen, gegeben. Die Besitzungen kosteten jährlich 300000 Pf., und die Einkünfte waren auf 100000 Pf. gesunken. Der General Maikand übergab alle Besitzungen, und die schwarzen Kolonietruppen an den Neger-General Toussaint. St. Domingo wurde von England als eine neutrale Macht angesehen, das allen Ansprüchen darauf entsagte. Gegen die Kraftäusserungen der Einwohner waren die Mittel, welche die Britten zur Eroberung der Insel anwendeten, zu geringe. Wahrscheinlich würde das starke Heer, welches man gestellt hatte, gegen die kraftvollen empörten Neger den Kürzeren gezogen haben. Der erste Neger, welcher commandirte, Jean François, hatte schon die Vorsicht gebraucht, die, welche im Kriege nicht zu gebrauchen waren, und die Weiber und Kinder, mit dem Ackerbau zu beschäftigen. Am meisten zeichnete sich unter den Negeranführern Toussaint aus, der sich am spätesten erklärte, und durch sein kluges Betragen und die Regelmäßigkeit in seinen kriegerischen Unternehmungen die übrigen verdunkelte. Von den edlen Zügen seines Charakters heben wir nur diesen aus: *er verstattete nicht das grausame Betragen, das sich die brittischen Soldaten zu Schulden kommen liefsen, und das selbst von den Kolonisten, ihren Aliirten, gemißbilliget wurde, auf eine noch grausamere Weise zu vergelten.* Als Rec. dieses las, wufste er nicht, ob er mehr die Humanität des

Neger-Generals, oder die Offenheit des Britten rühmen sollte. Wahrlich, Beyspiele solcher Menschen rufen die Heiterkeit zurück, die von uns fliehet!

Das vierte Kapitel schildert die Sitten auf St. Domingo zur Zeit der Gründung ihrer Unabhängigkeit, und erzählt die Schicksale, welche der Vf. bey einem Besuche auf der Insel erlebte. Die Weissen hatten in den Städten, wo sie am zahlreichsten gewesen waren, abgenommen, und die Neger sich auf eine erstaunende Art vermehrt, die sich indeß leicht erklären läßt, wenn man erwägt, dafs die Negerweiber ein behaglicheres Leben führten und die Arbeiten sich vermindert hatten. Der Vf. auf einer Reise von Jamaica nach Martinique wurde durch Sturm nach Cap François verschlagen, und weil er es nicht für rathsam hielt, nach kurz vorhergeschlossnem Frieden als Engländer erkannt zu werden, so gab er sich für einen Amerikaner aus. Die Stadt schien sich von einer Stadt der Weissen nur durch die schwarze Farbe der Einwohner zu unterscheiden. Die Spuren der Verwüstung waren aber noch allenthalben sichtbar. In dem Hotel de la Republique herrschte unter den Anwesenden die grösste Gleichheit, und selbst Toussaint safs nicht oben am Tische, wenn er hier speiste. Ganz anders war es auf dem Musterungsplatze, wo streng auf Rang und Subordination gehalten wurde. Die Manövers der Soldaten geschahen mit einer Ordnung, Geschwindigkeit und Gewandtheit, die jeden europäischen Soldaten in Verwunderung setzen würde. Von den Negern, die vorher in der niedrigsten Slavery lebten, bekleideten verschiedene sehr ansehnliche Ämter, oft waren diese von Freynegern und Mulatten besetzt, die vorher schon in günstigeren Umständen gelebt hatten. Unter den höheren Ständen herrschte viel Luxus in dem Ameublement der Häuser, viel Frohsinn an der Tafel, und überhaupt viel Lebensgenufs. Die Männer lebten zufrieden mit den Weibern, und der Haß, welchen vorher die verschiedenen Farbenndarstellungen erzeugt hatten, schien sich verloren zu haben. Auf der Schaubühne standen die schwarzen Schauspieler den weissen, die noch aus der französischen Schule waren, an Talenten nicht nach. Die Neger von dem niedrigsten Stande lebten in vollkommener persönlicher Freyheit, und erfüllten ihre, der Gesellschaft schuldigen, Obliegenheiten mit vieler Bereitwilligkeit. In ihren Hütten hatten sie sich Bequemlichkeiten verschafft, die sich zum Theil aus den unruhigen Zeiten herfschrieben. Hundesfleisch war noch ein Lieblingsgericht. Ein Mefsbuch und Volney's Reisen fand der Vf. in der Hütte eines gemeinen Arbeiters, der mit drey Frauen, wovon zwey ausser seiner Hütte wohnten, 13 Kinder erzeugt hatte. Der Landbau schien nach sehr richtigen und billigen Grundsätzen betrieben zu werden. Die mehr als 60000 Mann, die sich häufig in der Ebene des Caps versammelten, und in den Waffen übten, hielten vortreffliche Mannszucht. Als das Schiff, auf welchem der Vf. angekommen, ausgebeffert und mit dem Vf. am Bord nach St. Thomas abgefegelt war, bekam es noch an der Küste von St. Domingo einen Leck, und war genöthiget, bey Fort Dauphin anzulegen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stucke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 M Ä R Z, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Schmid: *Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo, besonders des auf derselben errichteten Negerreichs.* Aus dem Englischen des Marcus Rainsford u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hier wurde der Vf. von einem Mulatten-Officier und vier Negern verhaftet. Vor dem Gerichte, in welchem der Negergeneral Christophe (jetzt Chef der Regierung auf der Insel,) ein Verwandter Toussaints präsidirte, wurde er angeklagt, dass er nicht ein Amerikaner, sondern ein englischer Spion sey, der die Insel recognosciren wolle. Seine Unschuld konnte er mit keinen Pässen oder amerikanischen Papieren beweisen. Ein Glück war es für ihn, dass er gewisse Papiere und Zeichnungen, die ihn in großes Unglück hätten stürzen können, schon vorher, als man gegen ihn den Verdacht, dass er ein Spion sey, hatte laut werden lassen, ins Meer geworfen hatte. Der Mangel an Beweisen seiner Unschuld, und der unvorsichtige Gebrauch, den er von seiner Freyheit auf der Insel gemacht, (worin aber dieser eigentlich bestanden habe, erhellet nicht aus dem Buche) bewogen seine Richter, ihm das Leben abzusprechen, und er wurde bis zur Bestätigung des Urtheils von dem Obergeneral wieder ins Gefängniß gebracht. In dem Kerker mußte er 14 Tage schmachten, konnte aber doch durch die Gitter dem, was auf dem Felde vorging, dem Tanzen der Neger u. s. w. zusehen, auch mit menschlichen Wesen Umgang haben. Eine schöne Unbekannte, die sich ihm nicht zu erkennen gab, brachte ihm zuweilen in der Nacht ausgesuchte Früchte, verschwand aber, sobald sie ihr Körbchen in seine Hände ausgeleert hatte. Es bewährte sich also auch an ihm die Erfahrung, die schon oft gemacht ist, dass unter allen Nationen die Frauenzimmer die mitleidvollsten Geschöpfe sind. Endlich gab Toussaint Befehl, dass man ihn in Freyheit setzen und seine Reise nicht weiter hindern sollte, wobey ihm aber großmüthig verboten wurde, je ohne richtige Pässe wieder auf die Insel zu kommen. Der Vf. erreichte bald nachher seinen Bestimmungsort Martinique.

Das fünfte Kapitel erzählt zuerst die Geschichte Toussaint Louverture's, in dessen Lobe sich der Vf. fast erschöpft, der nach einem beynahe zehnjährigen Kriege den Landbau so sehr in Aufnahme brachte, dass die nächste Erndte ein volles Drittel von dem Zucker- und Kaffeeertrage in den gesegnetsten Jahren

lieferte, und durch dessen weise Regierung die Bevölkerung ohne Sklavenhandel zugenommen hatte. Der große Mann wurde 1745 als Sklave geboren. Er lernte durch sich selbst Lesen, Schreiben und Rechnen, und wurde von seinem Herrn, der seine Talente bemerkte, vom Landbau zu Verrichtungen im Hauswesen gezogen, und zu seinem Postillon gemacht. In seinen früheren Jahren zeichnete er sich auch durch Liebe gegen Thiere und Langmuth aus. Raynal's Geschichte der außereuropäischen Besitzungen, und Epiktet's Handbuch nach einer französischen Übersetzung, waren die ersten Bücher, die er lieb gewann. Als die Unruhen angingen, schaffte er vorher seinen Gebieter nach Baltimore in Maryland, ehe er sich zur Armee seiner Landsleute begab. Er diente eine kurze Zeit unter Biaffou, und wurde, als man diesen wegen seiner Grausamkeit absetzte, Oberanführer. Der General Laveaux nannte ihn den Neger, den Spartakus, den Raynal im Geiste vorausgesehen hätte, und der spanische Marquis d'Hermona drückte sich sehr hyperbelisch aus, dass der Allmächtige, wenn er auf die Erde herabstiege, kein besseres Herz bewohnen könne, als das von Toussaint Louverture. Während seiner ganzen Regierung handelte er leidenschaftlos. Er strebte nicht nach Gewalt, er war weder habfüchtig noch rachsüchtig. Als 1801 Frankreich Frieden mit England geschlossen hatte, wurde von dem Ober-Consul Bonaparte ein Plan zur Unterwerfung der Insel entworfen und die Ausführung desselben dem General Leclerc mit einer Macht von 20000 Mann aufgetragen. Das Commando der Flotte, die diese Macht transportirte, führte der Admiral Villaret. Der Proclamation des Ober-Consuls ungeachtet, worin die Einwohner ermahnt wurden, die angekommenen Franzosen als Brüder zu empfangen, wollten die Neger die Landung der Truppen nicht zugeben, und steckten bey ihrer Annäherung Cap François in Brand, welche Stadt größtentheils eingeäschert wurde. Der Hofmeister, der die in Frankreich erzogenen Kinder Toussaint's, die aber als Geißel für die gute Aufnahme der Franzosen dienen sollten, dem Vater vorstellte, überreichte ihm auch ein freundliches Schreiben des Ober-Consuls, worin er zur Anerkennung der Souveränität des Mutterlandes aufgefordert wurde. Toussaint aber erwiderte: „Nehmen Sie meine Kinder zurück, wenn es so seyn muß. Ich will meinen Brüdern und Gott getreu seyn.“ Der General Leclerc ließ hierauf den 9 Febr. 1802 eine drohende Proclamation ergehen, worin Toussaint und Christophe für Personen erklärt werden, die außer dem Schutz der Gesetze ste-

Gggg

zu übertragen — wir aber glauben, daß die Französin, wenn sie deutsch verstände, wie es freylich nie eine Französin verstehen wird, sich gerade nicht in dieser Umkleidung verkennen oder mißfallen würde, ein paar Stellen etwa ausgenommen, wo Hr. K. wirklich gegen die zartere Französin etwas zu kräftig geworden zu seyn scheint. — Der in No. 4 auf die Bildung und Abglättung der Sprache verwandte Fleiß, und die liebliche, mit holder Freundlichkeit und nicht unbescheidener Freyheit ansprechende Darstellung, sind vieles Lobes und einer Empfehlung werth; aber die Erfindung der Fabel, so wie die Composition des Ganzen, obgleich sie hundertsten vorgezogen zu werden verdient, stehen ein Weniges hinter jenen zurück. Der Held des Stücks tritt den

zusehern zu oft aus den Augen, und macht in Platz, die uns zwar auch zu interessiren aber eben dadurch das Hauptinteresse schwächen. Auch dünkt uns das Ganze nicht hinlänglich motivirt. Doch das nesweges zum Nachtheil eines Schriftseyn, der für das Fach, in dem er hier neche gute Ausbeute verspricht. — Was 1, und nach ihr Hr. Stampel in No. 5 in der Kreuzzüge erzählen, trägt zwar o ziemlich das Gepräge jener höchst sonlosgen des damaligen Zeitgeistes, und lgemeinen die Bekanntschaft der Vff. mit rüst über die Kreuzzüge, die dem Ori-

deutschen Bearbeitung in n weggelassen worden ist; e Leben jenes Zeitgeistes, ie Denk- und Sinnes- Weise 'genug eingeandungen, wo- was zu neu- sentimentalen s übrigens Hr. St. zum Lobe z. B. daß der Plan mit Ein- Bedacht durchgeführt sey, theilhaft angelegt und treu

gehalten, sich größtentheils in einer Fülle anziehender Scenen entwickelten, ist nicht so übertrieben, als es unter solchen Verhältnissen erscheinen möchte, da das Buch selbst, wenigstens in den meisten Fällen, nicht widerspricht.

— n —

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *The Plays of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steevens's last Edition, with a Selection of the most important Notes.* Vol. IV. 1805. 419 S. Vol. V. 392 S. Vol. VI. 348 S. 8. (3 Thlr.)

Über die Forderungen der Kritik, welche bey einer neuen Ausgabe des Shakspeare in Deutschland zum Grunde liegen müssen, wenn etwas mehr, etwas würdigeres geschehen soll als bisher; und was der ungenannte Herausgeber der gegenwärtigen, in weiter Ferne von jenem höheren Zwecke und Ziele, leistet, haben wir bey der Anzeige der ersten drey Bände (A. L. Z. 1805. No. 199) ausführlich entwickelt. Nach der einmal gemachten, jenen Bedürfnissen keinesweges entsprechenden, Anlage konnte nun freylich der Plan nicht mehr umgeformt werden: aber wir dächten, es dürfte nicht schaden, noch einmal an die Gesichtspunkte zu erinnern, welche dort aufgestellt sind.

Hat die gegenwärtige Ausgabe ihr Geschäft gemacht, so wird es Zeit seyn, auf eine zu denken, welche, nach höheren und umfassenderen Gesetzen bearbeitet, jenen Ansichten näher zu kommen sucht. Es läßt sich erwarten, das Publicum werde empfänglich und entgegen kommend genug seyn, um den Aufwand von Mühe und Kosten zu belohnen, der dazu nothwendig erforderlich ist, und den dieser sonst sich auszeichnende Verleger nicht scheuen wird. Vielleicht erfreut sich Deutschland alsdann auch besserer Zeiten, wo die Künste und Studien des Friedens besseres Gedeihen finden, als in den Tagen des gegenwärtigen Kampfes und der allgemeinen Zerrüttung.

Die vor uns liegenden drey Bände enthalten: IV) *Love's Labour's Lost; Merchant of Venice*; Text, S. 1—198. Noten, S. 199—419. V) *All's Well that ends Well; As you like it*; Text, S. 1—208. Noten, S. 209—392. VI) *Taming of the Shrew; Winter's Tale*; Text, S. 1—197. Noten, S. 198—348. —

Das Aufseere der Ausgabe erhält sich fortgehend in seiner ausgezeichneten Güte; Druck und Papier bleiben sich gleich, und erhebliche Druckfehler sind uns, soviel wir gelesen haben, nicht aufgefallen.

Allein über die Auswahl der Noten, über ihre Zweckmäßigkeit und Erklärung des Textes öffnet sich dem Recensenten ein weites Feld, und er bedauert, daß es über den Raum dieser Blätter hinaus geht, auch nur ein einziges Stück in dieser Hinsicht auf den Probiertstein einer scharfen Prüfung zu bringen. Erst dann würde wohl sichtbar werden, wie wenig das Geleistete dem, was mit Recht gefordert werden muß, und, bey unseren gegenwärtigen Fortschritten in diesem Fache der Literatur, gefordert werden kann, entspricht; erst dann dürfte sich unlängbar ergeben: daß der Dritte in Hinsicht geschmackvoller und ästhetischer Interpretation, und so häufiger etymologischer Dunkelheiten noch von uns zu lernen hätte; da letztere nur dem lichtvollfind, oder bey einiger Beleuchtung werden, der mit den germanischen Dialecten der früheren Zeit vertraut ist; und das ist kein Engländer.

Würden die oft so überflüssigen und so wortreich ausgesponnenen Noten schärfer weggeschnitten, so könnte für die Ökonomie dieser Ausgabe sehr viel Raum gewonnen werden. Und dieses dürfte doch wohlnothig seyn. Recensent sieht nicht ein, wie das Ganze unter 13 bis 18 Bänden beendigt werden kann; und das wären denn schon gegen vier Louisd'or!!! — Gleichwohl kostet die kleine, sehr saubere, Steevensche Ausgabe: *The Plays of William Shakspeare, neatly and accurately printed from the complete and elegant Edition published by G. Steevens, Esq. 1793, in 15 Vols. 8; with a careful selection of the most important notes; in eight large Volumes 12mo.* (irrt Rec. nicht, gerade die, wovon die gegenwärtige wörtlich abgedruckt wird,) in Pappe broschirt, nur zwey Guineen; die Rivingtonsche, Lond. 1793, 8 Vols 8, nicht mehr denn 1 Guin. 5 Sh.; und die Ayscoughsche, in zwey sehr starken gr. 8 Bdn., 1 Guin. 12 Sh. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Herausg. ein Shakspearisches Glossarium und einen vollständigen Index der Hauptfachen für den letzten Band ausarbeiten möchte. Ayscough hat hier sehr trefflich vorgearbeitet.

A—Z.

Monatsregister

V O N

M ä r z 1 8 0 7.

Verzeichniß der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bers nordischer Almanach 70, 553.
Alpenhirtenfest, das, bey Unterseen im bernerfch. Oberland 57, 455.
Apollonion, ein Taschenbuch auf 1807 70, 553.
Archiv, neues, für Prediger. 1 B. 18t 74, 687.
Archiverordnung für die badensch. Lande 54, 431.

B.

- Bauer unterhaltende Anekdoten aus dem 18. Jahrh. 3 B. 2te Aufl. 73, 383.
Becker Anweisung die Gesundheit der Augen zu erhalten 55, 439.
— — Taschenbuch zum gefelligen Vergnügen. 17ter Jahrg. 70, 553.
Breitenbach Oelökonomie 70, 583.

C.

- Cannabich Anleitung z. gehörig. und d. Geiste d. gegenwärtig. Zeitalters gemäßen Einrichtung christlich. Religionsvorträge 74, 587.

D.

- Dietrich vollständ. Lexicon der Gärtnerey u. Botanik. 6 B. 65, 303.

E.

- Eichhorn Geschichte der drey letzten Jahrhunderte. 6 B. 57, 453.
Eraf Predigten vermischten Inhalts 56, 447.
Esper Supplementband der europäischen Schmetterlinge. 11 Heft. 1 T. 65, 499.
Eulers Vorübungen zu Comtoirgeschäften; herausgegeben von Cleminius. Vierte Aufl. 1. 2 B. Der 2te B. auch unter dem Titel: Unterricht für die zu Kaufleuten bestimmten Jünglinge u. für angeh. Kaufleute; von Cleminius 71, 567.
Eylers Homilien über die Parabeln Jesu 74, 389.

G.

- Gedanken über Ackerbau und die wesentlicheren wirtschaftl. Einrichtungen auf den Gütern in den Herzogthümern Schleswig u. Holstein 73, 581.
Greiling Theorie der Popularität 74, 585.
Griese über die richtige Anwendung des Aderlafsens 56, 453.

H.

- Handbuch, genealogisches Reichs- und Staats-, auf 1805. 2 Thle. 66, 517.
Handwörterbuch, deutsches, für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lectüre. 1 B. 69, 550.
Herbin Statistique generale et particuliere de la France et de ses colonies 66, 521.
Herrmanns Taschenbuch für Freunde des Schönen und Nützlichen 70, 553.
Homeri Ilias. Accedunt Hymni Homeridarum et Epigrammata 61, 436.
— — Odyssag. Edit. nov. in uf. scholar. libr. summar. auct. Accedie Batrachomyomachia 61, 436.
Homers Werke in 4 Bänden, übersetzt von J. H. Voss 60, 478.

K.

- Kofegarten Jacunde v. Castell; eine Geschichte aus der Vendée. 2 Thle. 2te Ausg. 76, 605.
v. Kotzebue Almanach dramatischer Spiele zur gefelligen Unterhaltung auf dem Lande. 4. 5 Jahrg. 70, 553.
Körper Predigten bey außerordentl. Gelegenheiten 74, 589.

L.

- Lafontaine das Haus Bärburg oder der Familienzwist 76, 605.
Lang Titania; Taschenbuch auf 1807 72, 576.
Lehr, geheime, der alten Orientaler u. Juden 52, 409.
Lieber der kleine Reisegefährte. 1. 2 Abtheil. 57, 455.
Lina, ein Gemälde menschlicher Gröfse und Verirrung 71, 566.
v. Lincker die epische Fabel der Psyche nach dem Apulejus metrisch übersetzt 66, 519.

M.

- Müchler Satyren der Deutschen. 1—3 Th. Auch unter dem Titel: Liscov's Schriften 69, 467.
Müller Briefsteller, oder Samml. von Briefen u. anderen schriftl. Aufsätzen etc. 61, 487.
Munhard Gemälde von Constantinopel. Neue Aufl. 1. 2 Th. 61, 495.
Musenalmansach auf 1806; Herausgeb. von Chamisso u. Varnhagen. 3 Jahrg. 72, 575.

O.

- Overbeck de collocatione depositi tam regularis quam irregularis in concursu creditorum 53, 423.

P.

- Pfeiffer über die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction 53, 417.
Plays, the. of William Shakspeare, accurately printed from the Text of Mr. Steevens's last Edition. 4—6 Vol. 76, 607.
Predigtenwürfe, ausführliche, über Luthers Katechismus 74, 591.
— — — über die Sonn- und Festtags-evangelien 74, 591.

R.

- Rainsford Geschichte der Insel Hayti oder St. Domingo 75, 593.
Reinhard Musenalmanach für 1807 70, 553.
Reinhold Ideen über das Aeußere der evangel. Gottesverehrung 56, 441.
Riepenhausen Samml. hogarth. Kupferstiche in verkleinerten aber vollständ. Copien derselben. Neunte Lieferung, nebst Erklärung von Lichtenberg 63, 503.
Roth gemeinnütziges Lexicon für Leser aller Classen, besonders für Unstudirte 69, 550.

S.

- Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. 21—23 B. 55, 438.
Schellhorn Beyträge zur zweckmäßigen Einrichtung des öffentl. katholisch. Gottesdienstes und der Liturgie 59, 459.
Schleiermacher die Weihnachtsteyer; ein Gespräch 58, 457.

- Schmiedtgen* Albert und Jacobine, oder die friedlichen Thäler an der Starrenburg. 2te Aufl. 76, 605.
Simonde Sismondi histoire des républiques Italiennes du moyen âge 72, 569.
Spiegazione drammatica del monumento della reale Archiduchessa Christina opera dell' immortale cavaliere Canova di Giuseppe de Carpani 66, 520.
Stampeel Mathilde; Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 4 Bde. 76, 605.
Suchbedissen Aufsatz pädagogischen Inhalts 71, 566.
Sueptitz de nepotibus ex illo unico avo non in capita sed in stirpes succedentibus 53, 424.
T.
Taschenbuch, alsatiches, für 1806 u. 1807 72, 573.
Theer Annalen des Ackerbaues; Jahrgang 1805 und 1806 73, 577.
Taschenbuch der Freude und der ernsten Unterhaltung 70, 553.
Terentius, Publius Afer, Eunuch und Phormio, metrisch übersetzt von Köpke 62, 489.
u. *Thümmel* Ferdinand; ein Roman. 2 Thle. 2te Ausgabe 76, 605.
u. *Tischer* die kleinen Schmetterlingsfreunde 63, 501.
Treitschke Taschenbuch auf das Jahr 1807 70, 563.
Trommsdorf system. Handbuch der gesamten Chemie. B. 2. 2 Aufl. 57, 456.
U.
Ueber den guten Lesevortrag nebst ausgewählten Lesestücken zur Uebung in demselben 68, 543.

Uebersicht, systematisch - tabellarische, u. Charakteristik der Mineralkörper in oryktognostischer und orologischer Hinsicht aufgestellt von *Leonhard, Merz* und *Kopp* 63, 497.

- V.**
Veitloder Predigten über die Episteln 74, 590.
W.
Wegnitz liturgisches Journal. B. 1—6 66, 447.
Wallroth das Confirmationsfest 66, 447.
Was hat Europa zu fürchten und zu hoffen? oder Europas politischer Zustand vor und nach dem Frieden von Presburg 64, 505.
Weber Versuch einer Geschichte der Schreibkunst 71, 561.
Weltmann, der, aus dem Engl. 2 Thle. 60, 479.
Widemanns Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen. 2te Aufl. 69, 559.
Winkopp der rheinische Bund. 3ter Heft 87, 449.
— — — neuestes Staats - Zeitungs - Reise - Post - und Handlungs - Lexicon. 1—3 B. 61, 495.
Wöhner Steuerverfassung des platten Landes der Kurmark Brandenburg. 1—3 B. 64, 428.

X.
Xenophonis Memorabil. Socratis, ed. *Lange* 61, 431.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Albanus in Neustrelitz 66.
Anonyme Verleger 52, 60, 64.
Barth in Leipzig 74.
Buisson in Paris 66.
Büchler in Elberfeld 74.
Cotta in Tübingen 60.
Dankwerts in Göttingen 71.
Degen in Wien 65, 70.
Dienemann u. C. in Penig 62.
Dietrich in Göttingen 65, 66.
Dyk in Leipzig 55.
Ernst in Quedlinburg 69.
Fleckeisen in Helmstädt 58.
Fleischer jun. in Leipzig 74, 76.
Flick in Basel 57.
Friebe in Pirna 56.
Frölich in Berlin 72, 73.
Gädike in Berlin 63, 73.
Gebauer in Halle 56.
Gessner in Zürich 72.
Graß in Leipzig 68.
Grattenauer in Nürnberg. 69.
Griesbach in Cassel 56.
Guthaumann in Frankfurt am Mayn 72.
Günther in Glogau 74.
Hammerich in Altona 73.
Heitz in Strassburg 72.
Hemmerde und Schwesfche in Halle 62.
Hennings in Erfurt 57.
Herrmann in Frankfurt a. M. 63.
Himborg in Berlin 59.
Hirrichs in Leipzig 70, 71, 76 (3).
Kaufmann in Mannheim 64.

Keil in Magdeburg 74.
Keyser in Erfurt 57.
v. Kleefeld in Leipzig 62.
König in Strassburg 72.
Kühn in Posen 62.
Kummer in Leipzig 71.
Lagarde in Berlin 70.
Langbein und Klüger in Arnstadt 69.
Mauke in Jena 65.
Mayr in Salzburg 68.
Müller in Riga 70.
Mohr in Frankfurt am Mayn 57.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 65.
Niemann in Leipzig 70.
Realschulbuchhandlung in Berlin 73.
Reinicke in Leipzig 76.
Renger in Halle 74.
Sander in Berlin 76.
Schimmelpfennig in Halle 58.
Schmidt in Hamburg 75.
Schulbuchhandlung in Braunschweig 54.
Seeger in Leipzig 69.
Siegert in Liegnitz 74 (2).
Sprecher in Leipzig 56.
Tauchnitz in Leipzig 72.
Urmann in Amberg 61.
Vandenhöck und Ruprecht in Göttingen 57.
Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 64.
Voss in Berlin 54.
Weissenhausbuchhandlung in Halle 61 (2).
Waldeck in Münster 70.
Wanther in Braunsen 66.
Webel in Zeitz 70.

III. Intelligenzblatt des März.

Literarische Nachrichten.

- Bericht von den Arbeiten der Classe der mathem. und physischen Wissenschaften des Nat. Instit. während des zweyten Halbjahrs 1806 23, 146 — 152.
19, 169 — 172.
Grohmann über die Fortschritte der neuesten Heilkunst 29, 153 — 164.

Ankündigungen.

- Anekdoten, interessante, Charakterzüge u. merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berühmter Menschen. 2 B. 20, 175.
Blüthenblätter 20, 175.
Breitkopf und Härtel in Leipzig musikal. Verl. 20, 176.
21, 183. 22, 197.
Camera-correspondent, allgemeiner, vom Jan. 1807 20, 173.
Dyk in Leipzig Verl. 21, 183.
Fleischmann in München Verl. 24, 206.
Flick in Basel Verl. 22, 191.
Franzen und Grose in Stendal Verl. 24, 205.
Hartknoch in Leipzig Verl. 19, 163.
Heyer in Gießen Verl. 20, 174.
Kluger in Arnstadt Verl. 24, 206.
Lübeck in Bayreuth Verl. 24, 206.
Rommerskirchen in Köln Verl. 21, 153.
Rudolphi in Erfurt Verl. 24, 205.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

- Dekker in Dorkum 23, 195.
Driessen in Gröningen 23, 195.
van Eerde in Gröningen 23, 195.
Egmond in Delft 23, 195.
Folk in Weimar 24, 201.
Horsch in Würzburg 23, 195.
Hulle in Bremen 18, 145.
Lange in Berlin 18, 145.
van Maanen in Harderwyk 23, 195.
van Maanen zum Haag 23, 195.
Meyer in Weimar 21, 202.
Segelken in Bremen 18, 145.
Spiedler in Würzburg 23, 195.
Thomassen a Thuesink in Gröningen 23, 195.
Willmet in Amsterdam 23, 195.

Nekrolog.

- Brede in Cassel 24, 202.
Brunn in Magdeburg 21, 183.
v. Bugniet in Freyburg 18, 144.
v. Burgsdorf in Dresden 21, 183.
Culemann in Bernburg 21, 182.
Fiedler in Tütleben 22, 189.
Guichard in Paris 22, 190.
Günther in Würzburg 18, 146.
Hübner in München 18, 146.
Iken in Bremen 22, 189.
v. Laroche in Offenbach 22, 190.
Mallet in Gent 22, 189.
Meissner in Fulda 24, 202.
Merian in Berlin 21, 190.
Munniks in Gröningen 24, 202.
Rogge in Leyden 24, 202.
Runde in Göttingen 22, 190.
Segnitz in Dresden 21, 183.
Sidon in Ploen 22, 190.
Thomson in Palermo 22, 189.

- Vechnier in Frankfurt an der Oder 21, 185.
Wildenhayn in Langenheuersdorf 22, 189.
Winkler in Paris 22, 190.
Wittenberg in Hamburg 22, 190.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

- Amsterdam, Versammlung der Gesellschaft der Zeichenkunst, oder Felix meritis 20, 172.
Kopenhagen, Versamml. der königl. dän. Landhaushaltungsgesellsch. 20, 182.
— — — Versamml. der königl. dän. Wissenschaftsakademie 20, 181.
München, Organisation der Akademie der Wissenschaften 23, 195.
Norwegen, Versamml. der typographischen Gesellschaft 20, 171.
Paris, Preisvertheilung der mathemat. physikalischen Classe des Nat. Instit. 24, 205.
Wien, Versamml. der kaiserl. königl. Josephs-akademie 24, 202.
Warschau, Versamml. der Gesellsch. der Freunde der Wissenschaften 23, 196.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

- Amsterdam, Antrittsrede von Kemper 23, 194.
Bremen, Errichtung eines Erziehungsinstituts für junge Mädchen 22, 189.
Charkow, gegenwärtiges Personale der Universitätslehrer 21, 182.
Franeker, Promotionen 23, 195.
Gießen, Veränderungen in der dortigen Juristenfacultät 22, 188.
Göttingen, Promotionen, Programme 18, 145.
Greifswald, Veränderungen in der medicinischen Facultät 21, 181.
Gröningen, Promotionen 23, 194.
Jena, Vertheilung des Lectionskatalogs, Anzeige der Vorlesungen, Promotionen, Programme 21, 177. 24, 201.
Kloster Berge, Wiedereröffnung des durch den Krieg unterbrochenen Schulunterrichts 23, 194.
Leyden, Erhebung der Universität zu einer königl. Promotionen, Antrittsrede 23, 194.
Lingen, Prorectorswechsel, Bekanntmachung des Schalexamens 23, 194.
Marburg, Verzeichniß der Vorlesungen im Sommer 1807 22, 185.
Warschau, ungehinderte Fortsetzung des dortigen Lyceums 22, 188.
Wien, Promotionen 22, 188.
Wittenberg, Programme 22, 188.
Zürich, Errichtung eines politischen Instituts 22, 189.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

- Adelung in Dresden-literarischer Nachlaß 22, 192.
Anzeige wegen Stahls in Jena Bücherverloosung 24, 207.
Bücherauctionen in Helmstädt 20, 176.
— — — in Jena 24, 206.
Canova in Rom hat ein neues Kunstwerk, eine Hebe, fertiggestellt 22, 192.
Denon läßt aus den eroberten Ländern mehrere Kunstschätze nach Paris bringen 24, 204.
Eichstädt Erklärung wegen einer Anklage im Intelligenzblatt der hall. A. L. Z. 24, 207.
Entdeckung des Originals von Lafaces schlafender Maria zu Paris 24, 204.

Giroux in Paris fabrikmässige Betreibung der Geschichtsmalerey in grossen Dimensionen	20, 172.	Reitsmeier in Titel Anzeige, betreffend das allgemeine Landrecht der deutschen Staaten	23, 197.
Stettins künstl. kohlenstoffsaures Eisenbad	24, 207.	Röber Erklärung wegen einer Recension in der Jen. A. L. Z. nebst Zusatz des Directoriums	19, 167.
Grotius ungedruckte Briefe desselben von der Bibliothek zu Linköping in Schweden	24, 204.	Sanscrit -Literatur, das erste classische Werk derselben ist aus Bengalen in London und Paris angekommen	23, 196.
Hasse , dessen Bibliothek hat die Universität zu Coimbra gekauft	24, 204.	Untersuchung einer Commission des Nationalinstituts wegen der bekannten angeblich smaragdnen Vase	20, 173.
Kern Anzeige an das philosoph. Publicum	22, 192.	Voitel's in Madrid Errichtung einer Erziehungsanstalt nach Pestalozzis Manier	21, 184.
Kupferstiche , pariser, in Beziehung auf den gegenwärtigen Krieg	22, 190.	Wilson Stereotypendruckerey in London	20, 174.
Nachricht , das Institut für Blinde in Erfurt betreffend	23, 196.	Wunsch Antikritik nebst Antwort des Recensenten	19, 166.
Paris , Anstalt daselbst zu Gypsabgüssen von Antiken	22, 190.		

J E N A I S C H E

A L L G E M E I N E

LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

1 8 0 7.

V I E R T E R J A H R G A N G.

Z W E Y T E R B A N D.

A P R I L, M A Y, J U N I U S.

J E N A,

in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1807.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 APRIL, 1807.

T H E O L O G I E

- 1) LEIPZIG, b. Barth: *Psalms*, annotatione perpetua illustrati ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero, Ling. Arab. in Acad. Lipf. Prof. Vol. I—III. Auch unter dem Titel: *Scholia in Vetus Testamentum*. Partis IV. Vol. I—III, Psalmos contin. 1798—1804. mit fortlaufenden Seitenzahlen. LVIII u. 2739 S. 8. (6 Thlr. 4 gr.)
- 2) Ebendaseibst: *Jobus*. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit E. Fr. C. Rosenmüller. Vol. I. II. Auch unter dem Titel: *Scholia in Vet. Testam. Partis V. Vol. I. II. Jobum contin.* 1806. XLVI und 987 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)
- 3) HAMBURG, b. Perthes: *Hiob. Ein religiöses Gedicht*. Aus dem Hebräischen neu übersetzt, geprüft und erläutert von Matthias Heinrich Stuhmann, Katecheten am Spinnhause in Hamburg. 1804. Einleitung und Übersetzung XVI und 224 S. Exeget. und krit. Anmerkungen besonders 139 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Durch diese beiden Bearbeitungen des Psalters und Hiobs erwächst der exegetischen Literatur ein bedeutender Gewinn. Gefetzt auch, daß diese Commentare keine große Ausbeute an neuen Erklärungen gewähren sollten, so verdienen doch die richtigen exegetischen Grundsätze, die Zweckmäßigkeit in der Auswahl vorhandener Erklärungen und der gute Geschmack, wodurch beide Verfasser, sich auszeichnen, zur Nachahmung empfohlen zu werden. Besonders können die Scholien (No. 1 und 2) des verdienstvollen Hn. Prof. R. sowohl von angehenden als schon geübten Auslegern als ein überaus reichhaltiges Repertorium gebraucht werden. Schon die sorgfältige Mittheilung und Zusammenstellung der wichtigsten Meinungen der Ausleger würde von Nutzen seyn; dieser wird aber noch sehr vermehrt durch das richtige Urtheil, womit die Gründe der Interpreten angeführt sind. Hr. R. hat in den Bemerkungen, worin er die guten und fehlerhaften Seiten der verschiedenen Hypothesen und Conjecturen beleuchtet, eben so viel Einsicht und Scharf sinn als gründliche Gelehrsamkeit an den Tag gelegt.

Was der Vf. leisten wollte, giebt er in den Psalm-Scholien Vol. I. Praefat. S. 1 und 2 mit folgenden Worten an: „Optandum erat, ut existeret aliquis, qui, quae a V. P. doctis et utiliter annotata essent, diligenter, interpretationumque diversitates potiores, quasque ad suos autores et fontes relatas, ac in certum or-

dinem redactus, non recenseret tantummodo, et ita omnium, quibus locum aliquem explicare libuerit, rationum, conspectum quasi quendam redderet, verum expenderet etiam ac ponderaret; atque haec quidem omnia ita institueret, ut simul et ipse in singulorum verborum totiusque orationis sensum grammaticum, non passim et desultorie, sed constanti et aequabili ratione ita inquireret, ut cum fructu, et in plerisque saltem locis, sine gravi cujusdam erroris periculo, uti possent labore suo Hebraeorum literarum studiosi ii, quibus suo ipsorum ingenio quaelibet perlustrandi, et examinandi, et aliunde colligendi, nec tempus suppetere, nec occasio, nec doctrina.“ Daß Hr. R. nicht nur dies, sondern noch mehr geleistet habe, bezeuget nicht nur jedes Blatt seines Commentars über die Psalmen, sondern auch der nach gleichen Grundsätzen und in einer nur wenig verschiedenen Manier bearbeitete Hiob, dessen Erklärung wir im Ganzen noch gelungener und zweckmäßiger, als die der Psalmen, fanden.

Wir erwähnen, ehe wir zum Einzelnen übergehen, einer dreifachen Tugend, wodurch sich diese Scholien rühmlich vor anderen Arbeiten der Art auszeichnen. 1) Die Benützung der Denk- und Sprechweise des gesammten Orients. Den Hebräer aus und durch den Hebräer zu erläutern, ist natürlich des Auslegers erste Pflicht. Aber bey dem kleinen Umfang der hebräischen Literatur kann das einheimische Licht nicht jeden Punct hinlänglich erleuchten, und der Ausleger muß es daher bey den Nachbarn und Verwandten borgen. Gestattet man doch dem Interpreten römischer Dichter nicht bloß, daß er den Reichtum der Hellenen benutze, sondern man macht es ihm sogar zur Pflicht. Und doch welch ein Mißverhältniß zwischen römischen und hellenischen Dichtern gegen das enge Band, welches Hebräer, Araber und Syrer zu einer Gattung verbindet! Wer also mit einigem Erfolg die Überreste hebräischen Dichtergeistes erklären will, der muß mit allem ausgerüstet seyn, was zu einer fruchtbaren Vergleichung mit den arabischen und syrischen Geistes-Verwandten erfordert wird. Außerdem kommt er mit ungewaschenen Händen zu einem heiligen Werke. Aber auch hier ist Mißbrauch zu vermeiden. Die Schulensische Schule hat durch ihr verwerfliches Beyspiel gezeigt, zu welchen Mißgriffen eine blinde Vergleichungs-Sucht verleite, und wie strenge sich die Übertretung der auch hier ihre Anwendung findenden Regel: „est modus in rebus, sunt certi denique fines“ rühe. Einige seltene Beyspiele des gemißbrauchten Arabismus können dies noch mehr bekräftigen.

ius Hen. V. 875, albi ossibus scobuli (scopuli), et Aen. XH, 36, campi ossibus albeni. Ovidius Fast. I. humanis ossibus albet humus. Hiphil וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל intrans. asurpatur; ut וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל, intelligens fuit, וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל, computruit, וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל, albus evasit (Ies. I, 18. Ps. 51, 9), וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל, rubicundus fuit (Ies. I, 18). Quod dispergendi figuram attinet, conferri potest Ps. 53, 6. "Rec. verumtute sonst, dafs וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל proficies (sc. tu, o Iehovah) zu Iesen sey, (was um so leichter anzunehmen ist, nach der bekannten Regel: Litterae unius organi u. s. w.) oder dafs man, mit Schnurrer, in Niph'al: וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל refrigerabitur f. recreabitur (vgl. das arab. تَلَج) puncturen müsse. Allein er ist jetzt überzeugt, dafs man die lectio recepta (als 2 foem. f. Hiph.) beybehalten könne: Während der Allmächtige die Könige in die Flucht schlägt, willst du (kampfsscheuer Israelit!) dort bey der Taube im kühlenden Schatten (und an den Tränken) dich vergnügen? Esensprechen sich also וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל und וְשֵׁן־יִשְׂרָאֵל und beides geht auf die vom Kampfe sich ausschließenden Cantons. Auch V. 28 beweiset die Beziehung auf Deborah's Triumphgesang, Richt. 5.

Wir haben uns noch viele Stellen angemerkt, wo Hr. R. entweder den Sinn überhaupt verfehlt zu haben scheint, oder wenigstens den unsrigen nicht getroffen hat. Wir müssen uns aber mit den angeführten begnügen, da wir noch unser Urtheil über die Bearbeitung des Hiob zu fällen haben. Doch müssen wir zuvor den Vf. noch an das Vol. I. am Schluss der Vorr. gegebene Versprechen erinnern: *Ceterum scriptis omnium Psalmorum explicatione duplicem commendationem subijungemus; unam, in qua quaeretur, quo ordine collocanda videantur singula curmina, ad temperum, quibus sunt scripta, atque rerum, de quibus agunt, rationem; alteram, qua haec carmina ad genera sua revocabuntur, et quae sit cuiusque generis natura, quae virtutes, disquiretur; ubi Nachtigallii etiam, Viri ingenuissimi, de vespertissimo illo, quod Psalmi inesse opinatur, Dramate, sententiam explicabimus atque expendemus.* Wir erwarteten diese Abhandlungen im III Vol.; hoffen aber, dafs sie der Vf. noch nachliefern werde.

Boy Vergleichung der neuen Bearbeitung des Buchs Hiob in Nr. 2 und 3, ergibt sich bald, dafs Hn. Stuhlmann die Würdigung und Darstellung des Ganzen, Hn. Rosenmüller aber die Erklärung des Einzelnen am besten gelungen sey. Hr. St. hat zwar öfters neue Erklärungen zu geben versucht, und die Zahl derselben ist weit gröfser, als bey Hn. R. Auch sind mehrere darunter, die man keinesweges unglücklich nennen kann. Aber eben deswegen, weil Hr. St. blofs seine Übersetzung und Erklärung zu rechtfertigen sucht, haben seine Anmerkungen nicht den gemeinen Nutzen, den Hr. R. bey seinen Scholien beabsichtigte und wirklich erreichte. Wir reden zuerst von jeder Bearbeitung einzeln, um sie sodann bey Erklärung einzelner Stellen vergleichungsweise zusammen zu stellen.

Dafs Hr. R. der Erklärung eines jeden Abschnittes eine lateinische Übersetzung vorausschickte, sagt schon der Titel. Hierin ist Hiob den Scholien des Vfs. über den Jesaias ähnlich. Statt der Vorrede ist ein *Elenchus interpretum Iobi* (S. I—XI VI) gegeben. Die Ausleger sind unter folgende Rubriken geordnet: 1) *Iudaei* (13). 2) *Patres ecclesiastici* (2 Catenen, Ephrem Syrus, Hieronymus, Augustinus, Philippus Presbyter und Gregor Magnus). 3) *Commentar. eorum doctorum eccles. Romae inde a Saec. XVI* (17). 4) *Versiones et Commentarii a Protestantibus editi* (69 von Joh. Bugenhagen 1526 bis Stuhlmann 1804). Die mit bibliographischer Genauigkeit gegebenen Notizen sind grösstentheils mit einem guten kritischen Urtheil begleitet. Die Schriften über einzelne Stellen werden an ihrem Orte angeführt. In den Scholien selbst scheint uns das Gefetz der Sparsamkeit sorgfältiger beobachtet zu seyn, als bey den Psalmen.

Hr. St. hatte zuerst seine Arbeit blofs für sich und eine kleine Anzahl von Freunden bestimmt; von letzteren aber lies er sich zum Druck bereden. Er besorgt, dafs es zu viel gewagt scheinen möchte, einen so vielfältig bearbeiteten Schriftsteller aufs Neue zu erläutern. Seine Besorgnis ist ungegründet; er verdient vielmehr Dank für diesen schönen Beytrag zur biblischen Literatur und Aufmunterung, in diesem Fache weiter fortzufahren, wozu er auch Hoffnung macht. Die Vorrede trägt einige wahre Bemerkungen über die Ursache vor, warum wir, ungeachtet der löblichen Bestrebungen unserer Philologen, von den orientalischen Dichtern noch keine solche meisterhaften Copien aufzuweisen haben, wie die griechische und römische Literatur. „Der Übersetzer eines hebräischen Dichters hat es mit einer Sprache zu thun, deren Ellipsen für jede abendländische zu kühn, deren tropische Redensarten wörtlich übersetzt, oft unverständlich sind, mit einer Sprache, welche, ihrem Baue nach, einer dem Unkundigen fast unbegreiflichen, und dem Übersetzer unnachahmlichen Kürze des Ausdrucks fähig ist, indem sie nicht selten mit eben so viel Buchstaben ausreicht, als wir Wörter bedürfen, mit einer Sprache endlich, deren Wortbedeutungen manchmal nur aus dem Zusammenhang erstehen werden können, und von deren Aussprache, Metrik und Versbau wir so gut wie gar nichts wissen. Alle diese Schwierigkeiten drücken einen Übersetzer des Hiob um so mehr, da dieses Werk unter allen Resten der hebräischen Literatur bey weitem das schwerste ist, und es leicht gesehen kann, dafs unter den Gräbelern, welche die Interpretation nachwendig macht, die Wärme der Empfindung verloren geht, ohne welche doch ein sorgfältiger Dichter, wie dieser ist, nimmermehr glücklich kann überwiegen werden.“

(Der Aufsatz folgt)

Druckfehler. In No. 24. S. 185. Z. 1 v. u. l. Menschlichkeit st. Menschlichkeit; S. 186. Z. 7 v. u. l. Lebenslust st. Lebenslust; Z. 21 und 23. v. o. l. ähnlicher Versehen ähnliche Folgen st. ähnliches Versehen, ähnliche Folgen; S. 189 ist Z. 1. v. o. unter den Deutschen, oder von Rudolf von Habsburg aus Versehen des Setzers hierher gekommen, es gehört zu der folgenden Spalte S. 190 ans Ende hinter die Worte: der Humanität unter den Deutschen oder von Rudolf von Habsburg bis u. s. w.; S. 189. Z. 4. v. u. l. eben kein Recht st. so eben kein Recht.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 APRIL, 1807.

T H E O L O G I E.

- 1) LEIPZIG, b. Barth: *Psalmi, annotatione perpetua illustrati ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero, etc.*
 - 2) Ebendasselbst: *Jobus. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit E. Fr. C. Rosenmüller etc.*
 - 3) HAMBURG, b. Perthes: *Hioh. Ein religiöses Gedicht. Von M. H. Stuhlmann u. s. w.*
- (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch in den folgenden Bemerkungen zeigt sich Hr. St. als einsichtsvollen und mit seinem Schriftsteller vertrauten Ausleger. Und wie der Plan, so ist auch die Ausführung. Die Übersetzung treu, kräftig, edel und fließend. Sie ist, da sie auch von ungelehrten, aber gebildeten, Lesern gebraucht werden soll, mit kurzen Sachbemerkungen versehen und von den exegetisch-kritischen Bemerkungen, die kein Commentar, sondern bloß Rechtfertigung der Ansichten des Vfs. seyn sollen, abgefordert worden. Wir werden über diese zuletzt noch reden. Jetzt haben wir unser Urtheil über die Übersetzung, die wir unter den vielen neueren für die gelungenste erklären, durch einige Proben zu rechtfertigen. Die ersten Verse aus dem merkwürdigen Eingang (K. 3), worin Hiob den Tag seiner Geburt verflucht, hat Hr. St. so gegeben:

Verflucht der Tag, da ich geboren,
Die Nacht, in der man sprach: ein Sohn!
O weich ein Tag!
Er bleibe finster,
Gott in der Höhe such' ihn nie,
Nie glanz' ein Lichtstrahl über ihm,
Durch Finsterniß und Graun geschleudert,
Von Wolken eingebüllt,
Entsetztlich durch des Himmels Trauer!
O welche Nacht!
Vernichtung nehme sie hinweg,
Dafs sie des Jahres Tagen nimmer folge,
Die Zahl der Monden nimmer fülle!
Ja, öde sey sie, jene Nacht,
Kein Freudenlaut erschall' in ihr,
Verflucht von den Zeichendeutern,
Und dreifst Krokodill-Beschwörern!
Verdunkelt werd' ihr Morgenstern,
Dafs sie umsonst des Lichtes harre,
Des Morgenrothes Saum nicht sehe!
Weil sie den Mutterleib mir nicht verschloß,
Den Augen dieses Blind nicht verbarg.

Hr. Rosenmüller schließt sich zwar dem Original genauer an; die Eleganz aber, welche nicht nur hier, sondern fast überall sichtbar ist, und zuweilen eine unangenehme Wirkung hervorbringt, ist weniger auf die Rechnung des geschickten Übersetzers als auf die

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Untauglichkeit der Sprache zu setzen, die sich ein fremdes Idiom ganz anzueignen, nicht Biegsamkeit genug besitzt.

*Pereat dies, quo natus sum,
Et nox, quae marem conceptum esse dixit!
Dies ille sit caligo,
Non curet eum Deus desuper,
Nec adfulgeat ei lumen diurnum!
Eum foedent tenebrae et mortis umbra,
Ei aubes incubet,
Horrescant eum dirissima quaeque!
Noctem istam occupet caligo,
Ne gaudeat inter dias anni,
Nec in mensium numero veniat!
O sit nox illa solitaria,
Nec audiat in ea quatus!
Eam exsecratur, qui dies detestantur exercitatissimi,
Tanquam Leviathanis excitatricem illam!
Obtenebrentur stellae caligine ejus,
Praefolata lucem non adsequatur,
Nec cernat aurorae lumina!
Quae uteri ostia non obseraverit,
Nec subtraxerit aerumnas oculis meis.*

Rec. hat versucht, diese Stelle so wörtlich, und dem Rhythmus des Originals entsprechend, zu übersetzen, als es ihm nur immer möglich scheint:

Verderblich sey der Tag, da ich geboren,
Die Nacht, wo's hieß: empfangen ist ein Knabe.
Ja, dieser Tag, er bleibe dunkel;
Ihn suche Gott nicht aus der Höhe,
Und ihm erglänze nicht des Lichtes Strahl.
Es eigne Nacht und Todes Schatten sich ihn an,
Es wohne finstres Gewölke über ihm.
Es mach' ihn schrecklich, was den Tag nur kann verbittern.
Und diese Nacht, sie fasse Finsternis;
Sie werde nicht vereinet mit des Jahres Tagen
Und komme nicht zur Zahl der Monden.
Seht diese Nacht, sie sey verwaist!
Es dringe nicht ein Jubelton zu ihr.
Verwünscht sey sie von den Tag-Verfluchern,
Von denen, die verstehn, den Leviathan zu erwecken.
Verdunkelt sey'n die Sterne ihrer Dämmerung;
Sie harr' auf Licht, und keins sey da!
Sie sehe nicht der Morgenröthe Augenwimper.
Denn sie verschloß mir nicht des Mutterleibes Pforten,
Vergab nicht solchen Jammer meinen Augen.

Vorzüglich gelungen ist Hn. St. die Rede des Eliphas (Kap. 4), wovon wir nur diese Probe geben, die wir mit der Rosenmüllerschen Übersetzung, die ebenfalls ihre Verdienste hat, zu vergleichen bitten:

Erlaubst du uns, ein Wörtchen zu versuchen?
Denn ganz zu schweigen, wer vermöchte das?
Sieh'! Andre hast du selbst belehrt,
Die schlaffen Hände stark gemacht,
Mit Trost dem Strauchelnden geholfen,
Die matten Kniee aufgerichtet.
Nun komm't's an Dich; du bist zu schwach?
Man rührt sich an — und du vermagst?

R. S. 96. E., daß diese Berg'sche Vermuthung ganz unzulässig und gegen den hebräischen Sprachgenius sey, worin wir ihm vollkommen beystimmen. *רררר* sind nicht *palatia regia* überhaupt, wie Berg und Hr. St. richtig erinnern, sondern *Ruinen*. So liegt ein sehr starker Sarkasmus in den Worten: *Sie bauen sich — Ruinen*, d. h. die von ihnen aufgebauten Paläste sind schon jetzt zu Trümmern bestimmt. Bey V. 22 hat Hr. St. die Anmerkung: „Frohlocken an den Todtenhügeln.“ Hier vermuthete ich einen Fehler im Text. Unser Dichter ist zu geistreich, um zu schreiben, wie folget: sie freuen sich mit Frohlocken, und sind vergnügt, wenn u. s. w. Statt *רר* also *רר* Erd- und Steinhäufen, davon Grabhügel. Oder das chald. *רר*, welches Genes. 31. 47 vorkommt. Leichter noch *רר*; aber diese Conjectur ist gewagter. Man wähle. Wir widerlegen ihn mit Hn. R. Worten: „*Pro רר* Hufnagel post *Hubigantium*, *רר*, *tumulus*, *conjecit reponendum*, ut prius *hemistichium* ita sit *verendum*: qui viso *tumulo* laetantur. Quae quidem *conjectura* *antius* *codicis*, et *illis*, quos *Kennicottus* *inspexit*, *testimonio* *catenus* *firmatur*, quatenus in eo *defective* *רר* *scriptum* *reperitur*. *Verum cum lecto recepta sensum* *satis* *opportunitatem* *reddat*, *neque phrasis*: *רר* *רר* *inuitata* *sit* *Ebraris*, ut ex *Hoseae* *loco* *IX*, 1 *apparet*, *contra* *autem* *רר* *de* *tumulo* *sepulchrali* *nusquam* *occurrat*, *praestat* *in* *vulgari* *interpretatione* *acquiescere*.“ Auf die Eckermann'sche Erklärung hat Hr. R. keine Rücksicht genommen. Kap. 39, 19 (nach dem hebräischen Texte) stimmen beide Erklärer darin überein, daß *רררר* nicht durch *juba*, sondern durch *tonitru* zu übersetzen sey. Indem Hr. St. Schauer wählte, näherte er sich Schultens, der es durch *tremor* giebt und dabey an die zitternde Bewegung denkt, welche sich dem Halse des kampfslustigen Rosses mittheile. Hr. R. bemerkt hiezu mit Boullier's Worten: *Si vocabulum ex communi usu per tonitru interpretaris, tropum habes splendidissimum, rei que sic appositum, ut nihil supra. Si equum generosum et bellacum cogites, ardua cervice, crispante juba superbientem, simul, vibrantibus colli musculis, pugnam provocantem, atque cum hinnitu ignes navibus (naribus) efflantem; quis neget, aptissima figura communi ejus tonitru velut amictum repraesentari? Egregie illud ostendit Addison in suo Guardian T. II. N. 86, ubi totam hanc equi descriptionem illustrat.* Rec. glaubt, daß hier zu viel genommen werde und daß sich die Schicklichkeit der Metapher nicht retten lasse. Daß hier *ר* y und V. 25 *רר* gesetzt ist, könnte schon auf einen Unterschied aufmerksam machen, wie auch, daß dort erst eine Stimme des Rosses (*ררר*) ausgedrückt ist. Aber wie unpassend ist es nicht, die Stim. e dem *רר* (*collum*) beyzulegen, und von der Donnerstimme das Wort *רר* (*induere*) zu brauchen? Nicht zu gedenken, daß V. 20 *רר* (*fremitus*), welches eben so majestätisch (*רר*) als fürcht. (*רר*) sey, ausdrücklich angerührt ist. Hieraus ergiebt sich die Richtigkeit

der Bedeutung von *juba*, wogegen sich selbst etymologisch nichts erinnern läßt, so bald man es durch *rauschende Mähne* (die Hauptbedeutung des Zeitworts *רר* ist ja *commotus est, tremuit et fremuit*) übersetzt.

Mit diesem Wenigen müssen wir uns begnügen, obgleich beide Ausleger noch reichlichen Stoff sowohl zur Anführung neuer Ansichten als auch zu Gegenbemerkungen darböten. Bloß die Anzeige stehe noch hier, daß nach Hn. St. Gefühl der Abschnitt Kap. 41, 4—26 „ganz ausgestrichen zu werden verdient, weil er von unleidlichem Schwulste strotzt, und gar nicht im Geschmack unseres Dichters ist. Ist dieser Abschnitt unacht, so folgt alles ordentlich auf einander, und die ganze Verletzung, die noch nöthig ist, besteht darin, daß Kap. 40, 1—14 von ihrer Stelle weg und ans Ende gerückt werden.“ Die für diese Conjectur weiter beygebrachten Gründe haben Rec. bis jetzt noch keines Besseren belehret.

Wir haben noch etwas von der historischen Einleitung zu sagen, womit jeder Ausleger seine Arbeit ausgestattet hat. Hn. R. Prolegomena haben 7 Rubriken: I. *Jobi liber historiam continet an fabulam?* So gut wie Homer's Gedichten und der alten Tragödie wahre Geschichte zur Grundlage diene, eben so gut und noch mehr sey dies bey dem Hiob anzunehmen; was aber in seinem Leben dem Dichter, was der Geschichte angehöre, sey nicht genau nachzuweisen. II. *Libri argumentum.* Mit dieser *poëmaticae summa* steht in Verbindung die S. 37. 38 angehängte tabellarische *Jobidos συνοψις*. III. *Scriptoris consilium operisque constitutio, oeconomia et indoles.* Größtentheils nach Herder, Ilgen und Bellermann; doch nicht ganz befriedigend. IV. *Ad quodnam carminum genus hoc poema sit referendum?* In gewisser Hinsicht zwar ein Drama, aber doch kein „*justum drama*“, eben so wenig ein eigentliches Epos. Hiob constituit eine eigene Gattung des Gedichts. V. *Fabulae Scena.* Das Land Uz ist weder ein Theil von *Sydonia*, noch das damascenische Thal *جوتة* (*Gutha*), sondern (wie schon Spanhem. in s. Hist. Jobi c. 4. S. 10 ff. annahm) der mittlernächtl. Theil von Arabien, der an den Euphrat und an Mesopotamien grenzt. VI. *Ad quodnam tempus sint referenda, quae hoc libro enarrantur?* Am wahrscheinlichsten in den Zeitraum zwischen Genes. und Exodus (vgl. Spanhem. Hist. Jobi c. 9. S. 184 ff.). VII. *A quonam et quando scriptus sit Jobiliber?* Der Vf. ist kein Ausländer, sondern ein Hebräer, und sein Werk hebräisches Original. Die charakteristischen Merkmale hievon sind S. 31—35 gut angegeben. Über die Zeit der Abfassung heisst es S. 36: „*Notrum poema si vel ipsa Salomonis aetate, vel proximis, quae illam insecuta sint, temporibus, scriptum statuerimus, non verendum nobis fuerit, ne longius a veritate aberremus.*“

Hr. Stuhlmann geht in seiner gut geschriebenen Einleitung mehr kritisch zu Werke. Ihn ist es hauptsächlich um den Beweis zu thun, daß das Werk aus 3 ganz verschiedenen Theilen, aus verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Verfassern herrühre. Seine Untersuchung ist in der Hauptsache nichts Neues,

aber sie enthält eigenthümliche Ansichten und ist mit Geistesfreyheit und Geschick geführt. Sie geht darauf hinaus: 1) das Hauptwerk Kap. 3—31 und Kap. 38—42. 6. — Sein Colorit ist so, daß es kein Hebräer von der Mosaischen Constitution geschrieben haben kann. Der Vf. hält, nach S. 54, die Gründe derer, nach welchen Hiob noch eher geschrieben ist, als Moses die Israeliten aus Aegypten wegführte, für äußerst gewichtvoll und überzeugend. 2) Der *Prolog* und *Epilog* verrathen weder einen ägyptischen noch arabischen Verfasser, und es ist kein Grund vorhanden, ihn außer Palästina zu suchen. Die Angelologie darin ist ein Beweis, daß diese Zusätze nicht vor dem Exil geschrieben seyn können. Das Urtheil über Genie und Einsicht des Verfassers lautet S. 59 ff., wie uns scheint, etwas zu ungünstig. 3) Die *Reden Elihu's*. Der Verfasser des Prologs kannte sie gewiß nicht, sonst würde er die Person Elihu's nicht unerwähnt gelassen haben. Hieraus folgt entweder, daß diese Reden noch jüngeren Ursprungs sind, als der Prolog, oder auch, wenn sie bereits existirten, daß sie nicht in allen Exemplaren des Hiob, namentlich nicht in dem Exemplare, dessen sich der Verfasser des Vorberichts bediente, vorhanden waren. Hr. St. sucht aus der innern Beschaffenheit dieser Reden, welche den unglücklichen Nachahmer charakterisiren, die spätere Abfassung („geraume Zeit nach dem Exil“ S. 65) wahrscheinlich

zu machen. Gegen die gewöhnliche Behauptung *Theodicee* eifert Hr. St. S. 13 und 14, und meint: „man könnte das Werk eher eine *Satyre auf die Theodiceen*, als selbst eine *Theodicee* nennen.“ Die darauf folgende Bemerkung verdient die aufmerksame Prüfung des Schriftforschers: „Gleichwohl scheint diese Ansicht des Buchs (als *Theodicee*) uralte, und hat zu der Abfassung der Reden Elihu's, die meines Bedünkens, ein ungeschicklicher Zusatz zum Hiob sind, vermuthlich die erste Veranlassung gegeben. In neueren Zeiten hat eben diese Ansicht einige Ausleger verleitet, gerade in jenen Reden Elihu's den Schlüssel zum ganzen Gedichte zu suchen, welches, vorausgesetzt, daß der Dichter uns eine poetische *Theodicee* habe geben wollen, auch ganz consequent ist, da Elihu, so wenig gründlich auch sein *Raisonnement* ist, immer noch mehr zur Rechtfertigung Gottes sagt, als die übrigen drey Wortkämpfer. Indessen verliert das ganze Gedicht seine Haltung, und gerade der Theil desselben, auf welchen der Dichter den größten Fleiß gewendet hat, die Reden Jehovah's, stehen fast überflüssig und zwecklos da, wenn in den Reden Elihu's der Knoten bereits gelöst seyn sollte.“

Das Äußere beider Commentare ist anständig, sowohl in Rücksicht auf Druck als Papier. Auffallend war es uns, bey Hn. St. immer *Michäelis* statt *Michaelis* zu finden.

N.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) Leipzig, b. Steinacker: *Unterhaltungen mit Personen, welche in den höheren Jahren des Lebens stehen oder dieselben erreichen dürften*. Ein Beytrag zur Belehrung, Beruhigung, Aufheiterung und Glückseligkeit im Greisenalter; auch zur zweckmäßigen Vorbereitung auf dasselbe, von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior und Conslt. Altleutnant zu Merseburg. Mits Kupf. 1806. 258 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.) 2) Gießen, b. Tasché u. Müller: *Betrachtungen am Tage der Konfirmation (Confirmation)* von *Carl Christian Palmer*, Professor der Theologie und Frühprediger an der Stadtkirche zu Gießen. 1806. VIII und 120 S. gr. 8. (8 Gr.) 3) Erfurt, b. Knoch: *Vertrauen auf Gott im Geist der Wahrheit, Liebe und Aebtung*. Ein Gebetbuch für katholische Christen. 1806. 118 S. 8. (6 Gr.)

Die Vf. von No. 1 und 2 sprechen beide aus einem von Religion erwärmten Herzen, dieser zu Greisen, jener zu Kathomenen. Ihre Ansprachen werden hoffentlich nicht ohne Segen bleiben. Hr. Heydenreich beabsichtigt außer der Erbauung auch noch Belehrung, indem er wünscht, daß man seine Schrift als „einen, wenn auch nur unvollkommenen, *Beytrag zur speciellen Seelenlehre*“ betrachten möge. Nach Rec. Urtheil ist die erste Absicht besser erreicht worden als die letzte, weil die Betrachtungen über den psychologischen und physiologischen Zustand der Alten nicht eingreifend genug sind. Die *Betrachtungen* No. 2 sind Reden, die Hr. P. unmittelbar vor der Confirmationshandlung selbst hielt, und die ganz dazu geschickt sind, tugendhafte Gesinnungen und religiöse Gefühle zu erwecken. Auffallend war dem Rec. der häufige Gebrauch der Interjection O! Man vgl. S. 3, 53, 55, 56 u. a. Das *Vertrauen auf Gott* (No. 3) ist der Ausfluß eines ächthristlichen Herzens, das man ehrt, wenn auch das Hyper-Pathos der Empfindungen und das Schwelltische des Ausdrucks hin und wieder Mißfallen erregen sollte. Das Morgengebet S. 1. fängt sich so an: „Schöpfer der Welten, allmächtiger Gott, himmlischer Vater! der du aus dem Nichts den herrlichen Bau der Welten erwerkest, der du Sonnen und tausend und abermal tausend Sterne, Welten, Planeten und Monden aus dem Firmamente rieffst, wie die Blumen am Frühling aus den Keimen, der du auch mich aus dem Nichts der Verwerfung (?) zu meinem Glück hervorriefst, du erwerkest mich auch an diesem Morgen zu deiner Ehre und meinem Heil!“ Ähnliche Flecken finden sich öfters. Dennoch verdient dieses Gebetbuch vor vielen anderen eine rühmliche Auszeichnung und wir wünschen ihm ein recht großes Publicum.

— et —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Königsberg, b. Nicolovius: D. *Wilhelm Crichon's nachgelassene Schriften*. 1806. XVI und 224 S. 8. (1 Thlr.) Der am 18 April 1805 in Königsberg im 73 Lebensjahre verstorbene königl. preußl. Hofprediger *Crichon* ist durch mancherley theologische Schriften, worunter die Abhandlungen über den *Abfall der Kaiser Julian* und vom *menschlichen Glorien* leicht die vorzüglichsten seyn dürften, dem Publicum bekannt geworden. Auch der gegenwärtige literarische Nachlaß, dessen größte Hälfte aus alphabetisch geordneten *Fragmenten in stillen Abendunterhaltungen von einem Gott, Wahrheit und Tugend liebenden Geschäftsmanne* S. 57—224 besteht, zeigt einen Vf., der viele Lebenserfahrungen gemacht und über Menschenleben und Literatur reiflich nachgedacht hat. Der Vf. hatte, wie man aus mehreren Stellen, besonders S. 58 ersieht, diese vermischten Gedanken selbst zum Druck bestimmt und er urtheilt darüber mit einer Bescheidenheit, die der Kritik die höchste Schonung zur Pflicht macht. Indes darf sie, so gern sie auch das Wahre und Gute vieler Bemerkungen anerkennt, auch nicht verschweigen, daß darunter manches Triviale vorkommt, was füglich ungedruckt bleiben konnte. Beyspiele davon bieten sich überall dar. Wir heben nur einige aus. S. 209: „*Verdienst* der Zufall kann nie Verdienst seyn.“ S. 198: „In O... hat man fünf Oberhofküster, in der Residenzstadt keinen.“ S. 224: „Der zum Ritter gemachte *Zimmermann* mag viel gefündiget haben; aber gestraft ist er genug. Soll er ganz gebessert werden, so muß er eine ganz neue Seele bekommen, welches wohl zu wünschen, aber schwer zu haben ist.“ S. 182: „Hans ist lange im Schulzimmer, aber nicht in der Schule gewesen.“ u. s. w. Den Eingang der gegenwärtigen Schrift macht *Crichon's Selbstbiographie*, bescheiden und einfach ohne merkwürdige Ereignisse. Angehängt sind noch ein paar Worte zum Lobe des gelehrten Frankfurter Professors *Jablonski* in lateinischer Sprache S. 41. 42. „wie einige Stellen aus der vom Hofprediger, Hn. *Abege*, auf den Vf. gehaltenen Gedächtnispredigt. S. 48 ff. Als Herausgeber dieses Nachlasses hat sich der Prediger Hr. *Wannowski* zu Königsberg, der vielfährige Freund und Vertraute des Verewigten, dem dieser auch die Herausgabe seiner Schriften aufgetragen hatte, unterzeichnet. Von ihm rühmt auch der Nachtrag zu *Crichon's Leben* S. 44—47 her, welcher uns die letzten Lebensumstände des schwachen Mannes kurz und liebevoll berichtet. Den Ausdruck „hinfolglich“ S. 44 halten wir für einen Druckfehler.

— 2 —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 A P R I L , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

GIessen, b. Tasché und Müller: *Pandectencompendium oder Lehrbuch des Civilrechts* von Gottlieb Hufeland, Justizrath und Prof. des Rechts zu Landshut. Erstes Heft. Einleitung und allgemeiner Theil. 1807. 94 S. 8.

Über den wissenschaftlichen Werth des Buchs, seiner ganzen Anlagen nach, verpart Rec. sein Urtheil, bis die übrigen Hefte erschienen sind; eine vorläufige eigene Würdigung aber wird dem Publicum nachstehende Charakteristik nebst einer Anzeige der Hauptrubriken und einigen Bemerkungen über das Detail erleichtern.

Es scheint, der Vf. gehe von der Idee aus, die ganze Civil-Jurisprudenz begreife die Vorzüge in sich, bey denen die Unterthanen geschützt werden; man verstehe nun hierunter das eigentliche Recht, d. h. das moralische Vermögen zu zwingen (§. 75), oder die Verhältnisse der Sachen als Gegenstände des Rechts (§. 85), oder endlich die Begünstigungen durch die gesetzgebende Gewalt (§. 88 sqq.). In diesem Geiste kommt 1) dem Vf. es darauf an, indem er „das heutige gemeine deutsche (in Deutschland geltende) Civilrecht im weiteren Sinne“ zu beschreiben gedenkt (§. 3), „einen Inbegriff der Rechte der Privatpersonen, bey denen sie bloß als Staatsbürger angesehen werden“ zu geben. Nach jener Tendenz zeichnet sich 2) der Vf. seinen Plan und die Hauptglieder seines Systems im §. 4 so vor: „das Civilrecht im weiteren Sinne zerfällt in Civilrecht im engeren Sinne, das Regierungs-Privatrecht und das Proceßrecht.“ 3) Jener Geist, indem er um die einzelnen Rechte Rechtsätze, aus der römischen — oder einer anderen Legislation entlehnt, stellen will, sucht besonders diejenigen Sätze aus, welche die Deutlichkeit des Rechts vermehren, oder am öftersten zur Anwendung kommen. Und begreiflich ist es hiebey, daß 4) die einzelnen positiven Grundsätze nicht mit den Worten des Rechtsbuchs, sondern, nach der Ansicht des Vfs. oder anderer Commentatoren bearbeitet, in deutscher Sprache dargestellt werden. — Übrigens hat das Ganze die Form von Aphorismen, welchen in Corollarien und Nöten Gesetz- und Literatur-Citate, so wie zuweilen Winke für den mündlichen Vortrag, untergelegt sind.

Die Einleitung eröffnet ein erster Abschnitt mit *Vorlesungen über die Wissenschaft des heutigen gemeinen Civilrechts*. I. Begriff des heutigen gemeinen Civilrechts. Bey diesem schon oben mitgetheilten Bes. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

griff ist es dem Rec. nicht deutlich, wie mit dieser Definition die Entfernung des Lehnrechts (§. 6. cor. 2), das doch auch Privatverhältnisse betrifft und in jener Hinsicht mit Emphyteutrecht, Pachtrecht u. s. w. unter Einer Kategorie steht, vereinigt werde. II. *Quellen des heutigen gemeinen Civilrechts*. Dafs wir nach §. 8. c. 5. n. 3 die unter den Glossatoren gangbare Exegese der Novellen, namentlich die *versio vulgata*, dem griechischen Text vorziehen müßten, kann Rec. nicht für die Meinung bey der Reception halten; dagegen würde er zu den von gesetzlicher Kraft entblößten Theilen des *corporis juris rom.* die Überschriften der Novellen, als eine bloße Privatarbeit, zählen. Den Nutzen dieser Bemerkung belegt die Nov. 18. c. 1, wo die Vermehrung des Pflichttheils nicht durch die Überschrift auf den Pflichttheil der Kinder beschränkt werden kann. Und wer wundert sich nicht, unter der Rubrik von Quellen des Civilrechts §. 10 manche, auf das öffentliche Verhältnisse sich beziehende, Normen, z. B. die goldene Bulle, die Wahlcapitulation, die Halsgerichtsordnung, den Religionsfrieden, den westphälischen Frieden zu finden? Mit gleichem Grund hätte der Vf. auch den löwenwiler Frieden von 1801 und den Kirch-Deputations-Hauptschluss von 1803 hieherziehen können. III. *Literatur des heutigen gemeinen Civilrechts*. Unter den compendiarischen Abhandlungen des Civilrechts nach einer anderen als der Titel-Ordnung würde auch das, in systematischer Hinsicht interessante, mehrmals aufgelegte, Handbuch des römischen Privatrechts von Schmalz in Halle zu erwähnen gewesen seyn. Zweyter Abschnitt. *Allgemeine Grundsätze des gemeinen Rechts über die Bearbeitung der Rechtsquellen zur Ableitung der Rechtslehren*. I. *Rechtsquellen überhaupt, deren Erfordernisse und Arten*. Der §. 14 lautet: „Neben den gemeinen oder particularen Gesetzen im engeren Sinne und gegen sie gelten gesetzliche Bestimmungen der Privat-Willkühr entweder von einzelnen oder von mehreren Privatpersonen oder auch von Gesellschaften.“ Dawider sind dem Rec. fast so viele Bedenklichkeiten aufgestoßen, als Zellen sich hier finden. 1) Neue Rechtsquellen dürften in diesem Abschnitt, welcher bloß die Bearbeitung der Rechtsquellen betreffen soll, nicht aufgeführt werden; 2) Testamente und Verträge sind, gleich dem übrigen Leben und Weben der Menschen, den Gesetzen zu sub- aber nicht zu coordiniren; 3) daß Verträge und Testamente gegen Gesetze gelten, ist nicht völlig wahr, die Verfügungen über ihre eigene Zulässigkeit können sie nicht abändern. Dafs 4)

die Partikel oder das erstemal in und, und das letztemal in namentlich richtiger ungeändert seyn würde, übergeht Rec. II. *Verbindende Kraft der Gesetze.* Wenn im §. 23 gesagt wird: „alle Gesetze haben keine Gültigkeit — die gegen die unveränderliche Natur des Rechts überhaupt verstossen,“ so wird dadurch ein Raisonement aufgeweckt, das in die Gerichtsstube nicht eingelassen wird. Auch gänzliche Zwecklosigkeit der Gesetze steht nicht, wie der §. 24 behauptet, ihrer Gültigkeit entgegen. III. *Ableitung der Rechtsätze aus den Quellen.* Die grammatische und logische Auslegung erhalten §. 38, 41 ihre Begriffe aus den Hülfsmitteln dabey; §. 34 versteht sich von selbst; §. 35 ist ohne Grund, wenn anders der Wille des Gesetzgebers zur Richtschnur dienen soll; §. 36 überieht die qualitative Auslegung des, sonst fleissig benutzten, *Zuchariä*; aus §. 37 erfährt man nicht, was *interpretatio stricta* sey, und insofern er die ausdehnende logische Auslegung betrifft, widerspricht ihm der §. 50. Nach §. 40 steht die logische Auslegung der grammatischen nach, Rec. setzt hinzu, in Ansehung der Zeitfolge, nicht des Gewichts. IV. *Vorzug einer Rechtsquelle vor der anderen in der Anwendung.* Sie fängt mit dem Naturrecht an, und beschliesst mit den *extravagantibus communibus*. V. *Folgen und Producte aus den Rechtsquellen.* Die Definition von Billigkeit (§. 70), dass sie die „Einschränkung vollkommener Rechte durch unvollkommene Verbindlichkeiten“ sey, scheint Rec. zu ausgedehnt zu seyn, und er würde sie lieber auf die Gleichheit gegenseitiger Aufopferungen beschränken. VI. *Bildung der Wissenschaft des gemeinen Rechts.*

Allgemeiner Theil. 1 Hauptstück. Privatrecht überhaupt. I. Gegenstände der Privatrechte. „Der nächste (eigentliche Gegenstand jedes Rechts, wie jeder Verbindlichkeit, sind Handlungen; — entfernte Gegenstände sind Personen und Sachen.“ (§. 76, 77.) II. *Privatrecht an sich.* — In den Corollarien des §. 86 steht eine Widerlegung des bisherigen Gebrauchs der Abtheilung in *jus personarum, rerum et actionum* nach ihren verschiedenen Ansichten. Rec. tritt hier ganz auf die Seite des vorurtheilsfreyen Vfs. Soll jene Distinction noch ferner die Spitze des Instruments seyn, mittelst dessen die in einander gelassenen Elemente des Mein und Dein der Privatpersonen in ihre Ordnung zurück geführt werden? Das heisse vor dem Feind eine Armee lassen, die keine Officiere hat. Mögen die auf Rechte sich beziehenden Bestimmungen noch so philosophisch nach Personen-Sachen - oder Actionen-Recht classificirt seyn, fehlen Sätze, welche sie gehörig zur Thätigkeit rufen: so sind sie eine unbehülliche Masse. Freylich ersetzte diesen Mangel ein Jeder, so oft er ihn merkte, selbst durch einen *sens commun*: allein dieß war auch nur ein, einer Jurisprudenz, worin Wildniß herrscht, ziemender Nothbehelf; und die Pflicht der Wissenschaft ist es eben, jenen *sens commun* zur Deutlichkeit zu erheben und in Regeln einzukleiden. *Zweytes Hauptstück Veränderungen der Privatrechte. I. Veränderungen an sich. II. Gründe der Rechtsveränderungen.* a) *Allgemeine Übersicht.* b) *Hand-*

lungen der Willkühr. 1 Abtheilung. Allgemeine Bestimmungen. a) *Ursachen derselben.* Namentlich auch Gewalt, Furcht, Betrug. b) *Mittel, die inneren Handlungen zu äussern.* Der hier aufgeführte Eyd ist selbst eine innere Handlung und nicht ein Mittel, eine andere zu äussern. *Zweyte Abtheilung. Willenserklärungen.* a) *Allgemeine Bestimmungen.* Fünf Kapitel werden hier folgendermassen rubricirt: *wer kann durch eine Willenserklärung Rechte abändern? Bestimmungen der Willenserklärung. Verstärkung der Willenserklärung, besonders durch einen Eyd. Auslegung der Willenserklärung. Obrigkeitliche Genehmigung.* b) *Arten der Willenserklärung.* Sie sind nach 5 Kapiteln: *Einwilligung, Genehmigung, Entsagung, Übertragung, Vorbehalt*, oder „die Erklärung, dass man sein Recht (nicht) aufgeben wolle.“ 3 *Abtheilung. Willkührliche Handlungen, namentlich Unkunde der Rechte und der Thatfachen.* Den Handlungen der Willkühr stehen gegenüber im 3 Abschnitt, *Thatfachen, die an sich von der Willkühr unabhängig sind.* Es sind 12 Abtheilungen, welche in dieser Rubrik sich finden, und überschrieben sind: *Einleitung, Zufall, Tod, Zeit, Anwesenheit und Abwesenheit, Besitz, Verjährung, Bereicherung mit eines Anderen Sache, Stand, Verwandtschaft, Familie, Zusammenkommen mehrerer Rechte und Verbindlichkeiten.* Im §. 190, welcher die Definition von Besitz giebt, um bey dieser Lehre etwas stehen zu bleiben, liegen schon die Bemerkungen des §. 191 über seinen nichtrechtlichen Charakter und die Möglichkeit seiner Bedeutenheit in einer Legislation, ferner die Folgerungen der §. 196, 197, 198 über die mögliche Mannichfaltigkeit des Gegenstandes des Besitzes, so wie die des §. 199 über die Personen, wobey er sich denken lasse, und die Folgerungen der §. 213 — 217, 219, 220 über den Verlust des Besitzes. Dagegen fehlen die, gegen den Begriff des Besitzes so sehr anstossenden, daher merkwürdigen Verfügungen, dass man sich über das Erforderniß des *animi possidendi* zuweilen für den Anfang des Besitzes eines Kindes und stets für die Fortdauer des Besitzes eines Wahnsinnigen hinaussetzen habe. 4 *Unterabschnitt. Wiederherstellung von Rechten.*

MARBURG, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Grundsätze des Criminalprocesses* von Dr. Anton Bauer, Prof. der Rechte und Beysitzer der Juristenfacultät zu Marburg. 1805. XXXVI und 426 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Die Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages zeichnet dieses Werk eben so sehr aus, als die vorurtheilsfreye und treffende Darstellung der Grundsätze, wobey es an neuen Ansichten und eigenen, mit eben so bündigen als eingreifenden Gründen unterstützten Bemerkungen nicht fehlt. Bey der Anordnung der Materien scheint der Vf. *Tittmann's* Grundlinien der Strafrechtswissenschaft zu haben, er hat aber manche Verbesserung angebracht, und verschiedenen Gegenständen, z. B. der Lehre von den

Anzeigen, neue Stellungen und Richtungen gegeben, die dem Charakter derselben entsprechend sind. Die Abhandlung selbst ist kurz und ganz für den Zweck eines Lehrbuches geeignet, auch mit zweckmäßiger Anführung der Literatur versehen. Indessen hat der Vf. doch über dem Bestreben, die nöthige Kürze zu beobachten, der Vollständigkeit mehreres vergeben. Obgleich ein Lehrbuch nicht Ausführlichkeit haben darf, so muß es doch Vollständigkeit besitzen, d. h. über jede wichtige Frage Aufschluß geben, und Gründe dafür, ohne weitläufige Herleitungen und Entwicklungen, enthalten. In dieser Beziehung sollen die folgenden Bemerkungen vorzüglich gemacht werden: denn über andere Gegenstände hat Rec. nur wenige Gegenerinnerungen zu machen, so wie er auch in Rücksicht der Schreibart, die sonst rein und gut ist, nur so viel zu bemerken hat, daß sich einige Ausdrücke eingeschlichen haben, welche wohl hätten vermieden werden können, z. B. *adhibere, cessare, Incarceration, Erbringung des Beweises*, u. dgl. m.

Im Allgemeinen hat Rec. hier und da die Angabe einzelner Beyspiele vermisst, welche gewisse Grundsätze, die sich durch Beschreibung nicht ganz vollkommen deutlich machen lassen, erläutert haben würden. So gleich im 3 §, wo der sonst richtigen Bestimmung des Wesentlichen und Außerwesentlichen des Criminalprocesses, die Angabe einiger Beyspiele abgeht. Was der Vf. im 24 u. f. 66. von der Strafgewalt sagt, scheint dem Rec. so wenig zur Sache zu gehören, als die Systeme des Civilprocesses Aufstellung der Grundsätze von der Civilgesetzgebung erfordern. Im 23 §. hätten die Grundsätze des Gerichtsbrauches über die sogenannten peinlichen Strafen vollständiger angegeben werden sollen. Daher scheint es auch, als ob der Vf. nicht zeitige Freyheitsberaubung und Geldstrafe, sondern nur ewiges Gefängniß und allgemeine Gütereinziehung zu den peinlichen Strafen zähle. Nach §. 39 wird das Recht, Zuchthäuser anzulegen, als Ausfluß der Policeygewalt vorgestellt, allein dieß scheint zu unbestimmt, da auch niedere Gerichte die Policeygewalt ausüben. Im 73 §. vermisst man Regeln für den Richter zur Bestimmung der Frage, in welchen Fällen er nicht von Amts wegen verfahren dürfe. Die Generalinquisition beschreibt der Vf. §. 76 als denjenigen Theil der Untersuchung, worin der Richter die Gründe für das Daseyn des Verbrechens überhaupt und des Verdachts gegen eine bestimmte Person, als Thäter, aufsucht und sammelt, um dadurch eine genauere Erforschung der Wahrheit zu begründen und vorzubereiten. Die Specialinquisition nennt er im 77 §. denjenigen Theil der Untersuchung, worin der Richter vollen Beweis der Unschuld oder Schuld und aller, den Grad der Strafbarkeit bestimmenden, Thatfachen zu ergründen sucht. Rec. würde die ihm vorgeschriebenen Grenzen überschreiten, wenn er sich gegen diese Begriffsbestimmungen weitläufig auslassen wollte. Er bemerkt daher nur so viel, daß sich die Handlungen des Richters und ihre Wirkungen unmöglich so sondern lassen, wie sie hier den verschiedenen Arten des Untersuchungsprocesses zugeschrieben worden sind. Der Richter muß handeln, wie es die Sache mit sich bringt, kann also,

wenn es gerade die Gelegenheit giebt, keine Handlung unterlassen, welche auf den vollen Beweis der Schuld oder Unschuld und Bestimmung der Strafbarkeit abzielt, weil er noch nicht zu der Specialinquisition gekommen ist: es lassen sich ja auch die Wirkungen des richterlichen Verfahrens nicht nach Willkür bestimmen, und so kann der Beweis ohne Zuthun des Richters aus den zusammentreffenden Umständen, ohne Rücksicht auf Specialinquisition, hervorgehen. Im 85 §. hätte der Vf. die Fälle der Verbindlichkeit zur Anzeige der Verbrechen genauer angegeben sollen. Eben so ist die Lehre von der Beweiskraft des Denuncianten als Zeugen im 86 §. nicht erschöpfend, auch in der Folge (§. 148 — 150) wird davon nichts nachgeholt. Die Erörterung des Thatbestandes soll sich nach §. 92 auf die drey Fragen beziehen: Ist wirklich ein Verbrechen begangen worden? zu welcher Art von Verbrechen gehört es? und unter welchen besonderen Umständen ist es begangen worden? Da aber die Umstände das Wesen bestimmen, z. B. der böse Voratz bey einer Tödtung, das Wesen des Mordes, so scheint die zweyte und dritte Frage auf Eins hinaus zu laufen. Bey dem 94 — 96 §. hätten die Gegenstände der medicinischen Untersuchung nach Verschiedenheit der Verbrechen genauer angegeben werden sollen. Auch sind die schwierigen Fälle, z. B. wenn getödtete Personen schon begraben gewesen sind, u. dgl., so wie einige dahin einschlagende Fragen, z. B. ob die Besichtigung in allen Fällen nöthig sey u. f. w. zu kurz abgehandelt. Fragen, wie z. B. ob Ärzte fremder Religionsparteyen zur Section zugezogen werden können, welche Wirkung das Leugnen des Verbrechens gegen die Äußerungen der Kunstverständigen habe u. f. w. sind hiebey ganz übergangen worden. Im 98 §. ist über die Veranstaltung einer Haussuchung auf Verlangen einer Privatperson, was so oft zu Injurienprocessen Veranlassung giebt, nichts gesagt. Bey dem 106 und 107 §. hätte noch bemerkt werden können, wie es mit der Aufbehaltung der Gefangenen an Orten gehalten werde, wo keine Gefängnisse sind. Die Behauptung, daß bey der Beschlagnahme des Vermögens eines Verbrechens die nächsten Erben zugezogen werden müssen §. 124, ist zu allgemein gestellt, da dieß nicht allemal nothwendig ist. Bey der Lehre von dem summarischen Verhöre §. 121 und 122 hätten die Fragen: ob es zu allen Zeiten, z. B. auch wenn der Verbrecher auf der That ertappt worden ist, geschehen müsse, ob es nöthig sey, dasselbe mehrmals zu wiederholen, wie gegen Halsstarrige und boshafte Verbrecher zu verfahren sey, was der Richter bey der Vernehmung tauber und stummer Personen zu beobachten habe u. f. w. erörtert werden sollen. Was im 125 §. über den Schluss der Generalinquisition gesagt ist, bezieht sich mehr auf den Schluss der Untersuchung überhaupt. Bey der Lehre vom Beweise §. 138 u. f. fehlt die Bestimmung des Verhältnisses desselben zu dem Geständnisse. Überhaupt ist die Lehre vom Beweise und besonders in Beziehung auf die Frage, wann zu einem verdammenden Urtheile hinreichender Beweis vorhanden sey, zu kurz behandelt. Inwiefern dieser Vorwurf gegründet sey, zeigt der Inhalt der Werke von Stöckl über

den Thatbestand der Verbrechen, Wittenberg 1805 und von Globig, Versuch einer Theorie der Wahrscheinlichkeit. Regensburg 1806. In dem 146 §. hätte noch von der Beweiskraft des Geständnisses, im Fall der Thatbestand nicht erörtert worden und von der Beziehung desselben auf bürgerliche Sachen, gesprochen werden sollen. Bey der Bestimmung der Verbindlichkeit zum Zeugnisse, ist das Verfahren unbestimmt geblieben, wenn der aufgefoderte Zeuge gar keine Wissenschaft von der Sache zu haben behauptet, und doch Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er die nöthige Kenntniß davon besitze. Im 140 §. steht nichts von der Zeugensfähigkeit fremder Religionsverwandten; auch ist hier die Frage, wann der Charakter einen Zeugen verdächtig mache, unberührt geblieben. Über captiöse und Suggestiv-Fragen ist im 179—181 §. zu kurz hingegangen. Bey dem 187 §. hätte etwas davon gesagt werden sollen, daß bey der Requisition eines ausländischen Gerichtes das Verfahren demselben nach den Landesgesetzen des Richters von dem die Requisition herrührt, angegeben werden müsse, sobald das Strafgesetz von der Form der gerichtlichen Handlung mit abhängt, welche der requirirte Richter unternehmen soll. Nach §. 188 soll die Voreydung der Zeugen in Gegenwart der Inquisiten oder seines Defensors geschehen müssen, was doch nicht der Fall ist. Bey der Lehre von der Gegenstellung im 200 u. f. §. sind die Fragen unerörtert geblieben: ob die Gegenstellung unter Altern und Kindern Statt finde, und vor welchem Richter sie gehöre, wenn die einander entgegen zu stellenden Personen einen verschiedenen Gerichtsstand haben, u. s. w. Im 231 §. hätte bestimmt werden sollen, in welchen Fällen der Richter die Acten nicht zu verschicken brauche, sondern das Urtheil selbst sprechen könne. Bey dem 234 §. wo *Sonnenfels* über die Stimmenmehrheit bey Criminalurtheilen, angeführt ist, hätte billig wenigstens die Schrift von *Hannemann*, Send-

schreiben, veranlaßt durch die Abhandlung über die Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen. Wien 1801, mit erwähnt werden sollen, im Fall der Vf. auch ja nicht die über denselben Gegenstand gelieferten Schriften des Grafen von *Windsch-Grätz* und von *Griesinger* berücksichtigen wollte. Übrigens ist die Behauptung von der Nothwendigkeit der Stimmenteinheit bey Criminal-Urtheilen, nicht, wie der Verfasser glaubt, eine neue Lehre von *v. Sonnenfels*, wie die Schrift von *Condorcet*, *d'Essai sur l'application de l'analyse à la probabilité des décisions rendues à la pluralité des voix*, à Paris 1785 beweist. Bey dem 240 §. fehlen Beyspiele der Nichtigkeit, und §. 241 und 242 in der Lehre von den Rechtsmitteln gegen Criminal-Urtheile, hätten mehrere, nicht selten vorkommende Fälle, berücksichtigt werden sollen, z. B. was es für einen Einfluß habe, wenn bey mehreren Verbrechen nur einer eine Defension gegen das Urtheil verlangt und geführt hat, wenn ein Dritter gegen das Urtheil oder die Vollstreckung desselben appellirt u. s. w. Nach dem 256 §. soll der Richter nicht verbunden seyn, für die Entschädigung der durch das Verbrechen beleidigten Personen von Amts wegen zu sorgen, und der Vf. bezieht sich deswegen auf 198. 201 und 207 Art. der P. H. O., welche allerdings die Bitte des Beschädigten voraussetzen. Allein dieß dürfte darum doch wohl nicht als allgemeiner Grundsatz aufgestellt werden; wenigstens nimmt der 157. 158 und 218 Art. der P. H. O. keine Rücksicht auf die besondere Bitte des Beschädigten, sondern erklärt es vielmehr für Pflicht des Richters, für die Entschädigung Sorge zu tragen. Über den summarischen Criminalproceß ist im 260 §. eigentlich nicht mehr, als was zur Definition gehört, gesagt worden, die Beschreibung des Verfahrens selbst aber fehlt. — Diese Bemerkungen mögen hinreichen, die Aufmerksamkeit zu beurkunden; die dieses Werk in jeder Hinsicht verdient.

F. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Nördlingen, b. Beck's Wittwe: *Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolizey*. Gefammelt und herausgegeben von *Johann Theodor Roth*, kurpfälzbair. Landesdirectionsrathe zu Ulm. 1805. 2 Hef. 90 8. g. (6 gr.) So lange Zünfte bestehen, bedarf das Handwerksrecht bey der zunehmenden Industrie und Collision der Arbeiten allerdings noch mehrere Bearbeitung und Beyträge, nur sollten letztere bloß auf erhebliche Gegenstände eingeschränkt werden. Der Inhalt des gegenwärtigen Hefes, dem Rec. ein paar Bemerkungen beysügen will, besteht in folgenden Numern. I. *Kurze Nachricht von Adrian Beier und seinen Schriften*. Er half bekanntlich die Bahn in dem Fache des Zunftrechts brechen. II. *Vom Vorrechte der Gelehrten, Handwerker, die bey Ausübung ihrer Handthierung Lärm oder Geräusch machen, nicht in ihrer Nachbarschaft zu laiden*. Der Vf. meint: die Observanz beständige das bekanntlich hieher gezogene Gesetz *L. unic. C. de stud. liberal.* (VI, 18) in so weit, daß angelegene Gelehrte dergleichen lärmende Handwerker nicht in der Nachbarschaft zu leiden brauchen, wenn sie nicht vor ihnen dort gewesen. Die angebliche Observanz hat an diesem von einem ganz anderen Fall handelnden Gesetze einen schlechten Rückenhalt. Eher möchte in gewissen Fällen die Polizey von Gelehrten, besonders von Lehrern auf hohen Schulen, zur Sicherung der Ruhe ihrer Hörsäle und Museen mit Recht aufgefodert werden können. III und IV. *Auszüge aus fränk. Kreisbeschlüssen von 1801 und 1791 die Ausrottung des Janen- u. s. w. und Bettelgesindels, desgleichen über das Armenwesen betreffend*. — Wenn nur die Anordnung wegen der Handwerkskundschaften u. s. w. mehr befolgt würde! — V.

Auszüge aus einigen k. preuss. Verordnungen. Nach solchen gehörten Zünfte hauptsächlich den Städten an, und es sollen in der Regel auf dem platten Lande nur Weber, Zigarerleute, Dorfschneider, Schmiede, Stell- oder Rademacher und Maurer geduldet werden. VI. *Sollen und dürfen Handwerker Handelschaft treiben?* Mit Recht wird ihnen eigentlich kaufmännisches Gewerbe abgesprochen. Moser will ihnen zwar Krämerey vergönnen, die sie doch oft in ihrem eigentlichen Beruf stören würde. Der Vf. schränkt sie auf den Handel mit ihren selbst verfertigten Waaren ein. VII. *An die etc. Reichsversammlung zu Regensburg p. memoria der etc. Onolyb. und Culmbach. Gesandtschaft von 1790* betrifft die des Amts- und Gerichtsknechten, den Reichschlüssen zuwider, verweigerte bürgerliche Rechte und Zulassung zu den Zünften. Unnütz sind die vielen Beylagen von Attestaten wegen verlagter Zugrabetragung der Gerichtsknechte durch Zunftgenossen. VIII. *An des deutschen Reichs gesetzgebende Gewalt. Einige Winke über Zunftwesen und Zunftunwesen*. Bey Gelegenheit des im J. 1801 in Regensburg vorgefallenen Handwerksunmuths. Enthält einige gute Ideen über den Zweck und die richtige Beschränkung des Zunftwesens, welches bloß nützlich seyn kann, insofern es die Beförderung guter Arbeiten und die Abwehrung zu vieler Arbeiter eines Fachs beabsichtigt. IX. *Kurze Anmerkungen*. Beziehen sich auf specielle Landesgesetze. X. *Kurbairische Verordnungen, die Handwerker aus dem Lande betreffend*. No. 1—7. Aus der Mayrischen Generalsammlung; sie reserviren einstimmig mit den preussischen sub V die Handwerker vorzugsweise den Städten.

F. I.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 A P R I L , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

WIEN, b. Camelfina: *Grundriss der Theorie der Medicin.* Von Dr. Troxler. 1805. 395 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Was in diesem Buche geleistet seyn soll, spricht der Titel aus; nicht die Theorie selbst, sondern nur *Inhalt und Methode einer medicinischen Theorie* zu umfassen, ist sein Ziel. In wiefern dieses Ziel erreicht worden, kann dem Leser dieser Blätter nur verständlich werden, wenn wir es versuchen, das Werk als ein geschlossenes Ganzes darzustellen. Die Einleitung beschäftigt sich, die Medicin, wie sie sich in unseren Tagen verhält, mit allen ihren Einseitigkeiten zur Ansicht zu bringen. Der Gaubianismus, der Cullenianismus, und Brownianismus werden zwar vorübergehend, aber doch scharf in's Auge gefasst, richtig geschätzt, und das Seichte ihres Grundes kenntlich genug gemacht. Am allerübelsten ist der Vf. auf gewisse medicinische Seiltänzer zu sprechen, die einige von den Schulbänken der Naturphilosophie abgefallene Brosamen verschluckt, und von dieser unverdauten Moles aufgeblähet, in Städten und Märkten ihr Unwesen treiben, unter denen Einer S. 10 nach dem Leben gezeichnet ist. — Mit S. 33 beginnt der Grundriss, und gleicht, ohne durch Überschriften unterbrochen zu seyn, einem sich continuirlich fortwälzenden Strome, der in seinem raschen und gleichartig bewegten Gange weder einer Wasservegetation, noch einer Insectenanimation Gedeihen giebt. Wir rathen daher auch jedem Leser, entweder das Buch von vorne an durchzuarbeiten, oder es gar nicht anzusehen. Denn wenn er nur umblättern, und hie und da, wie in manches andere medicinische Vademecum, Einsicht nehmen will, wird er überall nichts verstehen. Der Vf. fühlt sich gewürdigt, das Leben vom Himmel zu übernehmen, um es auf die Erde zu bringen, und wie er das Leben im Universum anschaut, so im Individuum. *Leben*, das Einzige und Höchste, der Grund geistiger Anschauung, und in dieser eine abstracte Welt; *Leben*, der Grund sinnlicher Erscheinung, und in dieser eine concrete Welt. Ein und dasselbe Leben im Geiste und unter dem Sinne im Universum; daher das genaue Zusammentreffen der Normen des Geistes mit den Formen der sinnlichen Welt, daher die Gesetze in der Intelligenz, was die Kräfte in der Natur, darum endlich die Erscheinungen der Sinne, wie die Äußerungen der Gegenstände. Aus dem Leben entspringt, und in dem Leben liegt alles

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Ideale und alles Reale, das Thätige und das Materielle; es herrscht im Subjectiven als Geist oder Thätigkeit, im Objectiven als Form oder Seyn, an sich ist es das *allein ewig Wahre, und unendliche Wesen* (absolutes Leben). Absolutes Leben an sich ist nur im Universum ausgeprägt, indem das Individuum lebt, als Einheit, und als solche in seinem Leben ein Universum darstellt; dieses Universum ist nur Individuum durch die Beziehungen seiner Intensität und Extensität, diese Beziehungen schliessen die Individualität ab, sind zeitlich und endlich, somit abfällige, und was von ihnen als Princip des Lebens abgezogen wird, giebt beschränkte Ansichten von Belebtheit und Leblosigkeit, von Organisch und Inorganisch, welche neben einander in der Natur nicht bestehen. Willst du das absolute Leben in seiner Substanz fassen und anschauen, so ergreife das Universum, und seine höchsten Thiere, die Welten. Auf der materiellen Seite siehst du die Substanz als Weltssystem in den Gestirnen, auf der dynamischen als Bewegung ausgeborn; in den Bewegungen (in der Wechselwirkung und dem Kreislaufe des Ganzen,) wirfst du das Thätige = Geist erkennen, in der Abgeschiedenheit und Form aber spricht dich das Organische = Körper an. Hat diese Substanz ein Leben an sich, so kann es nur darin bestehen, dass die Principien des Lichts und der Schwere als Einheit darin vermählt sind, ohne ihre Tendenzen aufzugeben. Streben vom Mittelpuncte nach dem Umkreise, Lichttendenz = Expansivität, Streben vom dem Umkreise nach dem Mittelpuncte, Schwere-tendenz = Contractivität. So trägt das Lichtprincip die Thiere des Himmels (Gestirne) durch ihre Bahnen, indess das Licht in sich frey die Räume durchmisst; so bildet das Princip der Schwere die Sphären, und ruft die losgelassenen Massen in den Mittelpunct zurück. So stellt das erstere den Lebensprocess, das zweyte den Organismus des Universums dar. Können wir nun dieses Leben, welches wir am Himmel angeschauet haben, uns gegenwärtig halten, so mögen wir es wieder auf der Erde erkennen. Die Erde ist eine Substanz ihrer Art, ihr Leben das absolute Leben ihrer Substanz (das Erdthier ein individualisirtes Universum). Dieses Thier hat *Bewegung und Gestaltung* (Thätigkeit und Seyn). Die Principien des Lichts und der Schwere müssen also auch in seiner Individualität nicht nur enthalten, sondern auch ausgesprochen seyn. Sie sind es durch *Elektricität und Magnetismus*, jene Princip der Bewegung, dieser Princip der Gestaltung. Beide sind nur nachzuweisen in ihren höchsten und allgemeinsten Potenzen

D

an Modificationen der Erde, Electricität am Aequator, Magnetismus an der Erdaxe. So weit das *Leben der Erdschubstanz*. Ein anderes das *Leben der Erdaccidenzen*, oder eigentlicher, das Leben alles Irdischgebornen. Das absolute Leben der Erde, als Substanz, kann als Einheit vorausgesetzt, und wie ein Leben im Universum angesehen, auch als relatives Leben nach allen der Erdschubstanz möglichen Richtungen hin auseinander gehen. Gehet das an sich Gleiche der Erdschubstanz (die Indifferenz) zu einem Ungleichen (einer Differenz) auseinander, wird es wach, und regt sich centrifugal, so heist dieser productive Proceß des Lebens in dem wirklichen Leben der Gemeinheit ein *organischer Proceß*. Gehet aber das Ungleiche (die Differenz) wieder zu dem an sich Gleichen (zur Indifferenz) zurück, entschlummert es, und bewegt sich centripetal: so heist dieser reductive Proceß des Lebens eben dort ein *inorganischer*, in diesem herrscht mit Uebermacht die Schwere oder Magnetismus, in jenem mit Uebermacht Licht oder Electricität. Das Vorherrschen des Lichtprinzips im productiven Proceß wird dargestellt in den Thieren als zu scheinbar willkürlichen Bewegungen gleichsam losgelassenen Erdkörpern. Das Vorherrschen des Prinzips der Schwere wird dargestellt in den Pflanzen, festgehalten von der Erde. So lebt die Erde, obgleich in einem relativ Ungleichen, ein doch an sich gleiches Leben. Das Gesetz der Erde ist im Begriff das Gesetz des Thiers und das Gesetz der Pflanze, das Thier und die Pflanze sind das Inbegriffene. Darnach muß alles Periodische und Topische enträthelt werden. Die Erde, als das allein wahre an sich Gleiche dieser Sphäre schaffend, absolut, geschlechtslos, von innen und außen gleich ist Gattung. Legt sie die Principien ihrer eigenen Substanz auseinander, so wirkt sie Geschlechter, und so werden die Producte des Allgemeinen zugleich Factoren des Besonderen. Der Mensch ist das Edelste von der Erde geborne, das höchst irdisch Gleiche, in seiner Individualität ist die aufrechte Stellung der vollkommensten Pflanze, die Gabe der edelsten Thiere vereint, denn er hat die größtmöglichen Beziehungen und das gleichmäßigste Verhältniß gegen alle Beziehungen. Dies der productive Proceß des Erdelebens. — Der reductive Proceß des Erdelebens, oder der sogenannte inorganische, ist dem vorigen in der Richtung entgegengesetzt, wie sich die Principien des Lichts und der Schwere entgegengesetzt sind. Was im Organischen als Thier und Pflanze auftritt, erscheint im sogenannten Inorganischen unter Gestalt magnetischer oder elektrischer Proceße, und ihrer Producte der Außenwelt, in den äußersten Gliedern der Wechselwirkung unter der Gestalt von Stoffen der Chemiker (die identische Substanz der Erde wird durch ihre Principien metamorphosirt in diese Stoffe). Die Rückkehr des Ungleichen der Erde zum Gleichengeschicht *dynamisch* im elektrischen und magnetischen Proceße, *materiell* aber im galvanischen und chemischen Proceße, und was durch Oxydation, oder Desoxydation zu Stande kommt, sind die durch ausgeglichenen Producte. Gleichwie aber der

Magnetismus die Erdaxe, die Electricität den Aequator verfolgt, so stellen sich auch die Producte in zwey Reihen dar, wozu Expansivität und Contractivität die Urformen der Entgegensetzung abgeben. In der Entgegensetzung des productiven und reductiven Lebensprocesses, und in der Wechselwirkung wird von der einen Seite das wirkliche Leben der Erde bestellt, von der anderen Seite aber die äußere Bedingung des wirklichen Lebens der Erdaccidenzen gegeben. Scheint auch zwischen der productiven und reductiven Natur der größte Widerspruch zu herrschen, indem die Erde in der einen Natur nur zu beleben, in der anderen nur zu tödten scheint, indem 'alles individuelle Leben fortan transitorisch, und an ihm nichts als ein unendlicher Wechsel beständig ist: in ihr ist doch Einstimmung, ihr Leben doch immer das Gleiche, ein unverfälschtes, in welchem das individuelle Leben nur auf und nieder wogt, und von ihr abhängig in den Erdaccidenzen nur relativ lebt, nur relativ stirbt.

Auf diese Weise führt uns der Vf. an den Punkt, wo wir das Leben der Individuen der Erde als ein *relatives Leben*, d. i. als individualisirte, absolute Substanz der Erde nur mit dem Unterschiede betrachten müssen, daß wir es auf einer Seite unter dem Exponenten der Objectivität (materiell), auf der anderen Seite unter dem Exponenten der Subjectivität (dynamisch) gesetzt ansehen. Darin liegen die Prämissen, um die höheren und allseitigen Principien einer medicinischen Theorie für eine bestimmte Gattung von Individualität zu erreichen. Die Principien des Universums sind Principien der Substanz der Erde, die Principien der Erdschubstanz sind Principien jeder Erdindividualität. Die höchste Erdindividualität ist die *Menschheit*; sie das vollkommenste Gleiche gegen alles ihr äußere Ungleiche, sie die höchste allseitige Individualität in ihren Lebensverhältnissen. Sie somit auch das Schema für alle übrigen Individualitäten. Jedes relative Leben ist seinen Principien nach auch mit den entgegengesetzten ein identisches Leben, es ist nur different seiner Existenz, nach. Es ist individuell, insofern mit ihm noch andere individuelle Leben bestehen. Alle diese individuellen Leben sind irdisch geboren aus einer gemeinsamen Substanz. Wie sie also zugleich bestehen, so müssen sie sich auch auf einander beziehen können. *Dieser der Begriff der Wechselbestimmung*. Aber dieser Begriff involvirt den von relativer *Selbstbestimmung* und relativer *Bestimmbarkeit*. Wechselbestimmung zwischen zwey Gliedern setzt in dem einen Selbstbestimmung, in dem anderen Bestimmbarkeit voraus, und umgekehrt. So das Ineinandergreifen aller Individuen, insofern sie in Wechselwirkung kommen.

Von hier aus führt der Vf. den Leser auf einen Standpunkt, wo er jedes Individuum als eine Monas des Universums erblickt, welche *absolut*, *frei* und *absolut nothwendig* ist. Wer das Individuum gegen andere so betrachtet, daß es ihm absolut *frei* vorkommt, der giebt ihm ein *eigenes Lebensprincip* (eine Lebenskraft), welches in sich herrschend, auch die Außen-

welt beherrscht. Wer hingegen das Individuum gegen andere so betrachtet, daß es ihm absolut nothwendig erscheint, der sieht in ihm ein von aussen her genöthigtes, *erregbares Lebensprincip*, welches von der Außenwelt beherrscht wird. So statuiert die Lehre von der Lebenskraft zu viel Selbstbestimmung, und die Erregungstheorie zu viel Bestimmbarkeit. Beide Theorien werden nun von S. 59 bis 67 auf ihren eigentlichen Werth gesetzt, insofern sie nämlich die angegebene eine oder andere Seite allzu geltend machen. Eine höhere Theorie muß beide überschweben, wenn sie das individuelle Leben da ergreift, wo wir es so eben verlassen haben; nämlich: wo es die Möglichkeit einer Wechselbestimmung gegen die Außenwelt hat, wo es die Möglichkeit einer noch undeterminirten *Selbstbestimmung* und *Bestimmbarkeit* in sich hat. Wirklichkeit und wirkliches Leben muß hervorgehen, so bald alles dieses in einem Zusammenschlag statuiert wird. *Das wirkliche Leben muß auf der subjectiven Seite als Lebensprocess, auf der objectiven Seite als Organismus durchbrechen.* Beide sind Formen, oder nur verschiedene Richtungen eines und desselben Lebens; eine Lebensform besteht mit der anderen, eine wie die andere zugleich, keine verhält sich zur anderen wie Ursach und Wirkung, keine geht vor, keine nach, *in beiden ist ein Leben*, kein Organismus ohne Lebensprocess, aber auch kein Lebensprocess ohne Organismus, kein Organ ohne Action, aber auch keine Action ohne Organ. Es wäre freylich das Leben am gelungensten dargestellt, wenn man, wie mit einem Schlage, die subjective und objective Seite, das Ideale und Reale, des Lebens, den Lebensprocess und Organismus, die Action und das Organ hervorzaubern könnte, aber mit dem Verstande und seinem Organe, der Sprache, in den Kreis der Endlichkeit gebannt, muß in der Darstellung auseinander gelegt werden, was im Wissen und Leben Eins ist, genug, wenn jede der zwey Seiten ideell construirt, und reell entwickelt wird, so daß sich auf jeder Seite das Eine findet. Der innerste Charakter des relativen Lebens ist ein individuelles Hervorbringungsvermögen, in welchem das Hervorbringende und das Hervorgebrachte unter der Form von Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit verschmolzen, und diese letzteren aber selbst nur relative Modificationen des Hervorbringungsvermögens sind, die sich gegen einander negativ und positiv verhalten, und sich nach den möglichen zwey Anschauungsweisen der Existenz als Verhältnisse des Seyns *quantitativ* und *qualitativ* ausdrücken. *Die Idee des Lebens ist seine Selbstanschauung als Hervorbringungsvermögen.* Der Begriff ist eine tiefere Anschauung desselben in discreter Gestalt als Hervorbringendes, und hieher gehört die Wechselbestimmung, und was in ihr liegt, Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit. Diese sind aber nicht bloße Begriffe von relativer *Activität* und *Passivität*, wie etwa seither in dynamischer Hinsicht, sondern sie greifen nicht minder in die materielle Seite ins objectiv Leben, als relative *Productivität* und *Receptivität*, so wie die ersten zwey die Selbstbestimmung

und Bestimmbarkeit des Lebensprocesses bezeichnen; so die letzten zwey Ausdrücke für die Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit des Organismus. Jede muß, auf ihrer Seite wieder das Ganze aufnehmen. Was auf der dynamischen Seite ein Inneres ist, muß auf der materiellen ein Auseres seyn, und umgekehrt. Im *Lebensprocess* ist das Quantitative als das Innere, das Qualitative als das Auseres anzusehen; im *Organismus* gerade umgekehrt. *Activität* und *Passivität* als Factoren des Lebensprocesses müssen nicht etwa wie reine Thätigkeitsverhältnisse, *quantitativ*, sondern auch als Verhältnisse des Seyns, *qualitativ*, zugleich gedacht werden. Herrschende Thätigkeit in der Materie quantitativ *Erregung*. Materie in Thätigkeit aufgenommen qualitativ *Bewegung*. Quantitative Differenz der Thätigkeit in Beziehung auf Erregung geben *Hypersthenie* und *Asthenie*. Qualitative Differenz im Substrat der Thätigkeit Bewegung vom Mittelpunkt nach dem Umlaufe, und vom Umlaufe nach dem Mittelpunkt, *Expansion* und *Contraction*. Die Abänderungen des Lebensprocesses lassen sich von diesen zwey Seiten auf drey bestimmte Stufen stellen, welche der Vf. schon früher in seinen Ideen als so viel verschiedene Dimensionen der Krankheit angab. — *Receptivität* und *Productivität*, als Factoren des Organismus angesehen, verhalten sich auf dieser Seite wie auf der anderen des Lebensprocesses *Passivität* und *Activität*, nur daß auf Seite des Organismus das Qualitative ein Inneres, das Quantitative ein Auseres ist. Wie sich auf Seiten des Lebensprocesses Erregung als das Quantitative, Bewegung als das Qualitative ausdrückt, so auf Seiten des Organismus das innere *Qualitative* als *organische Affinität*, das äußere *Quantitative* als *organische Conformation*. Die organische Affinität faßt die zwey Momente *Attraction* und *Repulsion* in sich, die organische Conformation die zwey Momente *Construction* und *Destruction*. Die ersten zwey Momente sind Quellen der materiellen Seite, die letzten zwey sind Quellen der formellen Seite des Organismus. In der *Affinität* ist qualitative Differenz, in der *Conformation* quantitative Differenz der Factoren des Organismus möglich. Auch hier müssen sich *drey Stufen* von Modificationen des Organismus wie bey den Lebensprocessen nachweisen lassen. Der *Hypersthenie* und *Asthenie*, der *Expansion* und *Contraction* gegen über steht auf der Affinitäts Seite ersten Stufe materiell *relatives Mißverhältniß von Attraction und Repulsion*, formell *relatives Mißverhältniß von Construction und Destruction*. Die Modification der Affinität ausgesprochen durch *Temperaturveränderungen*, Frost, Hitze; die Modification der Conformation durch *Farbveränderungen*, hellere, dunklere *Coloration*. Weitere Entwicklung dieser ersten Stufe, und tiefer eingreifend unter neuen Verhältnissen geht auf Seiten der Affinität die zweyte Stufe hervor. *Attraction* wird entweder ganz in *Repulsion*, oder *Repulsion* ganz in *Attraction* aufgenommen, und zwar unter der Herrschaft einer Qualität. Diese Stufe äußert sich durch *Cohäsionsveränderung*, entweder durch *Condensation* (ganz Kälte) oder durch *Rarefaction* (ganz Hitze).

Fortbildung der zweyten Stufe giebt endlich auf Seiten der Affinität die dritte Stufe, in der sich Attraction und Repulsion selbst aufheben, indem eine die andere in ihren beiderseitigen Substraten untergräbt oder vernichtet. Diese Stufe äußert sich durch *Auflösung* oder *Erstarrung*. Auf der formellen, der Affinität nebenstehenden Seite, in der *Conformation*, gehen eben so mit den angeführten drey Stufen drey andere parallel. Wie sich auf der Affinitäts-Seite Temperatur verändert, so auf der Conformations-Seite Farbe im ersten Moment, und diese Erscheinung entspricht auch allemal rückichtlich des Lebensprocesses entweder einer übertriebenen Expansion oder Contraction. Die zweyte Stufe ist eine höhere dieser Sphäre, die sich durch ein *Mißverhältniß zwischen dem construierenden und deconstruierenden Factor des Organismus* ausdrückt, wo nicht mehr auf der organischen Fläche, sondern in der Tiefe (in der Masse) metamorphosirt wird. Ein Verhältniß, welches *Joh. Adam Schmidt* aufgefaßt, und als die zwey alternativen Momente von *progressiver und regressiver Metamorphose* bestimmt hat. Wird endlich die organische Conformation dadurch ihrer Möglichkeit nach aufgehoben; daß ihre Factoren, Construction und Destruction, in gänzliche Entzweyung gerathen, so ist die dritte Stufe der Abnormität auf der Conformationsseite gesetzt. Auf diese Weise hat der Vf. die mögliche Differenzirung eines jeden Lebensprocesses und Organismus in drey Stufen dargestellt. Diesen Kategorien unterliegt jedes Belebte; im Leben an sich liegt dieß alles in einem Act verschlungen, nur in unserer Reflexion wird Lebensprocess und Organismus als etwas Differentes auseinander gezogen. Von hier an werden mit Scharffinn und Consequenz diese Kategorien nach allen Richtungen hin verfolgt, und gezeigt, wie die Processse der Außenwelt in die Processse des individuellen Lebens eingreifen, wie das wirkliche Leben nur unter der Wechselwirkung zweyer entgegengesetzter Sphären fortstehen kann, und wie aus der Idee die Begriffe von *Erregendem*, als *Potenz*, und von *Ernährendem*, als *Substanz*, für die Reflexion entstehen. Die Beziehungen der Potenz zum Lebensprocess, als *Reizung*, und der Substanz zum Organismus, als *Nahrung*, werden nun wieder mit vieler Klarheit in drey Stufen auf jeder Seite nachgewiesen, in wiefern nämlich der Lebensprocess durch *Reizung*, und der Organismus durch *Nahrung* möglicher Weise differenzirt werden können. Über manches in der Medicin der Vorzeit und unserer Tage geläufiges Wort (wie z. B. *Reiz*, *Nahrungsmittel*, *Heilmittel*, *Arzneymittel*, *Schädlichkeit*, *Gift*, *positiv- und negativ reizen*, *Evacuation*, *Retention*, *Organismus*, *Apathie*, *Infection*,

n. f. f.) wird dem Leser eine sinnvolle Deutung aufgehen.

Wir müssen S. 128 den Vf. bey der geistreichen Verfolgung des Lebens in seinen inneren und äußeren Verhältnissen verlassen. Er steckt sich selbst erst S. 208 die Grenze. Nur wollen wir kurz andeuten, daß er das individuelle Leben in seiner ursprünglichen Polarität von *Intelligenz* und *Existenz* aufweist. Die Intelligenz ist ihrem Urtypus nach in relativer Duplicität ausgedrückt als vorherrschende Bestimmbarkeit in der Sensibilität, und als vorherrschende Selbstbestimmung auf der Stufe geistiger Thätigkeit. Die Existenz ist in ihrer Duplicität ausgedrückt als Bestimmbarkeit in der Irritabilität, als Selbstbestimmung in der assimilirenden Thätigkeit. In der Sensibilität und Irritabilität ist die Passivität unter der Form besonderer Lebensprocessse ausgedrückt, Sensibilität = idealisirte Erregbarkeit — Irritabilität = realisirte Erregbarkeit; geistige und assimilative Thätigkeit = Energie des Lebens; geistige Thätigkeit = subjective Wirkksamkeit, assimilative Thätigkeit = objective Wirkksamkeit. Dieses Leben, in verschiedenen Actionen und Organen durchscheinend, zeigt so viele Actionen eben so vielmal verkörpert. In den *Versuchen in der organischen Physik* enthält das zoologische Fragment die objective Seite des Organismus an vier Systemen nachgewiesen, die der Vf. *Sensationsystem*, *Egestionssystem*, *Intellectualsystem* und *Assimilationsystem* nennt. In jedem System ist absoluter Lebensprocess und Organismus mit ihren allgemeinen Momenten. Die Differenzen als besondere Formen gehen vom identischen Substrate aus, und dieses kann *vita propria* genannt werden. Was der Vf. in jenen Versuchen in Bezug auf relative Identität und Differenz rückichtlich auf die psychische und physische Hemisphäre schon früher niedergelegt hatte, reasumirt er hier im allgemeinsten. Unter vielen reinen Ansichten, die hier für die Ätiologie, Symptomatologie und *Materia medica* aufgestellt sind, zeichnet sich vorzüglich dasjenige aus, was der Vf. vom *organischen Mechanismus* sagt, worin dasjenige befaßt ist, was man die organische Synthese und Antithese nennen kann; nämlich *Consensus* und *Antagonismus*. Ein *Kurt Sprengel* wird wenigstens von Hn. *Troxler* nicht sagen können, was er nach seiner Art Hn. *Brandis* vorwarf; aber ob ein *Hufeland* und seine Jünger nun besser verstehen, was man sich bey dem Antagonismus denken müsse, dieß steht dahin. Irgend ein anderer Nachbeter hat durch unmündige Schüler in medic. chir. Zeitungsblättern kund gegeben, er habe das Gesetz der *Genesung* gefunden. Er mag erst zu lernen suchen, was gefunden ist. (Der Beschluß folgt.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Glogau*, b. Günther: *Philosophie des Lebens*. Taschenbuch für 1807. 64 S. (8 Gr.) Gemeinte Herzensergießungen über: Unschuld, Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit u. dgl., Schilderungen von Naturschönheiten, und kleine Erzählungen von einzelnen Vorfällen und Auftritten mit einer moralischen Anwendung, alles mit Eifer und Wärme, halb in dem Ton einer Predigt, halb in dem Styl eines Romans, redselig und blumenreich, freygebig mit gewöhnlichen poetischen Redensarten, bald edel im Ausdruck, dann wieder

sonderbar und gemein in den Bildern und Vergleichungen, so daß daraus ein seltenes Gemisch von natürlichem und geistertem Wesen entstanden ist, das in dem Bestreben, zum Herzen zu dringen, immerweg den Geschmack beleidigt. Diese Moral in Beyspielen würde der Jugend zu empfehlen seyn, wenn Seneca die Welt in der Verdorbenheit mit zu schwarzen Farben darstellte, und mehr mit ruhiger Gutmüthigkeit und Liebe für Unschuld und Tugend, als mit Bitterkeit und grollendem Haß gegen das Laster geschrieben wäre. T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 A P R I L , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

WIEN, b. Camesina: *Grundriss der Theorie der Medicin.* Von Dr. Troxler u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. hat ebenfalls schon früher in seinen Versuchen in einem Aufsatze: *Über Medicin*, klar dargethan, daß es Sache der Physiologie sey, das Ideal des von außen ganz ungetrübten Lebens aufzustellen und zu entwickeln, jedoch mit Hinstellung einer negativen Seite, d. i. die Möglichkeit der Trübungen (Differenzirungen) aufzuzeigen. Das Leben soll als ein absoluter an sich gleicher Zustand unter der Form der Gesundheit so construirt seyn, daß das Gleiche an sich nicht mehr durch sich, sondern im Gegensatze gegen zwey sich widersprechende Zustände, wie ein Positives gegen relative Negationen, erscheint. Das Indifferente, *Gesundheit*, soll zwischen zwey Differenzen, *Erkrankung* und *Genesung*, in der Mitte seyn, so daß die Differenzen nur ihrer Richtung nach von der Indifferenz verschieden sind, entweder von der *Indifferenz ausgehend* (Erkrankung), oder *in Indifferenz zurückgehend* (Genesung). Schon damals hat der Vf. die Irrwege angedeutet, die man in der Medicin fortan wandelt, so lang diese Wahrheit verkannt wird. Hier faßt er nun diesen Moment wieder auf. Das Leben in seiner Aboluthheit, als Idee der Gesundheit, hat so viele besondere Charaktere, als es besondere Formen der Existenz giebt. Gesundheit des sensiblen Systems ungestörte Sinnlichkeit, Gesundheit des Intellectualsystems normale Geistesthätigkeit, Gesundheit des Egestionssystems physische Stärke, Gesundheit des Assimilationsystems organische Schönheit. Wird das Indifferente differenzirt, so werden diese Formen des gesunden Lebens alienirt, und die Alienation wird sich nach dem Gesetz aller Differenzirung unter dem Dualismus von Anomalien; und zwar die zwey ersteren ursprünglich in dem subjectiven, die zwey letzteren im objectiven darstellen. Im Sensationssystem Schmerz oder Stumpfheit, im Intellectualsystem Ausgelassenheit oder Beschränktheit, im Egestionssystem Orgasmus oder Torpor, im Assimilationsystem Luxuration oder Depauperation. Aber gleichwie in jeder Action und in jedem System des Individuums das ganze Leben, somit auch wieder alle besonderen Actionen und Systeme aufgenommen sind, nur daß sie sich beziehungsweise einander überwiegen: so kann auch keine dieser Anomalien einem System ausschließlich zugeschrieben werden, sondern sie sind höchstens

in einzelnen Actionen tongebend. Eben so verhält sichs mit den Functionen und Organen in Beziehung auf Actionen und Systeme, und mit den Actionen und Systemen in Beziehung auf Lebensproceß und Organismus. Alle Formen des Lebens liegen im *Einen Leben*, also auch die Differenzen *Erkranken* und *Genesen*. Diese *Anomalien des Lebensprocesses und Organismus in allen ihren möglichen Verschiedenheiten, in Actionen und Systemen, in den Functionen und Organen, und zuletzt in ihren Erscheinungen in einem vereinten Ganzen* machen die Aufgabe einer *medizinischen Theorie*, die zwiefach auseinandergeht. Beide Zweige bilden zu einander einen Gegensatz. Auf der einen Seite hat die Theorie auszuweisen, wie das indifferente Leben nach allen möglichen Differenzen kann deconstruirt werden = *Nofologie*. — Auf der andern Seite, wie das deconstruirte Leben wieder durch andere möglichen Differenzirungen möge reconstruirt werden = *Therapie*. Die Möglichkeit der Differenzirung geht so weit, als das Leben selbst Richtungen zu Flexen in sich hat; mit jedem individuellen Leben aber ist die Möglichkeit auf eigene Weise gesetzt, und deswegen in verschiedenen Individuen und Individualitäten verschieden. Wenn die Autocratie des Lebens in diese zwey Zustände zerlegt wird, und diese zwey Zustände so gegenseitig aufgefaßt werden, wie sie einander sollicitiren: so findet sich, daß die Indifferenz = Gesundheit durch eine relative Differenz = Krankheit aufgehoben wird, aber auch daß diese Differenz = Krankheit durch eine andere Differenz = Genesung wieder aufgehoben wird, indem die letztere Differenz wieder zur Indifferenz zurückführt. Aber nicht eine Differenz an sich macht das Wesen der Krankheit, und die andere an sich das Wesen der Genesung aus; es kommt hier bloß auf das Verhältniß der Differenz zur Indifferenz an. Der Genesungsproceß soll immer der umgekehrte Erkrankungsproceß seyn. Wird das Verhältniß nur umgewendet, so kann der Proceß des Erkranken ein Proceß des Genesens seyn. Eine Theorie der Medicin hat in zwey speciellen Hinsichten die Prozesse des Erkranken und Genesens mit ihren Bedingungen und Bedingungen darzustellen. In der Nofologie sind die Schädlichkeiten Bedingendes, die Erkrankungen Bedingtes, in der Therapie sind die Heilmittel Bedingendes, die Genesung Bedingtes. Aber wie Erkrankung und Genesung nicht absolut bestimmte Begriffe, also auch nicht Schädlichkeit und Heilmittel, denn umgekehrt kann die Schädlichkeit Heilmittel, und das Heilmittel Schädlichkeit seyn. Von S. 228—244

E

Acquiren; worin es allein dem Geistlichen möglich wird, zum Ziele zu gelangen, weil er den Kranken von gewissen Seiten in Anspruch nehmen darf, deren Berührung dem Arzte verboten ist. Wie er am Krankenbette die Religion des Glaubens und des Verstandes zur Leitung und Bestimmung des sinnlichen Menschen, zur Beruhigung und zur Erweckung des Gefühls für Tugend benutzen soll. Wohlthätiger Einfluss der geläuterten Religion auf die Einbildungskraft des Kranken. Ks.

ERLANGEN, b. Walther: *Die Knochen des menschlichen Körpers und ihre vorzüglichsten Bänder in Abbildungen und Beschreibungen* von Dr. Friedrich Heinrich Loshge, königl. preuss. Hofrath u. s. w. Zweyte Ausgabe 1804. Sect. 134 und Tab. XV in doppelten Platten. Fol. (In fünf Lieferungen, auf holländ. Papier mit gemahlten Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr., auf deutschem Schreibpapier illum. 1 Rthlr. 8 Gr., mit schwarzen Kupf. 1 Rthlr.

Der Unterschied zwischen den Exemplaren der älteren und der gegenwärtigen Auflage ist auffallend und zum Vortheil der letzten, welche in Rücksicht der Farbengebung nichts zu wünschen übrig läßt, und deren billiger Preis gewiss zur allgemeineren Verbreitung dieses gemeinnützigen Werkes viel beytragen wird. Da das Werk den gedrängten Vortrag eines Lehrbuches mit der beständigen Ansicht der beschriebenen Theile in den Abbildungen vereinigt enthält: so entsteht daraus der Vortheil, daß bey dem Gebrauche desselben nicht noch nebenher das Nachlesen eines anderen Lehrbuches nöthig ist. Die Trefflich-

keit der Beschreibungen ist schon bey der ersten Auflage allgemein anerkannt worden; nicht so günstig fiel das Urtheil über die Abbildungen, besonders auf den ersten Tafeln, aus. Wenn dieselben aber auch nicht die strengste Prüfung des Kunstrichters aushalten, so sind sie deßfalls doch gewiss sehr brauchbar. Der Anfänger kann durch die, an den beiden Rippen, welche auf den ersten Tafeln vorgestellt werden sind, weniger gut gezeichneten Knochen nicht irre geleitet werden, weil die einzelnen Knochen auf den übrigen Tafeln mit ihren Bändern deutlich und richtig genug abgebildet sind, und also jene Tafeln den eigentlichen Zweck, eine Übersicht von dem ganzen Knochengebäude zu gewähren, hinlänglich erreichen. Vorzüglich ist aber an den Abbildungen die vortheilhafte Anordnung der einzelnen Figuren und das ziemlich gleichmäßig beybehaltene Größenverhältniß der Gegenstände zu loben. Die Deutlichkeit und Schönheit der Tafeln wird dadurch sehr erhöht, daß sie nicht mit Figuren überfüllt sind, sondern in einer gewissen Proportion geordnet dastehen. Wenn es dem würdigen Vf. gefiele, in diesem Verhältnisse auch die übrigen Theile des menschlichen Körpers abzubilden, und dabey, wie hier geschehen ist, mehr die Natur, als die schon vorhandenen Abbildungen zu Vorbildern zu wählen: so würden dadurch diejenigen, welche sich genauere Kenntniß des menschlichen Körpers verschaffen wollen, ein Hülfsmittel erhalten, welches durch Zweckmäßigkeit und einen verhältnißmäßig äußerst geringen Preis auf die allgemeinste Verbreitung gerechte Ansprüche machen könnte.

C. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Altenburg, b. Schnuphase: *Über den Werth der warmen wässerigen Getränke und über die Ungesundheit der Frühlings.* Zwey diätetische Winke zur Beherzigung für Viele. 1806. 8 Bogen. (10 Gr.) Der Vf. dieser Abhandlung setzt sich ein so bescheidenes Ziel, daß man ihm wohl manches Unbestimmte, oder Ärzten (denn vermuthlich setzt er Laien als Leser voraus,) nicht Genugthuende, manchen zu gefuchten, öfters unverständlichen Ausdruck (z. B. S. 11, „das unter den chronologischen Nahrungsmitteln beynahe oben anstehende warme Getränk“ u. dgl.) manche verunglückte witzig seyn sollende Stellen, besonders Anspielungen auf politische Gegenstände (für die S. 12 bey den Haaren herbey gezogene Anführung Seybold's getrauen wir uns kaum einen Namen aufzufinden,) überseht; allein auch sehr wenig neue Aufschlüsse über die abgehandelten Materien antrifft. Von Betrachtung der relativen Wirkung der Nahrungsmittel geht er auf die Art und Weise über, wie das warme Wasser theils äußerlich, theils innerlich, auf den thierischen Körper wirkt: bey mäßigem Gebrauche durch Reizung des Lebensprincips, und bey dem Mißbrauche durch Verminderung desselben. Ursachen und Umstände, unter welchen ein mäßiger Genuß solcher Getränke der Gesundheit aufsetzt (zusagt): nach Verschiedenheit der Temperamente, des Geschlechts, des Alters, der Lebensart, des Aufenthalts. Von den Nachtheilen, die gemeinlich dem häufigen Genuß der warmen wässerigen Getränke zugeschrieben werden, von ihnen aber nicht allein herzuweisen sind. Mehr kommen hierbey vernachlässigte Beweise, der Mißbrauch der Kohlentöpfe bey weiblichen Geschlechtern, schädliche Veränderungen der Kleidung, unordentlicher Genuß schädlicher Speisen, schnelle Abwechselungen von

Kälte und Wärme, häufiges Lesen süßer Bücher, (hier wieder ein verunglückter witziger Einfall,) und Vernachlässigung der Anlagen zu erblichen Krankheiten, in Betrachtung. Auf die Bestandtheile des Kaffees und Thees, so wie der „fest zur Kohle gebrennten“ Cichorienwurzel, rechnet der Vf. bey denen, die daran gewöhnt sind, sehr wenig; hingegen mehr auf den Zusatz von Zucker und Milch, und auf das Butterbrod, welches besonders gemeine Leute gern dazu zu essen pflegen. Von dem Nutzen dieser Getränke bey Heilung der Krankheiten: im allgemeinen Entzündungsfieber, in örtlichen Entzündungen, im katarrhalischen oder richtiger rheumatischen Fieber, in galligen, fauligen und schleimigen Fiebern, krampfhaften und convulsivischen Krankheiten, Rheumatismus und Gicht. — Alles kommt zuletzt darauf hinaus, daß der mäßige Gebrauch nicht unbedenklich, sondern sogar oft nützlich sey, und nur der Mißbrauch schade. — Die zweyte Abhandlung lehrt uns ebenfalls nichts weiter, als daß der Frühling nicht unbedingt das enthusiastische Lob verdiene, welches man ihm so freygebig beylegt, indem er theils selbst, besonders im Anfange, öfters unfreundlich genug ist, so wie am Ende desselben bereits Sommerkrankheiten erscheinen, wobey insonderheit auf die Lage der Orte Rücksicht zu nehmen ist; theils erst die im Winter durch so mancherley Veranlassungen entstandenen Krankheitsanlagen entwickelt und (S. 100.) „ungewöhnliche Miasmen,“ (worunter S. 118. auch der mit unter epidemisch herrschende Abortus gerechnet wird,) „erzeugt, denen wiederum andere eigene regelwidrige Unfälle entsprechen, und nicht bloß sehr häufig angetroffen, sondern auch bis in die folgende Jahreszeit hinaus verlängert werden.“ Ks.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 A P R I L , 1 8 0 7 .

P H I L O S O P H I E .

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über philosophisches Studium.* Von Johann Friedrich Herbart. 1807. 172 S. 8.

Wenn das Getümmel gar zu laut wird, so ist gut, zur Ordnung zu rufen. Unsere Jünglinge, sagt man, mögen gern

sich des Wissens Qualen entladen,
Und ihre Brust in reinem Aether baden.

Es kann heilsam seyn, falls jene sich gar zu wohl darin gefielen, wenigstens Anderen fühlbar zu machen, daß auch noch etwas draußen ist, darüber und darunter. „Wie ein ächter Schwimmer von der Höhe hinunter springt über Kopf ins Meer: so lieben unsere jungen Denker (?) sich zu versenken mit Einem Absturz ins Univerſum.“ Solch' eine Schnelligkeit ist entsetzlich. Hr. H. will sie dagegen hübsch langsam, vorgeschauet und wohlbedächtig durch einen zähen, hemmenden Boden, auf einem krümmungsreichen, mühseligen Wege, achtend auf alles Heidekraut und Gestrüpp, ausgehend von der allergemeinsten Auffassung des Lebens und weiter und weiter, zur Weisheit führen. Wir wollen jenen Absturz nicht vertheidigen, möchten aber doch diesen Weg nicht wandeln, auf welchem wir unseres Lebens nicht froh zu werden fürchteten. Auch ~~ist~~ zu bezweifeln, daß sein Buch „jungen Männern“ sehr nützlich seyn werde. Denn entweder haben sie jenen Sprung ins Univerſum gewagt, „und schauen nun in seiner Tiefe bey verschlossenen Sinnen mit Geisteraugen die schwarze Nacht des ewigen Todes und die grimmigen Gluthen der Hölle, welches beides Eins ist mit dem Einen Feuerbrände des unendlich zerspaltenen Lebens, und dem Einen Licht der alledurchstrahlenden Liebe; sie erstarren dort an der Urkraft, welche das Recht ist, weil sie den Zwang nicht kennt; und welche das Heilige ist, schlechthin darum, weil sie ist:“ und alsdann werden sie sich schwerlich um solche Bemerkungen über philosophisches Studium bekümmern. Oder, „sie sind ihres Eintritts in das Studium der Philosophie noch mächtig:“ und alsdann werden sie Hn. H. schwerlich verstehen. Denn um diess zu können, müßten sie schon andere Systeme studirt haben, die freylich wohl nicht durch Hn. H. widerlegt werden, gegen welche er aber doch seine Kraft richtet; und nicht etwa so; daß er sie sich offenbar gegen über stellte, und nun seine Pfeile auf sie losdrückte: da könnten die jungen Leute die Gegner wenigstens in ihrer eigenthümlichen

Gestalt erkennen: sondern wenn er mit ihnen auftritt; so zappeln sie schon zwischen seinen Armen, und er scheint sich nur an ihren krampfhaften Zuckungen zu ergötzen, sich freuend in seiner Kraft. Ueberhaupt fehlt viel, daß der Vortrag so einfach wäre, als man von der Besonnenheit des Vfs. erwarten möchte. Ueber „die gräfliche Klarheit“ kann man sich nicht beklagen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß immer der Gegenstand, worauf eigentlich hingearbeitet wird, verborgen im Hintergrunde bleiben muß; aber klagen möchte man über die schreckliche Begriffsgierde, Verstandeslust und Rechnungsfreude, die sich überall offenbart. Wir möchten glauben — wenn es anders erlaubt ist, über die Entstehung einer frommen Ueberzeugung seine Meinung zu sagen, — daß Hr. H. selbst einmal den Absturz in irgend ein garigbares System — etwa in das Fichtesche — recht tief gemacht habe; daß er dann in jugendlicher Lebenslust, unter vorher unbekannten Verhältnissen des Lebens zur Besinnung gekommen, und darüber misstrauisch geworden sey. Auf die alte Weise war da das Alte nicht mehr zu retten; darum wurde es auf eine neue versucht, weil es sein Wesen zu tief durchdrungen hatte, als daß es aufgegeben werden konnte. Der Vorsatz, auf seiner Hut zu seyn, um nicht wieder das schmerzliche Gefühl zu haben, mit welchem man sein herrliches Gebäude zusammenfallen sieht, blieb lebendig, und er hält ihn fest mit beiden Händen. So, *scheint* was, kam es, daß er sagen konnte: „es giebt eine Kraft, verschiedenen Meinungen ruhig zuzuhören; eine Stärke, abzuwehren, was mit zudringlicher Klarheit herannah; eine Kunst, in die Ferne zu stellen, was, dicht vors Auge tretend, mit dem Anschein imponirender Größe die weitere Aussicht versperren möchte. Es giebt einen Prüfungsgeist, der sich auf Vorstellungsarten einläßt, ohne sie anzunehmen; der sich die Mühe nimmt, die zum Verstehen nöthig ist, und gleichwohl sich's gefallen läßt, wenn schon die Mühe nicht auf der Stelle durch Evidenz belohnt wird.“ Gewiß ein kostbarer Gewinn; wohlthätig für den, der ihn erworben hat! Im Uebrigen rechnen wir es dem Vf. gar nicht als Bescheidenheit an, wenn er seine Philosophie für eine individuelle Ueberzeugung ausgiebt, von welcher er nicht die hochtönenden Worte gebrauchen will, womit andere Philosophen die ihrige anzupreisen gesucht haben sollen. Das versteht sich ja von selbst. Was von der Philosophie dem Philosophen angehört, das, wodurch sie *seint*, oder *eine* Philosophie wird, das ist nie mehr als eine individuelle Ueberzeugung; und wenn eini-

ge ihr System als das allein wahre zu rühmen pflegen, so drücken sie damit nichts weiter aus, als die Innigkeit und Lebendigkeit ihrer Ueberzeugung. Sonst erscheint Hr. H. auch nichts weniger als bescheiden; es liegt vielmehr in seinem ganzen Ton ein gewisses vornehmes Wesen, und ein Etwas, welches es zweifelhaft macht, ob der Vf. sich über sich oder die Leser mockirt, das sich jedoch nur aus ihm selbst lernen läßt.

Weil der Vf. auf kein bestimmtes System hinweisen konnte, so sucht er in der Einleitung einen Punct zu finden, um mit den Lesern zusammen zu treffen. Das Streben nach Einheit ist ihm die erste Äußerung des philosophischen Geistes. Die Philosophie aber, als abgeforderte Disciplin, leitet er davon her, daß man sich genöthigt sieht, „die Begriffe, die allen Wissenschaften Ordnung, Zusammenhang, Einheit ertheilen, und die sich als Voraussetzungen *allenthalben vorfinden, herauszuheben, nicht bloß*, um sie zusammengeordnet aufzustellen, sondern um die inneren Schwierigkeiten, die ein jeder von ihnen in sich trägt, und durch die Wissenschaften verbreitet — einzeln zu betrachten, und wo möglich aufzulösen.“ Schon daraus sieht man, was dem Vf. eigentlich die Philosophie als Wissenschaft soll: gegebene Begriffe, die man so im Leben auf Treu und Glauben angenommen hat, und zu gebrauchen gewohnt ist, rein auszuarbeiten, sie genau zu verstehen, zu bestimmen, aus ihnen zu folgern. Warum das geschehen soll, wird freylich gesagt, aber wie es möglich ist, nicht wohl. Indessen hat man sich doch in Acht zu nehmen, daß man nicht über das Spalten und Bestimmen dieser Begriffe, „in den speculativen Müßiggang verfällt“, der auf einer anderen Seite gesucht wird. — Scharfsinnige Bemerkungen, über den Widerwillen der Erfahrenen gegen die Philosophie; über die Folgen, wenn das Bedürfnis der Philosophie zu früh, wenn es zu spät erwacht. — Darauf *über philosophische Ansichten, über Speculation, über Philosophie als Wissenschaft*, die der Vf. als Grade des philosophischen Studiums anzusehen scheint.

Die philosophischen Ansichten leitet er davon her, daß das philosophische Studium irgend eines Gegenstandes diesem einen Hauptbegriff abgewonnen hat, welchen es denn nach Neigung und Einfällen bestimmt, dem gemäß auch zuerst *den* Gegenstand, zu welchem der Begriff gehört, und dann andere und andere, (falls etwas Phantasie hinzukommen sollte). Nachdem diese Ansichten miteinigen Spöttereien bewillkommt sind, wird ihnen gezeigt, wie solch ein Verfahren zu nichts führen könne, und wie immer eine neue Bestimmung in dem Begriffe, auch eine völlig neue Bestimmung der Sphäre, worin er gilt, vorgenommen werden müsse, und so das Spiel nie zu Ende komme. Aber so entstehen Ansichten nie, oder selten. Eigentlich ist eine philosophische Ansicht, nach unserer Meinung, nichts weiter, als die zum Leben des Philosophen gewordene Einsicht der Speculation; der durch die Speculation errungene Gewinn, der den Philosophen durch das Leben begleitet, und

ihn nie mehr mit den Momenten der Speculation verläßt. Daß der Dilettant sich das Resultat fremder Forschung anmassen, und es als seine Ansicht vor sich her tragen mag, sollte man nicht beachten, so wie überhaupt des Dilettantismus, wenn ernstlich gesprochen wird, unerwähnt bleiben sollte. Als Vorübung für die Speculation mag übrigens auch jene Weise, nicht zu einer Ansicht zu gelangen, sondern um eben den Geist zu üben, und Fertigkeit zu verschaffen im Denken, heilsam seyn. Als solche Vorübung läßt Hr. H. den philosophischen Ansichten ihren Werth, wenn sie anders die Probleme der Speculation hervortreten machen, ohne selbst zu entscheiden. Als Resultate der Speculation läßt er sie unter der Bedingung gelten, daß sie richtig (ist aber nicht jede Ansicht richtig für *den*, der sie wirklich hat?) und *vielfeitig* genug seyen, sich der Erfahrung anzuschließen und das menschliche Handeln zu leiten. Was wäre aber das für eine Ansicht, (und ist sie nur möglich?), die sich nicht dem Leben anschloße? Aber wir lassen Andere darüber urtheilen, ob diese *Herbartsche* Ansicht der Ansichten die Bedingungen erfüllt, die er von einer Ansicht verlangt.

Über Speculation. Ihren Anfang hatte Hr. H. in die reine Hingebung an die Natur der Probleme gesetzt, welche (Speculation) die Wissenschaft als ihr eigenthümliches Product erzeugen will (nachher wird Speculation als das Streben nach Auflösung der Probleme erklärt). Jetzt, da weiter über sie gesprochen werden soll, kann er nicht vermeiden, auf fremde Systeme zu stoßen, die aus dem Wege geschafft werden mußten, damit „die Heerstrasse durch den Wald des überall wild aufschießenden Raisonnements“ angelegt werden konnte. Natürlich wird er also jetzt polemisch, wiewohl er es vorher auch schon gewesen war. Nun ist es eine von den „Mafsregeln“, die er, um „Unheil“ im Disput mit Philosophen zu vermeiden, vorschlägt, daß man eine Art von Polemik gebrauche, welche den Gegner ganz ruhig seinen Anschauungen überläßt; nun aber den Contrast hinreichend hervorhebt, zwischen seinen Gesichtern und dem Charakter einer Philosophie, die, von *allgemein geltenden Gründen* anhebend, im Raisonnement auf der Bahn der Nothwendigkeit fort schreitet, und nicht mehr noch weniger zu wissen wünscht, als was *auf solche Weise* gewußt werden kann.“ Diese Mafsregel kann natürlich nur durch Ironie in Anwendung gebracht werden, und ihrer hat sich denn auch Hr. H. mit solchem Glück bedienet, daß er selbst nicht hat unterlassen können, sich darüber ein Bravo zuzurufen. (Oder ist er es nicht selbst, der in den *Götting. gel. Anzeigen* Stück 20 über sein Buch spricht: „Lobenswerth ist die Deutlichkeit, deren sich der Vf. in der Ironie befließigt. Denn man (sage: Man) weiß, daß die neueste Philosophie, wenn sie auch in den April geschickt ist (welcher Ausdruck unsan der Selbstanzeige fast irre machen könnte), es hinterher doch nicht glauben will.“) Zur Probe geben wir eine Stelle. Hr. H. nämlich greift die „All-Einer“ darüber an, daß sie die Einheit, wonach auch Er den philo-

sophischen Geist streben läßt, in den Gegenstand der Philosophie setzen, die sie nur bloß in dem Philosophiren hätten suchen sollen. Er wirft die Frage auf: ob es Einheit der Gedanken seyn solle, oder Einheit der Dinge? und meint, weil uns eine Vielheit der Dinge und eine Vielheit der Gedanken vorschwebet, so würden wir zunächst auf zwey Eins kommen, der Einheitstrieb aber würde wieder treiben auch diese zu vereinen; und da würde dann die Bemerkung, daß es doch Alles Unser Gedachtes sey, was wir zusammen knüpfen, wir mögen von Dingen oder von Gedanken reden, sehr willkommen seyn. Dann, nachdem zu dieser Bemerkung noch ein paar gleiches Sinnes hinzugesetzt sind, fährt er fort, „dieses habe bey einem mehr rüstigen als umsichtigen Forscher“ leicht die muthige Festsetzung Eines Principis bewirken können. „Hätet Euch (so vertraut ist der Vf. überall mit seinen Lesern) einzuwenden, die Wahrnehmung gebe nur ein Bild, das aber sey der Charakter des Bildes: nicht zu seyn, was es bilde. (Im Ubrigen aber ist doch das Bild durchaus nicht verschiedenen von dem, was es bildet?) Die alten Begriffe gethen jetzt nicht mehr; Alles muß neu werden; die Gedanken leben und das Gedachte ist reell in dem Gedachte seyn. Seyd nicht verzagt: springt muthig hinein in die Wirbel des Ich, oder der *causa sui*, oder des Absoluten (man sieht solch eine polemische Ironie thut vieles auf einmal ab!); Ihr könnt Alles mitnehmen, was Ihr bey Euch habt; denn die Drehung läßt nichts verloren gehen, vielmehr sie verdaut es, — sie nimmt es in sich, als Bedingungen ihrer selbst, wiewohl sie von Anfang sich unbedingt drehte. Fragt nicht, was es denn sey mit dieser Drehung aus sich heraus, und in sich zurück, und was das Heraus und Zurück bedeute für die All-Einheit, welcher Alles innerlich seyn müßte. Wenn das Absolute sich nicht äußern sollte — versteht sich, für sich, — so stünden ja Leben und Liebe still, und Ihr hättet die Einheit des Todes! Dankt es seiner Turgescenz, daß für Euch und Eure Freunde Raum darin ist, denn wäre in ihm kein Raum, so wäre er nirgends. Da es nun gar etwas Treffliches ist um diesen Punct von unendlicher Weite, und um diese Ruhe mit unendlichem Umtriebe: so muß es ja wahr seyn und die Wahrheit selber! Denn so stumpf werdet Ihr doch nicht seyn, auszulassen aus der Einheit die Liebe, und das Leben, und die Kunst, und welche Namen sonst noch das Schöne und Heilige führt? — Wo wolltet Ihr denn diese lassen? Vielheit, Spaltung, Gegensatz wolket Ihr dulden zwischen jener Einheit, die da ist Einheit des Wissens und des Seyns, und zwischen dem was das Beste ist und das Herrlichste? Fast Muth, Alles auf einmal zu setzen; danach könnet Ihr es einzeln betrachten. Der Reiche findet immer die Zeit, sein Vermögen zu überzählen! — Wem möchte man diesen Reichthum rauben, zudem wenn es lauter eigene Production ist? Nur die Münzen nicht zu viel geschüttelt, daß der Beutet nicht reisse, und Alles umherrolle.“ — In der That: es ist zu wetten, daß sich der Vf. nach solchen und mehreren ähnlichen,

nicht minder wohlgerathenen Stellen, selbst Beyfall zugelächelt habe. Das heißt gründlich disputiren; der Vf. kennt seine Leute, und weiß mit wem er es zu thun hat; und die armen All-Einer, wie werden sie einem solchen Gegner bestehen!

So wie Hr. H. ihnen hier den schrecklichen Mißgriff nachgewiesen hat, den sie dadurch begehen, daß sie in den Dingen Einheit suchen, die sie doch nur in Gedanken suchen sollen (— beyläufig doch eine Frage: soll in diesen Gedanken etwas gedacht werden, oder sollen sie leer seyn? soll dem Bilde ein Seyn entsprechen, was nun wahrhaftig ist oder nicht? Wahrscheinlich doch das erste. Ist aber das, so scheint es, sollte folgen; daß wenn man Einheit in den Gedanken hätte, so müßte eben damit Einheit in dem Seyn seyn, so gewiß die Gedanken nicht leer sind, sondern ein wahrhaftig Gedachtes haben; so gewiß das Bild dem, was es bildet, durchaus gleich ist, angenommen darin, daß es eben Bild und jenes Abgebildetes ist. Oder scheint das nicht? —): eben so spricht er ihnen, „wenn er das wildverwachsene Gestrüpp hinwegzuräumen unternimmt, das in allen Systemen zwischen der theoretischen und praktischen Philosophie aufgeschossen ist“ den Sinn für das Praktische ab. Aber, wenn uns gleich in den *Götting. gel. Anzeigen* der Wink gegeben wird, daß in der letzten Hälfte des Buchs das Wichtigste stecke: so finden wir uns doch nicht veranlaßt, dem Vf. dahin zu folgen. Es würde ein Buch erfordern, um auf Alles zu antworten, was er in Anregung bringt; daher glauben wir die Erscheinung des Systems des Vfs. abwarten zu dürfen. Alsdann wird sich besser offenbaren, ob es der Mühe werth seyn wird. Nur so viel sey denen noch gesagt, die etwa begierig seyn möchten, von diesem neuen System einige Kunde zu erhalten, daß es auf Einheit ganz Verzicht thut, daß die theoretische und praktische Philosophie als durchaus und ursprünglich verschieden angesehen, die nichts mit einander gemein haben, als die Einheit der Methode, daß die Principien der praktischen Philosophie für ästhetische Principien erklärt werden, und daß die gesammte Philosophie als Wissenschaft zerfällt in Metaphysik und Ästhetik. Und damit ihnen noch etwas mehr bekannt werde: so wollen wir ihnen die Worte mittheilen, womit Hr. H., „den Feyerlichen, welche herankommen, heischend, würdiges Lob zu vernehmen der hohen Weisheitsforschung,“ dieses Lob, „seiner Wahrheit gemäß,“ verkündigt. Wahrscheinlich ist darin die ganze Kraft dieser Philosophie zusammengepreßt. Finden sie sie etwa nicht verständlich, so mögen sie sich an den Vf. wenden, der „das Nöthige in gewöhnlicher Sprache“ beyzubringen nicht unterläßt. „Die Speculation sucht das Höchste. Es winkt ihr, wie mit Einem Wink, das Erste, das Schönste, das Liebste. Das Winkende mit Einem Namen zu nennen, spricht sie es an, als das Heiligste. — Gehorchend dem Wink, ihm ganz ergeben, und los von dem dreisten Sinne, der da fodert und setzt: — erkennt sie allgemein, statt des geahndeten Eines, die Dreyheit. Eine reine Form; denn insgesamt wohnen

die drey außer dem Seyn. — Als Basis, unermesslich, doch nicht starr, schwebt die Ferne zwischen dem Ersten und dem Schönsten; mit solchem Verhängnis, daß wenn sie schwände in Einen Punct, dieselbe auch das Liebste, als die Spitze, sich senken würde, zusammenfallend mit jenen in Eins. — Das Erste läßt sich finden in der Zeit. Es führt zum Seyn; und herdurch wieder in die Zeit; und hin zum ewigen Widerspruch, welcher, ein leeres Nichts, der richtige Schlüssel ist zu den richtigen Räthseln der Welt. — Das Schönste kennt nicht die Zeit; es kennt

auch nicht das Seyn. Nicht sträubend, aber unwillfährig würde es dem Meister folgen zu beiden. Es leidet sogar, sanft wie es ist, verkündet zu werden in harten Orakeln. Sie tönen fort, die rauhen Sprüche! fort durch die Zeit, und hinab ins Herz. — Sprechet nicht von dem Liebsten. Sucht es nicht bey dem Schönsten. Sucht es nicht bey dem Ersten. Sucht es gar nicht. — Über Allem, und mitten im Seyn, ist Er, der Wahre! Durch ihn leuchtet das Dreygestirn in die Zeit und in die Seelen der Menschen. — *Diri.* I. K. a. C.

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. Erfurt, b. Keyser: *Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken*, von Ostern 1803 bis Ostern 1804. Herausgegeben von G. C. B. Basch. Mit 1 Kupfertafel. Neunter Jahrgang. 1805. 666 S. in 8. (2 Rthlr. 4 Gr.) — Von Ostern 1804 bis Ostern 1805. Mit 1 Kupfertafel. Zehnter Jahrgang. 1806. 734 S. in 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Übersicht der Fortschritte, neuesten Erfindungen etc.* IX und X Band.

Diese beiden Bände sind wieder reich an mancherley Neuigkeiten, die der Herausgeber aus vielen Journalen und andern Zeitschriften, (z. B. aus *Voigt's Magazin der Naturkunde*, aus den englischen *Miszellen*, den französischen *Miszellen*, aus *Gehlen's Journal der Pharmacie*, aus *Tromsdorf's Journal der Pharmacie*, aus dem *Magazin der Erfindungen*, aus *Gilbert's Annalen*, aus den ökonomischen Heften etc.) gesammelt hat. Im neunten Jahrgange beschreibt Hr. B. aus der Naturgeschichte unter andern manche Vorschläge zu neuen Systemen des Thierreichs und Pflanzenreichs, manche neu entdeckte Thierarten aus Neuholand, Aegypten, Amerika etc., manche neue Pflanzen aus Nordamerika, Persien etc., und neue Mineralien aus verschiedenen Gegenden der Erde. Er vergißt es nicht, auch neue Beobachtungen verschiedener Naturforscher an schon bekannten Gegenständen mit aufzuführen, ja selbst verbesserte Beschreibungen der Naturproducte in seiner Sammlung mit anzureihen. Unter den beschriebenen naturhistorischen Gegenständen sind am merkwürdigsten *Wolf's* Mittel, Insekten schnell zu tödten, (durch Dämpfe von kochendem Wasser,) *Lichtenstein's* entdeckte Luftzoophyten, die trinkbare, nahrhafte und angenehme vegetabilische Milch, welche Hr. *von Humboldt* auf seinen Reisen in Amerika kennen gelernt hat, der Gipsceement aus Boulogne welcher so vortreflich bindet und zu sehr festen und leichten Gefäßen dienen soll etc. — Aus der Naturlehre findet man in dem Buche mancherley neue Beobachtungen und Versuche, mancherley neue und verbesserte Werkzeuge, als Thermometer, Pyrometer etc. dargestellt. Zu *Gervinus* verbesserter Luftpumpe gehört die Kupfertafel. An neuen Bemerkungen und Ideen über den Galvanismus fehlt es auch nicht. Reichhaltig sind ferner die Entdeckungen und Erfindungen aus der Chemie, Anatomie, Physiologie, und aus den zur Medicin und Chirurgie gehörigen Wissenschaften. — Unter den mathematischen Erfindungen kommen besonders neue und verbesserte Meßinstrumente, optische und astronomische Werkzeuge u. dergl. vor. Auch den Erfindungen in der Kriegskunst, in der Bergwerkskunde, in der Nautik und Schiff-

baukunst sind eigene Abtheilungen gewidmet. — Die Entdeckungen und Erfindungen aus der Ökonomie sind mit am reichhaltigsten und bewährtesten, obgleich unter den ökonomischen Maschinen freylich auch manche unbrauchbare vorkommen. — Der zweyte Abschnitt des Buchs enthält die neuen Erfindungen und Verbesserungen der Malerkunst, Kupferstecherkunst, Plastik, der Tonkunst, Gartenkunst und Bankunst; der dritte Abschnitt aber diejenigen der mechanischen Künste, unter welchen viele von geringer Bedeutung sind.

Im zehnten Jahrgange findet man unter den Entdeckungen aus der Naturgeschichte wieder neue Gattungen von Thieren, Pflanzen und Mineralien, neue Aufbewahrungsmittel der Naturalien, neue Systeme u. dergl. angezeigt. Es reihen sich an dieselben die neuen Erfindungen und Entdeckungen aus der Naturlehre an, z. B. die neuen physikalischen Instrumente und Maschinen, die Vervollkommnung und Berichtigung mancher bekannter Lehre u. s. w. *Mollet's* Entdeckung, daß die schnell und starke Compression der Luft ein Stück Zunder zündet, *Ramsford's* neue Ideen über die Wärme, *Benzenberg's* neue Versuche über die Umdrehung der Erde u. s. w., gehören unter die wichtigsten hier abgehandelten Gegenstände. Weiterhin erfährt man auch viele chemische, anatomische, physiologische, medicinische und chirurgische Neuigkeiten. Unter den mathematischen Wissenschaften zeichnen sich als Neuigkeiten aus: *Krause's* neue Faktoren- und Primzahltafel; eine neue Sägemühle mit der Säge ohne Ende, wozu die Kupfertafel gehört; *Löcher's* Maschine zur Löschung brennender Schiffe (eine bekannte Feuerspritze ohne Rohr, Kolben und Ventil, mit einigen Veränderungen, um aus der freyen See das Wasser in Menge nach allen Richtungen bis auf die höchste Spitze der Mastbäume zu spritzen) u. s. w. — Die Abtheilungen für die Kriegskunst, Bergwerkskunde, Nautik, Schiffsbaukunst und Ökonomie enthalten manche neue und zum Theil auch anwendbare Bräunung, z. B. *Greathead's* Schwimmmaschine, die gegen das Ertrinken sichert; *Mangin's* Scaphander; *Walker's* Taucherglocke; *Synington's* Dampfboot; verschiedene neue Butter- Dresch- und Stämaschinen. Unter den neuen Polizeyanstalten verdienen die Zeitmesser des *Boulton* und des *Watt* zur Aufmerksamkeit der Nachtwächter, sowie *Trechard's* Feuerrettungsmaschine genannt zu werden. Auch die schönen Künste haben durch manche bedeutende Bereicherung gewonnen; die mechanischen Künste nicht minder, obgleich hier wieder Brauchbares und Unbrauchbares sehr stark unter einander gemischt sich findet.

6c.

NEUE AUFLAGEN.

Altenburg, im literar. Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens*. Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 3 Jahrg. 1ter Bd. 38 St. 1806. in fortlaufender Seitenzahl. 305 S., 2ter Bd. 1 — 38 St. 450 S. (jedes Heft 24 Gr.) S. Rec. d. vorherg. Jahrg. 1805. N. 287.

Hamburg, gedr. b. Meyn: *Joh. Jakob Schäffer's, Pastors*

an der Hauptkirche St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg, *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien*. 2ter Jahrgang. 1803. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebendaf. b. Schniebes: *Joh. Jak. Rambach's, Dr. der heil. Schrift E. B. Ministerii Seniors, Hauptpastors zu St. Michaelis und Scholarchen in Hamburg, Entwürfe der über die evangelischen Texte gehaltenen Predigten*. 23 Jahrg. 1803. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 A P R I L , 1 8 0 7 .

P Ä D A G O G I K

MÜNCHEN, b. Lentner: *Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde. Zweyter Band.* Von Kaj. Weiler. 1805. 328 S. gr. 8. (1 Rthlr. 2 Gr.)

Das Werk zerfällt vornehmlich in zwey Haupttheile, deren einer die Erziehungswissenschaft, der andere die darauf gebauete Erziehungskunst begreift. Zuerst wird der Begriff von Anlage erörtert. Diese ist nach dem Vf. die absolute Geneigtheit zur absoluten Eigenschaft. (Dieses letzte Wort ist zum mindesten nicht glücklich gewählt, denn eine jede Eigenschaft enthält schon in sich selbst eine Negation des Absoluten.) Die in aller Hinsicht vollständige Tendenz zu der in aller Hinsicht vollständigen Wirklichkeit. S. 7 heisst es: „Stelle dir die ganze Eigenschaft vor, wie sie alle Erscheinungen ihres Gebietes darbietet, und löse alsdann von deinen Vorstellungen alles ab, was die Eigenschaft zur Eigenschaft macht, löse das sich Äußere ab, und behalte bloß das Streben zurück, so hast du die absolute Anlage. Diese negative Bestimmung und Erörterung des dunkeln Begriffs der Anlage ist ein glänzender Punkt in der übrigens weniger lichtvoll geschriebenen Einleitung zu dem eigentlich pädagogischen Theile des Werkes, der übrigens den kleinsten Theil des Ganzen ausmachen dürfte. Freylich tritt hiedurch Anlage völlig aus dem Reiche der Erscheinungen. Denn sobald sich dieselbe äußert, so formt sie sich auch nothwendig. Jede Form ist aber ein Bestimmtes, mithin nicht mehr Anlage, sondern Eigenschaft. Allein der Vf. hält diesen Begriff des Absoluten nicht fest, indem er bald darauf von verschiedenen Anlagen spricht. Diese bedingen sich (nach S. 28 f.) gegenseitig, indem sie sich gegenseitig anregen, welches entweder durch Stofflieferung, oder durch Bearbeitung des überlieferten Stoffes geschieht. Jene weckt diese, diese veranlaßt jene zu neuer Stoffammlung. Das Causalverhältniß ist also wechselseitig. Der Übergang der Anlagen gewährt also das Schauspiel einer allmählichen und gleichzeitigen Entwicklung. Rec. begreift nicht a) wie Anlage auf Anlage wirken könne, da diese nur ein absolutes Streben ist, und mithin nur so lange Anlage bleiben kann, als dasselbe ungehemmt fortgeht; b) wie es eine Stoff überliefernde und Stoff verarbeitende Anlage geben könne, da dieselbe nur jenseits des Qualitativen liegen soll; c) wie Stoffüberlieferung und Stoffverarbeitung so sehr geschiedene Thätigkeiten seyn können, daß man so-
J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

gar bis hinter das Gebiet der Erscheinungen ihre Mannichfaltigkeit zu verfolgen sich getraut.

Die Jugend nennt Hr. W. S. 42 das Streben nach Entwicklung des menschlichen Organismus, das menschlich vernünftigen Bewusstseyns verbunden mit der übrigen menschlichen Vernunftthätigkeit. „Mehr als Streben nach Entwicklung ist die Jugend nicht,“ (S. 48.) Kann es Streben ohne Seyn geben? Ein unendliches Streben ist eine Ursache ohne Wirkung, sie hat eine denkbare aber keine reale Existenz. Weiter werden nun Perioden der Entwicklung geschieden; diese werden nach den in der Philosophie angenommenen Stufen des geistigen Vermögens festgesetzt. Kant schied vornehmlich zuerst mit festerer Bestimmung drey geistige Thätigkeiten: Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft. Diese nur für die Speculation gespaltenen Acte des geistigen Handelns, nahm Hr. Weiler schon 1800 in seiner *Jugendkunde*, nicht mehr bloß als getrennte Begriffe, sondern als völlig geschiedene Vermögen an, die sich nach einander entwickeln sollten; und darauf bauet er auch hier wieder. Allein es giebt hier zu bemerken: a) daß sich im Leben keine ausgezeichnete Periode der Sinnlichkeit auffinden läßt; daß sie im Gegentheil bleibt; daß eben so wenig je eine vorherrschende Verstandes-, als eine vorherrschende Vernunft-Seite sichtbar wird. Dennoch können diese Begriffe nur der Erfahrung entnommen seyn. b) Daß diese Bestimmung eine Alternative voraussetzt, entweder muß es einen Übergang aus einem Vermögen in das andere geben, oder es muß ein gleichzeitiges Wirken aller drey vorhanden seyn. Giebt man das erste zu, so müßte Sinnlichkeit periodisch allein herrschen, und nichts von Vernunft vorhanden seyn. Das leugnet Hr. W. selbst. Behauptet man das Letztere, so fließen die Vermögen zu allen Zeiten innig in einander, bestimmen und heben sich gegenseitig, dann müssen sie aber das Gleichgewicht halten. Denn Getrenntes und in einander Wirkendes kann nicht bestehen ohne Gegenwirkung; und Gegenwirkung sich nicht halten ohne Gleichgewicht des Wirkenden selbst. c) Wäre in der Natur jenes Getrennte vorhanden, so müßte jedes seine eigene Perfectibilität haben; es müßte also eine höchste Stufe der Sinnlichkeit, eine höchste des Verstandes und der Vernunft geben; und die Perfectibilität des Einen immer auf die Vernichtung des Anderen beruhen. Kurz, es wäre ein ewiger Kampf vorhanden, nicht ein gegenseitiges Ineinandergreifen. Rec. findet überall Elementäraussetzungen, aber keinen Widerstreit. Jene sollten aufgesucht werden. Die geistige Vervoll-

für die *unterste Classe* der Lesebücher in Stadt- und Landschulen gehört, zu gründen scheint. Wer über die Tendenz des ersten Unterrichts nachgedacht hat, wird es sich selbst sagen, daß es nicht sowohl darauf ankomme, dem Menschen eine Masse von Kenntnissen aufzubürden, die er nicht zu ertragen vermag, als vielmehr darauf, ihn aus sich selbst herauszubilden, und seine natürlichen Anlagen und Fähigkeiten so zu entwickeln, daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, sich selbstthätig zu entfalten, und von dem empfangenen Stoffe einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Weit zweckmäßiger sind in dieser Rücksicht in *Tullich's erstem Unterrichte* (Leipzig bey Rein 1803) die kurzen Sätze, die er von S. 154 an, seine Lese Schüler lesen läßt, aus den nächsten Umgebungen der Kinder genommen, und Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hn. P. gefallen haben möchte, solche und ähnliche Sätze für seine Lese tafeln zu wählen; wenn auch die Ablicht, die ihn bey der Wahl des Inhalts leitete, alsdann nicht erreicht worden wäre. — Was besonders die Bedürfnisse der Landleute betrifft, und das, was in den meisten Landschulen geleistet werden kann, so lange nicht sowohl mit den Landschulen, als vielmehr mit dem ganzen kaiserlichen Zustande derer, für welche sie da sind, eine totale Umwandlung vorgenommen wird: so ist es augenscheinlich, daß Hr. P. damit sehr unbekannt seyn müsse, wenn er sich überredet, auf ihre bessere Bildung durch den Inhalt seiner Lese-

tafeln wohl Rücksicht genommen zu haben. Was ist denn auch daran gelegen, wenn der Landmann, der von den *aristokratischen* Inseln, und von Tschirnhausen in der Schule nur etwas lernen würde in *seiner Vateroblivion*, statt *aristokratischen* Inseln *aristokratischen*, und statt Tschirnhausen Tschirnhausen schreibt? Wirklich, eine Landschule kann sehr gut organisiert seyn, wenn auch unter allen ihren Schülern kein Einziger das Wort Schwefelke richtig zu schreiben versteht, und Rec. falls er Vorsteher einer solchen Schule wäre, würde darauf halten, daß ihnen dieses Wort zum Schreiben überall nicht aufgegeben würde. Übrigens trifft außer Tadel nur die zehn ersten Lese tafeln; ein weit vortheilhafteres Urtheil müssen wir über die folgenden von No. XI—XV fällen, die allerdings recht zweckmäßig sind, so daß auch wir mit dem Vf. wünschen, daß sie in Volksschulen fleißig gelesen und beherzigt werden mögen.

In dem diese Lese tafeln begleitenden Commentar findet man dieselben Vorzüge, die man an Hn. P. früheren Schriften schätzt, dieselbe Gabe, den Kindern alles zu versinnlichen, und dieselbe Gewandtheit in der Kunst zu katechisiren. Wenn der Vf. nur nicht das an sich sehr löbliche Bestreben, alles anschaulich zu machen, zuweilen übertriebe, und dadurch pedantisch würde, und durch seine Gewandtheit in der Kunst zu katechisiren, sich zu einer oft unzuweckmäßigen Weitläufigkeit verleiten liesse! —

—m—

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. Erfurt, b. Hennings: *Die Kunst mit Kindern umzugehen, und ihre moralische und physische Bildung zu befördern.* Ein Buch für Eltern, Lehrer und Erzieher, und die sich zu diesen bilden wollen. 1806. 306 S. 8. (1 Rthlr.) Diese Schrift ist nichts als eine Compilation aus mehreren zum Theil allgemein gelese nen Werken. Namentlich haben *Salzmann, Ewald, Hufinger, Niemeyer, Hufeland* und andere bekannte pädagogische und medicinische Schriftsteller viel beysteuern müssen, jedoch so, daß der Vf. seine Quellen nur im Allgemeinen genannt, im Einzelnen aber verschwiegen hat, was und aus welcher Schrift das Gegebene entlehnt ist. Er beruft sich zwar in der Vorrede darauf, daß er auch seine eigenen Erfahrungen (nach S. 10 war der Vf., deram Schluß der Vorrede *Weimar* als seinen Wohnort angiebt, ehemals selbst Lehrer an einem Erziehungs-Institute) überall eingewebt habe; allein damit wird es wohl nicht viel auf sich haben. Auch können die Erfahrungen eines anonymen Schriftstellers nicht viel Zutrauen für sich erwecken, zumal da hier kein besonderer Grund der Anonymität dankbar ist. Indess muß doch Rec. bekennen, daß, obgleich die Art und Weise, wie der Vf. bey seiner Compilation verfahren ist, nicht gebilligt werden kann, doch diese selbst nicht ohne Verstand gemacht ist, und von Vielen mit Nutzen gebraucht werden kann. Der Erzieher findet wenigstens hier Vieles beyammen, was ihn interessiert und was er sonst bey mehreren Schriftstellern zerstreut suchen müßte. Aus diesem Grunde wird er es dem Vf. Dank wissen, daß er ihm viel Zeit und Mühe erspart, und ihm in dieser Schrift eine kleine Bibliothek des Wissenswürdigsten in Ansehung der physischen und moralischen Bildung der Kinder geliefert hat. Doch würde der nützliche Gebrauch derselben noch mehr befestigt worden seyn, wenn der Vf. seine Materialien besser geordnet, und durch allgemeine Rubriken für die leichtere Übersicht des Ganzen mehr gesorgt hätte.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: Der Chursächsische b-gale Schulmann. Ein nöthiges Handbuch nicht bloß für Lehrer in deutschen Schulen und solche, die es werden wollen, sondern auch für alle, die mit ihnen in gewissen Verhältnissen stehen, von einem alten siebenzigjährigen Landprediger *M. Gottlieb Schlegel*, Pfarrer in Burgwerben, Weissenfels. Inspection 1805. XX und 311 S. (18 gr.) Um dieses nützliche Buch gehörig zu empfehlen, muß Rec. durchaus bitten, auf den Titel gehörig zu achten. Denn von etwas weiterem, als von *Legation des Schullehrers* ist darin nicht die Rede. Von den Pflichten desselben, die sich auf seine Schule und den Jugendunterricht beziehen, von den dazu nöthigen Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, von der Nutzbarkeit seines Amtes, von den Mitteln, um die Nutzbarkeit zu erhöhen, ist darin wenig zu finden, und dieses wenige ist noch dazu äußerst dürftig, obgleich Kap. 1 von der Zubereitung tüchtiger Schulmeister in deutschen Schulen, 2) von ihrem Berufe (*vocatio* zum Amte ist darunter zu verstehen), 3) von ihrem Verhalten im Amte als Schullehrer, Cantoren, Organisten, Kirchen, Glöckner handelt. Nur von Kap. 4, welches von ihrem äußerlichen Verhalten handelt, 5) von ihren Immunitäten und Freyheiten, 6) von ihrer Befoldung und übrigen Emolumenten, 7) von der Bestrafung ihrer Ungehörnisse, 8) von ihrem Abgange vom Amte — geht die wahrhaft große Brauchbarkeit des Buches an, indem darin der sächsische Schullehrer alles gesammelt findet, was theils der Staat in aller dieser Hinsicht verordnet hat, theils die Klugheit fordert. Es ist ein rühmlicher Beweis, welcher den Fleiß und das gesunde Urtheil des ehrwürdigen Greises hinlänglich documentirt. Einzelne Erinnerungen ließen sich wohl machen, besonders gegen die öfteren Wiederholungen und die etwas redselige Schreibart; aber — das Gute ist überwiegend.

L. M. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 A P R I L , 1 8 0 7 .

ALTE LITERATUR.

GIessen, b. Tasche und Müller: *Aristophanis Plutus Graece cum commentariis Joh. Fr. Fischeri. Editio Chr. Th. Kuinoel. Vol. I. 1804. 360 S. Vol. II. 1805. VIII und 342 S. (3 Thlr. 4 gr.)*

Auch unter dem Titel; *Aristophanis opera, quae supersunt, omnia. Vol. I. continens Plutum.*

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde: sollte ein Commentar über den Aristophanes sie nicht haben? Unmöglich. Damit aber ist dem vorliegenden ein unwillkommenes Prognosticon gestellt: den Enkeln wird schwerlich genießbar dünken, was für die Großväter bereitet war.

Dafs diese Arbeit sich verspätet habe, und zwar um ein gutes Menschenalter, dafür zeugt Ton und Manier, vornehmlich aber der gänzliche Mangel an Kenntnifs der Fortschritte, welche die Philologie in neuern Zeiten gemacht hat. Nicht nur ist unbenutzt, was die letzten Decennien zur Aufhellung so mancher dunklen Region der Grammatik und Metrik im Allgemeinen geleistet: auch mit Brunks Verdiensten um des Komikers Kritik und Interpretation findet sich nirgend eine Spur von Bekanntschaft, wiewohl diese Verdienste so einleuchtend sind, dafs sie wissentlich zu übersehen, unmöglich oder doch unverzeihlich wäre. Um im Costume zu bleiben, ist über die veralteten Noten der uralte Text aus Ante-Kusterianischen Zeiten zurückgeholt, dafs sich das Ohr weiden mag an Trimetern, wie 197:

ἢ φησὶ οὐκ εἶναι βιωτὸν αὐτῷ τὸν βίον

und an Tetrametern, wie 268:

ἢ χρυσὸν ἀργύρας ἱππὸν, πῶς φησὶ φράσων μοι.

Doch gegen dergleichen protestirt Fischer selbst mehrmals (V. 197. 246. 268. 314. 325), und dieser Tadel trifft also allein den Herausgeber, der überhaupt sein Geschäft sehr leicht genommen zu haben scheint, leichter beynah, als verträglich seyn dürfte mit der Ehrfurcht gegen den *criticus grammaticusque perfectus omnibusque numeris absolutus*, für den er, aus freundschaftlicher Wärme, anderswo den verstorbenen Fischer erklärt hat. (S. Chr. Th. Kuinoel *narratio de J. F. Fischero ad F. V. Reinhardum*, vor dem dritten Bande der Fischerischen *animadv. ad Vellereum* S. XXV.) Verdienter würde er sich um seinen Freund gemacht haben, wenn er dem Spätlinge die Vergessenheit gönnt hätte, statt ihn zu beschämen durch Nothigung zu öffentlichem Austritt, wozu er schon vor dreyszig

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Jahren, im Frühling seines Lebens, nicht viel geeigneter gewesen wäre als itzt.

Der Commentar ist durchaus auf den Schulgebrauch berechnet: Aristophanes aber darf nicht auf Schulen gelesen werden. So gern wir in diesen Zeiten trübseligen Ernstes dem Seherze das Wort reden, und so überzeugt wir sind, nicht eher könne des Scherzes Göttin, die komische Muse, einheimisch unter uns werden, bis befreuter, erheiterter Sinn ihrem liebsten und freudigsten Zögling allgemein die Ehre und Liebe darbringt, die itzt wenige bekennen: so fest glauben wir auch, dafs unrathsam sey, unmündigen Knaben, lästernen Jünglingen Gedichte Preis zu geben, die, mehr als alle andere, von reifen Gemüthern und Geistern genossen seyn wollen, und auf die Halbverstehenden — wie aber mag die Schuljugend ganz verstehen, was in dem fernem Alterthum unserm Verständnifs am fernesten abliegt? — nur schädlich einwirken können, indem sie zwar die Frechheit zeigen, nicht aber das höhere Gesetz enthüllen, das die Frechheit zur Freyheit heiligt. Wir ersparen uns die Ausführung eines Satzes, der klar scheint, und den jeder Lehrer an der vielfachen Verlegenheit für wahr erkennen wird, in die er bey der bedenklichen Probe gerathen mufs. Hr. Fischer hat anders gedacht: bemüht, die Witze des Komikers für ein recht zartes Alter zuzurichten, hat er zu dem Ende aufgeboten, was nur in seinem Vermögen stand: Belesenheit in Wörterbüchern und Scholien, in Schulautoren und im N. T.; Kenntnifs der gemeinen Grammatik; Fleiss, und von Geduld ein seltnes Maafs. Der Erfolg lehrt, dafs diese unverächtlichen Eigenschaften, wie sie nicht hinreichen zur Erklärung irgend eines Classikers, so am wenigsten bey der des Aristophanes befriedigen: da besonders wird sichtbar, dafs dem einsigen Grammatiker die Alten sind, was er sie nennt (V. 6. 129. 529. 688. 944), *Barbaren*, d. h. Unverständliche, dem Geiste nach, der seiner schweren Berührung sich entwindet, die äusserste Hülle zu untröstlichem Spielwerk hinterlassend. Indefs, da nur einmal der Dichter durch so wenig angemessene Behandlung ist herabgesetzt worden, würden billig auch unsere Forderungen herabgestimmt, wenn nur nicht auch der Genügsame unbegnügt bliebe, wo geringes Urtheil mit ermüdender Weitschweifigkeit und irreführender Spitzfindeley sich verbindet.

Die Einrichtung ist diese, dafs zuerst die ganzen Verse übersetzt werden, dann die einzelnen Vocabeln, zu denen gewöhnlich ein *nam* den Übergang macht, paraphrasirt in kleinen, mit a, b, c, u. s. w. bezeichneten

H

quis viris; quorum se ingeniis vel contulit, vel, si hoc verecundia recuset, applicuit. so übersetzt: So lange die Wissenschaften irgend in Ehren bleiben werden, so lange noch die Kraft der lateinischen und die Anmuth der griechischen Sprache sich behaupten, so lange wird er auch mit den grossen Männern fortleben, deren Genie er erreichte, oder denen er, wenn seine Bescheidenheit dießs Lob ablehnt, sich zunächst anschloß. Man wird diese Uebersetzung nicht als unrichtig tadeln können, wenn man abrechnet, daß *potentia* hier nicht durch Kraft hätte übersetzt werden sollen, da der lateinischen Sprache insofern *potentia* zugeschrieben wird, als sie Sprache der Herrschenden ist; aber den Ton des Originals vermisst man. Rec. glaubt die Stelle so übersetzen zu müssen: So lange die Wissenschaften noch irgend in Ehren seyn werden, so lange fort dauern wird der lateinischen Sprache die Macht, der griechischen die Lieblichkeit, wird er fortblühen mit den grossen Männern, deren Geisteskräften er sich entweder gleichmachte, oder wenn dießs seine Bescheidenheit ablehnen möchte, anschloß. Nothwendig muß man zu *ingeniis* zwey Worte suchen, die einerley *Calus* regieren, wenn die Periode nicht verlieren soll. Kap. 25 heist es bey dem Uebersetzer: Längst erhob Cäsars Gunst und führten deine Studien dich zu einem höheren Rang. Die grammatische Uebersetzung ist hier die weniger getreue; denn die den Worten *extulit* und *deduxerunt*, *gratia Caesaris* und *tua studia* in der Uebersetzung entsprechenden Worte verfehlen ihre Wirkung, wenn sie nicht gerade dieselbe Stelle, wie jene bey dem Seneka, einnehmen. Wir hätten daher geschrieben: Längst wardest du zu einem höheren Stand sowohl durch Cäsars Gunst erhoben, als durch deine Wissenschaften geführt. K. 26 lautet der Satz: *tutum erit tempus, quod illis tuendum commiseris*, in der Uebersetzung so: in den Stunden, worin du dich ihnen anvertrauest, wirst du gesichert seyn gegen die Anfälle zu heftiger Traurigkeit. Der Sinn ist richtig ausgedrückt, aber die Form verschwunden; es ist nicht Uebersetzung, sondern Umchreibung. Uebersetzt würde die Stelle so lauten: Geschützt wird die ganze Zeit seyn, die du ihnen zur Beschränkung anvertrauest. K. 33 ist die Stelle: *Vir in hoc natus, ne urbi Romae aut Scipio deesset, aut Carthago superesset* so übertragen: Ein Mann, der beweisen sollte, daß entweder Rom einen Scipio besitzen, oder Carthago unterliegen müßte. Abgerechnet, daß der Gedanke nicht einmal genau ausgedrückt ist, vermisst man auch die Manier des Seneka und das Wortspiel von *deesset* und *superesset*. Rec. würde die Worte so übersetzen: ein

Mann, dazu bestimmt, daß für die Stadt Rom weder ein Scipio nicht wäre, noch ein Carthago übrig wäre. Wir geben zum Beschluß von mehreren uns angemerkten Stellen noch eine etwas weitläufigere. In dem 18ten Briefe an den Lucilius heist es: Der geht am sichersten, welcher sich weder von den sanften Liebkosungen der Uppigkeit anlocken, noch von den gewaltfamen Reizungen derselben hinreißen läßt. Der Stärkste ist derjenige, welcher mäßig und nüchtern bleibt, während das ganze Volk in Trunkenheit taumelt: der weiß sich am besten zu beherrschen, welcher sich nicht ausschließt, nicht gegen andere absteht, aber auch sich nicht jedermann gleichstellt, und zwar eben das, was sie, aber anders thut. In dieser Uebersetzung ist der Ton des Seneka ganz verfehlt. Die erste Periode ist noch dazu von dem Uebersetzer mißverstanden, und mit unnöthigen Zusätzen überladen. Die lateinischen Worte sind: *Certissimum argumentum infirmitatis suae capit* (wie kann man dießs übersetzen: der geht am sichersten?) Diese Worte sind ja dem folgenden *hoc multo fortius etc.* entgegengesetzt, und der Gedanke ist offenbar: Wenn man an solche Orte, wo man leicht zu Lastern verführt werden kann, weder aus eigenem Antriebe geht, noch von anderen dahin zu gehen sich bereden läßt: so kann man daraus seine Schwäche wahrnehmen. Denn getraute man sich hinlängliche Stärke zu, so würde man sich nicht ausfondern. Die Uebersetzung der ganzen Stelle müßte nach dem Lateinischen so lauten: Am sichersten kann man seine Schwäche erkennen, wenn man zu den schmeichelfhaften Lockungen der Uppigkeit weder geht noch sich fortziehen läßt. Viel mehr Stärke beweist man, wenn man, insofern das Volk sich berauscht und überläßt, nüchtern und mäßig bleibt; jenes mehr Selbstbeherrschung, wenn man sich nicht ausfondert, nicht absteht, doch sich nicht zu allen gefellt, und dasselbe, aber nicht auf dieselbe Weise, thut. Doch des Tadels genug. Wo so vieles glänzt, wäre es nicht gerecht, kleine Versehen zu strenge zu rügen. Die beygefügtten Anmerkungen enthalten theils historische, theils philosophische Erläuterungen. Wenn sie gleich weder für den Philologen noch den Philosophen neue und wichtige Bemerkungen mittheilen: so werden sie doch für die Klasse von Lesern, für welche diese Uebersetzung zunächst bestimmt ist, eine willkommene Zugabe seyn. Wir wünschen, daß der würdige Verfasser seinen rühmlichen Zweck, die Liebe für gute Gemüthungen zu erwecken und zu stärken, bey vieles erreichen möge.

F. C.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Lemgo, b. Meyer: *Westphälischer Volks-Calendar auf das Jahr 1807.* Herausg. von M. C. Pothmann, Prediger zu St. Johann in Lemgo. 1807. 212 S. 8. (9 Gr.) Eine Nachahmung des ehemals Fröbingschen, jetzt Petrischen Calenders fürs Volk. Man findet hier zuerst Nachrichten von guten Menschen und Lebensretern bis S. 86; dann, bis S. 99 Würdigung des Verdienstes und Menschenfreuden; hierauf folgen bis S. 141 Erzählungen von bösen Menschen, Selbstmördern und Betrügnern; von da an bis S. 166 sind belehrende Unglücksfälle und Nachrichten von einzelnen guten und bösen, klugen und thörichten Handlungen mitgetheilt; den Beschluß machen bald längere, bald kürzere Notizen von merkwürdigen West-

phälignern. Die Quellen, woraus Hr. P. geschöpft hat, sind Gerichtsacten, Correspondenz-Nachrichten, Beyträge seiner Freunde, der westph. Anzeiger und die Nationalzeitung der Deutschen. Das Verdienst des Herausg. beschränkt sich also größtentheils auf Sammlung und Auswahl. Die locale Bestimmung des Buchs entschuldigt die Aufnahme manches Aufsatzes. Indessen ist doch der grössere Theil gewiss auch nicht ohne Interesse für das grössere Publicum. Die Züge aus dem Leben Theodor Neuhaus, Königs von Korlika, der aus der Grafschaft Mark abstammte, werden dienen, das Andenken dieses höchst abenteuerlichen Abenteurers auch anderwärts anzufrischen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT, b. Mohr: *Der rheinische Bund*. Viertes Heft. Herausgegeben von P. A. Winkopp, Hofammerrath. 1807. 160 S. in 8.

Der Keim eines zu großer Ausbreitung und einem wichtigen Dafeyn bestimmten Bundes, dessen bloßer, aller Aufmerksamkeit würdiger, Name, sonst aber, außer dem militärischen, kein anderer Actus bisher dasteht, stellt im Grunde dem politischen Betrachter noch nicht viel mehr dar, als der rheinische Bund von 1658 und viele ähnliche Geburten der Zeit. Nur die Aufopferungen, die seinen Ursprung begleitet, das Wort, welches ihn verkündigt hat, und die Trümmer, welche sein Fußgefell ward, unterhält eine auf jeden seiner Schritte und jede ihn treffende Vorkehr gespannte Erwartung. Für das Wesentliche ist diese Zwischenzeit nicht unnütz: es läßt sich frey erdauern, was, einmal festgesetzt, mit Schonung zu berühren seyn wird. Manch hingeworfenes gutes Wort könnte am Bundestag Früchte bringen; wenigstens darauf leiten, daß dieß und das durchaus einer gesetzlichen Erläuterung und Bestimmung bedarf. Unverständige Menschen bilden sich ein, daß ein souveräner Fürst nie über irgend eine Gewaltübung pacificiren, daß er nie sich oder seinen Thronfolgern eine feste Regel vorschreiben, am wenigsten mit Bundesverwandten gemeinsam verbindender Gesetze übereinkommen dürfe. Solche Staatsmänner hat es auch in Troja gegeben: eben darum ging es unter.

*Quid Paris? ut salvus regnet, vivatque beatus,
Cogi posse negat.*

Nicht so die aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation. Die Souverainetät, welche eigentlich nichts anderes war, als die Lösung der sie an das römisch-deutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabenen Gemüthern (ihrer Einsicht und Klugheit) nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Herkommen und Rechte, aller Hausverträge und Landesordnungen, und aller der unzerstörbaren Grundfesten öffentlicher Sicherheit und Glückseligkeit, ja selbst des Credits: ein solches Geschenk wäre ärger, als die Hochzeitgabe der Medea oder der Rock des Nessus. Wer wollte aus dem Charakter eines deutschen Fürsten, dessen Väter mehr oder weniger als fünfhundert Jahre ununterbrochen regiert und in allen Ereignissen das Gut und Blut ihres biederer Volks zu ihren Diensten gefunden, hinübertreten in den Charakter morgenländischer Sultane, die etwa kein

Gesetz über ihren Willen erkennen, aber Alles von Allen fürchten, und Sklaven der Elenden werden, denen sie ihrer Schlechtheit und Verruchtheit wegen trauen. Unsere Fürsten (das werden wir sehen, wenn Bundestage einft regelmäsig find,) werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruhet, jeder in seinem Lande, durch *Gewährleistung des Bundestages* heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer, (indem *diese* dem Thron, und jene dem Unterthan unsterbliche Sicherheit giebt,) wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltsame Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muß sie empfehlen,) haben viel Erhebendes; indess dieselben zur Wirklichkeit reifen, wollen wir in Erwägung ziehen, was gegenwärtige Stillstandsperiode Merkwürdiges darbeut.

Dieses vierte Heft liefert ein Hauptactenstück, die diplomatisch berichtigte Urkunde des Bundes, S. 113; eine Ansicht desselben im Allgemeinen S. 142, (wo aber die Aufhebung der Landstände mit Unrecht als eine nothwendige, allgemeine Folge betrachtet wird. Keinem Fürsten ist *untersagt*, von Herren und Städten, welche bey ihm Eigenthum haben, auch ferner Rath und Vorstellungen zu hören, und mit ihrer Existenz ferner den öffentlichen Credit zu befestigen. Dem weisen Könige der Sachsen schien der Kosten und der Zeit wohl werth, die Henne ferner leben zu lassen, die in so mancher Ländnoth und Cassenverlegenheit so vielen Fürsten goldene Eyer gelegt; wir haben auch nicht gelesen, daß seine väterliche Weisheit in ihren wohlüberlegten Anträgen, auch vor der Souverainetät, Widerstand oder Ungehorsam bey ihnen gefunden hätte. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Bundesglieder nicht beybehalten *dürfen*, was die Probe der Jahrhunderte ausgehalten; Auslegungen des 26 ff. und zwey des 34 Artikels der Bundesacte, S. 66 und 120. (Wir können die Abhandlung des weilburgischen Hrn. G. R. Medicus nicht unerwähnt lassen: in buchstäblicher Auslegung ist er so genau als man es seyn kann, dabey giebt seine Klugheit und Humanität betrachtungswürdige Winke. Die neuen Lande, den Gesetzen des neuen Herrn unstreitig unterworfen, sollten, glaubt er, doch wohl vor der Hand, bis zur Abfassung neuer Gesetzbücher für alte und neue Lande bey ihrem Herkommen zu lassen seyn. Ohne Zweifel würde aus dem Gegentheil unumgängliche Verwirrung erfolgen. Wir glauben, daß, wo einem Fürsten etwas an der Zuneigung der Völker liegt,

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

er auch mit Verwandlung der hergebrachten Formeln und Namen sich nicht übereilen wird. Aber nur ein selbstregierender Herr wird diese Vorsicht brauchen; die Bureaukraten, an das Tabellenwerk und an ein förmigen Schlendrian gewöhnt, sind unbarmherzig mit Ausrottung aller Eigenthümlichkeiten, welche eine Erinnerung, einen Gedanken, mehr kosten. Wir empfehlen die Bemerkungen S. 71, 75, 77 sq. — S. 80 sehen wir, daß bisher noch nicht klar gewesen, ob den abtretenden Landesherren *le droit de patronage* oder *le droit de paturage* vorbehalten war: nun scheint sich's für das erste zu entscheiden. Den Wunsch eines von dem Bundestag auszumittelnden Gesetzes für die Aufregalinstanz haben wir S. 81 gern gelesen; die Vervollkommenung dieser altdeutschen Anstalt wäre ein wahres Probestück der neuen Gesetzgebungskunst. Überhaupt ist Alles gewonnen, oder gar verloren, sowie der Bundestag in gemeinnützliche Thätigkeit gebracht, oder ein so steifes Ceremonienwerk wird, wie der entschlafene Reichstag. Zum Allgemeinen ist der Beytritt der Ernestinischen Herzoge von Sachsen zu rechnen S. 41, und sehr zu wünschen, daß der traurige Mißverstand wegen Coburg ohne daurende Folgen bleibe (S. 147).

Die einzelnen Mitglieder haben ihre neuen Besitzungen *purificirt, consolidirt, organisirt*. Zu erstem finden wir die Verträge zwischen Württemberg und Baden (124), Baden und Hessen (106), Hessen und Isenburg (121); zum zweyten die Vertheilung der mediatisirten Güter der R. Ritterschaft (S. 85), wie für das dritte die Organisirung des Landes Tirol (S. 28, 153) und Vorarlberg, der Stadt Augsburg (51) und der Herzogthümer Cleve und Berg (S. 154). Arbeiten von unumgänglicher Nothwendigkeit, welche nicht nur für die Kenntniß der Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt kostbar sind. Aus denselben wird sie lernen, wie vieles Viele der neuen Ordnung aufgeopfert, auch wohl einen und anderen namhaften Ort, welcher nach der Art großer Reiche, wo nicht seine Existenz, doch seine Nambarkeit mit der Zeit einbüßen wird. Im übrigen ist von den Provinzen die Organisation im Einzelnen, ohne Meldung dessen beschrieben, ob und was dem oder diesem Lande in politischer oder ökonomischer Hinsicht von alten Vorrechten gelassen worden, ob es immer noch mehr oder weniger auszeichnendes hat, ob, und wie man das Neue dem Vorigen anzupassen sich bemüht, mit wie sorgfamer Klugheit, oder ob nur durch ein Wort alles eingerichtet worden. Sehr bedächtlichen Gangs ist man freylich heutiges Tages nicht gewöhnt; der Staatskalender im Hauptlande giebt die Norm an, Rom hatte *cives, nomen Latinum, socios, foederatos*, hunderterley Schattirungen der Unterthänigkeit: dergleichen Trostbehelfe werden jetzt nicht gereicht; alles wird *uniform*. Über die Stadt Augsburg zeigt eine merkwürdige Note, daß *nach den Umständen* sie durchaus nicht länger habe bestehen können. Beyläufig wird angezeigt, wie *Castell* und *Kostheim*, gegen über Mainz, für französisch erklärt worden, so daß die Linie der jenseitigen Mauth wohl

auch den Mayn sperren, und diesen Theil des rechten Rheinufers umziehen möchte.

Tröstlich ist, wie die Drangsale der Mitglieder des R. Kammergerichtes durch die Anstellung einiger vorzüglicher Männer in die königl. württembergischen Dienste, durch die Fortsetzung der Kammerzieler von Bayern, Baden und Hessen, und anderer Beyträge durch Nassau, Hohenzollern und Isenburg, endlich durch die väterliche Fürsorge des Fürsten Primas für das untergeordnete Personal gemildert worden. Doch nur bis den 18 Febr. war man für die Gehalte gedeckt; etwas Allgemeines auf die Dauer war noch nicht verabredet.

Inwiefern dieser Bund (die neue Hoffnung Deutschlands,) in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souveräner Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich seyn wird, läßt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er aber eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärt und wohlwollender Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche besseren Daseyns von ihm datiren.

Ths.

PRAG, b. Haase und Widmann: *Kritische Versuche, die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu reinigen*. I. *Boriwoy's Taufe*. Von F. D. 1803. III S. 8. (6 gr.)

Da die Nummer eine Fortsetzung verhiess, und sie wirklich wünschbar war, so hat sich die Anzeige der kleinen Schrift auch darum verzögert. Unstreitig würde eine fortgehende Sichtung dieser Geschichte von großem Nutzen seyn, und Hr. Dobrowsky ist auf dem rechten Wege, da er auch die Legenden kritisch zu brauchen gut versteht. Wir sagen dieses in Hinsicht auf die der Herzogin *Ludmilla*, die (zwar nur aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts) eingedrückt und musterhaft bearbeitet ist. Im übrigen ist evident bewiesen, daß wir von der Taufe ihres Gemahls, die man auf 894 zu setzen pflegt, und von allen ihren Umständen, so gut wie nichts mit Sicherheit wissen, und wie wenig auch dem Mönche Christian (XIII. fin.) zu trauen ist. Wenn der Anfang der Weisheit die Überzeugung von der Unwissenheit ist, und vor der Aufführung eines schönen Gebäudes der Schutt eines eingestürzten vor allen Dingen weggeräumt werden muß: so unterliegt keinem Zweifel, daß die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag durch solche Untersuchungen sich ein sehr großes Verdienst erwirbt. Wir glauben, daß der sicherste und angenehmste Weg die Herausgabe der *Scriptorum* eines Zeitraums in chronologischer Ordnung, oder, wenn diese schon vor uns liegen, die bloße Darlegung der Stellen von jeder Begebenheit seyn würde: auf daß man klar sehe, wie spät manches, und wie mager es auch dann aufgezeichnet worden, und ob und wie umständlichere Darstellung, wie die Ausbildung der Sage oder die Rhetorik der Chronisten die Erzählung erweitert. Das letzte Kapitel einer

solchen Abhandlung wird in nicht vielen Worten die Resultate liefern; diese bleiben, bis eine noch unbekannte Quelle erscheint: so lernt man genau, was daran ist, wie weit man ist, wo man fortzufahren hat. Eine solche Arbeit über die przemyslschen Fürsten, vorerst auch nur bis das Königthum befestiget wurde, wäre ein sehr schönes Geschenk; auch als Muster. Möchte der Vf., dessen kritischen Sinn wir ehren, einen Vortrag dieser Art über das große Pensum sich gefallen lassen! Wer eine Periode so behandelt, mag von diesem oder jenem in andern Eigenschaften übertroffen werden: unerschüttert bleibt ihm das Verdienst, erschöpft zu haben was darüber existirt, unentbehrlich zu seyn über diese Periode. So, wenn einige zusammenträten oder ein Beyspiel das andere weckte, kämen wir im Laufe weniger Jahre mit Unterfuchungen zum Reinen, vor denen man bey jeder andern Manier erschrickt: Wir kämen zu einer wahren Übersicht, aus der eine Historie sich schreiben liesse.

Über einen merkwürdigen Punct dieser alten Zeit können wir unsere Zweifel nicht bergen. Der berühmte Missionär *Cyrril* wird bekanntlich, und auch hier, als Erfinder des slawischen Alphabetes genannt. Um das J. 880 soll er dasselbe, vornehmlich aus dem griechischen, geformt haben. Man weiß von eben demselben, daß er unter Papst Johann VIII (872–882) sich nach Rom verfügte, wo er auch gestorben ist. Eben dieser Papst, in einem an den mährischen Fürsten Svato-*pluk* im J. 880 erlassenen Schreiben, lobt „*litteras Slavonicas a Constantino quodam philosopho repertas*.“ Das war, meint Hr. *Dobrowsky*, ein anderer Name *Cyrrils*. Wie aber ist möglich, daß der Papst, von *Cyrril*, den er sehr wohl kennt, mit welchem er über die slawische Liturgie conferirt hatte, in einem Schreiben an den Vorsteher des von ihm bekehrten Landes wie von „*Constantino quodam philosopho*“ spreche? Wenn das päpstliche Schreiben (woran zu zweifeln wir bisher keine Ursache finden) acht ist, so möchte man eher glauben, daß *Cyrril* keinesweges Erfinder dieser Buchstaben gewesen, wohl aber den Gebrauch derselben in seinem Wirkungskreis eingeführt habe. Wer war nun aber der gelehrte *Constantin*?

Ths.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Der Ameisen- und Mückenkrieg*. Künstlich beschrieben und nicht allein lustig und kurzweilig, sondern auch sehr nützlich zu lesen, von *Balthasar Schnurr von Lendfeld*, der Poeterey besondern (m) Liebhaber. Von neuem herausgegeben durch J. G. B. 1806. 126 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede berichtet diesen Titel, indem sie anzeigt, daß nicht der genannte *Schnurr* von *Lendfeld* (ein Pfarrer in Ansbilshagen) dessen Ausgabe (Strasburg 1612) der Herausg. benutzt hat, sondern, wie von jenem selbst gemeldet wird, *Hans Christoph Fuchs* der ältere in Wallenburg und Arinschwang, (ein fränkischer Ritter) dieses Gedicht verfaßt hat. Koch

führe in seinem *Compendium* (sagt der Herausg.) nur diese Ausgabe an; allein man sehe daselbst I. S. 117. Nach des *Schnurr* v. L., der dieses Gedicht aus einer Handschrift edirte, eigenem Zeugniß war es früher schon gedruckt worden, und auch jetzt noch dürfte es wohl in einer andern Ausgabe aufzufinden seyn. Daß *Gellert*, der es in der Abhandlung vor seinen Fabeln anführt, die des *Schnurr* nicht vor sich gehabt, erhellt theils daraus, daß er weder diesen erwähnt, noch durch ihn den eigentlichen Vf. kennt, theils aus den Abweichungen in zwey von ihm citirten Stellen. Die eine, die dem Gedichte voransteht, läßt der neue Herausgeber weg; Rec. holt sie nach, weil sie über den ausländischen Ursprung dieses Products Licht giebt; man vergleiche nun *Gellerts* Abschrift:

Es hat vorzeiten diesen Krieg
Einer beschrieben, welcher sich
Genennet hat *Coccalium*,
Mit einer Art der *carminum*
Darin vermischet Welsch mit Latein,
Als dieser Vers bey uns mag seyn:
Hic jacet in Drecksis, qui modo Reuter erat.
Ut corpus redimam, Schuch, Tuck und omnia vendam.

Zu Anfang des dritten Buchs stellt sich der Dichter als den dritten zu dem Sänger der *Batrachomyomachie* und dem Vf. eines Kriegs zwischen dem *nominis* und *verbo*. Das einzige Werk dieser Art, von dessen Daseyn Rec. erfahren konnte, ohne es zu sehen, ist des *Andreas Guarina Grammaticae opus novum, grammaticale bellum*, nach *Adelung* zuerst 1539 erschienen. Meint die erwähnte Stelle dieses Buch; so muß sie ein Zusatz von späterer Hand seyn: denn schon die deutsche Bearbeitung des Ameis- und Mückenkriegs ist noch älter als *Baumanns* Ausgabe des *Reinecke Fuchs* von 1522, s. *Kochs Comp. II*, in den Zusätzen. *Rollenhagen* mußte diesen Vorgänger nicht kennen, sonst wäre die Vorrede zum *Froschmäusler* der Ort gewesen, ihn anzuführen; er dichtete also ohne dieses Vorbild.

Von der *Batrachomyomachie* hat der Dichter nur die Behandlungsart eines Thierkriegs im Allgemeinen gelernt, in Erfindung und Ton aber wenig ähnliches; nicht die feinere Ironie, die sich dort besonders in der leidenden Rolle zeigt, zu der sich die Götter entschließen. Etwas Mythologie braucht er zur Verstärkung seiner Hyperbeln, von denen er Freund ist, z. B. drollig genug im Gemälde der Schlacht:

Viel tausend Mila, Leber und Lungen
Sich bis ans Haus Saturni schwungen;
Es hatt' auch schier ein großer Magen
Phöbum gestürzt von seinem Wagen.
Weil auch Jupiter eben saß
Mit Junone zu Tisch und aß,
Kamen, wie Schnee, zerknirschte Bein,
Spinnenarm und Flöschchenkelein
Auf ihr weißes Tischtuch aufgestoben u. s. w.

Der *Froschmäusler* ist eine mehr umfassende Composition von mannichfaltigen Tendenzen; seinem Vf. schwebte ein Bild epischer Universalität vor, und er verfolgt zugleich überall den bestimmtesten Lehrzweck bey seiner Erweiterung des griechischen Gedichts. Das gegenwärtige beschäftigt sich nur mit Krieger-

Stungen und Kriegsthaten, ohne nur einmal die Entstehung der Feindseligkeiten zu erklären. Die Analogie der Natur zieht der Vf. bey seinen Thiermasken nur so weit zu Rathe, als es seiner scherzenden Laune gefällt. Sein Hauptheld ist der tolle Siccaboron, verwegen, ungeküm, dabey polternd und prahlend, eine ächte Kriegsgurgel älterer Zeit — der Weinmückelein König. Die Erzählung schreitet rasch vor, die Darstellung hat Leben und ist reich an launigen Zügen. Um dieses Product ganz zu genießen, muß man sich zum Zeitgenossen seines Verfassers machen. Wider völlige Modernisirungen hat Rec. nichts, wenn sie nur gelingen; doch der Herausgeber will nichts mittheilen, als was er fand, mit Beybehaltung der alten Sprache. Nur hier und da ändert er dennoch dem heutigen Leser zu gefallen, und raubt dadurch der Ausgabe mit der Zuverlässigkeit ihren wahren Werth für den Freund der alten Literatur und Sprache. Selbst Idiotismen, wie mutrüstig, statt blutrünstig, hätten bleiben sollen. Hier ein paar Beyspiele verwaarloster Stellen.

Alte Ausgabe.

Ey pfuy, dafs euch der Jahrrist schütz,
Thut auf Hundsohren Poffen machen
Und Efelsaugen einander lachen.

Neue S. 10.

Ey pfuy, dafs euch der Teufel ritt!
Thut auf Hundsohren euch lustig machen
Und aus Efelsaugen uns zulauchen.

Den ersten Vers des alten Texts versteht Rec. nicht; aber einem *Efelsaugen lachen* ist wohl eine Art possenhafter Miene. Fliegt die Mücke in das Auge eines wirklichen Efels, so schliefst es sich, und ihr vergeht das Herauslachen.

Alte Ausgabe.

Hät' er gleich solln mit Hercule
Ein Kampf ausstehn, fürcht er sich nie
Solches zu thun; dürft ihm die Feigen
Da er noch lebt, verächtlich zeigen.

Neue S. 38.

Hät' er gleich sollen mit Hercules
Den Kampf ausstehn, zuleisten solches
Fürchtet er nie; er würde jeden Feigen
Wenn er noch lebt, verächtlich zeigen.

Von keiner der Verachtung preiszugebenden Feigheit ist die Rede. Einem die Feigen zeigen, heist, mit der Faust drohen. Man bemerke auch, wie der Herausgeber die alten Verse, die sich an ihre bestimmte Sylbenzahl binden, auflockert.

B. d. Sz.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Kupferammlung aus Joh. Kaspar Lavater's physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. 1806. I und II Heft; jedes von 40 Platten, in gr. 4. ohne Text. (3 Thlr. 3 gr.)

Die Kupfer aus Lavater's genugsam bekannten physiognomischen Fragmenten besonders abdruckend, ist ein Unternehmen, welches an sich unsere Billigung verdient. Denn sie enthalten eine sehr beträchtliche Anzahl Porträte berühmter Personen, wie auch andere charakteristisch bedeutende Gestalten. Die Erscheinung dieser Hefte muß also allen denen erfreulich seyn, die Bildnisse sammeln. Wenn aber, wie wir

nicht zweifeln, die Absicht dahin gegangen ist, auch ein größeres Publicum für dieselben zu interessieren: so hätte wenigstens kurz angezeigt werden sollen, was oder wen jedes Kupfer darstelle. Man erfährt solches zwar bey einigen durch Unter- oder Überschriften auf der Tafel selbst; bey mehreren aber müßte Lavater's Werk selbst nachgeschlagen werden, welches vielen Liebhabern beschwerlich, ja wohl gar unmöglich, fallen dürfte.

Vom eigentlichen Kunstwerth der in diesen vorliegenden zwey Heften enthaltenen Blätter ist wenig zu sagen. Werke, die mit einer solchen Menge Kupferstücke ausgestattet sind, wie Lavater's physiognomische Fragmente, würden gar zu kostspielig ausfallen, falls alle dazu erforderlichen Platten von vorzüglichen Künstlern gestochen werden sollten. Ausgezeichnet gute Blätter hat man darum auch hier nicht zu erwarten. Die anziehendsten sind Erstlinge von Lips, frühe Verkünder seines schönen damals eben aufkeimenden Talents.

— y — H.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Taschenbuch der Strick-, Stick-, Näh- und anderer weiblichen Arbeiten für das Jahr 1807*, oder Anweisung zur künstlichen Strickerey u. s. w. von Joh. Friedr. Netto. Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe, Mit 38 Kupfertafeln. VI und 73 S. Text. gr. Queeroctav. (2 Thlr. 12 Gr.)

Da, zufolge der Vorerinnerung, das schnelle Vorgehen der ersten Auflage dieses Taschenbuchs eine zweyte Auflage desselben nöthig machte: so hat das Publicum bereits zu Gunsten des Werks entschieden, und wir demnach neben der Anzeige kein weiteres Geschäft, als, dem Vf. unseren wohlgemeinten Rath für die Fortsetzung, welche vermuthlich von ihm auf das künftige Jahr bereitet wird, mitzutheilen. Musterblätter, wie Tab. V, VII, IX, XI, XIV, XV, XVI und XVII finden, oder verdienen wenigstens allemal eine geneigte Aufnahme. Solche, wie Tab. III, VI, VIII, X, XII und XIII mögen, um Lücken auszufüllen, wohl auch noch mitgehen; sie sind nicht schlecht. Die Tab. XVIII, XIX, XX und XXI enthalten nur spärlich Gutes, viel Mittelmäßiges und einiges ganz Verwerfliche, dergleichen also künftig zu vermeiden wäre. Gestrickte Blumenkörbe und Guirlanden, wie Tab. A u. B gezeichnet sind, fallen schlecht aus, und gestrickte Ruinen oder *Pumpen*, wie die Mäher Tab. C u. Tab. I zeigen, sollten, als widerständig und sehr geschmacklos gar nicht weiter vorkommen. Will Hr. Netto auch den Text seines Taschenbuchs für das schöne Geschlecht möglichst gefällig einrichten, so bestrebe er sich vornehmlich, über die verschiedenen Arten zu striicken, zu nähen und zu sticken, deutliche Anweisungen zu geben, und lasse ja keine nachtheiligen Reden gegen Thee und Kaffee mehr einfließen, wie diesmal S. 41 und 42, zwar ohne Zweifel gutgemeint, aber nichts desto weniger unüberlegter Weise, geschehen ist.

— y — H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 A P R I L , 1807.

§ U R I S P R U D E N Z.

Ohne Angabe des Verlagsorts: *Über den neuesten Standpunct und das Princip der juridischen Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden, zugleich als Versuch über die Grundrechte der öffentlichen Gesellschaft.* 1806. 172 S. 8. (16 gr.)

Soviel auch schon über die Verbindlichkeit des Staates zum Ersatz wahrer Kriegsschäden, welche der Einzelne an seinem Eigenthum unmittelbar durch den Feind erleidet, geschrieben worden ist: so glaubt dennoch der Vf., und zwar mit Recht, noch immer fragen zu dürfen, ob es eine Rechtslehre vom Ersatz der Kriegsschäden gebe, d. h. ob nicht dieser Ersatz höchstens nur ein Act des Mitleides, mithin rechtlich willkürlich und keine strenge Rechtsverbindlichkeit sey. Denn, daß die von den meisten älteren Rechtslehrern zum Grunde gelegte Anwendung der *lex Rhodia de jactu* oder der *lex Aquilia* auf wahre Ungeheimtheiten hinauslaufe, und *Kriegsraison*, *Abficht des Feindes*, *Billigkeit* nicht als rechtliche und erschöpfende Principien anerkannt werden können, auch der Grundsatz von *Weber* „der Krieg ist eine Handlung des ganzen Staates, mithin muß auch der Staat alle Folgen desselben tragen,“ zuviel und doch nicht den Charakter wahrer Kriegsschäden als rechtlicher Staatslasten beweise, zeigt er im ersten Abschnitt mit den überwiegendsten Gründen. Ob nun der Vf. selbst das Problem nach allgemein gültigen Principien gelöst habe, ist eine andere Frage. Seine Ideen sind durchaus neu, und verdienen eine ausführliche Darstellung.

Im 2. Abschnitt sagt er: Da beide kriegsführende Mächte, als streitende Theile betrachtet, zwar nicht zugleich Recht haben könnten, auch bey dem Mangel eines competenten menschlichen Gerichtshofes keine gültige Entscheidung der Frage, wer von beiden Recht habe, möglich sey, beide Staaten aber ihre Unabhängigkeit wechselseitig anerkennen: so sey der Krieg juridisch als die Ausübung eines wirklich äußerlich gültigen *Zwangsrechtes* anzusehen, zu dessen Verwirklichung es erlaubt sey, Objecte der gegenseitigen Zwecke als Mittel zu gebrauchen, eben so, wie dies im Naturzustande bey Individuen der Fall seyn würde. Wenn man also die Staatsverbindung nach dem als wesentlich angenommenen Merkmal als eine Gesellschaft oder Kraftvereinigung vieler Einzelnen zur Behauptung eines gewissen allgemeinen äußeren Zweck- und Eigenthums-Verhältnisses betrachte: so folge hier-

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

aus, daß allerdings die Kräfte oder das Vermögen einzelner Staatsglieder als Zweck des Staates, mithin auch als gültiges Object für die Ausübung eines Zwangsrechtes des einen Staates gegen den anderen Staat als solchen betrachtet werden dürfe. So oft also nach der Natur der Sache und vermöge der nach *Kriegsraison* zu erklärenden oder sogar etwa ausdrücklich erklärten Intention des Feindes angenommen werden müsse, daß dieser in dem Einzelnen nicht den Privatmann, sondern die ganze bürgerliche Verbindung, in der er steht, angegriffen habe, so müsse der Staat das feindliche Zwangsrecht als gegen sich selbst ausgeübt ansehen. Hiergegen finde sofort die Einwendung, „daß ja doch der Wille des Feindes durchaus keine legitime Quelle der inneren bürgerlichen Rechtsverhältnisse seyn könne,“ nicht Statt, indem der leidende Staat nach den völkerrechtlichen Verhältnissen, worin er zu dem anderen stehe, die Ausübung des feindlichen Zwangsrechtes an seinen Zwecken nie unter die Classe rechtswidriger Gewaltthatigkeiten classificiren könne, sondern nach dem bisher Gesagten selbst als mithandelnd, obgleich unwillkürlich, dem Feinde einen Titel leibe, in dem Einzelnen bloß den Repräsentanten des Ganzen anzugreifen. Hieraus ergebe sich also folgender Hauptsatz der Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden, „die in dem Act eines feindlichen Zwangsrechtes begründete Repräsentation des ganzen Staates in einem Theil oder Glied desselben bewirkt eine socialrechtliche Verbindlichkeit des Staates zur Übernehmung der aus jenem Act dem Einzelnen entsprungenen ersetzbaren Verluste.“ — Im Anhange dieses zweyten Abschnittes wirft der Vf. selbst gegen die Zulänglichkeit des aufgestellten Principis mehrere Zweifel auf, namentlich 1) ob nicht auch im Mangel eines bestimmt auf Repräsentation abzielenden feindlichen Willensaetes, z. B. bey Brandschäden durch Beschiesung einer Stadt, bey einer durch den Krieg veranlaßten Stockung des Gewerbes u. dergl. doch ein Anspruch des leidenden Staatsgliedes auf Schadenersatz existire; 2) ob der Staat überhaupt und in wieferne er wirklich als Gesellschaft betrachtet werden dürfe, da doch auf ihn wenigstens die römischen Begriffe der Societät durchaus nicht passen, auch *Kant* denselben nur als Zusammenfeyn unter dem Rechtsgefetze, keineswegs als Societät im eigentlichen Sinne anerkannt hätte; und 3) wenn man wirklich den Staat als eine Societät betrachten wollte, warum denn nach dieser Ansicht doch nicht jeder Verlust des Einzelnen, dieser sey zufällig oder nicht, vom Staate auch ohne Rücksicht auf das Daseyn jener jur-

dischen Repräsentation übernommen werden müßte; Endlich 4) ob nicht das Princip „*omnium contributione farciatur quod pro omnibus datum est*“ schon als naturrechtlich zu betrachten sey, und als solches die Nothwendigkeit einer Vertheilung der Kriegsschäden mit sich bringe, ohne Rücksicht, ob der Staat Gesellschaft ist oder nicht. Die Auflösung dieser Zweifel enthalten die folgenden Abschnitte.

Im 3 Abschnitte nämlich erklärt der Vf. den Satz „*omnium contributione farciatur quod pro omnibus datum est*“ als ein *reinsocialrechtliches* Princip nach der Ansicht, „was im Namen und als juridische Folge eines Auftrags Anderer geleistet oder gelitten werde, das solle von diesen ersetzt werden.“ Es gehöre zwar jenes Princip nach dieser (allein richtigen) Ansicht offenbar dem Mandatsvertrage an; allein, gerade mit dem Begriffe des Mandats die Bedingung der Reciprocität verbunden constituire das reine Societätsverhältniß, und dieses constituire unbedingt ein Miteigenthum (so auch nach I. 3 — soll wohl heißen 58. §. 1. — D. pro soc.) in Ansehung der Objecte eines jeden Zweckes, welcher sich zu dem Objecte des Gesellschaftszweckes als Mittel verhalte. Der einzelne Socius repräsentire also die Societät, insofern sein Eigenthum den Bedingungen eines Eigenthums der Societät unterworfen werden könne, und hieraus ergebe sich die Folge, daß das Privateigenthum im Staat unter den nämlichen Bedingungen, unter welchen es als Mittel zu dem Zweck des Staats, als einer Gesellschaft, äußerlich angesehen werden dürfe, auch auf eine völkerrechtlich gültige Weise den Zwangsmafsregeln des feindlichen Staats zum Object dienen könne. Es frage sich also, inwiefern denn nun der Staat als eine Gesellschaft betrachtet werden dürfe, deren Zweck sich auf das Eigenthum des einzelnen Bürgers als Mittel erstrecke.

Diese Frage beantwortet der 4. Abschnitt dahin: Das mögliche Object unserer äußeren freien Zwecke zur höchsten Allgemeinheit erhoben, sey die *Freiheit der Willkühr*: zu diesem höchsten äußeren Zweck lasse sich nur der Wille Aller als absolut *a priori* vereinigt denken, und in Absicht auf eben diesen höchsten äußeren Zweck sey ein absolutes wechselseitiges Causalverhältniß *a priori* vorhanden, hierdurch also constituire sich die Vernunftidee der *absoluten Societät* und des *a priori* vorhandenen *formaten Miteigenthums* (der Menschheit an jedem denkbaren Objecte): nun, aber könne der Erscheinung, die wir Staat nennen, *nur diese Vernunftidee, möglichst realisirt*, zum Grunde liegen, indem jedes andere äußere Gesetz für das menschliche Zusammenseyn jenem vernunftmäßigen widersprechen würde; mithin sey der Staat eine *wahre Societät zur Verwirklichung der apriorischen äußeren Zweckfreiheit* — in Hinsicht dieses höchsten Zweckes, gebe es keine Mehrheit von Staaten, sondern die mehreren Staaten in der Erscheinung seyen *nur solche in Ansehung der eigenen Bedingungen ihrer Verwirklichung*, in Ansehung des ideellen obersten Staatszweckes, des Rechtsgesetzes oder äußeren Freiheits- und Ruhe- Standes aber nur ein Staat. — Da

nun das Mittel zum Zweck in dieser seiner Form nach enthalten sey, so sey jeder einzelne Staat zwar nichts weniger als Societät zu jedem empirischen Zwecke, dagegen wirklich eine *durch den höchsten Rechtszweck bedingte Erwerbsocietät* und das Eigenthum der einzelnen Glieder *als Mittel zu diesem höchsten Rechtszweck betrachtet Eigenthum der Societät*.

In zwey Anhängen zum 4 Abschnitte stellt der Vf. als Folgesätze des bisher Gefagten dar: a) daß das Verhältniß des Beytrags der Einzelnen im Staate zu den empirisch bedingten Zwecken für die Verwirklichung des Rechtsgesetzes gesetzmäßig an das Verhältniß ihrer Kräfte gebunden sey; — b) daß nach dem Völkerrechte nur *individuelle* äußere empirische Zwecke des (leidenden) Staates gültige Objecte der zu realisirenden Zwangsrechte des anderen Staates seyn könnten, d. h. da die Zufammenstimmung des Zweckes aller Staaten zur Einheit in Absicht auf das Princip der empirischen Verwirklichung des allgemeinen Rechtszustandes eine positive Gesellschaft oder Einheit aller Staaten in Ansehung der *generellen Bedingungen* dieser empirischen Verwirklichung begründe: so seyen einem kriegführenden Staate gegen den anderen keine solchen Zwangsmafsregeln erlaubt, welchen entweder eine unbedingte Zwecklosigkeit, oder auch nur eines dem Vereinigungsprincip aller Staaten entsprechenden Institutes zum Grunde liege. So sey z. B. die Maxime einer Vergütung richterlicher Hülfe oder die Aufhebung der Richterämter, als solcher, in einem occupirten Lande zum Behuf einer Zwangsmafsregel ein offenkundiger Austritt aus der Staatengesellschaft, eine Verletzung des Völkerrechts.

Im dritten Anhang zum vierten Abschnitte sagt der Vf., das *hohe Meer* müsse zwar, zufolge der apriorischen Societät der gesammten Menschheit, für einen Völkerstaat unter dem Gesetze des Völkerrechts gelten; jedoch werde die Fortsetzung der bürgerlichen Oberherrschaft des Staats über Schiffe, welche sich auf das hohe Meer begeben, *wenigstens bis zu den wesentlichen Bedingungen des Völkerrechts*, wechselseitig von den Staaten als durch den Kriegszustand aufgelöst angesehen, und insofern geschehe es, *freilich nur zulassungsweise*, von Seiten der kriegführenden Staaten, daß ihre Unterthanen wechselseitig gegen einander aus dem bürgerlichen Zustande heraustreten. Hieraus erkläre es sich z. B., daß die Wegnehmung eines feindlichen Schiffes an der Küste eines neutralen Staates innerhalb der Kanonenschuß- Weite, als seiner präsumtiven Grenzausdehnung, für eine Verletzung des bürgerlichen Ruhestandes angesehen werde, aus welcher sie doch, auf dem hohen Meere unfern jener Grenze geschehen, nicht gelte.

Im 5 Abschnitte nun folgt das auf die bisherigen Erörterungen gestützte Princip des Ersatzes der Kriegsschäden selbst. Nämlich 1) die juridische Einheit aller Staaten in Betreff des Princip der empirischen Verwirklichung des vollkommenen äußeren Freiheits- und Ruhe- Standes widerspricht der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs auf das Privateigenthum, als solches; ein solcher Angriff würde ein wirk-

licher Austritt aus der Staatensocietät seyn. 2) Das Privateigenthum kann aber als Mittel zu den Staatszwecken in ihrer Individualität, soferne diese wieder als Mittel zur Verwirklichung des höchsten Rechtsweges anzusehen sind, (denn Societät zu jedem anderen — materiellen — Zwecke ist der Staat nicht), mithin als Staatseigenthum, und insofern als gültiges Object feindlicher Zwangsmafsregeln betrachtet werden. 3) An dieser völkerrechtlichen Gesetzgebung, insofern sie feindliche Zwangsmafsregeln gegen das Privateigenthum als Eigenthum des leidenden Staates zuläfst, nimmt der leidende Staat vermittelst seiner eigenen notwendigen Anerkennung der Zwangsrechte des anderen unabhängigen Staates Antheil. 4) Bey feindlichen Beschädigungen, welche das Völkerrecht nicht zuläfst, fehlt diese selbstthätige Zulassung des anderen Staates; solche Schäden sind mithin als Zufälle, die den Einzelnen treffen, zu betrachten . . . Dieß Alles begreift folgendes Princip: „Jede feindliche Zwangsmafsregel gegen das Privateigenthum eines Gliedes des Staats, insofern sie als ein Act betrachtet werden kann, welcher der Form nach, der Intention des Feindes gemäß, auf die in der Verbindung des Staats mit seinem Gliede beruhende völkerrechtliche Zulassung sich gründet, legt dem leidenden Staat eine Ersatzverbindlichkeit gegen das einzelne Glied auf.“

In einem Anhange zum fünften Abschnitte endlich erklärt der Vf. feindliche Angriffe auf das Eigenthum eines Staatsbürgers, welches sich innerhalb der Grenzen eines neutralen Staates befindet, für *völkerrechtswidrig in Rücksicht dieses neutralen Staates*, und für eine Verletzung; bey welcher der neutrale Staat zwar, aufser dem Fall einer etwa von ihm selbst übernommenen Entschädigung, sich nicht beruhigen dürfe, zu deren Ersatz jedoch der andere kriegführende Staat zunächst verbunden sey. Wenn hingegen das Privateigenthum, in einem anderen feindlichen Staate angetroffen, der Zwangsmafsregel des Siegers unterliege, und der Beschädigte in beiden mit dem Feinde kriegführenden Staaten Bürger sey: so gebe, in Rücksicht der Ersatzverbindlichkeit des einen oder anderen dieser beiden Staaten, *die Absicht des Feindes*, diesen oder jenen Staat damit belasten zu wollen, den ersten und unbedingten Ausschlag.

So der Vf. . . . Es fragt sich nun: „Begründen diese neuen Ansichten ein rechtliches Princip des Ersatzes der Kriegschäden, wonach man schon so lange vergebens gesucht hatte? Hieran zweifelt Rec. sehr. — Wenn wir nämlich mit dem Vf. annehmen, daß nach der vernünftigen Grundidee einer apriorischen Gesellschaft der Menschheit zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes die Staaten insgesamt eine allgemeine rechtliche Gesellschaft bilden: so folgt gerade aus diesem Grundsatz nicht allein die rechtliche Unmöglichkeit eines feindlichen Angriffes auf das Privateigenthum als solches, sondern zugleich die rechtliche Unmöglichkeit oder absolute Widerrechtlichkeit des Krieges überhaupt. Denn wie sollte das Privateigen-

thum in seiner niederen Eigenschaft als solches, *völkerrechtlich* unverletzlich, und doch in seiner höheren, heiligeren Eigenschaft, als Mittel zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes *völkerrechtlich* der Vernichtung durch den Feind unterworfen seyn! und wenn in jeder Vernichtung eines Theiles des Staatseigenthums *nothwendig* auch eine *reelle* theilweise Zerstörung des Privateigenthums liegt, ja, wenn nach den Ansichten des Vf. das ganze Staatseigenthum, als solches, völkerrechtlich eingeseichert werden kann, hierdurch aber auch *zugleich* alles Privateigenthum, der einzelnen Bürger des leidenden Staats *in der That* aufhört, wäre wohl *hiernach* nicht der Krieg überhaupt *nothwendig* ein wahrer Austritt aus der Staatensocietät? wäre er *hiernach* nicht eine Gewalt, deren Richtung schlechterdings rechtlos an und für sich, keinem rechtlichen Anerkennungsprincip objectivisch unterworfen ist? Eben nach den eigenen Grundsätzen des Vf. ist die Behauptung einer völkerrechtlich gesetzgebenden Zulassung eines auf Zerstörung des Staatseigenthumes gerichteten feindlichen Zwangsrechtes, woran jeder Staat selbstthätigen Antheil nehme, nichts mehr als leerer Wortklang. Der Vf. sagt selbst, S. 133: „So wenig ein Kriegszustand überhaupt dem Rechtsgesetz entspricht, so muß ihm dennoch die angewandte Rechtslehre in Absicht auf die individuellen empirischen Zwecke der Staaten für juridisch möglich erkennen, so lange kein allgemeines, äußerliches, mit Macht begleitetes Völkergericht existirt. Allein auch als *Zerstörung der empirischen Zwecke der Staaten* (zur Verwirklichung des Rechtsgesetzes) betrachtet, ist der Krieg *nothwendigerweise* Zerstörung des Privateigenthums, mithin nach des Vf. Ansichten selbst dem Rechtsgesetze entgegen, und der Mangel eines mächtigen Völkergerichts ist wohl ein (negativer) Grund, aber keineswegs ein juridischer Rechtfertigungsgrund des Krieges . . . Doch zugegeben, der leidende Staat erkenne selbstthätig die Gültigkeit der feindlichen Zwangsmafsregeln gegen das Staatseigenthum an, so können diese doch nicht unbedingt gegen das Privateigenthum als Mittel der individuellen Staatszwecke gerichtet seyn, denn diese Mittel können nicht unbedingt als solche, sondern nur höchstens als eventuell mögliche angesehen werden, wodurch denn *wieder* das niedergelegte Princip des Ersatzes der Kriegschäden durch sich selbst gänzlich unfruchtbar wird. Diesen Einwand, „daß nämlich keine gemeingültige Verbindlichkeit existire, anzunehmen, ein Societätsmitglied werde seine socielle Verbindung mit dem Staat immer fortsetzen, und sein Eigenthum als Mittel den individuellen Zwecken desselben widmen; ferner, daß das Eigenthum des Einzelnen nur unter der Bedingung für ein Mittel zum individuellen Zwecke des Staats gelten könne, unter welcher es dem Staat erlaubt sey, einen Beytrag davon zu fodern, das Eintreten oder Nichteintreten dieser Bedingungen aber nur erst mit Hülfe der Erfahrung jedesmal erkennbar werde,“ macht sich der Vf. selbst S. 150, glaubt jedoch, der Feind könne, *unmöglich* seines Zwangsrechtes, annehmen, jedes Mitglied des

anderen (leidenden) Staates werde diese seine Eigenschaft nie aufgeben, und nie aufhören, sein Privateigenthum, selbst bis zu dessen Erschöpfung, den individuellen Zwecken seines Staates zu widmen. Allein eben hiernach hebt der feindliche Zwang nur alle *etwanige Möglichkeit*, das zerstörte Privateigenthum als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen, auf, gegen dasselbe, als *wirklich dereinst gewisses Staatseigenthum*, aber kann er unmöglich gerichtet seyn. Denn die Eigenschaft des Privateigenthums, als Mittels zum Zwecke des leidenden Staates, ist lediglich durch dessen Selbstanerkennung dafür bedingt, und diese Selbstanerkennung hängt vom Erfordernisse wahrer Staatsbedürfnisse ab, sie ist selbst von Seiten des bedrohten Staates insofern nichts weniger als willkürlich, nichts

weniger, als dessen eigener *sicherer Vorbestimmung* unterworfen.

Auch dieses System hat uns demnach nicht weiter gebracht als die früheren, und keiner derjenigen Juristen, welche die Kriegsschäden im wahren Sinne für Zufälle bisher erklärten, wird sich durch den Vf. belehren lassen, so ernsthaft dieser auch die Theorie des Zufalls, hier angewandt, für einen logischen Mißgriff ausgiebt (S. 16 und 89). Rec. selbst stimmt nun zwar für die strengrechtliche Verbindlichkeit des leidenden Staates zum Ersatze sogar noch in weit größerem Umfange, als der Vf., allein aus ganz anderen Gründen, welche jedoch eine eigene ausführlichere Darstellung erheischen.

T. d. C.

KURZE ANZEIGEN.

1) **AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.** Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Übungsstunden in der englischen Sprache, oder Sammlung aus-erlesener englischer Aufsätze, Geschichten und Anekdoten zum Übersetzen ins Deutsche, mit beygefügten Erklärungswörtern.* Herausgegeben von Fried. Wilh. Haussner. 1806. VIII und 384 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) Kiel, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Leitfaden zur gründlichen Erlernung der englischen Sprache*, mit beständiger Hinweisung auf Karl Fr. Chr. Wagners vollständige englische Sprachlehre. In 2 Abtheilungen. 1805. 388 S. 8. (20 gr.)

No. 1 zeichnet sich durch zweckmäßige Einrichtung vor allen englischen Lesebüchern, die Rec. noch zu Gesichte gekommen sind, aus. Der Herausg. bemerkt sehr richtig in der Vorrede: „Lehrreicher Unterricht und Moral müssen bey dergleichen Werken genau mit einander verknüpft seyn; denn wenn das Buch alzuernsthaft ist, und nichts als trockene Aufsätze enthält, so läßt sich leicht vermuthen, daß es von jungen Leuten schwerlich ganz durchgelesen wird. Diefes werden diejenigen am besten fühlen, die in ihrer Jugend gezwungen wurden, die lateinische Sprache aus Ciceros *Werke über die Pflichten* zu erlernen. Wie kann ein Lehrling begierig seyn, die Bedeutung eines Wortes kennen zu lernen, wenn ihm seine ganze Aufgabe entweder unverständlich ist, oder ihm wenigstens nicht das geringste Interesse einflößt, den Inhalt derselben genau kennen zu lernen!“ — Diefem gemäß hat der Herausg., nachdem er mit kleinen Geschichten den Anfang gemacht, ernsthafte Aufsätze mit komischen Anekdoten abwechseln lassen, damit, wie er sagt, der Lernende immer unterhalten, und für die Aufmerksamkeit, die er ernsthaften Gegenständen gewidmet, durch einige Lachen erregende Schwänke gleichsam entschädigt und belohnt werde. — Sehr viele Aufsätze sind aus den in England so beliebten *Elegant Extracts* genommen worden. Den einzelnen Stücken findet man die Bedeutung der schwereren Wörter untergelegt, deren Wahl fällt durchaus glücklich ausgefallen ist. Auch das Außere des Buches ist von der Art, daß dasselbe den Freunden des englischen Sprachstudiums empfohlen zu werden verdient.

No. 2 liefert in der ersten Abtheilung eine, durch Mannichfaltigkeit sich auszeichnende, und vom Leichten zum Schweren zweckmäßig fortchreitende, Sammlung von historischen Aufsätzen und Briefen, die in einer durchaus reinen Sprache abgefaßt sind; und in der zweyten Abtheilung stellt es nicht nur nach der Folge obiger Stücke, und in der Ordnung, wie sie der Genius der englischen Sprache erheischt, die zum Übersetzen nothwendigen Wörter und Redensarten auf, sondern weist auch überall, wo es nur irgend geschehen konnte, auf die jedesmal zu beobachtende Regel in Wagners englischer Sprachlehre hin. Wie viel durch diese Einrichtung gewonnen werde, springt von selbst in die Augen. Der öftere Rückblick auf die nämlichen Regeln unmittelbar mit praktischer Anwendung verbunden, muß dem Gedächtnisse des Anfängers ohne Anstrengung und Ermüdung dieselbe aufs festeste einprägen; indess von ihnen nachher ihm eine totale Übersicht zu geben, die Einrichtung jener Sprachlehre, durch welche Regel an Regel mit mathematischer Consequenz gereiht wird, so leicht macht. Nur hätte Rec. es vorgezogen,

wenn die Wörter, statt in einer besonderen Abtheilung zu folgen, dem Text gleich untergelegt worden wären; auch wäre eine größere Druckrichtigkeit in der zweyten Abtheilung zu wünschen gewesen.

Rw.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Kiel, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Der Mörder bey kaltem Blute und mit Überlegung, und doch ein Mann, welcher Achtung verdient.* Ein psychologischer Versuch aus den nachgelassenen Papieren eines Verstorbenen. Nach dem Dänischen frey übersetzt von Carl Theodor. 1806. 254 S. 8. (1 Rthlr.) Ein sehr gewissenhafter, aber sonderbar getäuschter Advocat, der das Werkzeug eines Bösewichts geworden, welcher seine eigene Schwester nach ihres Mannes Tode um ihr Vermögen bringt, giebt sich nach Entdeckung der Unrechtmäßigkeit der durchgesetzten Sache fruchtlose Mühe, ihm den Raub wieder zu entziehen. Der letzte Plan des Advocaten, die Hülfe der Gesetze für seine nunmehrige Clientin in Anspruch zu nehmen, scheitert durch den eigenmächtig gewagten Versuch ihres Sohns, sich einer untergeschlagenen Urkunde zu bemächtigen, dem die Umstände das Ansehen eines diebischen Einbruchs geben. Diefes siehert nicht nur dem Gegner seines Vortheils, sondern liefert auch die Familie ganz in seine Gewalt. Er fodert und erzwingt das demüthigendste, schmerzlichste Opfer, die Hand der Tochter, und die bürgerliche Ehre der Familie bleibt doch noch ferner bedroht, so lang er athmet. Die achtungswertheften Menschen sind im Begriff zu Grunde zu gehen, während der Gedanke, das Leben des Tyrannen zu enden, heimlich im Gemüth des Advocaten aufkeimt, reift, und rettende, nachher nie bereute That wird. Soviel, um die *species facti* kenntlich zu machen, die durchs Detail sehr gehoben wird. Die menschliche Theilnahme wird durch den Roman zu sehr beschäftigt, als daß man nicht mit dem Ausgange zufrieden wäre, und den Helden gern rechtfertigte; daß das Schicksal eben so planmäßige Einleitungen machen werde, um ihm selbst einmal in einer ähnlichen Lage seinen Entschluß abzufodern, wird der Leser nicht befürchten: aber man muß gestehen, daß das Problem geschickt combinirt ist, und sich eignet, die Urtheilskraft zu üben; wobey das Spiel innerer Triebfedern auf die Berührungen von aufsen so glücklich beleuchtet wird, daß diese Schrift kein bloßer Beytrag zu einer subtilen Casuistik ist, sondern, wie der Titel verspricht, Stoff enthält für das Studium der Menschennatur, die der Vf. (was dem Dänen oder dem Deutschen eigenthümlich ist, kann Rec. nicht bestimmen,) mit moralischem und ästhetischem Sinn aufgefaßt, und in seinen Charakteren individualisirt hat, ohne peinliche Zergliederung, ohne Haschen nach feltneren Phänomenen: daher sein Buch mit Ehren ein psychologischer Roman heißen darf, ohne daß die schöne Kunst sich von ihm los sagt. Unter den drey männlichen, zwey weiblichen Charakteren ist kein mißlungner. Einzelne Motive kann Rec. nicht berühren; er erwähnt nur der Liebe des Advocaten zu der Tochter, seiner Clientin; einer Liebe, die nicht, um ihrer eigenen Hoffnungen willen bey der Wegräumung des Nebenbuhlers interessirt ist, sondern sie selbst opfert. Der Styl ist einfach und geschmeidig.

B. d. St.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 A P R I L , 1807.

SCHÖNE KUNSTE.

Zusatz, b. Gessner: *Molières Lustspiele und Poffen.*
Für die deutsche Bühne von Heinrich Zschokke.
I Band. 264 S. II B. 276 S. III B. 233 S. IV B.
324 S. 1805. 8. (4 Rthlr. 14 Gr.)

Die französische Nation erkennt in *Molière* nicht allein den Schöpfer und Gründer ihres komischen Theaters, sondern auch den ersten ihrer komischen Dichter, den keiner seiner Nachfolger übertroffen oder nur erreicht hat. Die Zeitumstände waren, wie der geistvolle *Chamfort* in seinem *Eloge de Molière* bemerkt, sehr günstig zur Entwicklung seines Genies: Man fing an, sich aus der alten barbarischen Unwissenheit herauszuarbeiten. *Cornelle* hatte den Ideen eine erhabene Richtung gegeben. Die bürgerlichen Kriege hatten, wiegewöhnlich geschieht, in dem Volke eine nachdrückliche entschiedene Kraft zurückgelassen. Der zunehmende Geschmack an Kenntnissen und Bildung aller Art näherte die verschiedenen Stände einander, die bis dahin getrennt gewesen waren. In dieser Krisis befanden sich die alten Sitten und Gebräuche in Widerstreit mit den neuen Einsichten, und der in den Zeiten der Barbarey gebildete Nationalcharakter konnte sich mit dem neuen Geiste, der sich täglich mehr verbreitete, nicht vereinigen. Dieser neue Geist war kein anderer als der der Geselligkeit, welcher von nun an immer mehr Charakter der Nation wurde. Ihm widerstritten die alten barbarischen Eigenheiten, die rohe Strenge der Väter und der Ehemänner, die strenge Zucht der Frauen, welche nicht ohne Spädigkeit war, die Pedanterie der Gelehrten u. s. w., und aus diesem Gemische des Alten und Neuen mußte eine Menge von Lächerlichkeiten hervorgehen, welche, weil sie sich ohne allen Rückhalt und mit der unbefangendsten Treueherzigkeit zeigten, dem komischen Dichter gleichsam in die Hände arbeiteten. Damals ward das Lächerliche nicht so wie jetzt angestlich gemieden und gefürchtet, man hochachtete sich nicht trauen, das sich l. Reckt; die Sche noch nicht den h unseren Tagen, : macht. — Die ten zugleich eine Ichen Komikern, u bar es einem Deu gen: des Dichter

Geselligkeit zu verbreiten (*de répandre l'esprit de société*); eben so fodert ergänz consequent von einem zweyten *Molière* für die gegenwärtigen Zeiten, er solle die verderblichen Wirkungen des ausgearteten Gesellschaftsgeistes hemmen. Aber diese historisch nationale Ansicht bey Seite gesetzt, fragt es sich, war *Molière* ein wahrhaft großer Komiker? Und wer wird nicht diese Frage ohne Bedenken bejahen? Es ist zwar nicht zu leugnen, daß selbst seine besten Lustspiele uns immer in der gegebenen Sphäre der feinen und der bürgerlichen Welt eingeschlossen halten, und uns mehr Charaktergemälde von Weitleuten und Schilderungen von Weitleuten sehen lassen, als originelle in freyeren Verhältnissen sich bewegende idealische Charaktere; wir fühlen uns immer etwas durch die Beschränktheit, welche vom bürgerlichen Leben unzertrennlich ist, beengt und gehemmt, unsere Phantasie findet ihr Streben nach einem weniger bestimmten feyeren Spiele nicht befriedigt, und was uns der Dichter giebt, ist mehr die Einsicht in die nächsten Lebensbeziehungen, durch welche unser Verstand auf eine anschauliche Weise angenehm unterhalten und belohnt wird, als eine neue Ansicht von der Welt und ihrem großen Zusammenhang im Ganzen, welche unseren Blick erweitert und erhebt. Allein wenn gleich der Kreis, in welchem *Molière* sich in seinen Lustspielen bewegt, von keinem großen Umfange ist: so zeugen doch seine Hervorbringungen, indem sie in allen ihren Theilen zu einem vollkommenen Ganzen ausgebildet und von eigenthümlichem Leben durchdrungen sind, von wahrhaft schöpferischer Kraft und echter Kunst; aufs bestimmteste sein Ziel im Auge behaltend, und es Schritt vor Schritt mit künstlerischer Besonnenheit verfolgend, seinen Gegenstand immer anschaulicher uns vorführend, durch eine unmerklich seine Entwicklung seiner Hauptseiten, weiß er uns in ihn so gänzlich zu versetzen, und so für ihn zu gewinnen, daß wir ohne den mindesten Zwang uns ihm hingeben, und mit reinem Wohlgefallen seiner erfreuen. Ohne zu wissen, wie sind wir am Ende, und überschauen mit einer Art von angenehmen Erstaunen das Ganze, uns verwundernd, wie wir so vertraut geworden sind mit der kleinen Welt, und wie wir uns sowohl darin befunden, daß uns jede einzelne Scene ein Lächeln abnothigte. Eine in ihrer Art so vollkommene Befriedigung bey geringem Umfang des Stoffes und solcher Einfachheit der Form ist der beste Beweis von *Molières* Genialität. Er zeigt uns das Leben gleichsam *en miniature* unter einem Mikroskop.

Wie dieser Dichter, so didaktisch er auch öfters zu verfahren scheint, in seinen achten Komödien, z. B. in der *école des femmes* mit unverwandtem Blicke doch stets dem rein Komischen nachstrebt, und wie glücklich er es erreicht, liesse sich, wenn dazu hier der Ort wäre, leicht zeigen. In dem kunstreichen Intriguenstücke: *Le dépit amoureux* hält er z. B. den Ernst eines höchst sträflichen Betrugs so geschickt verborgen, und läßt denselben durch die glückliche Vereitelung seiner Folgen sich so unvermerkt in Nichts auflösen, daß die Heiterkeit des Scherzes dadurch nicht im mindesten getrübt wird. In den Lustspielen, wo die Intrigue vorwalter, ist Molière weniger gebunden, er wagt sich hier mehr ins Freye, und man kann hieran abnehmen, was er, unter minder beschränkenden Umgebungen, Höheres würde geleistet haben. Noch sichtbar ist dieses an seinen Poffen: von der Ungebundenheit begünstigt, welche diese Art des Dramas gewährt, läßt er seiner Erfindung und seiner Laune einen freyeren Lauf, und um die Wahrscheinlichkeit, die bey stetiger langsam fortschreitender Entwicklung den Verstand nur zu oft auf Kosten der Phantasie fordert, nicht so viel bekümmert, läßt er die mannichfaltigsten Scenen schnell aufeinander folgen, und stellt in wenigen, aber scharf bezeichneten, Zügen und rasch vorübergeführten Situationen ein Ganzes dar, das im poetischen Werthe seine eigentlichen Komödien nicht wenig übertrifft. Als Beyspiel kann sein *Monsieur de Pourceaugnac* dienen, eine Posse, die vom Anfang bis zu Ende so durch und durch komisch und mit solchem steigenden Interesse und solcher Kraft durchgeführt ist, daß man wenige Stücke dieser Art ihr wird gleich setzen können. Worin sich Molières Dichtertalent noch besonders offenbart, und was ihm so viel Anmuthvolles und Anziehendes giebt, ist die anspruchslose Naivetät, der schlichte unverfälschte Sinn fürs Wahre und Rechte, die liebliche Klarheit, die fröhliche muntere Laune, der ungesuchte Witz in allen seinen Darstellungen. Falscher rhetorischer Schmuck, gefällsüchtiges Spiel mit Antithesen, epigrammatische Gedankenjagd, sind ihm völlig fremd, da doch gerade von diesen glänzenden Fehlern sein Zeitalter angesteckt, und selbst *Corneille* davon nicht frey war, wie sogar sein *Cid* beweist, in welchem er die an sich schon hinlänglich wirksamen Situationen noch mit der üppigsten Rhetorik ausschmücken zu müssen glaubte. — Wir Deutschen haben keinen Molière aufzuweisen, und unter uns ist das ächte unvermischte Komische fast so gut wie gänzlich unbekannt. Statt der wahren Komödie beherrschen unsere verwahrlosete Bühne wechselsweis das rührende Lustspiel und das Familiengemahlde. Jenes hat durch seinen moralisirenden Affectwitz, und dieses durch seinen kleinlichen Ernst dem Publicum, wie den Schauspielern, den Sinn fürs Komische so verkümmert und verwirrt, daß man sich sogar zu der Behauptung kann verleiten lassen: der Deutsche habe überhaupt wenig Gefühl für das Lächerliche. Vollends unterdrückt wird dieses ursprüngliche Gefühl durch das sich immer mehr verbreitende Gesetz der geselligen Ueberschönerung, welches

fodert, ein jeder solle seyn wie alle. Dieses tyrannische Gesetz, das der Schwäche so willkommen ist, unterdrückt alle Eigenthümlichkeit des Charakters, und macht, daß man nichts so sehr fürchtet, als sich zu zeigen, wie man ist, so daß die Scheu vor dem Lächerlichen allen Sinn für das wahrhaft Lächerliche zuletzt vertilgt. Bey einer solchen Beschaffenheit unserer Bühne und der öffentlichen Sitten war es unstreitig ein zwar misliches aber verdienstliches Unternehmen, Molières Werke für das deutsche Theater zu bearbeiten. Inwiefern es Hn. Zschokke damit gelungen ist, wird sich aus der näheren Anzeige der von ihm übersetzten oder nachgebildeten Stücke ergeben.

I Band. Der Geitzige. Dieses Charakterstück, welches uns mitten in das Leben eines Geitzigen versetzt, so daß wir uns in seinem Hause zu befinden glauben, hat Hr. Z. so ziemlich treu und befriedigend wieder gegeben; die Verkürzungen des Dialogs an einigen Stellen sind, bis auf eine, zu loben; aber nicht alle Veränderungen, welche er für nöthig erachtet hat. Aus dem allgemein charakteristischen Harpagon ist ein bestimmter Kammerrath v. Fegelsack geworden, wohl der beliebten Wahrscheinlichkeit zu gefallen, und Harpagons Kinder haben sich in Mündel verwandelt, weil das deutsche Zartgefühl sonst zu sehr würde beleidigt worden seyn. Rec. will mit dem Umänderer hierüber weiter nicht rechten, erlaubt sich jedoch die Frage: ob denn wirklich die Achtung der Kinder gegen die Ältern bey uns Deutschen so außerordentlich groß ist, da doch bekanntlich in unserer aufgeklärten Zeit der Fall nicht gar selten vorkommt, daß sich Ältern und Kinder unter einander Du nennen? — Den Schluss des Stücks findet Hr. Z. sehr matt, und er hat geglaubt, daß er die Cassette selbst müsse erscheinen lassen. Uns scheint dieses überflüssig, da die beiden Gegensätze, womit das Drama schließt, sprechend genug sind. Oder ist der Contrast nicht hinreichend stark, wenn nach Anselms Worten: *Allons vite faire part de notre joie à votre mère* — Harpagon sagt: *Et moi, voir ma chère cassette*. — Einmal ist eine Verkürzung des Dialogs misslungen; S. 12 antwortet nämlich Elise, als ihr Bruder von seiner Geliebten sagt: „sehen mußt du sie“ — ganz kurz: „ich sehe genug — du liebst.“ Diese Antwort ist aber ganz gegen den Sinn des Originals und des Zusammenhanges. Da Elise selbst Liebe empfindet, und überdies im Begriff steht, auch ihre Neigung zu entdecken, so kann nichts unnatürlicher seyn, als diese kalte Bemerkung. Molière läßt sie dagegen ganz ihrem Zustande angemessen sagen: *S'en vois beaucoup dans les choses que vous me dites; et pour comprendre ce qu'elle est, il me suffit que vous l'aimiez*. — S. 28 erlaubt sich der Bearbeiter einen Zusatz, der wegen seiner unnatürlichen Übertriebenheit völlig unstatthaft und entstellend ist. Der Geitzige preist nämlich Elisen den Anselm aus dem Grunde als künftigen Gemahl an, weil er steinreich sey, die Schwindsucht habe, und sie demnach ihn bald beerben werde, und fügt noch hinzu, daß sie dann nicht vergessen möge, von der großen Erbschaft ihn einen guten Theil aus Dankbarkeit zukommen zu lassen!! Molière nennt den An-

selm blofs: *un homme mâr. prudent et sage. qui n'a pas plus de cinquante ans. et dont on vante les grands biens.*

Der Wunderarzt (le médecin malgré lui). Diese originelle Poffe ist mit den nöthigen Abänderungen recht gut wiedergegeben.

Die Eleganten (les précieux ridicules). Von dieser Poffe läßt sich nicht dasselbe rühmen; die Nachbildung ist vielmehr mißlungen, und zwar besonders dadurch, daß die beiden Bedienten ihre Rolle nicht so gut als im Original spielen. Der ungeschickte dumme Peter ist hier gar nicht schicklich angebracht, und zerstört alles Komische durch seine plumphen Albernheiten und seine gänzliche Unfähigkeit für die übernommene Rolle. Wie ist es denkbar, daß durch einen solchen ausgemachten Tölpel die Eleganten könnten getäuscht werden? Auch der Johann ist nicht passend, er steht mit sich selbst in Widerspruch; er wird geschildert als einer, dem die Romanenlectüre den Kopf verwirrt hat, und doch giebt er einmal, als Peter, den er während des Spiels immerfort zuruft, was er thun und sagen soll, ihn vorher fragt: wie er zu dem vornehmen Unfinn gekommen sey. — die Antwort: du siehst, Menschenkind, das ist jetzt Ton u. s. w. — Und was soll man zu einer solchen Stelle sagen? „Johann. Wir hätten doch eigentlich wohl sollen auf einen Degen schwören. — *Grethe.* Und überhaupt ist's nicht dunkel und feyerlich genug. *Peter.* Wir können die Kerzen auslöschen und die Fensterladen schließen. *Ursel.* Versparen wir dies bis aufs nächste Gewitter im freyen Felde.“ — Heißt das nicht Possenreißerey mit Possendichtung verwechseln? —

II Band. Der Sicilianer, ein Nachspiel mit Intriguen, die aber nicht aufs beste verknüpft sind. Der Bearbeiter hat sich die Mühe gegeben, in das lockere Gewebe einen festeren Zusammenhang zu bringen, und die Mühe ist nicht umsonst gewesen.

Die Mannerschule (l'école des maris). Dieses treffliche Lustspiel verliert zu viel von seinen Schönheiten, wenn es nicht in der dichterischen Form des Originals so treu als möglich wiedergegeben wird. Jamben, selbst die wohlklingendsten, ersetzen die Alexandriner nicht, welchen man in der neueren Zeit überhaupt eine Geringschätzung bezeigt, die sie keinesweges verdienen: sie thun in komischen Dramen die beste Wirkung, wie schon allein Goethe's Lustspiel: *die Mißthätigen* zur Genüge beweist. Hr. Z. hat Jamben gewählt, und man könnte einwenden, wenn er sonst nur Geist und Ton im Ganzen treu nachgebildet hätte, dieses Auskunftsmittel als das nächste sich gefallen lassen, aber leider hat unter seiner Bearbeitung das Stück auch in den wesentlichsten Hinsichten so viel eingebüßt, daß man für die Verletzung der Form durch nichts entschädigt wird. Eine Stelle wird hinreichend seyn, um darzuthun, wie wenig der Uebersetzer dem Originalen sein Recht angedeihen läßt, und wie unvollkommen er sein Versprechen erfüllt, nach welchem „der Leser hier mehr eine oft fast wörtliche Übersetzung, denn eine freyere Vertheidigung finden soll.“ Die Urschrift lautet so:

Valere.

Oui, tout ce que Monsieur de votre part m'a dit,

*Madame, a bien poutoir de surprendre au espris.
J'ai dévoté, je l'avoue, et cet arrêt suprême,
Qui décide du sort de mon amour extrême,
Doit être assez touchant, pour ne pas s'offenser,
Que mon coeur par deux fois le fasse prononcer.*

Isabelle.

*Non, non, un tel arrêt ne doit pas vous surprendre.
Ce sont meses sentimens qu'il vous a fait entendre;
Et je les tiens jundes sur assez d'équité,
Pour en faire éclater toute la vérité:
Qui je veux bien qu'on sache et j'en dois être crue,
Que le sort offre ici deux objets à ma vue,
Qui m'inspirent pour eux différens sentimens,
De mon coeur agité sont tous les mouvemens;
L'un par un juste choix, ou l'honneur m'intéresse,
A toute mon estime et toute ma tendresse;
Et l'autre, pour le prix de son affection,
A toute ma colere et mon aversion:
La présence de l'un m'est agréable et chère,
J'en reçois dans mon ame une allégresse entière;
Et l'autre par sa vue inspire dans mon coeur
Des secrets mouvemens et de haine et d'horreur.
Me voir j'en me de l'un est toute mon envie,
Et plutôt qu'être à l'autre, on m'ôtteroit la vie!
Mais c'est assez montrer mes justes sentimens,
Et trop long tems languir dans ces rudes tourmens:
Il faut que ce que j'aime, n'est de diligeance
Fasse à ce que je hais perdre toute espérance,
Et qu'un heureux hymen affranchisse mon sort
D'un supplice pour moi plus affreux que la mort.*

Valere.

Wohl ziuert' ich, des Vormunds Worte trögen,
Bianka ja, tief war ich überrascht,
Und gern bekenne' ichs, zweifelnd träumt ich lange —
Doch über meine gränzenlose Liebe
Hat Ihr Befehl auf immer nun entschieden.
Zu heilig war er mir, zu wichtig, daß ich ihn
Von ihren Lippen selbst nicht gern vernommen.

Bianka.

Nein, der Befehl soll sie nicht überraschen,
Mein Vormund lehrte Sie, was ich empfand.
Gern will ichs vor dem Himmel hier bekennen,
Was Schüchternheit bisher mich bergen liefs.
Zwey Männer sind, die meine Liebe fodern,
Doch einem nur schlägt dieses Herz entgegen,
Frey war die Wahl, die Ehre billigt sie,
Dem andern kann ich Haß und nur Verachtung
Zum Lohn seiner Gekkenliebe geben.
Der eine zaubert, wenn er mir er scheint,
Ein schönes Himmelreich um meine Seele;
Der andre schließet, wie ein böser Geist,
Wenn er mir naht, die Freudensporte zu,
Und zeigt weit umher mir eine Hölle;
Dem einen sey hier Hand und Herz geboten,
Zum andern führt mich keine Erdenmacht,
Sie führe eher mich ins Land der Todten.
Genug! die Stunde eilt! Gesprochen ist,
Nicht länger mag ich meine Urur tragen,
Der, den mein Herz erwählte, fasse Muth,
Und rette mich von meines Gegners Drohen.

Wenn die Übertragung der *Mannerschule* gänzlich in Geist und Ton verfehlt ist, so verdient dagegen die Bearbeitung des lustigen Intriguenstücks: *Alles zur Unzeit, (Séjour au les contre-temps)* alles Lob; sie ist vorzüglich gut geräthen, und was Hr. Z. in dem letzten Acte, der etwas zu nachlässig hingeworfen und durch langes Erzählen matt geworden ist, verändert hat, ist wahre Verbesserung. Da die Verse des Originals nicht zu den guten gehören, so laßt man es sich gern gefallen, daß sie der Bearbeiter in Prosa verwandelte, besonders da der Dialog so leicht

und munter fortgeschritten; wie es der Gegenstand erfordert. Nur zuweilen stößt man auch hier auf gezielte emphatische Stellen; wie man in allen übrigen Stücken antrifft; ein Fehler, der Hn. Z., wie es scheint, zur anderen Natur geworden ist. So ruft z. B. S. 261 Andreas aus: „o Vater, Vater! ich erkenne deine Stimme wieder. Sie tönt mich an, wie ein süßer wohl bekannter Klang aus dem Paradiese meiner Kindertage. O Vater, Vater, welch ein Wunder führt mich so überraschend an deine Brust zurück.“

III Band. *Tartuffe in Deutschland* (*le Tartuffe ou l'Imposteur*). Dieses vornehmlich durch das Aufsehn, das es zu seiner Zeit machte, und durch den heftigen Widerstand, den es von Seiten der Frommen gefunden, berühmt gewordene Drama, das eigentlich des Ernsthaften mehr als des Komischen hat, würde, ganz treu übertragen, freylich auf unserer Bühne, wenigstens im nördlichen Deutschland, kein Glück machen, da wegen des herrschenden Religions-indifferentismus die eigentliche Scheinheiligkeit zu einer fremden Erscheinung geworden ist: Hr. Z. hat sich daher mehrere Veränderungen erlaubt, aber wir zweifeln, daß er darin glücklich gewesen ist. Er macht den Tartuffe zu einem französischen Emigranten, und diese Veränderung ist gerade nicht zu tadeln, aber man kann es nicht billigen, daß er nur auf halbem Wege stehen blieb, und den Scheinheiligen nicht ganz in einen Tugendheuchler verwandelte, sondern ihm Züge von Frömmelcy beymischte, und überdies seine Verhältnisse nicht klar und übereinstimmend angab. So heißt es z. B. S. 17 von ihm, er sey eins von den tausend Opfern der französischen Revolution, er könne jetzt, da alles wieder werde, wie es vorher gewesen, eine ansehnliche Rolle in seinem Vaterlande spielen, wenn er nur wolle; er sey aber dazu zu bescheiden und demüthig; er begnüge sich, mit Geoffroy und anderen frommen Männern gegen die Philosophie und Vernunft zu schreiben. S. 29 sagt von ihm sein Gönner und Beschützer: Ist er arm, wohl an eben deswegen soll er uns ehrenwürdig seyn. Unbekümmert um zeitliche Güter trachtete er nur nach dem ewigen Heile; aber durch meine Hülfe soll er wieder in Stand gesetzt werden, in seine verlorenen Güter wieder einzutreten. Er hat Besitzungen in Frankreich. — S. 30 wendet sein Gönner wider den Liebhaber, dem Tartuffe weichen soll, ein: er sey ein leichtsinniges Weltkind, ohne Religion. Man sehe ihn nie in der Kirche — und S. 53 sagt Tartuffe zu seinem Bedienten: Jetzt gehe in die Kirche und flehe den Allbarmerzigen um Erleuchtung an. — Man sieht aus diesen wenigen Zügen, daß aus dem neuen Tartuffe eine Composition ohne die gehörige Einheit geworden ist. Wie viel überdies das Stück dadurch einbüßt, daß die Alexandriner in Prosa aufgelöst sind, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Die sympathetische Kur (*l'Amour médecin*). Diese satyrische, gegen die Ärzte gerichtete, nicht bedeutende Pöffe hat der Bearbeiter auf eine schickliche Weise nachgebildet; und dieses läßt sich auch von den beiden anderen Pöffen, welche von einem ähn-

lichen Geschmacke sind, sagen, nämlich: die Gräfin von Hohenhausen (*la comtesse d'Escarbagnac*) — und — die Heirath wider Willen (*le mariage forcé*). In dem letzteren Stücke sind die beiden Pedanten nicht übel modernisirt.

IV Band. *Wer zuletzt lacht, lacht am besten* (*L'école des femmes*). Dieses vorrefliche Lustspiel, ein von Molières besten Dramen, hat Hr. Z. nicht nur nicht in Alexandrinern, nicht einmal in Jamben, sondern in Prosa wiedergegeben, und überdies sich erlaubt, die fünf Acte des Originals in drey zusammenzuziehen, wodurch denn, wie schon durch sich selbst klar ist, nichts weiter als das Allgemeine der Composition und die hervorstechendsten Züge übrig geblieben sind. Diese Verkürzung hielt er für nöthig, weil es dem Stücke an Handlung gebreche, und es an Monologen und Reden einen Überflus besitzt, so daß es, in seiner ganzen Länge übertragen, auf der deutschen Bühne kein Glück machen würde. Allein wenn auch der herrschende Geschmack des Publicums verlangt, daß im gewöhnlichen Sinne des Wortes immer etwas vorgehe: so muß man diesem einseitigen Verlangen nicht unbedingt willfahren, und dann hat auch Molière selbst, in seiner *Critique de l'école des femmes* auf befriedigendste den scheinbaren Vorwurf widerlegt, daß dieses Lustspiel zu leer an Handlungen sey. Sehr richtig sagt er unter anderen: *On y voit beaucoup d'actions qui se passent sur la scène et les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet; d'autant qu'ils sont tous faits immédiatement ces récits à la personne intéressée, qui par là entre à tous coups dans une confusion à retenir les spectateurs et prend à chaque nouvelle toutes les mesures qu'il peut pour se parer du malheur qu'il craint. — La beauté du sujet consiste dans cette considération perpétuelle, et ce qui est bien plaisant c'est qu'un homme qui a de l'esprit et qui est averti de tout par une innocente, qui est sa maîtresse, et par un étourdi, qui est son rival, ne puisse avec cela épier ce qui lui arrive.* — Auch einen sehr drülligen Zug hat der Verkürzer ohne Noth weggelassen, nämlich folgenden:

*Je fais un payson, qu'on appelloit grand Pierre
Qui n'ayant pour tout bien qu'un seul quartier de terre,
Y fit à l'entour faire un fossé bourbeux
Et Monsieur de Fâle en prit le nom pompeux.*

Peter Rothbart (*George Dandin ou le mari confondu*). Aus dem lustigen Schwanke des Boccaccio (*Giornata VII. Novella 4*), worin dieses Stück schließt, hat Hr. Z., weil er diesen Schluß für sehr unannehmlich hält, und überzeugt ist, daß das Schicksal des armen, schmachthaltig hintergangenen und verhöhrten Zhemannes allendalls in einer lustigen Hauptstadt wohl Lachen erregen könne, aber in den meisten Städten Deutschlands in der That nur Bedauern und Unwillen erwecken müsse, eine ganz ernsthaft endende Pöffe gemacht — ein Widerspruch, den nichts entschuldigen kann.

Der Kranke in der Einbildung (*le malade imaginaire*). Die Behandlung dieses Lustspiels ist gut und angemessen, und die Modernisirung der Arznei zweckmäßig. — Übrigens sind noch zwey Bände zu erwarten.

H. D. F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 A P R I L, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde*, auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt von K. Asm. Rudolphi, der Ph. und Arzneykunde Dr., Lehrer der Thierarzneyk., Director des veterinärarischen Instituts in Greifswald u. s. w. I Theil. 1804. 296 S. II Theil. 1805. 222 S. Register XIII. 8. (2 Thr. 8 gr.)

Wer mit den umfassenden Kenntnissen, mit der Kunst zu sehen, mit der Vorbereitung, und mit der Unparteylichkeit Rudolphi's reiset, ist vor allen verpflichtet, seine gesammelten Schätze unter das Publicum zu vertheilen. Von allen genannten Eigenschaften ist vorliegendes Werk ein erfreuliches Muster, das man jedem Reisenden für ein bestimmtes Fach vorhalten möchte. Man würde sich nicht verreden, wenn man es als eine Geschichte des gegenwärtigen Standes der Thierarzneykunde, der Thierfystematik, der Thieranatomie, der Botanik und zum Theil auch der medicinischen Anstalten charakterisirte. Nirgends hat Rec. die Mühseligkeit eines gelehrten Hausens im Zusammenscharren und Austrocknen der Naturgaben lustiger, obgleich absichtslos, dargestellt gefunden, als in dieser Reise. In Paris liegen aus allen Erdtheilen, und vielleicht selbst aus dem Monde, wenn man bey den Abdrücken fremder Producte, wie es doch wohl am natürlichsten geschehen kann, zu ihm seine Zuflucht, wie bey den so kunstreich erklärten Selenolithen, nehmen will, bald gegen 100000 Pflanzen, die nach und nach sich getauft zeigen werden, ehe wir uns an einer klimatischen Geschichte von ihren Physiognomien, von ihren Sitten, von ihrer Herrschaft über die Thiere und Menschen, nicht etwa bloß über die Nahrung, sondern bey den ersten, vorzüglich Vögeln und Schmetterlingen, und letzten auch über die Kleidung, den Schmuck, mithin über die Mode, und also Gesundheit, Sittlichkeit und Staatsverhältnisse, werden erholen dürfen. Solche Ansichten der scheinbaren Kleinigkeiten der Natur sind noch nicht einmal als Bedürfnis, Rec. will nicht sagen für die Wissenschaft, sondern nur für die Curiosität gefühlt worden. Hoffentlich wird Humboldt dieses Werk beginnen. Indessen vernimmt man doch gern, daß bey den Franzosen allmählich das Familiensystem ihres Jussieu allgemein wird, wodurch sich wenigstens der Geist zu durchgreifenderen Naturansichten vorbereitet, was

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

jetzt vorzüglich Noth thut, wenn auch gleich die Systematik darunter einstweilen leiden sollte. Denn die Gattungspalterey gehört nur in die Stunden der Langeweile, für die sie die edelste Ausfüllung ist. Im Thierreiche wird dagegen mehr gethan, und, konnte uns Rudolphi gleichwohl keine physiologischen Ahren mitbringen, so erfahren wir doch, daß daran gesäet wird; und da es auf einen felsigten Boden fällt, haben wir die gegründestte Hoffnung, daß es der Wind nehmen und im gepflügten Grunde werde liegen lassen. Rousseau, Cuviers Professor, ist ein thätiger und geschickter Mann, und wird uns noch manches unbekannte Thier zergliedern, zu dem wir die Bedeutung finden können. Diese Richtung der Anatomie wird kräftig secundirt durch die Arbeiten der trefflichen Thierarzneyschulen zu Berlin, Hannover, Alfort, Wien, und endlich durch die vielen pathologischen Sammlungen, aus denen Hr. R. manches physiologisch-interessante beschrieben. Alles ist mit Bestimmtheit aufgefaßt; Ausschweifungen auf Gegenstände, die nicht zum Wesen des Werks gehören, wie Beschreibungen der Gegenden, der Theater, Vergnügungen, Reflexionen über das Treiben der Völker und dergleichen Alltäglichkeiten, eckeln da den naturhistorischen und medicinischen Leser nicht an, der nicht gewohnt ist, die guten Brocken aus dem See belletristischer Bemerkungen herauszuangeln.

Das Werk ist in zwey Theile geschieden, und jeder wieder in einige Briefe gesondert, die aber nicht diese Formel haben. Jeder ist sehr lang, und giebt ununterbrochen alles Merkwürdige eines oder auch mehrerer Örter. Der erste ist über Berlin von S. 1—56, wo sich der Vf. 6 Monate aufhielt, und vorzüglich in der Thierarzneyschule beschäftigte, welche er daher vollständig kennen lernte, und sie auf eine Art würdigte, die ihm und ihr zur Ehre gereicht. Größtentheils sind es Pferde, die da behandelt werden, doch fehlt es auch nicht an Hunden. Von den ersten wird jede Krankheit physiologisch benutzt, und sogar manches gesunde Thier gekauft, um Versuche damit anzustellen. Rindvieh wurde vieles von der Lungenfäule durch Haarfeil und dephlogistisirte Salzsäure vom Prof. Sick geheilt. Versuche, die über die Ansteckung dieser Krankheit gemacht, und hier beschrieben werden, scheinen nicht für die Ansteckung zu sprechen, doch ist es, ungeachtet des Kostenaufwandes, nicht entschieden. Über die Krankheiten der Pferde sind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Der Rotz ist da bequem zu studiren wegen der Menge dieser Pferde. Er sah ein von einem wüthenden Hunde gebissenes und auch wüthend gewordenes Pferd sterben, das bis zum

Tode geöffnet. Ungeachtet die Anstalt vortrefflich ist, so hat das Publicum doch mehr Zutrauen zu Schäfern oder Scharfrichtern, was indeffen nicht aufser der Ordnung ist. Bey den vielen Sectionen, die da vorgehen, fand Hr. R. manche interessante Würmer, worüber er sehr thätig arbeitet. Beym Maulesel (dazu soll doch wohl der Esel Vater seyn?) fand er auch 6 Lendenwirbel wie bey dem Pferde, welches aber eine Ausnahme ist. Zirbelsand ist ihm noch in keinem Thiere vorgekommen. Nebst der kurzen Beschreibung des Cabinets giebt er noch manche einfichtsvolle Verbesserung der Thierarzneysschule an, besonders in Hinsicht des fehlerhaften Wechsels des Directorats, der gemeinen Behandlung der Fahnnenschmiede, des unvortheilhaften Verhältnisses der Schüler zum Lehrschmied, und dieses zum Institute, dem die Schmiede gehört, für die daher jener weniger Interesse hat. Nun werden noch, nicht ohne Ehre für Berlin, viele naturhistorische Sammlungen angeführt, wie denn auch das Taubstummeninstitut eine Zierde dieser Stadt ist.

Der zweyte Brief handelt von Helmstädt, Braunschweig, Hannover und Bremen. Von Beireis wird manch Sonderbares aber auch viel Interessantes erzählt; nur schade, daß es mit zu wenig Schonung der Gastfreundschaft, die Beireis heiliger als alle anderen Gelehrte ehrt, und des wirklich großen Werths, den derselbe besitzt, geschehen ist. Wo ist der Gelehrte, der mehrere Tage hindurch vom frühen Morgen ununterbrochen bis gegen Mitternacht einem wißbegierigen Reisenden mit der höchsten Unverdroßtheit jedes einzelne Stück aus seinen während einer halben Lebenszeit mit großen, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen abgenöthigten Kosten, aufgehäuften Sammlungen hervorruft, es erklärt, mit andern vergleicht u. s. w., wie es Beireis jedem, der ihn nicht offenbar zu versuchen kommt, thut, und wie er es Hn. R. und dem Rec. gethan hat? Diese beyspiellose Gefälligkeit muß geachtet werden, und die umfassende Kenntniß, die er von der zahllosen Menge nicht spielender, sondern wahrhaft unterrichtender Seltenheiten, inne hat, verlangt eine Bewunderung, die alles übersehen muß, was er an den Gegenständen exaggerirt. Und hat denn Beireis unrecht, wenn er zu verstehen giebt, daß er kein gemeiner Mensch ist? Hat er sich in den Geruch einer geheimen Kunst gesetzt, oder die Menschen, welche ihn aberwitzig umgaben? Wenn diese seinen Reichthum aus seiner Sparfamekeit und seiner ausgebreiteten Praxis nicht erklären konnten, und daher Narren genug waren, zu glauben, er sey ein Goldmacher, warum sollte er denn den aufgeweihten Blinden den Staar stechen? Er ließ sie bey dem Glauben, die doch nicht wären zur Erkenntniß gelangt, und hatte seinen Spas mit ihnen. Indessen wurde das Geschrey immer lauter, er mußte erkennen, daß der größte Theil sogar derer, die gelehrt seyn wollen, unklug sey, und nun behandelte er sie darnach; so wurden seine unsichtbaren Präparate geboren, und der ceylonische Kiesel zum L. L. L. umgeschaffen. Wie kann aber dieser Spas

das Vortreffliche aufwiegen, das er besitzt, um so mehr, da er mit einem seltenen Patriotismus gerade das am eifrigsten mit zusamemensuchte, was der deutschen Kunst und Wissenschaft Ehre bringt! Zur ewigen Schande Magdeburgs sieht man hier Guericke's Luftpumpe, Elektrisirmaschine und Halbkugeln als deutsche Erfindungen vindicirt, deren beide ersten von den Engländern so gut als weggenommen sind. Wo kann man Achtung für die deutsche Malerkunst, die auf eigenem Boden ohne Muster entsprossen, bekommen, wenn es nicht bey Beireis ist? Auch lobt Hr. R. nicht mit Unrecht seine Münzsammlung, und die Lieberkühnschen Präparate. Möchten doch mehrere Gelehrte so wie Beireis für Deutschland sorgen, und möchten sie nicht, wie dieser, vom wundergläubigen Pöbel gezwungen werden, sich in sich zurückzuziehen, wie ganz anders würde es um uns aussehen!

In Braunschweig zeichnet sich nebst den bekannten Gelehrten das herzogliche Museum und vorzüglich die Insectensammlung des Grafen von Hofmanns-egg und Hellwig aus, welche zu dem wahrhaft universalen Zwecke, das lebendige Insectensystem, an dem sich die Systematik immer berichtigen kann, zu werden, bestimmt ist. (S. Illigers Beyträge zur Insectenkunde. Der junge Lichtenstein hat nun auch seine aus Afrika mitgebrachten Insecten mit dieser großen Sammlung vereinigt; möchten doch alle Insectenbesitzer so ihr Privatgut, das doch der Wissenschaft nur wenig nützen kann, zu einem solchen allgemeinen machen!)

Die Präparatensammlung Haemann's, Directors der Thierarzneysschule zu Hannover, ist, wie sie es verdient, als sehr instructiv beschrieben. Hr. R. sah da (nach ihm Rec.) ein Hymen an einem Pferdefüllen, wodurch wieder ein hochgepriesener Unterschied des Menschen von den Thieren wegfällt; auch kommt, physiologisch angesehen, dieses Organ ganz natürlich allen Säugethieren zu, da die Vagina ursprünglich, wie alle Mündungen des Leibes, geschlossen ist, und sich diese Schließung bey einem Thier nur mehr öffnet als bey dem andern. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß das Chorion des dreyzehigen Faulkhiers Cotyledonen habe, wodurch also dieses Thier hierin mit den Wiederkäuern in Verwandtschaft tritt. Daß diese Thiere Einer Provinz angehören, hält sich Rec. überzeugt, so unwahr es scheinen mag. Es ist merkwürdig, daß auch Hr. R. die berühmte Schlange in Lampe's jetzt Gravenhorst's, zu Göttingen, Cabinet, welche Schneider als eine *anguis bipes* charakterisirte, für eine solche genommen, da bey dem ersten Blicke diese Füße als die etwas ausgezackte Nabelschnur erkennbar sind. Nichts ist Hn. R. so sehr aufgefallen, als das freundschaftliche Verhältniß der in Hannover wohnenden Ärzte unter einander, wovon auch Rec. Zeuge seyn kann. Mit der Auswahl der Gelehrten, welche sich in Bremen findet, als Olbers, Treviranus, Albers, Mertens, Roth und Vegesack, wird dieser Brief geschlossen.

Dritter Brief. Reife durch Holland. In Gröningen und Amsterdam werden die Sammlungen, botanische Gar-

ten, Hospitäler besucht, und die beiden letzteren in schlechtem Zustande gefunden. Wer sollte wohl die dem Aufkommen der Naturkunde so gnztige Einrichtung nicht bewundern, dafs in Amsterdm die Besitzer der Naturaliencabinette dieselben versteuern müssen, und zwar nach einem Anschlage, um den sie sich gefallen lassen müssen, dafs Jeinand selbige ihnen abkauft! — In Harlem steht das reiche Naturalien-cabinet der holländischen Maatschappij unbenutzt, dagegen nicht so das Teylersche Museum. In der Gegend haben die Blumisten grofse Felder angefet; Eine Tulpe kostet noch wohl 150 fl. Leyden ist voll gelehrter Anstalten, bey denen Brugman's die wichtigste Rolle hat. Sein pathologisches Cabinet, der botanische Garten, die anatomische Sammlung, das Tollhaus, Hospital sind ausführlich beschrieben und gerühmt. Campers Sammlung hat er leider nicht gesehen, weil ihn böse (wie er nachher erfahren,) Leute abriethen, den Sohn in Klein-Lankum zu besuchen. In dem Haag ist Riemers Präparaten-Sammlung merkwürdig, und das von Brugmans organisirte *Bureau de santé*, vorzüglich in Kriegszeiten wohlthätig für die Truppen, nachahmungswerth.

Vierter Brief. Paris. Die Cabinette des Pflanzengartens sind mit Recht das Erste, was der Naturforscher besucht, und in diesen *Cuvier*, mit dem aber die Deutschen eben nicht viel Grund haben, zufrieden zu seyn. Obschon er selbst ein geborner Mmpelgardter, also ein Württemberger ist, obschon er alle seine Kenntnisse in Deutschland eingefogen: so bildet er sich doch ein, es sey jetzt eine Schande, noch an die Deutslichkeit zu gedenken, und so schämt er sich auch wirklich, mit Deutschen, die ihn doch, wie alles Fremde, vergttelt haben, deutsch zu reden. *C'est ne qu'accidentel*, antwortete er Hr. R.; als dieser ihn auf die Wichtigkeit der Pathologie für die Physiologie aufmerksam machen wollte. Aus diesen fnftehalb Worten sieht jeder Deutsche, was von ihrem französischen Bruder für die Physiologie zu erwarten ist, und dafs diejenigen es nicht bereuen dürfen, die in ihm nichts Physiologisches finden konnten, und es offenherzig bekannt machten. Nur durch solche Freymüthigkeit werden wir verhindern, dafs die jetzt werdenden Zootomen keine Schneider werden. Welcher Zufall es doch seyn mag, dafs die Schweinsmifsgeburten gewöhnlich einen Elephantenrffel haben, dafs den sogenannten menschlichen Wolfsrachen immer bestimmt der Knochentheil fehlt, den man bey Thieren (und Menschen) Intermaxillarknochen nennt, dafs Syphilis den Mund, Onanie das Rückenmark, die verschwindende Parotitis die Hoden ergreife! Wäre hier der Ort, die durchgreifende Harmonie auch in den gröfsten Zerrutungen des thierischen Leibes zu beweisen: so würden die Franzosen staunen, wieviel sie noch nicht haben den Rhein passiren lassen. Mchten doch die Deutschen einmal fühlen, dafs sie in Frankreich Contrebande sind, von der jeder todtgemacht wird, der nicht ledern genug ist, um tägliche Sottisen jahrelang, und endlich nach dieser Abreibung auch wohl die Aufbrennung des adklimatisirten, eleganten, undeut-

schen Gepräges ertragen zu können! Die Folgen des Wallfahrtens nach Paris offenbaren sich schon sehr deutlich; wir haben zwar viel mehrere, welche die Zootomie ergriffen hat, als in vorigen Zeiten; wie Hollundermark hat sie Paris angezogen, sie liefsen sich da ihren geistigen Funken ausladen, damit sie ihn wieder los wurden, und so bleibt ihnen jetzt natürlich nichts übrig, als Collecteurs oder Schneider nach pariser Defseins zu werden. *Quel miracle!* wenn einer an einem alten bekannten Thierlein ein Härchen gefunden, das Linné übersehen, und aus dem ernun eine neue Gattung oder gar Familie aufs Tapet bringt! Diefs sichert schon den Ruhm auf Lebenslang. Denn wenn auch gleich der Entdecker es dahin zu bringen wufste, dafs das alte neue Ding seinen Eigennamen mit einem *ia* erhält, so geht diese Ehrengattung doch gewöhnlich mit dem Tode ein. Hat aber einer gar ein Thier aufgeschnitten, und etwas gefunden, das er nicht kennt, da ist des Triumphirens kein Ende. Magazine, Journale, Intelligenzblätter, und ihre Echo stofsen in die Posaune, um die lange von solchen Leckerbissen Leergebliebenen zu fllen — sind sie aber md, und auch die schwachen Echo der Postzeitungen verhallt, so weifs kein Mensch, was es gewesen. Bringt aber ein Deutscher eine Idee über die Bedeutung eines Organs, so gafft man dieses *Hors d'oeuvre* an, zieht den Mund in ein fremdes Lachen, und die Magazine können keine Lippe in die Posaune falten. So weit hat uns schon Paris gebracht! *Cuvier* präparirt selbst wenig, was für einen Lehrer kein Fehler ist; dafür ist Rousseau ein sehr geschickter und tauglicher Arbeiter; die meisten Insecten und Würmer, auch eine *sceletirte* Ibismumie sind von ihm; übrigens sagt er bey jedem Theile, C. glaube, es sey dieses oder jenes. Soviel mufs ein Professor seyn, und mehr nicht, weil er sonst zu wenig ist. — Das zootomische Cabinet im Pflanzengarten wird weitläufig beschrieben. Bey der doch ausführlichen Angabe dessen, was da ist, hätte auch wohl hic und da hey merkwürdigen Thieren, besonders bey den wirbellosen, etwas von dem Wie und Was der inneren Theile gesagt werden können. — Die Wachsprparate zu Poli's Anatomie der Mollusken verdienen vorzüglich bemerkt zu werden. Sie kamen von Neapel nach Paris, man weifs nicht wie. Es sind 24 Kästchen, von denen nur 16 auf dem 28 Tafeln des ersten Bandes abgebildet seyn; die anderen 8, meynt R., müssen vor dem Stiche geraubt worden seyn, aber es sind ja 39 Tafeln von Poli's Werk erschienen, und es fehlen nur die von ihm versprochenen Monovalven. — Ob diese in den 8 Kästchen sind, hat Hr. R. nicht angegeben. Dafs die Würmer rothes Blut haben, ist allerdings nicht von *Cuvier*, sondern schon von Swammerdam und mehreren entdeckt, aber *Cuvier* dehnt es ja nicht auch auf die Mollusken aus. Der Reichthum des Naturalien-cabinets ist bekannt. Sugthiere und Vögel sind nach Lacpde geordnet — warum? hat Hr. R. nicht gesagt, auch mag's Rec. nicht sagen.

Geoffroy ist ein trefflicher Mann; Lamarcks Kniffe werden immer bekaunter. Von Mollusken weifs

er wenig; in diesen soll ihm Richard, in den Insecten Latreille geholfen haben; man sagt ihm sogar nach, er besitze die Kunst, in der Tasche zu schreiben, wenn er sich in einem wohleingerichteten Cabinet unter Aufsehern befindet. (Dessen ungeachtet hat er doch ein System der Mollusken geschrieben, in dem er die barbarischsten Namen erfunden, und die sogar schon allgemein nachgeahmt werden. Denkt einmal, man will jetzt statt des Thieres von Murex, *Muriciarius*, von Venus, *Venusarius*, von Conus, *Conarius*, dann *Stigaretarius*, (warum nicht *Secretarius*?), *Ostracarius*, *Terebratularius* — ohe jam satis! sagen. Möge uns ein guter Genius vor dieser Sprache bewahren!) L. C. Richard, Prof. à l'Ecole de Med., hat das größte Conchylien-Cabinet in Paris, ist für die Botanik sehr thätig, hat mehrere Werke in der Arbeit, wozu er große Schätze aus Amerika erhalten. Sollte es gewiß seyn, daß in Amerika die *Umbellata* fehlen?

Le Vaillant, Ventenat, Poiteau, Bose, dessen *Tentacularia* aus *Coepphaena hippuris* ein vierrüsseliger Kratzer sey, der Garten von Cels, sind als vortrefflich geschildert. Thuillier handelt wohlfeil mit Pflanzen, man hat sich aber in Acht zu nehmen, weil er viele neue Namen aus bekannten Arten macht. Unter den vielen Wachspräparaten der *Ecole de Médecine*, von Bertrand Rival verfertigt, sind nur die pathologischen von Werth. Über Hospitäler ist wenig gesagt. Bekanntlich sind alle schlecht, außer der Irrenanstalt unter Pinel. Rührend ist das Findelhaus (*Hospice de la Maternité*) geschildert. Auch das Taubstummeninstitut ist berührt und die Bäder. Hr. R. hat mit wenig Worten den Charakter der französischen Literatur und Medicin trefflich dargelegt; was er in diesem Theile hin und wieder über Eingeweidwürmer geäußert hat, läßt ein herrliches Werk von ihm erwarten.

Der zweyte Theil fängt mit dem fünften Brief an. Er enthält die Vieh- besonders die Schaf-Zucht in der großen, ehemals königlichen Meierey zu Rambouillet. Die Thierarzneyschule zu Alfort, zwey Stunden von Paris, wurde von den meisten Reisenden übersehen, und nun erfahren wir, daß sie zu den ersten Anstalten dieser Art gehört. Es sind eine Menge Lehrer daselbst angestellt, worunter sich besonders Girard in der feineren Anatomie auszeichnet, von welchem unter vielen Entdeckungen, die er mit anderen gemein hat, auch ein Ganglion in der Paukenhöhle des Pferdes genannt zu werden verdient. Man glaubt da-

selbst weder an die Ansteckbarkeit des Rotzes, noch der Räude, und Chaumontel unternimmt wirklich die Kar des Rotzes durch Haarfeile. Der Schütter waren nicht weniger als 140, die drey Jahre bleiben müssen; die Ordnung des Unterrichts und die Zahl der Gegenstände ist musterhaft: das Cabinet aber hat nicht seines Gleichen, und wird hier beynahe ganz aufgezählt und mit interessanten Bemerkungen begleitet, da Hr. R. durch die Liberalität der Aufseher den freyesten Gebrauch davon machen konnte. Nachahmungswerth sind statt der runden Gläser die Glaskasten, in denen die größeren Präparate in Weingeist liegen, wodurch sie können genauer gesehen werden. Für die Eingeweidwürmer fand Hr. R. eine besonders gute Arndte, wodurch er manchen Irrthum von Chabert widerlegen konnte. Der eigentliche Ruhm dieser Sammlung aber besteht in den Thieren, deren sämtliche Muskeln, Blutgefäße und Nerven zugleich präparirt sind, den corrodirtten Injectionen von Flaudrin, und in den vielen pathologischen Präparaten.

Sechster Brief. Reise durch das südliche Frankreich und die Schweiz. Von Lyon konnte nicht viel gesagt werden, da noch alles im Entstehen war, sowohl die Thierarzneyschule als die Sammlungen; doch ist alles getreu geschildert. Eben so das ehrwürdige Monument der Medicin-Montpellier. Anatomie und Botanik werden noch am stärksten betrieben. Es sind drey Prosectoren da, und nebst diesen lesen noch Lordat und J. Roubieu privatim Anatomie. Der letzte hat Pflanzeneinspritzungen mit Quecksilber versucht, und die Methode Hn. R. mitgetheilt, die er aber nicht bekannt machen durfte. Hr. R. sah zwar solche mit Quecksilber angefüllte Pflanzen, glaubt aber doch nicht an eine wahre Einspritzung, sondern, wie es scheint, nur an Einsaugung; auch läßt es sich aus der Stelle vermuthen, daß *Ruhieu's* Präparate nur Einsiltrirungen seyen. Aber *Osfander* hat den Stengel und das Blatt der *Nymphaea lutea* wirklich durch *Einspritzung*, im wahren Sinne des Wortes, angefüllt, welche Präparate Rec. selbst gesehen hat.

Die Reise geht von da nach Marseille, Grenoble zu Villars; eine Alpenreise mit ihm giebt viele Ausbeute: von da über Chambéry nach Aix, wo die Bäder beschriebe werden, und endlich nach Genf, Bern und Burgdorf, wo das treffliche Institut des edeln Pestalozzi mit vielem Enthusiasmus geschildert wird.

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Dresden, b. Arnold: *Spielschule zu Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder. Mit 1 Kupfertafel.* 1806. 64 S. 8. (8 Gr.) „Die Ausbildung der Sinne bey Kindern ist sowohl ein Theil der körperlichen Erziehung, als auch der erste Anfang des Unterrichts. Aller gute Fortgang des folgenden Unterrichts beruht auf dem recht Sehen und recht Hören der Kinder, auf einer Genauigkeit und gewissen Stetigkeit bey Wahrnehmung eines Gegenstandes, mit einem Worte, auf einem Beobachtungseiste, welcher in der kindlichen Seele entwickelt und festgehalten werden muß. Das Gegentheil ist Leichtsinns und Faeley.“ Diefem Leichtsinns und dieser Faeley gleich in ihrem Aufkeimen

entgegen zu arbeiten, ist ein Hauptgeschäft der Erziehung, zu welchem in dieser kleinen Schrift einige Anleitung gegeben werden soll. Sie ist mit einem sicheren Blick auf den Stufengang vom Leichterem zum Schwerern entworfen, und enthält lauter Übungen, die Kindern nicht unangenehm seyn können. Dem zweyten Kapitel, welches die Übung des Gehörs begreift, hätten wir etwas mehr Inhalt gewünscht; vielleicht wäre es auch nicht unzweckmäßig gewesen, die Bildung des Gehörs selbst bis zu einem höheren Grade der Vollkommenheit fortzusetzen. Das Büchelchen verdient vielen Altern und Erziehern in die Hände zu kommen.

Vn M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 A P R I L, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhh.: *Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt von K. Asm. Rudolphi etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Siebenter Brief. Wien und Prag. Einen grossen Theil dieses Briefes nimmt eine Widerlegung von Galls Hypothese ein. Dieser Aufsatz verdiente wohl als eine eigene Abhandlung ausgezeichnet zu werden, da sie in ihrer Art zu den ersten Schriften gehört, die über diesen Gegenstand erschienen sind; man muss sich daher um so mehr wundern, dass, wenn wir diese A. L. Z. 1806 n. 71 ausnehmen, sonst nirgends bey den ausführlichen Anzeigen, in welcher jede erbärmliche Broschüre, die der Schlaf erschaffen, gewürdigt worden, dieses Aufsatzes gedacht wurde. Hr. R. bemüht sich besonders, gegen Gall zu zeigen, dass das Hirn nur Ein Organ, und nicht ein Aggregat vieler Organe sey. Bey allem Scharfsinn seiner Gründe, und so sehr Rec. gegen das die Wissenschaft entehrende Treiben Galls eingenommen ist, kann er doch nicht anders als von der Meynung des letzten überzeugt seyn, nicht bloss, weil im Hirn alle Organe des Organismus sich wiederholen müssen, sondern, um den Standpunkt nicht zu verrücken, weil wirklich eine Menge Theile in ihm vorkommen, die wahrlich in Structur, Form, Substanz etc. mehr Verschiedenheit zeigen, als niederere Organe, in welchen doch verschiedene Functionen sich offenbaren. Hr. R. führt selbst das Herz und die Verdauungswerkzeuge an, die eben solche Verschiedenheiten wie das Hirn haben, und dennoch nur Eine Function ausüben sollen, wobey Rec. nur zu bedenken giebt, dass das linke Herz wenig vom rechten verschieden zu seyn scheint, und doch eine wirklich entgegengesetzte Function hat. Eben so hat nicht der Magen eine ganz andere Function als der Dünndarm, und dieser wieder als der Dickdarm? Und dennoch sind diese nicht so verschieden als manche Theile des Hirns. Auch hat allerdings jeder Sinn sein eigenes Bewusstseyn. Ohne Zweifel ist das Thier nur dadurch vom Menschen verschieden, dass es eben nur Ein Sinn ist; ihm hat aber noch niemand das Bewusstseyn abgesprochen — so ist der Mensch aller Thiere, aller Sinne Bewusstseyn. Wichtiger sind die Gründe gegen die lächerliche Behauptung, dass das Hirn den Schädel bilde, gerade als wenn man sagte, das Mark forme den Knochen; indessen ist Correspondenz da: — kräftig ist aber gerügt das blinde Auftappen der Organe für gewisse Fähigkeiten. Der Werth der vergleichenden Anatomie zur Auffindung dieser Organe ist aber doch zuviel zurückgesetzt, jedoch dann nicht, wann man sie in Gall misshandelt. Nun wird jeder Gallische Sinn einzeln durchgegangen und beurtheilt; gegen den sogenannten Lebenssinn in der Decussation des verlängerten Marks ist etwas zu kühn gesprochen, den Lebenserhaltungssinn hat aber G. Jacobi schon vor mehreren Jahren in seiner *Iris* am treffendsten gewürdigt. Das kleine Hirn hat doch mehr Bedeutung, als Hr. Rud. will gelten lassen; den übrigen Sinnen aber ist meisterhaft ihre Stelle angewiesen.

Hierauf geht der Vf. zum Irrenhaus unter der trefflichen Aufsicht von Nord, zur Präparatensammlung des Klinikums, der josephinischen Akademie und der Anatomie, zu dem Naturaliencabinet der Universität, in den botanischen Garten unter den beiden Jaquin, in den Garten für die österreichischen Pflanzen, in den zu Schönbrunn. Von allen diesen Orten wird das Interessanteste aufgezeichnet; aber zu leugnen ist es nicht, dass es nicht mit dem Fleisse, wie zu Paris, geschehen ist. Die Menagerie zu Schönbrunn ist reicher als die zu Paris, eben so das kaiserliche Naturaliencabinet, wenn man die vergleichende Anatomie ausnimmt. Die Thierarzney-schule hat zwar seit Wolfsteins Zeiten abgenommen, ist aber doch noch ansehnlich. Den Beschluss macht Prag, worin sich der botanische und Canallische Garten, das Krankenhaus und das Kloster der Elisabetherinnen vorthellhaft auszeichnen.

Dieses ist das Verzeichniss des Inhaltes dieses höchst interessanten, reichen, und mit der geistvollsten Wahl verfassten Werkes, dem noch ein ausführliches Register beygegeben ist. Eigene Worte zum Lobe desselben, möchten Manche an die Meynung erinnern, als wähne Rec., es bedürfe noch desselben, in welchen Verdacht er sich doch nicht bringen möchte. — Reinheit des Papiers, Correctheit des Druckes und Schönheit der Schriften empfehlen sich von Seiten des Verlags.

O.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur vergleichenden Anatomie, Thierarzneykunde und Naturgeschichte* gesammelt in Berlin von *Jens Weibel Neergard*, D. Md. Lector der Thierarzneykunde u. s. w. Mit zwey Kupfern. 1807. XIV und 152 S. (18 Gr.)

So unverkennbar der Fleiss ist, welchen der Vf. N

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

dem allen wird nun zwar noch nicht klar, zu welcher Art diese Kröte gehöre; doch möchte Rec. sie eher mit dem *Bufo calamita*, als mit dem *Bufo fuscus* zusammenbringen. — Das Citat aus der 13 Ausgabe des Linnéischen Natursystems hätte der Herausgeber dieses Hefes entweder ganz weglassen oder doch berichtigen sollen, denn so wie es da steht könnte es nur Verwirrung veranlassen. Sollte man sich es wohl denken können, daß dort dieser *Bufo fuscus* nur als eine Varietät der *Rana bombina* (Röfels Feuerkröte Tab. XXII) angeführt wird? Es gehört nicht hieher, die

Thiere aufzuführen, die Gmelin, in seiner Ausg. des Linnéischen Natursystems, als Varietäten der *Rana bombina* aufgestellt hat. Die Verwirrung und die Mißgriffe, die sich fast auf jeder Seite der Gmelin'schen Ausg. offenbaren, herrschen auch hier. Warum endlich diesem Hefte schon die Abbildung der blattrichten Landkröte mit rothen Augen (*Bufo vulgaris* *Rana Bufo* Linn.) auf der zwanzigsten Tafel beygefügt ist, weiß Rec. nicht, da die Naturgeschichte derselben erst im folgenden Hefte geliefert werden soll.

M. F.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜRZE. Erfurt, b. Knick: *Das Weib hinter dem Throne, oder Leben und Rünke der Kaiserinnen Roms. Ein historischer Beytrag zur Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Erster Th.* 1805. 409 S. 8. (1 Thlr.) Man erwarte hier nichts mehr und nichts weniger, als eine ziemlich flüchtige Umarbeitung von de Servies Lebensbeschreibungen der Gemahlinnen der ersten zwölf römischen Kaiser, wovon 1724 zu Augsburg eine Übersetzung in drey Octav.-Bänden erschienen ist. Um zu zeigen, wie grob der Betrug, und wie unbedeutend das Verdienst des Umarbeiters ist, wollen wir den Anfang der alten Übersetzung und der neuen Bearbeitung neben einander stellen.

Die Augsburger Übersetzung.

So lange die römische Republique sich bey ihrer Freyheit erhielt, konnte sich das römische Frauenzimmer durch nichts anders, als ihre Schönheit, Verstand, Tugend und Muth hervorathun. Dann weilte von allen Ehrenstellen ausgeschlossen war, so mußte es sich nur durch seine eigene Person und Verdienste berühmt machen.

So erwarbe sich Lucretia einen großen Namen durch ihre Keuschheit, da sie mit Verlust ihres Lebens ihrem Gemahl eine ausnehmende Probe derselben gab; und damit, daß sie sich an dem boshaften jungen Tarquinio rächte, gab sie dem Frauenzimmer ein herrliches Exempel ehelicher Treue, welches aber von wenigen nachgemacht worden. Clelia und ihre Gespielinnen u. f. w.

So geht es noch eine Seite lang fort, dann überspringt der Vf. 48 S. und fängt S. 51 wieder an, wo er es S. 2 gelassen hatte. Auch die Anmerkungen sind zum Theil mitgenommen worden. Mit einem Worte, es ist Alles geschähen, um mit der leichtesten Mühe von der Welt ein gutes Abschreiberlohn zu verdienen.

Posen und Leipzig, b. Kühn: Ludmilla, das schöne Hüsken - Mädchen. Romanische Darstellung aus der Wirklichkeit der Vorzeit, von Karl Stein, Verfasser von: Amöna, die Braut eines Verbrechers. 1805. 2 Thle. von 203 und 221 S. 8. (2 Thlr.) Zu einer romanischen Darstellung, wie man nämlich diesen Ausdruck verstehen sollte, scheint der Vf. wenig Anlage zu haben. Seine Darstellung ist nur romanhaft, und aus seiner Wirklichkeit hat er nichts weiter geschaffen, als einen ziemlich gewöhnlichen Roman. Denn trotz des großen Vorwurfs von mühsam herbeygebrachten Worten und Bildern, sieht es doch sehr häufig am schicklichen Ausdruck, am schicklichen Bilde, um den Leser auch nur ein wenig anzukoren. Wie kalt,

Die Erfurter Bearbeitung.

So lange sich Rom in seiner Freyheit erhielt, zeichneten sich die römischen Frauen durch nichts von einander aus, als durch Schönheit und Geist, durch Tugend und Muth. Ausgeschlossen von allen Würden des Staates, konnten sie nur durch persönliches Verdienst Aufmerksamkeit erregen, und eine gewisse Celebrität erlangen.

Lucretia machte sich durch ihre Keuschheit berühmt, indem sie auf Kosten ihres Lebens ihren Gemahl von ihrer Unschuld überzeugete. In der Rache, die sie für das Verbrechen des jungen Tarquinio an sich selbst nahm, hinterließ sie den Frauen ein seltenes Beyspiel der ehelichen Treue, das wohl wenig Nachfolgerinnen finden möchte. Clelia und ihre Gefährtinnen u. f. w.

wie gleichgültig bleibt man nicht z. B. bey der Schilderung der schönen Ludmilla Th. I. S. 87? Und was ist es anders, als Armuth des Geistes, wenn man sich selbst in seinen Gleichnissen wiederholt, wie z. B. Th. I. S. 37 und S. 163, oder sich solche Nachbildungen erlaubt, wie Th. I. S. 164 wo Ruro sagt: „Freundschaft und Treue sind Engel des Himmels auf Erden, sie ebnen die rauhen Wege zu Rosenpfaden, und hauchen Odem der Seligkeit in des Kummers kalte trübe Nacht.“ Wer erinnert sich dabey nicht des in tausend Stamm- und anderen Büchern Gelesenen: Hoffnung gießt in Sturmnacht Morgenröthe? — Und wie sich auch die Begebenheiten in und durch einander werfen und kreuzen mögen, so vermißt man doch die eigentliche Kühnheit der Phantasie, die der Romantik große Seele ist. Der Ton des Vortrags muß noch gedämpfter und gemäßigter werden, wenn er Armuth erhalten soll. Indessen muß Rec. doch gestehen, daß ihm diese Ludmilla besser gefallen hat, als jene Amöna, die ihrer Schwester zur Empfehlung dienen soll. Die Überschriften der Kapitel sind Lückenbüßer, die aber zum neunten Kapitel des zweyten Buchs förmlicher Unsinn.

12037.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: Zoflora oder die gute Negerin von Picquenard. Erster Theil. 1801. 192 S. 8. Zweyter Theil. 1805. bey Rink. 203 S. (1 Rthlr. 8 gr.) b. Schnuphase 214 S. 8. (12 Gr.) Das Original dieses Romans ist bekannt, auch ist die Bearbeitung des ersten Theils schon anderwärts angezeigt worden. Beym zweyten Theile treten zwey Bearbeiter auf, wovon der Rink'sche treuer, und daher bisweilen etwas härter, der Schnuphase'sche freyer, und daher etwas gefälliger zu seyn scheint. Wir wollen, zur eigenen Ansicht des Publicums den Anfang beider Bearbeitungen einander gegen über stellen.

Schnuphase.

Indess hatte Zoflora's Schönheit in Bukman, der wieder von seinen Streifzügen heimgekehrt war, eine Leidenschaft angefaßt, die er nicht unbefriedigt in sich zu verschließen gedachte. Zoflora, redete er sie eines Abends in Theodors Gegenwart an, ich muß frey machen noch zwey Kamerad, umbring drey große Weis und Glück von mir ist gemacht. Dann ich flücht mich auf Spanisch. Theil von Insel hier in hoch Berg, dort kauf Plantag. Ich muß hab dich zu Frau, du dich nehmen Frau, du jung, schön, Tochter von gut Freund, alles herrlich, morgen wir wolle mach Hochzeit u. f. w.

Rink.

Bukman konnte seit der Rückkehr von seinen Streifereyen Zoflora's Schönheit nicht sehen, ohne eine Leidenschaft für sie zu fühlen, die er bald zu betriegen dachte. „Zoflora, sagte er eines Abends zu ihr, im Beyseyn Theodors, ich nur darf zwey Kamerad dinge, drey große Weis, ich flüchte dann mit Körper von mir in spanisch Theil der Insel hohe Berg, kauf ein Plantag. Ich vorgesetzt, Ich muß hab dich zu Frau, du dich nehmen Frau, du jung, schön, Tochter von Freund von mein Vater! ist nun alles gut, und morgen wir machen Hochzeit u. f. w.

Die weggelassenen Stellen sind nur für den, der auf die Vollständigkeit der Übersetzung einen Werth legt, ein Verlust. Fd.

N. S. U. S. A U F L A G E N.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der großen National-Mutterlogen zu

den drey Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschl. 2 verm. Aufl. 1804. XII u. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 APRIL, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) KARLSRUHE, b. Müller: *Gedichte von Wilhelmine Müller*, geb. Maisch. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1806. VI und 277 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
- 2) ST. GALLEN, b. Haber und C.: *Reime von Joh. Mich. Affsprung*. 1806. XVI und 216 S. 8. (1 Thlr.)
- 3) MÜNSTER, b. Waldeck: *Kalliope*. Eine Sammlung lyrischer und epigrammatischer Gedichte von Fr. Rasemann. 1806. XXXII und 287 S. 8. (1 Thlr.)

Alle drey Producte gehören in die Classe der versificirten Prosa, und würden unter dem Namen der Poesie gar nicht vorhanden seyn, wenn auf der einen Seite nicht die Vff. ihre Empfänglichkeit für Werke der Dichtkunst mit der Kraft zu dichten verwechselten, und auf der anderen viele Leser nicht daran Vergnügen fänden, ihre eigenen, gewöhnlichen Gedanken in Verse gebracht zu sehen, und in rhythmischem Wohlklange schöner wiederklingen zu hören. So lange beide Umstände zusammentreffen, wird auch eine solche Poesie für's Haus unverilgbar seyn.

In No. 1 kann, der Vorrede gemäß, die Verfasserin auf den Namen einer *Naturdichterin* Anspruch machen, nicht in dem Sinne, daß sie, wie Hebel, ländliche Gegenstände ländlich-naiv behandelt, sondern in dem anderen Sinne, wie man es von Hiller gesagt hat, da sie, gleich diesem, unter bedrängten Umständen, ohne sonderliche Bildung und äußere Anregung, von selbst aufs Dichten gekommen ist. Weil man in diesem Falle immer den Durchbruch einer genialen Kraft vermuthet, so erwartet man auch jedesmal etwas Ausserordentliches. Und wenn man die Schwierigkeiten des Kampfs, und besonders die engen Schranken erwägt, die sich unter solchen Umständen von Seiten der Sprache entgegenstellen, so ist man allerdings auch berechtigt, etwas ganz Eigenthümliches, Originelles, und von der gewöhnlichen Form Abweichendes zu erwarten. Aber statt dessen findet man — hier bey der *Wilhelmine Müller* sowohl als bey *Hiller* — die gewöhnliche Sprache der Bildung, wohlklingende Verse und sogar das Ebene der Correctheit wieder. Diese Erscheinung erklärt sich nur daraus, daß diesen Personen nicht, wie man anfangs glaubt, eine besondere Schöpfungskraft, sondern nur ein vorzüglicher Sinn für Form und Wohlklang angeboren ist, weshalb man auch *Ordnung* in allem ihren Thun und eine überwiegende Neigung zum historischen Auffassen der Dinge als einen Hauptcharakterzug bey ihnen wahrnehmen wird. Diese bringt sie früh zum Versmachen, einer

S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

Geschicklichkeit, die den Unfähigen nur noch mehr in Staunen setzt, wenn er erst ganz seine eigenen Gedanken und Worte von ihnen vernimmt, die aber jenen bald geläufig werden, eben weil sie nur formend und nachahmend um die Bildung der feineren Welt bemüht sind. Nicht Naturdichter, sondern Gesellschafts- und geborne Gelegenheits-Dichter müßte man sie nennen. Diefs zeigt sich auch in ihren Producten: alles besingen sie, was ihnen vorkommt, und wie man sich in einer Gesellschaft über einen Gegenstand unterhält, so lassen sie sich auch in Versen über gegebene Vorfälle aus. Können sie aufgefangene fremde Worte anbringen, so ist ihnen dies ein wahrer Ohrenschmaus. Unsere Dichterin liebt daher in ihren Versen Ausdrücke wie: die *roinere Tendenz*, der Sorgen schwarzes *Vampyr'n Heer*, in des *Empyräums* lichten Hallen, Werke deutscher *Phidiasse*, der Ehrfurcht *Hekatombe*, *Asyl*, *Fresko-Malereyen*, *Etikette*, *Helikoniaden* u. dgl. Außerdem schreibt sie, wenn sie nicht gerade scherzhaft seyn will, ziemlich natürlich und ohne Affectation, und ihre nach männlicher Kraft strebende Sprache kommt wenigstens der Würde der Poesie sehr nahe, kann aber, wie überall die Länge ihrer Gedichte beweist, die weibliche Geschwätzigkeit nicht ganz überwinden. Gedanken und Wendungen sind von der Art, wie sie eine geistreiche Lectüre in ihr zurückgelassen. Auch in der Form des Ausdrucks und des Wohlklanges, worauf doch hiebey wohl am meisten gerechnet ist, giebt es durch Reime, wie zieht und mit, Gefilden und enthüllten, redlicher und Gehör, einigten und sehn noch immer Störungen genug. Von ihrer Schreibart einen Vers zur Probe:

Barden! Laßt die *Telyn* festlich schallen,
Stimmet sie zu ew'gen Elegien! —
Ach! ein großer Mann ist uns entfallen,
Deutschlands Zierde, *Pösel* ist dahin.
Ihr, der Größe und des Glückes Söhne,
Setzet ihm ein theures Monument,
Das den Größten unfrer Demostheue
Noch dem späten Enkel dankbar nennt.

No. 2, das sich mit dem bescheidenen Titel *Reime* ankündigt, wetteifert mit den beiden übrigen in der Leichtigkeit des Verses, aber auch in der prosaischen Verständlichkeit gewöhnlicher Gedanken; ist hie und da mit mehr Laune und Gemüthlichkeit, aber dabey doch mit nicht mehr Geist geschrieben. Wo den Vff. seine eigene Frau begeistert, erscheint er in der Ansicht der Umgebungen noch am würdigsten, und seine Sprache nimmt dann mehr Festlichkeit an; z. B. S. 80. *An meine liebe Frau*. Philipps - Eich. Sept. 1783.

Der erste goldne Strahl der Sonne
Geußt heute nicht in meine Brust
Der Liebe Süßigkeit, die Wonne,
Die namenlose Seelenlust,

Die sonst mein ganzes Herz durchglühet,
Wenn ich an deiner Seite bin;
Rehr' ich nicht bald zu dir, so stiehet
Mich Armen all mein froher Sinn.

So wie ein Pflänzchen welkt und trauert,
Das man dem Mutterland entreißt,
So, liebste, bestes Weibchen, trauert
Von dir entferntest mein Herz und Geist.

In den meisten Gedichten aber bekommt man, wenn man bey einiger Zurüstung einen neuen Einfall erwartet, immer etwas ganz Bekanntes zu hören, und zwar das mit solcher Unbefangenheit hingefagt ist, als ob es ganz frisches Eigenthum wäre; z. B. *An Korinne*, bey'm Anblick einer welkenden Rose:

Noch gestern sahst du diese Rose prangen,
Und heute liegt sie schon verwelkt und schmucklos hier;
Betrachte sie, Korinne, sieh dein Bild in ihr;
Der Jugend Reiz entflieht auch einst von deinen Wangen,
Dum such' des Geistes Blumen sorgsam zu erziehen,
Die niemals welken, sondern ewig schöner blühen.

In den Epigrammen, wozu er mehr durch Laune, als durch Witz hinneigt, vermisst man fast immer den Stachel und den überraschenden Einfall, und der Vf. läßt es mit einer gewissen harmlosen Genügsamkeit bey einer Vergleichung folgender Art gewöhnlich bewenden:

*Die Frau von **

Die Karten weist du ganz vortrefflich zu hantieren,
Von keinem Spiel sind dir die Regeln unbekannt,
Und konntest du nur halb so gut dein Haus regieren,
Wirst du gewis das beste Weib im Land!

Welchen Worten sollen wir No. 3 erheben,
Ansprüche zu befriedigen, alle die Seiten
n, mit welchen der tausendfältige Dich-
m Glanze des Ruhms zu spiegeln begehrt!
ug seyn, wenn wir versichern, daß der
urch einen reichen Flor von Blumen, un-
ter denen keine der Schöpfung fehlt, glücklich dahin
wandelt, daß sich hier philosophischer Ernst mit den
is hier die Belehrung
ch Hand in Hand geht,
in dem prismatischen
onnenstrahl in dem Re-
m, Oden und Elegien,
bricht? Nein! Wenn

Sokrates unter den Philosophen die Weisheit vom
Himmel auf die Erde brachte, so gilt dieß noch weit
r den Dichtern von *Friedrich Raßmann*;
keiner hat das Göttliche der Poesie durch
es Gewand dem Volke so verbürgert, als
— was sprechen wir lange von den Schön-
rr reich besetzten Tafel, da sie schon herr-
rr unseren Augen ausbreitet! Siehe S. 32:

So bringe mir denn ein Viertel her,
Noch lieber ein halb Maas!
Das ist mein Quantum ungefähr,
Und macht mir größern Spas.
Hab' ich denn daran noch nicht sat?
Ich weiß ja, daß man Achet hat.

Hierauf, dächten wir, ein Gericht von der *Linsen-
verleserin* S. 13:

Man langte zu, man strich, man strich
Selbender um die Weize,
Und Jemand's Finger streiften sich
An Mägdleins Fingerglätte:
Die armen, armen Linslein
Acht! wurden gar nicht, gar nicht rein.

Das Mädchen schwieg, das Herrchen schwieg,
Man schlug die Blicke nieder,
Und sagte nichts von Fingerkrieg
Und Lippenfehde wieder;
Zuweilen schielte nach den *Lin-
sen* noch das scheue Auge hin.

Man bemerke, wie treffend hier das Schielen durch das gebrochene Wort ausgedrückt ist. — Jetzt Eins zur Belehrung:

Maximenwerk.

Willst du kaufen in Vorrath dir Holz, verschieb es nicht lästig,
Bis du Eiszacken siehst: hoch steht im Preise dein Kauf;
Willst du Maximen dir schaffen, mach Anstalt bey Zeiten,
mein Lieber!

Doppelt bezahlen mußt du, lehrt dich Maximen die Noth.

Wie weise! Nicht minder geschickt ist das Irdi-
sche mit dem Himmlischen vermählt in der dramati-
sirtten Scene zwischen Streithorst und Fischer im Ely-
sium, wo Streithorst versichert:

Der Mittwoch in dem Erdenenthal war schön,
Vor allen schön der holde Stiftungstag
Des Bundes, dem den Knoten wir geschürzt.
Der zweyte des Septembers war einst schön,
Schön des Octobers acht und zwanzigster.

wofür es denn am Schluß heist:

Unerschaffner! Dank,

Dank mit verfeinertem Organe dir —

Doch noch lieber folgen wir ihm in dem leichten Liede:

Das Seil schlug an, die Glocke klang,
Der Maher machte Schicht,
Hob seine Seuf, und ging und sang,
Und fühlte im Feyerabendgang
Das nasse Hemde nicht:

wobey wir uns mit Vergnügen der vom Sängernach
einem Spaziergange mit seinem Mädchen vormal
angestimmten Verse erinnern: *Lass uns frohlocken,
das Hemd ist wieder trocken.* — Wenn nun weiter
seine Phantasie auf der Wonne Spiegelteichen rudert,
und mit malerischen Blicken das Mädchen in seine
Arme stürzt, der Wasserfall, von Najaden befehligt,
niederstiebt, und ihres Herzens Silberglocken, gleich
Harmonikageläute, herrlich tönen, wer wollte da nicht
mit ihm ausrufen: wie edelmüthig ist der Tag, und gleich
ihm fühlen, daß ihn die Liebe verengelt! Dithyram-
bisch reißt er den Leser S. 132 im *Walzer* mit sich
fort, so daß er zuletzt mit ihm jauchzen muß:

Es entschlüpft, Busen, dein Flor! o Triumph!
Mir verlagst Odem und Fuß! Sestria, halt!

Wie erhaben und naiv zugleich läßt er den Knaben
Israel mit seiner Mutter über den Banquerott des Va-
ters sich unterhalten:

Israel.

Ich ahne, Mutter, was des Hauses Flor

Verdunkelte, des Handels Umsturz wirkte.
Ihr wurdet ganz gewiß betrogen.

Und da nach einer eingegangenen Schuldpost der Knabe entteilt, um den Vater in Quedlinburg davon zu benachrichtigen, wie glücklich ahmt er da in seiner Schlussrede den König Lear im Shakespeare nach!

Nun, Regen! rauch' in Strömen herab,
Tob' und wüthe, brausender Sturm!
Verschwört euch, ihr Elemente!
Glücklich gelangt auf der Liebe Füg
Zum Vater der Sohn.

Wer kann ferner in den Nünien der Thräne Catarakte dämmen, wer des Mitleids sich erwehren, wenn S. 248 der frierende Dichter singt:

Wie bann' ich die Kalte, wie bann' ich den Frost?
Ich habe kein Holz, und zum Holzkauf kein Geld.

Nur dieß Wort des Trostes richtet uns wieder auf:

Dieses Leben ist nur ein Frühstück zum nüchternen Anbiss,
Mittagstafel hält erst jene vollkommnere Welt.

Oder dieses:

Ach! wir Menschen sind hier nur eine wandernde Truppe,
Stehend Theater trifft du über den Sternen erst an.

So beruhigt wendet sich das Auge des Dichters zu der Glanzmanichumflossenen, nämlich zur Hoffnung, und siehe! eine Hand fährt aus der Wand und schreibt:

So fahre nur fort, mein geliebtester Sohn!
Denn hast auf der Erde den Himmel du schon.

Und in der That thun die vorgedruckten Namen der Pränummeranten nach der eigenen Versicherung des Vfs. dem Auge wohl. Wir wünschten nur, daß wir dieses auch von dem Druck, und dem grauen, übrigens noch ziemlich weichen, Papiere sagen könnten. Dieß ist das Einzige, das uns verhindert, diese Recension mit vollem Lobe zu schließen.

T. Z.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Fedor, der Mensch unter Bürgern*. Bruchstücke aus dem Leben eines * * * Officiers. 1805. Erster Theil. XIV und 434 S. Zweyter Theil. 1 und 2 Abtheil. zusammen 639 S. in 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Rec. zweifelt, daß dieser Roman viele ausharrende Leser finden werde. Der Hauptfehler desselben ist die Unwichtigkeit der in politischen und moralischen Betrachtungen verlorenen Handlung. Zum Unglück ermüdet man sogleich vom Anfange, wo der Held der Fabel, Fedor, sich noch in dem einfachen Privatleben thätig beweißt, und noch kein besonderes Interesse erweckt. In dem 2ten Theil wird jener Mangel durch die Revolution in Frankreich, mit welcher das Schicksal Fedors in nähere Verbindung gesetzt ist, und besonders durch die Belagerung von T* * l* n (Toulon) bedeckt. Durch diese wird in die Geschichte, oder, fast möchte man sagen, in die verschiedenlich geformten allgemeinen Betrachtungen, Declamationen und mancherley Tiraden etwas mehr Leben gebracht. Aber die von dem Kunststoffe trennbaren öffentlichen Ereignisse weggedacht, bleibt so wenig an Handlungen und Begebenheiten übrig, und dieses

Wenige ist so mangelhaft an auszeichnenden Umständen, daß man öfters durch seine Einbildungskraft zu Hülfe kommen muß. Der Vf. kündigt bloß Bruchstücke an. Dieses kann ihn gewissermaßen rechtfertigen. Vielleicht wurde er auch durch gewisse Bedenklichkeiten gehemmt, als er sich schon mit der Ausführung des Plans beschäftigte. Die wirkliche Geschichte, welche der Fabel zum Grunde liegt, ist freylich noch allzu neu. — Der Hauptzweck des Werkes ist politisch. Durch das, was dem F. in den Mund gelegt wird, sollen die höchsten Obrigkeiten von einigen Vorurtheilen zurückgebracht und zur Billigkeit, Mäßigung und Schonung geneigter gemacht werden.

Von dem Charakter und den Schicksalen der Hauptperson theilen wir folgendes mit: Fedor, ein Franzos aus einer angesehenen Familie, ist ein Mensch von geradem Verstande und edlem Charakter. Aber das erkannte Gute und Edle bringt seine sehr lebhaft und thätige Einbildungskraft dem Ideal so nahe, daß er mit der wirklichen Welt, besonders mit den bürgerlichen Verhältnissen der Menschen in seinem Vaterlande, höchst unzufrieden ist. Die conventiellen Sitten und Gebräuche verachtet er; und, ob er gleich ein warmer Verehrer der geoffenbarten christlichen Religion ist, so sehnt er sich doch übrigens nach einer Welt, wo bloß natürliche Sitten und Gesetze gelten. Aber nicht gut, daß ihn der Dichter oft mit sich selbst uneinig werden, und seine eigenen Grundsätze und Grillen verdammen läßt. Er wird nicht unendlich mit Rousseau verglichen, wie das schon auf dem Titelblatte geschieht. Nämlich in einem Vorspiele, welches in M. auf dem Theater zur Ehre Rousseau's gegeben wurde, (1 Th. S. 60), stand über einem Triumphbogen die Inschrift: *Jean Jacques Rousseau, der Mensch unter den Bürgern*. Jedoch will Fedor 2 Th. S. 335 nicht ein Nachahmer von ihm, sondern ein ihm, oder wenigstens dem *lagnem des Voltaire*, ähnliches Original seyn. — Die Revolution brachte ihn aufs Äußerste. Er war bey öffentlichen Geschäften angestellt. Diese gab er plötzlich auf, überließ sein Vermögen seiner Schwester, und wollte sich nach der fernsten Gegend, wohin es immer wäre, einschiffen. Auf seiner zur Auswanderung angetretenen Reise machte er in Theater zu M. Bekanntschaft mit einem Mädchen, Eugenie, einer Nichte des Obersten S., Commandanten in M. Sie war, was Fedor nicht wußte, eine Jugendfreundin von Anne, seiner Schwester: sie aber vermuthete sogleich in ihm Annens Bruder, von dessen Entweichung sie Nachricht erhalten hatte. Sie schrieb Annen davon: und diese übermachte sogleich durch ihn selbst ein Briefpaquet an Eugenie, um vielleicht durch sie ihn von seinem Vorhaben zurück zu bringen. Er ritt selbst nach dem Landhause des Obersten, weil er sich nicht einsinken ließ, daß in diesen Briefen etwas von ihm stünde. Er erkannte in Eugenie die Person, mit welcher er sich im Schauspielhause unterhalten hatte. Schon da hatte sie Eindruck auf ihn gemacht, und jetzt nahm sie ihn noch mehr ein. Sie

gewann also leicht so viel über ihn, daß er versprach, einige Zeit auf ihrem Gute zu bleiben. Er wurde da mit Soleure, einem sehr artigen jungen Manne, bekannt, der in des Obersten Hause wohl gelitten war, und von Eugénien selbst geschätzt wurde. Die Freundschaft, welche F. mit beiden schloß, scheint der Hauptknoten zu seyn, welcher sich durch seine Denkungsart ohne große Schwierigkeit löst. E. verlobte sich im Stillen mit S. Darüber ist er anfänglich aufser sich: doch beruhigt er sich bald. Dieses war S. 113 im 1 Th. vorbereitet. Da schreibt er an einen Freund: „Schon oft sagte ich dir, zeige mir nur zwey wahre Liebende, die nicht egoistisch elend, sondern herrlich und groß lieben nach meinem Sinn, und ich wollte leben sympathetisch als Freund in ihnen, und die ganze Welt möchte mich hassen.“ Die übrigen Geschichtsumstände, welche durch ihre lebhaftere Darstellung wichtig werden, übergehen wir; mit mehrerem Rechte die greuelvollen Auftritte der Revolution, wo *Soissons*, *Egalité* und andere ihr Urtheil empfangen. Einige derselben werden dazu benutzt, die Hauptpersonen wieder nahe vor Augen zu bringen. Dahin gehört die edle Tollkühnheit Fedors, welcher vor die Mündung eines Pöllerstritts, den empörte Matrosen auf Eugénien's Onkel gerichtet haben, und mit der heftigsten Gemüthsbewegung wie allgewaltig Ruhe und Ordnung gebietet, so daß die Empörer zurückgeschreckt werden; nebst dem höchst schmeichelhaften Beweise von Dankbarkeit, mit welchem Eugénie diese Heldenthat belohnt. F. stirbt endlich an einer Verwundung bey der Belagerung von Toulon. — Das ganze Werk besteht in Briefen und in Aufsätzen aus einem Tagebuche Fedors. Die Charaktere von Eugénie und Soleure konnten vollständiger geschildert, und auszeichnender, vielleicht auch

zweckmäßiger, bestimmt seyn. Aber der des Obersten, ganz in die Form des Staats gegossen, ist unstreitig zum Contrast mit Fedors Charakter gewählt. Schade, daß jener erst S. 404 des 1 Thls. geschildert wird. Ein paar Episoden haben eine gute Stelle erhalten. Uneingeschränkter Beyfall verdient der Autor in Ansehung einzelner Malereyen: sie sind getreu und vorzüglich äußerst lebhaft. Es behaupten daher auch gewisse Betrachtungen ihren Werth nicht sowohl durch philosophische Gründlichkeit, als durch die lebendige und mitunter originelle Darstellung der Gedanken, welche durch glückliche und stark bezeichnende Tropen eindringender werden. Nirgends sucht er, wie manche unserer neuesten Romanenschriftsteller, durch ungebräuchliche, ausländische und unglücklich neugebildete Wörter zu blenden, oder durch Ausdrücke der erhabenen Poesie seine Gedanken zu heben, ausgenommen in der Beschreibung der Gletscher im 2 Th. S. 488; wo es der Gegenstand gar wohl erlaubte. Im Ganzen erhebt er sich ein wenig über die schlichte Prosa, wie es einem sentimentalen Roman (so nennt er selbst sein Werk) gemäß zu seyn scheint. — Eine sehr beträchtliche Masse von ästhetischem Stoffe und viel zu empfinden, zum Theil auch zu kritisiren, giebt die episodische Beschreibung der in M. auf dem Theater zum Andenken Rousseaus gegebenen Feste. Auch verdient der Anhang zum 2 Th., *der Schatten Rousseau's an sein Vaterland*, erwähnt zu werden; obgleich aus diesem Schatten mehr die schaffende und belebende Phantasie des Mannes, als sein philosophischer Geist spricht. Unter der Vorrede nennt sich der Vf. C. A. H. Clodius. Vom ausen empfiehlt sich das Werk durch ein Titelkupfer und durch gutes Papier und scharfen Druck.

Albat.

KURZE ANZEIGEN.

FREYMAURER SCHRIFTEN. Berlin und Leipzig, b. Köhler: Joh. Sam. Ben. Schlegel's *Tagebuch seines mit J. G. Schreyer gepflogenen Umgangs, nebst Beylagen, vielen Briefen und einer Charakterschilderung Schreyer's, zu deutlicher Übersicht seiner Gaukeleyen und natürlichen Magie*. 5806. VIII und 213 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.). Wer an der *historia specialissima* dessen, was man gewöhnlich Freymaurerey nennt, Gefallen findet, mag sich mit dieser Schrift ein Stündchen amüsiren. Anderen wird die folgende Nachricht genügen: Der Herausgeber, Hr. Buchhändler Köhler zu Leipzig, hatte von seinem Stiefvater, dem Kaufmann Schlegel, Mitgliede der L. Minerva, sodann Anhänger Schreyer's, und zuletzt Meister von St. der L. z. Lunde, ein Paquet „*Schreyeriana*“ erhalten, und hat sie nun, nach Schlegel's Willen, in die Druckerey geschickt. Das Paquetchen enthält ein ganz unbedeutendes Tagebuch, woraus hervorgeht, daß Schlegel nicht ein so gar eifriger Anhänger Schreyer's gewesen sey, auch eine ihm aufgetragene Arbeit (d. i. Geistesexorcisation,) durch heimliche Verriegelung der Thür, verweigert habe; ferner Briefe und Schriften, betreffend die Ausschließung Schlegel's aus der Minerva, seine Correspondenz mit Br. Gradman zu Frankfurt a. M., dem Schauspieler Brückner in Berlin u. a. größtentheils unbedeutende, nur den verstorbenen Schlegel interessirende Dinge; dann wer über Schreyer's Wesen noch Aufschlüsse brauchte, würde sie hier vergeblich suchen.

Aber, was man auch hier liest, authentisch ist alles, d. h. der Herausgeber hat seine Papiere treu geliefert. Sogar den Styl hat er nicht ändern lassen, (er selbst konnte es nicht; wie

man aus dem Seinigen sieht, z. B. S. 170, wo von *Schlafwägeln* die Rede ist); und so findet man denn Ausdrücke folgender Art: S. 29 „warnendes und widersprechendes Betragen“, statt Warnungen und Widersprechen. S. 107 „verächtlich, abschließend Betragen“, statt: durch Abschließung verächtlich begegnen. S. 177 „die ersten 3 Verse des Ev. Joh. sind sehr nachdenkend u. l. w.“

Was über die Einführung Schreyer's in die L. Minerva (S. 39) seinen Tod (S. 66, 154, 208 etc.) gesagt wird, kann man mit dem Lebenslaufe des Br. A. * * im 11ten Bande der *Elenusien* vergleichen, dessen Vf. (wie Hr. Köhler S. 194 verimuthet,) nicht Schröder hieß. Die Briefe des Schauspielers Brückner aus den für die berlinische Mascherey wichtigen Jahren 1774 u. f. enthalten manches Unrichtige, werden aber doch sonst nie und da (z. E. wo er über die Zimmendorf, gr. L. S. 165 spricht,) nicht uninteressant seyn.

Y.

HOMILTIK. Zerbst, b. Kramer: *Confirmationsreden*. Von M. Johann Christoph Vollbeding, Diakonus und Rectur in Werder u. f. w. 1806. 60 S. 8. (8 gr.). Man findet hier weder besondere Vorzüge, noch besondere Mängel. Bessern würden die Reden seyn, wenn sie weniger langgedehnt und wortreich wären. Die Gebete halten sich nicht immer in dem würdigen Ton und die Anreden „*laßt uns heute empfinden*“ u. f. w. sind wenigstens selbst.

N. A.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschulbuchhandlung: *Die Pfarrländerey-Nutzung durch Verpachten und Selbstbetrieb*. Erster Theil, enthaltend die Gründe für und wider Verpachtung der Pfarracker. Von Georg Aug. Jul. Leopold, Consistorialassessor und Inspector zu Neustadt unterm Hohnstein. 1806, XVI und 384 S. 8. (x Thlr. 12 gr.)

Ob der Landprediger, wenn es bey ihm steht, seinen Pfarracker selbst bewirthschaften, oder durch Verpachtung benutzen soll, ist eine Frage, worüber sich ein jeder nach seinen Neigungen, Kenntnissen und Umständen selbst prüfen und entscheiden muss. Im Allgemeinen lassen sich dem, der der Sache noch nicht genug kundig ist, wohl die Gesichtspunkte angeben, worauf es dabey ankömmt, und die Gründe für und wider näher und vollständiger bestimmen: aber über die Anwendung derselben lässt sich dem freyen Menschen nur wenig einreden, sondern darüber gebieten Laune, Gemüthsstimmung, Verhältnisse des Augenblicks. Hieraus entstehen also gemeiniglich die Missgriffe, die nachher nicht nur den Prediger ins Verderben stürzen, sondern oft auch für den ganzen Stand, für die Menschheit und für den Staat die nachtheiligsten Folgen haben. Kann der Prediger bey Betreibung seines Ackerbaues alle die Pflichten, die ihm seine große Bestimmung auflegt, so vollkommen, als wir es verlangen und für möglich halten, erfüllen; und kann man diese Erfüllung nicht bloß von einzelnen, eminentern Individuen, sondern auch von dem größeren Haufen erwarten? Kann der Staat dem Landprediger auch dann, wann er ihm den Ackerbau nimmt, noch ein, seinem Stande gemässes, gegen das Steigen der Preise der Dinge gesichertes Auskommen verschaffen? Kann es dem Staate, der dem Prediger den Ackerbau lässt, gleichgültig seyn, dass ein so beträchtlicher Theil der Grundstücke (in der Provinz worin Rec. lebt, der dritte Theil des Ganzen) allenfalls auch nicht gehörig benutzt werde; dass die Wirthschaftsgebäude aufs Ungewisse, ob der Prediger den Ackerbau selbst treiben wolle, oder nicht, dastehn und unterhalten werden; dass die Glieder der Gemeinen sich auf die Erpachtung der Pfarrländereyen einrichten; und sie doch bald haben, bald nicht haben? Rec. will nicht leugnen, dass er gewünscht hätte, auf diese wichtigen Rücksichten, die die übrigen Stände der Staatsdienerschaft eben so sehr interessieren, möchte eine unbefangene, gründliche, vollständige

Unterfuchung gerichtet werden; wobey der einzelne Landprediger aber, der bey freyer Wahl sich doch immer nur nach seiner besonderen Lage und nach seinem Gutbefinden bestimmen wird, vor der Hand, und bis der Staat über die Sache statuiren werde, sich noch selbst überlassen werden möge. Der Vf. des obengenannten Buchs hat jedoch einen weiteren Zweck, als den Landprediger über den weissen Gebrauch seines Wahlrechts zu belehren. Selbst ausübender — und, wie es scheint, mit Glück ausübender Landwirth, ist er mehr für als wider die Selbstbewirthschaftung. So redlich seine Absicht nun auch scheint, nur zur Wahrheit zu führen so mildern sich bey seiner Gemüthsstimmung die Gründe gegen doch schon von selbst, und die Gründe für gewinnen ein gefälligeres Ansehn, als ihnen der Vortrag eines gänzlich Unparteyischen vielleicht gegeben haben würde.

Der Gegenstand wird hier in zwey Abtheilungen abgehandelt. In der ersten werden nämlich die Gründe für und wider die Verpachtung aus einander gesetzt; in der anderen werden die Gründe aufgestellt, bey denen sich der Prediger geradezu zur Verpachtung bestimmen soll.

Jene, wornach sich der Landprediger prüfen muss, sind: 1) dass er die Landwirthschaft nicht verstehe; 2) dass die Übernehmung der Selbstbewirthschaftung einen beträchtlichen Vorschuss erfordere; 3) dass der Ertrag derselben keinen gewissen Etat gebe; 4) dass er durch die Verpachtung die Liebe der Gemeinde gewinne; 5) dass ihm die Selbstbewirthschaftung die Zeit zu seinen Berufsarbeiten entziehe; 6) dass er bey der Selbstwirthschaft verbauern könne; 7) dass er dabey in Gefahr sey, mit seiner Gemeinde in Processen zu gerathen; und 8) endlich dass sie ihm manchen Ärger und Verdruss zuziehen werde, wobey er die Pflichten seines Berufs weniger mit Freudigkeit zu erfüllen im Stande seyn dürfte.

Wenn Rec. diese Rubriken überdenkt, so scheint ihm, wie er aufrichtig gestehen muss, ein gebildeter Mann, mit gesundem Menschenverstande, wie der Prediger doch seyn soll, wirklich keine Belehrung und Zurechtweisung — am wenigsten eine von 38 S. Inhaltsanzeige und 318 S. Text darüber nöthig zu haben. Rec. hätte ihm nichts zu sagen gewusst, als prüfe dich selbst, was du bist, was du vermagst, wie deine Verhältnisse sind, studire dein Locale, und dann wähle. Aber der Vf. trägt darüber das, was der gesunde Menschenverstand einem jeden von selbst sagt, sehr umständlich vor, ohne im mindesten weiter zu gehen, als der erste Blick führt, und zeigt dabey oft

Ansichten, die gewiß nicht die richtigen sind. Z. B. wenn er darthun will, daß Musik, daß Schriftstellerey dem Prediger den Zeitvertreib für seine müßigen Stunden nicht geben können, den ihm die Landwirthschaft geben werde; so thut er es nach folgendem Ideengange. „Musik? — süß sind ihre Ergötzungen. Aber einzelne Instrumente fesseln selbst den Virtuosen nicht so sehr, daß er immer bey ihnen verweilen mag. Clavier, Harfe, ergötzen gemeinlich den mehr, welcher sich etwas darauf vorspielen laßt, als denjenigen, der es selbst thut. Bogeninstrumente haben, einzeln gespielt, selten viel Anziehendes. Blasinstrumente eben so wenig, auch sind sie nicht für den Prediger zu beständiger Übung passend. Schriftstellerey? — es schreibe der Prediger, weil es Erholung seyn soll, über leichtere Gegenstände — Jugend-erziehung, Recensionen, Topographien, Naturgeschichte, Zeitungen oder Journale. Hochgelehrt, reich, hochberühmt kann einer vielleicht dadurch werden, ein gesunder Greis wohl selten.“

Als Gründe, die die Verpachtung geradezu rathet der Vf. folgende an: 1) Alter bey Amts wobey der Acker ist; 2) hypome. (sollten die Zerstreuungen, welchewaltung herbeyführt, nicht vielmehr egen dieses Ubel seyn?) 3) Vorliebe Geschäft; 4) Indolenz; 5) bedenklirrländerey; 6) unverhältnißmäßige htschaft; 7) besondere Umstände, die g reizen.

it Hr. L. die Frage, ob selbst zu bewirth- u verwalten sey, erlediget zu haben.

Auf beide Fälle glaubt er aber noch weiter rathen und belehren zu können, und denkt daher auf einen zweyten Theil, in dem zur Verpachtung Anweisung gegeben, und auf einen dritten, worin die Selbstverwaltung gelehrt werden soll. Wollte Hr. L. sich ertalent aufrichtig prüfen, daß er nicht reich- Wir wünschen, daß er angen, und dann so- s über die Selbstwirth- mittheilen möge, die raxis, als für den Pre- g, gesammelt hat. Das nd so gut gesagt, daß in er es bey dieser Ge- legenheit noch einmal wiederholen wollte.

Von dem Vortrage des Hrn. L. müssen wir noch kürzlich bemerken, daß wir die Worte oft etwas gesucht finden, ohne daß doch die richtigeren, und die besseren immer getroffen wären. Z. B. S. III, die Landpfarren sind mit Aekern besteuert, (ausgesteuert, besser ausgestattet). S. IV. Die Neider und Beneideten (es ist von den mit Aekern ausgestatteten Landpfarren die Rede.), finden Grund in einer und ebenderfelben Erscheinung, (in einem und ebendemselben Umstande.). S. 2. Der Prediger ist nicht als Landwirth angelernt (angelehrt). S. 3. Einwendung gegen die Rathgebung (den Rath). S. daß.

von den Beyspielen nachbarlicher (benachbarter) Prediger u. dgl. mehr. a.

P A D A G O G I K.

- I) ERLANGEN, b. Palm: Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Altern, welche die Verstandeskkräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. von D. J. P. Pohlmann. 1 Bandchen. 1801. XVI und 202 S. (18 Gr.) Zweyte verbeß. Auflage. 1804. XXX und 316 S. (18 Gr.) II Bandchen. 1802. XXXII und 348 S. (1 Thlr. 12 Gr.) Zweyte verbeß. Auflage. 1807. 346 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)
- III Bandchen. 1803. XXXXII und 252 S. (1 Thlr. 16 Gr.) IV Bandchen. 1804. LXX und 304 S. (2 Thlr. 8 Gr.) V Bdehen. 1805. und 198 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.) (Die vier letzten Bände führen auch den Titel: Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen? Oder Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur.)
- VI u. VII Bandchen. Auch unter dem Titel: Praktische Anweisung. Kindern die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst auf eine anschauliche, den Verstand u Thätigkeit setzende und leichte Weise beyzubringen. Zweytes Bandchen. 1804. IV und 458 S. Jegen. Vom ersten Bdehn. zweyte mit 2 Tafeln vermehrte Auflage. 1807. XXXVII und 404 S. Jedes Bandchen (1 Rthlr.)
- 2) Ebendaf.: Ein Mittel zur Zeitersparniß bey Corrigiren dictirter Aufsätze und zur Errichtung verschiedener anderer Zwecke. Zum Gebrauche für Lehrer in Stadt- und Land-Schulen herausgegeben von D. Johann Paulus Pohlmann. Erste Lieferung. 1804. XVIII und 38 S. mit 12 Bogen Tabellen. (18 Gr.)

Hr. Pohlmann ist ein Schulmann, der gewiß in seinem Kreise sehr wohlthätig wirkt, und dessen Schriften auch anderen Lehrern in Bürger Schulen und bey Privatunterricht sehr nützlich werden können. Rec. ist freylich nicht in allen Stücken mit ihm einverstanden, und namentlich kann er dem Sokratifiren keinen so hohen Werth beylegen, als von dem Vf. zusehen scheint. Hat man den Kindern nicht die nöthigen Anschauungen gegeben, worauf sich ihre Antworten beziehen müssen, und ist man nicht zuvor lange Zeit bemüht gewesen, ihr Sprachvermögen zu bilden, und ihnen Sprachreichthum zu verschaffen: so wird auch der geübteste Katechet durch alle Kunstgriffe der Sokratik wenig neue Begriffe aus den Seelen der Kinder hervorlocken können. Hr. P. ist selbst der Meynung, daß sich aus einem leeren Brunnen nichts schöpfen lasse; er gesteht selbst, daß ihm Kinder vorgekommen sind, denen auch der beste Lehrer mit aller Geschicklichkeit im Katechisiren nicht viel würde haben abfragen können, und er ist also hierin mit dem Rec. einverstanden. Sind aber die nöthigen Anschauungen bereits in der Seele des Kindes, und hat das Kind die Sprache hinlänglich in seiner Gewalt,

um sich darüber auszudrücken: so ist in den meisten Fällen ein ausführliches Sokratifiren ein Umweg, ohne welchen man leichter zum Ziele gelangen könnte. Indessen wünscht Rec. nicht, daß man, durch einige Ausserungen Pestalozzi's verleitet, dem Sokratifiren und Katechisiren allen Werth abspreche; er hält vielmehr sokratische Unterhaltungen mit Kindern über mancherley Gegenstände, wenn sie nicht zu häufig angestellt werden, und nicht bis zur Pedanterey ausführlich sind, für ein gutes Mittel, die Kinder im Nachdenken zu üben, und ihnen Gewandtheit des Ausdrucks zu verschaffen, obgleich er sich von dieser Methode nicht alle die Vortheile verspricht, die manche Freunde derselben davon erwarten, und sie auch nicht für die einzige hält, die zum Ziele führt. Herr Pöhlmann ist übrigens ein Meister in seiner Kunst. Seine Katechisationen sind so vollendet, daß ihnen Rec. keine andere Schrift, als etwa die Dolzische Anleitung zu den ersten Denkbildungen der Jugend, an die Seite zu setzen wüßte. ~~Man~~ ^{Man} scheint es freylich dem Rec., als ob Hr. P. zu sehr ins Kleinliche gegangen wäre, und es möchte auch wohl manchen Lehrern schwer werden, alle die Sachen, Bohrer, Töpfe, Schaaen u. f. w., die sie vorzeigen sollen, zu rechter Zeit herbeizuschaffen. Auch befürchtet man vielleicht nicht ohne Grund, daß die Aufmerksamkeit der Kinder dadurch zu sehr zerstreut, und von dem Unterrichte des Lehrers auf die Gefäße gelenkt werde, welche er zum Vorzeigen mit in die Schule bringt. Rec. hält es für zweckmäßiger, die Aufmerksamkeit der Kinder auf die sie zunächst umgebenden Gegenstände zu richten, und glaubt, daß sich auch in der Schulstube Gegenstände genug auffinden lassen, an denen man ihren Verstand üben könne. Beym Unterricht in der Naturgeschichte kann man freylich den Kindern nicht überall deutlich werden, wenn man nicht die Pflanzen, Thiere und Steine selbst vorzeigt, und Kupfer sind, wie Hr. P. mit Recht bemerkt, nur ein Nothbehelf; aber eben darum hält Rec. auch den ausführlichen Unterricht in der Naturgeschichte nicht für ein wesentliches Stück des Elementarunterrichts. Die Kinder können immer gewohnt werden, mit offenen Augen und Ohren durch die Welt zu gehen, ohne daß es ihnen darum unentbehrlich wäre, sich von jedem Thiere in der Nähe und Ferne eine recht deutliche Vorstellung machen zu können; in den meisten Fällen werden Kupfer doch hinreichen, ihnen das, was sie davon zu wissen brauchen, zu verfinnlichen.

Noch über einen Punct, dessen Hr. P. in der Vorrede zum 2 Bändchen erwähnt, wünscht sich der Rec. mit dem Vf. zu verständigen, ehe er zu der Anzeige der einzelnen Schriften übergeht. Der Vf. ist nämlich der Meinung, daß ein zu früher Religionsunterricht mehr schade, als nutze, und hier fragt es sich, was er zu früh heiße, und wie lange man den Religionsunterricht verschieben solle. Gewisse religiöse Gefühle regen sich sehr früh in der Seele der Kinder, und sobald ihre Vernunft nur einigermaßen erwacht

ist, sind sie auch im Stande, Gott unter dem Bilde eines liebevollen Vaters zu begreifen, und man wird bey ihnen mit Erfolg auf eine religiöse Stimmung des Gemüths hinwirken können. Man soll freylich die Kinder nicht „mit den drey Personen in der Gottheit und ihren Unterscheidungsmerkmalen bekannt machen.“ — Welcher nicht ganz einfältige Lehrthäte das noch zu unseren Zeiten? — Der ganze metaphysische Begriff von Gott gehört vielleicht nicht für Kinder; aber darum verdient man doch keinen Tadel, wenn man schon früh in den weichen jugendlichen Seelen die Gefühle der Liebe zu Gott, der Dankbarkeit gegen ihn und des Vertrauens auf ihn zu wecken und zu beleben sucht, und Kinder, die einen so weitläufigen Unterricht in der Naturgeschichte, wie ihn Hr. P. hier ertheilt, fassen können, sind gewiss auch für einen zweckmäßigen Religionsunterricht empfänglich.

Das 1 Bändchen von No. 1 soll, außer daß es den Lehrern Anleitung giebt, die Verstandeskkräfte der Zöglinge zu üben und zu schärfen, sie vorzüglich mit einer besseren Methode, die Kinder buchstabiren und lesen zu lehren, bekannt machen. Der Vf. lehrt zuerst die Vocale und Diphthonge auf eine sehr leichte Art kennen, führt seine Schüler darauf sogleich zum Lesen, und lehrt sie die Consonanten *gleichsam nur im Vorbeygehen* kennen, indem er sie leichte einsyllbige Wörter zusammensetzen, lesen und wieder in ihre Bestandtheile auflösen läßt. Er versichert, daß er sich dieser Methode seit 16 Jahren bediene, und nie Ursache gefunden habe, davon abzuweichen, so daß viele seiner Schüler in 3 Monaten ziemlich fertig lesen gelernt hätten. Rec. glaubt ihm das herzlich gern, weil auch er diese Methode sehr zweckmäßig findet, und überzeugt ist, daß sie auch bey der neuern Erleichterung des Lesenslernens durch Olivier ihren Werth behalten wird. Der Vf. will, daß man mit dem Lesenlernen nicht eher, als nach vollendetem sechsten Jahre anfangen. Aber wenn man auch den Unterricht im Lesen bis dahin aussetzen wollte, welches Rec. in manchen Fällen doch nicht thun würde: so möchten doch wohl in den Lectionen, die der Verstandesübung zunächst geweiht sind, manche Fragen für sechsjährige Kinder zu hoch seyn. Um recht deutlich zu werden, fällt der Vf. auch nicht selten in den schon oben gerügten Fehler des Spielendens.

In der Vorr. zum 2 Bändchen (dem ersten der Naturgeschichte) sagt der Vf., daß er anfangs Willens gewesen sey, nur noch ein einziges Bändchen, und in diesem solche Verstandesübungen in Unterredungen über einzelne kurze Sätze, Liederverse und Fabeln zu liefern, wie er in dem ersten Bändchen gethan habe. Bey reiferer Überlegung aber habe er gefunden, daß es besser gethan sey, sich an eine gewisse Ordnung zu binden, und bey den zu entwickelnden Begriffen eine gewisse Stufenfolge zu beobachten. Er änderte also seinen Plan, und beschloß, den Stoff zu seinen Unterhaltungen aus der allgemeinen Naturgeschichte zu nehmen, und die Anzahl der Bändchen, in Fall sein Unternehmen Beyfall fände, bis auf 3 oder 4 zu

vermehrten. Von dieser Naturgeschichte haben wir vier Bändchen vor uns. Bey jedem macht eine zusammenhängende Erklärung der dazu gehörigen Kupfertafeln den Anfang, worauf der Vf. Unterhaltungen über die allgemeine Naturgeschichte folgen läßt, wozu er den Stoff aus den besten hieher gehörigen Schriften entlehnt, und die Naturalien nach dem Linnischen Systeme geordnet hat, um die Kinder im *Vergleichen* und *Unterscheiden*, und im *Ordnen* nach Ähnlichkeiten zu üben. Das 4te Bändchen behandelt das Merkwürdigste von den Insecten und Würmern auf ähnliche Art, und soll die Naturgeschichte beschließen. — Wir begreifen nicht, warum Hr. P. das Pflanzen- und Mineralreich aus seinem Plane ausgeschlossen hat, da doch z. B. die genaue Kenntniß der Giftpflanzen für Kinder in Bürgerschulen vorzüglich wichtig ist. Als einen Vorzug seiner Methode müssen wir es noch rühmen, daß er den Hauptinhalt einer jeden Unterhaltung von den Kindern aufschreiben läßt, einen fehlerhaften Aufsatz selbst an die Tafel schreibt, worüber die Kinder ihr Urtheil fällen, und ihn berichtigen müssen, und nicht selten Fragen zur Wiederholung und Übung der Urtheilskraft anhängt. — Der Anhang, in welchem nur die eine Seite bedruckt ist, damit man den Bogen zerschneiden, die einzelnen Blätter auf Papptafeln kleben, und diese entweder für mehrere Kinder zugleich an eine Wand aufhängen, oder einem nach dem andern in die Hände geben könne, ist sehr zweckmässig. Die meisten Kupfer sind nur in leichten Umrissen gezeichnet, und konnten auch nicht füglich anders gezeichnet werden, wenn das Buch nicht übermäßig vertheuert, und die Anschaffung desselben armen Schulmännern unmöglich gemacht werden sollte.

Im 6 u. 7 Bändchen beschäftigt sich der Vf. mit den Anfangsgründen der Rechenkunst, besonders mit der Lehre von den Brüchen und von der Regel *de tri*. Zur Verflinnlichung der Lehre von den Brüchen, er bedient sich 16 gleich langer aus Eichenholz-verfertigter Stäbe, welche, wie es die Abbildung am Ende des Werks zeigt, in einem Gefelle, ungefähr wie die Stampfen in einer Stampfinhule stehen und oben herausgezogen werden können. Jeder dieser Stäbe ist $\frac{1}{2}$ Zoll dick und breit, und 16 Zoll lang. Der erste ist ungetheilt, der zweyte ist in zwey, der dritte in 3, der vierte in 4 u. s. w. gleiche Theile zerschnitten, welche sich alle an einem Eisendrathe, der oben etwa einen Zoll lang hervorspringt, auf und abschieben, und von demselben abnehmen lassen. Die Löcher, wodurch dieser Drath geht, müssen durchgebrannt werden, weil beytm Bohren das Holz leicht zerpringt. Auf jedem dieser Stäbe, deren Anzahl man nach Gutdünken vermehren oder vermindern kann, wird mit einer Ziffer bemerkt, in wie viele Theile er zerschnitten ist, um beytm Gebrauche nicht lange nach den Halben, Dritteln, Vierteln suchen zu dürfen. — Allerdings ist dieses Hülfsmittel seinem Zwecke sehr angemessen, und die ganze Art, wie Hr. P. den Unterricht in der Rechenkunst ertheilt, hat unstreitig ihre grossen Vorzüge. Indessen ist Rec. doch der Mei-

nung, daß vorzüglich in Ansehung der Zahlenverhältnisse der Werth der *Pestalozzischen* Methode sich offenbart; sie fodert weit weniger, wie jede andere, von Lehrern und Lernenden, und wenn nur beide Muth und Ausdauer genug besitzen, bey den ersten Elementen lange genug zu verweilen, und sie durch öftere Wiederholung bis zur Unvergesslichkeit sich einzuprägen; so werden sie, wenn sie zu den verwickelteren Rechnungsarten übergehen, keines so weitläufigen Umweges bedürfen, und das erste langsamere Verweilen wird ihnen durch schnellere Fortschritte, die sie künftig machen werden, überflüssig belohnt werden. Wo aber die Schüler bisher nach einer andern Methode gebildet wurden, da darf man sich von der *Pestalozzischen* keine so grosse Wirkungen versprechen, und man wird besser thun, wenn man sie auf den von dem Vf. gewählten Wege weiter zu führen sucht. Die zweyte Auflage des 1 Bändchens hat im Wesentlichen keine Veränderung erlitten; nur liefert der Verleger dabey auch die zu dem Buchstabenkasten nöthigen Buchstaben, damit der ärmere Schullehrer sich einen solchen Kasten selbst verfertigen könne. Hr. P. hat sich auch durch *Oliviers* Gründe nicht bewegen gelassen, von seiner durch Erfahrung bewährten Methode abzuweichen, und behält, wie uns dünkt mit Recht, das Nennen der Buchstaben bey. In der Vorrede verspricht der Vf. ein gemeinschaftliches Lesebuch für die unterste Classe der Lese Schüler in Stadt- und Landschulen, dem der Rec. mit Verlangen entgegen sieht.

Auch No. 2 entspricht ganz seiner Bestimmung, den Lehrern durch die mit grösseren Buchstaben bedruckten Tabellen, die auf Pappe geklebt und an den Wänden der Schulstube aufgehängt werden sollen, das Corrigiren der dictirten Aufsätze zu erleichtern, indem die Schüler angewiesen sind, ihre Fehler danach selbst zu verbessern. Zum Besten der Lehrer in Bürgerschulen wünscht Rec., daß der Vf. seine Unterhaltungen über den Inhalt der Tabellen, obgleich mit weniger Umständlichkeit, wie in dieser einen Unterhaltung, liefern möge. Denn statt der in der Vorrede versprochenen vier Unterhaltungen hat die Verlags-handlung wegen überhäufte Geschäfte in der Druckerey nur Eine geliefert. Landschullehrer, für welche sie der Vf. zunächst bestimmt hat, werden in unseren gewöhnlichen Dorfschulen wenig Gebrauch davon machen können. Selbst der thätigste Mann wird in Gegenden, wo die Kinder nur wenige Wochen im Jahre, und auch dann sehr unterbrochen einigen Unterricht erhalten, wo viele Eltern ihre Kinder nur Einen Winter zur Schule schicken, weil sie dieselben bey dem drückenden Frohndienste, zu dem sie selbst verurtheilt sind, für ihre häuslichen Arbeiten nicht entbehren können, sich geringere Zwecke vorsetzen müssen; und wenn auch alle Landprediger so treu, wie Hr. *Poffhart* zu Untermerzbach, dessen der Vf. in der Vorrede erwähnt, sich der Schuljugend widmeten: so würde doch unter diesen Umständen die Gestalt unserer Dorfschulen dadurch sehr wenig verändert werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 A P R I L , 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

KARLSRUHE, b. Müller: *Geographisch - statistisch-topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum (der Markgrafschaft) Baden*. Mit einer illum. Karte. I Th. welcher die badische Markgrafschaft enthält, 428 S. II Th. welcher die badische Pfalzgrafschaft, und das obere Fürstenthum enthält. 176 S. 1804. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Es war schon lange der Wunsch des Publicums, eine genaue und vollständige Geographie und Statistik Badens zu erhalten. Dieser Wunsch ist durch gegenwärtige Schrift nur halb befriedigt, welche eigentlich nur brauchbare Materialien und Bruchstücke zu einer guten Statistik enthält. Die Vff. sind: Hr. Pfarrer Schmid in Hügelheim, und Hr. Inspector Wund in Wieblingen. Der Herausgeber ist der Verleger Hr. Buchhändler Müller in Karlsruhe.

Ein statistisches Werk zu redigiren, die gesammelten Materialien gut zu ordnen, Resultate daraus zu ziehen, und eine brauchbare Statistik auszuarbeiten, ist nicht Jedermanns Sache. Daher hätten diese sonst brauchbaren und vollständigen Materialien einem einsichtsvolleren Manne, woran Baden keinen Mangel hat, übergeben, der durchaus fehlende statistische Theil der Schrift ergänzt, und das allzuvollständige, also überflüssige, des Topographischen kürzer bearbeitet werden sollen. Es steht zwar in der nur ein Blatt enthaltenden Einleitung über das ganze Land, auch hin und wieder unter den topographischen einige dürftige statistische Notizen; aber diese ist auch alles, obgleich der vielversprechende Titel sagt, daß die Schrift geographisch, statistisch, topographisch bearbeitet sey. Kameral-Notizen fehlen ebenfalls gänzlich. Man findet keine Übersicht des Ganzen, keine Aufzählung und Benennung der Gebirge, Thäler, Flüsse, Seen, Waldungen, nichts von Mineralien, Bergbau, Viehzucht, von den Einwohnern und ihrer Beschäftigung, von Fabriken, Handel, guten Anstalten, von den Einkünften, Militär, der kirchlichen, politischen und Staatsverfassung, nichts von den alten und neuen Stimmen des Kurhauses auf dem Reichstage, Titel, Wappen, Landeseollegium u. dgl. Oder man findet diese am unrechten Orte. So kommen z. B. die Landeseollegien bey der Stadt Karlsruhe vor. Aber sie sind auf zwey Seiten abgefertigt, da oft einzelne, unbedeutende Dörfer sehr weitläufig abgehandelt worden sind. Eben so findet man nichts von der merkwürdigen Landesgeschichte, welche Schöppin beschrieben hat.

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Die ganze Schrift theilt sich in drey Abtheilungen nach den Hauptbestandtheilen der Markgrafschaft Baden, und bey diesem sind nicht weniger, als 8 Titelblätter angebracht, wovon immer drey hinter einander stehen; und man weiß nicht, ob der Verleger das Publicum mit seinen Titelblättern belustigen, oder diese ohnehin unnöthig weitläufige Schrift mit noch mehr Papier vermehren wollte.

Bey der Organisation der neuen Länderstücke wurde Baden in drey Theile getheilt, welche folgende *Kameraltitel* erhalten haben: die badische Markgrafschaft, die Pfalzgrafschaft und das obere Fürstenthum. Alle diese Ländertheile zusammen sollen, nach dieser Schrift, 191 Quadratmeilen, 437.162 Menschen, also 3337 Seelen auf einer □ Meile enthalten, wovon 252,249 auf die badische Markgrafschaft, 134,408 auf die Pfalzgrafschaft, und 40,505 auf das obere Fürstenthum kommen. Der Redacteur giebt aber nicht an, ob sich diese Zahlen auf wirkliche genaue Zählungen, oder nur auf Berechnungen gründen. Unter dieser Summe sollen 164.136 evangelischer, 42,512 reformirter, und 227,912 katholischer Religion seyn, ohne die Juden.

Nach eben dieser Angabe, enthält der ganze Kurstaat 44 Städte, 42 Marktflecken, 869 Dörfer, 26 Kameralgüter, und etliche hundert Höfe. Der Pfarreyen sind 192 evangelische, 57 reformirte, und 237 katholische, zusammen 486. Eben diese Länder sollen 527,353 Morgen Gärten und Acker, 190,731 Morgen Wiesen, 37,282 Morgen Weinberge und 667,228 Morgen Wald enthalten. Dabey sind aber die öden Plätze, theils solche, die nicht urbar zu machen sind, theils solche, die noch urbar gemacht werden können, nicht angegeben.

Dem ersten Theil, welcher die badische Markgrafschaft enthält, ist eine Einleitung vorangeschickt, worin aber bey weitem nicht das ganze Statistische abgehandelt ist; sondern es werden die einzelnen Länderstücke angeführt, wodurch nur unnöthige Wiederholungen entstanden sind. So ist bey Gengenbach, das S. 49 Gesagte S. 285 fast wörtlich wiederholt.

Diese Einleitung ist übrigens aus lauter Bruchstücken zusammengesetzt, die in der Schrift kein Ganzes bilden. Es sind folgende Länderstücke: 1) die Markgrafschaft Baden, wo etwas wenig von Geschichte, etliche statistische Bruchstücke von Bevölkerung, Viehstand, Mineralien und Manufacturen angeführt werden. Bey den letzteren hat der Vff. unter den bedeutenden Fabriken eine Pulvermühle, Glasbütte, Buchdruckereyen, Papier- und andere Mäh-

len aufgezählt; 2) die Abtey Lichtenthal, welche nicht ganz aufgehoben; 3) Abtey Schwarzach, welche aufgehoben ist; 4) Grafschaft Eberstein, welche über 66000 Morgen Wald enthält und bedeutenden Holzhandel hat; 5) Abtey Frauenalb, welche aufgehoben ist; 6) das Fürstenthum Ettenheim. Dafs das Haus Baden wegen dieses Landchens eine fürstliche Virilstimme erhalten habe, hätte hier deshalb angeführt werden sollen, weil es der Vf. ein Fürstenthum nennt; 7) die Abtey Allerheiligen, welche nicht aufgehoben worden, sondern aussterben, auch zu einem Zuchthause für Verbrecher des geistlichen Standes dienen soll; 8) die Grafschaft Gengenbach, mit Zell, Harmersbach, Offenbach, Gengenbach; 9) die Herrschaft Lichtenau; 10) die Herrschaft Lahr; 11) Mahlberg; 12) Herrschaft Hochberg; 13) Herrschaft Badenweiler; 14) Landgrafschaft Saufenberg; 15) das Amt Schliengen; 16) die Herrschaft Rötteln. Auf dieses folgt ein summarischer Auszug des bisher schon Gesagten an Dörfern, Morgenzahl, Viehstand und anderen Dingen. Unnötige Wiederholungen! Nach dieser Einleitung folgt erst das eigentliche Topographische der Schrift, welches vollständig genug, meist nur zu weitläufig ist, indem oft einzelne Dörfer ohne Bedeutung ganze Seiten einnehmen.

Die topographische Beschreibung, die nach den Ämtern eingetheilt ist, enthält zuerst eine Übersicht des ganzen Amts; darauf eine Beschreibung der Amtstadt, und dann den Amtsort mit Menschen- und Häuserzahl, Zahl der Wohnhäuser, Nebengebäude, Bemerkung der Kirche, Schule und anderer öffentlicher Gebäude. Dabey kommen auch hier leidige Wiederholungen vor, indem die Nation der Amtsorte bey jedem Amte zweymal aufgeführt werden. Solche Wiederholungen sind häufig. So kommt die Bestimmung der Berghöhe des Bergs Belchen dreymal, S. 83, 393 und 426 vor; Eben so die Erzählung der Hahlseder Höle S. 83 und 419.

Den Anfang machen das Oberamt und die Residenzstadt Karlsruhe, deren Lage unter dem 48° 39' 55" der Norderbreite und dem 26° 30' der östlichen Länge, nach Cassini's Beobachtung ist. Die zu 8721 Seelen bestimmt angegebene Volksmenge, unter welchen 4370 männliche, 4351 weibliche, und in Rücksicht der Religion 6711 Personen evangelischer, 225 reformirter, 1250 katholischer und 335 jüdischer Religion seyn sollen, stimmt nicht ganz mit der geringen Zahl der Gebornen (229) vom Jahre 1803 zusammen, wo 209 gestorben sind, welches auf eine Bevölkerung von 3 bis 6000 Seelen schliessen läßt. Die hier angeführten Landesinstitute hätten in einen statistischen, nicht topographischen Theil des Buchs gehört. Nach S. 187 hat Durlach nicht mehr, als 3335 Einwohner, und nach S. 151 Pforzheim 5062. Schon vor 20 Jahren wurde die Volksmenge von Pforzheim auf 5000 Seelen angegeben, sollte sie indeffen nicht zugenommen haben, oder jene Angabe zu hoch gewesen seyn? Dafs diese Stadt eine ausnehmend reizende Lage habe, konnte Rec., der Pforzheim oft sah, nicht finden. Auffallend ist es, dafs die ehemals schöne, 1780 verbrannte Stadtkirche noch in Ruinen liege. Nach S.

157 schreibt der Vf. den verminderten Absatz der pforzheimer Uhren der Concurrrenz mit den noch schlechteren schweizer Uhren zu; allein diese und jene haben sich wenig vorzuwerfen, und am wenigsten die pforzheimer Cylinder-Uhren. S. 160 hatte bey Mühlhausen des Schlosses und schönen Gartens gedacht werden sollen. Nach S. 175, 176, 186, 205 nennt der Vf. die Schlösser zu Ettlingen, Rastatt, Baden, u. a. Residenzschlösser; eine Benennung, welche nur den Wohnungen des Regenten, nie aber Land- und Jagdschlössern zukommt. Um so weniger dem Ettlinger Schlosse, da Ettlingen nie eine Residenz war. S. 185 bemerkt der Vf. auch den starken Verfall der Stadt Rastatt, die noch immer an Einwohnerzahl abnimmt. Vor wenigen Jahren hatte sie 3860 Einwohner, im J. 1800 noch 3041 in 568 Wohnhäusern, und hat wahrscheinlich indeffen noch mehr abgenommen. S. 193 rühmt der Vf. mit grossen Lobsprüchen die Schmelztiegelabrik bey Rothenfels; dieses Lobmufs erst durch Künstler und die Erfahrung bestätigt werden. Da hier verfertigte Stein-Geschirr, welches von dem Vf. an Güte und Schönheit dem Koblenzer an die Seite gesetzt wird, steht in beider Rücksicht weit unter diesem. S. 201 und an mehreren Orten schreibt der Vf. immer *Gemarkung* stat *Markung*. Nach S. 207 wird das Chorherrenstift in der Stadt Baden nicht aufgehoben, wodurch es seine auswärtigen Einkünfte und Besitzungen verlieren würde; sondern eingeschränkt, und die Mitglieder desselben würden zum Schuldienst gebraucht. S. 214 wird bey dem bekannten Affenthal nicht gemeldet, ob es ein Dorf oder bewohntes Thal sey. S. 239 ist der Ort Schwarzach, so wie noch mehrere, aus dem topographischen Lexicon von Schwaben ausgeschrieben. Eben dieses gilt auch von den Artikeln Oberkirch, Oppenau, Griesbach, Allerheiligen, Gengenbach, Zell, Harmersbach, Ettenheim, Ettenheimmünster, und den meisten Orten der Ortenau. Lächerlich ist es, wenn der Vf. S. 316 Lahr, ein Städtchen von 3300 Seelen, das weder an einem schiffbaren Flufs, noch an einer Landstrasse liegt, eine *bedeutende Handelsstadt* nennt. S. 393 wird die Höhe der höchsten Berge angegeben. Nach dieser ist der Belchen 4337; der Blauen 3397; der Kohlgarten 3792; der Rohrkopf 3633; der Stokberg 3358; die Marzeller Egarten 2898 Fufs über das mittelländische Meer erhaben. S. 417 kommt die Beschreibung eines merkwürdigen See's vor, der unweit Schopfheim liegt, 1467 Fufs über die Meereshöhe, bald See, bald Wiese, bald Ackerfeld ist.

Der zweyte Theil der Schrift, auch mit drey Titelblättern, enthält 1) die badensche Pfalzgrafschaft von Hn. Wund, und 2) das obere Fürstenthum von Hn. Schmid. Die Einleitung, welche eigentlich das Statistische enthalten soll, ist sehr kurz. Der Inhalt dieser Länderstücke, welche die Trümmer der Rhein-Pfalz und das Bisthum Speyer enthalten, wird zu 28 Quadratmeilen, mit 2 Haupt- und 12 Landstädten; 15 Mark- und 136 Dörfern, und 134.471 Seelen angegeben, welche in 14 Ämtern vertheilt sind. Die Einwohner dieses schönen Landes beschäftigen sich fast durchaus mit Feldbau und Handwerken, daher

sind nur einige wenige Fabriken im Lande, und die übrigen sind meist eingegangen. Die Reformirten in der Pfalz haben 52 Pfarrer, und sind 41,260 Seelen stark; die Evangelischen haben 33 Pfarrer, und bestehen aus 23,614 Seelen; und die Katholischen aus 40,459, und die des ehemaligen Bisthums Speyer aus 29,075 Seelen, welche zusammen 134,408 Personen ausmachen. Es findet sich also ein kleiner Unterschied zwischen dieser und obiger Summe. S. 13 wird eines artigen Industrie-Zweiges erwähnt, daß die überglänzenden Schuppen des Weissfisches aus dem Neckar, die man anderwärts wegwirft, nach Frankreich und der Schweiz geschickt werden, um das Innere der Glasperlen damit zu unterlegen. Bey der Stadt Mannheim bemerkt der Vf. auch den großen Verfall dieser Stadt, da sie von 24,190 Seelen bis auf 18,818 herabgekommen ist. Und gewiss wird diese unglückliche Stadt, die ihre Bestimmung als Residenz und Hauptstadt, und damit ihre Nahrung verloren hat, jetzt Grenz- und Provinzialstadt ist, noch mehr abnehmen. Statt der vormaligen Schiffbrücke über den Rhein ist jetzt eine fliegende Brücke da, die Neckar-Schiffbrücke aber besteht noch. Nach S. 19 hat Heidelberg, mit Einschluss eines Dörfchens und etlicher Höfe, nur 8019 Seelen, in 1170 Häusern. Man hielt sie bisher für höher. Bey Heidelberg hätte der prächtigen, soliden und doch nicht plumpe gebauten Neckarbrücke erwähnt werden sollen; ebenso der schönen Verbesserungen, welche die Universität erhalten hat. Das unglückliche Philippsburg enthält jetzt nur 77 Häuser, 790 Einwohner und eine zerstörte Kirche. Vor der Beschiesung 1709 war es größer, denn es wurden 93 bürgerliche Häuser ganz abgebrannt, und 22 sehr beschädigt. Die Franzosen demolirten die Festungswerke, die hernach nicht mehr gebaut wurden. Nach S. 28 hat Bruchsal 5016 Einwohner. S. 44 wird bey Zaisenhäusen — nicht Zeuzenhäusen — bemerkt, daß das schöne Bad, welches vom Hofe unterhalten wurde, und vormalig sehr frequent war, eingegangen sey. S. 65 schreibt der Vf. Mekenheim statt Mekesheim; auch hätte hier das schönen steinernen Monuments gedacht werden sollen, welches die Cent Mekesheim dem Kurfürsten Karl Theodor hat setzen lassen. S. 90 vermisst man bey Schwetzingen eine Beschreibung des vormalig so berühmten schönen Gartens, und was jetzt noch zu seiner Erhaltung gethan werde. Oft sind unbedeutende Orte so wortreich abgehandelt, und hier wird diese Merkwürdigkeit so kurz abgefertigt.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Theils enthält das obere Fürstenthum. Da diese letzte Abtheilung nur aus 5 Bogen besteht, so hat sich der Redacteur mit zwey Titelblättern begnügt. Auch hier ist eine besondere Einleitung vorangeschickt, welche eigentlich statistisch seyn sollte, es aber nicht ist. Wie plan- und ordnungslos dabey verfahren worden, ist aus folgenden Rubriken zu ersehen: Bestandtheile; Lage und Größe des ehemaligen Bisthums Constanz; die Reichsstadt (?) Überlingen, Pfullendorf, Biberach; Amt Neuhausen; Gehalt dieser sämtlichen Lande, (Länder); neue Amtereinteilung; Provinzialdictionarien; kirchliche und Unterrichtsanstalten; natürliche

Beschaffenheit; Grafschaften (?) Salem und Petershausen; Gehalt der ganzen Provinz. Ein solches Chaos sollte man doch heut zu Tage nicht mehr in einer als statistisch angekündigten Schrift finden, da man ja vortreffliche Pläne hat, nach welchen jede Statistik ausgearbeitet werden kann. Die Hauptsachen fehlen entweder ganz, oder sind so unter anderen Artikeln versteckt, daß man sie mit Mühe heraus suchen muß, da sie bey einer planmäßigen Einrichtung viel besser in die Augen fallen würden. Auch nennt der Vf. die aufgehobenen Klöster Salmansweil und Petershausen Grafschaften, ohne zu bestimmen, ob er sie selbst, oder das Reich, zu Grafschaften erhoben hat? In dem Deputationshauptschluss steht nichts davon. Auch in der topographischen Beschreibung steht nichts von der Entstehung dieser Grafschaften, welche er doch Reichsgrafschaften nennt. In übrigen ist auch diese letzte Abtheilung, wie die ersten, in Rücksicht des Topographischen, und als Bruchstück betrachtet, gut und genau gearbeitet. Auffallend ist es, daß die ehemalige bischöfliche Residenz Mörsburg, mit Einschluss 9 dahin gehöriger Dörfer, nur 1935 Einwohner haben solle. Die Art. Überlingen, Pfullendorf, Reichenau, Biberach, Salmansweil, welches mit Petershausen den Schluss der Schrift macht, sind stark, zum Theil wörtlich, aus dem topographischen Lexikon von Schwaben ausgeschrieben, wobey der Abschreiber sich die Mühe hätte ersparen können, die alte Verfassung der vormaligen Reichsstädte mit zu erzählen.

Der Schrift ist eine Karte von Kurbaden angehängt. Auch diese gleicht eher einer Buchändler-Speculation, als einer Arbeit, welche das Publicum belehren, und von dem badenschen alten und neuen Lande eine befriedigende Idee beybringen kann. Rec. kann nicht einsehen, was der Zeichner oder Stecher dieser Karte damit wollte, jeden Grad, sowohl der Länge als der Breite, in 72 Minuten abzutheilen, obgleich die Zahlen nur bis auf 60 gehen. Auch die Projection ist nicht immer richtig. Mannheim, dessen Breite 49°, 29', 18" ist, liegt hier unter dem 49°, 30'; Heidelberg, dessen Breite 49°, 24', 43" ist, hat in der Karte 49°, 25'; Schwetzingen, dessen Breite 49°, 25', 4" ist, hat hier 49°, 23'; Bruchsal, mit der Breite von 49°, 6', 45", liegt in der Karte unter dem 49°, 0', also viel zu nördlich. Selbst die Lage der Stadt Karlsruhe, die in der Schrift nach Cassini's Berechnung zu 48°, 59', 55" angegeben ist, ist unrichtig gezeichnet, und hat in der Karte 49°, 1', 30". Da nun die richtige Lage, das erste Erfoderniß einer guten Karte, hier selbst bey den Hauptstädten fehlt, so ist leicht der Schluss auf das übrige Machwerk zu machen. Auch die gezogenen Landstraßen sind fehlerhaft. Die Straße von Bretten nach Bruchsal fehlt ganz, eben so die von Bruchsal nach Waghäusel; die von Durlach nach Karlsruhe geht nicht über Gottsau, — das hätte doch ein Karlsruher wissen sollen! — sondern schnurgerade; die von Knittlingen nach Bretten geht nicht über Gölzhausen, welches weit rechts bleibt; die Straße von Wilsloch nach Heidelberg geht durch Nussloch. Neckar-Gmünd liegt dicht an der Elzaz, oder wie der Fluß hier heist, Elsenzbach, wo er in den Neckar fällt. Die Zeichnung der Gebirge ist theils fehlerhaft,

theils sehr nachlässig gerathen, indem man aus dieser die Hohe und Wichtigkeit der Gebirge nicht absehen und diese von kleinen Hügeln nicht unterscheiden kann. Die Grenzen der Ämter sind auf der Karte bemerkt, auch die drey Haupt-Landestheile durch Farben unterschieden. Auf die außer Baden liegenden Orte ist vollends gar keine Rücksicht genommen worden.

R Th.

(Obige Recension ist bereits 1805 eingegangen.)

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Heinmerde und Schwetfchke: *Mikrographische Beyträge zur Entomologie und Helminthologie*. Von Dr. Karl August Ramdohr. 1ter Th. Auch unter dem Titel: *Beyträge zur Naturgeschichte einiger deutschen Monoculus-Arten*. Mit 7 Kupfert. 1805. VIII, zwey und 36 S., auch VII von dem Verf. gezeichnete und radirte Kupfer tafeln. 4to. (16 Gr.)

So gerecht von der einen Seite die Klage ist, daß in unseren gewinnflüchtigen Zeiten die Abbildungen und Beschreibungen eines und des nämlichen Naturkörpers ins Unendliche vervielfältigt worden sind: so gerecht ist auf der anderen Seite auch das Bedauern, daß wir von der Insekten- und Würmer-Welt nicht viel mehr als die äußere Schaafe kennen, daß der Organismus dieser untersten Classen der thierischen Schöpfung noch im dichten Nebel gehüllt liege, und daß in den neuesten Zeiten nur wenig glückliche Versuche zur Durchdringung dieses Nebels angestellt worden sind. Hr. R. ist ohne Zweifel einer von den Wenigen, die mit Erfolg daran gearbeitet haben, uns einen Theil dieser Naturgeheimnisse zu enthüllen. Möge er doch die nöthige Aufmunterung durch recht schnellen Absatz seines Werks erhalten, um es bey diesem ersten so gelungenen Versuche nicht bewenden zu lassen! Die Fresswerkzeuge der Insekten sind in den neuesten Zeiten von fleissigen und scharfsinnigen Männern mit einer Genauigkeit untersucht, die vielleicht bald wenig zu wünschen und nicht viel zu entdecken übrig lassen wird. Weniger glücklich sind neuerdings die Verdauungswerkzeuge dieser Classe geprüft, da wir in diesem Punct noch nicht viel weiter sind, als wir es gegen die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts waren. Auf eben dem Punct stehen wir leider noch mit der Untersuchung der Fortpflanzungswerkzeuge und der Erforschung der Generation. Um diesen letzten Theil erwirbt Hr. R. sich durch vorliegendes Werkchen besonders große Verdienste, und zwar durch Aufhellung der Naturgeschichte von der Gattung *Monoculus* im Linnéisch-Fabricischen Sinne dieses Wortes. Sechs Arten, von welchen drey zur Gattung *Cyclops*, eine zur Gattung *Cypris* und zwey zur Gattung *Daphnia* Ott. Fried. Müllers gehören, haben für dieses Mal dem Vf. den Stoff zu seinen genauen, wichtigen und ungemein interessanten Untersuchungen dargeboten. R. theilt den Lesern dieser Blätter auszugsweise einige Resultate dieser Untersuchungen mit. *Cyclops quadricornis* bey Linné und Fabricius der *Monoculus* dieses Namens und des *Podia Monoculus apus*, kommt häufig, nicht nur in fließenden und stehenden süßen Gewässern, sondern auch in salzigen Landseen vor. Hr. R. beschreibt ihn musterhaft genau nach seinen äußeren und inneren Theilen, sowohl

im jugendlichen, als erwachsenen Zustande, und berichtet bey dieser Gelegenheit einen Irrthum Müllers, der die Larve für eine besondere Thierart hielt, und sie unter dem Namen *Nauplius saltatorius* auführte. *Cyclops laciniatus*, welcher in den Fabricischen Schriften nicht aufgenommen ist, wird auch so genau, als es nach zwey Exemplaren (denn mehrere sah der Vf. nicht) möglich war, beschrieben; über die Fortpflanzungsweise konnten keine Beobachtungen angestellt werden. *Cyclops minutus*, *Monoculus minutus* Linn. und Fabr. kommt häufig im stehenden Wasser vor. Müllers Beschreibung des ausgewachsenen Thiers ist gut, in Ansehung der Larve liefs er sich aber zu Schulden kommen, daß er sie in den verschiedenen Perioden ihres Wachstums für drey verschiedene Thiere hielt, die er unter den Namen *Amydone Silena*, *Fauna* und *Baccha* auführte. *Cypris frigate*, bey Linné und Fabricius *Monoculus frigate*, wohnt im Frühjahr in kleinen Gräben mit schlammigem Boden; Hr. R. beschreibt sie mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit und erwähnt auch zwey besonderer Organe, welche er für männliche Zeugungstheile zu halten geneigt ist, deren eigentliche Bestimmung aber ihm unbekannt blieb, da er nie Gelegenheit hatte bey den Cyprisarten Begattungen zu beobachten. *Daphnia sima* und *longispina*, erstere der *Monoculus laevis*, und letztere der *Monoculus longispinus* des Linné und Fabricius, sind ihrer Fortpflanzungsweise und ungeheueren Fruchtbarkeit wegen äußerst merkwürdige Thierchen. *Status Müller* hielt die Daphnien für Hermaphroditen, welche ohne Begattung sich fortpflanzen; *Schäffer* hingegen erklärte sie für Zwitter, die zugleich männlichen und weiblichen Geschlechts, sich wechselseitig begatten. Diese beiden Meinungen prüfte Hr. R. näher, und fand nach wiederholten Beobachtungen bey der letzten Art: daß es in der That, jedoch nur im Frühjahr und Sommer, Weibchen gebe, die auch ohne Daseyn der Männchen fruchtbar sind, daß die Septembergeneration dieser, ohne Zuthun von Männchen fortpflanzungsfähigen Weibchen aus Individuen beider Geschlechter bestehe, welche gegen die Mitte des Octobers sich begatten und dann, den für sich fruchtbaren Weibchen das Leben geben. Die Fortpflanzungsweise der Daphnien hat also vieles mit der der Blattläuse gemein, und eine einzige Begattung ist hinlänglich, um mehreren Generationen die Fortpflanzungsfähigkeit zu ertheilen. In Ansehung der beynahe beyspiellofen Fruchtbarkeit der Daphnien ergaben die Beobachtungen des Vfs. das Resultat: daß eine Daphnie nur 10 Tage brauche, um zur Fortpflanzung tüchtig zu seyn, daß sie von da an zu sechs verschiedenen Malen jedesmal funfzehn Junge bringe, und daß die Bruten in drey Tagen auf einander folgen; mithin, daß ein einziges Weibchen, welches am ersten May zu gebären anfangt, schon zu Ende des Juny 1291370073 Nachkommen haben würde.

Die Kupfer zum Werkchen sind richtig und genau, obgleich von Seiten der Kunst wenig zu empfehlen. Doch ein Prachtwerk zu liefern, konnte und durfte des Vfs. Absicht nicht seyn; er wollte sich blofs verständlicher machen, und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Mit grossem Verlangen sieht Rec. den Fortsetzungen dieser Beyträge entgegen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A P R I L , 1 8 0 7 .

B O T A N I K .

DRESDEN, b. Pinther: *Flora universalis*, oder *naturngetreue Abbildungen aller bekannten auch der seltensten Gewächse*. 1—4 Heft. 1803. fol. In einem farbigen Umschlage. Jedes Heft von 12 colorirten unnummerirten Tafeln, ohne allen Text. (Erste Ausg. 10 Thlr. 16 gr. Zweyte Ausg. 21 Thlr. 8 gr. Beste Ausg. 48 Rthlr.)

Vom 2 Januar 1803 datirt, wurde ein Foliobogen einer Ankündigung dieser *Flora universalis*, der nun auch den gegenwärtigen Heften wiederum beyliegt, in Umlauf gesetzt. Nach allgemeinen, in schalen und schlechten Ausdrücken abgefaßten Erhebungen der Botanik, nach einer lächerlichen Umkehrung des Linnéischen Satzes: *Herbarium praeferat omni iconi*, nach manchen auf die bisher erschienenen botanisch. Kupferwerke geworfenen Seitenblicken, die zum mindesten viel Unkunde verrathen, wird der Plan oder Unplan der Arbeit aus einander gesetzt. Jede Pflanze soll auf einem besonderen Folioblatte oftmals mit vergrößerten Vorstellungen der Befruchtungsorgane „nur in Contour fein gestochen oder radirt, übrigens ganz mit guten stehenden Farben gemahlt, (also nicht etwa bloß in einem illuminirten Kupferstiche)“ geliefert werden. Der Linnéische Name (hat denn nur die Hälfte der jetzt bekannten Gewächse Linnéische Namen?), die Classe und Ordnung sollen auf der Tafel bemerkt werden, zwölf Blätter sollen ein Heft, zwölf Hefte einen Band machen, der auch ein Register erhalten wird. Pränumeranten und Subscribenten erhalten das Werk mit 25 p. C. Rabatt, jene noch jedes 12te Heft umsonst. Ärzte, Apotheker, Ökonomen u. s. w. können die sie interessirenden Pflanzen besonders heftweise unter den nämlichen Bedingungen erhalten. Auch soll auf Verlangen zu dieser Kupfersammlung ein „ausführlicher, die ganze Botanik umfassender Text, mit Hinsicht auf specielle Anatomie der Gewächse, Pharmaceutik, Medicin, Technologie, Oekonomie, Gartenkunst und Forstwissenschaft, durch einen“ (?) „oder mehrere der vorzüglichsten“ (?) — werden diese die Handarbeit unternehmen wollen?) „Botaniker bearbeiter“ werden.

Was sagt nun dieser Plan eigentlich? *Aller bekannten, auch der seltensten Gewächse* — möchten, nicht unmäßig gerechnet, jetzt etwa 30,000 seyn! Diese will Hr. P. sämmtlich abbilden lassen. Ja! wenn die Botaniker, die im Besitz der seltneren dieser Gewächse sind, ihre sehr oft einzigen Exemplare dazu herge-

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

ben wollen?! — Wir wollen nun einmal annehmen, es würden *alle* Messen vier solche Hefte, wie hier vor uns liegen, geliefert: so haben wir im Jahr — 96, oder — wir wollen setzen 100 Gewächse abgebildet, (es sollen schon viele Künstler beschäftigt seyn, um 100 Tafeln zu zeichnen und zu stechen, und — vielleicht nur 20,000 Blätter auszumahlen!). Nach *dreyhundert Jahren*, wenn Hr. P. und seine Nachfolger den zu einem so ungeheuren Werke nöthigen Verlag so lange haben werden, wird man also mit der Summe des *heute* Bekannten fertig seyn. Und wie vielmehr als 30,000 Pflanzen — sey es nur die doppelte Zahl — würde man dann kennen! Nun die Käufer. Wie viele möchten ein Werk anzuschaffen beginnen wollen, das nach 300 Jahren — doch noch etwas höchst Unvollständiges seyn würde. Jedes Exemplar dieses Werks, vorausgesetzt, daß Künstler, Kupfer, Papier, Alles im Preise in den 300 Jahren nicht steigt, würde — die wohlfeilste Ausgabe dem Subscribenten am Ende 4,800 Rthlr. die theuerste Ausgabe der Nicht-Subscribenten 28,800 Rthlr. kosten!!! Für die große Zahl der, meistens nicht reichen, Liebhaber wäre wohl das Werk nicht; den — weniger gelehrten Botanikern würde es andere Werke nicht entbehrlich machen. Und wie viele möchten wohl den jährlichen Aufwand, den wir aufs mindeste, wenn das Ganze in 300 Jahren fertig seyn soll, zu 16 Rthlr. angegeben haben, bestreiten mögen und können!

Wußte also der Verleger, was er unternahm? — Aber es war ihm wohl kein Ernst. So lange allgemein bekannte Blumen sich zu *gewöhnlicher* Zeichnung und *gewöhnlichem* Stich, zu *gewöhnlicher* Meißnischen Illumination darbieten, so lange das Publicum gutmüthig genug seyn wollte, die Speculation zu honoriren: so lange, dachte Hr. P., läßt sich ja so etwas unternehmen! Aber für das *gemeine* Werk bedarf es eines *besonderen* Aushängeschildes; denn die Sache ist schon zu oft practisirt! Kein genannter Botaniker weiß um das Unternehmen, leitet es, kein Name eines Verlegers, der enthusiastisch für Wissenschaft und Kunst schon Großes unternommen hätte, bürgt einigermaßen für den Ausgang.

Rec. hält es nicht unmöglich, daß ein Plan, dem gegenwärtigen ähnlich, *könnte* ausgeführt werden. Aber unter welchen Umständen? Es müßte ein *sehr* großer Ort, etwa *Paris* (einen zweyten wüßten wir kaum zu nennen), gewählt werden. Etwa 20 oder mehr anerkannt vorzügliche Botaniker, und vielleicht 60—70 Künstler müßten sich dem Werke widmen.

Wenigstens 3000 Blätter (aber nicht Folioblätter, sondern Quart-, vielleicht nur gr. Octavblätter,) müßten im Jahre fertig werden und erscheinen; eine große Regierung müßte Anfangs das Werk unterstützen. Und, was den Absatz betrifft, so müßte jede Classe, jede Ordnung, jede *Familia naturalis*, jedes Genus, so müßten officinelle, Haushaltungs-, Forst-, Zier-, und Pracht-Pflanzen, Giftgewächse u. s. w., das alles müßte einzeln zu haben seyn. Ja, es müßten nach einigen Jahren die Floren einzelner Länder, die *Alpengewächse* u. dgl. m. besonders verkauft werden; endlich müßten selbst dekaden- oder centurienweise ganz einzeln ausgewählte Blätter zu erhalten seyn. Dann wäre wohl Absatz genug; dann wäre wirklich für das Bedürfnis eines jeden wahrhaft und wesentlich gesorgt. Jeder könnte, nach dem, was ihn besonders interessirte, seine botanische Bibliothek vervollständigen; man vermöchte den Kostenaufwand und das Ende der Unternehmung abzusehn. Das ganze Werk würden wohl nur einige sehr große öffentliche Bücherschätze anschaffen können. Zu schwarzen, aber schönen Kupfern, wie die Blätter eines *Redouté* und *Sellier* würden wir auch nur rathen. Illumination kommt selten, vertheuert unendlich, und die Kunst steht sich beym kräftigen Stich auch allemal besser. Das ist ein Plan, den wir dem P. schen entgegensetzen, der aber wohl unausgeführt bleiben wird.

Wie sind nun aber die vier vorliegenden Hefte beschaffen? Ist vielleicht im Einzelnen Würdiges geleistet? Wir nähmen dann dankbar das Gegebene, und fäßen vom Riesenplane der Knabenphantasie ab.

Zeichnung, Stich und Illumination ist nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich. Man könnte indeß mit dem artistischen Gehalte des Werks zufrieden seyn, da wirklich der Preis von nur vier Groschen für eine ausgemahlte Foliotafel (für die Subscribenten, sechstehalb Groschen nicht völlig für die Nichtsubscribenten) gar nicht mehr zu verlangen berechtigt. Aber das wird doch den geschmackvollen Pflanzenfreunden unangenehm seyn, daß höchst ungleiches, und überall zu dünnes und schlechtes Papier genommen ist, daß ferner unter vielen Tafeln sich der Name und die Classe und Ordnung gestochen, (auch auf eine ungleiche Weise,) unter mehreren mit Dinte geschrieben (abermals bald so, bald anders,) ja — unter einigen gar nicht findet. Vielweniger aber, und fast gar nicht, kann man mit dem Scientificen der Ausführung zufrieden seyn. Wie alle ähnlichen Werke, die bloß das Product der Speculation sind, fängt auch diese *Flora universalis* mit höchst gemeinen, einem Jeden bekannten Pflanzen an. Der Inhalt des ersten Hefts ist z. B. folgender: *Anemone nemorosa*, *Ornithog. luteum*, *Iris variegata*, *Clematis integrifolia*, *Pelargon. glaucum*, *Amaryllis formosissima*, *Borago officinalis*, *Cheiranthus Cheiri*, *Saracenia purpurea*, *Arybutus Uva ursi*, *Alstroemeria fillegrina*, *Gloriosa superba*. Also, was sich vor den Thoren von Dresden, oder im ersten besten Blumengarten fand. Ferner sieht man, daß kein Botaniker das Unternehmen leitete; denn gerade so sind die Pflanzen vorge-

stellt, wie sie der Laie im Felde oder Garten abzubereiten pflegt, ohne Wurzel, fast immer auch ohne Frucht, oft bloß die Blume (wie vom *Iris varieg.*, *Gladiol. commun.*, *Aquileg. vulgar.*, *Amigdalus communis* — weil die Blätter später ausbrechen — *Lilium candid.* u. a.) Vollends das Werk des ganz Unkundigen verräth die Abbildung mehrerer Gartenblumen, die fast wie die Hausthiere, durch die lange Cultur so sehr ihrem wilden Zustande unähnlich geworden sind, daß der Botaniker die Form, die ihn angeht, gar nicht wieder erkennt. Belege sind *Aquileg. vulg.*, *Dianth. plum.*, *Primula veris* (gar eine gefüllte hochrothe Blume, einen Zoll im Durchmesser,) *Cheiranth. Cheiri* (ein recht schöner brauner Guldenschlack) u. a. Heißt das eine *Flora universalis* liefern? Allenfalls ein Blumenbilderbuch für Frauenzimmer mag es liefern heißen. (Eigentlich sollten wohl gar keine cultivirten Exemplare, oder doch nur im höchsten Nothfall, und nachdem ein Botaniker ihre nur noch unbedeutende Abweichung vom wilden Zustande bekräftigt hätte, gezeichnet seyn.) Von den Zergliederungen, wovon so viel gesprochen wurde, finden wir auch nur wenige. Bey weitem die meisten Tafeln sind ganz ohne eine andere, als die habituelle Vorstellung, deren Manier wir charakterisirt haben. Sechs Blätter, wenigstens in unserem Exemplar, sind, was wir schon andeuteten, ganz ohne Namen geblieben. Was soll der Käufer mit diesen machen?

Rec. setzt die Namen nicht her; denn, wie gesagt, die Tafeln haben gar keine Nummernbezeichnung. Man kann also nicht sagen, die oder die Tafel ist das oder das. Ja, die Verlagshandlung kann selbst diesem Mangel auch künftig nicht abhelfen. Sie kann sich mit den Abnehmern über die Tafeln gar nicht verständigen. Das Fabrikat ist überhaupt, wie aus dem bisherigen klar seyn wird, nicht für Botaniker, ja nicht einmal für Liebhaber der Pflanzenkunde. Wäre es das sonst aber auch; so würde es bey dieser sonderbaren äußeren Einrichtung, die die Eilefertigkeit zum Theil mag hervorgebracht haben, doch äußerst schwer seyn, die Abbildungen in wissenschaftlichen Werken zu citiren.

Also recht ernstlich würde es uns darum zu thun seyn, das Publicum vom Ankauf dieser *Flora universalis* abzuschrecken, und damit den Fortgang des Unternehmens, das gar zu nichts führt, zu hemmen: hätte nicht, einer öffentlichen Nachricht zufolge, Hrn. *Pinthers* Tod demselben höchst wahrscheinlich schon Grenzen gesetzt. Unser Urtheil, das durchaus nur durch das Interesse der Wissenschaft geleitet ist, und das sich hoffentlich in sich selbst rechtfertigen wird, kann also auch keine andere Absicht haben, als von ähnlichen Speculationen zurückzusehen. Denn, wahrlich, es ist hohe Zeit, daß die Kritik in Deutschland dem Strome unnützer Meßproducte die Grenzen anweise, die sie anzuweisen irgend in ihrer Gewalt hat, auf daß wir nicht beym Auslande den wohl erworbenen Ruhm hoher Wissenschaftlichkeit schmachlich verlieren.

KÖLN, b. Keil: *Vollständige Anleitung zur Vermehrung und Pflege der Obstpäume und zur Anlegung einer Baumschule im Großen*; nebst einer kurzen Übersicht der Geschichte der Obstkultur. Von *Constantin von Schönebeck*, Dr. der Heilkunde, Prof. der Geschichte und der alten Sprachen und Bibliothekar bey der ehemaligen Centralschule des Ruhrdepartements. 1806. VIII und 740 S. 8. (3 Thlr.)

In der Einleitung dieser schätzbaren Beyträge zur Pomologie ist die Rede von der Entstehung und Verbreitung der in Europa vorhandenen Obstsorten. Der Vf. ist nicht geneigt, die vielen edlen Apfel- und Birnsorten, welche man jetzt in Deutschland cultivirt, mit mehreren Schriftstellern von den in Europa einheimischen, sogenannten Holzäpfeln und Holzbirnen, herzuleiten; sondern er vermuthet, daß die reiche Natur ursprünglich edle Obstfrüchte, wenn gleich nicht in unseren Klimaten, hervorgebracht, und für die Vermehrung und Erhaltung jeder individuellen Art weislich gesorgt habe. Diese Meinung zu begründen, sammelte er die Zeugnisse älterer Schriftsteller, und sucht nun dadurch zu beweisen, daß die edlen Obstpäume aus Asien zu den Griechen und Römern und endlich zu uns gekommen seyen. Ganz richtig wird bemerkt, daß zu Theophrasts Zeiten der Wein- und Obstbau schon ziemlich weit in Griechenland verbreitet war, und daß man damals schon mehrere Obstarten zu unterscheiden gewußt habe; allein im Ganzen läßt sich aus den hier angeführten Thatfachen noch nicht schließen, daß alle jetzt bekannten edlen Obstsorten, am allerwenigsten die vielfältigen Ab- und Spielarten auch aus Griechenland abstammen, zumal da wir wissen, daß durch wechselseitige Befruchtung der Blüthen, leicht Varietäten entstehen. Wir können sogar den Ursprung und das Vaterland mancher Hauptarten nicht genau angeben, theils weil die alten Schriftsteller in Ansehung der Nomenclatur nicht immer übereinstimmen, theils weil durch Übersetzungen älterer Schriften hie und da Irrthümer entstanden sind. Beweise hievon führt selbst unser Vf. „Theophrasts *Kokkümelea* sind keine Pflaumen, sagt er S. 38. Dadurch, daß spätere Schriftsteller, Dioskorides, Galen, Athenäus u. a. m. die wahren Pflaumen ebenfalls mit dem Namen *Kokkümelea* bezeichneten, und weil Plinius die *Kokkümelea* *Prunus Aegyptia* nennt, ward Theophrasts erster Übersetzer, Theodor Gaza, veranlaßt, *Kokkümelea* durch *Prunus*, Pflaumen, zu dollmetschen.“ Höchst wahrscheinlich gehört Theophrasts *Kokkümelea* zu einer anderen Gattung und ist vielleicht die *Persea* der Alten, welche, Schrebers Untersuchungen zufolge, *Linne's cordia myxa* seyn soll; denn Theophrasts *Persea* (*Hist. Plant. IV. 2. p. 286*) scheint von *Laurus Persea* Linn. nicht verschieden zu seyn.

Das Ganze des Obstbaues umfaßt der Vf. in 2 Büchern. Im ersten hat er die theoretischen Grundsätze nach der Vegetation erklärt und mit beständiger Hinsicht auf das praktische Verfahren zu entwickeln gesucht. Im 1. Kap. theilt er die Gewächse nach ihrer Lebensdauer in 4 Classen, nämlich: in perennirende, einjährige, zwey und dreyjährige (!) Gewächse. Er-

fahrungen haben zwar gelehrt, daß man die Lebensdauer der ein- und zweyjährigen Gewächse durch Kunst verlängern kann; allein hieraus folgt nicht, daß wir eine 4te Classe aufstellen müssen. Eben so irrig ist die Beschreibung und Bestimmung der Halbsträucher, S. 76: „ein Halbstrauch hat zwar mehrere holzige fort-dauernde Stengel, erhebt sich aber nur zu der Höhe von Kräutern.“ — Halbsträucher nennen wir diejenigen Pflanzen, deren Stengel am unteren Theile auch im Winter ausdauern, oben aber krautartig sind, und alljährlich eingehen. Z. B. bey einigen Arten der Gattung *Rubus* u. a. m. Oft ist ein Strauch, wenn er in ein anderes Klima versetzt wird, ein Halbstrauch, z. B. die *Amorpha fruticosa*, wenn sie bey uns im freyen Boden steht. Dann sagt der Vf. im 2. Kap. S. 81: „Die kleinen Stacheln, die unmittelbar aus dem Holze junger Birnwildlinge und des Weißdorns hervorkommen, sind ohne Zweifel nur unvollkommene Dornen, wovon sich nur die Spitze entwickelt hat.“ Eine Stachel (*Aculeus*) kann schon deswegen kein unvollkommener Dorn seyn, weil diese Waffen in Ansehung ihres Ursprungs und Standortes verschieden sind; indem die Stachel aus der Rinde entspringt, hingegen der Dorn (*Spina*) aus dem Holze hervorgeht. Im 3. Kap. entwickelt der Vf. die Begriffe von Erregbarkeit, Erregung, Reizbarkeit oder Lebenskraft der Gewächse, und wendet die Erregungstheorie auch auf das Pflanzenreich an. — Die folgenden Kap. handeln von Ciesäßen und Bewegung der Säfte, von Einsaugung und Ausdünstung, von verschiedenen Stoffen, Ernährung und Wachsthum der Pflanzen. Über das Erfrieren der Gewächse macht der Vf. treffende Bemerkungen, und giebt auch einige Mittel an, die Obstpäume vor dem Froste zu bewahren. Unter andern wird der vom Ritter *Bienenberg* erfundene, sogenannte Frostableiter beschrieben. „Man hat auch Frostableiter, heißt es S. 144, indem man Seile von Stroh mit dem einen Ende an die Spitze des Stammes blühender Bäume knüpft, und das andere Ende in ein, etliche Schritte vom Baume freystehendes, Geschirr mit Wasser leitet.“ Rec. kann die Anwendung des Apparats durchaus nicht empfehlen, und diese Frostableiter als ein sicheres Mittel anerkennen, indem ihre Wirkung nur auf Einbildung zu beruhen scheint. Auch Diet. verwirft sie. Im 9 und 10 Kap., wo von natürlicher und künstlicher Vermehrung der Gewächse, Entstehung der Obstsorten und natürlichen Familien die Rede ist, finden wir manche nützliche Bemerkungen und Winke über die vielfältigen Vermehrungsmethoden, Bestimmung und Unterscheidung der Obstarten, welche besonders den Anfängern belehrende Unterhaltung gewähren. Wenn nun aber der Vf. S. 312 hinzufügt: „Läßt sich in der That etwas seltsameres denken, als wenn Linné Apfel, Birnen und Quitten unter das einzige Geschlecht des *Pyrus* versetzt, wovon *Pyrus communis*, der Birnbaum, *Pyrus malus*, der Apfelbaum, und *Pyrus Cydonia*, als Arten, und alle Apfel- und Birnsorten nur als Abarten angeführt werden?“ so erinnert er sich nicht an die Grundsätze des Linnéischen Pflanzensystems. Die Gattungskennzeichen der Birne (*Pyrus*): *Cal. 5 — fidus. Petala 5. Pommum*

inferum, 3 *loculare*, *polypermum* passen auch auf Apfel und Quitten, wovon sich der Vf. bey genauer Beobachtung der Blüthen vollkommen überzeugen konnte. Der Botaniker bekümmert sich weniger um die mannichfaltigen Ab- und Spielarten, sondern überläßt die Bestimmung und Eintheilung derselben den Pomologen.

Das zweyte Buch enthält nicht allein des Vfs. eigene Beobachtungen und Erfahrungen, wozu ihm seine Obstpflanzung die schönste Gelegenheit darbot, sondern auch die wichtigsten Lehren und Meinungen alter und neuer Schriftsteller. Das 1 Kap. eröffnet interessante Betrachtungen über Anlegung der Baumschulen, Verbesserung des Bodens, und Einfriedung der Gärten. Da die theoretischen Grundsätze der Obstpflanzkunst schon in dem ersten Buche dieses Werks erklärt worden: so glaubt der Vf. sich jetzt desto kürzer fassen, und den Leser auf jene verweisen zu dürfen. Allein wir finden auch in diesem zweyten Buche häufige Wiederholung des bereits Gesagten, und noch überdies manche allgemein bekannte gärtnerische Geschäfte sehr weitläufig abgehandelt, wie z. B. das Rajolen und Graben der Beete. S. 419 hat der Vf. die zu lebendigen Hecken dienenden Bäume und Sträucher angezeigt. Der Hollunder *Sambucus nigra* wächst zwar schnell, giebt aber keine gute Hecke, desgleichen *Rubus fruticosus* und *Clematis vitalba*. Dann hätte bemerkt werden können, daß *Ilex aquifolium* nur im leichten, sandigen Boden am besten fortkommt, und dem Zweck der Anpflanzung entspricht. Der Schwarzdorn (*Prunus spinosa*) schickt sich deswegen nicht gut zu Hecken, weil er mit seinen Wurzelausläufern tief ins Land hinein wuchert. Rec. setzt noch hinzu: *Robinia pseudacacia*. Das 2 Kap. enthält treffliche Anweisungen, die Obstbäume aus Saamen zu erziehen, und die Stämmchen nach ihrem Wuchs und ihrer Größe in die Pflanzungen zu versetzen, wozu die S. 458 beygefügte Tabelle eine bequeme Übersicht liefert. Eben so gehaltreich als unterrichtend sind die

folgenden Kapitel: über die Veredlung, Pflege und Bildung der Obstbäume. Die Baumkrankheiten, welche im 7 Kap. ziemlich vollständig abgehandelt werden, sind entweder allgemein oder örtlich. — Allgemeine Krankheiten nennt man sie, wenn alle Theile des Baumes ergriffen werden, und der ganze Organismus desselben leidet; die örtlichen Krankheiten zeigen sich aber nur an einem Theile, und entstehen oft durch beträchtliche Verletzungen der Rinde u. s. w. Der feuchte Brand und der Baumkrebs sind unstreitig die gefährlichsten Krankheiten der Bäume. Nach den Beobachtungen des Vfs. entsteht der Baumkrebs durch hitzigen Mistdünger, vorzüglich bey dem Apfelbaum. Was nun die Heilmittel gegen die Baumkrankheiten betrifft, so gesteht der Vf. selbst, daß man auch hier nichts Vollkommenes zu erwarten habe. — Die verschiedenen Larven von der Gattung *Cerambyx*, welche sich oft tief in die Stämme der Bäume einbohren, und hier Schrotwürmer genannt werden, soll man mit einem, unten hakenförmig gekrümmten, Drath herausziehen oder zerstoßen; oder wenn man sie nicht antreffen könne, so soll man ihnen durch Auftrag eines Firnisses die Luft benehmen, um sie zu ersticken!! Bey der Vollständigkeit der Bäume hat auch Rec. das sogenannte Aderlassen oder Schröpfen sehr heilsam gefunden.

Daß übrigens der Vf. die Behauptungen einiger Schriftsteller mit Gründen widerlegt und ihre Lehrmethoden nach gegenwärtiger Beschaffenheit unserer Gartenanlagen und nach dem Geiste der Zeit geregelt hat, gereicht ihm zur Ehre und den Lesern zum Vortheil; nur können wir nicht billigen, daß er die Beobachtungen, Meinungen und Hypothesen der Pflanzen-Physiologen zu weit ins Detail verfolgt, und dadurch sein Buch unnöthiger Weise vergrößert hat. Dagegen wäre ein synonymisches Verzeichniß der Obstbäume, die sich für unser deutsches Klima am besten schicken, sehr nützlich, und könnte zugleich den Baumpflanzern zum Leitfaden dienen. H. D.—ch

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Methode, leinene und baumwollene Zeug zu waschen, zu bleichen und zu trocknen*. (Auch unter dem Titel: *Fortgesetzte Nachträge zur vollständigen Bleichkunst von O'Reilly und Chaptal*. Aus dem Französischen herausg. von D. E. G. Eschenbach, Prof. zu Leipzig. 1806. 94 S. 8. Mit 8 Kupfern. (1 Thlr. 12 gr.) Chaptal's Erfindung, durch Dämpfe zu bleichen, ist hier auf die gewöhnliche Wäsche angewendet worden, und man erhält eine genaue und ausführliche Anleitung zu dem dabey nöthigen Verfahren. Im Großen mag es seinen Nutzen haben, ungeachtet uns die Anpreisung etwas übertrieben scheint; aber im Kleinen werden die dazu erforderlichen Anstalten große Schwierigkeiten verursachen. In unseren Gegenden, wo die kohlenfaure krystallisirte Soda sehr theuer ist, läßt sich das vorhergehende Waschen mit kohlenaurer Soda, worauf hier viel gerechnet wird, ebenfalls nicht anwenden. Das Bestreichen der schmutzigen Stellen mit trockener Seife erfordert auch eine große Aufmerksamkeit und viel Zeit, die man gerade in den mehresten Haushaltungen am liebsten ersparen möchte. Die Fehler der alten gewöhnlichen Wäsche sind überdies nicht überall so groß, als sie hier vorgestellt werden. Man reibt auch die Seife an vielen Orten trocken auf, man windet und reibt und schlägt das Zeug nicht überall so heftig, als hier gesagt wird. Auch sind die Wirkungen der Aschenlauge nicht von so schlimmen Folgen; Rec. kennt Haushaltungen, wo man ohne Seife mit Lauge wäscht, die durch Kalk geschärft ist, ohne einen starken Abgang des Zeugs zu spüren. Vielleicht ließe sich sogar diese Methode durch gehörige

Vorsicht zur Wohlfeilheit machen; denn die Seife macht den theuersten Artikel bey der Wäsche aus. Übrigens verdient dieser Gegenstand eine genauere chemische Untersuchung, worauf auch hier zu wenig Rücksicht genommen ist. L. R.

SCHÖNE KÜNSTE. Dresden, b. Arnold: *Historien ohne Titel*, von Friedrich Lamm. *Erstes Bündchen*. 1804. 240 S. *Zweytes Bündchen*. 1806. 190 S. 8. (2 Rthlr.) Die Leichtigkeit der Composition, die Lamm's Schriften besonders auszeichnen, vermißt man auch hier nicht. Seine Erzählungen — mit oder ohne Titel — sind oft nichts weiter, als ein kleiner Schlenkerang an das Ufer des menschlichen Lebens, der uns das stillere oder lautere Weilen der mit dem Leben beschäftigten gewahr werden läßt. Charakteristischer würde man also diese Sammlung von Erzählungen Historien im Vorbeygehn nennen können: denn in der That haben sie nicht nur alle den Anschein, als wäre ihr Inhalt im Vorbeygehn aufgegriffen, sondern auch der Ton der Erzählung würde in dieser Benennung mit angedeutet seyn. Da man aber bey einem ewigen Vorbeygehn leicht in Gefahr kommen kann, nachlässig zu werden und leichtsinnig, so wird auch Hr. L. auf seiner Huth seyn müssen, damit er sich nicht dieser Gefahr Preis giebt. — Die Überraschungen (No. 2 im ersten Bande) und Machilde und August (No. 1 im zweyten Bande), die Fortsetzung der Überraschungen haben Rec. vorzüglich gefallen, wahrscheinlich weil die eigenthümliche Manier des Vfs. vom Inhalte der Erzählung weniger behindert wurde. III, 4.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 A P R I L , 1807.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Bemerkungen über die Wirkung und vortheilhafte Anwendung des Stosshebers (Bélier hydraulique)*. Nebst einer Reihe von Versuchen, mit verschiedener Anordnung dieser neuen Wasserhebungsmaschine, von Joh. Albt. Eytelwein, königl. preuss. geheimen Oberbaurathe, Director der kön. Bauakademie u. s. w. 102 S. 4. und 3 Fol. Kupfertafeln. (1 Thlr. 16 gr.)

Der verdiente Vf. dieser Abhandlung über die Beschaffenheit und Anwendung einer sehr einfachen Maschine, deren Erfindung unter mehreren rühmlich bekannten praktischen Mechanikern zweyer Nationen, den Gebrüdern Montgolfier und Hr. Armand in Paris, und Hr. Boulton in Birmingham streitig ist, hat sich durch eine Reihe so mühsam als sorgfältig und einsichtsvoll angestellter Versuche über die Wirkung derselben zum Wasserheben, ein desto ausgezeichneteres Verdienst erworben, als seither noch gar keine befriedigende theoretische Erklärung davon im grossen Publicum bekannt war. Nur eine sorgfältige Untersuchung und Vergleichung der Umstände, unter denen diese Maschine verschiedene Wirkungen leistet, kann darauf leiten; und Rec. stimmt gern dem Wunsche des Vfs. bey, daß die Aufstellung einer befriedigenden Theorie eine Folge der Bekanntwerdung dieser Versuche seyn möge. Auf eine sehr genügende Beschreibung der Maschine, sowohl nach ihrer ursprünglichen Einrichtung, als nach den von dem Vf. getroffenen Abänderungen, folgt die Aufzählung der Versuche über ihre Wirkung, nach mannichfaltigen Veränderungen in den Verhältnissen und der Einrichtung der einzelnen Theile der Maschine, so wie mit Maschinen von verschiedener Grösse: wo Umstände dabey eintreten, die besondere Bemerkungen veranlassen konnten, da sind diese in Anmerkungen beygefügt. Beide sind keines Auszuges fähig, indem eine nähere Beschreibung der Maschine selbst ohne Kupfer so wenig verständlich seyn würde, als eine nähere Erwähnung der damit angestellten Versuche ohne genauere Kenntniss ihres Baues und Spieles. Für diejenigen, denen diese Maschine noch unbekannt ist, mag es hinreichen zu erwähnen, daß sie, nach ihrer ursprünglichen französischen Einrichtung, nachdem sie mittelst einzelner Bewegungen eines Ventils einmal in Gang gebracht worden, durch ein, vermittelt eines ununterbrochenen Zuflusses von Wasser

S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

von einer bestimmten Höhe, sich ganz allein erhalten: des Spiel von zwey Ventilen, eine beträchtliche Menge Wasser zu beträchtlichen Höhen über den Wasserpafs desjenigen Wassers hebt, dessen Zuflufs sie in Bewegung setzt, und vorzüglich da anwendbar ist, wo man mittelst eines Aufstaues oder Gefälles, und einer als Kraft zu benutzenden Wassermenge, einen Theil dieses Wassers auf eine beträchtliche Höhe erheben will. Aus den unter mannichfaltigen Umständen und Veränderungen der Einrichtung der festen Theile der Maschine, der Beschaffenheit und des Spieles der beweglichen, angestellten Versuche über ihre Wirkung, leitet der Vf. noch die Bestimmung der vortheilhaftesten Verhältnisse und Beschaffenheit für die Wirkung, sowohl der festen Theile der Maschine, z. B. der Leitungsröhren, und derjenigen in welchen das Wasser steigt u. s. w.; als ihrer beweglichen, der Ventile, so wie des Spieles und der Eigenschaften der letzteren her; stellt auch Vergleichen der Wirkung der Maschine mit von ihm angegebenen Abänderungen ihrer ursprünglichen Einrichtungen, und ihren Wirkungen nach dieser ursprünglichen Einrichtung an, und zeichnet darauf die Umstände aus, unter denen sie vortheilhafter wirkt, (d. i. mit gleichem Aufwande oder für den Gang der Maschine unbrauchbar werdender Menge Wasser, eine grössere Menge Wasser auf eine bestimmte Höhe hebt,) als durch oberflächliche, und durch unterschlächtige Wasserräder getriebene Pumpenwerke. Am Ende ist noch die Beschreibung dieser Maschine nach Hn. Boulton's Einrichtung angehängt, nach welcher sie dazu eingerichtet ist, um mittelst eines schnellfließenden Baches, oder überhaupt eines Druckwassers, Wasser aus einer Tiefe zu heben; wodurch einiges an ihrem Baue sich verändert. In einer Nachschrift ist noch Hn. Prof. Wrede's Versuch einer Erklärung von dem Steigen des Wassers im Stossheber nach bekannten Gesetzen der Mechanik erwähnt (im 19 Bande der Gilbertschen Annalen der Physik), in welcher der Vf. eine der am angeführten Orte von Hn. Wrede gegebenen Erklärungen von der Wirkung dieser Maschine vindiciren zu wollen scheint.

... l. r.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Kaufmännische Arithmetik oder allgemeines Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten (?) und deren Zöglinge*. Herausgegeben von Joh. Philipp Schellenberg, Lehrer der Arithmetik und Handlungswissenschaften. Erster Cursus in 2 Theilen. 1805. 530 S. Zweyter Cursus 320 S. 8. (beide 4 Thlr.) Hr. Schellenberg, schon aus mehreren Schriften, be-

sonders aus seinem *Hand- und Hilfsbuch für angehende Kaufleute* u. s. w. bekannt, hat hier ein neues Werk geliefert, das sich bloß von seinen älteren Brüdern durch die größere Dicke auszeichnet, sonst aber ihnen an Leereheit und Unvollkommenheit in allen Stücken gleicht. Es besteht größtentheils aus Excerpten, wovon nur selten die Quellen genannt sind. Dabey sind die gebrauchten Schriftsteller so treu copirt, daß öfters grobe Fehler der Originale beygehalten werden. Z. B. im zweyten Curfus S. 158 wird bey der Geschichte von der Erfindung der Wechselbriefe gesagt, daß solche bey der Gelegenheit entstanden wären, als im XIV Jahrhundert unter dem Kaiser Conrad III die Guelphen die Gibellinen aus Amsterdam vertrieben hätten. Conrad III lebte im 12 Jahrhundert, aus einigen elenden Fischerbüchern steht es wörtlich in dem *Hand- u. s. w.* (Stuttgart 1802); und finden sich mehr. Da das Meiste aus anderen Schriften ist, so kann

man leicht erachten, daß solche gar nicht zusammenfaßt: auch das Wenige, das Rec. selbstständig scheint, ist ganz gewöhnliche Arbeit, die man in anderen Rechenbüchern besser findet. Im *ersten Curfus* handelt der Vf. zuerst vom Zählen, Lesen und Schreiben der Zahlen (?) und sagt „Rechnen heißt: aus einigen als bekannt angegebenen Zahlen eine verlangte unbekannte Zahl ausfindig machen.“ Warum denn Eine? Wie oft enthält nicht eine Aufgabe viele unbekannte Zahlen! Nicht besser sind die folgenden Abschnitte abgehandelt. Der Vf. will eine Art von synthetischer Lehrart befolgen, und verfällt darüber in sehr platte Definitionen z. B. S. 16: „Addiren oder Zusammenzählen heißt: einige gegebene Zahlen, welche Posten genannt werden, in eine einzige Summe zusammennehmen“ u. s. w. Addiren ist diejenige Rechnungs-Operation, welche lehrt, aus allen Theilen, die mögen gleich oder ungleich seyn, das Ganze zu suchen. Die verschiedenen Arten zu addiren vermisst man ganz. Auch besteht die *beste Probe der Addition* nicht darin, daß man das Exempel zweymal addirt, sondern aus der Subtraction der einzelnen Aggregate von der Hauptsumme, oder, da dieses gewöhnlich zu weitläufig ist, daß die herübergewonnenen Einheiten der niederen Classen ausgeworfen werden. Eben so dürftig sind die übrigen Species abgehandelt. Bey der Division bleibt immer noch die alte Methode, da es doch besonders für den Kaufmann zum Geschwindrechnen notwendig ist, nicht nur unterwärts, sondern auch ohne Hinzusetzen der einzelnen Quotienten-Producte zu dividiren. Bey der Multiplication und Division benannter Einheiten, oder, wie es hier heißt, *ungleichbenannter Zahlen*, hätte die Erläuterung solchen beygefügt werden, welches z. B. das Product und der Quotient sey, wenn man Thaler mit Thalern, Pfund mit Pfund u. s. w. multiplicirt oder dividirt. Der 20. und 21. Abschn. enthält die Rechnungsarten mit gemeinen und Decimal-Brüchen, ebenfalls hochst, mißthätig. Schon der Anfang der Definition eines

Bruchs ist sehr einseitig: „Jede körperliche Größe, z. B. einen Apfel, einen Tisch, ein Stück Geld u. s. w. kann man sich aus Theilen zusammengesetzt vorstellen u. s. w. Ein Bruch eines Tisches ist körperlich gar nicht denkbar, bloß der Werth desselben läßt sich in Brüche zertheilen. Bey der Verkleinerung der Brüche sollte man das allgemeine Kennzeichen von der Aufhebung der Zahlen finden, aber bloß von 2, 3, 4, 5, 6 und 9 sieht es da; so fehlt auch gänzlich die Erläuterung der Ketten-Brüche, die doch so außerordentlichen Nutzen in der kaufmännischen Rechenkunst bey Vergleichung der Münzen, Maße u. s. w. gewährt. Auch die Decimal-Brüche sind nur unvollkommen abgehandelt. Der 12 — 18 Abschnitte enthält die *Proportions-Rechnung*, *Regel detri*, *Regel quinque*, *Kettenregel*, *Regula multiplex*, *Gesellschaftsrechnung*, *niedere und höhere Praktik*. Die Proportions-Rechnung ist hier noch am besten aus Behrends abgehandelt; das Ubrige ist alles ganz alltäglich, wie man schon aus den veralteten Benennungen Regel multiplex und Praktik schließen kann. Besonders ist die Kette sehr unvollständig dargestellt; auch bey den sogenannten niederen und höheren Praktik bringt der Vf. eine Menge Vortheile an, wobey das Papier mehr als der Kopf gespart wird. Z. E. die älteren Viennischen Schlüssel mit 25, 40, 81, 121 Groschen u. a. m. Wenn ein Anfänger einmal die wahren Gründe der geometrischen Proportion mit ihren Verwandlungen wohl begriffen hat: so wird er bald von selbst Vortheile im Ausrechnen bemerken und anbringen lernen, ohne ängstlich darnach zu haschen.

Der *zweyte Curfus* soll die Anwendungen der im ersten gezeigten Methoden auf kaufmännische Vorfälle, oder die eigentliche kaufmännische Arithmetik enthalten. Aber dieser Theil ist noch weit schlechter und unvollkommener gerathen. Das Ganze besteht nur aus Bruchstücken; Alles ist nur oberflächlich, dafür aber eine Menge unnützer Sachen. Was soll z. B. die 30 Seiten lange Darstellung aller Wechsel-Schemata in fremden Sprachen (S. 154 — 185) hier nützen? So ist auch die S. 284 — 298 aus einer älteren Ausgabe des Neikenbrecher abgeschriebene Münz- und Maßvergleichung ein bloßer Lückenbüßer, denn zum eigentlichen Gebrauch ist sie viel zu unvollständig. Dagegen mangelt alle wahren hieher gehörigen kaufmännischen Rechnungsaufsätze, als Münz- und Wechsel-Ristretto's, Verkaufs-Noten u. s. w. Dadurch geht die schöne Darstellung dieser Vorfälle nach doppelter Buchhaltung verloren. Die so wichtige Lehre von der Calculation fehlt ebenfalls; der Vf. verspricht zwar solche gratis nachzuliefern; allein bey gehöriger Auslassung so vieler unnützer Sachen, wäre dieser Aufschub vermieden worden. Der jetzige Inhalt besteht aus der Geld-, Agio- und Disconto-Berechnung, wie auch Wechsel-Reductionen, Arbitragen und Commissionen. Aber das Meiste ist zusammengetragen, abgebrochen und fehlerhaft. Z. E. S. 81 wird gesagt, der Disconto bey Wechseln werde in 100, d. h. bey 6 P. C. anstatt 100 nur 94 berechnet: ganz falsch. Auf 100 d. h. für 100 nur 100, oder allgemein

$100 + p : 100$ (wo p die pro Cent bedeutet) muß die Proportion für die baare Zahlung und $100 + p : p$ für den Disconto allein seyn. Denn dieser Disconto ist nichts als die einfache Interesse für frühe Zahlung; wenn nun die Zeit $= Z$, das zu rabattirende Capital $= C$ die baare Zahlung dafür $= B$, so ist die Interesse von B $\frac{pBz}{100}$, Capital und Zins zusammen $B + \frac{pBz}{100} = C$,

woraus man erhält, wenn man $Z = 100 + p : 100 = C : B$, für p allein aber $B : C = B = 100 : p$. Auch ist es irrig, bey der Berechnung schlechterer Münzsorten gegen bessere, den Verlust (Damno), wie hier S. 99. Agio zu nennen, es muß auch Disconto heißen. Die Berechnung der Münzen nach dem Stück, die gebräuchlich *al Peso* genannt wird, verändert der Vf. in *al Pezza*; wollte er ja von der eingeführten Gewohnheit abweichen, müßte es *alla Pezza* heißen. Bey der Berechnung der pro. Cente werden die Illingschen Special-Regeln angeführt, bloß um Papier zu füllen. Denn der Vf. gesteht selbst, daß sie wenig taugen, weil zu jedem einzelnen Viertel-pro Cent eine eigene schwer zu merkende Regel ist. Bey der Supporto-Rechnung ist es ein grober Fehler, wenn gesagt wird, das Jahr werde zu 360 Tagen gerechnet. Dieses ist nur bey Berechnung der kaufmännischen Interesse in Conto-Correnten, sonst gar nicht der Fall. Beym Discountiren, bey den Verfalltagen u. s. w. wird der Monat, wie er fällt, gerechnet: selbst die bekannten Proportionalzahlen zur Conto-Corrent-Interesse 6000, 7200, 9000 u. s. w. vermißt man. Interesse auf Interesse, meynt der Vf., komme selten vor, da sie doch die Grundlage der ganzen politischen Rechenkunst ist. Daß man nichts von der Anwendung der Logarithmen findet, ist leicht zu erachten. Ganz kurz und unvollständig sind die Wechsel-Arbitragen und Commissionen vorgetragen: keine Probe durch Ausführung, keine Darstellung durch Differenz u. s. w., nichts als magere Compilation. Den Beschlufs machen eine Menge Übungs-Exempel mit ihren Facits. Dies ist das einzige wahrhaft Nützliche der ganzen Schrift, besonders für angehende Lehrer; alles Übrige wird ihnen wenig helfen.

W + A.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Reductions-Tabellen, welche enthalten eine Reduction der in den Provinzen Ost-Weft-Neuost- und Süd-Preussen, Litthauen und Schlessen vorkommenden Feldmaße, sowohl nach deren Längen als Flächen in das jetzt festgesetzte magdeburgische, und umgekehrt. Nebst einem Anhang, in welchem die Verhältnisse, der in Litthauen und dem ehemaligen Polen vorkommenden Getreide-Flüssigkeits- und Gewichts-Maße gegen das berliner aufgestellt sind. Berechnet und herausgegeben durch Albert Lange, königl. Conductor der etc. Kammer zu Calisch. 1805. 31 S. gr. 8. (10 Gr.)*

Da die Längen, Flächen- und Körpermaße auch in Polen, wie allenthalben, sehr verschieden sind, und

diese Verschiedenheit insbesondere in dem königl. preuss. Antheil von Polen mancherley Irrungen veranlaßte: so machte sich der Vf. das Verdienst, die bestehenden Längenmaße mit dem rheinländischen Fuß und die Flächenmaße mit dem magdeburgischen als allgemein in den königl. Staaten eingeführten Normalmaßen zu vergleichen, und dieselben in tabellarische Form zu bringen. Außerdem giebt er die nöthigen Anweisungen zum Gebrauch dieser Tabellen. In einem Anhang sind auch die Getreidemaße, die Maße für Flüssigkeiten nach ihrem Inhalt berechnet, und das polnische Gewicht mit dem berliner combinirt; so daß die Arbeit des Vf. besonders für dortige Gegenden Verdienst hat, zumal da er seine Data meistens aus autorisirten Quellen nehmen konnte.

M. F. T.

ALTONA, b. Hammerich: *Vierzehnhundert Aufgaben zur Übung im bürgerlichen und kaufmännischen Rechnen*, von J. Kroymann, Lehrer des Schreibens und Rechnens am Gymnasium in Altona 1805. 300 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. meynt zwar, daß man nicht durch strenge Theorie, sondern durch eine Menge praktischer Aufgaben Anfänger zu guten Rechnern bilden werde, und glaubt durch eine beynahe 50jährige Erfahrung von dem Vorzuge dieser Methode überzeugt zu seyn: allein wer wird ihn hierin beypflichten? Eben dadurch, daß man durch bloßes mechanisches Ausrechnen der Exempel den Mangel gründlicher Beweise ersetzen will, entstehen so viel schlechte Rechner. Hat hingegen der Schüler theoretische Gründe, und ist er abstracter Auffösungen gewöhnt: so wird er auch, ohne sich mit einer Menge Exempel zu ermüden, von selbst die Anwendung auf jeden schwierigen Fall zu machen wissen, besonders wenn er gewohnt ist, Gleichungen zu gebrauchen. In diesem Betracht kann Rec. den großen Nutzen nicht einsehen, den diese Anzahl Exempel Anfängern verschaffen soll, weil sie sämtlich zwar das Facit bey sich führen, aber nicht im geringsten die Wege, wie es gefunden wird, zeigen. Angehenden Lehrern können sie zwar ihren Unterricht in etwas erleichtern; aber, um ganz zweckmäßig zu seyn, mußten die Aufgaben nicht nur besser ausgewählt, sondern auch größtentheils deutlicher und bestimmter vorgetragen werden. Die sämtlichen kaufmännischen Aufgaben enthalten bloß solche Exempel, welche mit einem einzigen Kettenfatze, ganz nach dem gewöhnlichen Schlendrian, berechnet werden, und gehen meistens auf wenig vorkommende Fälle, die mehr dienen dem Schüler, unnöthige Ziffern mahlen zu lassen, als ihm praktische Berechnungen mitzutheilen. Weit zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn der Vf. auch das weite, immer noch nicht zuviel bearbeitete Feld der Wechsel-Arbitragen und Commissionen, der Waaren-Calculatien, des Stegens und Fallens der Course und Preise u. s. w. benutzte, und mehrere Aufgaben daraus angeführt hätte. Aber diese vermißt man gänzlich. Selbst zusammengesetzte Wechsel-Reductionen mangeln. Bey dem

fogenannten bürgerlichen Exempeln konnten deren aus der Leibrenten-Combinationsberechnung u. a. m. angeführt werden; aber auch hier sind lauter Lücken. Von dem Mangel an Deutlichkeit bey der Angabe mehrerer Aufgaben nur folgende Probe. S. 33: „Gleichen Antheil haben A, B an 7 Kupen 1 Fafs, „B. C an 11 Kupen, 1 Tonne, 2 Ähmchen, und A. B. C an 13 Kupen, 15 Ähmchen, 18 Mafs Bier. Wie viele Mafs gehören einem Jeden?“ Auch durch Gleichungen ist ohne Hülfe des Vfs. der wahre Sinn dieses Exempels nicht heraus zu bringen, viel weniger von Anfangern: und Rec. weifs selbst nicht recht wie's gemeint ist; wenigstens hätte das Verhältniß der Theile deutlicher bestimmt werden sollen.

W + A.

ERLANGEN, b. Palm: *Grundlehren von den Formen, Differenzen, Differentialen und Integralen der Functionen*, nebst den Principien der Anwendung derselben auf die Auflösung mathematischer Probleme u. s. w. von Ch. L. Rösling, Dr. der Philos. und Privatlehrer der Mathematik zu Erlangen. *Erster Theil*. 1805. 450 S. gr. 4. (4 Thlr.)

Der Vf. hatte bey Bearbeitung seines Werks solche Leser im Auge, welche entweder so weit über die gemeine Algebra hinauszugehen wünschen, als es erforderlich ist, um die angewandte Mathematik und besonders die Maschinen-Lehre mit Gründlichkeit zu betreiben; oder welche sich überhaupt zu einem tieferen Studium dieser Wissenschaft vorbereiten wollen. Da er hiebey Leser voraussetzt, die auch ohne Lehrer zum erstenmale das Gebiet der höheren Ana-

lysis betreten: so ist die Weitläufigkeit seines, sonst durchgängig klaren und systematischen Vortrags verzeihlich. Für mehr Unterrichtete würde diese Ausführlichkeit tadelnswürdig seyn. Besonders auszeichnungswerth ist die interessante und dem Vf. eigenthümliche Darstellung von der Zerlegung der Functionen. Unter den transcendentischen Functionen versteht der Vf. solche, welche zwar algebraisch, aber nicht so dargestellt werden können, daß diese Darstellung eine bestimmte oder vollständige genannt werden kann; wobey denn der Fall eintritt, daß die Ausdrücke, die man für sie findet, so beschaffen sind, daß die Anzahl der ihnen zugehörigen Glieder *jede endlich große Zahl* übersteigt. Mit dieser Erklärung stimmt Rec. nicht ganz überein, da die Umwandlung der transcendentischen Functionen in unendliche Reihen hiebey nicht gerade die Hauptsache ist. Bey der Darstellung der Differentialrechnung verläßt der Vf. die Lehre von den Grenzverhältnissen, und sucht die Grundlehren derselben mit Vermeidung der *unendlich kleinen* Größen vorzutragen. Diese Darstellung, deren Wesentlichstes uns nicht mißfällt, muß noch größeres Interesse erregen, wenn es dem Vf. gelingen wird, die Grundsätze seines Differentialcalculus auf geometrische und mechanische Gegenstände glücklich anzuwenden. Dieser Anwendung, welche den Inhalt des folgenden Theils dieses Werks ausmachen wird, sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Das Äußere dieses Werkes verdient alles Lob; aber die Druck- und Rechnungs-Fehler sind zu wenig vermieden.

Δ.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. Nürnberg, b. Grattenauer: *Kurze Anweisung zur Vermischungsrechnung nach allen möglichen Fällen und ohne Anwendung der Algebra*. 1806. 32 S. 8. (3 gr.) Der Vf. unterzeichnet sich unter der Zueignung Dr. Jacob Bernhard Pres sen. Die Anweisung ist für Anfänger und ganz Ueübte recht gut; die Berechnungen sind ganz vollständig durchgeführt: von den Gründen aber, warum man so rechnet, findet sich wenig oder nichts, und Rec. wundert sich darüber um so mehr, da Hr. P. in der Vorrede sagt, seine Schüler beschwerten ihn so oft mit dem Wörlein: warum? — Wer ein wenig von der Sache weiß, wird übrigens hier eben nichts Neues finden. Einer näheren Anzeige des Inhaltes glaubt Rec. sich überheben zu können; nur muß er noch bemerken, daß nicht *alle möglichen Fälle* (in der Auflösung der Aufgabe wenigstens,) vorkommen, da z. B. offenbar die Aufgabe S. 20 auch solche Auflösungen erlaubt, wo die Quantität des 14 löthigen Silbers in Brüchen ausgedrückt wird. B.

Leipzig, b. Stage: *Freyherrn Philipp von Reichlin Anleitung zur Perpendicularmethode, oder der Art mit rechten Winkeln aufzunehmen*: als Handbuch für den praktischen Feldmesser. 1805. 272 S. gr. 8. Mit 11 Kupf. (1 Rthlr. 20 gr.) Da die so zweckmäßige Methode, einzelne und verbundene Grundstücke durch gemessene Perpendicular-Linien aufzunehmen, und zu berechnen, seither, wenigstens in der Gegend des Vfs., nicht angewandt wurde: so hatte derselbe durch die Herausgabe dieser Anleitung die löbliche Absicht, die Vorzüge dieser Methode vor anderen zu erweisen, und zu zeigen, wie das von Hn. Ammon erfundene katoprische sehr einfache und wohlfeile Instrument zu solchen Arbeiten am füglichsten angewandt werden könne. Ehemals bediente man sich nämlich bey solchen Messungen der Kreuzdioptern; wer es aufwenden wollte, setzte wohl auch auf das Kreuz mit Kippen versehene Fernröhre rechtwinklich auf

einander. Dafür nimmt Hr. Ammon eine blecherne Röhre, in deren hinteren Seite das Visirloch, vorne aber ein blechener auf zwey Seiten offener Cubus angebracht ist; dieser ist in zwey Fächer abgetheilt, in deren unteren oder oberen ein Spiegel unter 45 Grad befestigt, in dem anderen oberhalb oder unterhalb aber ein Streifen Blech angebracht wird, der eigentlich hier die Stelle des Fadens an der Objectivdiopter vertritt, weil mit ihm die durch das Visirloch sichtbaren Gegenstände gefaßt, oder geschnitten werden. In diesem Fernrohr steht ein Gegenstand senkrecht auf einer gegebenen Linie, wenn der durch das Visirloch gesehene und mit dem Objectivblech gefaßte Endpunkt der Linie mit dem Blechschnitt in einerley Verticalebene trifft. — Es ist dabey diese Vorrichtung in freyer Hand, oder auf einem Stativ durch ein Kniestück aufgesetzt zu gebrauchen, und damit nur entweder auf einen, auf einer geraden Linie gegebenen Punkt, eine Perpendicular-Linie zu fallen, oder auch auf jener Linie der Punkt zu bestimmen, wohin eine Perpendiculäre von einem entfernten Gegenstande trifft. Daher beginnt der Vf. seine Anleitung mit diesen zwey Fundamentalaufgaben: Er zeigt in Grundlegung derselben die Verification des Instruments, das nach seinen Erfahrungen große Genauigkeit gewähren soll; und wendet sodann dasselbe an auf die Aufnahme ebener Grundstücke, welche man ganz oder auch theilweise übersehen, und zu welchen man ganz oder nur zum Theil kommen kann. Er zeigt ausserdem, wie das Brouillon des aufgenommenen zu fertigen, und die Fläche unmittelbar aus den gemessenen Dais, und in wieferne die Perpendicularmethode beym Detail einer Feldmark, und selbst bey der Aufnahme einer ganzen Flur, und bey Felder-Theilungen anzuwenden ist. Übrigens ist der Vortrag des Vfs. gründlich und faßlich, ohne weitlich zu werden, und es ist daher seine Anleitung insbesondere denen zu empfehlen, die sich mit geodätischen Arbeiten abzugeben haben.

M. F. T.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 A P R I L, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

MANNHEIM, b. Schwan und Goetz: *Geschichte Dr. Martin Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation*, von Dr. Peter Wolfster. 1805. 29 Bog. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Wenn auch die oft wiederholte Aufforderung der literarischen Gesellschaft in der Grafschaft Mansfeld, Luthern ein Denkmal zu errichten, unter die sonderbaren Einfälle des gegenwärtigen Zeitalters gezählt werden sollte, und die bis jetzt zu diesem Behuf eingesammelten 20000 Rthlr. zweckmäßiger und ganz im Geiste Luthers zur Unterstützung der durch Krieg und Theurung Verunglückten angewendet werden könnten: so ist doch nicht zu leugnen, daß der an sich rühmliche Enthusiasmus jener Gesellschaft den schlummernden Sinn für die Verdienste eines der größten deutschen Männer von Neuem geweckt, und zu mehreren seinem Andenken gewidmeten Schriften Veranlassung gegeben hat. Selbst Katholiken, und unter ihnen ganz vorzüglich der in den Schulen der Jesuiten gebildete Vf. vorliegender Geschichte, zuletzt Prof. und Bibliothekar auf der Universität zu Heidelberg, beeiferten sich, zur Erreichung des Zwecks der literarischen Gesellschaft mitzuwirken. Wolfster kannte die großen Verdienste Luthers und den Einfluß der von ihm begonnenen Reformation auf Geistesbildung, Sittenveredlung und Gewissensfreyheit. Er hatte die Schriften Luthers, Melanths und ihrer Mitarbeiter in Verbindung mit den Quellen der Reformationsgeschichte sorgfältig und wiederholt gelesen, und sich, außer einer *Lobrede auf die Reformation*, durch mehrere literarische Arbeiten, z. B. *Geschichte der Reformation*, (Rom, Wittenberg und Genf 1796.), *Untersuchung der Frage: Was hatten Luthers Bemühungen für ihr Zeitalter für eine Wirkung u. s. w.* (Jena 1804), *Grundriß der Reformationsgeschichte* (Heidelberg 1803), den Weg zu diesem gehaltreichen Werke, der Frucht eines vieljährigen mühevollen Fleißes, gebahnt. Nicht nur die Bemühungen der literarischen Gesellschaft, die ihn kurz vor seinem Tode unter ihre correspondirenden Mitglieder aufnahm, sondern auch vorzüglich Karl Villers bekannte Preisschrift über die Reformation Luthers, ermunterten ihn, seine bisher absichtlich zurück gehaltene vollständige Geschichte öffentlich bekannt zu machen, und, wie Villers, „als Katholik unter der Firma der Wahrheit und reinen Religionsliebe aufzutreten.“ (Vorerinnerung S. 6.) Während des Abdrucks überreichte

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

ihn der Tod, am 28 July 1805 im 47 Lebensjahre, nach kurz zuvor erfolgtem Übergange zur evangelisch-lutherischen Kirche. Nicht leicht würde man glauben, daß diese gründliche und vorurtheilsfreye Untersuchung, diese unparteyische Würdigung der Verdienste des Reformators, diese offene Bekanntmachung der Gebrechen der römischen Kirche, diese lichtvolle Darstellung des Ganges der Reformation, das Werk eines Katholiken seyn könne, wenn man dies nicht aus der Vorerinnerung, aus der S. 462 beygefügtten sogenannten Biographie und aus anderen öffentlichen Nachrichten wüßte. Ein Werk, in diesem Geiste geschrieben, aus den Händen eines Katholiken, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Zeitalters, für den Vf. ein unvergängliches Denkmal seiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, und für Luther das würdigste und bleibendste Monument, das Marmor und Metall an Werth und Dauer weit übertrifft. Da Planck's Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs zum Grunde gelegt worden ist (Anmerk. zu S. 237): so verdient die Schrift vorzüglich allen denen empfohlen zu werden, die jenes classische Werk nicht besitzen. — Nach einer Einleitung über kirchliche, wissenschaftliche und politische Cultur — wo die nach und nach immer mehr steigende, aber auch von Zeit zu Zeit sinkende Allgewalt der römischen Bischöffe, der Stufengang von Barbarey und Rohheit zur allmählich gedeihenden Cultur und der Sieg des Lichts über Finsterniß, der Wahrheit gemäß dargestellt wird — trägt der Vf. die Geschichte Luthers und der Reformation in sechs Perioden vor: I. *Vom Ablassfreit 1517 bis zur Verdammbulle gegen Luther*. Wenn auch hier die Geschichte der Lehre vom Fegfeuer und des Ablasses, mit Anführung vieler Stellen aus der *Taxa sacrae poenitent.*, etwas zu umständlich behandelt seyn sollte: so ist es doch angenehm, zu erfahren, was ein gebildeter Katholik über jene von den Päpsten erfundene Finanzoperationen urtheilt. „Diese Sündennachlassung, schreibt er S. 67, mußte natürlich der einträglichste Handel für den Papst werden, und eine so gefährliche Lehre mußte auch die Menschen mehr an die Fesseln des dümmsten Aberglaubens schmieden,“ und S. 79: „Der stolze Hierarch schmiedete die Fesseln, die verpachtete Gnade Gottes an eine päpstliche Regie war hinreichender Grund, seine böartigen Absichten fortzubewirken, und dazu war der Ablass das tauglichste Mittel.“ — *Tezel*, der seine Waare unverschämter und dreister anzupreisen und glücklicher abzusetzen wußte, als ir-

S. 408—419 dem Jesuitenorden, dessen Mitglieder, wie er sagt, die Kunst des Pharisaismus kannten und sich schlangenartig überall einschleichen, und beschreibt ihre gefährlichen Grundsätze; doch scheint eine so weit ausgedehnte Darstellung nicht ganz dem vorgezeichneten Plane zu entsprechen. — Bey allen, Luther und Melanthon ertheilten, sehr verdienten Lobsprüchen, erscheinen sie in einer kleinlichen Gestalt gegen Calvin, wenn dieser S. 434 ein Kopf, wie Leibnitz, genannt wird. Wenn aber auch Calvins seltene Kenntnisse mit Leibnitzens umfassender Gelehrsamkeit die Vergleichung aushalten sollten, woran Rec. billig zweifelt: so würde doch ein Kopf, wie Leibnitz, nicht leicht auf den Einfall gerathen, eine Prädestinationslehre in Calvins Geiste zu schaffen — eine Erscheinung, die der Vf. selbst (S. 486) mit Calvins vortrefflicher Exegese nicht zu vereinigen weis. —

Angehängt ist S. 462—464 eine sogenannte Biographie Wolfster's, die aber wenig mehr enthält, als bisher aus öffentlichen Nachrichten bekannt war. Sonderbar ist der Schluss: „Mit D. Luther hatte er (Wolfster) dieses gemein, daß er, wie jener, eine treue, brave und würdige Gattin in großer, aber unverschuldeter Armuth und Dürftigkeit hinterlassen hat.“ Luthers Gattin kann mit keinem Rechte unter die ganz Armen gezählt werden. Luther vermachte ihr in seinem Testamente, von welchem Rec. eine alte Abschrift vor sich hat, das Vorwerk Zülsdorf bey Borna, das er in einem seiner Briefe an Spalatin von 1540 *uxoris suae regnum novum* nennet, ein von ihm erkaufte Haus, ingleichen goldene Ketten, Ringe, Becher, Gold- und Silbermünzen, 1000 Gulden am Werthe. Außerdem besaß er das vom Kurfürsten zum Geschenk erhaltene Augustinerkloster zu Wittenberg, das die Universität im J. 1564 für die damals sehr bedeutende Summe von 3700 Fl. von den Erben erkaufte. Sollte aber auch jene große und unverschuldete Armuth der Gattin Luthers gegründet seyn: so wäre es doch kein Ruhm für Wolfster, wenn er nur in dieser einzigen Rücksicht Luthern ähnlich gewesen wäre. Vielmehr ist es sein Eifer in Aufsuchung der Wahrheit, sein Muth, das, was er als wahr erkannte, ohne Furcht vor dem Tadel seiner Glaubensgenossen öffentlich auszusprechen, und seine seltene

Freymüthigkeit, wodurch er sich den Ruhm einigen Ähnlichkeit mit Luthern erwarb. Ausser den sehr zahlreichen freymüthigen Äußerungen über die Mißbräuche der ehemaligen päpstlich katholischen Kirche, verdienen hier die Urtheile über die Concilien S. 16, über die steigende Gewalt der Päpste S. 60, und über Papst Leo X S. 76, die aber zum Theil von anderen entlehnt sind, ausgezeichnet zu werden. Auffallend ist unter andern auch das Urtheil über Reinwards bekannte, so allgemein angefeindete Reformationspredigt von 1800. „Sie hat, sagt der Vf. in einer Anmerkung zu S. 109, trotz des polemischen Geifers des schreyenden Recensentenklubs, an ihrem wichtigen Gehalt nichts verloren, und bleibt ein Meisterstück ihrer Art.“ — Noch bemerkt Rec. einige neugeformte Wörter, die, so viel er weiß, wenigstens in dieser Zusammenstellung, das Bürgerrecht noch nicht erhalten haben: S. 98 *Autoritätskette*, S. 99 *Streitkolbenfucht*, S. 174 *Zeitalterswahn*, S. 206 *Umschmelzungsversuch*, S. 301 *Convenienzsklaven*, S. 394 *Weltrotzer* (so wird K. Karl V genannt), S. 452 *tobender Zeitalterzwist*. Die Zahl der Druckfehler ist unbedeutend. S. 113 und 120 muß statt Freilich Feilich, S. 121, 124, 125 not. Camerarius, S. 171 *Pafional* gelesen werden. Socinianer kannte man 1530 noch nicht, es muß also S. 280 heißen: *Sacramentirer*. S. 315 not. *Consolare Fetham meam* lies Ketham. S. 379 *lochauer* für logauer. S. 387 statt *Ejusd.* lies *Melanthonis*, denn die hier citirten *Consilia et responsa* sind nicht von dem zuvor genannten Camerarius, sondern von Melanthon. — Für den so correcten und luculenten Druck verdienen die Verleger allen Dank; aber desto weniger für den zu hoch angesetzten Preis, 2 Thlr. 8 gr. für 29 Bogen! Da wenigstens der dritte Theil des Werks Auszüge aus Luthers und Melanthon's Schriften enthält: so hätte der Preis um desto mehr herabgesetzt werden sollen, damit die Besitzer dieser Schriften eine längst erkaufte Waare nicht noch einmal, und so theuer bezahlen dürfen. Solche überspannte Preise hindern offenbar, besonders in den gegenwärtigen Zeiten, die weitere Verbreitung eines nützlichen Werks, und begünstigen das dem Buchhandel so nachtheilige Gewerbe der Nachdrucker.

F. K.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Litfas: *Kurzer praktischer Volksunterricht zur Erhaltung jugendlicher Gesundheit. Mit warnenden Beispielen.* Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. 1806. 400 S. gr. 8. (16 gr.) Diese Schrift ist im Allgemeinen gegen das Laster der Unkeuschheit, besonders aber gegen die Selbstschwächung und deren verderbliche Folgen gerichtet. Der Vf. machte bey seiner mehrjährigen Erfahrung im Criminalfache die sehr richtige Bemerkung, daß ein großer Theil verübter Verbrechen seinen Grund in der unüberwindlichen Leidenschaft der Liebe, oder in der unerlaubten Befriedigung des Wollusttriebes, mit einem Worte in der Unkeuschheit in der umfassendsten Bedeutung des Wortes habe, und sucht daher auch seines Theils etwas zur Unterdrückung derselben beizutragen. In der Überzeugung, daß hierin nichts so wirksam sey, als der erste Unterricht und die frühesten Grundlagen der Erziehung, schrieb er dies Handbuch. Es ist

zwar nur ein Auszug aus Östs, Villaume's, Günthers und Anderer's Schriften über diesen Gegenstand; aber er ist nicht ohne Plan, nicht ohne Prüfung und mit steter Berücksichtigung der niederen Volksklassen gemacht. Viel Beherrigungswortes hat der Vf. besonders im zehnten Kapitel von öffentlichen Unzuchtshäusern (Bordels) und deren nachtheiligen Folgen für den Staat gesagt. Um aber seinen Regeln, Erinnerungen, Verhahnungen, und überhaupt dem ganzen Unterricht mehr Wirksamkeit zu geben, hat er in einem dem Buche zugehörigen Anhange drey Hayspiele zur Warnung aufgeführt, welche die gefährlichen Folgen des Lasters der Unzucht zwar anschaulich machen sollen, jedoch ohne dabey, wie er sagt, die Delicateß der Jugend zu beleidigen. Vielleicht hätte in dieser letzteren Hinsicht die Erzählung bisweilen etwas anders gestellt, und manche Partieen mehr in den Hintergrund gebracht werden sollen.

AN.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 APRIL, 1807.

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, in der von Kleefeldschen Buchhandlung:
Englisches Elementarwerk, oder erleichterte praktische englische Sprachlehre, zugleich für diejenigen, welche die englische Sprache ohne mündlichen Unterricht erlernen wollen, von Wilh. Friedr. Hatzel, russ. kaiserl. Hofrath und Prof. der orientalischen Sprachen zu Dorpat. 1804. IV und 283 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Es giebt gewiss in Deutschland viele Gelehrte, die, ohne jemals einen förmlichen Unterricht im Englischen durch Lehrstunden genossen zu haben, wissenschaftliche Bücher, Journale, auch poetische Werke, in dieser Sprache lesen und hinreichend verstehen. Rec. kennt sogar Lyceen und Gymnasien, wo die Schüler, neben dem Studium des Lateinischen und Griechischen, englische Bücher lesen, unter der Leitung eines Lehrers, der, sich praktisch in der Sprache zu üben, nie vorher Neigung oder Gelegenheit hatte. Was hier, besonders in der Aussprache, für Fehler gemathet werden, läßt sich leicht ersichten. Kein Engländer, der von ungefähr dazu käme, würde seine Sprache wieder erkennen. Dieß ist auch der Fall mit manchen Übersetzern, die, eben aus Unkunde des Gewöhnlichen (was man eigentlich bey den gemeinen Sprachmeistern nur lernen kann), oft Dinge hinschreiben, wovon sich das Original nichts träumen ließe. Ehedem geschah dieß in noch schrecklicherem Grade, weil die Wörterbücher noch weit leichter und dürftiger waren. Selbst der scharfsichtige und witzige Autodidakt Bode hat, besonders in seinen früheren Arbeiten, in dieser Hinsicht oft die lächerlichsten und widersinnigsten Schnitzer begangen. Solche Leute irren anfangs in der Sprache herum, wie ein Fußgänger bey dunkler Nacht in unbekannten Straßen. Er sieht doch immer etwas, und das hilft ihm, allmählich mehr zu sehen. Als Hülfsmittel dient ihnen die erste alte Grammatik, ein König, Bachmeier, allenfalls Arnold. Kommen sie gar an Moritz, so glauben sie schon den Genius der Sprache zu ertappen. Das Ubrige versteht ein gleichartiges Wörterbuch; und wo dieß sie im Stiche läßt, wird gemüthet.

Die Aussprache ist der Prüffstein eines Jeden, der sich für einen Kenner der englischen Sprache ausgiebt. Sie erfordert, außer blegamen Organen, viel Zeit und Übung. Sie kann entbehrt werden bey Gelehrten, denen anderweitige Studien und Geschäfte die Masse nehmen. Rec. erinnert sich, bey seiner ziem-

lich ausgedehnten Bekanntschaft mit älteren und neueren englischen Lehrbüchern, nicht, ob für Leute, die die Sprache bloß darum lernen, um in der Stille Bücher darin zu lesen, eine gute Grammatik geschrieben ist. Sie könnte auf sehr wenigen Bogen alles Nöthige enthalten, und jedem Gelehrten aus der obgedachten Classe, der sich aus der Analogie mit andern Sprachen selbst helfen würde, genügen.

Wenn Hr. H. uns bloß eine solche Grammatik geliefert hätte, so möchte man es ihm allenfalls Dank wissen. Aber er wollte mehrere Würfe mit einem Steine thun. Seine Grammatik sollte denen zu Hülfe kommen, die sich ohne mündlichen Unterricht behelfen wollen. Sie soll aber auch praktisch seyn, d. h. Anweisungen zum Reden und Schreiben enthalten. Dieses Ganze nennt er ein *Elementarwerk*, und seine Sprachlehre eine *erleichterte*. Leider aber hat er nichts erleichtert, und seine Kräfte erliegen unter dem Widerspruche seines Vornehmens. Ohne mündlichen Unterricht kann man die Aussprache des Englischen durchaus nicht lernen; und es ist beynah unmöglich, so vollständige Regeln darüber zu geben, daß, wenn sie auch der Lernende auswendig wüßte, der Lehrer nicht immer zu ergänzen und zu bestimmen fände. Aber falsche Anweisungen schaden. Der Schüler, der mündlichen Unterricht genießt, wird freylich nicht lange irre geführt; ein Lehrer von Einlicht castirt eine solche Grammatik bald. Wenn gleichwohl einer, der sich auch in der Aussprache ohne fremde Hülfe selbst unterrichten will, sich solche Regeln mit Mühe einprägt; oder gar ein Lehrer, der seine Aussprache nicht aus einer reinen Quelle ableiten kann, seinen Schüler nach denselben sich bilden läßt: so kommen natürlich Abklänge heraus, wie man, zumal mitten in Deutschland, wenn englisch gesprochen wird, nicht selten hören muß, und die Ohren davor zu halten möchte.

lern
der n
ten si
„Acc
überh
die Sy
welch
ung)
viele
schreil
englisi
cente.

U

ERLANGEN, b. Palm: *Ausführlicher Unterricht über die Wortfügung und Tonmessung der englischen Sprache*, von Heinr. Joachim Fück, Cultos der kurf. Bibliothek und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum zu Bamberg. 1804. 142 S. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel: *Theoretisch - praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung der englischen Sprache*. II Theil.

Kaum war Rec. über die drittehalb Seiten lange, etwas zu gedrängte und dadurch fast verworrene Einleitung zu vorliegendem Werke hinaus, als er, sich auf das gewisseste bewußt, von dem Vf. desselben nie etwas in Händen gehabt zu haben, zu seinem größten Erstaunen fand, daß ihm jeder Satz, jede Wendung und Einkleidung desselben völlig bekannt war. Je weiter er las, desto lebhafter wurde dieses Gefühl in ihm. Vergebens suchte er auf den Titelblättern, vergebens in der Vorrede und in der Einleitung einen Wink, der ihn auf die Spur bringen konnte, diese Erscheinung zu erklären. Nun las er weiter, und fand endlich, daß bis auf einige wenige Veränderungen, die theils in Abkürzungen, theils in unbedeutenden Auslassungen oder Zusätzen bestanden, das Ganze nichts weiter als eine wörtliche Übersetzung der letzten Hälfte von *Murray's English Grammar adapted to the different Classes of Learners with an appendix, containing rules and observations, for assisting the more advanced students to write with*

perspicuity and accuracy sey, von welcher der Rec. die 7te Ausgabe vom J. 1801 vor sich hat.

Eine Übersetzung also hätten wir nur in dem obigen uns von Hn. F. gelieferten Werke erhalten, welches er, wenn nicht in dem ersten, dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Theile vielleicht ein Aufschluß darüber gegeben worden ist, gern für die Frucht seines eigenen Geistes möchte gelten lassen. Nur die Hauptabschnitte sind von Hn. F. in eine andere Ordnung gebracht worden, als worin sie sich im englischen Originalen befinden. Die Zusätze des Hn. F. sind nicht allein oft sehr unbedeutend und verworren, sondern enthalten auch hie und da sogar das noch einmal, was von *Murray* schon vorher beygebracht worden ist. So heist es z. B. S. 17 II. das Adjectiv folgt dem Substantiv nach, a) wenn etwas auf dem Beyworte beruhet (*M. sagt S. 138, when something depends upon the adjective*, d. i. wenn das Adjectiv einen von demselben abhängenden Zusatz zur Begleitung hat), als: *a man generous to his enemies*; und S. 18 i) finden wird die hinzugefügte Bemerkung: „ist es nöthig, daß einem Adjective zur näheren Bestimmung noch andere Wörter beygefügt werden, so muß dieses immer nach dem Substantiv gesetzt werden, als: *a wife worthy of love*. — *Bonaparte is a prince fit for government*;" ein nur zu klarer Beweis, daß Hr. F. jene von *Murray* aufgestellte Regel nicht einmal verstanden hat.

Rw.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHES SPRACHKUNDE. Erlangen, b. Walter: *Elegant Extracts instructive and improving from classical english authors with a short view of their lives and writings collected by John Christian Fick, Lecturer of the english language at the university of Erlangen*. In two volumes. Vol. I. containing prose, with three portraits. 1804. IV und 449 S. 8. (1 Thlr. 1 gr.) Hr. Fick hat dieses Buch für solche Liebhaber der englischen Sprache gesammelt, welche sich mit den Eigenheiten der verschiedenen Sätzen der englischen Prosa bekannt machen wollen. Zu dem Ende hätte man erwarten sollen, daß die Aufsätze in dieser Sammlung rhetorisch, oder, da dieses dem Hn. F. nicht beliebte, doch nach der vielleicht noch belehrenden Ordnung der Zeitfolge, in welcher die gewählten Schriftsteller gelebt, oder sich berühmt gemacht haben, geordnet wären: allein sie folgen, wie es uns scheint, nach bloßer Willkühr, aus *Smollet, Hume, Middleton, Robertson, Goldsmith, Latteton, Gibbon, Burke, Chesterfield, Sterne, Fielding, Swift, Pitt, Steele, Pope* entlehnt, und in dieser angeführten Reihe auf einander. Sind sie denn auch eben nicht zweckmäßig geordnet, so enthalten sie doch die Materialien zu diesem doppelten Zwecke. Unter Anleitung eines einflussvollen Lehrers kann man aus ihnen den Styl des Briefes, des Dialoges, der Erzählung, der Geschichte, des Romans, der didaktischen Abhandlungen und der Staatsberedsamkeit, so weit dieses überhaupt aus Auszügen möglich ist, kennen lernen, und überdies den ganzen Kreislauf eines kleinen Jahrhunderts, des goldenen Zeitalters der englischen Prose durchwandern, und wichtige Resultate aus der Vergleichung der darin vorkommenden Decennien ziehen. Die Auszüge selbst, wie es sich von solchen Schriftstellern von selbst versteht, sind gut; ob es aber die besten Stellen ihrer Schriften, ob es Abschnitte sind, welche die wahre Meisterhand verrathen, wie es wohl zu diesem Zwecke, zumal da wir schon so manche Sammlung dieser Art haben, seyn sollte, das möchten sich wohl schwerlich erweisen lassen. Die den Schriftstellern vorangesetzten Lebensbeschreibungen wenigstens zeigen nicht

überall den Meister im Style. Mehrere betäuben das Ohr mit Wiederholungen eines und ebendesselben Wortes, z. B. des *was* im Anfange von *Hume's* und *Steele's* Lebensbeschreibungen. Eben so fangen S. 173 wenigstens drey Perioden, die bald auf einander folgen, mit *after an*. Schwerlich möchte auch die Wiederholung des Hauptwortes *critics* in zwey unmittelbar auf einander folgenden Sätzen, z. B. *which shew'd a genius much beyond that of common critics, and even of highly approved critics* zu rechtfertigen seyn. Stellen, wie diese: *after being well instructed in classics — he was admitted etc.* statt *after having been well instructed*; und *after travelling with his parents — he was sent to a school, etc.* statt *after having travelled, etc.* beweisen, unserer Einricht nach, keine große Sorgfalt im Sy. taze. In den S. 380 vorkommenden Worten *under his deprivation of his faculties* ist *under* his entweder ein Druckfehler für *under the*, oder auch nicht das beste Englisch. Ausgemachte Druckfehler sind: *he was sent Ambassador to Hague*, für *to the Hague*; *demagogue*, für *demagogue*; *clergman*, für *clergyman*. Das Wort *parsonship*, welches S. 61 vorkommt, fehlt wenigstens in *Johnson's* leibenter von 1783 und in *Fahrenkrügers* zweyter Auflage von 1801. Einige Auszüge, welche diese Sammlung enthält, hätten billig, da sie schon in anderen Sammlungen stehen, oder die Werke bey uns, selbst durch deutsche Ausgaben, genug verbreitet sind, hier nicht mehr Platz finden sollen. Mit dem Papier und Druck hat man Urfach zufrieden zu seyn.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin und Leipzig, b. Löffler: *Liebe und Dankbarkeit, eine französische Familiengeschichte von August Lafontaine. Neue verbesserte Auflage*. 1804. 94 S. 8. (8 gr.) Gewiß eine der angenehmsten und interessantesten unter den Lafontainischen Erzählungen. Dafür ist sie auch schon bekannt. Welche Verbesserungen diese neue Auflage erfahren habe, kann Rec. nicht bestimmen, da er den früheren Abdruck nicht bey der Hand hat: bedeutend scheinen sie ihm aber, so viel er sich erinnert, nicht zu seyn. Δ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 A P R I L , 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Zur neuesten Geschichte der Religion, des Kirchenwesens und der öffentlichen Erziehung.* Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Konr. Henke. Erster Beytrag. 1806. 139 S. gr. 8. (12 Gr.)

Der erste Aufsatz verspricht *Beherrzigungen für Confessoren, Minister und Kirchenräthe, vornehmlich in den oberdeutschen Entschädigungsländern, in Hinsicht schon geschehener, oder vorgeschlagener Organisationen des protestantischen Kirchen- und Schul-Wesens.* Darüber hätte sich viel Wichtiges, Durchgreifendes und Umfassendes sagen lassen. Statt dessen findet man viel Einseitiges, Beschränktes und Oberflächliches, was auch dem Guten und Treffenden, das der Aufsatz enthält, nachtheilig werden wird. Dabey kommt manches nicht zur Sache Gehörige vor, und die ganze Untersuchung hat keinen bestimmten abgemessenen Gang und Zweck. Vor allen Dingen hätte genauer bestimmt werden müssen, was protestantische Fürsten und Obrigkeiten bey Kirchen-Organisationen thun können, dürfen und sollen: denn das, was S. 6 darüber vorkommt, dafs sie nämlich nicht Übereinstimmung in dogmatischen Vorstellungen bewirken, nicht im Reiche der Wahrheit gebieten, sondern sich nur mit der äusseren Einrichtung und Ordnung der kirchlichen Gesellschaft, der Vertheilung und Leitung der Kräfte und Mittel, welche zur Erreichung des Endzwecks wirken müssen, beschäftigen, ist doch-gewifs nicht hinreichend. Einen neuen Organisationsplan will der Vf. nicht vorschlagen, auch nicht alle dergleichen Plane, welche bisher zu Stande gekommen sind, beurtheilen, sondern nur *einige misslungene oder künftig noch gewifs misslingende Versuche dieser Art in Betrachtung ziehen*, S. 12. Zu den misslungenen Organisationen evangelischer Kirchen gaben seiner Meinung nach vornehmlich folgende Klagen Anlaß: *Die Religion ist im Verfall. Die Moralität der Menschen wird immer schlechter. Die Kirchen stehen fast leer. Das Volk lebt in roher Unwissenheit. Die Prediger taugen nichts. Die Schulen verdienen ihren Namen nicht.* S. 12. Dafs diese Klagen theils übertrieben, theils falsch seyen, wird zwar gezeigt, nicht aber, was doch Hauptsache war, wie und warum denn eben daraus misslungene kirchliche Organisationen entsprungen seyen; sondern der Vf. kommt nun sogleich auf die eidliche Verpflichtung der Prediger, welche doch gewifs nicht zu den neuen Kir-

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

chen-Organisationen gehört, S. 20 ff. und von da zu den Schulen S. 24 ff. Über einige angebliche Schulverbesserungen wird übrigens viel Lehrreiches gesagt, auch über den Vorschlag, die Prediger neben ihren geistlichen Geschäften, Schulmeistersdienste thun zu lassen, oder die Candidaten so lange bey den Schulen anzustellen, bis sie Prediger werden. Zuletzt zweifelt der Vf., selbst ein Geistlicher, fast ganz an dem Nutzen aller solchen Organisationen, und drückt sich so aus, dafs man auf die Vermuthung geleitet wird, der ganze Aufsatz sey vornehmlich Ausbruch des Unmuths eines Predigers über eine neue in seinem Lande eingeführte Kirchen-Organisation, woraus sich auch die anderweitige Beschaffenheit des Aufsatzes gut erklären läfst. „Ich kann mir, heifst es S. 46 f. unter anderen, leider von allem unsern Verbessern und Organisiren nicht viel Gutes versprechen. Dafs bey allem, was die Theologen und Philosophen bisher thaten, die Dogmen des Christenthums von fremden Anhängeln, Vorurtheilen und Aberglauben zu säubern, und auf die menschliche Natur anwendbarer zu machen, die Religion des allergröfsten Theils der Menschheit wirklich im Fallen ist, kann nicht geleugnet werden. Ich denke aber, wenn ein Ball von einer Höhe einmal herabfällt, so wird er, wenn ihm auch Einige zurufen, er soll inne halten, dennoch seinen Fall fortsetzen, bis er auf den Boden kommt, sodann aber durch seine Elasticität von selbst wieder emporspringen, da ihr ihn denn, wenn ihr wollt, wieder weiter bestimmen könnt. So wird's mit der Moralität und Religion gehen. — Was soll diesen Gang der Sache aufhalten? Unsere gesiegelten Papiere, die wir Verordnungen, Befehle, Rescripte, Instructionen nennen? Gewifs nicht. Was soll den traurigen Fall aufhalten? Da wir selbst wissentlich die Sache links anfangen, und nur da flicken, wo es nichts helfen kann, binnen wir da nicht vordämmen können oder wollen, wo die Fluth der Verwüstung hereinbricht, ja, wo man Fleifs anwendet, das Übel immer gröfser zu machen.“ Was noch von dem Vorschlage, die Befolgungen der Prediger zu schmälern, und der unverantwortlichen Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter vorkommt, hat des Recensenten ganze Zustimmung. No. II. *Instruction für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Neu-Württemberg*, November 1804, welche auch schon aus anderen Blättern bekannt ist, hat wahrscheinlich zu den *Beherrzigungen* No. I. Veranlassung gegeben. III. *Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu in den Königreichen Neapel und Sicilien.* Ein Ab-

druck des bekannten Breve des Papsts Pius VII mit einigen vorangeschickten Bemerkungen. IV. *Bemerkungen über das (französische) Concordat mit dem Papste aus gleichzeitigen Briefen.* Zuerst ein Brief, welcher 1801 an den protestantischen Staatsrath Berenger geschrieben wurde, und eine Vorstellung wegen Religions- und bürgerlicher Freyheit der Protestanten in Frankreich enthielt; darauf ein von demselben Verfasser und in demselben Jahre geschriebener Brief, an den Staatsrath Portals, wegen Abschaffung des Cölibats der katholischen Geistlichkeit. Darauf folgen noch Betrachtungen über das wirklich abgeschlossene Concordat, über die Nothwendigkeit desselben, über die Abänderungen, welche durch dasselbe in der französischen Kirchenverfassung bewirkt sind, über die eingeführte Religionsfreyheit u. s. w. Was den Cölibat der Geistlichkeit betrifft, so bedauert zwar der Briefsteller, daß er nicht aufgehoben worden, sucht aber zu zeigen, daß er möglichst unschädlich gemacht worden sey. Auf den letzten Punct bezieht sich auch ein *Nachtrag*, wahrscheinlich vom Herausgeber des Journals selbst, welcher zeigt, daß die französische Regierung den Cölibat der Priester nicht aufheben konnte und durfte. V. D. *Gottlob Christian Storr*, württemberg. Oberhofprediger und Consistorialrath. Ein Geistlicher zu Stuttgart, Namens *Rieger*, hielt am Grabe des verewigten Storr eine Rede, welche nachher auch durch den Druck bekannt geworden ist. Diese Rede hat nicht, wie der Herausgeber in der Anmerkung sagt, unter den Freunden Storr's, sondern vielmehr unter einer anderen Parthey, welche nicht sowohl Storren, als den steifen Storrianern entgegen gesetzt war, Unwillen erregt. Der Redner wußte nicht auf die rechte Art zu loben, und webte in die Lobsprüche auf den Verewigten Tadel und Schmähungen anderer ein. Dies beleidigte die andere Parthey, und zog Storren selbst noch nach seinem Tode manche harte Urtheile zu, welche sonst wohl nicht gefallen seyn würden. Zu dieser Classe gehört auch der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes, ein, wie der Herausgeber bezeugt, württembergischer Gottesgelehrter. Er läßt übrigens Storren sehr viel Gerechtigkeit widerfahren, und lobt ihn verständiger als sein Grabredner. Auch wo er seinen Grundsätzen nicht beystimmt, rühmt er doch seine Consequenz in denselben und den Zusammenhang seiner Überzeugungen mit seiner Religiosität und Sittlichkeit. Unbillig aber dünkt Rec., der Storren sehr gut gekannt hat, das, was S. 128. von seiner praktischen Wirksamkeit seit seiner Veretzung nach Stuttgart vorkommt. „Auch als Consistorialrath, heisst es unter anderen, bewies Storr, wahrscheinlich aus Liebe zur Ruhe und zum Frieden, so wenig Muth und Thätigkeit, daß er nicht einmal die Nothwendigkeit einer besseren Liturgie recht zu Herzen nahm, nicht dem heillosen Unterge der Pietisten und Separatisten mit Nachdrucke zu steuern wagte, oder sonst ein Gebrechen der württembergischen Kirche zu heilen suchte.“ Man muß hier bemerken, daß in einem Consistorium, wie das württembergische, ein junger Beysitzer nicht al-

les bewirken kann, was er will; daß Storren nach seiner Überzeugung das Wesentliche der eingeführten Kirchenverfassung und Liturgie heilig seyn mußte; daß er vielleicht in der letzten gerne Manches abgeändert hätte, aber mit Grund befürchtete, es möchte bey einer Abänderung auch manches Wesentliche mit verloren gehen; daß endlich bey Leuten, wie die Pietisten und Separatisten, die äußerste Vorsicht nöthig ist; daß auch ihre Überzeugungen und Empfindungen Achtung verdienen, und daß das, was diese Leute wollen und thun, gar nicht durchaus heilloser Unfug ist. Noch werden am Ende die vornehmsten Lebensumstände Storrens beygefügt. VI. *Bittschreiben der Abtissin von Hederleben an Ihre Majestät die Königin von Preussen.* Julius 1804. Sie bittet das Kloster wenigstens noch so lange fortdauern zu lassen, als die damaligen Klosterfrauen, welche größtentheils sehr alt waren, leben. VII. *Don Joseph Niklas von Azara.* Einige Umstände aus dem Leben dieses berühmten spanischen Gesandten zu Rom. F. C. H.

LANDSHUT, b. Krüll: *Wozu sind Geistliche da?* beantwortet von *Matthaeus Fingerlos*, (Director des Georgianischen Seminars in Landshut.) I Theil. 410 S. II Theil. 432 8. Zweyte sehr vermehrte Auflage. 1805. (2 Thlr. 16 Gr.)

In einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, da eine Gattung Menschen die Religionslehrer samt der Religion vernichten, und eine andere dieselben wieder zu jenem Ansehen erheben möchte, in welchem so nur in der äussersten Epoche des Katholicismus und in der glücklichsten der Hierarchie standen; in einem Zeitalter, da der würdigste Theil des Klerus der kleinste ist, und da viele Geistliche die Verachtung wirklich verdienen, die man öffentlicher als jemals dem ganzen Stande bezeigt; in einem solchen Zeitalter hält Rec. ein Buch, wie das vorliegende, für eine sehr wohlthätige Erscheinung. Der Klerus muß gebildet, auf seinen eigentlichen Zweck aufmerk gemacht, und zu demselben geleitet werden. Die Exerzize von Hyperorthodoxie und Littertinage müssen vermieden, und der Geistliche dahin gebracht werden, daß er seine erhabene Bestimmung vollkommen kenne, und genau erfülle. Dann wird er das nützlichste Glied im Staate seyn, und die verdiente Achtung aller Vernünftigen wird ihn auszeichnen.

Herr *Fingerlos* war vormals Vorsteher des Priesterhauses zu Salzburg, und die aufgeklärtesten und besten Geistlichen in der Salzburgerdiöcese sind Zöglinge von ihm. Er sammelte aus seinen Vorlesungen die allgemeinen Grundsätze, und gab im J. 1800 die Schrift heraus, von welcher wir diese sehr vermehrte und ganz verbesserte Ausgabe empfehlen. Zuerst zeigt er, worin der höchste Zweck des geistlichen Standes nicht bestehen könne. Er kann nicht in der Verrichtung der Ceremonien bestehen. Nicht das Lesen der Messen, nicht das Beten, und noch weniger die eigene Vervollkommenung, auch nicht die Erreichung des lebenslänglichen Unterhalts, kann Haupt-

zweck des geistlichen Standes seyn. Vielmehr besteht derselbe in der Beförderung guter Sitten durch Belehrung des Volkes. Um diese Ansicht als die richtige zu beweisen, werden umständlich — aber nicht im Systeme der neuesten Philosophie, wider welche sich der Vf. schon in der Vorrede erklärt — die Begriffe von den Sitten überhaupt, von der Legalität der Handlungen, von der formellen Güte der Handlungen, von der Erziehung und Staatsverfassung als formalem Beweggrunde, von der Glückseligkeit als Beweggrund der Handlungen, von der Vollkommenheit, von der Achtung für das Gesetz, als Beweggrund der Handlungen, auseinander gesetzt, und gezeigt, daß, um die legalen Handlungen auch sitzlich gut zu machen, weder die Erziehung oder die Staatsverfassung, noch die Erreichung der Glückseligkeit, noch die eigene Vollkommenheit, sondern nur das Gesetz selbst, welches das Handeln gebietet, zum Beweggrunde der Handlungen müsse gemacht werden. Die Wirkungen guter und böser Sitten werden genau geschildert, und das Resultat aller Vordersätze ist: Wollen Geistliche als Geistliche leben, wollen sie ihre Berufsgeschäfte erfüllen: so muß die Beförderung der guten Sitten, die Beförderung der Religion, der Zweck ihres Strebens seyn. Thun sie das, thut dieses nach und nach ein größerer Theil aus ihnen, thun es einstweilen wenigstens die Meisten: so wird man sich dem höchsten Zwecke der Menschheit, der Sittlichkeit, mit schnellen Schritten nähern. Was von den verschiedenen Belehrungsarten gesagt wird, ist sehr zweckmäßig. Auffallend war dem Rec., obgleich er selbst Katholik ist, die Behauptung, daß die *Ohrenbeichte*, oder die geheime Beichte, wenn dabey das geschieht, was geschehen kann und soll, eine der nützlichsten Lehr- und Sitten-Verbesserungsanstalten in der katholischen Kirche sey. Es mögen allerdings die *Ohrenbeichte*, so wie der *Cölibat* und das *Fastengebot*, eine gute Seite, und heilsame Zwecke haben; da aber die gute Seite durch so viele Mißbräuche überwogen wird, und da der unseligen Folgen ungleich mehr als der guten sind: so hält Rec. die gänzliche *Aufhebung* der geheimen Ohrenbeichte, des Cölibats, und des Fastengebotes für räthlicher, als den vergeblichen Versuch, diese katholischen Kirchengebote (ohne welche der reine Katholicismus doch bestehen könnte) zweckmäßiger in Ausübung zu bringen.

Der zweyte Theil führt umständlich den Satz aus: *Wissenschaften und eigene gute Sitten sind die Mittel, durch welche der geistliche Stand nach seinem Zwecke zu streben hat.* Nach den Beweisen von der Nothwendigkeit der Gründlichkeit in den unentbehrlichen Wissenschaften, besonders in der Philosophie, und von der Nothwendigkeit, ein philosophisches System zu wählen, folgt der Beweis von der Nothwendigkeit, das System der *kritischen* Philosophie zu wählen. Es werden bey diesem Beweise die Fragen beantwortet: Kann Lockes System gewählt werden? Kann man dafür den Spinozismus besser brauchen? Soll man die *eklektische* Philosophie einführen? Ist vielleicht die *Popularphilosophie* besser? Könnte nicht

Hume's Skepticismus gelehrt werden? Kann man dem Eudämonismus oder eigentlich dem Epikurismus die Herrschaft auf den Lehrstühlen einräumen? Daraus folgt der Vf., daß man für die Schulen der Geistlichen nur das System der kritischen Philosophie lehren und lernen solle. Dieses allein habe zu seinem letzten Endzweck die Beförderung guter Sitten, oder die Beförderung der Religion. Die Einwendungen wider die kritische Philosophie werden beantwortet; aber die Anhänger der neuesten Philosophie werden dem Vf. Einwendungen machen, die er nicht so leicht beantworten dürfte.

Gründlich und wichtig ist der Abschnitt von *den Sitten der Geistlichen*. Neben dem symbolischen und mündlichen Unterricht hat der Geistliche auch noch einen anderen zu geben, und dieser besteht in seinem eigenen guten Beyspiele. Durch dieses muß er die praktischen Grundsätze dem Volke anschaulich machen, und die Möglichkeit ihrer Ausübung in der That zeigen. Um durch seine Beyspiele zu belehren, muß er durchgängig gut gesittet seyn. Die moralische Verderbenheit so vieler nicht ehrwürdigen Glieder des ehrwürdigen Standes ist leider! allgemein bekannt. Hr. F. gesteht selbst, die bisherige Erfahrung lehre, daß die Ehelosigkeit den Wissenschaften und guten Sitten nicht aufgeholfen habe. Doch behauptet er, ohne den Cölibat zu Vertheidigen, daß überhaupt die größere Betriebsamkeit in Belehrung des Volkes zur Beförderung guter Sitten durch ganz andere Ursachen in Bewegung gesetzt werden müsse, als durch die Weiber. Eine unbegrenzte Achtung und Liebe gegen die Sittlichkeit selbst, ein thätiges Wohlwollen gegen die Menschen, und eine standhafte Entschlossenheit, sie durch Sittlichkeit zu veredeln, müssen die Triebfedern dieses Bestrebens, und diese Triebfedern können vorhanden und wirksam seyn, man mag sich im Besitze eines Weibes befinden, oder nicht. Alle Gründe, welche Hr. F. für die Moralität der Cölibateurs anführt, sind eben so richtig, als die Schilderung der schrecklichen Folgen, die aus dem unmoralischen Wandel der Geistlichen entstehen. Mancher von diesen, wenn er das Buch selbst liest, wird die Wahrheit des Gefagten fühlen; aber der erste Blick auf seine Wirthschafterin oder Geliebte zerstört wieder alle anderen Eindrücke und Vorätze. Das wirksamste Mittel, dem unmoralischen Lebenswandel des (man muß leider! sagen: größten Theiles des) katholischen Klerus, und dem unter demselben immer mehr einreisenden Concubinat, ein Ende zu machen, wäre, wenn den Geistlichen freygestellt würde, ob sie ehelos bleiben wollen oder nicht.

L. M. O.

- 1) HANNOVER, b. den Gebrüdern Hahn: *Kalender für das Volk. Auf das Jahr 1806.* Herausgegeben von Philipp August Petri, Gehülfsprediger zu Lüthorff bey Einbeck. 212 S. 8. (9 Gr.)
- 2) BERLIN, b. Matzdorff: *Sitten, Gebräuche und Narheiten alter und neuer Zeit.* Ein Lesebuch für alle Stände. Mit einem Titeltupfer, (die

Mayen - Königin vorstehend.) 1806. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

- 3) ERLANGEN, b. Palm: *Briefe und Erzählungen über die Schutzblattern - Impfung zur Widerlegung unvernünftiger und fündlicher Einwendungen dagegen.* Eine Belehrung für Altern und Kinder, auch für Bürger- und Land-Schulen, von J. J. Rösling, Superintendenten in Sonneberg. 1806. 72 S. 8. (3 Gr.)

Von No. 1 ist weiter nichts zu sagen, als dafs nach Fröbings Tode Hr. Petri die Fortsetzung dieses Volksbuchs übernommen hat. Sie ist in gute Hände gefallen, und man darf, wenn Hr. P. sein Versprechen hält, dem Buche selbst zu seinem neuen Bearbeiter Glück wünschen. Bey zwanzig und mehr Fortsetzungen eines Buchs, grösstentheils von Einem Vf., wird es selten besser. Die Einrichtung ist die alte geblieben. - Interessant ist der Aufsatz über Fröbings Leben, der von dem Verstorbenen selbst herrührt. Joh. Christoph Fröbings war den 3 May 1746 zu Ohrdruff geboren. Sein Vater war Anfangs Sattlermeister, nachher aber legte er seine Profession nieder, und trieb einen Material-Handel. Ein unglücklicher Wurf auf den Kopf nöthigte den jungen F. in seinem sechsten Jahre eine Perücke zu tragen. Seinen ersten Unterricht genofs er in dem Lycäum seiner Geburtsstadt, das damals unter dem Rector Conradi, „einem aufgeblasenen, lächerlich stolzen und erpedantischen Schulmonarchen,“ stand. (Jetzt folgt eine lefenswerthe Abschweifung über den damaligen Zustand des Lyceums.) Nachher 1763, ging er nach Göttingen auf die Schule und ins Chor. Hier versuchte er seine Gabe im Versmachen. Einige Fabeln und ein komisches Helldengedicht, *Herrmann, oder der grosse meerschaumene Pfeiffenkopf*, waren seine ersten Producte als Dichter. Im Jahre 1769 verlies er die Schule, um die Akademie zu beziehen. Hier mußte er sich Anfangs kümmerlich behelfen, und ein Unglück traf ihn über das andere. Bald aber erleichterten ihm Zacharia, Walch, Münchhausen, Müller, Less u. a. mit väterlicher Fürsorge seine traurige Lage. Bey Murray, dem Philosophen, hörte er unter anderen mit Voss und Höltz ein Collegium über die Regeln der deutschen Dichtkunst. Ein Anfall von Hypochondrie bestimmte ihn 1773, Göttingen zu verlassen, und eine Hauslehrerstelle bey dem Amtmann von Hinüber zu Wildeshausen anzunehmen, an welchen Ort ihm auch bald der jetzige göttingische Superintendent Gräffe folgte.

Durch seinen Freund Wehrs erhielt er das Conrectorat an der Neustädter Schule, nebst der Hofcantor-Stelle zu Hannover. Während der vier Wochen, die er sich des Examens wegen in Hannover aufhalten mußte, unterrichtete er bey dem Consistorialrath Schlegel dessen vier Söhne, unter denen August Wilhelm und Friedrich die jüngsten waren. Mit seinem Kalender fürs Volk betrat er 1782 die schriftstellerische Laufbahn. Die Schicksale dieses Buchs münzten ihn eben nicht sehr zur Fortsetzung auf. Auch mit seiner *Bürgerschule* hatte er wenig Glück. Da sich seine Einkünfte in Hannover immer mehr verminderten, und er mit seiner Familie nicht mehr davon leben konnte: so legte er sein Conrectorat nieder, und ging als Pfarrer nach Lehrte im Cellischen. Die ersten Tage seines Aufenthalts daselbst waren für ihn und seine Familie äusserst traurig. Die ungewohnte Einsamkeit besonders fiel ihm unbefchreiblich lästig. Er blieb auch nicht lange da. Denn nach vier Jahren, 1799, nahm er die Pfarrstelle zu Markoldendorf an, wo es ihm leichter wurde, Gesellschaft zu haben: doch kostete ihm das damit verbundene Filial Amelisen, das er alle Sonntage besuchen mußte, das Leben. Er starb den 25 Januar 1805.

So wie No. 1 durch seine Sammlungen von Beyspielen von guten und bösen Menschen, von guten und schlechten Handlungen die Absicht hat, hauptsächlich auch den moralischen Sinn im Menschen zu wecken und zu stärken: so kann No. 2 dazu dienen, durch die Aufstellung so vieler Eigenheiten und Sonderbarkeiten im menschlichen Leben den Verstand dadurch zu einem freyen Blick zu bilden, und dem Menschen eine gewisse Gewandtheit und Freundlichkeit in Beurtheilung Anderer mitzutheilen. Die Sammlung hat ihre Verdienste, obwohl nicht eben große Schwierigkeiten. Sie ist nach dem Alphabet gemacht, was freylich anders hätte seyn können, und die Quellen, aus welchen die Stücke genommen sind, liegen auch nicht fern ab. Wenn also auch der Sammler kein Lob für sich verlangen kann, so kann man doch von seinem Buche sagen, dafs es nützlich werden kann, und wenigstens recht unterhaltend ist.

Wenn wir von No. 3 wünschen, dafs die kleine Schrift in recht viele Hände kommen möge: so wünschen wir ihr etwas, was sie verdient. Ueber ihren Inhalt und ihre Tendenz spricht der Titel hinlänglich. A.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Erfurt, b. Knick: *Philologische Mannichfaltigkeiten.* Ein Lesebuch zum Unterricht und Zeitvertreib studirender Jünglinge, von Adolph Friedrich Höpfer, Rector in Greussen. Erstes Bändchen, 1806. 232 S. 8. (16 Gr.) Den Zweck dieser Schrift zeigt die Vorrede hinlänglich an: „Unter den jungen Leuten ist seit mehreren Jahren die Sucht eingerissen, lauter Romane und solche Schriften zu lesen, welche nicht viel Nachdenken erfordern. Selten findet man Schuler, welche ein Vergnügen an der Lectüre der alten Classiker finden; sogleich nach geendigten Schulstunden werfen sie ihre Schulbücher hinweg, um zu ihren liebten Romanen zurück zu

kehren. Da man nun freylich nicht immer ernsthafte Schriften lesen kann, sondern auch etwas zur Erholung lesen muß: so habe ich dies Büchelchen geschrieben; welches durch die mannichfaltigen Gegenstände diesen Endzweck vielleicht erreichen, und jungen Leuten zur Lectüre der Classiker selbst Lust machen kann.“ Es enthält Sprichwörter, „Erzählungen, kurze Biographien der Alten, Manches über die Regierungsverfassung, über das Privatleben der Alten u. s. w. Der Zweck ist gut; aber es sollte mehr für Sprach- und Druck-Richtigkeit gefordert worden seyn. Ar. O.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1807.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Göschel: *Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung.* Von Johann Christoph Adelung. 1806. 402 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Eine Urgeschichte des merkwürdigen germanischen Volksstammes und seiner Sprache, ein noch ungeschriebenes Werk, muß die Aufmerksamkeit jedes Gelehrten, der sich für kritische Geschichte interessiert, lebhaft in Anspruch nehmen. Aus der Idee eines solchen Werks geht folgender Hauptinhalt hervor. Es müssen genaue Untersuchungen angestellt werden über die Herkunft der Germanen; über die Gegend und die ungefähre Zeit, wo und wann, so wie darüber, unter welchem Namen, sie aus dem Dunkel des Alterthums hervortreten; über die Berührungspunkte mit pelasgischen Völkern, besonders in Hinsicht auf Sprache, deren sich mehrere auffinden lassen, doch ohne Verirrung in trockene Einöden kleinliches Etymologisirens; ferner über die frühesten Züge der germanischen Völkerschaften, ihre Lebensweise, politische Verfassung, und moralische Stufe in den ältesten Zeiten, veranlaßt durch das verschiedene Lokal der Länder, in die sie geriethen. Was insbesondere die Urgeschichte der Sprache betrifft, so muß eine genealogische Geschichte der Hauptwörter versucht werden, worin bey jedem einzelnen zu förderst der Stamm aufgestellt, dann das System der Abkömmlinge von allen Seiten, verzeichnet wird. In gleichem Verhältnisse, als bey der Entwicklung eines Volks die Begriffe desselben ausgedehnter, zusammengesetzter werden, müssen dieß nothwendig auch die Wörter, als Bezeichnungen derselben. Indem nun die Erweiterung der Hauptwörter durch *Praefixa* und *Suffixa*, d. i. das Hervorkeimen des einen Zweigwortes aus dem andern, und einer ganzen Familie aus Einem Stammworte, erfolgend nach Maßgabe des Hervorgehens eines Begriffs aus dem andern, schematisch dargestellt wird, ist die pragmatische Entstehungsgeschichte der Sprache zugleich Elementargegeschichte der Ideenentwicklung der Nation. Dann müssen die Spuren der ursprünglichen Verwandtschaft der germanischen Sprache wenigstens mit der griechischen vollständig aufgesucht und zusammengestellt werden. Diese finden sich bekanntlich: 1) in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von einzelnen griechischen Wörtern, die entweder in den heutigen germanischen Sprachen noch vorhanden sind, oder sich als

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

griechisch-germanische Reste in der englischen und französischen, bey deren allmählichem Übergange von der Germanität zur Romanität, erhalten haben. 2) In der Gleichheit mancher Formen und Eigenthümlichkeiten der germanischen und griechischen Sprache, unter anderen in der Gemeinschaft des Artikels, wobey ein Versuch über die Entstehung desselben gewagt werden mußte; auch in der Ähnlichkeit der Bildung des *Präteriti* durch Vorsetzung einer Sylbe, einer Bildungsart, die in das Lateinische nur in Ansehung weniger Wörter eingedrungen ist (*memordi*, *feselli* etc.). Eine zwar äußerst schwierige, aber sehr verdienstliche, und für den Sprachforscher mit vielem Reize verbundene, Untersuchung wäre die, über die Entstehung der germanischen Dialekte. Hier müßte physiologisch-geographisch-historisch entwickelt werden, welchen Einfluß die Verschiedenheit des Klima der Länder, in denen sich die germanischen Stämme niederließen, auf die Sprachorgane, und dadurch auf die Mundarten gehabt hat; wie die harte, polternde, consonantvolle gothische Mundart, die mehr geschmeidige, an Vocalen reichere, alemannische, die schlaffe angelsächsische, die kreischende, discantmäßige, isländische, nach Verschiedenheit der Luft in nördlichen, trocken-kalten Ebenen, der milderen Luft in südlicher Thalgegend, der Seeluft in mäßigen Klimaten, der scharfen, feuchtkalten Luft in der Nähe des Eismeers, entstanden sind. Vortreffliche Winke über die Wirkungen des Klima auf die Lunge, die Luftröhre, die Kehle, und über die daraus erfolgenden Modificationen der Stimme und der Sprachen, nebst der dahin einschlagenden Literatur, findet man bey Coray, *traduction d'Hippocrate des airs, des eaux, et des lieux. T. II. p. 71—74.* Freylich müssen in einer Bildungsgeschichte der germanischen Dialekte die Jahrhunderte der Völkerwanderung nicht als Schranken gesetzt, sondern einige spätere hinzugenommen werden.

Vergleicht man die vorliegende Schrift mit den Erwartungen, zu denen der Titel berechtigt, und mit dem Project eines solchen Werkes, so vermißt man die meisten jener wesentlichen Forschungen; dagegen wundert man sich, Vieles zu finden, was nicht in den Umfang der Unternehmung gehört, viele Digressionen und Details, die den Leser zerstreuen, und worüber der Vf. selbst die freye Ansicht seiner Arbeit verloren zu haben scheint. Zwey von jenen, in unserm Project angegebenen, Hauptmaterien berührt zwar der Vf., doch nur oberflächlich. S. 352 kommt er auf die Verwandtschaft des Germanischen mit dem

Griechischen, fertigt aber die Sache mit der Aufsehung ab, daß aus der Übereinstimmung vieler germanischen und griechischen Wurzelwörter nicht folge, daß die eine Sprache *Mutter* der anderen sey. Ganz richtig. Aber von welcher gemeinschaftlichen Mutter sie als *Schwester* abstammen, diese Untersuchung wäre hier am rechten Orte gewesen. S. 362 ff. wird die wichtige Materie von dem Ursprunge der germanischen Dialekte ebenfalls ohne Gründlichkeit abgehandelt. Zu den Ausführungen, die uns fremdartig scheinen, rechnen wir die über den Handel der Phöniciern mit britischem Zinn, denn der Grund, aus welchem diese Materie in die Untersuchung gezogen wird, ist nichtig; die, über die Reise des Karthagers Himilko nach dem Norden; über den Zug des Brennus nach Italien, und andere Streifereyen der Gallier; ferner den größten Theil der langen Ausführung über die Entdeckungsreise des Pytheas (S. 51—97), wobey man in einer Anmerkung erinnert wird, diesen Mann nicht mit „der Wahrsagerin Pythias“ zu verwechseln; die, ins Kleinliche fallende, 7—8 Seiten einnehmende, Verfolgung des Mimologismus, der in den meisten Sprachen in Ansehung des Donners Statt haben soll (S. 353—360); die Untersuchung über den Ursprung des Reims (S. 394 ff.): Abschweifungen, deren Entbehrlichkeit der Vf. selbst ein mal eingestohet (S. 362).

Beurtheilt man indessen das *Adelung'sche* Werk; wie es ist, ohne Rücksicht auf die Überschrift, und ohne Vergleichung mit der Idee einer germanischen Urgeschichte: so läßt man der Belesenheit und dem großen Fleiße des Vfs. in Zusammenstellung der historischen Fragmente, welche die ältesten Germanen betreffen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Nicht sowohl in bedeutenden neuen Aufschlüssen, als vielmehr in dem eben genannten Vorzuge, besteht der eigenthümliche Werth dieser Schrift, deren Inhalt ungefähr folgender Titel entsprechen würde: Repertorium der ältesten germanischen Geschichte und Sprache, mit einigen eigenen Untersuchungen, und vielen historischen und linguistischen Abschweifungen. Der Ausdruck: Geschichte der Deutschen ist dem Inhalte nicht völlig angemessen. Deutsche können nicht alle germanischen Völkerschaften heißen. Der Vf. gebraucht deutsch und germanisch als gleichbedeutend; offenbar ist aber sein Plan nicht auf die Urbewohner Deutschlands eingeschränkt; auf das ganze alte Germanien soll sich derselbe erstrecken, und diese Ausdehnung des Plans hat auch Rec. bey der allgemeinen Ansicht des Buchs vor Augen gehabt. Aus dem Gesichtspunkte des vorhin substituirtens Titels wollen wir von jetzt an das Werk betrachten, unseren Lesern die Haupttheile darlegen, und bey solchen etwas verweilen, die entweder vor anderen glücklich, und mit Kritik ausgearbeitet sind, oder in deren Resultate wir nicht einstimmen können.

Der I. Abschnitt verspricht die *älteste Geschichte der Deutschen* (Germanen) bis auf Pytheas. Unter den 16 Paragraphen desselben sind aber nur drey bis vier, die zur Sache gehören, und in denen von den

Germanen selbst und positiv gehandelt wird. In dem fünften, wo der Vf. die Germanen aus Asien ableitet, nimmt er bey der Gelegenheit die Einwanderung aller übrigen europäischen Hauptvölker mit, und entwirft zwey Zuglinien für dieselbe: eine im Süden, die andere im Norden der Donau. Die letztere sollen, außer den Germanen, auch die Slaven und Finnen genommen haben. Wenn *Gatterers* Abtheilung der Slaven von den Dako-Geten richtig ist, so gehört dieses Volk zu den im Süden der Donau eingewanderten; denn die Geten haben, nach dem Übergange aus Kleinasien, zuerst in Thracien, im Süden der Donau, gewohnt (*Herodot IV* 93), wo sie noch zu Alexanders Zeit saßen (*Strabo I. VII. Alm. p. 462*); sie standen auch mit den damaligen Bewohnern dieser Provinz in Sprachverwandtschaft (*Id. p. 463*), und waren noch mit solchen vermischt (S. 468). — Wie und in welcher Ordnung die Finnen in der nördlichen Zuglinie nach Europa eingewandert, und bis in den hohen Norden gekommen seyn mögen, diels versetzte den Vf. in eine Verlegenheit, die er sich durch die falsche Voraussetzung dieses Einwanderungsweges selbst zu zieht. Die Finnen sind gar nicht durch das Donauische Europa gezogen. Die Ungarn können nicht gegen diese Behauptung angeführt werden. Rec. kann nicht umhin, die neuerlich herrschend gewordene Ableitung der Ungarn von den Finnen so lange für eine historische Caprice zu halten, als man sich begnügt, dieselbe durch eine Zahl von hungarischen Ausdrücken zu belegen, die sich, modificirt, im Finnischen wieder finden: ein Umstand, der weiter nichts beweiset, als daß die Vorfahren beider Völker entweder in der Nachbarschaft gelebt, oder gemeinschaftlich von einem dritten, zwischen ihnen wohnenden Volke, manche Wörter entlehnt haben. Wäre eine Sammlung einzelner Wörter hinreichend, die Verwandtschaft zweyer Völker zu begründen; wäre es entbehrlich, theils die Übereinstimmung des Sprachgenius zu entwickeln, theils und vorzüglich die Verwandtschaft durch historische Data zu unterstützen: so sollte es dem Rec. nicht schwer werden, die Verwandtschaft der Deutschen und Polen zu beweisen, (denn die letzteren haben von den ersteren viele Ausdrücke adoptirt). *Historisch* hat noch kein Gelehrter die Abkunft der Ungarn von den Finnen begründet; historisch ist aber die Abkunft derselben von den Hunugaren oder Hunno-Iguren, abgekürzt Uiguren, einem hunnisch-mongolischen Volke (*Abulghasi, C. III. a Leyde 1726. S. 90. 91*), zu erweisen.

Treffend und gründlich entwirft unser Vf. den ältesten Weg des Handels mit Bernstein (nicht *Elector* bey den Griechen S. 2, sondern bekanntlich *Electron*) aus Preussen nach Asien; unserm Urtheile nach besser, als *Mannert* (III. 336), der die Griechen denselben von den Phöniciern kaufen, und unter anderen aus dem adriatischen Meere abholen läßt. Unser Vf. entwirft mit größerer Wahrscheinlichkeit den geraden Weg durch Preussen und Rußland, größtentheils über die Flüsse, bis zu den griechischen Kolonien an den nördlichen Küsten des Schwarzen Meeres; ein

Weg, zwar schon von *Bayer* vermuthet, aber von *Adelung* durch neue Data glaublich gemacht. — Desto weniger können wir dem Vf. beystimmen, wenn er den ältesten Weg des Handels mit brittischem Zinn durch Deutschland führt, und daraus frühzeitig, weit vor dem Anfang aller Geschichte, „in Germaniens Wäldern und Sümpfen Bevölkerung, Leben und Thätigkeit, Kunstseils, Handel und Gewerbe,“ folgert (S. 10, 11). Einige Seiten vorher bemerkt er richtig, daß die Phönicier das Zinn aus Britannien nicht zu Schiffe in das mittelländische Meer geführt, sondern es, durch Vermittelung der Iberier im heutigen Spanien, zu Lande erhalten haben. Man weiß, daß auch die Gallier an diesem Zwischenhandel Theil nahmen. Wie kann der Vf. den Waarenzug aus dem aquitanischen und atlantischen Meere in das mittelländische durch Deutschland leiten? Jene Handelswaare ging gewiß den geraden Weg von Nordwesten nach Südosten durch das heutige Frankreich und nördliche Spanien bis an die Küsten der Provence und Cataloniens; eine Handelsstraße, die sich, wie die meisten der Vorzeit, sehr lange erhalten hat, und zu deren Aufnahme das Etablissement der Phokäer zu Massilien nicht wenig beytrug. — In diesem Abschnitte zeichnet sich noch §. 10 aus, worin dargethan wird, daß die Germanen nicht zu den Scythen gehört haben. In den Anmerkungen ist mit eiserne Fleiße nicht nur ein scythisches Glossarium aus Herodot zusammengetragen, sondern sogar eine Vergleichung einiger scythischen Wörter mit zendischen, pehlvischen, neu-perfischen, armenischen, georgischen, tatarischen, mongolischen, albanischen, hungarischen, finnischen, slavischen, samojedischen u. s. w. angestellt, um die Nicht-Verwandtschaft der Scythen mit diesen Völkern zu beweisen. Daraus kann aber dieselbe noch nicht folgen, daß fünf scythische Wörter (denn so viele werden bloß verglichen) in den aufgezählten Sprachen nicht vorkommen.

Der II Abschnitt ist ganz der Reise des Pytheas an die Bernsteinküste gewidmet. Mit Gelehrsamkeit ist gewiß dieser Theil des Buchs ausgearbeitet; mit Vielbelassenheit sind die Schriftsteller beider, in Beziehung auf den genannten Reisenden Statt habenden, Parteyen aufgeführt. Der Vf. gehört zu denen, die ihn in Schutz nehmen; doch ohne Darlegung neuer und eigener Gründe, sondern, nach seinem eigenen Geständnisse, mit bloßer Wiederholung der bekannten des Freyherrn von *Wedel-Farsberg* (nicht *Jarsberg*, S. 52, 55). Auffallend ist es, daß er, bloß mit Ausnahme der Bearbeitung der Reise des Pytheas, alles Übrige in der Abhandlung dieses Schriftstellers über die ältere scandinavische Geschichte für unhaltbar, zum Theil für erdichtet, erklärt. — —

Im III Abschnitte folgt die Geschichte der Deutschen bis auf Caesar, die jedoch mit Einfällen der Gallier in Thracien und Asien anhebt. Alles trocken und ohne Gewinn für die früheste Geschichte des deutschen Volks ausgeführt. Den größten Theil des Abschnitts nimmt eine Untersuchung über die Kimbern ein, durch die der Streit über die Existenz und die Herkunft die-

ses Volks nicht geschlichtet wird. *Mannert* (III, 35, 315 ff.) sucht darzuthun, daß es nie Kimbern im heutigen nordwestlichen Deutschland gegeben habe, erklärt die, gegen Rom ziehende, furchtbare Horde für Abkömmlinge der Kimmerier am Pontus und Tanais, dabey aber für Germanen, läßt dieselben von der Weichsel her über das karpathische Gebirg an die Ober-Donau anrücken, und giebt dem Pytheas die Veranlassung des Wahns von Kimbern in Jütland, Schleswig, Holstein u. s. w. Schuld. Unser Vf. unterscheidet thracische Kimmerier am Pontus, belgische Kymri, und germanische Kimbern, und setzt das verbannte Volk der letzteren wieder in seine Heimath, Jütland, ein, aus welcher Gegend er es gegen Rom gehen läßt (S. 112, 118). Ein in Russland lebender Sprachforscher hat seit mehreren Jahren ein kritisches Werk über den Norden unter der Feder, wovon Rec. Proben vor sich hat. Darin soll aus der Geschichte und Sprache bewiesen werden, daß die pontischen Kimmerier großentheils bis an die Ostsee gewandert, und daß sie Germanen, insbesondere *Gothen*, gewesen sind. Rec. ist sonst nicht von dem iredischen System; hier aber glaubt er, daß sich die Parteyen ungezwungen vereinigen lassen. *Adelung*, zu sehr an Herodots Worten hängend, zerreißt alle Verwandtschaft zwischen den niederdeutschen Kimbern und den pontischen Kimmeriern, macht die letzteren zu einem thracischen Volke, und will, nach Vertreibung derselben aus ihrem Vaterlande durch die Scythen, nichts mehr von Kimmeriern in Europa wissen (S. 19, 22, 23). Hierin, so wie in Ansehung der Herkunft sowohl der pontischen Kimmerier, als der Kimbern, die mit den Teutonen gegen Rom zogen, muß er nachgeben; *Mannerts* Vorstellung ist besser: von den zwey Parteyen, in welche sich, nach Herodots Erzählung, die pontischen, und zwar germanischen, Kimmerier bey dem Überfalle der Scythen theilten, rettete sich die Volkspartey nicht mit den Aristokraten östlich nach Asien, sondern nordwestlich an die Weichselflüsse, von welcher Gegend in der Folge eine Schaar südwestlich gegen die Donau anrückte (III, 4). Ein anderer Theil zog, jenem bis jetzt anonymen Sprachforscher zufolge, in das Weichselgebiet hinab, und breitete sich unter den Namen der *Gothen* und *Ästier* an der Ostsee aus. Haben nun Kimbern, freylich unter anderem Namen, im Osten der Teutonen gewohnt: so kann auch, bey den vielen sich durchkreuzenden Zügen dieses unruhigen Volks, ein Theil in die *Westgegend* derselben, nach Holstein, Schleswig, Jütland, gerathen seyn, ja in die Gegenden zwischen der Nieder-Elbe und dem Niederrhein, bis nach Belgien, wo Caesar einen germanisch-kimbrischen Volksrest vorfand (*de bello Gall. II, 29. Vgl. Dio Cass. l. 30*). In Ansehung der Existenz von Kimbern im nordwestlichen Deutschland muß also *Mannert* nachgeben. Würde es hinlänglich begründet, daß die pontischen Kimmerier Germanen gewesen, und zum Theil nach Norden, bis an das baltische Meer gezogen sind: so wäre es die Geschichte dieses Volks, nicht aber, wie bey unserm Vf., eine

Unterfuchung über die Bernsteinküfte, womit die germanische Urgeschichte beginnen müßte.

IV Abschnitt: Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung. Bekannte Kriegsgeschichten. — **V Abschnitt:** Namen, Grenzen, und Klima Deutschlands. Historisch, etymologisch, und orthographisch über die Namen *german* und *deutsch*; bey der Gelegenheit über die Namen, die sich viele andere Völker beylegen, wo selbst die Lappländer, Tungusen, Samojeden, Tischeremissen, Wotjaken Esquimaux u. s. w. nicht übergangen werden. Von den Grenzen Deutschlands (Germaniens), dem Klima, der schwachen Bevölkerung, das Bekannte, Gelegentlich von den Vindeliern und Rhaetiern. Über die Abstammung der letzteren scheint der Vf. noch in Zweifel zu seyn; viel bestimmter würde er sie für eine tusische Völkerschaft erklärt haben, wenn er gewisse Beyträge zur historischen Kenntniß derselben verglichen hätte, besonders die Nachricht von Goethe (*Propyläen* I Bd. I Stück S. 89), daß im tiefen Bänderlande die Zierathen an dem Zimmerwerke der hölzernen Häuser denen, auf den ältesten etruskischen Monumenten, völlig gleich sind. Noch wird in diesem Abschnitte von dem Ursprunge der Volksnamen gehandelt, wie dieselben theils von der Localität entlehnt, theils den Völkern häufig von ihren Nachbarn beygelegt worden sind; wiederum, nach der Weise des Verfassers, mit Abschwefungen auf die, aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannten, Namen sehr vieler Völker in Europa und im nördlichen und mittleren Asien, womit sieben Seiten gefüllt sind.

Der **VI Abschnitt** ist einer der weitläufigsten, enthaltend eine vollständige Classification der germanischen Völker. Es werden zwey Hauptstämme angenommen: ein suevischer, und ein sogenannter unsuevischer oder kimbrischer; unter beide werden alle germanischen Völkerschaften vertheilt. Dieser Abtheilung gemäß werden auch bloß zwey Hauptdialekte der germanischen Sprache von dem Vf. angesetzt. Es würde eine Abhandlung von mehreren Bogen entstehen, wenn wir in die genaue Prüfung dieses Abschnitts eingehen wollten. Wir glauben unsere Obliegenheit zu erfüllen, wenn wir bloß einige Stellen ausheben, die uns oberflächlich ausgearbeitet, oder Irrthümer zu enthalten scheinen. Oberflächlich abgefertigt sind besonders die Langobarden (der Vf. schreibt Longobarden) und Aestier oder Esthonen. Was die letzteren betrifft, so kann Rec. hier die Bemerkung nicht zurückhalten, daß Strabo (*IV Alm. p. 316*) in der Gegend zwischen der Ober-Donau und den Alpen die vindelische (vandalische) Völ-

kerschaft der Vennonon (Finnen) neben die Esthonen stellt; und eben so Tacitus (*German. c. 45, 46*) am baltischen Meere die Fennen neben die Aestier, wohin auch von anderen Schriftstellern die Finnen (Vennen, Venden), Vanden und Esthen gesetzt werden: eine schwierige Aufgabe für die alte Geographie, die mit dem Aussprache nicht gelöst ist: „Esthen heist Ostländer.“ Hier würde eine gelehrte Digression unseres Vfs. willkommen seyn. Weder er, noch Mannert (*III, 349, 666*) ist darauf gestossen. Daß unser Vf. die heutigen Esthen in Liefland für Nachkommen der alten germanischen Aestier hält (S. 203), ist ein Irrthum; die Esthen, Kuren, und Liven gehören zum finnischen Volkstamme. — Die Katten, Mitglieder des grossen Völkerbundes der Franken, ordnet der Vf. unter den suevischen Hauptstamm (S. 208); das Ganze aber, die Franken-Coalition selbst, zählt er zu den, von ihm sogenannten, unsuevischen oder kimbrischen Völkern (S. 267), vermuthlich wegen der alischen Franken. Er vergreift sich auch in der Ableitung des Namens der Franken. Von *Frank*, d. i. *frey*, soll derselbe nicht gebildet seyn, sondern von *frak* oder *frech*. Aber *frech* ist ja bloß das veränderte *frey*. — Zuletzt eine Zugabe über einige ungermanische Völker. Daß die Alanen kein germanisches Volk gewesen seyn sollen (S. 280), können wir nicht einräumen. Der Vf. meynt seine Behauptung dadurch hinlänglich zu begründen, daß er sich auf die Eigennamen der alanischen Fürsten beruft, in denen keine germanische Spur vorkomme. Die Hauptstelle zur Bestimmung der Germanität der Alanen kennt er nicht: Procopius (*de bello Vandal. l. I. c. 3*) nennt sie ausdrücklich eine gothische Völkerschaft, und setzt sie an den Caucasus, bis an die kaspischen Pässe. Diese Gegend, jetzt der Aufenthalt von vielen versprochenen Trümmern großer Nationen, ist nicht von jeher der Sitz der Alanen gewesen. Sie sind allmählich bis dahin gedrängt worden. Plinius (*IV Sect. 25*), setzt noch Alanen in die heutige Ukraine, auf *altgermanischen Boden*; doch waren sie nach Dionysius Perieget. (*v. 308*) schon bis an den Nieder-Don fortgeschoben; Ptolemaeus kennt außer diesen (*III, 5*) auch schon welche in Asien, in seinem Scythien dießes des Imaus (*VI, 14*). — Den Abschnitt beschließt eine Abhandlung über die Thracier, nebst einem, mit bewundernswürdiger Belesenheit zusammen getragenen, thracischen Wörterbuche, womit bewiesen werden soll, daß die Germanen mit den Thraciern in keiner Verwandtschaft gestanden haben. —

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Kopenhagen und Leipzig, b. Schubote: J. F. B. Oppens Adjutanten Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Dänemark Beschreibung eines neuen *Dendrometers* oder Baummessers. Aus dem Dänischen übersetzt von Johannes Ambrosius Markussen. 1805. 88. gr. 4. mit 1 Kupfer. (6 gr.) Nach der kurzen Beschreibung, welche der Vf. von seinem Baummesser hier giebt, bestehet derselbe aus einem, mittelst einer unterhalb befindlichen Nuss, auf einem Aufsatz zu befestigenden Winkelhaken, dessen Catheten eine Eintheilung haben, wonach sich für eine gemeßene Basis die Höhe des Baums ablesen läßt. Man sieht dabey durch die Abtheilung der Alhidade nach dem Baum, und findet seine Stärke an gegebener Stelle mittelst eines Parallelogramms, auf dessen Schenkel an dem oberen Ende Pinaciden

angebracht sind, mit welchem man den Baum faßt. Dies Parallelogramm, das man vorn an die Alhidade rückt, erlaubt eine Öffnung bis 4 Fuß, wo die Schenkel einen Maßstab streifen, welcher in seine Füsse und Zolle abgetheilt ist. Nach des Erfinders Absicht soll dieses Parallelogramm die Dicke des Stamms an dem mit ihm gefassten Ende unmittelbar messen, um dadurch den Fehln auszuweichen, welche eine verjüngte Theilung dadurch veranlaßt, daß man vom Kleinen aufs Große folgern muß. Im Grunde misst man aber nach Rec. Überzeugung auf dem Maßstab für die Stärke des Baums nur immer einen Theil, der sich zum Baum selbst, wie die Theilung des Horizontal-Catheten des Winkelhakens zur gemeßenen Basis verhält.

M. F. T.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27. APRIL, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Götschen: *Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung.* Von Joh. Christoph Adelung u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey dieser Gelegenheit will Rec. den fachkundigen Lesern dieser Blätter eine Meynung vorlegen, die er der Prüfung derer empfiehlt, die künftig diesen Gegenstand bearbeiten. Es hat niemals einen besondern thracischen Volksstamm, niemals eine thracische Originalsprache gegeben. Durch Thracien, auf der grossen Völkerstrasse von klein Asien nach Europa die erste Station, zogen Jahrhunderte lang verschiedene Völker, die sich, nach längerem oder kürzerem Aufenthalte, von da in drey Hauptrichtungen vertheilten. Vorläufig wird diese unsere Vorstellung selbst durch das Verzeichniß der thracischen Völker bestätigt, das in gegenwärtigem Werke entworfen ist: mit Ausnahme der Kimmerier, und einiger Völker, die wieder nach Asien zurück gegangen waren, sind die angeblichen thracischen Völkerschaften lauter solche, die ihren Zug durch dieses Land genommen haben: Geten, Dacier, Mörier, Macedonier, Pelasger, also Griechen, Illyrier, Pönier in Pannonien. Alle Völker, die zur Zeit Thracien inne hatten, wurden von den Griechen Thracier genannt, ohne Rücksicht auf die entferntere Herkunft. Der Name blieb endlich an diejenigen haften; die in der morgenländischen Völkerwanderung gleichsam den Nachtrab ausgemacht hatten, zuletzt herüber gekommen, und auf der Stelle zu bleiben genöthigt waren, da sie, von allen Seiten durch sessitzende Völker abgehalten, nirgends weiter vordringen konnten. Demnach kann es auch keine thracische Localsprache gegeben, sondern die Landessprache in Thracien muß mit den Bewohnern gewechselt haben. Die Sprache, deren sich, nach Endigung der Durchmärsche, die bleibenden Besitzer Thraciens bedienten, war gewiß eine ganz andere, als die der früheren durchziehenden Völker. Auf das Zeitalter muß also bey Zusammenstellung der, aus den Sprachen der Bewohner Thraciens auf uns gekommenen, Wörter Rücksicht genommen werden; woran unser Vf. nicht gedacht hat. Augenscheinlich ist Alles, was in früheren Zeiten als thracisch angeführt wird, Sprache, Cultus u. s. w. weit gebildeter, der griechischen Welt näher, als das aus späteren Zeiten Aufbehalten: ein Beweis, daß ganz verschiedene

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

ne Völker nach einander das Land besetzt gehabt haben, von denen die früheren mit den Griechen verwandt, die späteren aber Fremde waren.

Der VII Abschnitt enthält bloß eine Charakteristik der alten Germanen. Der achte Abschnitt endlich, wieder sehr weitläufig, handelt von der ältesten germanischen Sprache und Litteratur (der Vf. schreibt Litteratur). Dürfte unsere Neigung, diesen Theil des Buchs kritisch durchzugehen, der Maßstab für gegenwärtige Recension seyn: so würde dieselbe sehr weitläufig werden. Da wir uns aber diesen literarischen Genuß verlagern müssen, so beschränken wir uns auf einige Bemerkungen. Wie wir oben geklärt haben, scheint es uns keine unbillige Forderung, daß eine Schrift, als älteste, mit der Völkerwanderung schließende, Geschichte der germanischen Sprache angekündigt, eine Entstehungsgeschichte unserer Sprache seyn solle. Fast überall aber, wo man erwarten könnte, tiefer geführt zu werden, wird man mit Raisonnements beschäftigt, die sich auf der Oberfläche halten, und auf die Grundbildung jeder andern Sprache passen. Desto mehr Gründlichkeit und Vollständigkeit herrscht in allen den Stellen, wo es auf historische Kenntniß nicht bloß der germanischen, sondern auch vieler anderen Sprachen ankommt. Wie fleißig der Vf. die germanischen Idiotica studirt hat, zeigt er unter anderen S. 311-316, wo die vielen Benennungen gesammelt sind, mit denen das Pferd, nach Maßgabe seiner verschiednen Eigenschaften, belegt wird. Eben so giebt er durch das Verzeichniß der vornehmsten, aus den ältesten Zeiten aufbehaltenen, germanischen Stamm- und Wurzelwörter S. 323-338, einen Beweis von seltenem Sammlerfleisse. Das Pehlvi nennt der Vf. eine ausgestorbene medische Sprache (S. 351); wir halten diese Priestersprache im alten Persien für Chaldäisch.

Folgende Erinnerungen würden wir, als kleinlich, unterdrücken, hätten wir es nicht mit einem so berühmten Lehrer der deutschen Sprache zu thun. Der Periodenbau ist hie und da verworren, z. B. S. 200: „Dieses merkwürdige Volk ist das erste, welches uns von dem suevischen Stamme bekannt wird, *denn* daß nicht des Pytheas Guttonen, *denn* das sind Jüten, sondern seine, an der Bernsteinküste wohnenden, Kofini oder Kottini, *keine andere*, als Gothen, sind, *zumal* da auch Dio die letzteren nicht anders, als Kotinos, nennt, wird man wohl sehr wahrscheinlich finden.“ — Der Styl ist zuweilen unter der Würde der Geschichtsschreibung, besonders wider den Ernst der kritischen; z. B. S. 114: „welches Volk, wie weiland der

ewige Jude, in Europa herumgeirrt habe; — S. 120: Völker, auf der irrenden Ritterschafft begriffen; — S. 281: Dalin, schwindeligen Andenkens.“ — Es kommen sogar einige Sprachfehler vor: S. 100: „wobey Mosis Gomer Alles wieder *verdirt*“; — S. 119: die Ursache, welche die Völker zur Auswanderung *bewegte*; S. 49: *für* Mißbräuche warnen; S. 268: ich kann *es* überhoben seyn.“

Ungeachtet indeffen diese Schrift verschiedene Stellen enthält, die entweder eine genaue Kritik nicht aushalten, oder den Erwartungen nicht entsprechen, die der Titel erregt: so müssen wir doch bekennen, daß sie, als reichhaltige Sammlung vielfacher Materialien und schätzbarer Literär-Notizen, ein für die alte Geographie und Geschichte unentbehrliches Werk ist, das bey künftigen Bearbeitungen der darin berührten Gegenstände verglichen werden muß. N. N.

WOLPENBÜTTEL, b. Albrecht: *Geschichte des Fürstenthums Hildesheim*; von Franz Anton Blum — jetzt Hofrath zu Hannover. 1805. X und 328 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die Länder am rechten Wefer-Ufer erwarten erst noch einen *Müser*, der ihren früheren Zustand enthülle. Je weiter sie von dieser Grenze abliegen, desto weniger möchten andere Forschungen anwendbar seyn, desto schwerer wenigstens möchte sich ihre Richtigkeit nachweisen lassen. Hier ist noch alles aus dem Rohen zu arbeiten: nur kraftlose, und, wie sie dastehen, mehrentheils unnütze Regentenleben haben wir statt Landesgeschichte; der Stoff, den der Bearbeiter oft glücklich vermehren kann, (der Vf. benutzte mehrere handschriftliche Quellen, als vielleicht je wieder Jemand zu Gebote stehen,) ist vortrefflich: was hat der Vf. daraus gebildet? leider! eine gewöhnliche Historie schon oft dargelegter Sachen. Der Plan ist zu weitläufig gestellt, und alles hineingezogen, was sich auffinden ließ. Dieser Band umfaßt nur das neunte Jahrhundert, vier andere werden noch folgen, ehe mit dem 16. Jahrhundert (doch hoffentlich nicht gerade mit dem ganz unrichtigen Jahr 1501, sondern mit dem natürlichen Abschnitt des Anfangs der bekannten hildesheimischen Fehde?) eine für sich bestehende Bandereihe der neueren Geschichte beginnen kann.) Geist, Geschmack und Kritik sind noch unentbehrlichere Bedürfnisse des Geschichtschreibers; aber Hr. B. folgt den unsichersten Gewährsmännern. Die veraltetsten oder unbekanntesten Schriftsteller, welche längst allen Credit verloren haben, (*Cluvier, Culvör, Lauenstein, Cuno*.) sind hier häufig mit den späteren Handschriften — zu deren Würdigung und Kenntniß von ihrer Beschaffenheit uns nichts gesagt wird — für die früheren Zeiten unwissender und fabelhafter Mönche, oder — wer kennt nicht die Geschichte des Hochstifts? — verblendeter Parteygänger, zu vertrauensvoll benutzt. Oft in den Kreis ihrer mannichfachen Abweichungen und Widersprüche festgebannt (S. 22), sucht der Vf. mühsam den Ausweg, ohne in dem Quellenstudium und der Kritik die Hand zu finden, welche ihm allein herausfüh-

ren kann. Daher die vielen Fabeln, welche dem Werke so nachtheilig werden! Wir führen zur Belegung unseres Urtheils nur die Aufwärmung einer Grafschaft *Winzenburg* (samt ihrem Wapen) von Karl dem Großen (S. 116), und die dem Grafen *des Namens* zugeschriebene Stiftung von *Lamspringe* an, wobey wir die Ächtheit der davon sprechenden beiden Urkunden unangefochten lassen können, da doch erst aus dem Vormpachschcn Hause im zwölften Jahrhundert auf eine kurze Zeit Grafen von Winzenburg entstanden sind. Eben so unrichtig ist die Annahme von der Grafschaft *Ringelheim*. Aus dem Geschlechte der gleichgenannten Grafen soll auch der designirte Bischoff Ludolf (st. 875.) entsprossen seyn; denn „in einer alten Kapelle zu Corvey steht sein Bildniß mit dem Wapen des Bisthums Hildesheim, und der Grafschaft Ringelheim bezeichnet.“ Wittekind hat von Karl dem Großen die herzogliche Würde erhalten und Länder an der Saale besessen; Otto der Grosse (Erlauchte?) war ein Schwiegersohn Arnulfs (S. 259). Doch der Vf. nimmt solche Fabeln in Schutz, (denn wer will und kann die Unrichtigkeit zeigen?) und selbst die alberne Stiftungslegende von Hildesheim wagt er deshalb nicht einmal zu leugnen (S. 29). Man lese auch, was der Vf. über die Etymologie des Namens der Stadt *Elze* (S. 216) nachschreiben konnte, der aus einer Abkürzung der kaiserlichen Urkunden: *datum Aut. Casf.* entstanden seyn soll!! Wir glauben genug gesagt zu haben, um den Geist dieses Buches darzulegen, und wir halten es für unnöthig, mehrere Unrichtigkeiten beizubringen. Wir wünschen eine Geschichte von Hildesheim, aber bey der Beschaffenheit der vorliegenden hätte der Vf. ein weit verdienstlicheres Werk, durch die Herausgabe des *Codex diplomaticus* geliefert (S. V ff.), und wir müssen den Vf. eine sorgfältige Bearbeitung der noch rückständigen Theile empfehlen, wenn sie die Fehler des vorliegenden vermeiden sollen.

H. St. F.

1) ROSTOCK, b. Stiller: *Beiträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, insbesondere während seiner jetzigen Regierungs-epoche*, von Ludwig Moritz Holm. 1805. XII und 99 S. 8. (12 gr.)

2) HAMBURG, b. Bruggemann: *Beurtheilung und Berichtigung der Holmschen Beiträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, von einem Mecklenburger*. 1805. 192 S. 8.

Nur hohe pragmatische Vollständigkeit kann, nach Rec. Gefühl, es rechtfertigen, wenn der Unterthan die Geschichte der Regierung seines noch lebenden Fürsten ihm selbst zuignet und überreicht; kein, mindestens mehr als mittelmäßiges, Werk darf dieses Schicksal haben, am allerwenigsten aber dann, wenn der Fürst selbst der Gegenstand desselben ist.

Das Werk des Hn. Canzleyadvocaten Holm zu Schwerin gehört, seinem historischen Gehalte nach, nur zu den Volksschriften, und kann durchaus keinen Anspruch auf den Rang eines, selbst schlechten, pragmatischen Geschichtswerks sich erlauben. Es

ist eine für das grössere Publicum bestimmte Darstellung der Regentenhandlungen des Herzogs Friedrich Franz, während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung, nicht für die Nachwelt, sondern für das jetzt lebende Publicum geschrieben. Dieser Gesichtspunkt entschuldigt zwar so manche Fehler des Werkchens; allein er darf und kann doch kein Freybrief seyn für die vielen Unbestimmtheiten, Verstöße gegen Geschichte, gegen Staatsrecht, gegen Statistik und gegen Logik, für die vielen Unvollkommenheiten und Mängel, welche hier überall vorkommen. Welche Sorglosigkeit ist es z. B. eine der schönsten, vielleicht die wohlthätigste Handlung des Herzogs, die Verwandlung der Bauerndienste in den Domänen in Geldpächte, ganz zu übergehen! Welche Flüchtigkeit, S. 90 ff. die pfandweise Erwerbung der Stadt und Herrschaft Wismar für einen Kauf auszugeben! Auch ist an vielen Stellen der Schrift die Stimmung des nicht bloß über seinen Fürsten, sondern auch an denselben schreibenden Autors unverkennbar ausgedrückt, und macht keinen guten Eindruck.

Diese und so viele andere Fehler der *Holmschen* Beiträge hat der uns unbekannte Vf. von No. 2 mit einer Genauigkeit, Vollständigkeit und Bündigkeit gerügt, welcher Rec. noch lieber Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, wäre diese Kritik nicht hin und wieder etwas zu bitter ausgefallen. Der Vf. folgt Hn. Holm fast Zeile für Zeile mit Scharfsinn; er zeigt überzeugend, daß die *Holmschen* Annalen aus einigen neuen historischen Schriften, aus der Gesetzsammlung und aus den, hinter den Staatskalender jährlich abgedruckten, Mecklenburgischen Annalen unvollständig und flüchtig zusammengetragen worden sind. Offenbar ist das Recht und die Wahrheit auf der Seite dieses Beurtheilers, welcher sich als einen mit der Geschichte Mecklenburgs vertrauten Mann bewährt, dessen Schrift für die Geschichte dieses Reichslandes von bleibendem Interesse seyn wird. Wie sehr der Vf. seinen Gegenstand zu beherrschen weiß, zeigt unter andern die S. 55 fgg. befindliche Vertheidigung des Charakters des hinlänglich bekannten Herzogs Carl Leopold, obgleich, wenn Rec. nicht sehr irrt, sowohl hier, als an einigen anderen Stellen die Abneigung des Vfs. gegen die Gerechtsame der Landstände Mecklenburgs zu sichtbar durchscheint, und das Vertrauen zu ihm mindert.

Der Styl dieser Schrift ist übrigens edler als der der ersten. Von Druckfehlern sind beide nicht rein; in der *Holmschen* muß es unter andern S. 22 statt Vulkanzin, Wolkenzin, und in No. 2 S. 143 nicht Schewe, sondern Scheue heißen.

H — St. St.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART, b. Löffelund: *Hauptmomente der Kriegskunst, nach dem System des Herrn Venturini, mit steter Rücksicht auf die Kriegsgeschichte*; bearbeitet von Joseph Theobald, Hauptmann im württembergischen General-Quartiermeisterstab. 1805. I Theil, welcher die Elementarkriegskunst ent-

hält, IV und 138 S. II Theil, welcher die Strategie enthält. 172 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Venturini's gehaltreiches, aber zu sehr ins Detail gehendes, zu weit ausgesponnenes Werk bedarf allerdings eines gedrängten Auszuges, und die jungen Militärs, welche sich nicht gern durch viele Bände hindurch arbeiten, mögen es dem Vf. Dank wissen, daß er ihnen hier einen bequemerem, obgleich für den tiefer Eindringenden nicht ausreichenden Überblick des Ganzen verschafft hat. Seine Absicht, die in dem zu weitläufigen Venturinischen Werke vorgetragenen Kriegslehren concentrirt darzustellen, hat er wirklich erreicht, obwohl zu wünschen wäre, daß die Hinweisungen auf die Kriegsgeschichte etwas weniger dürftig ausgefallen seyn möchten. Wie V. theilt er die im Kriege vorkommenden Gegenstände in *Stellungen, Bewegungen und Gefechte* ein, an denen innere und äußere Eigenschaften unterschieden werden. Unter den ersten versteht er die aus der Einrichtung der Truppen und der Beschaffenheit des Terrains hervorgehende Möglichkeit dieser Erscheinungen, und unter den letzten die verschiedenen Zwecke, welche im Kriege dadurch erreicht werden sollen. Jenes sey die Elementarkriegskunst, dieses die Strategie. Die sogenannte niedere Taktik wird als bekannt vorausgesetzt. Zuerst folgen nun Bemerkungen über die Terrain- und Truppen-Arten, wo sich aber S. 8 der Irrthum befindet, daß *dicke Waldungen* als ein für den Choc der Kavallerie taugbares Terrain angegeben werden. Bey Besetzung der Defilee'n ist nur immer gesagt, daß die Infanterie und Artillerie in der Weite eines wirklichen Schusses hinter denselben stehen soll, da doch bey Defilee'n, welche durch besetzbare Höhen gebildet werden, der Pafs sicherer von diesen zu vertheidigen ist. In dem Gefechte bey Lambach 1805 wurde die hinter das Defilee gestellte österreichische Infanterie auf ihre eigene Reiterey zurückgeworfen, welches, wie Hr. v. Bülow im Feldzug 1805 Theil II. S. 10 richtig bemerkt, nicht möglich war, wenn das Defilee zu beiden Seiten gehörig besetzt gewesen wäre. In Waldungen ist es ferner nicht gut, wenn die Infanterie, wie der Vf. meynt, hinter die vorderen Bäume gestellt wird, weil sie da der Beschädigung durch die von den Kugeln zersplitterten Bäume ausgesetzt ist. Man wird hier allezeit zu viel oder zu wenig sagen, wenn man darüber nur allgemeine Regeln geben will. Bey den besonderen Vorschriften über die Stellung einer Armee, welche in 6 Hauptregeln ertheilt, und mit Bemerkungen über die Figur der Stellung begleitet werden, beschränkt sich der Vf. zu sehr darauf, die Deckung der Flügel u. s. w. in der *genommenen* Stellung zu bestimmen, da man doch vorzüglich auch darauf Rücksicht nehmen muß, welche Deckungen man beyin Vorgehen und wirklichen Angriffe haben könne. Eine Armee ist zum Schlagen, nicht bloß zum Stehenbleiben bestimmt. Die sogenannten festen Positionen taugen wenig, wie Mack und die Österreicher besonders in dem letzten Feldzuge zu ihrem großen Schaden erfahren haben. Bey Gelegenheit der Bewegungen der Kolon-

nen, hätte über die gegenseitige Unterstützung und Communication derselben doch etwas mehr gesagt werden sollen. Bey dem umringten Marfch wird S. 90 ein Quarré vorgeschlagen, ohne die Ausnahmen zu bemerken, da doch z. B. in dem Falle, wo man Geschütz gegen sich hätte, die Formirung eines Quarré's eine sehr unkluge Mafsregel seyn würde. Bey der Bemerkung, daß die Passirung unter solchen Umständen eine verzweifelte Aufgabe sey, mußte sich Rec. über die Äußerung des Vfs. billig wundern, wenn er sagt: „sie gehöre nicht in das Kapitel der Kriegskunst.“ (!) Rec. gesteht, daß er sie an keinem andern Orte abzuhandeln wüßte.

Im zweyten Theile S. 3 definirt der Vf. die Strategie als die „Feldherrnwissenschaft, welche die Stellungen, die Märsche und die Gefechte als Mittel zur Erreichung des Kriegszweckes zu gebrauchen lehrt, und die äusseren Beziehungen festsetzt, welche diese drey Gegenstände haben können oder haben müssen.“ Die S. 4 vorgezeichnete Mafsregel, alle Wege, wo der Feind ins Land dringen kann, zu sichern, dürfte auf den verderblichen Grundsatz führen, Alles vertheidigen zu wollen. Besser vielleicht möchte es heissen: man muß seine Stellungen so nehmen, daß der Feind, während seines Vordringens für Flanke und Rücken besorgt, und bey Hauptpässen ihm der Durchgang mit überlegener Kraft verwehrt wird. Überhaupt ist aber im Allgemeinen hierüber keine bestimmte Vorschrift zu geben, da hier noch viel darauf ankommt, wie viel Streitkräfte, und in welchem Verhältnisse zur Macht des Feindes und zum Umfange, so wie zur Beschaffenheit des Terrains, man entgegenzusetzen hat. S. 15 wird sehr richtig bemerkt, daß

die Deckung der Grenze durch ein Gebirge dem Vertheidiger oft selbst nachtheilig wird, wenn der Feind den Übergang einmal erzwingen (oder durch einen *Schleichweg erreicht*) hat. Wenn aber S. 29 der Vf. unter den Vertheidigungsmitteln, bey dem Angriff eines Postens, der Diverfion die letzte Stelle anweist, so kann ihm Rec. nicht beystimmen. Alles was hingegen der Vf. über das strategische Verhalten bey dem Defensiv- und Offensiv-Kriege, über Schlachten und Scheinmärsche sagt, ist, besonders in Hinsicht des letzteren Gegenstandes, key aller Kürze sehr gut vorgetragen. Vorzüglich haben Rec. die Hindeutungen auf Moreau's musterhaftes Verhalten in den Feldzügen von 1796 und 1800, sehr wohl gefallen. Zuletzt folgt noch eine kritische Übersicht der Schlachten in den Feldzügen von 1799 und 1800 welche aber für diese wichtigen Gegenstände zu kurz, mithin nicht sehr fruchtbar ist.

Übrigens wünscht Rec. nicht, daß man diese tadelnden Bemerkungen aus dem Gesichtspuncte betrachten möchte, als ob es damit auf die Schmälerung des Werthes von vorliegendem Buche abgesehen wäre. Es ist, besonders für den jungen Militär, ein sehr brauchbares Werk, und ganz dazu geeignet, diesem eine leichte Übersicht des Ganzen in Betreff der Kriegskunst zu verschaffen, worauf er dann das sorgfältigere Studium der einzelnen Theile um so bequemer fortbauen kann. Hätte der Vf. die Hauptrubriken des Venturiani'schen Werkes, bey dem Abschnitten seines Buches, die sich darauf beziehen, angegeben: so würde dasselbe zu dem gedachten Zwecke noch brauchbarer geworden seyn. Der Styl ist nicht anangenehm, die Sprache rein und größtentheils correct. Druck und Papier sind gut. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Nürnberg, b. Raspe: *Johann Siebmachers großer Wappenbach*; XIItes Supplement. 28 Kupfertafeln und 2 Seiten Register, in Folio. So verdienstlich es auch ist, dieses nützliche Werk, welches man gemeinhin das *Siebmacher'sche*, *Weigeli'sche Wappenbuch* nennt, durch Supplemente zu vervollständigen: so sehr ist auch zu wünschen, daß diese Fortsetzungen aus guten Händen, sowohl in Rücksicht des Künstlers als des Herausgebers, kommen mögen. So ist's aber nicht. Die Wappen sind nur mittelmäßig gestochen, und mehrere Familien-Namen sind falsch, oft lächerlich falsch angegeben; z. B. *Alseburg* statt *Alseburg*; *Berleisch* statt *Berlepsch*; *Breitenbach* statt *Breitenbach*; *Briesheim* statt *Griesheim* u. a. Und wozu überhaupt die Wappen dieser Familien, die bekannt genug, ja größtentheils schon selbst in den vorhergehenden Hefen dieses Wappenbuchs anzutreffen sind? Dies gilt auch von folgenden der Familien *Aspremont*, *Auffels*, *Bieseurod*, *Boineburg*, *Brand*, *Castel*, *Dieskau*, *Vitzthum*, *Ende*, *Fuchs*, *Guttenberg* u. s. w.? Konnte der Sammler keine anderen Wappen finden, dieselben bekannter zu machen? Durch solche Planlosigkeit werden oft die Fortsetzungen der nützlichsten Werke gehindert, ja ganz unmöglich gemacht.

L. P.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. Dresden, b. Arnold: *Über das militärische Verdienst im Allgemeinen, und den militärischen Ruhm des sächsischen Adels insbesondere. Eine Rede*, in Gegenwart der Herren Stände des Churfürstenthums Sachsen an die Zöglinge der churf. sächs. Ritter-Akademie bey der Preisvertheilung den 15 März 1805 gehalten von F. Ch. A. Hoffe, erstem Professor. 1805. 34 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. erklärt sich in der Vorrede weitaufziger über die schon auf dem Titelblatt angezeigte Veranlassung zu dieser Rede, die in der That bey einer sehr feyerlichen Gelegenheit gehalten worden ist. Er äu-

sert dabey den Wunsch, sie weder aus dem historischen, noch aus dem ästhetischen, sondern allein aus dem pädagogischen Gesichtspuncte beurtheilt zu sehen. Da sie aber außer einigen Notizen über partielle Einrichtungen des Instituts, wovon der Redner über der Verflammung, vor welcher er spricht, das Auditorium, das er im Eingange apostrophirt hatte, ganz zu vergessen scheint, gar nichts in die Pädagogik einschlagendes enthält: so kann dieses wohl nur so gemeynt seyn, daß er nach seinem Zweck, die Zöglinge durch aufgestellte Beyspiele zur Nachahmung anzufeuern, beurtheilt seyn will.

Damit aber hätte sich eine lichtvolle Entwicklung des allgemeinen Begriffs vom militärischen Verdienste recht gut verbinden lassen, und der Übergang zu dem sächsischen Adel und zu der Anwendung des Gesagten auf die Jünglinge, an welche die Rede gerichtet ist, würde durch die angeführten Beyspiele der Ahnen für Alle Zuhörer ein hohes individuelles Interesse gewonnen haben. Unmöglich aber konnte das mageré Namenregister der im Kriege Gebliebenen oder Verwundeten diese Wirkung hervorbringen; und doch nimmt dieses, nach einer kurzen Definition des militärischen Verdienstes und einer flüchtigen Berührung der Mittel, es zu erwerben, zwey volle Drintheile des Ganzen ein, und schließt mit reichlichen Lorbeern, welche den Lebenden gestreuet werden.

So wie es dem philosophischen Theil der Rede an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe gebricht: so fehlt auch dem historischen die pragmatische Genauigkeit so sehr, daß der Vf. selbst in den bey dem Abdruck hinzugefügten Anmerkungen verschiedene seiner Angaben wieder zurücknimmt; der Strom der Rede aber, der Anfang zwischen blumenreichen Ufern stolz dahin zu rollen sich bestrebt, wird allmählich immer matter und matter, bis er zuletzt in der dünnen Allgäheit gewöhnlicher Todtenlisten sich verliert.

Kf.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 APRIL, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, b. Arnold: *Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archäologie*, im Winter 1806 gehalten von C. A. Böttiger. Erste Abtheilung: allgemeine Übersichten und Geschichte der Plastik bey den Griechen. 1806. XVIII und 219 S. 8. (1 Thlr.)

Es giebt zwey verschiedene Wege, auf denen man die Kunde der Denkmale antiker Kunst und Kunstgeschmacks zu betreiben pflegt. Der Eine geht vornehmlich von der Kunst selbst aus, und sucht diese, ihrem Geist, die Verschiedenheit des Stils, des Geschmacks, der Arbeit u. s. w. aus den Monumenten selbst zu erforschen. Auf dem andern Wege benutzt man zunächst die schriftlichen Urkunden, geht hauptsächlich von der Sprache, vom Wort aus. Da nun dort gewisse Kenntnisse aller Theile der Kunst nebst eifrigem Anschauen und Vergleichen der antiken Bildwerke notwendig erforderlich sind: so eignet sich jener erste Weg nur für solche, die, mit gewissen Kenntnissen der Kunst gerüstet, Muse gehabt haben, die großen Sammlungen antiker Monumente nicht allein zu sehen, sondern auch zu studiren. Der zweyte von uns angezeigte Weg gehört ausschließlich den Gelehrten. Inzwischen ist doch der eine von dem andern nicht so streng geschieden, daß gar kein Übergreifen, keine Vermittelung Statt haben könnte, wie uns denn z. B. in Winkelmann ein herrlich leuchtendes Beispiel von vereinigten Kunst- und gelehrten Kenntnissen und daher entsprungenem tieferem Eindringen vor Augen liegt.

Aber in dem gegenwärtigen Falle waltet vornehmlich die Frage, auf welche Seiten Hn. Böttigers Andeutungen sich neigen; und weil ihm die anschauliche Kenntniß der besten Monumente alter Kunst mangelt: so würde man Gefahr laufen, sein Werk mit unbilliger Strenge zu beurtheilen, wenn die samstlichen etwa vorkommenden Äußerungen über Schönheit und Kunstwerth der antiken Denkmale kunststrichterlich geprüft, und was nicht rein probenhaltig ist, schnöde verworfen werden sollte. Hn. Böttigers Vorträge konnten überhaupt den Zweck nicht haben, über dergleichen bestimmt abzusprechen zu wollen, wohl aber, so viel möglich, in wissenschaftlicher Form darzustellen, was gegenwärtig über die antiken, besonders plastischen Monumente als wahrscheinlichste Meinung gilt, wober freylich der Vf. manchmal auch seine eignen Muthmaßungen herzubringen, und Me-

nungen Anderer zu beurtheilen sich bewogen fand. Aus diesem Gesichtspuncte sind, wie uns dünkt, die vorliegenden Andeutungen zu betrachten. Sie gewähren besonders über die Plastik der Griechen eine allgemeine Übersicht, die, wenn schon nicht durchaus vollständig, doch gewiß sehr lehrreich und dankenswerth ist. Rec., dessen Bekanntschaft mit der Kunst des Alterthums ohne gelehrte Mittel bloß durch Anschauung und Vergleichung der schönsten Denkmale gemacht ist, gesteht gern, dieser Schrift mancher bessere Einsicht schuldig zu seyn, und findet sich daher geneigt, solche als ein sehr nützliches Handbuch zu betrachten. Unterd Manches auf, was Hr. wozu er Hoffnung macht allenfalls berichtigen kö das Bedeutendste näher bemerken, daß bis zur chäologie überhaupt, von Denkmälern gehandelt in Vorlesung die Betrachtung Kunst ihren Anfang nehm setzt werden.

Des Vfs. Eintheilung der hohen und schönen Kunst bey den Griechen in Ideale des Phidias und Polyklet (Vorl. XIX und XX), den athletischen Kunstkreis durch Myron (Vorl. XXI), den bacchischen Kreis durch

Abgüssen, würde höchst lehrreich und bildend für den Tact der Anschauung seyn.“ Eine solche, allenfalls im Plan noch erweiterte, Anstalt wäre unstreitig das Nützlichste, Wirkksamste, was irgend zum Besten des Studiums der alten Kunst geschehen könnte, und so nach im höchsten Grade wünschenswerth. Hr. B. giebt uns durch diese seine Äußerung und Wunsch auch Gelegenheit dasjenige zu entkräften, was er S. 217 Vorl. XXIV von der Unsicherheit, über das Alter und den Styl antiker Monumente zu urtheilen, vorbringt. Denn falls keine bestimmten Merkzeichen vorhanden wären, so wäre es ja auch nicht möglich, die Abstufungen der Kunst in den noch vorhandenen Minervenbildern darzustellen; kann aber solches bey die-

warum sollte man andere Monumente nach Merkzeichen und Abstufungen in und Styls erkennen und ordnen königliche Antinous, welchen Visconti als st. das mit griechischen Arbeiten aus Zeitalter zu verwechseln seyn dürfte, ist schön, verleugnet aber darum doch adrians Zeit nicht, und der Unterschied zwischen griechischen Werken ist so, er keinem kunstgeübten Auge entgegen S. 104 Vorl. XIX ist die Anmerkung, als nicht allein der Jupiter Veroski für eine ähnliche Vorstellung vom Jupiter Olympius des Phidias gelten kann, sondern daß es mehrere und sogar colossale Tronke von dergleichen sitzenden Jupiter-Statuen giebt, welche zum Theil unrichtig restaurirt, und darum weniger gekannt sind. Ein solches Bruchstück von sehr guter Arbeit ist in Neapel vor dem königlichen Pallast aufgestellt; zwey andere waren sonst zu Portici unter einem Vorrath nicht restaurirter Alterthümer zu sehen, und sehr wahrscheinlich ist der bekannte Tronk von Versailles ebenfalls das Obertheil einer ähnlichen sitzenden Figur.

Wenn S. 210 Vorl. XX gesagt wird „man könne den Alkamenes als einen der ersten Darsteller der Pyramidalform in der Gruppirung ansehen.“ so ist die Frage, ob sich solches auch historisch nachweisen, oder sonst mit guten Gründen wahrscheinlich machen lasse. Denn in den Metopen am Parthenon giebt es Pyramidalgruppen von vortrefflicher Anlage, ja sogar in einigen Werken des alten Styls; aber die rechte Vollendung künstlicher Anordnung muß ohne Zweifel später, als in dem Zeitalter des Alkamenes, geschehen seyn. Nach S. 117 soll es nicht unwahrscheinlich seyn, daß der sogenannte Antinous von Belvedere einem berühmten bronzenen Mercur des Polyklet nachgebildet seyn könne; allein die Sache hat sehr große Schwierigkeiten, darum, weil die Statue des Antinous von Belvedere durch die höchst zarte und elegante Schwingung ihrer Glieder Anzeige giebt, sie sey einem Kunstwerk aus weit späterer als Polyklet's Zeit nachgebildet worden.

S. 141 Vorl. XXI bekennt sich unser Vf. zu Millin's nicht haltbarer Lehre, daß nämlich der sogenannte — borghesische Fechter einen Theseus im Kampf mit den Amazonen darstelle; welches aber unmöglich gegründet seyn kann, weil sonst aller Glaube an ideale Heldengestalten in der alten Kunst auf-

hören müßte; auch hat die Figur des Theseus auf der bemalten Vase, die Hn. Millin zu solcher Vermuthung Anlaß gegeben, nur eine entfernte Ähnlichkeit der Stellung mit dem borghesischen Fechter, ist übrigens beehmt, hat ein Schwert anhängen, und, was wohl zu bemerken ist, ideale Gesichtszüge: alles Dinge, wodurch sich die Vasenzeichnung und das berühmte Werk des Agasias sehr wesentlich von einander unterscheiden. Daß nach S. 154 „die Götter dem Myron das Seelenvolle, die Grazie des Ausdrucks verweigert hätten,“ kann wohl nicht unbeschränkt eingeräumt werden. Pythagoras mag ihn zwar von dieser Seite noch übertroffen haben; aber Myron, der seinen höchsten Ruhm durch Darstellung naiver Gegenstände erworben hatte (man denke nur an seinen Satyr, der die Flöte ans Ohr hielt), konnte in Hinsicht des Ausdrucks unmöglich ohne Geist, ohne Anmuth seyn: denn dadurch wird ja eben das Naive zur Erscheinung gebracht. — Hirtz und Visconti's irrige Meinung, daß der capitolinische Alexander das Haupt eines Sonnengottes sey, hätte S. 192 nicht wieder geltend gemacht, oder wenigstens die Gründe für und gegen ein solches Vorgehen angeführt werden sollen. Die S. 197 Vorl. XXIII angeführte Herkules Statue mit dem Namen des Lysippus im Pollast Pied zu Florenz ist nicht klein, sondern so groß, als der herkulesische Herkules, demselben auch in der Stellung ähnlich, übrigens aber nicht von vorzüglicher Arbeit. — S. 203 Vorl. XXIV. Nimmermehr wird jemand, der von dem Gange der griechischen Kunst, von den verschiedenen Arten und Styl der selben, aus Anschauungen Kenntniß hat, zugeben, daß die Niobe uns ein Muster des Styls des Praxiteles seyn könne. — Mag dieses Werk zum Urheber gehabt haben, welchen berühmten Meister es will, die Spuren einer ältern Zeit und Styls, als die des Praxiteles, sind ihm sichtbarlich aufgedrückt. Wäre es möglich, daß die weichlichen Venusbilder und die strenge Niobe, Producte Einer Zeit und vielleicht Eines Meisters wären: so würde kein weiteres Forschen Statt haben, und die Alterthumskunde müßte von dieser Sekte in ewiges Dunkel gehüllt bleiben.

Hiermit will Rec. seine Anzeige dieser interessanten Schrift beschließen, und überläßt den literarischen Theil derselben, welcher, außer seiner Sphäre gelegen, hier nicht in Anschlag kommen konnte, einem der Sache kundigen Gelehrten zur gründlichen Beurtheilung.

- 1) GÖRLITZ, b. Anton: *Dramatische Werke von Aug. Lafontaine*. 1805. 150 u. 159 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)
- 2) Ohne Angabe des Verlagsortes: *Der Anfang des Covenankrieges*. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Crisafin. 1806. 198 S. 8. (16 Gr.)
- 3) Ohne Angabe des Verlagsortes: *Der Gipfel des Covenankriegs*. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Demselben. 1807. 149 S. 8. (16 Gr.)
- 4) BERLIN, b. Littfus: *Der unversittete Doctor Faust*. Ein großes Trauerspiel in zwey kleinen Acten, nebst Prolog. 1806. VII und 64 S. 8. (8 Gr.)
- 5) Ebendasselbst: *Die Nymphe der Spree*. Poesie in

einem Act von Karl Stein 1807. 36 S. 8. (6 Gr.)

6) Ebend.: *Der Sonderling als Ehestandskandidat*. Ein Lustspiel in vier Acten von Georg Schiller. 1807. 252 S. 8. (1 Rthlr.)

7) LEIPZIG, b. Lincke: *Neue Original-Lustspiele für große und Privattheater*. (Der Geburtstag 126 S. Liebesproben 60 S. Der Hausbau 120 S.) 1806. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Wir nehmen alle diese theatralischen Producte zusammen, um desto gewisser zu seyn, wenigstens etwas Gutes darunter zu finden, das uns und den Lesern diese Anzeige angenehm machen kann. Numer 1 enthält zwey Stücke: *Die Tochter der Natur*, eine Familienscene, wie es der Vf. betitelt hat, und: *die Prüfung der Treue*, oder *die Irrungen*, ein Lustspiel; beide in drey Aufzügen. Das erstere, das auf einigen Bühnen mit mäßigem Beyfall gegeben ist, führt durch die Verwechselung zweyer Mädchen, von denen gerade die für die Braut des Präfidentensohns gehalten wird, die seinem Bedienten angehört, einige ächt komische Scenen herbey; aber die Ausführlichkeit in Erörterungen von Grundsatzen, die sich zu förmlichen Abhandlungen ausdehnen, die Süßlichkeit in der Empfindung, so wie die vielen Declamationen in Stellen des Affects, und die verfehlte Naivität im Ausdruck und Charakter, lassen das Gemüth zu keinem reinen Kunstgenusse kommen. Schwerlich wird jemals ein Dorfwirth zu einem Lieutenant sagen: „Herr, es muß bey Ihnen rappeln!“ oder ein Mädchen zu ihrem Vater: „ach, wenn er seinen Arm um meinen Leib schlang, oder seine Lippen auf meine Hand drückte, oder auf meinen Mund: dann war mir, ich weiß nicht wie, so wohl, so von Herzen wohl, so wehnüthig wohl! Nicht war? ist das nicht Liebe?“ Empfinden mag sie das, aber sagen wird sie es nicht. Eben so kann man es für das tiefere Gefühl weder innig wahr, noch schön finden, wenn der Liebhaber ausruft: „So sey mir willkommen, heilige, heilige, heilige Pflicht der treuesten Liebe!“ Auch möchte es auf der Bühne anstößig seyn, wenn der Vater zum Sohne sagt: „wem bist du mehr schuldig, dem wollüstigen Augenblicke, der dir das Daseyn gab, oder —?“ das sind Fragen, die nur in eine Abhandlung gehören. — Der Charakter des gutmüthig-eifernden Obristen ist am besten gerathen, und sehr wirksam in die komischen Scenen eingepaßt. — Das zweyte Stück, worin ein Liebhaber bey seiner Geliebten, um sie zu prüfen, zum zweytenmal unter einem andern Namen anhält, hat außer jenen allgemeinen Fehlern noch den, daß der scherzhafte Ton darin auf der einen Seite zu nah an das Läppiſche grenzt, und auf der andern sich zu sehr in den moralischen Ernst verliert, so daß man in die nämliche Stimmung versetzt wird, in welcher der junge Liebhaber sagt: *Ich möchte lachen, lachen, und doch bin ich ernsthaft!*

Die Trauerspiele über den *Cevennenkrieg* unter Numer 2 und 3 sind weiter nichts, als stolze Worte, ohne Leben, poetische Redensarten, die nur an den Geist erinnern, der sonst darin gewohnt hat, philosophische Allgemeinheit mit einem Anstrich von Em-

pfindung, ein Verklingen von Ahndungen in leeren Tönen, ein Formenwesen des Talents, das der Schulle etwas abgelernt hat, statt einer blühenden Natur und einer frischen Kraft in regsamem Gestalten matte Betrachtungen, die zuweilen mit Liedern abwechseln, dann plötzlich Schreien und Morden, und ein Tumeln hin und her, so daß mit Recht bey dem *Ende des Cevennenkriegs*, welches wir hier gleich mitnehmen wollen, jüngst eine Zuschauerin unwillig sagte: erst schläft man ein, und dann muß man sich erschrecken lassen!

Der travestirte *Doctor Faust* unter Numer 4 enthält zwar einzelne komische Einfälle und witzige Ausfälle auf mancherley Zeitumstände, überläßt sich aber im Ganzen, ohne alle Bemühung um den Schein des Ernstes und ohne alle Täuschung, so sehr der geschmacklosen Willkühr, daß man von diesem Producte in der Zusammenstellung mit den vorhergehenden Trauerspielen muthmaßlich behaupten möchte: es liefert die Träume zu jenem Schlaf!

Dagegen erhalten wir unter Numer 5 durch die Wassernymphe eine solche Abkühlung, daß wir die Empfindung der Nüchternheit bis ans Ende der Poesie nicht loswerden können: so einfach ist der Unsinn, so geistlos ist die Einfalt darin. Bey anonymen Schriften, die uns interessiren, pflegt man oft zu sagen: warum hat sich der Verfasser nicht genannt! aber hier ruft man verwundert aus: wie ist es möglich, daß sich ein Mensch dazu als Vf. hat nennen können!

Bey Numer 6, dem *Sonderling* von Georg Schiller, tritt man wie aus einem Vorfal, worin die Diener des Herrn ihren Scherz und ihren Unfug treiben, plötzlich in das Gesellschaftszimmer; wo es heiter und lebhaft, aber dabey auch geistreich hergeht. Wir sehen hier einen selbstgefälligen, jovialischen Damen-Hebhaber, dem ganz ernstlich mancherley Sarcasme gespielt werden, ohne daß er darüber seine gute Laune verliert. Das erstemal, wo man ihn durch Furcht zu einer Heyrath zwingen will, entgeht er nach einigen Verlegenheiten noch glücklich, aber das zweytemal nicht so ganz. Ein Kammermädchen muß auf Anstiften der beleidigten Dame die Rolle einer Fürstin spielen, und dies gelingt ihr so gut, daß sich der Herr wirklich in sie verliebt, und sich mit ihr trauen läßt. Um ihn die Annehmlichkeit dieser Partie noch glaubwürdiger zu machen, müssen ihn zwölf gedungene Kerls als Nebenbuhler, in Cavaliers verkleidet, auf Pistolen herausfordern; und es ist sehr spaßhaft zu sehen, wie er, vorher davon unterrichtet, unter ihnen seinen Friseur und seinen Barbier entdeckt. Er thut weiter nichts, als daß er seinen Bedienten im Garten recht dicke Zweige abbrechen läßt, und — die Cavaliers laufen von selbst davon. Nun wird er zwar in der Hauptsache angeführt, aber am Ende findet sich, daß das ihm angetraute Kammermädchen seine vorige, noch nicht vergessene Geliebte ist, die seit langer Zeit durch Krankheit und Kummer ihr unkenntlich geworden war. Ja, er entdeckt endlich sogar in ihr die natürliche Tochter seines alten Freundes, eines Hauptmanns, so daß er gegen die siegtumkene Dame seinen vorigen Satz triumphirend behauptet.

ten kann: das Glück verläßt ihn nicht! — Das Rühmlichste an diesem Stücke ist die Durchführung des Hauptcharakters, und der scherzhaft leichte Ton, der durch das Ganze herrscht, so daß man davon, wie aus einer munteren Gesellschaft, vergnügt zurückkehrt. Weniger zufrieden ist man mit der Verknüpfung des Einzelnen, indem das Ganze in zwey Geschichten zerfällt, die nur durch die Abfichtlichkeit der Dama, welche sich ihrer als Mittel bedient, und durch die Rücksicht auf den Hauptcharakter zusammengehalten werden. Manches hat auch durch eine gewisse angenehme Redseligkeit eine zu große Ausdehnung bekommen, die den Wirkungen der Hauptmomente schaden möchte. Poesie, die das Tiefere der menschlichen Natur entwickelt und darstellt, und dadurch der Phantasie weiteren Spielraum giebt, ist wenig darin; aber deshalb ist doch die Wirklichkeit auf der Stufe der gesellschaftlichen Kultur hier nicht, wie in manchen anderen Stücken, durch blendenden Witz und betrügerische Farbentäuschung zur Unmatur geworden, und kurz, der Vf. hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß er glaube mit diesem Producte dem Leser und dem Zuschauer kein ganz unwürdiges Geschenk zu machen.

Die unter Numer 7 angezeigten drey Lustspiele sind von ganz verschiedenem Werth und ganz gewiß auch von ganz verschiedenen Verfassern; da indessen jedes für sich numerirt ist, so wird der Verleger auch wohl nicht abgeneigt seyn, den Zwang dieser Gesellschaft wieder aufzulösen, und jedes einzeln vertheilen zu lassen. — Wie in einem fremden Hause ist bloßer Zuschauer bey einer Geburtstagsfeier gewöhnlich weder warm noch kalt wird: so ohngefähr ist dem Leser hier bey dem Lustspiele zu Muth, das unter dem Titel: *der Geburtstag*, drey ganze Aufzüge hindurch die Aufmerksamkeit für ein Verhältniß verlangt, dem wir mit gleicher Gutmüthigkeit gern die Auflösung in einem Act gegönnt, und dann auch wahrscheinlich unsere Theilnahme nicht versagt hätten. Das zweyte Stück: *Liebesproben*, eine Operette in zwey Acten, das uns mit Liebesneckereyen, Er-

regung gegenseitiger Eifersucht und dem Egoistischer Gefühle unterhält, würde als Zwischenpiel in einem größeren Stücke eine recht artige Abwechslung geben; aber für sich bestehend hat es nicht Geist und Leben genug. Indess muß man daran loben, daß es die Ausführung seines Theims nicht verfehlt, das im Finale als Resultat also angegeben ist:

Wer mit der Liebe Pfeilen spielt;
Bald Schmerzen tief im Busen fühlt,
Es wüchst die heimlich offene Wunde
In stillen Qualen Stand um Stunde.

Das dritte Stück: *der Hansbau*, ein Lustspiel in Knüttelversen, in drey Aufzügen, verdient dagegen vor allen anderen eine Auszeichnung, weil es zu den seltenen Lustspielen gehört, die ihren Gegenstand poetisch auffassen, und das Leben nach seiner Tiefe und nach seiner Beschränkung in einem Spiel mannichfacher Gestalten vor die Augen stellen. Die Tiefe des Lebens offenbart sich hier auf der einen Seite in der Begeisterung für die Kunst, die einen großen Hansbau zur Folge hat, und die Beschränkung des Lebens kommt auf der anderen Seite in der bürgerlichen Ansicht schön grappirter Kleinstädter, die ihr Urtheil über den Hansbau aussprechen, zum Vorschein, und das Spiel entsteht durch die Bedrängnisse des Bauherrn, dem zuletzt das Geld mangelt, durch seine Verhältnisse mit Frau und Kind, mit den Handwerkern, denen er schuldig ist, und mit einem Wecheler, der seine Verlegenheit zu benutzen sucht. Nur ein einzigmal wankt er in seinem heiligen Eifer, und nennt ihn eine Thorheit; und diese Stelle wünschen wir verändert, weil es gerade seine Standhaftigkeit ist, die den Ausgang, wenigstens für unsern Lesers, rechtfertigt. Denn ohne Söhnung möchten wir gern die Freude genießen, ihn durch einen reichen Kunstfreund, den der Bau seines Hauses in gleiche Begeisterung setzt, am Ende gerettet zu sehen. Die *Leute in Schlagvinnen* geben der Unschuld die menschliche Würde der Natur, und ihr gegenüber dem Hochmuth seiner Einfalt den erhobten Wiederschein davon, oder den Ausdruck des Affectwitzes. T.Z.

K U R Z E A N Z E I G E N.

KINDERBIBLIOTHEK. Gotha, b. Perthes: *Moralische Bilderbibel*, mit Kupfern nach Schubertischen Zeichnungen und mit Erklärungen von Caspar Friedrich Löffler, Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. Zweyte und dritte Abtheilung (womit der erste Band beendigt ist) 1805. LVIII und 376 S. 8. (Preis des ganzen Bandes 4 Thlr. 12 gr. für die gute, und 3 Thlr. 12 gr. für die ordinäre Ausgabe. Prämienationspreis, der auch für den II Band noch offen steht 3 Thlr. 12 gr. fischl. für die gute, und 2 Thlr. 12 gr. fischl. für die ordinäre Ausgabe). Wir können uns bey dieser Gelegenheit auf die, J. A. L. Z. 1805. No. 260 von diesem empfehlenswerthen Unternehmen gemachte Anzeige, und begnügen uns mit der Versicherung, daß diese beiden Abtheilungen der ersten weder in moralisch-ästhetischer, noch in artistischer Hinsicht nachstehen. Der nun vollendete I Band enthält XIV Kupfer, worunter mehrere vorzüglich, keines schlecht gerathen ist. Der Text enthält eine eben so zweckmäßige als lehrreiche Auswahl der biblischen Geschichten des A. T. Die 3 Abtheilung besteht aus dem Zusammenhang von Moses bis David, oder von Errichtung des jüdischen Staats bis zum babylonischen Exil. Hr. L. sagt uns in der Vorrede, daß er

Anzeige, daß er mit dieser Abtheilung die Merkwürdigkeiten der jüdischen Geschichte beendigt habe: „Der künftige Band wird vorzüglich die Geschichte der Griechen in ihrer schönsten Periode, des Zeitalters der Solone und Sokrates, enthalten, in die sich alsdann die Geschichte der Römer anschließen und bis zu dem Zeitpunkt hinführen wird, wo durch die christliche Religion die Moralität zu höherer Vollkommenheit erhoben wurde.“ Rec. hätte freylich gewünscht, daß der in ihrer Individualität so interessanten jüdischen Geschichte noch zur Hand wäre gewidmet worden, und daß auch die durch die Apokryphen des A. T. bezeugte Periode der Maccabäer, die so reichen Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen darbietet, und worin so dann die neutestamentliche Geschichte auf eine ungewöhnliche Weise angeschlossen werden konnte, wäre berücksichtigt worden. Indess hofft er, daß der Vf. vielleicht künftig hier den Faden wieder aufnehmen werde; und in dieser Erwartung, er der versprochenen Beendigung der griechischen Geschichte um so lieber entgegen, da er von der Geschichte der Römer auch schon etwas Vortrags zu erwarten sich berechnen kann.

Monatsregister

A p r i l 1 8 0 7.

Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**delung Stoffs Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerveränderung 98, 169. 99, 177 u. Intell. Bl. No. 52, 973.
Affsprung Reims 90, 105.
Ameisen- und Mückenkrieg; von neuem herausgegeben durch J. G. B. 85, 69.
Anweisung, kurze, zur Vermischungsrechnung nach allen möglichen Fällen und ohne Anwendung der Algebra 94, 243.
Aristophanis Plutus c. not. Fischer. Editio Kriegeri. 1. 2 Vol. 84, 67.

B.

- Bauer** Grundzüge des Criminalproceßes 79, 30.
Beschreibung, geographisch-statistisch-topographische, von dem Fürstenthum Baden. 1. 3 Th. 92, 121.
Beurtheilung und Berichtigung der Holmschen Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, von einem Mecklenburger. 99, 180.
Blum Geschichte des Fürstenthums Hildesheim 99, 179.
Böttger Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Etymologie. 100, 185.
Börsen Almanach der Fortschritte etc. 8. 10 Jahrg. 82, 47.

C.

- de la Caille und Sasse** nouvelle grammaire françoise. 2te Aufl. 96, 156.
Crispin der Anfang des Covenankriegs 100, 183.
der Gipfel des Covenankriegs 100, 183.

D.

- Dante** Monarchi über die Wirkung und verheerliche Anwendung des Stoffshebers 94, 157.

E.

- Faust**, der travestirte Doctor 100, 183.
Fedor, der Mensch unter Bürgern. 1. 2 Th. 90, 109.
Fick elegant extracts instructive an improving from classical english authors with a short view of their lives and writings 96, 159.
Fingert wozu sind Geistliche da? 3. Thle. 3te Aufl. 97, 164.
Flora universalis, oder naturgetreue Abbildungen aller bekannten, auch der seltensten Gewächse. 1—4 Heft 95, 129.

G.

- Gefangbuch**, vollständiges, für Freymaurer. 2te Aufl. 89, 103.

H.

- Hafse** über das militär. Verdienst im allgemeinen, und den militär. Ruhm des sächsl. Adels insbesondere 99, 183.
Hausner Uebungstunden in der engl. Sprache 86, 79.
Henke zur neuesten Geschichte der Religion, des Kirchenwesens und der öffentl. Erziehung. Erster Beytrag 97, 161.
Herbart über das philosophische Studium 82, 41.
Hoydenreich Unterhaltungen mit Personen, welche in den höheren Jahren des Lebens stehen oder dieselben erreichen dürften 78, 15.

- Hezel** engl. Elementarwerk, oder erleichterte prakt. engl. Sprachlehre 96, 153.
Hob, ein religiöses Gedicht. Aus dem Hebräischen überfetzt von Stahlmann 77, 1.
Holm Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin 99, 180.
Höpfner philologische Mannichfaltigkeiten. 1 B. 97, 167.
Hufeland Pandektencompendium oder Lehrbuch des Civilrechts. 1 Heft 79, 17.

I.

- Jäck** ausführl. Unterricht über die Wortfügung und Tonmessung der engl. Sprache. Auch unter dem Titel: Theoretisch-prakt. Handbuch zur leichtesten Erlernung der engl. Sprache. 2 Th. 96, 159.
Jobus. Latine textus et annotationes perpetua illustravit Rosenmüller. 1. 2 Vol. 90, 105.

K.

- Karl Theodor** Müller, geb. Maifsch, Gedichte. 3te Aufl. 96, 80.
Nebergard Beyträge zur vergleichenden Anatomie, Thieranatomie und Naturgeschichte 89, 98.
Neue Taschenbuch der Strick- und Näh- und anderer weibl. Arbeiten für 1807. 85, 72.

L.

- Oppens** Beschreibung eines neuen Dendrometers oder Baummessers. Aus dem Dänischen überfetzt von Markussen 98, 175.

M.

- Müller**, geb. Maifsch, Gedichte. 3te Aufl. 96, 80.
Nebergard Beyträge zur vergleichenden Anatomie, Thieranatomie und Naturgeschichte 89, 98.
Neue Taschenbuch der Strick- und Näh- und anderer weibl. Arbeiten für 1807. 85, 72.

N.

- Oppens** Beschreibung eines neuen Dendrometers oder Baummessers. Aus dem Dänischen überfetzt von Markussen 98, 175.

O.

- Oppens** Beschreibung eines neuen Dendrometers oder Baummessers. Aus dem Dänischen überfetzt von Markussen 98, 175.

Original-Lustspiele, neue, für große und Privattheater 100, 189

P.

Palmer Betrachtungen am Tage der Confirmation 78, 15.
 Petri Kalender für das Volk auf 1806 97, 166.
 Philosophie des Lebens. Taschenbuch für 1807 80, 31.
 Rühlmann ein Mittel zur Zeitersparnis bey dem Corrigiren dictirter Aufsätze. Erste Lieferung 91, 116.
 — — — gemeinschaftl. Lesetafeln nebst Unterhaltungen über den Inhalt derselben. Erste Lieferung 83, 54.
 — — — Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern etc. 7 Bände 91, 116.
 Pohtmann westphäl. Volkskalender auf 1807 84, 63.
 Psalmi, annotatione perpetua illustrati ab Rosenmüllero. 1—3 Vol. 77, 1.

R.

Rambach's Entwürfe der über die evangel. Texte gehaltenen Predigten. 23 Jahrg. 82, 48.
 Ramdohr mikroskopische Beyträge zur Entomologie und Helminthologie. 1 B. 92, 127.
 Raschmann Kalliope, eine Sammlung lyrischer und epigrammat. Gedichte 90, 105.
 Reichlin Anleitung zur Perpendicularmethode, oder jeder Art, mit rechten Winkeln aufzunehmen 94, 143.
 Rösel v. Rosenhof Naturgeschichte der Frösche des mittleren Deutschlands. Neue Aufl. 5ter Heft 89, 100.
 Rösling Briefe und Erzählungen über die Schutzblattern - Impfung etc. 97, 167.
 — — — Grundlehren von den Formen, Differenzen, Differentialien und Integralien der Functionen. 1 Th. 94, 143.
 Roth Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolizey. 2tes Heft 79, 23.
 Rudolphi Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde etc. 2 Thle. 86, 89.

S.

Schäffers Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelien. 2ter Jahrg. 82, 47.
 Schaller Magazin für Verstandesübungen, als Vorbereitung zu eigentl. wissenschaftl. Studien 83, 52.
 Schellenberg kaufmännische Arithmetik oder allgem. Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute etc. Erster und zweyter Curfus 94, 133.
 Schiller der Sonderling als Ehestandscandidat 100, 189.
 Schlegel der kurfürstliche legale Schulmann 83, 56.
 — — — Taschenbuch seines mit Schreyer gepflogenen Umgangs etc. 90, 111.
 Schönebeck vollständige Anleitung zur Vermehrung und Pflege der Obstbäume und zur Anlegung einer Baumschule im Grossen. 93, 133.

Schuderoff Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes. 5 Jahrg. 1 B. 3 St. 2 B. 1—3 St. 82, 47.
 Seneca's Trostschreiben an Polybius nebst einigen seiner interessantesten Briefe an Lucilius. Uebersetzt von Olshausen 84, 61.
 Siebmachers großes Wappenbuch. 12tes Supplement 99, 183.
 Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Ein Taschenbuch für alle Stände 97, 166.
 Spielschule zur Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder 88, 96.
 Stein die Nymphen der Spree 100, 111.
 — — Ludmilla, das schöne Hussitenmädchen. 2 Thle. 89, 103.

T.

Theobald Hauptmomente der Kriegskunst, nach dem System des Hn. Venturini, mit steter Rücksicht auf die Kriegsgeschichte. 1 Th. 99, 181.
 Troxler Grundriss der Theorie der Medicin 80, 26.

U.

Ueber den neuesten Standpunkt und das Princip der jurid. Lehre vom Ersatz der Kriegsschäden, zugleich als Versuch über die Grundrechte der öffentl. Gesellschaft. 86, 73.
 Ueber die Verhältnisse des Geistlichen zum Arzte und Kranken 81, 36.

V.

Versuche, kritische, die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu reinigen. I. Boriwoys Taufe. Von F. D. 85, 68.
 Vertrauen auf Gott im Geist der Wahrheit, Liebe und Anberung. Ein Gebetbuch für Katholiken 78, 14.
 Volbeding Confirmationsreden 90, 112.
 Volkunterricht, kurzer, zur Erhaltung jugendl. Gesundheit. Mit warnenden Beyspielen 95, 151.

W.

Weib, das, hinter dem Throne, oder Leben und Ränke der Kaiserinnen Roms. 1 Th. 89, 106.
 Weiter petite grammaire raisonnée; oder kurze Sprachlehre für jedermann, der die franz. Sprache bald und gründlich kennen lernen will. 2te Aufl. 95, 153.
 — — Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde. 2 B. 85, 49.
 Werth der warmen wässerigen Getränke u. über die Ungesundheit des Frühlings 81, 39.
 Winnkopp der rheinische Rund. 4 Heft 85, 66.
 Wolfster Geschichte D. Mart. Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation. 95, 145.

Z.

Zofora oder die gute Negerin, von Picqueneau. 2 Thle. 89, 104.

H. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 86, 100 (2).
 Akademische Buchh. in Kiel 86 (1).
 — — — in Marburg 79.
 Albrecht in Wolfenbüttel 99.
 Anton in Göttingen 100.
 Arnold in Dresden 88 95, 99, 100 (2).
 Barth in Leipzig 77 (2).
 Beck's Wittwe in Nordlingen 79.
 Böse in Weissenfels u. Leipzig 83.
 Bruggemann in Hamburg 99.
 Camessa in Wien 80.
 Dieterich in Göttingen 82, 89.
 Fleischer jun. in Leipzig 86, 90.

Frölich in Berlin 81, 97.
 Gesner in Zürich 87.
 Götschen in Leipzig 98.
 Gräff in Leipzig 85.
 Grattenauer in Nürnberg 94.
 Günther in Glogau 80.
 Haase und Widmann in Ptag 86.
 Hahn in Hannover 97.
 Hammerich in Alona 84 94.
 Hemmerds u. Schwetschke in Halle 83, 92.
 Hennings in Erfurt 85.
 Hinrichs in Leipzig 83, 95, 96.

Huber u. Comp. zu St. Gallen 90.
 Keil in Köln 93.
 Keyser in Erfurt 82.
 v. Knefeld in Leipzig 96.
 Knick in Erfurt 78, 89, 97.
 Köhler in Berlin u. Leipzig 90.
 Kramer in Zerbst 90.
 Krüll in Landshut 97.
 Kühn in Posen und Leipzig 89.
 Lentner in München. 83.
 Lincke in Leipzig 100.
 Literar. Comptoir in Altenburg 82.
 Lütke in Berlin 95, 100 (3).

1.8ffler in Berlin u. Leipzig 96.
 Föflund in Stuttgart 99.
 Matzdorff in Berlin 97.
 Maurer in Berlin 89.
 Meyer in Lemgo 84.
 Meyn in Hamburg 82.
 Mehr in Frankfurt 85.
 Müller in Karlsruhe 90. 92.
 Palm in Erlangen 83. 91. (2). 94. 96. 97.
 Perthes in Gotha 100.

Perthes in Hamburg 77.
 Pincher in Dresden 93.
 Raspe in Nürnberg 99.
 Realschulbuchh. in Berlin 88. 91. 94.
 Rink in Altenburg 89.
 Schniebes in Hamburg 82.
 Schnuphase in Altenburg 81. 89.
 Schuboth in Kopenhagen 78.
 Schwan u. Götz in Mannheim 93.
 Stage in Leipzig 94.

Stein in Nürnberg 89.
 Steinacker in Leipzig 78.
 Steiner in Winterthur 85.
 Stettinsche Buchh. in Ulm 96.
 Stiller in Rostock 99.
 Tafsché und Müller in Gießen 78.
 79. 84.
 Vieweg in Braunschweig 94.
 Waldeck in Münster 90.
 Walther in Erlangen 81. 96.

III. Intelligenzblatt des April.

Literarische Nachrichten.

Bemerkungen über *Adeinungs* älteste Geschichte
 der Deutschen 32, 275.
 Notizen aus Prag im März 1807. 26, 217.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt: d. Oder Verl. 30, 265.
 Andrea in Frankfurt am Mayn Verl. 28, 245.
 Baderer und Comp. in Duisburg Verl. 31, 269.
 Bohn in Lübeck Verl. 26, 221.
 Braun in Hamburg Verl. 25, 215.
 Briefe, vertraute, über die inneren Verhältnisse
 am preussischen Hofe seit *Friedrichs II* Tode 26, 221.
 Dyk in Leipzig Verl. 25, 214.
 Expedition des europ. Universal - Anzeigers in
 Leipzig Verl. 26, 220.
 Feuerbrände, neue, ein Journal in zwanglosen
 Heften 26, 219. 33, 289.
 Fleischmann in München Verl. 33, 289.
 Gräff in Leipzig Verl. 25, 216. 31, 271.
 Gredy- und Breuningsche Universitätsbuchh. in
 Erlangen Verl. 27, 232.
 Hammerich in Altona Verl. 29, 253.
 Hartknoch in Leipzig Verl. 26, 215.
Hufelands Ankündigung einiger von ihm erschei-
 nender Werke 33, 290 — 95.
 Jäger in Frankfurt am Mayn Verl. 33, 296.
 Klüger in Arnstadt und Rudolstadt Verl. 29, 256.
 Lindauer in München Verl. 31, 271.
Louis histor. polit. Annalen. 4 — 6. Heft 33, 290.
 Perthes in Gotha Verl. 27, 231. 28, 236.
 Perthes in Hamburg Verl. 26, 222.
 Palm in Erlangen Verl. 25, 215.
 Riegel- und Wiesnersche Kunst- und Buchh. in
 Nürnberg Verl. 30, 261.
Rosbergers system. Anweisung. 2 Th. 30, 263.
 Schumann in Ronneburg Verl. 29, 254 — 256. 30, 262.
 Tafsché und Müller in Gießen Verl. 33, 293 — 95.
 Uebersetzungsanzeige von *Thomas* Memoirs pour
 servir à l'histoire naturelle des sangsues 28, 237.
 Vandenhök und Ruprecht in Göttingen Verl. 33, 296.

Beförderungen und Ehrenbesetzungen.

Augusti in Jena 31, 266.
 Bellerma in Berlin 31, 263.
 v. Bemmelen zu Delft 31, 267.
 Blümmner in Froburg 31, 267.
 Böckh zu Berlin 31, 268.
 Böttger in Jena 31, 266.
 Bonn in Amsterdam 31, 267.
 Bredeczky in Krakau 31, 266.
 Conta in Weimar 31, 266.
 Dastdorf in Dresden 31, 267.
 Dietzsch in Oehringen 31, 267.
 Eichhorn in Oehringen 31, 267.
 Fittsch in Hermannstadt 31, 266.
 v. Fritsch in Weimar 31, 266.
 v. Gruben in Wetzlar 31, 212.

Hermes in Münster 25, 212.
 v. Heusde zu Utrecht 31, 267.
 v. Hofmann in Wetzlar 26, 212.
 v. Kamptz in Wetzlar 25, 212.
 Klüber in Karlsruhe 25, 211.
 Köpke in Berlin 31, 268.
 Kruse in Weimar 31, 266.
 v. Linden in Wetzlar 25, 212.
 Lippius in Dresden 31, 267.
 Liptay in Eperies 31, 266.
 Luden in Jena 31, 266.
 v. Marum in Haarlem 31, 267.
 Moreau in Themar 25, 212.
 Michalis in Berlin 31, 267.
 v. Müller u. Weimar 31, 266.
 Niethammer in Bamberg 25, 212.
 Paulus in Bamberg 31, 267.
 Pistorius in Eifenach 31, 266.
 Pohl 31, 266.
 Pout in Middelburg 25, 212.
 v. Riedesel - Eisenbach in Wetzlar 31, 267.
 Salzmann in Schnepfenthal 31, 267.
 Scheltema im Haag 31, 267.
 Scherer zu Echzell 31, 267.
 Schmid in Weimar 31, 266.
 Sipmann in Wetzlar 25, 212.
 v. Spiegel in Weimar 31, 266.
 Stapp in Buttstedt 31, 267.
 Steiley zu Buxtehude 31, 267.
 Struve in Plauen 25, 212.
 Tils in Wetzlar 31, 267.
 Vernede in Middelburg 31, 266.
 v. Voigt in Weimar 31, 267.
 Werninck in London 31, 267.
 Weyermann in Middelburg 31, 266.
 v. Wolfskeel in Weimar 25, 212.
 Zachariae in Wittenberg 31, 266.
 v. Ziegefar in Weimar.

Nekrolog.

Anna Amalia, verwittwete Herzogin v. Sachsen-
 Weimar 50, 257.
 Benkowitz zu Glogau 51, 269.
 Beringer zu Würzburg 31, 269.
 Bollmann zu Bremen 31, 269.
 Dillon zu Paris 31, 270.
 v. Ernsthausen in Berlin 25, 212.
 v. Gärtner in Dresden 31, 268.
 v. Gatzert in Gießen 31, 270.
 Harker zu Hamburg 31, 268.
 Hiebendahl zu Golsow 31, 268.
 v. Jenisch in Wien 25, 212.
 Kühn in Eifenach 25, 214.
 Lessus in Paris 25, 212.
 Luders in Münster 31, 268.
 Müller in Wien 31, 268.
 Müller in Zürich 25, 215.
 Nöfsselt in Halle.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M A Y , 1 8 6 7 .

T H E O L O G I E .

HALLE, b. Schimmelpfennig und Compagnie: *Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament* von *Wilh. Martin Lebrecht de Wette*. Mit einer Vorrede von dem Herrn Geh. Kirchenrath D. Griesbach. Erstes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Kritischer Versuch über die Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik mit Hinsicht auf die Geschichte der mosaischen Bücher und Gesetzgebung. Ein Nachtrag zu den Vaterschen Untersuchungen über den Pentateuch, von *W. M. L. de Wette*, Dr. der Philos. und Privatdocent zu Jena. 1806. XVI und 299 S. 8. (1 Thlr.)

Soll der biblischen Literatur A. T. einmal wieder Ehre und Achtung, von welcher sie zum Nachtheil der ganzen Literatur ziemlich herabgesunken ist, widerfahren: so muß sie ganz anders behandelt und bearbeitet werden, als es seit langer Zeit geschehen ist, und als es besonders in unseren Tagen geschehen. Unter der Pflege des unsterblichen *Michaelis* und seines Nachfolgers *Eichhorn* ward das Studium des A. T. zuerst auf die rechten Wege eingeleitet: vor und nach ihnen erwartete man alles Heil entweder von den verwandten Dialekten, wie *Schultens* und die batavische Schule, oder von der Revolutionirung des unvollständigen Textes, wie der Franzose *Houbigant*, oder von den Manuscripten und Varianten, wie der Britte *Kennicott* und seine Gehülfen, oder man hielt die Poesie der Hebräer für die Hauptsache, wie *Herder* und seine Geistesbrüder, oder man nagte endlich an dem toten Buchstaben, gleich als an einem toten Bein, wie so viele unserer deutschen Landsleute. *Michaelis* besaß große Sprachgelehrsamkeit, er wendete sie, wie sie denn auch unstreitig die Grundlage ist, auf die Schriften der Hebräer an: aber sein Hauptverdienst besteht in seinen historischen, geographischen, antiquarischen Erläuterungen dieser Schriften, und eben dieses, alte Geschichte und Geographie, überhaupt Alterthumskunde, ist der Hauptgedichtspunct, welchen man auffassen, und in welchen man sich stellen muß, wenn die hebräische Literatur Interesse haben und frommen soll. Nur einer von *Michaelis* zahlreichen Schülern, derjenige, welchem ohne Widerrede der erste Platz gebührt, und derjenige, dessen fortschreitende, und weiter führende neuere Ideen auch der große Lehrer in seine ältere Ideen-Masse aufgenommen hat, nur *Eichhorn* betrat mit aus-

gezeichnetem Glück und Erfolg die Bahn, welche *Michaelis* gebrochen hatte; der berühmte Schüler ebnete sie, öffnete die reizendsten Ausichten, und machte die Reise auf derselben höchst interessant. Wer die Einleitung ins A. T. nach ihrem wahren Werth zu schätzen weiß, wird in dieses Urtheil einstimmen. Dafs die Behandlung und Bearbeitung der hebräischen Schriften nur durch einen steten Blick auf die Geschichte der Religion, die Culturgeschichte und die Geschichte der Völker des Alterthums, und auf die mit derselben unzertrennlich verbundene Wissenschaft, die Geographie, nur durch die Aushebung, Bezeichnung und Ausstellung dessen, was für das Geschlecht, zu welchem wir gehören, und die verschiedenen Rassen derselben, und was für die Erde, welche wir bewohnen, besonders merkwürdig ist, ein wahres Interesse erhalte, und einen wahren Gewinn und Nutzen gewähre, das ist, wenn es gleich nicht ausdrücklich bemerkt ist, durch dieses classische Werk bis zur höchsten Evidenz dargethan worden, das ist denjenigen, welche aufmerksam wollten, durch dasselbe klar geworden, das ist die richtige Tendenz, und das ist der hohe Werth dieses Werkes. Man fange doch einmal an, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Gang und die Fortschritte religiöser Ideen, auf die Ausbildung der Künste und Wissenschaften, auf die Geschichte der Völker, der Babylonier, Assyrier, Ägyptier, Araber, Perser, mit Rücksicht auf die damalige Erdkunde die Schriften der Hebräer zu behandeln und zu bearbeiten, und der hebräischen Literatur wird und muß die Ehre und Achtung erwiesen werden, welche ihr gebührt, und welche ihr besonders wegen des wohlthätigen und ausgebreiteten Einflusses, den sie auf die gesamte Literatur hat, zukommt. Das *Eichhorn'sche* Werk ist, seit der ersten Erscheinung desselben vor ungefähr einem Viertel-Jahrhundert, noch von keinem neueren, ähnlichen und gleichen Inhalts, in irgend einer Hinsicht übertroffen worden: in Ansehung der hebräischen Literatur stehen wir ungefähr noch auf dem nämlichen Punct, auf welchen es uns gestellt hat; das Reich dieses Theils der Literatur ist beynahe gar nicht erweitert worden. Man könnte sich noch über diesen Stillstand trösten, wenn man nur von der vorgezeichneten rechten Bahn nicht abgewichen, nicht wieder auf Abwege gerathen wäre; aber die deutschen Bearbeiter der hebräischen Literatur führen auch nach diesem Werke fort, nur dürftige und sterile Erläuterungen über die Schriften der Hebräer und einzelne Stellen derselben zu liefern, oder, wenn sie bey ihren Arbeiten das Hauptwerk zum Grunde leg-

B b

ten, so geschah es meist in polemischer Absicht, wobei aber nur die Schwäche der Gegner gegen den Feind, welchen sie angreifen wollten, an den Tag kam. Sie richteten ihre Pfeile hauptsächlich gegen den kraftvollen, geschickten und wohlbefestigten Vertheidiger des Alterthums der hebräischen Schriften; aber wie ohne Erfolg sind sie von der Schanze, in welcher er sich befindet, und welche er mit Meisterhand angelegt, bisher abgeprallt, und wie ohne Erfolg werden ihre Angriffe immer bleiben, wenn sie keine neuen Geschosse erfinden und anwenden. Sie, diese Stürmer, bedenken vielleicht nicht, daß, wenn der Sturm ihnen auch gelingen sollte, es für sie sogar kein Gewinn, sondern vielmehr ein wahrer Verlust seyn würde, indem das Geschäft, welches sie selbst treiben, fernerhin nicht mehr das Interesse und den Werth haben könnte, welchen es bisher hatte. Gerade der Weg, welchen sie betreten haben, ist nicht nur für die hebräische Literatur, sondern auch für sie selbst der Weg zur Unehre. Jedoch sollten wir in Ansehung des Alters der hebräischen Schriften bisher in Wahn und Irrthum uns befunden haben, so müßten wir dafür, daß sie den Wahn und Irrthum uns benommen haben, ihnen zum Dank verpflichtet seyn. Denn so schätzbar auch ein Besitz seyn mag, so muß doch jeder ohne Widerwillen denselben entsagen, wenn er von der Unrechtmäßigkeit desselben überzeugt werden kann. Aber so verhält sich die Sache, von welcher die Rede ist, in der That nicht. Wir haben sonst Veranlassung gehabt, unsere Meynung hierüber auszusprechen: eine neue bietet uns die vorliegende Schrift des Hrn. de Wette an.

Die Hauptparthie dieser Schrift ist, wie der Vf. selbst zugeben wird, der Angriff derselben auf das Alter des Pentateuchs im zweyten Theile derselben; die Nebenparthie die Bekreitung der Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronik im ersten Theile: sie stehen in dem Verhältniß einer Vorbereitung auf die Abhandlung gegen einander. Der erste Theil hat die Aufschrift: *Historisch kritische Untersuchung über die Bücher der Chronik*. Der Vf. singt den Proceß, welchen er gegen diese Bücher anhängig macht, gleich in einer kurzen Einleitung mit der Verurtheilung an; bevor eine *cognitio causae* angestellt worden ist, klagt er auch über den Mangel hinlänglich beglaubigter Geschichtsquellen in der israelitischen Geschichte überhaupt, und verlangt sogar, daß man die Ächtheit der mosaischen Bücher aufgeben, und sie wenigstens problematisch lassen solle. Des Rec. Ansicht der Bücher der Chronik ist kürzlich folgende: Die Schreibart derselben versetzt sie in die Zeit nach dem Exil. Es erhellt dieses insbesondere daraus, daß die Geschichte der Hebräer sich endiget mit dem Edict des Cyrus, welches ihnen die Erlaubniß ertheilt, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ein Zweifel in die ununterbrochene Tradition der Juden, daß Esra der Verfasser derselben oder der Sammler und Ordner der in diesen beiden Büchern, oder in diesem Buche (denn bis auf Hieronymus war es nur Ein Buch bey den Hebräern,) enthaltenen Urkunden sey, und daß er die Geschich-

te bis auf sein Zeitalter fortgesetzt habe, wie z. B. der Talmud im Tractat *Baba Batra* ausdrücklich sagt: Esra schrieb sein Buch und die Bücher der Chronik, würde daher durchaus grundlos seyn. Der Schluss der Chronik und der Anfang des Buches Esra ist auch gleichlautend. Für Esra, den Wiederhersteller des Religionscultus, als Verfasser der Chronik, spricht auch der Inhalt derselben. Denn sie ist ausführlicher in Beschreibung des Gottesdienstes, als die etwas frühere hebräische Reichsgeschichte, die von den Hebräern selbst so genannten 2 Bücher Samuels und 2 Bücher der Könige, oder, wie die Griechen und Lateiner sie benennen, die 4 Bücher der Könige oder der Königsreiche, welche nicht gerade mit Beyseitsetzung des religiösen Cultus, aber doch hauptsächlich die politische Geschichte erzählen. Dies ist das Verhältniß, in welchem die frühere und spätere Beschreibung der hebräischen Geschichte, oder die 4 Bücher der Königsreiche und die 2 Bücher der Chronik miteinander stehen. In diesem Verhältniß betrachteten schon die Alexandriner dieselben, da sie die Bücher der Chronik *παλαια πομπη* nannten, d. h. Supplemente, Nachträge zu der in den Büchern Samuels und der Könige enthaltenen Geschichte, Ergänzungen derselben. Dieser Name, mit welchem die alexandrinische Übersetzung die Chronik bezeichnet hat, drückt zugleich den Werth aus, welchen sie ihr beylegte. Der angegebene Unterschied der mehr politischen und mehr religiösen Rücksicht in Darlegung der hebräischen Geschichte, ist der wesentliche, welcher in der früheren und in der späteren Erzählung sich findet. Und dieser Unterschied involvirt, wie sich von selbst ergibt, keinen Widerspruch, keine Disharmonie zwischen beiden: bey demselben kann sowohl die eine, als die andere, wahr und glaubwürdig seyn. Beide Erzählungen stehen ferner in dem offenbaren Verhältniß, daß sie mehrere Parthien der hebräischen Geschichte mit einander gemeinschaftlich haben, übereinstimmend im Ausdruck und in der Stellung, abweichend hier und da in sehr unbedeutenden Nebenumständen; in dem Verhältniß, in welchem unsere griechischen Evangelien stehen. Der nächste Gedanke ist, daß die Chronik die ältere Reichsgeschichte vor sich gehabt, und diese Stücke abgeschrieben hat, und dieser ist auch der wahrscheinlichere. Denn wenn gleich die Chronik in diesen gleichlautenden Stücken die nämlichen Quellen anführt, das Buch der Könige, Juda und Israel: so läßt sich ja denken, daß sie diese Citationen nicht aus den Quellen selbst, sondern aus den Büchern Samuels und der Könige nahm. Jedoch kann die Meynung, daß die ältere und jüngere Reichsgeschichte gemeinschaftliche Quellen gebraucht habe, auf keine Weise widerlegt und aufgelöst werden; auch erklärt sie das, was erklärt werden soll, wie nämlich die gemeinschaftlichen Stücke in beide Erzählungen gekommen seyen, eben so befriedigend. Ausser dem Buch der Könige, Israel und Juda, führt die Chronik noch mehrere ältere Schriften an, z. B. Worte Samuels, Nathans und Gads, welche aber, als in den Büchern Samuels enthalten, angenommen werden kön-

nem, die Propheten Jofas und Jeremias, welche wieder nicht von ihren auf uns gekommenen Orakeln verschieden sind, Schriften von Ahia, Iddo, Semaja und Jehu, welche nicht mehr vorhanden sind. Zwar bemerkt es die Chronik nicht ausdrücklich, daß sie diese Schriften benutzt habe; aber dies ist an und für sich wahrscheinlich, und weil sie nun doch einmal Quellen gebraucht haben muß, da sie die Geschichte mit den Genealogien der Stammväter unseres Geschlechts beginnt, und da von dem Zeitalter Davids die Abfassung der Chronik ungefähr sechs Jahrhunderte entfernt liegt: so hat man ja wohl hinreichenden Grund, anzunehmen, die genannten Quellen seyen auch von ihr gebraucht worden. Gewöhnlich und insgesamt stimmen nun die beiden Reichsgeschichten in den Begebenheiten, welche von beiden erzählt werden, miteinander überein: in wenigen Stellen weichen sie von einander ab. Die auffallendsten, welche als solche auch von dem Vf. S. 38 bemerkt werden, sind: 2 Chron. 14, 2-4. vergl. 1 Kön. 15, 14. In der ersten Stelle heist es von Asa: ויסר את-הבמות, und in der zweyten sehen wir: ודבמו לא-סר, das sollte nun ein offener Widerspruch seyn. Aber ist denn in dieser Stelle Asa auch das Subject, wie in jener? In der zweyten Stelle ist es nicht ausgedrückt, wie in der ersten; aber kann denn zu dem Verbum, welches im Plural steht, Asa das Subject seyn? Zu ויסר muß man suppliren: die Israeliten, im Gegensatz gegen die Judäer, deren König Asa war, und der Sinn der Stelle ist dieser: im Königreich Israel ist der Götzendienst auf den Höhen nicht aufgehoben worden, wie in dem Königreich Juda. Man sehe noch die mit der in dem Buch der Könige eigentlich parallele Stelle 2 Chron. 15, 17. welche den Beysatz: ויסרו ausdrücklich hat. 2 Chron. 15, 19, 16, 1. Vergl. 1 Kön. 15, 16, 32. Baescha starb im 26 Regierungsjahr des Asa, ein Krieg zwischen beiden kann also nicht im 35 oder 36 Jahr der Regierung des letzteren angefangen haben; die Stelle in der Chronik ist mithin corrupt. Man kann dieses ohne Bedenken zugeben, denn wie viele dergleichen Schreibfehler, besonders in Zahlen, finden sich auch in anderen Stellen des hebräischen Textes, ohne daß man sich wegen dieser Schreibfehler in einzelnen Stellen für berechtigt hält, die Glaubwürdigkeit der Bücher selbst in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich sind auch hier, wie gewöhnlich, in den ältesten Handschriften die Zahlen mit Buchstaben ausgedrückt gewesen. Unsere Stelle war ohne Zweifel so geschrieben: ויבן שנה 35 und ויבן שנה 36 bis auf das 15 Jahr und im 16 Jahr, und dies stimmt mit der Geschichte vollkommen überein. Derjenige, welcher die Zahlbuchstaben zuerst in Worte übertrug, sah das א, welches etwas zu groß ausgefallen seyn mag, für ein ה an, und schrieb 35 und 36, und so kam dieser Fehler in die späteren Abschriften. Und nun hat es mit der Stelle in dem Buch der Könige keine Schwierigkeit mehr. Der Sinn derselben ist: es war Krieg zwischen Asa und Baescha, so lange sie noch zugleich lebten, d. h. bis dieser letztere starb. Diese beiden Stellen widersprechen also einander auch

nicht. 2 Chron. 20, 35—37 vergl. 1 Kön. 22, 40, 50. Nach der Chronik hat Josaphat mit Ahasja eine gemeinschaftliche Flotte nach Tharschisch ausgerüstet, welche aber gescheitert ist; nach dem Buch der Könige, hat aber Josaphat in den Antrag, welchen hiezu Ahasja ihm machte, nicht eingewilligt. Liest man aber ויבן statt ויבן oder übersetzt man den masoretischen Text so: Josaphat wollte (gewarnt durch Eliezer und das Unglück der Schiffe) die Verbindung mit Ahasja nicht fortsetzen, nicht verlängern: so verschwindet auch hier der Widerspruch. Diesen von dem Vf. als besonders auffallend bemerkten Stellen wollen wir noch eine beifügen. 2 Chron. 22, 2. vergl. 1 Kön. 8, 26. Laut der ersten Stelle war der jüdische König Ahasja 42 Jahre alt, da er König wurde, und laut der zweyten nur 22 Jahre. Das ist ja doch ein offener Widerspruch. Ohne Zweifel ist die Lesart des Buchs der Könige die richtige, denn Josaphat, sein Vater, war 32 Jahre alt, als er König wurde, und regierte 8 Jahr, er starb also im 40 Jahre seines Alters, sein Sohn kann also noch nicht 42 Jahre alt gewesen seyn, als er ihm in der Regierung nachfolgte. Die arabische und syrische Übersetzung legen auch in der Chronik dem Ahasja beym Antritt seiner Regierung nur 22 Jahre bey. Es ist ohne Zweifel eine höchst probable Conjectur, der Schreibfehler in der Chronik sey gleichfalls durch Verwechslung der Zahlbuchstaben entstanden: statt 22 lasen die ersten Abschreiber 42. Diese unbedeutenden Abweichungen konnte nun Rec. nie für Widersprüche halten, und noch weniger um derselben willen der Chronik die Ächtheit und Glaubwürdigkeit absprechen; in diesem seinem Glauben ist er auch durch den Vf. nicht wankend geworden. Gegen diese seine Ansicht der Chronik hält er nun die Anklagen und des Verdammungsurtheil des Vfs. Bey derselben verschwinden die, überdies noch ohne Beweis, hingeworfenen Behauptungen der Einleitung, daß die Relation der Bücher Samuels und der Könige, und die der Chronik mit einander im Widerspruch stehen, und zwar nicht bloß in einzelnen Nachrichten, sondern im Ganzen der Geschichte; daß beide Relationen gerade in Hinsicht auf die Religion und den Cultus mit einander im Widerspruch stehen, da die Chronik den Zustand des Gottesdienstes von David an ganz mosaisch-levitisch darstellt, hingegen die Bücher Samuels und der Könige wenig oder gar nichts von diesem levitischen Ceremonienwesen angeben, und überhaupt mehrere Spuren einer unpriesterlichen Freyheit des Cultus zeigen. Der Vf. befindet sich vielmehr selbst hier in einem Widerspruch, wenn er die Ansicht, daß die Bücher Sam. und der Könige nur darinn so vieles verschweigen, was die Chronik berichtet, weil ihr Verfasser nicht, so wie der der Chronik, die Geschichte der Religion und des Cultus zu seinem Augenmerk gesetzt habe, für eine falsche Voraussetzung erklärt, und dann doch S. 11 sagt, jedes Buch (die Bücher Samuels und die Chronik) scheine nach einem eigenen Gesichtspunct gearbeitet zu seyn; die Bücher Samuels gehen mehr auf das Privatleben Davids ein,

die Chronik hingegen gebe weit speciellere Notizen von dem Zustand des Cultus. Wenn ferner die Meinung, daß der Vf. der Bücher Samuels und der Könige den gottesdienstlichen Gesichtspunct gar nicht habe, für ganz ungegründet erklärt wird: so wird Hr. de Wette keinen Schriftsteller anführen können, welcher diese Meinung vorgetragen hätte. Daß diese Bücher weniger ausführlich in der Beschreibung des Religionscultus seyen, als die Chronik, welche hingegen die politischen Ereignisse mehr in gedrängter Kürze erzählt: dies ist, was wir nicht nur meinen, sondern was sich auch aus dem Inhalt dieser Bücher als zuverlässig ergibt.

Genetisches Verhältniß der beiden Relationen.
2) Verhältniß des 2 Buchs Samuels zu dem 1 Buch der Chronik. Diese beiden Bücher enthalten das Leben und die Regierungsgeschichte Davids. Beide haben mehrere Stücke gemeinschaftlich; mehrere sind auch dem einen und dem anderen eigenthümlich: nicht anders, als etwa wie bey Matthäus und Markus. Wie ist nun die Harmonie und Disharmonie zu erklären? Nur zwey Erklärungsarten, wie bey den Evangelisten, sind denkbar. Entweder haben sie eine gemeinschaftliche Quelle vor sich gehabt, oder die jüngere Schrift hat die ältere gebraucht. Das erste nimmt Eichhorn an, welcher mit dem ihm eigenen Scharfsinn die Hypothese ausgeführt hat, beide Schriftsteller haben eine kurze Biographie Davids vor sich gehabt; für das andere hat sich schon der Rec. erklärt, und seine Meinung ist ihm insbesondere auch aus 1 Chron. 29, 29. wahrscheinlich, welche Stelle die Bücher Samuels anführt. Hr. de Wette verwirft sowohl das eine, als das andere, wenn gleich ein drittes sich nicht denken läßt, und er selbst auch keines vorträgt; er entschlägt sich am Ende gänzlich dieser Untersuchung, und will der Entstehungsart des Verhältnisses, daß die Chronik in vielen Stellen mit dem 1 Buch Samuels übereinstimmt, und wieder von demselben abweicht, nicht weiter nachspüren. Wir sehen, daß wir durch ihn auf keinen besseren und sicherern Weg gebracht werden, als derjenige ist, welcher insgemein betreten wird; um so geringer müssen wir sein Verdienst anschlagen, daß er die bisher betretenen zerstören oder verschließen will. Eben deswegen kann auch eine Darlegung seiner Widerlegung der beiden möglichen Hypothesen, deren eine angenommen werden muß, wenn man mit dem Vf. die Sache nicht bey Seite legen will, kein Interesse haben; aber auch hauptsächlich deswegen nicht, weil zwar keine der beiden Hypothesen, wie überhaupt kein problematischer Satz, zu einem Grundsatz erhoben, aber auch durchaus und schlechterdings nicht mit entscheidenden Gegengründen verworfen werden kann. Die Sache ist diese: Die früheren und die späteren Reichsgeschichten haben mehrere Parthieen gemeinschaftlich, oft wörtlich, nicht selten auch so, daß diese gemeinschaftlichen Stücke in der einen erweitert, in der anderen abgekürzt sind, oder daß in der

einen Zusätze und Weglassungen ~~sich~~ finden, durch welche sie sich von der anderen unterscheidet; ein großer Theil des Inhalts ist sowohl der älteren, als der neueren Schrift eigenthümlich. Die gemeinschaftlichen Aufsätze sind nach Eichhorn aus einer gemeinschaftlichen Grundchrift genommen worden, welche aber auch von dem Vf. der Bücher Samuels und der Könige und dem Vf. der Chronik erweitert oder abgekürzt worden ist: Rec. nimmt an, daß die Chronik die Aufsätze, welche auch in den Büchern Samuels und der Könige sich finden, aus diesen Büchern selbst genommen, und willkürlich oder planmäßig bald etwas zu denselben hinzugesetzt, bald etwas weggelassen habe. In den, beiden Schriften eigenthümlichen, Stücken stimmen beide Hypothesen darin überein, daß sie in der älteren Geschichte wenigstens aus anderen Quellen, wie denn beide Schriften ältere Annalen oder Urkunden nennen, aber die Chronik auch solche, welche die Bücher Samuels und der Könige nicht anführen, geschöpft, die neueren, mit ihnen gleichzeitigen Begebenheiten aber etwas mit ihren eigenen Worten und nach ihrer eigenen Manier erzählt haben. Diese Vorstellungsarten von dem Verhältniß, in welchem die Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige steht, haben an sich nicht die mindeste Unwahrscheinlichkeit, und erklären dasselbe befriedigend, man mag die eine oder die andere annehmen. Die Einreden des Vfs. sind hauptsächlich gegen Eichhorn gerichtet. Sie drehen sich insgesamt um die Behauptung herum, eine Biographie Davids hätte müssen ganz anders ausfallen, wenn eine vorhanden gewesen wäre. Aber gesetzt auch, sie wäre wirklich so ungeschickt zusammengesezt gewesen, wie 2 Sam. 13 und 16 zusammengesezt wird: sollte denn eine solche Schrift einem Zeitalter, welchem die historische Kunst noch fremd war, nicht zugeschrieben werden können? Die Hauptsache aber ist, daß diese Bemerkung Eichhorns Hypothese gar nicht trifft: ~~weil~~ sagt er denn, daß die Biographie Davids, welche er als Grundlage annimmt, nach ihrem ganzen Inhalt in die beiden Werke übergetragen worden sey? Er nennt sie eine kurze Lebensbeschreibung, ohne zu behaupten, daß sie ganz in die beiden Werke aufgenommen worden, und ohne ihren Umfang zu bestimmen. Nun ist es doch gewiß lächerlich, daß der Vf. behauptet, wenn eine Lebensbeschreibung Davids existirt hätte, so hätte sie nicht können so kurz seyn. Andere Einwendungen, z. B. Eichhorn nehme die Biographie nur an, weil er sie brauche, und für die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit der Chronik sey dadurch nichts gewonnen, sind keine: die erste ist ein platter Ausdruck, bey der anderen ist es klar, daß diese eine ganz unbefugte Anforderung an die Hypothese ist; und daß sie es auch zunächst nicht leisten will; jedoch ist, was gleichfalls klar ist, so viel damit gewonnen, daß die Bücher der Chronik nicht weniger glaubwürdig sind, als die Bücher Samuels und der Könige.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 M A Y, 1807.

T H E O L O G I E.

HALLE, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Beiträge zur Einleitung in das alte Testament*, von W. M. L. de Wette u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Gleiche Bewandniss hat es zweytens mit dem Verhältniß des 2 Buchs der Chronik zu den Büchern der Könige. Beide stimmen oft wörtlich überein; in diesen gleichlautenden Abschnitten hat aber auch nicht selten bald das eine, bald das andere, Einschaltungen. Der Vf. theilt mit Eichhorn die Bücher der Chronik in 3 Theile: das Leben Salomos bis zur Trennung des Reichs, von dieser bis zum Untergang des Reichs Israel, und von diesem bis zum Untergang des Reichs Juda. Nimmt man nun mit Eichhorn in dem ersten Theile eine kurze Lebensbeschreibung Salomos als gemeinschaftliche Grundlage an, so erklärt sich daraus die wörtliche Übereinstimmung mancher Abschnitte; hat die eine Relation mehr als die andere, so hat jene die Urschrift ganz oder vollständiger ausgeschrieben als diese, oder sie mit Nachrichten, welche ihr anderswoher bekannt waren, vermehrt, welches man auch für wahrscheinlicher halten darf, als daß diese Zusätze von späteren Händen seyen. Daraus erklärt sich, daß einzelne wörtlich übereinstimmende Verse in (dem Umfange nach) differirenden Stücken vorkommen, und wenn die Bemerkung des Vfs., welche aber die Zusammenstellung der gleichlautenden Abschnitte augenscheinlich widerlegt, auch richtig wäre, daß diese Abschnitte verschieden geordnet seyen, so wäre auch diese Erscheinung dadurch erklärt, daß der eine Vf. die Urschrift da, der andere dort, ihrem Zwecke gemäß oder auch nach Willkühr, gebraucht habe. Der Vf. hat auch diese Hypothese, welche, wie man sieht, eine und ebendieselbe mit der schon angeführten ist, und daher auch keiner neuen Begründung bedurfte, durchaus nicht umgestoßen, wenn er gleich auf eine sehr zuversichtliche und fast anmaßende Art sagt: „da nun jene fällt, so fällt auch diese.“ Die Hauptbemerkung, daß in dem angenommenen Leben Salomos Zusammenhang, Rundung und Einheit fehle, hat gleichen Gehalt mit seinem aus der Kürze der Biographie hergenommenen Hauptgrund gegen die Eichhornische Hypothese. In dem zweyten Theil von der Trennung des Reichs bis zum Untergang des Reichs Israel, und in dem dritten vom Untergang des Reichs Israel bis zum Untergang des Reichs Juda ist offenbar, daß die Bücher der Könige

in der Geschichte des israelitischen, und die Bücher der Chronik in der Geschichte des judäischen Reichs ausführlicher sind: keineswegs aber vernachlässiget, was aus dem Augenschein sich ergibt, die Reichsgeschichte in den Büchern der Könige das Reich Juda, und die Reichsgeschichte in der Chronik das Reich Israel. Die Bemerkung, daß die Chronik nur die Geschichte von Juda zu ihrem Gegenstande habe, ist durchaus grundlos; die Chronik berührt auch die Geschichte von Israel, wie Eichhorn von den Büchern der Könige richtig bemerkt, daß sie zwar eigentlich die Geschichte von Israel behandeln, aber doch auch die von Juda berühren. Wenn der Vf. sagt, daß in diesen beiden Theilen die Übereinstimmung häufige Unterbrechungen leide, so müssen wir ihm noch mehr zugeben. Die Übereinstimmung wird nicht nur unterbrochen, sondern sie hört auch auf, weil beide Werke keine gemeinschaftliche Grundchrift mehr vor sich haben, und nun, wie wir dem Vf. gleichfalls einräumen, verschiedene Zwecke haben: welche Äußerung aber mit seinen übrigen durchaus nicht consistent ist. Die Glaubwürdigkeit der Chronik zu bekräftigen, ist das Hauptargument des Vfs. Diese wird freylich durch Eichhorns Hypothese bestätigt; aber, diese Hypothese auch bey Seite gesetzt, bleibt jene Glaubwürdigkeit doch stehen. Die Hauptsache bey dem Proceß wäre, daß beide Werke einander wirklich widersprechen, so daß nur die Berichte des einen wahr seyn könnten, die des anderen aber nothwendig falsch seyn müßten. Dergleichen Berichte finden sich aber in diesen Werken nicht. Sie differiren in sofern, daß das eine ausführlicher ist in Darlegung gewisser Ereignisse, das andere gedrängter; daß das eine gewisse Begebenheiten nicht anführt, welche das andere erzählt; daß das ältere mehr die politische Geschichte, das neuere mehr den Religionscultus zum Augenmerk sich genommen hat: einige Verschiedenheit findet sich etwa in Nebenumständen, aber das alles sind keine eigentlichen Differenzen, Disharmonieen, keine Widersprüche. Und wenn auch dergleichen sich wirklich vorfinden sollten, so wäre erst nicht ausgemacht, welches Werk mehr Glauben verdiene, das frühere oder das spätere. Wenn gleich jenes die Präsumtion des Alters für sich hätte, so führt doch auch dieses Quellen an, welche mit den von dem anderen Werk gebrauchten gleichzeitig, oder auch die nämlichen, vielleicht auch das ältere Werk selbst gewesen sind; und es ist offenbar, daß das spätere Werk ältere Quellen gebrauchte und gebrauchen mußte, als das frühere. Es wäre nicht unmöglich, sagt aber der Vf. S.

C c

40, daß der Verfasser der Chronik, ungeachtet jene historischen Werke noch da waren und er sie citirte, falsche, diesen früheren Relationen widersprechende, Nachrichten aufgenommen hätte. Daß eine solche gekünstelte Insinuation auch bündig begründet werden müßte, ist gewiß eine sehr billige Forderung. Wir wollen sehen.

II. Kritisches Verhältniß der beiden Relationen. 1) Welches ist die frühere? Hier bemerken wir im Vorbeygehen, daß der Vf. die Bücher Samuels und der Könige als Ein Ganzes, von Einem Verfasser zusammengestellt und überarbeitet, betrachte S. 43, wenn er gleich S. 23 die Hypothese der Überarbeitung eben dieser Bücher eine leidige Hypothese nennt. Über diese Frage sind die Meinungen nicht verschieden: alle kommen darin überein, daß die Bücher Samuels und der Könige älter seyen, als die Chronik. 2) Welches ist die originelle Relation? Nichts kann sonderbarer seyn, als diese von Hn. de W. aufgeworfene Frage über die Originalität der beiden Relationen; denn sie setzt ja eine gemeinschaftliche Grundschrift, deren sie sich bedient haben, voraus, oder schließt sie in sich, und diese Hypothese hat ja der Vf. aufs bestimmteste verworfen. Er redet von einer historischen Quelle, von einem früheren Geschichtsbuch, dessen sich die Bücher der Könige und die Chronik bedient haben, von einer Relation, welche die Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige gemein habe; er vergißt sich so sehr, daß er beiden Werken eine gemeinschaftliche Urschrift mit dürren Worten beylegt S. 38; aber dies ist ja gerade die Eichhornische Vorstellungsart, welche bisher Hr. de W. befehdet hat. Es ist nur die Anklage der Verfälschung der früheren Grundschrift, welche der Vf. gegen die Chronik motivirt. Z. B. 2 Samuel 24, 1 hat Jehovah und 1 Chronik 21, 1 Satan, dem David eingegeben, das Volk zählen zu lassen: ist nun dieses eine Verfälschung der Chronik, oder nicht vielmehr Milderung eines höchst harten Ausdrucks, da auch dem Jehovah in der ersten Stelle Malevolenz zugeschrieben wird, und überdies Veränderung des Ausdrucks, gemäß den Vorstellungen der damaligen Zeiten? In der Erzählung der Pest selbst 1 Chronik 21, 16, stand der Engel des Herrn zwischen Himmel und Erde, und ein gezücktes Schwert war in seiner Hand; ausgerückt über Jerusalem; 2 Samuel 24, 16 streckt der Engel nur seine Hand über Jerusalem aus, diese Stadt zu verderben: das ist nun wieder keine Verfälschung, sondern die Chronik nahm entweder die Stelle der Urschrift ganz auf, welche das Buch Samuel abkürzte, oder die Chronik hatte hier eine andere Schrift vor sich, welche diesen Zusatz hatte, welcher übrigens mit der gemeinschaftlichen Angabe, daß der Engel *אֱלֹהִים* des Arasna stand, sich wohl reimen läßt: denn es heißt ja nicht, daß er auf der Tenne gestanden, mithin konnte er doch zwischen Himmel und Erde stehen. Eben so sollen die den Religionscultus betreffenden Nachrichten, welche die Chronik allein giebt, unächte Zusätze seyn, weil das ältere Werk dieselben gewiß nicht verschwiegen haben würde, wenn die Geschichte ihm dergleichen

geliefert hätte; viel gewisser ist aber, daß dieses Argument nicht die mindeste Beweiskraft habe. Als solche unächte Zusätze werden erklärt: 2 Chronik 8, 12, 13, vergl. 1 Könige 9, 25; 2 Chronik 5, 11—13, vergl. 1 Könige 8, 10, 11; 2 Chronik 7, 5—7, vergl. 1 Könige 8, 63, 64; 2 Chronik 23, 17—20, vergl. 2 Könige 11, 18, 19; 2 Chronik 35, 1—19, vergl. 2 Könige 23, 21, 22. In den angeführten Stellen sind nur die Berichte der Chronik erweitert, gewöhnlich die Bücher der Könige ergänzend und erläuternd, aber nicht in dem mindesten Widerspruch mit denselben; was auch unser Ankläger derselben nicht thun konnte; wie konnte er aber diese Erweiterungen als falsch, oder diese Zusätze als unecht denunciren? Was über einige ungeschickt seyn sollende Versetzungen noch in diesem Abschnitt bemerkt wird, darüber haben wir uns schon erklärt, und wenn sie auch wirklich ungeschickt seyn sollten, so sind sie deswegen nicht auch offenbar unecht S. 59. Hr. de W. setzt seine Anklagen, ob sie gleich die nämlichen mit den bisherigen sind, fort. 3) Mangel an Präcision, Nachlässigkeit, compilatorische Manier des Vfs. der Chronik. Beyspiele hievon sind 1 Chron. 14, 13, wo es bloß heißt: im Thal, und doch ist es V. 9 genannt worden, wie im Buch Samuel. 1 Chron. 19, 17 heißt es nur, David sey jenseits des Jordans auf die Feinde getroffen, und 2 Sam. 10, 17 nennt auch den Ort noch. 2 Chron. 21, 9 giebt wieder den Ort nicht an, welcher 2 Kön. 8, 21 sich findet. 1 Chron. 20, 12 heißt es nur, alle streitbaren Männer haben sich aufgemacht, da doch 1 Samuelis 31, 12 hinzusetzt, sie seyen die ganze Nacht gegangen. 1 Chronik 19, 3 kommen die Knechte Davids zu dem neuen König der Ammoniter, da es doch 2 Sam. 10, 3 heißt, David habe sie geschickt. 2 Chronik 9, 12 gab Salomo der Königin von Saba alles, was sie verlangte, außer dem, was sie zum König brachte, und 1 Kön. am 10, 13 heißt es doch, er habe ihr alles gegeben, was sie verlangt habe, außerdem, was er ihr unaufgefordert gab. 1 Chron. 10, 6 starb mit Saul und seinen 3 Söhnen sein ganzes Haus, hingegen 1 Samuel 31, 6 starben mit ihm und seinen drey Söhnen sein Waffenträger und alle seine Leute. Wir würden die Geduld der Leser ermüden, wenn wir auch die übrigen angeführten Beyspiele ihnen vorlegen wollten, und doch mit ihnen nicht weiter kommen, da sie gleichen Gehalts mit diesen sind. Weit mehr fällt in diesem Abschnitt in die Augen der Mangel an logischer Ordnung, Genauigkeit und Bestimmtheit des Anklägers, als der Mangel an Präcision und die Nachlässigkeit des Beklagten. Man nehme einmal unbefangen die 8 Anklagepunkte vor sich: nirgends ist Zusammenhang, keine Beziehung der späteren auf die früheren, keine Unterscheidung, eine ganz unlogische Classification. Denn die Beyspiele, welche unter einer Numer angeführt werden, hätten eben so gut auch unter einer anderen angeführt werden können; und was die Hauptsache ist, so reduciren sich selbst alle Punkte nur auf Einen, nämlich auf die Bemerkung, daß in mehreren sonst gleichlautenden Stel-

len des älteren und jüngeren Geschichtsbuchs der Unterschied sich finde, daß dieses etwas mehr oder weniger hat, als jenes. Bekanntlich nennt man dergleichen Stellen sonst Parallelstellen. So sehr der Vf. der richtigen Ansicht dieser Erscheinung sonst sein Auge verschließt: so öffnet er es, wie auch schon bemerkt worden, doch derselben bisweilen; wie es scheint, unwillkürlich. Unter seinen Anklagen läßt er die Worte, welche eine vollgültige Vertheidigung derselben enthalten, sich entfallen: „vielleicht benutzte der Vf. der Chronik eine andere Urkunde“ S. 74. Wozu denn also die ganze Anklageschrift? Man halte einmal auch an die Kritik des Vfs. die Kritik älterer, z. B. des Morin, welcher über dergleichen Parallelstellen bemerkt: *aliter hic locus quam ille rem expressit*, und anderswo: *si quid paulo aliter in uno libro, aliter in alio, ex. gr. in Chronicis et libris Regum, scribitur, id meo quidem iudicio plerumque copiae sermonis, non erroriant oscitantiae scribarum tribui debet*; und des Capellus, seines Gegners, dessen Ansicht der Chronik folgende ist: *Videntur libri Chronicorum ab Ezra ex variis disiectisque atque ab eo collectis schedis, quas undecunque in exilio Babylonico corrudere potuit, consarcinati, in quibus eadem vel similia habebantur, quae jam antea in Samuelis et Regum libris descripta erant, sed cum aliquo ex scribarum indiligentia exiguo parumque momentoso discrimine atque varietate. Cumque in illis schedis nihil immutasset Ezras (sive quod varietatem illam non animadverterit, vel quod eam tollere neglexit, quod illi videretur exilis nimium, parumque aut omnino non momentoso) sed simpliciter eas descripsisset, et certo ordine digessisset ac disposuisset: factum est inde, ut gemina in locis ejusmodi parallelis lectio abortisset, atque ex Ezrae exemplari in alios sequentes codices omnes; ex illo descriptos, propagata sit atque diffusa.* Hr. de W. will nun auch die bösen Absichten aufdecken, welche der Vf. der Chronik bey seinen Corruptionen hatte. 4) Wunderfucht des Vfs. der Chronik. 1 Könige 22, 32. 33 lassen die Wagenführer des Königs der Syrer auf den Zuruf Josaphats, durch welchen er ihnen zu erkennen gab, daß er nicht der König von Israel sey, für welchen sie ihn hielten, von seiner Verfolgung ab; 2 Chronik 18, 31 rettete Gott den Josaphat auf seinen Zuruf, und entfernte die Wagenführer von ihm. Denn als sie sahen, daß er nicht der König von Israel sey, verfolgten sie ihn nicht weiter. Es ist doch eine höchst sonderbare Bemerkung, daß die Geschichte reell dadurch verfälscht sey. Selbst der nicht grade sehr religiöse Mensch wird die Rettung aus einer augenscheinlichen Todesgefahr Gott zuschreiben: auch der Rec., welcher von aller Wunderfucht sich frey und rein weiß, würde in einem solchen Falle so reden, wie der Vf. der Chronik. 5) Levitismus, oder die Vorliebe des Vfs. für den Stamm Levi, die ihn zu Verfälschungen und Unwahrheiten verleitet habe. Wie die zuerst angeführte Stelle 1 Chronik 18, 17, welche Davids Söhne ganz richtig *לוי המור* nennt, da hingegen die Parallelstelle 2 Samuel 8, 18 sie offenbar unrichtig *כרתיים* nennt, ein Beleg zu dieser Beschuldigung seyn solle, ist

nicht einzusehen. 1 Chronik 21, 3 werden die Worte: *למה ירדה לאשמה לישראל*, als ein ganz unwahrer Zusatz erklärt, weil Joab nicht habe wissen können, daß die Volkszählung unrecht sey, und doch hat er auch 2 Sam. 24, 3 seine Mißbilligung derselben ausgedrückt: die Chronik läßt den David befehlen, Israel von Dan bis nach Berscheba zu zählen, nach dem B. Samuel befiehlt er, man solle das Volk in allen Stämmen Israel von Dan bis nach Berscheba zählen. Diefes sey, sagt der Vf., ein Befehl zu einer totalen Volkszählung gewesen, jenes nicht, und doch sind Berscheba und Dan die äußersten, einander entgegengesetzten Grenzen des Reichs gewesen. 2 Sam. 24, 5—7, wird die Richtung beschrieben, nach welcher Joab die Reise gemacht; 1 Chron. 21, 4 sagt bloß, er sey in ganz Israel umhergezogen: als ob hierin ein Widerspruch wäre! Die Chronik hat allerdings die Einschränkung, daß Levi und Benjamin von Joab in die Bevölkerungslisten nicht aufgenommen worden seyen, (der Text hat: *לא פקד בהם*, diesem Verbum kann man aber um so weniger den Sinn beylegen, daß Levi und Benjamin überhaupt nicht gezählt worden seyen, da in der ganzen Beschreibung das Verbum *פקד* vom Zählen gebraucht wird, und da die Worte der Chronik auch so genommen werden können, Joab habe in der Summe, welche er dem David vorlegte, Levi und Benjamin nicht mit begriffen,) welche Einschränkung das B. Samuels zwar nicht ausdrücklich hat, hingegen hat es eine geringere Anzahl von Einwohnern, weil wahrscheinlicher Weise in derselben die Stämme Levi und Benjamin nicht begriffen sind, woraus aber auch die Wahrscheinlichkeit sich ergibt, daß diese Ausnahme, welche Joab machte, dem Vf. des B. Samuels gar wohl bekannt gewesen. Warum Joab bey dem Stamme Benjamin diese Ausnahme gemacht, davon ist uns der Grund nicht mehr bekannt; ein entscheidender Grund für die Ausnahme des Stammes Levi liegt in 4 B. Mos. 1, 40. Hierher gehört ferner die Erzählung von der Translocation der Bundeslade 1 Chron. 13, 15, vergl. 2 Sam. 6. Dieses Buch schreibt die Veranstaltung des Transports bloß dem David zu, ohne der Leviten zu erwähnen, welche er als Träger bestellt habe; die Chronik hingegen meldet dieses ausdrücklich. Hr. de Wette folgert daraus, daß sie ihr Original entstellt und verstümmelt habe. Welche Logik ist dies? Wie soll eine Entstellung dargethan werden können; da wir die Erzählung nicht an das Original halten können. Eine Verstümmelung findet sich hier gar nicht; denn die Chronik ist viel umständlicher in ihrem Bericht, als das B. Samuel. Und die Glaubwürdigkeit der Chronik kann man um so weniger in Anspruch nehmen, da sie die Namen der Vorsteher der Leviten, der Tonkünstler, und der Aufseher über die Bundeslade anführt, deren überdies so viele sind, daß sie dieselben nicht erdichten konnte, und auch die Anzahl des levitischen Personals bey dieser Feyerlichkeit angiebt. Bey der Erhebung des jungen Joas auf den Thron wird 2 Kön. 11 der Leviten nicht ausdrücklich Erwähnung gethan; hingegen 2 Chron. 23 wird ihnen namentlich

die Theilnehmung an dieser Revolution zugeschrieben: und dies ist nach dem Vf. ein Falsum. Aber vorausgesetzt, daß dieses Datum durchaus nicht unwahrscheinlich ist, da der Schauplatz der Begebenheit der Tempel, und der Priester Jojada der Stifter derselben ist; so kann man ja wohl annehmen, die spätere Erzählung habe die frühere ergänzt. Auch ist es gar nicht ausgemacht, daß im B. der Könige die שרי המצודה die כרי und die רצנים Militairpersonen gewesen sind, wie insgemein angenommen wird. Die Vorsteher von Hunderten konnten ja auch Vorsteher von 100 Leviten seyn; und dies ist aus V. 10 wahrscheinlich, nach welchem Jojada sie erst bewaffnet hat. Wären sie Kriegs-Centurionen gewesen, so würden sie doch Waffen gehabt haben. Die Bedeutung von כרי ist gänzlich unbekannt; die רצנים waren etwa eine Classe von Leviten zum Dienst der Priester: daß sie באי השבחה und באי השבח genannt werden, damit scheinen sie auch, als zum priesterlichen Stande gehörig, bezeichnet zu werden. Beide Erzählungen sind unter dieser Voraussetzung übereinstimmend. Ein Falsum soll endlich seyn in 2 Chron. 24, vergl. 2 Kön. 12. Die Chronik berichtet den Ungehorsam der Priester gegen den königlichen Befehl, wie das B. d. Kön.; nur scheint diese Relation sie auch einer Veruntreuung zu beschuldigen, aber ausdrücklich und bestimmt geschieht es nicht: die Chronik sagt nun hiervon nichts, wiewohl auch nach ihrer Relation eine Veruntreuung vorgegangen seyn kann. Auch dies ist, wie von selbst erhellt, kein Falsum. Hr. de Wette legt dem Vf. der Chronik Q zur Last Ehrenrettungen des jüdischen Cultus. Hier, sagt Hr. de Wette, werden wir den Vf. der Chronik auf den ungeschicktesten Verfälschungen ertappen. 1 Kön. 14, 22—24 wird der Götzendienst beschrieben, welcher in Juda unter Rehabeam getrieben wurde; 2 Chron. 12, 1 wird gesagt, Rehabeam und ganz Israel mit ihm habe das Gesetz des Herrn verlassen: ist denn aber dieses eine Ehrenrettung? In den Beschreibungen der Regierung der Könige Joas, Amazia und Asaria bemerkt das 2 B. d. Kön., daß das Volk (לא סרו) den Götzendienst auf den Höhen nicht unterlassen habe, welche Bemerkung die Chronik nicht ausdrücklich macht; doch schränkt sie das Lob, welches sie dem ersten beylegt, nur auf die Lebzeiten des Priesters Jojada ein, bey dem zweyten sagt sie, er habe das, was in den Augen Jehovahs recht ist, nur unvollkommen (לא בלכב שלם) gethan, und der dritte wird in Parallele gesetzt mit seinem Vater, nebst dem Beysatze, daß er nur so lange, als Sacharia lebte, dem Jehovah ergeben gewesen sey: diese Angaben deuten aber auf nichts anderes, als auf ihre Begünstigung des Götzendienstes oder ihre Theilnehmung daran. Auch unter Jotham hat nach 2 Kön. 15, 35 das Volk auf den Höhen geopfert und geräuchert; nach 2 Chron. 27, 2 ist Jotham nicht in den Tempel des Herrn gekommen, und das Volk war noch sündigend (משחיתים). Worin differiren nun beide Relationen? Darin, daß nicht die spätere, sondern die frühere, die mildere ist. Daß 2 Chron. 14, 2 nicht im Widerspruch stehe

mit 15, 17, ist oben gezelgt worden: 2 Chron. 17, 6 hat Josaphat die Höhen abgethan (הסיר), und 20, 33 hat das Volk sie nicht abgethan (לא סרו). Das ist auch kein directer Widerspruch, und beide Stellen sind so zu vereinigen, daß nach der ersten der König für sich zwar dem Götzendienste auf den Höhen entsagt, oder auch denselben verboten, nach der zweyten aber das Volk, des königlichen Beyspiels oder Verbots ungeachtet, denselben fortgesetzt habe. Von Hiskia berichtet 2 Kön. 18, 4, er habe die ehernen mosaïsche Schlange zerschlagen, weil das Volk derselben bisher geräuchert habe; die Chronik verheißt diese Schlange, doch läßt sie 2 Buch 29, 5 den König Befehl geben, man solle das Haus Jehovahs heiligen, und den Unflath aus dem Heiligthum entfernen. 2 Kön. 23 wird die von Josia vorgenommene Zerstörung der Götzen umständlich beschrieben; die Chronik 2 B. 34, 33 sagt kurz, er habe alle עבנות (ein gewöhnlicher Name der Götzen,) aus allen Ländern des Reichs entfernt und weggeschafft. 2 Könige 16 schickt Ahas eine Zeichnung von dem Altar zu Damascus dem Priester Uria, welcher nach derselben einen Altar zu Jerusalem verfertigen lassen mußte; 2 Chron. 28, 23 hat er den damascenischen Göttern geopfert. 1 Kön. 11 thut der vielen Weiber Salomos und der Abgötterey, zu welcher er sich durch sie führen ließ, Erwähnung; die Chronik nicht: aber mußte sie denn alles berichten, was das ältere Geschichtsbuch erzählt, oder alles aufnehmen, was dieses hat? 1 Kön. 3, 4 wird kurz erzählt, Salomo habe auf der Höhe zu Gibeon geopfert; 2 Chron. 1, 3-5 wird noch angeführt, daß daselbst das von Mose verfertigte Tabernakel, und der von Bezaleel gegoffene Altar von Erz gewesen seyen, auch erwähnt die Chronik 1 B. 17, 39 und 22, 29 im Leben Davids die Wohnung des Herrn und den Altar auf der Höhe zu Gibeon: es ist nicht einzusehen, wie der Vf. die Ergänzung oder Erläuterung, welche die Chronik hat, eine ganz grundlose Legende nennen, oder wie er sagen kann, die Chronik stehe mit der Stelle 1 Kön. in offenbarem Widerspruch. 1 Chron. 21, 18 sagt Gad, einem Auftrag des Engels zufolge, dem David, er solle auf der Tenne Arafnas einen Altar errichten; 2 Sam. 24, 18 sagt Gad aus freyer Bewegung dieses dem David, doch hat er v. 11 den Befehl von Jehovah erhalten, zu David zu gehen. Die Erwähnung des Engels sey nun, wie der Vf. meynt, eine ungeschickte Entschuldigung Davids wegen seiner Opfer auf der Tenne; aber bedurfte denn diese, einem Orakelspruch zufolge unternommene, Handlung einer Entschuldigung? 2 Sam. 5, 21 wird von David und seinen Leuten gesagt: וישאם nämlich die von den Philistern zurückgelassenen Götzen; 1 Chron. 14, 12 wird bestimmt gesagt, sie seyen auf Befehl Davids verbrannt worden, וישרטו באש, auch dieses soll eine apologetische Aenderung seyn, und doch hat נשם auch sonst Hiob 32, 22 die Bedeutung des Vertilgens, und שרט die bestimmte Bedeutung eines Brandes, Richt. 20, 40.

(Der Beschrift folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 M A Y , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

HALLE, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Beiträge zur Einleitung in das alte Testament*, von W. M. L. de Wette u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dies sind die eigentlichen Ehrenrettungen des jüdischen Cultus; es werden noch die Ausschmückungen beygefügt. Sie betreffen hauptsächlich die Passahfeyer und den Bau des Tempels. Von jener glaubt der Vf., dass sie erst unter Josia nach der Vorschrift des Gesetzes begangen worden sey; allein dies liegt durchaus nicht im Text 2 Kön. 23, 21—23 und 2 Chron. 35, 18, sondern das, dass seit der Zeit der Richter oder Samuels das Passah nicht mit einer solchen Feyerlichkeit, wie damals, gehalten worden, (לא נעשה כמנהג דוד), daher auch die Angaben der Chronik, dass es von Salomo und Hiskia gefeyert worden sey, auf eine ganz unsinnhafte Weise für verdächtig und erdichtet erklärt werden. Bey diesem will er nicht glauben, dass David Vorbereitungen gemacht und Materialien gesammelt habe: was doch an sich ganz glaublich ist, da auch das andere Geschichtsbuch das Vorhaben Davids, einen Tempel zu bauen, lange Zeit vor seinem Ableben erzählt, und was insbesondere auch deswegen ist, weil das ganze große Gebäude mit den vielen Nebenparthien und den unzähligen Geräthschaften in 7 Jahren — einer für die damalige Baukunst gewiss kurzen Zeit — vollendet worden. Was es nun mit den Ehrenrettungen für eine Bewandnis habe, fällt aus unserer vollständigen Darlegung derselben in die Augen: die Ausschmückungen ist der Vf. selbst so gefällig auch Zusätze zu nennen, S. 114; und da er nicht erwiesen hat, dass sie mit dem älteren Werke in Widerspruch stehen, da eben dieses der Zweck der Chronik ist, das ältere Geschichtsbuch zu suppliren, besonders in Rücksicht auf den Religionscultus; so derogiren diese Supplemente der Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Chronik durchaus nichts. Der letzte Anklagepunct ist endlich 7) Vorliebe für Juda und Haß gegen Israel. Diese Seite der Parteylichkeit der Chronik solle sich im Ganzen zeigen. Aber man halte einmal die Charaktere der israelitischen Könige und den Zustand ihres Reichs, wie sie in der Chronik geschildert werden, gegen die B. der Könige; man halte sie auch gegen die Orakel der Propheten, und man wird alles übereinstimmend finden. So werden auch die Könige von Juda und ihr Reich, in Gemäßeheit mit dem älteren Geschichtsbuch.

J. A. L. Z. 1807. Erster Band.

che und den Propheten, geschildert. Als Hauptbeispiel wird angeführt die Rede Abias 2 Chron. 13, welche unwahr seyn müsse, weil er nach 1 Kön. 15, 3 ein Götzendiener gewesen, wie sein Vater Rehabeam. Allein zugegeben, dass Abia ein Götzendiener gewesen: so ist seine Rede nicht gerade unwahr in Rücksicht auf den Erzähler, sondern nur Verstellung und Heuchelei von Seiten des Königs.

Der zweyte Theil der de Wetteschen Schrift ist betitelt: *Resultate für die Geschichte der mosaischen Bücher und Gesetzgebung*. Aber es ergibt sich von selbst, dass wir nicht lange bey demselben zu verweilen haben. Denn hat es mit den Prämissen die Beschaffenheit, welche wir dargelegt haben: welches Interesse, welchen Werth sollten für uns die Resultate haben? Aus grundlosen Prämissen resultirt nichts, und aus unrichtigen Vorderätzen ergeben sich nur Folgerungen von gleichem Gehalt. Unbefangen hat der Rec. die Anklage gegen die Chronik angehört, mit einem mühsamen Flusse, welchen diese Anzeige zur Genüge documentirt, jeden Punct und jeden Beleg derselben geprüft. Die Processacten liegen hier vor dem Publicum: diese Anzeige legt die Anklage vollständig dar, und derselben ist die Vertheidigung unmittelbar beygefügt. Da durchaus kein Punct und kein Beleg begründet und haltbar erfunden worden: so muss unser Tribunal die Anklage als durchaus statthaft erklären. So mühsam auch die Arbeit war, welcher der Rec. sich unterziehen mußte: so ist er nun doch am Ende derselben gar nicht verdrießlich darüber; er ist vielmehr froh, sie unternommen zu haben. Denn er ist durch dieselbe zu der innigsten, lebendigsten Überzeugung gekommen, dass die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Chronik durch Hn. de Wette nicht im mindesten untergraben und erschüttert worden sey, und dass dieses hebräische Geschichtsbuch noch den nämlichen Werth habe, welchen es vor Erscheinung dieser seiner Schrift hatte.

Die drey Abhandlungen des 2 Theils: Revision der geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs als geschriebenen Ganzen; Beweis aus dem Alter des samaritanischen Codex, und über den Zustand des Religionscultus der Israeliten in Hinsicht auf die Gesetzgebung des Pentateuchs, machen die bey weitem bessere und vorzüglichere Hälfte dieser Schrift aus. In der ersten trifft der Vf. am Ziele mit Hn. Vater zusammen, aber er bahnte sich seinen Weg selbst, ohne diesen oder einen anderen Führer; die Untersuchungen über den samaritanischen Pentateuch greifen tiefer ein, und führen uns auch weiter.

D d

als die Vaterſchen und andere: die dritte Abhandlung enthält ganz neue und dem Vf. eigenthümliche Anſichten. Hätte der Vf. dieſe und andere Abhandlungen uns vorgelegt, ohne ſie in Verbindung zu ſetzen mit der mißlungenen Unterſuchung über die Chronik: der Werth derſelben wäre unſtreitig viel größer, und wir würden ſie auch mit viel größerem Danke aufgenommen haben. Rec. wird etwa ſonſt Veranlaſſung haben, dieſe Abhandlungen zu würdigen; hier bedürfen ſie als Reſultate falſcher Prämiſſen keiner weiteren Würdigung. Man ſieht aus der Vorrede, daſs in der Anlegung des Plans dieſer Schrift der junge Gelehrte irre geleitet worden iſt. Trefflich hatte Hr. *de Wette* ſeinen Plan entworfen und ausgeführt. „Schon vor längerer Zeit, ſagt Hr. Dr. *Griesbach* in der Vorrede III und IV, theilte mir Hr. Dr. *de Wette* eine Schrift mit, worin er ausführlich aus inneren und äußeren Gründen zu beweifen ſuchte, daſs das 2, 3 und 4. B. Moſe eben ſo, wie jetzt von dem erſten ziemlich allgemein zugestanden wird, eine Sammlung ſehr verſchiedener, urſprünglich weder zuſammengehöriger, noch immer unter einander harmonirender Aufſätze ſey; daſs das Deuteronomium einen ganz anderen Verfaſſer habe, und für ſich ein Ganzes ausmache, in dem ein Geiſt wehe, der von dem der drey anderen Bücher merklich ſich unterſcheide; daſs die Abfaſſung des Pentateuchs in ſeiner jetzigen Geſtalt in eine weit ſpättere Zeit zu ſetzen ſeyn möchte, als ſelbſt dieſen Gelehrten, welche ihn Moſe abſprechen, anzunehmen pflegen; daſs dieſer Behauptung weder der ſamaritanische Pentateuchus nebst dem vermeintlich uralten Haſs der Samariter gegen die Juden, noch die Auffindung des Geſetzbuchs im Tempel zur Zeit Joſas, noch ſonſt etwas in den hiſtoriſchen Büchern des alten Testaments, wofern ſie richtig verſtanden würden, entgegen ſtehe, bloß manche Erzählungen in den Büchern der Chronik ausgenommen; daſs aber gegen das Alter und die durchgängige Glaubwürdigkeit dieſer Chronik erhebliche Zweifel ſich aufſtellen ließen.“ Nach dieſem Plan ausgearbeitet, hätte die Schrift erſcheinen ſollen: dabey würde das Publicum, und noch weit mehr der Vf. gewonnen haben. Für das Publicum hätte es immer intereſſant ſeyn müſſen, über den nämlichen Gegenſtand, die Abfaſſung des Pentateuchs, zu gleicher Zeit zwey Schriften, die Vaterſche und die *Wetteſche*, zu erhalten. Wäre die letzte auch etwas ſpäter erſchienen als die erſte. Jedermann würde es dem Hn. *de Wette* auf ſein Wort geglaubt haben, daſs ſie in Anſehung der Ausarbeitung gleichzeitig ſey, Niemand würde ſie für einen Nachhall der früheren gehalten haben: über ſeine Originalität als Schriftſteller hätte Hr. *de Wette* ſelbſt am beſten ſich legitimiren können. Die Schrift nach des Vf. eigenem Entwurf würde weit geſicherter gegen Angriffe geweſen ſeyn, als ſie es nun nach Hrn. *Griesbachs* Veränderung deſſelben iſt. „Ich rieth meinem Freunde, ſagt er in der Vorrede S. VI, die Hauptſache aus dem zu machen, was vorher Nebenwerk geweſen war.“ Auf den Rath des Hn. *Griesbach* iſt alſo die Unterſuchung über die Chronik, welche vorher

Nebenwerk war, zur Hauptſache erhoben; ſie, welche vorher das Ganze beſchloß, iſt nun an die Spitze geſtellt worden. Es iſt klar, daſs durch dieſe Verſetzung die *de Wetteſche* Schrift ganz verunglückt iſt. Denn da die Recherchen über die Chronik nur den Werth verwerflicher Prämiſſen haben: ſo kann auch, wenigſtens zunächſt, den daraus gezogenen Reſultaten kein anderer Werth beygelegt werden. Durch dieſe Verſetzung hat die Schrift auch ein geſchäftiges Anſehen bekommen, welches bey der erſten Anordnung wenigſtens nicht ſo auffallend geweſen wäre. Denn gleich anfangs kündigt ſich nun Hr. *de W.* in den Unterſuchungen über die Chronik als Gegner des berühmten Vfs. der Einleitung ins A. T. an, und ſtellt ſich ſomit ſelbſt in die Reihe ſolcher Schriftſteller, welche, ſtatt ihren Ruhm zur Schriftſtellerey erſt durch eigene Geiſtesproducte zu erhärten, durch den Tadel der Werke anderer einen Ruhm ſich zu verſchaffen glauben. *Griesbachs* Vorrede oder Fürſprache iſt aber gewiß ein höchſt ſonderbares Phänomen. Die Circumſpection des Veterans der theologiſchen Literatur ſcheint bey der Anpreisung der *de Wetteſchen* Schrift nicht wahrgenommen zu haben, in welchen Widerſpruch er dadurch mit ſich ſelbſt geräth, und welches Unheil er ſich und den Werken ſeines Geiſtes bereitet. Die Differenzen, welche in den Büchern Samuels und der Könige, und in der Chronik ſich finden, ſind, was jeder Unbefangene zugeben wird, bey weitem nicht ſo häufig und ſo bedeutend, als diejenigen, welche wir in den drey früheren Evangelien, dem Matthäus, Markus und Lukas bemerken. Nimmt nun Hr. *Griesbach* mit Hn. *de W.* an, daſs dieſer Differenzen wegen nur die eine Geſchichtserzählung wahr ſeyn könne, die andere hingegen keinen Glauben verdiene: ſo muß er conſequenter Weiſe auch annehmen, daſs nur eines der drey Evangelien wahr ſeyn könne, entweder Matthäus, oder Markus, oder Lukas, und daſs die beid n anderen unächt ſeyen. Wozu nun die Verſuche, ihr Verhältniß zu erklären, und ſie in Harmonie zu bringen? Wozu die *Griesbachſche* Hypotheſe, die ſpäteren Evangelien haben aus den früheren geſchöpft, Lukas aus Matthäus, und Markus aus beiden? Wozu beſonders die *synopsis evangeliorum*; und was wird aus dieſer an Ende werden? Wir haben gehört, wie Hr. *de W.* der Chronik das eine mal deſswegen, weil ſie mehr hat, als die Bücher Samuels und der Könige, das andere mal aus dem Grunde, weil ſie weniger hat, die Glaubwürdigkeit ab- und dem anderen Werke zuſpricht. Wenn Hr. *Griesbach* nun dergleichen Grundſätze adoptirt, wie will er ſie mit ſeinen bisher bekannten reimen? und werden ſeine kritiſchen Arbeiten ferner ſo geſchätzt werden, als ſie es bisher wurden? — Rec. ſchließt ſeine Anzeige mit einer herzlichen Einſtimmung in den Wunſch des Vorredners in Anſehung des Vfs. dieſer Schrift, welcher gewiß reifere und edlere Früchte ſeiner Studien in Zukunft liefern können, wenn er nicht nur frey von Sorgen, ſondern auch frey von fremder Einwirkung, arbeiten wird.

Luk. 10, b. Weygand: *Ausführliche Erklärung der sämtlichen Weissagungen des neuen Testaments, mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen und einer Abhandlung über den neutestamentlichen Prophetismus.* 1803. VI und 278 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In diesem Werke des Hn. Pfarrers Scherer erhält man nicht, wie der Titel besagt, eine ausführliche Erklärung der *sämtlichen Weissagungen* des N. T.; sondern alle diejenigen Abschnitte der 4 Evangelien, die Vorherverkündigungen oder Erzählungen, in das Gewand von Weissagungen eingekleidet, enthalten, sind übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, worauf allgemeine Betrachtungen über den Sinn und Charakter dieser Abschnitte, so wie über den Gesichtspunct, aus welchen man sie zu betrachten habe, folgen. Die Übersetzung ist dem Vf. vortrefflich gelungen, und zeichnet sich vor der *Stolzischen* des N. T. nach der dritten Ausgabe zu ihrem Vortheil aus. Sie ist in einer correcten und verständlichen Sprache abgefaßt, und giebt den einfachen, treuerzigen Ton der Erzählung mit allen ihren losen Übergängen und bildlichen Bezeichnungen ungeschwächt wieder: da hingegen Hr. Stolz den Sinn meistens zwar richtig ausdrückt, aber die Farbe des Originals verwischt, und dadurch, daß er die Kraft der Metaphern und der übrigen sinnlichen Sprache des Hebräers fast immer ohne Noth durch Auflösung in matte Prosa oder Umschreibungen vertilgt hat, den Leser vergessen macht, daß er ein Product des morgenländischen Himmels vor Augen habe. Die Anmerkungen sind zweckmäßig und in fruchtbarer Kürze mitgetheilt: sie zeugen eben sowohl von schätzbaren Kenntnissen, als eigenem Nachdenken. Weniger aber kann Rec. dem Vf. in dem Theil seiner Schrift beytreten, wo er den Sinn der einzelnen Vorherverkündigungen entwickelt; und er hält sich daher für verpflichtet, einige Ansichten des Vfs. mit einigen Gegenerinnerungen zu begleiten. So betrachtet er S. 24 die ganze Erzählung von der Erscheinung eines Engels und der dem Priester Zacharias gegebenen Aussprüche bis zur Geburt Johannes als *heilige Dichtung zur Verherrlichung der Größe Jesu*, und bemerkt: die Lebensgeschichte von Jesus; wie solche seine Schüler Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes gegeben haben, sey im Grunde *Epopöe*, ob sie gleich grossentheils in ungebundener Sprache geschrieben sey. Jesus, fährt er S. 25 fort, war kein gewöhnlicher Mensch, er lebte in der höheren unendlichen Welt, ob er gleich noch in menschlicher Hülle einherging. Sollte er, fragt er, einen gewöhnlichen Ursprung gehabt haben? Sollte nicht selbst die schaffende bildende Natur, die Gottheit, durch außerordentliche Zeichen und Erscheinungen auf den großen Mann bey seiner Geburt schon hindeuten? Ein Johannes, der dem vollkommenen und göttlichen Jesus den Weg bereite, sein Herold sey, könne in der *Epopöe* von Jesus nicht ohne Himmelszeichen in die Welt treten. Im heiligen Denken, voll Sehnen und Hoffen, schwinde sich der Geist in die höhere Welt, dringe zur Gottheit hinan. Welch

ein Mensch, dessen Daseyn gleichsam durch das Gebet erzwungen werde! —

Der Vf. betrachtet, wenn anders Rec. ihn richtig versteht, diesen ganzen Abschnitt als ein Phantasiegemälde, von den Vff. der Evangelien erfunden, um den heiligen Schein, den sie um das Haupt ihres der Erde entrissenen Meisters erblickten, eben so hell in die Augen ihrer Leser zurückstrahlen zu lassen. Rec. findet aber hier nichts weiter als *Sagen*, ganz auf jüdische Weise bildlich ausgeschmückt oder eingekleidet, und glaubt die zum Grunde liegenden Facta durch die gegenwärtige Hülle deutlich wahrnehmen zu können. Um aber bey diesen einzelnen, in den ersten Kap. des Matthäus und Lukas aufbewahrten, Sagen Geschichten das eigentliche Factum leicht ausmitteln zu können, braucht man sich nur die besondere Art zu vergegenwärtigen, wie die hebräischen Schriftsteller Geschichtserzählungen vortragen.

Bey der Erklärung der beiden ersten Kap. des Matthäus und Lukas muß um so mehr auf die Erzählungsmanier der Hebräer Rücksicht genommen werden, weil sie offenbar ganz hebräisch gefärbt, und fast bis auf die kleinsten Züge und Nüancen der in den Genesis herrschenden Manier nachgebildet sind. Es möchte sich daher der Gesichtspunct, aus welchem man die in jenen Evangelien niedergelegten Vorherverkündigungen oder Weissagungen zu betrachten hat, am bequemsten und wahrsten auffassen lassen, wenn man folgenden Weg einschlägt. Was zuerst den Abschnitt Lukas 1, 5—25 betrifft, wo dem Priester Zacharias durch den Engel Gabriel die Geburt seines Sohnes vorherverkündigt wird: so bleibt nach Abstreifung des ausschmückenden Gewandes bloß der einfache Satz übrig: Zacharias kam einst zum Erstaunen des wartenden Volks *stumm* aus dem Tempel, kurz zuvor, als seine ziemlich betagte Frau Elisabeth wider Vermuthen schwanger wurde, und erhielt seine Sprache erst an dem Tage wieder, wo er aufgefordert ward, zu erklären, wie er seinen Sohn genannt wissen wollte. Weil nun jede auffallende Erscheinung in dem damaligen Zeitalter bekanntlich dem unmittelbaren Einfluß Jehovah's oder eines Engels beygemessen wurde, und gerade um jene Zeit die Priesterin Elisabeth sich schwanger fühlte, welches Zacharias so oft sehnlichst gewünscht und von Gott erlitt hatte: so liefs man den Engel Gabriel ihm verkündigen, daß sein Weib ihn bald mit einem Sohne beschenken werde. War dieses einmal geschehen, so mußte er auch als Botē des Allwissenden seine Lebensweise und seinen Stand offenbaren: daher der Conciptent, der alles dieses aus dem Erfolg wußte, ihn vorher sagen liefs, daß er ein Nasiräer und ein Vorläufer des Messias seyn werde. Da aber die Sprachlosigkeit dadurch immer noch nicht befriedigend erklärt war: so liefs man den Zacharias über die unerwartete Nachricht einen bescheidenen und gerechten Zweifel hegen, und wegen dieses seines Unglaubens mit Stummheit gestraft werden; und dieses konnte man um so eher thun, da man an Abraham einen so schönen Vorgänger in einem ganz gleichem Fall hatte. Natürlich mußte Gabriel, der ihm die

Strafe dictirte, auch melden, wann er davon befreit werden würde, ob er sich gleich um einige Tage verrechnete, indem er nicht an dem Tage der Geburt, wie der Engel ihm verkündigt hatte, sondern an dem Tage der Beschneidung seines Sohnes den Gebrauch seiner Sprache wieder erhielt.

Hatte man einmal Johannes Geburt durch einen Engel vorher verkündigen lassen, so mußte dieses noch vielmehr bey der Geburt Jesu geschehen seyn. Man setzte daher jetzt von Neuem den Engel Gabriel in Bewegung, und ließ ihn nicht nur den Namen Jesus, sondern auch seine hohe Messiaswürde der Maria offenbaren. Damit indeffen sie, die mit Recht über eine solche Nachricht bestürzt war, der Aussage des himmlischen Boten Glauben beymesse: so ward ihr kund gethan, daß auch ihre Verwandtin, obgleich in ihrem beträchtlichen Alter, bald Mutter werden würde; es sey also bey Gott nichts unmöglich! In dem merkwürdigen Zusatz aber: „heiliger Geist wird auf dich kommen, des Höchsten Kraft wird dich beschatten! drun wird auch das erzeugte Heilige Gottes Sohn genennet werden,“ ist das Raisonnement eines palästinschen Juden nicht zu verkennen, der die bekannte Stelle im Jesaias: „siehe eine Jungfrau wird schwanger werden“ u. s. w., als eine untrügliche Weissagung auf Christus deutete. Aber einem solchen Ausleger mußte sich natürlich die Frage aufdringen: mußte nicht Joseph, der rechtmäßige Mann der Maria, seine Frau, sobald er entdeckte daß sie ohne sein Zuthun schwanger sey, augenblicklich verstoßen? Ja wohl! war seine Antwort: aber eben derselbe Engel, der der Maria erschienen war, hielt ihn von diesem Voratz zurück, und vermochte ihn sogar (hieraus sieht man deutlich, wie sehr dem Concipienten die Reinigkeit der Jungfrau Maria am Herzen lag!) seiner Frau nicht eher beyzuwohnen, als bis sie ihren erstgebornen Sohn geboren hatte. Fast man diesen Gesichtspunct nicht auf, so sieht wenigstens Rec. nicht ein, wie man die Maria von einem sie entehrenden Verdacht befreien will.

Simeons Weissagung über Jesus, Luc. 2, 22-30, läßt sich eben so leicht aufklären. Wahrscheinlich ist es, daß gerade um die Zeit, als die Ältern, der mosaischen Verordnung zufolge, das Kind Jesu in den Tempel brachten, ein frommer Israelit, Simeon, der sehnlichst den Messias erwartete, an diesem heiligen Ort sich befand, und bey Erblickung des Kindes äußern mochte: ach! wenn in diesem Knaben, den ich jetzt auf meinen Armen wiege, der Erretter meiner Nation geboren wäre! Der Concipient, der diesen Vorfall aus der Tradition bekommen hatte, kleidete das Gespräch des Simeon in eine Weissagung ein, in welcher er den Charakter Jesu und seine Schicksale, so wie sie die wirkliche Geschichte meldete, in allgemeinen Zügen niederlegte. Daher die Worte: *εις πτωσιν και αναστας πολλων και εις σημειον* V. 34, weil Viele an ihm irre wurden, und die Pharisäer ihm so viele Nachstellungen bereiteten.

Eben so verhält es sich auch mit Jesus prophetischer Vorherverkündigung seiner Leiden, oder der Art, wie er sterben würde: denn in seine allgemeinen Äußerungen, die seinem klagenden Munde oft entfahren mochten, knüpften die verschiedenen Concipienten alle die schrecklichen Ereignisse, welche traurig in ihrem Gedächtnis hingen, als lange vorher ausgesprochene Weissagungen. Denn daß Jesus nicht von einem Gemordetwerden und einem bevorstehenden körperlichen Auferstehen am dritten Tage zum Voraus bestimmt gesprochen haben könne, hat Hr. S. S. 130 ff. nach D. Paulus Vorgang unwiderleglich dargethan. Daß aber Jesus wirklich von seinem traurigen, ihm bevorstehenden Schicksale im Allgemeinen mit seinen Schülern sich unterhalten hat, davon ist uns im Matth. Kap. XVI, 21 ff. ein Beyspiel aufbewahrt, und zugleich die hastige Antwort des lebhaften Petrus beygefügt.

In seinen Erläuterungen zu Joh. 4, 16—20, wo Jesus einer Samariterin ihre geheime Lebensgeschichte entdeckt, glaubt der Vf. S. 102: „Jesus habe wohl aus den Augen, Gesichtszügen des Weibes und ihrem Anzug, der Art ihres Sprechens u. s. w., ihre leichtsinnige und wollüstige Lebensart erkannt. Denn ein Freudenmädchen lasse sich bald erkennen.“ Aber auch daß sie schon fünf Männer gehabt hatte? Es wird zwar behauptet, Jesus habe diese Worte sprichwörtlich gesagt, um ihr zu verstehen zu geben, daß er sie für ein Freudenmädchen halte; allein ohne Beweis: auch widerspricht dieser Deutung der Umstand, daß Jesus an dieser Stelle offenbar einzeln zählt, und von dem letzten Manne, den sie noch habe, behauptet, er sey ihr rechtmäßiger Mann nicht. Warum wollen wir nicht lieber annehmen, daß Jesus die Frau genau gekannt, und ihre geheime Lebensgeschichte sehr gut gewußt habe, wozu er doch wahrlich auf mehr als einem Wege gelangen konnte!

Der 15te, 16te und 18te Abschnitt, wovon der erste Jesus Weissagung von der Zerstörung Jerusalems und des jüdischen Staats, der zweyte seine Weissagung von seiner Wiederkunft, und der dritte Jesus und seiner Apostel Weissagung vom letzten Weltgericht abhandelt, hätten nicht getrennt werden sollen, sondern als drey verschiedene Abtheilungen einer einzigen grossen Katastrophe nur unter Einer Rubrik aufgeführt werden müssen. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich a) aus Matth. Kap. 24, 3 b) legt sich aus der Tendenz dieses und der folgenden Kapitel deutlich zu Tage, daß Jesus seine gewisse, und zwar nahe, bevorstehende Wiederkunft als Messias seinen Schülern einschärfen will.

Rec. erinnert noch, daß die voranstehende, auf dem Titel erwähnte Abhandlung über den *neutestamentlichen Prophetismus*, weil sie nicht tief genug eindringt und zu wenig umfassend ist, unstreitig der schwächste Theil dieses Buches ist.

D. B.

NEUE AUFLAGEN.

Mannheim, b. Löffler: *Rede am Charfreitage*, gehalten von Joh. Phil. Kirch. Zweyte verbess. Auflage. 1804. 31 S. 8. (3 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 M A Y. 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

GRESEN, b. Tasché und Müller: *Encyklopädie des gesamten positiven Rechts* von Albrecht Hummel. Erster Band. 1804. 886 S. Zweyter Band. 1. 2 und 3 Abth. 1805 und 1806. 1576 S. 8. (11 Thlr. 20gr.)

Dieses Werk ist das Resultat von einem fleissigen Quellenstudium, und, nach Rec. Einsicht, als systematische Erläuterung sämtlicher Rechtsquellen, sowohl für den akademischen, als angehenden praktischen Juristen sehr vortheilhaft. Was beide sonst aus vielen anderen kostspieligen und zum Theil seltenen Werken mühsam zusammentragen mußten, um sich die zur wahren Praxis nöthigen Vorkenntnisse zu eigen zu machen, können sie mit weit geringerer Mühe, und zum Theil auch vollständiger aus vorliegendem Werke erlernen. Eigene Berichtigungen dunkeler Rechtslehren aus historisch philosophischen Ansichten finden sich darin nicht; dagegen liegt dem wichtigsten Theile desselben die, nur erst von einigen neueren Rechtsgelehrten benutzte, einzig wahre Ansicht zum Grunde, die innere und äussere Rechtsgeschichte mit einander zu verbinden, und so das Fortschreiten derselben von den Zwölftafelgesetzen an, bis auf Justinian, im Ganzen periodenweise darzustellen.

Die ganze Encyklopädie zerfällt in drey Hauptabtheilungen: 1) in speculative Ansichten zur philosophischen Begründung einer besseren Rechtsverfassung; 2) in eine nach vier Perioden abgetheilte Geschichte des römischen und 3) in ein System des heutigen Rechts. Der erste Band, als Einleitung in das gesamte positive Recht aus dem Standpuncte der Wissenschaft, zerfällt in einen speculativen (von 335 S.) und einen historischen Theil (von 552 S.).

In dem speculativen Theile geht der Vf. vom Ich als dem Princip alles Wissens aus, erklärt die Hauptmomente des Transcendentalidealismus, und versucht hiernach die Construction eines Rechtsmechanismus im Gebiete der reinen Objectivität und im Ideellen. Der erste Versuch bezweckt die Auffindung der Art und Weise, wie Vernunftwesen in freyer Wechselwirkung, der zweyte, wie sie doch zugleich mit Nothwendigkeit in der freyen Wechselwirkung gedacht werden können. Das eigentliche Problem der Construction dieses Rechtsmechanismus ist demnach „die Freyheit des Einzelnen in Nothwendigkeit zum Behufe der Freyheit zu verwandeln.“ Hierzu erfordert der Vf. eine neue, durch den allgemeinen Willen stillschweigend vertragsmässig begründete Rechts-

verfassung, und als deren nothwendige Bedingungen 1) die Freyheit des Individuums in der Sinnenwelt, und eine vollkommen durch den Staat garantirte Wechselwirkung zwischen den Vernunftwesen in der Aussenwelt; 2) eine Kirche oder Vereinigung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlich praktischer Überzeugungen; 3) eine Gelehrtenrepublik, welche bestrebt seyn solle, jedes Individuum zur Erkennt-

möglich ist. Ein Rechtskatechismus würde dieser Unmöglichkeit keineswegs abhelfen. Denn wenn er auch nach des Vfs. Ansicht nur das Wichtigste des Materiellen des Rechtes enthalten sollte, so würden doch solche, nothwendigerweise auf die freye Wechselwirkung aller Volksindividuen berechnete allgemeine Grundsätze, gerade die schwierigsten seyn, und wie die Erfahrung immer gelehrt hat, in Rücksicht der Beurtheilung ihres philosophischen Gehaltes selbst für den, durch vieljähriges und anhaltendes Studium gebildeten, Akademiker noch immer problematisch bleiben. Die Fähigkeit, den Werth einer Gesetzgebung nach eigener freyer Überzeugung philosophisch zu würdigen, worauf es doch hier in Rücksicht aller Volksindividuen ankommen würde, erlangen selbst die besten Köpfe nicht in einigen Jahren, und die meisten nie. Weitere Beweise hierüber wird man nicht verlangen. Hierin liegt zugleich der Grund, warum Rec. ohne dem, für unseren juristischen Lehrling zwar nicht deut-

Nicht genug niedergelegten, aber hier unmöglich deutlicher zu erklärenden Detail zu folgen, nur die Resultate der speculativen Ansichten des Vfs. aushob.

Gehaltreich ist dagegen der historische Theil. Er enthält die erste Periode der Geschichte des römischen Rechtes von Erbauung Roms bis zu dem Grundgesetze der XII Tafeln. Die Recension kann und wird nur auf dasjenige besondere Rücksicht nehmen, was für vorzüglich wichtig ist. Nach einer Beschreibung der Vf. 1) den Charakter der Römer, (als eines kriegerischen, ackerbauenden Volkes, woraus Eigenheiten der römischen Gesetzgebung die damalige Staatsverfassung Roms 44. Die Theilnehmer an der Staatsverwaltung: Volk, der Senat, der Rex; und 305 zwey Consuln (statt des Königs), Volkstribunen, auch (302—304) die Staatsverwaltung Roms a) vom das Volk, den Senat und den Rex 305 durch das Volk, zwar nicht mehr nach Curien und Centurien, b) Tribus, durch den Senat und durch Isbeamten, Consuln, Volkstribunen, c) und die Decemviren (Gesetzcommissar) werden die Staatsämter, die Staatsjustiz - Polizey - Finanz- und Militär: dieser Unterabtheilungen, und in die Religionsanstalten beschrieben. ar nicht gewöhnliche, abgeforderte Staatsverfassung und Staatsverwaltung, doch Wiederholungen dadurch werden, läßt sich mit Grunde nichts Geschichte der Gesetzgebung und ersten Periode. Als solche werden die Verordnungen von Romulus, Numa Pompilius, nachher noch mehrere an, endlich das im J. 300 erfolgte, durch das bestätigte, Senatusconsult, vermögten zum Behufe einer neuen Gesetzgebung Griechenland geschickt werden folgenden Nachrichten von der Entstehung der XII Tafelgesetze und der Commentatoren: Aulus Sextus, Lucius, Acilius, Atrius Sulpicius und dem besten von

Cajus; ferner Nachrichten von dem damaligen Studium und der gelehrten Bearbeitung, auch von dem in jene Zeiten fallenden *ius civile Papirianum*, und hiernächst der Text der XII Tafelgesetze selbst. Dieser ist vollständig und mit ganz besonderem Fleiße aus den besten Quellen hergestellt. Jede Stelle derselben ist durch eine deutsche Paraphrase, und jeder undeutliche Ausdruck noch besonders erläutert. Hierunter finden sich Worterklärungen, welche zur Interpretation beytragen, und vergebens bey Briffon oder Cuvin gesucht werden. Ganz befriedigend ist der Text freylich nicht immer erklärt. So z. B. ist der Vf. mit sich selbst nicht einig, wie Tafel III. Verordn. IV. §. 7 „*Ast. Sci. Plon. fobos. Adictos. Siet. Ternicis, Nandineis, Partis. Sa. antiod. Sci. Plon. Minusue. Secuerunt. Sed. Franded.*

Estod. zu erklären sey?“ Wenn der Gemeinschuldner an drey auf einander folgenden Markttagen vor das Tribunal des Obergerichters auf dem Comitiatplatze geführt, und seine Schuldenlast öffentlich bekannt gemacht worden war (und noch immer sich Niemand durch baare Zahlung oder Uebnahme der Obligation Seiner annehmen wollte): so konnten die Gläubiger *secare in partes*, und *si plus minusve secuerint, sine fraude esto*. Im System (S. 350) scheint es dem Vf. wahrscheinlicher, daß sich die *sectio* nicht auf die Theilung des Körpers des Schuldners, sondern ausschließlich auf den Verkauf der Güter bezogen habe. Hiegegen streitet die Strenge des XII Tafelgesetzes gegen die Person, besonders im Mangel hinlänglichen Vermögens: nach dem Zeugnisse einiger Classiker ist der Vf. daher geneigt, die Zwölftafelverordnung dahin zu erklären: (S. 221) „die Gläubiger hätten das Recht gehabt, am dritten Markttage den Schuldner umzubringen und den Körper desselben unter sich zu theilen, und diese Theilung hätte bestehen sollen, wenn sie auch nicht genau mit der Größe der Forderungen im Verhältnisse gestanden hätte.“ — Wenn möchte wohl diese Erklärung nicht außerst auffallend seyn! Wie, wenn die Gläubiger das Recht gehabt hätten, im Falle der Unzulänglichkeit des Vermögens den Schuldner, jeder nach seinem intellectuellen Antheile, am dritten Markttage zu verkaufen, ohne Verbindlichkeit desjenigen, welcher für seinen Antheil verhältnißmäßig mehr Kaufpretium, als die andern erhalten hätte, mit diesen nun noch das Mehrertragene verhältnißmäßig zu theilen? Nach der Erläuterung des Textes der Zwölftafelgesetze kommt der Vf. auf das Rechtssystem in der ersten Periode. Nach einer philosophischen Einleitung über die Beschränkung der Thätigkeit der Person in Rücksicht der Einwirkung auf andere Personen und deren Thätigkeit, besonders über die Anerkennung der Persönlichkeit eines jeden Individuums als Bedingung des wahren Rechtsverhältnisses überhaupt, und über die Begriffe von persönlichen Rechten, von Rechten auf Sachen vom Rechte der Forderungen und vom Rechte der Gewalt, entwickelt der Vf. 1) das römische Personenrecht 1) in Rücksicht des Rechtes der Persönlichkeit, nach der Eintheilung der Menschen 2) in Freye und Sklaven. Wie der Vf. mit den meisten unserer juristischen Schriftsteller dafür hält, konnte der römische Hausvater seinen Sohn einem Andern durch dreymaligen Verkauf als Sklaven überlassen. Rec. ist der Meinung, daß dies der römische Hausvater nie konnte. Das Zwölftafelgesetz „*Si pater filium ter venum duit, filius a patre liber esto*“ sagt nicht, daß der Sohn durch diese Operation Sklave des Käufers, sondern nur, daß er dadurch von der väterlichen Gewalt frey werde, und bezeichnet offenbar nichts anders, als das Verhältniß des Scheinverkaufes zum Behufe der Adoption oder Emancipation (Cod. VIII, 48 und 49 Const. ult.). — Zwar nicht der Vf., aber Andere, führen eine Stelle aus Ulpian auf (XXIII. §. 3): „*magistratus fuit heres — manumissione, id est, si filius ex primo secundum manumissione manumissus reversus, sit in po-*

triam potestatem.“ Hieraus soll hervorgehen, daß der römische Hausvater seine Kinder in beträchtlichen Zwischenräumen, mithin des Gewinnes wegen, habe verkaufen können: allein diese Stelle deutet auf nichts anderes, als darauf, „der Sohn habe durch eine jede der drey zur Emancipation nöthigen Mancipationen, womit die Römer die Folge einer *imagitaria servilis causa* verbanden, die Familienrechte in der Stammfamilie verloren; habe sie aber durch die erste und zweyte Remancipation immer wieder erhalten, und nun durch einen gegen die dritte Mancipation eingelegten Widerspruch auch etwa als *suus posthumus* das Testament seines Vaters, worin er früherhin und nicht wiederholt ausgeschlossen war (welches doch unstreitig auch schon in der ersten Periode zur Rechtsbeständigkeit des Testaments nöthig war, S. 455), anfechten können. Wären nun auch gleichwohl die Hauskinder durch die *Noxae datio* Sklaven geworden, so würde dieß noch lange nicht beweisen, daß sie der Vater auch schlechthin als Sklaven verkaufen gekonnt habe; überdies ist es nach den Zeugnissen der Alten (*Quintilian. Instit. Orat. VII. 3 u. a.*) gewiß, wie auch der Vf. bemerkt (S. 357), daß die Hauskinder durch die *Noxae datio* nicht eigentliche Sklaven, sondern nur zu sklavischen Arbeiten verbunden wurden, so, daß sie nach abverdienter *nox*a sogleich entlassen werden mußten. Eben so wenig beweiset für die Meynung des Verfassers *Constit. 2. Cod. IV. 43.* In dieser Stelle erlaubte Constantin dem Vater, sein Kind *nur* von Mutterleibe weg zur Erleichterung der drückendsten Noth zu verkaufen; allein diese Verordnung bezieht sich offenbar nur auf eine damalige barbarische Sitte liederlicher oder gewinnfüchtiger Altern, welche gewiß nie zum Rechtsinstitute erhoben war; und in der Stelle selbst steht kein Wort davon, daß sie eine Einschränkung eines früherhin gesetzlichen Rechtes des Vaters, seine Hauskinder des Gewinnes wegen als Sklaven zu verkaufen, machen sollte; im Gegentheile versichert uns K. Const. selbst in *Constit. ult. Cod. VIII. 48.* „daß der römische Hausvater, wiewohl ihm einß das Recht über Leben und Tod der Kinder eingeräumt gewesen, doch nie das Recht, dieselben ihrer Freyheit zu berauben, gehabt hatte.“ b) In Fremde und *homines alieni juris.* 2) In Rücksicht der persönlichen Rechte der Staatsbürger nach den Verhältnissen des *status libertatis, civitatis und familiae*, nach der Verschiedenheit des Geschlechtes, und zwar der Männer nach ihrem Verhältnisse als Patricier und Plebejer gegen den Staat, und als Patronen und Klienten gegen einander; ferner nach den Verhältnissen der Hausherrschaft, c) des Mannes über seine Ehefrau, welche entweder in einer strengen oder nicht strengen Ehe lebten (*Concubinat* war noch nicht bekannt), β) des Hausvaters über seine Kinder, γ) des Herrn über seine Sklaven; und sodann nach dem verschiedenen Verwandtschaftsverhältnissen der Agnaten, Cognaten und Gentilen. Als Anhang wird das Institut der Vormundschaft erläutert. II. Das römische Sachenrecht. In einer philosophischen Vorbereitung deducirt der Vf. die Art, wie die persönlichen Kräfte in Beziehung auf Sachen durch die persönlichen Kräfte Anderer modificirt und verändert

werden können, und erklärt nun a) die römischen Begriffe des Rechtes auf Sachen (*in rem*), 1) des strengen römischen und des laxen Eigenthumes. Beyläufig trägt er die gewöhnlichen Abtheilungen der Sachen (mit Ausnahme der *in res mancipi* und *nec mancipi*, welche in dieser Periode noch nicht existirte) vor: von den *res publicae in sensu stricto* sagt er, jeder Staatsbürger (wie es fast in allen anderen Lehrbüchern heisst, „*quibet ex populo romano vel illo, cuius res est.*“) habe sie gebrauchen können. Rec. findet diese Beschränkung ganz unrichtig. Im Fr. 3. Dig. I. 8 heisst es: „*riparum usus publicus est jure gentium, sicut ipstus fluminis.*“ im Fr. 4. pr. eod. „*das Meer sey jure gentium.*“ und im Fr. 4. §. 1. eod. „*flumina publica (d. h. populi romani fr. 15. Dig. 50. 16.) sunt.*“ An den *res publicae* hat also jeder Mensch den freyen Gebrauch, wie dieß durch *Instit. II. 1. §. 2.* „*flumina publica sunt, ideoque jus piscandi omnibus commune est in fluminibus*“ bestätigt wird. Nur in *van Eck prima. jur. civ. sec. ord. Dig. Lib. I. Tit. 8. §. 14. 15.* hat Rec. bis jetzt den gerügten Irrthum berichtigt gefunden. 2) Der als Dienstbarkeiten jetzt nur vorkommenden Wegegerechtigkeiten und Wasserleitungen. b) Die römischen Begriffe des Rechtes an Sachen (*ad rem*), nämlich der *obligatio civilis und naturalis.* Hierauf folgt die Darstellung der Quellen der Veränderungen des Sachenrechts im Allgemeinen, entweder durch unerlaubte und erlaubte Handlungen, oder durch andere Thatfachen, und in Betreff einzelner Arten von Rechten, A) des Rechtes der Forderungen, 1) der *obligationes ex pacto und ex contractu.* Die Contracte zerfallen in *reales nominati*, (unter die rechnet der Vf. jetzt schon nebst dem *mutuum* und *depositum* auch namentlich das *commodatum* und *pignus*, wiewohl es nach *Tab. III* wahrscheinlicher ist, daß diese beiden unter dem Ausdrucke „*depositum*“ begriffen wurden,) *reales innominati* und *verbales.* 2) Der *obligationes ex delicto* durch Verletzung der Güter einer Person oder der Person selbst. Der Vf. muthmaßet, man habe jetzt bey der aus Vergehén entstehenden *obligatio* die verschiedenen Arten der *culpa* noch nicht unterschieden. Rec. ist dieser Meynung auch; nur fragt sich, wie dieß zu erklären sey? Aus dem späteren Systeme der Römer, wo die Trennung dreyer Grade von *Culpa* vorkommt, zeigt es sich, daß diese nur in Rücksicht der Contracte *bonae fidei*, und zwar nur insofern sie Unthätigkeit bezeichnet, besonders wichtig ist. Die rechtlichen Grenzlinien zwischen der schädlichen Thätigkeit und Unthätigkeit sind uns von *Labeo* und *hävolen* im Fr. 57. Dig. 19. 2. (*loc. cond.*) vorgezeichnet; aber diese Grenzlinien sind so fein, daß sie dem Zeitgeiste der ersten Periode nicht entsprechen; damals wurde wohl noch manche Beschädigung, welche späterhin nach den Regeln der Unthätigkeit beurtheilt wurde, als schädliche Thätigkeit, und nach der, eine jede schädliche Thätigkeit schon dem Ersatze unterziehenden, *Tab. 7* behandelt. Öftnehin konnte, wie auch noch im neuesten Rechte (Fr. 91. pr. Dig. 45. 1.) in Betreff der damals gewöhnlichsten und wichtigsten Geschäftform, nämlich der *Stipulation*, keine Rede vom Er-

satz der Unthätigkeit seyn. In Betreff der wenigen und selteneren Geschäfte also, wo ein Ersatz der Unthätigkeit (*casus* wie *Tab. 7* sagt, das heist nach einem Fragmente von *Gajus*, *negligentia*) zur Sprache kommen konnte, blieb die Entscheidung wahrscheinlich dem richterlichen Ermessen überlassen. Diefelben Verordnungen finden wir auch jetzt wieder in dem *Code civil des Français*, nur mit dem Unterschiede, daß der französische Richter in Rücksicht der Unthätigkeit bey einigen Contracten an eine bestimmte Vorschrift des Gesetzes gebunden ist. (*Code civil contenant la série des lois qui le composent avec leurs motifs etc. Liv. III. Tit. III. Chap. II. art. 1382, 1383, und Liv. III. Tit. III. Chap. IV. Sect. VI. mit den Exposés des motifs III. 2, pag. 49.*) 3) Der *obligationes ex variis causarum figuris*. B) In Betreff des Rechtes auf Sachen, nämlich, da jetzt noch keine der übrigen Arten dinglicher Rechte ausgebildet war, des natürlichen (*laxen*) und des strengen römischen Eigenthumes. Zum Erwerbe des strengen Eigenthumes durch *usus* oder *usucapio* sollen nach der Meinung des Vfs., welche zwar von den Meisten verteidiget wird, schon jetzt *justus titulus* und *bona fides* nöthig gewesen seyn. Rec. ist anderer Meinung. Die Zwölftafelgesetze sagen hiervon nichts (*Tab. 6*); beide Erfordernisse scheinen also erst späterhin durch die *Interpretatio prudentum* aufgekommen zu seyn. Überhaupt war die *usucapio* in der ersten Periode nicht bloß derivativer, sondern auch absoluter Erwerbgrund des strengen Eigenthumes, d. h. auch ohne Übertragung einer Sache von einem Rechtssubjecte auf das andere. C) In Betreff aller Rechte einer Person, nämlich der Succession in die gesammten Güter (welche der Vf. vorerst philosophisch beleuchtet,) theils bey Lebzeiten des Besitzers, theils nach dessen Tode, welche letztere entweder vom Erblasser selbst, auch wohl mit auferwesentlichen Bestimmungen (*Substitutionen, Legaten u. s. w.*) angeordnet wird — *hereditas testamentaria* — oder im Mangel einer solchen rechtsbeständigen Anordnung von den Gesetzen zu Gunsten der *suorum, agnatorum* und *gentilium* angeordnet ist — *hereditas legitima seu ab intestato*. Bey der Trennung dieser beiden führt der Vf. *Taf. 5* Verordn. 2 an, wo es heist „*sei paterfamilias intestato moritur etc.*“ Hier hätte zugleich die Bemerkung am rechten Orte gestanden, daß es sich nur aus der Anhänglichkeit der Alten an den Buchstaben des Gesetzes erklären läßt, was noch jetzt bey uns geltendes Recht ist, nämlich daß, wenn ein Testamentserbe da ist, sollte er gleichwohl nur auf eine gewisse Sache eingesetzt seyn, dieser doch mit Ausschlusse der Intestatfolger das ganze Vermögen des Erblassers erhält, denn ein für allemal ist dieser nicht intestatus gestorben. Den Schluss des Rechtssystems macht eine treffliche Ausführung über die Erbfähigkeit der Frauenzimmer . . . Hiernächst deducirt der Vf. philosophisch die Nothwendigkeit

der Staatsgewalt, und beschreibt die Verhältnisse der römischen in der ersten Periode, die Inhaber derselben im Allgemeinen, insbesondere die gesetzgebende, vollziehende, beurtheilende und aufsehende Gewalt, das Recht der Amterbesetzung (es ist demjenigen, welcher weis, daß der Römer nur um Ehre und Gewalt, nicht auch um ein Salair diene, auffallend, in neueren Schriften über die Entlassung der Staatsbeamten römische Gesetze angeführt zu finden), das Militärrecht, das Finanzrecht, die Justizgewalt, die Polizeygewalt und das Religionsrecht. Hierauf folgt das Criminalrecht. Der Vf. sagt, die Unterlassung der Angabe des Vermögens bey dem Censur sey mit dem Verluste aller Bürgerrechte und der Freyheit bestraft worden. Dafür streitet freylich das von ihm zwar nicht angeführte Zeugniß des *Dionys. von Halicarn.* IV. 13.; dagegen soll nach *Liv. III. 44* Todesstrafe darauf gestanden haben; es läßt sich also hierüber nichts mit Gewissheit bestimmen. — Die Zwölftafelgesetze bestimmen öfters die Todesstrafe, ohne die Art zu bestimmen, wie sie exequirt werden sollte: hievon sagt der Vf. nichts. In den ältesten Zeiten wurde der Verbrecher bis zum Tode gezeißelt, nachmals nur gezeißelt und enthauptet . . . Das Proceßrecht, womit der Vf. den ersten Band beschließt, zerfällt in das civilistische und criminalistische Verfahren. Im Civilproceß spricht der Vf. schon jetzt von den *Decemviri stitibus judicandis* als einem Collegium, welchem die Beurtheilung schwieriger vor dem *judex* schon ausgemittelter Facten nach Rechtsgründen übertragen gewesen wäre. Wie er selbst erinnert, kommt in den Zwölftafelgesetzen nichts davon vor, nur *Liv. III. 55*, führt eine consularische *lex Valeria Horatia* an, worin von *Decemviris* Meldung geschieht. Rec. zweifelt daher sehr, ob schon jetzt bey dem noch so sehr rohen Zustande der Rechtswissenschaft ein solches Collegium, nur zur Untersuchung und Entscheidung schwieriger Rechtsfragen bestimmt, existirte. Bey *Liv.* in der angeführten Stelle steht bloß *Decemviri* ohne den Zusatz „*stitibus judicandis*.“ und sie sind dort nur, wie die *Tribunen, Adilen* und *judices*, als *personae sanctae* aufgeführt, ohne daß ihr eigentlicher Geschäftskreis genannt ist: der wichtigste Umstand aber, welcher gegen den Verfasser streitet, ist dieser, daß *Pomponius Fr. 2. §. 29. Dig. I. 2*, die *Decemviri stitibus judicandis* erst in die Zeiten des *praetor peregrinus* (also lange nach der Abfassung der Zwölftafeln), setzt. — Dagegen sagt der Vf. davon nichts, daß der, welcher bey der *lis vindictiarum* den *praetor dolose* bewog, daß er ihm den interimistischen Besitz der streitigen Sache zuerkannte, nach *Gell. XX. 10.* und anderen Classikern, den doppelten Ersatz der bis zu Ende des Processes bezogenen Früchte seinem Gegner leisten mußte.

(Der Beschluss folgt.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, (ohne Angabe des Verlegers): Die leipziger Messe. Eine humoristische Skizze vom Verfasser der *Novellen aus der neuesten Zeit- und Sittengeschichte*. 1804. 212 S. 12 S. (16 Gr.) Der Vf. ist nicht ohne Talent, sonderbare Scenen des menschlichen Lebens mit Lebhaftigkeit vorzutragen, aber gerade nicht immer glücklich in der Wahl dieser

Scenen. Auch ist sein Witz nicht immer fein, um Leute von Bildung anzupöbeln. Mit einem Worte, er ist sich nicht streng genug. Wird er daher in Zukunft einmal ein paar leipziger Messen vorbeigehen lassen, ehe er eine liefert, so wird er sich eines größeren Beyfalls zu erfreuen haben.

t. D.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M A Y , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

GIessen, b. Tasché und Müller: *Encyclopädie des gesammten positiven Rechts von Albrecht Hummel u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die erste Abtheilung des zweyten Bandes handelt von den Zeiten nach Errichtung der Zwölftafeln bis auf Cicero (305 bis 660) — zweyte Periode — der Gang der Entwicklung ist ganz derselbe, wie in der ersten. Der Staat war durch eroberte Länder sehr vergrößert. Als Theilhaber der Staatsgewalt und mit bedeutendem Einflusse auf die Staatsverwaltung waren zu den in der ersten Periode genannten (bey welchen sich freylich auch vieles geändert hatte,) noch hinzugekommen die Militärtribunen mit consularischer Gewalt, die Censoren, die Prätores, die von den Tribunen jetzt unabhängigen Adilen, und für die eroberten Länder die Proconsulen, Proprätoren, Quästoren und Legaten. Die Geschichte der Prätur, insonderheit wie die Prätores, ohne alle List und Betrug, die Gesetzgebung ausbildeten und verbesserten, (welches so sehr wichtig ist, um die Grenzen der richterlichen Interpretation nach der jetzigen, von der römischen so sehr verschiedenen, Gesetzgebungs- und Gerichts-Verfassung richtig zu bestimmen) ist gut erläutert; von dem Studium des *praetor peregrinus* aber macht sich Rec. einen anderen Begriff als der Verf. Wenn in Rom Streitigkeiten zwischen Peregrinen unter einander, oder zwischen römischen Bürgern und Peregrinen vorfielen: so konnte das römische Privatrecht unmöglich Quelle der Entscheidung seyn. Worauf sollte nun der *praetor peregrinus* Rücksicht nehmen? Der Vf. meynt auf allgemeine Rechtsgrundsätze und die Natur der Sache: die Philosophie des positiven Rechts, führt er fort, als bloßes allgemeines Raisonnement über gegebene oder vorausgesetzte Rechtsverhältnisse (*jus gentium*), wäre auf diese Weise zuerst durch den *praetor peregrinus*, freylich dem damaligen Geiste der Philosophie, als bloßer Verstandesübung, gemäß, in Gang gebracht und ausgebildet worden. — Richtig verstanden belehren uns *Inst. I. 2. §. 11, fr. 4. 5 und 9. Dig. I. 1*, besonders verglichen mit *fr. 1. §. 4. Dig. cod. (jus gentium est, quo gentes humanae utuntur)*, sehr deutlich, daß die Römer nur das als praktisches *jus gentium* betrachteten, was als positives gemeinschaftliches Recht unter den meisten (cultivirten) Völkern der Erde angenommen war. Das *jus gentium* im Sinne des römischen Rechts.

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

tes war also nichts weniger als individuelles Raisonnement des *praetor peregrinus*: dieser sollte nicht urtheilen, die Völker müßten wohl das, was er für Vernunftrecht hielt, für gemeingültiges Recht anerkennen, sondern umgekehrt, er sollte die positiven Rechtsgebräuche der Völker studiren, und das durch dieses Studium Gefundene für *jus gentium* anerkennen, und bey den, seiner Entscheidung angewiesenen, Streitfällen zum Grunde legen. Wenn nun der Vf. mit *Myllus* und *Conradi* behauptet (*S. 122*), der *praetor peregrinus* hätte doch auch Vieles aus dem Edicte des *praetor urbanus* entlehnt, so ist dies sehr einleuchtend; etwa eben so, wie wir sehen, daß das preussische Landrecht oder der *Code civil des Français* in so sehr vielen Rechtsbestimmungen mit dem römischen Rechte übereinstimmen. — Die Art der Bewerbung um Staatsämter, so wie die Einkünfte und Ausgaben des Staats, hatten mannichfaltige Veränderungen erlitten. Die Civiljustiz verwalteten jetzt, nebst dem *praetor urbanus* und dem *praetor peregrinus*, die *decemviri stitibus judicandis*, welche, zwar gegen des Vfs. Ansicht, aber doch höchst wahrscheinlich nach *Fr. 2. §. 29 bis 31. Dig. I. 2* (ohageachtet darin nicht *stitibus* sondern *litibus* steht), einzelne Senate (*haec consilia*) des Centumviralgerichts bildeten: für die Criminaljustiz waren jetzt nebst dem alten Volksgericht vier stehende Tribunale (*quaestiones perpetuae*) etablirt; — gleichfalls war in Ansehung der Polizey-, Finanz-, Militär- und Religions-Anstalten Manches geändert — neue geographische Verhältnisse des römischen Staates, insonderheit seine politischen mit den Samniten, Latinen, Illyriern, mit Macedonien und Karthago, mit den Municipalstädten, Kolonien, Praefecturen, mit den freyen verbündeten und freyen föderirten Städten, sind in dieser Periode merkwürdig. Die Rechtsquellen waren jetzt *leges*, *plebiscita*, *senatusconsulta* (die beiden letzteren zählt der Vf. vollständig auf,) *edicta magistratum* und das Gewohnheitsrecht (*jus civile* in engerer Bedeutung). Dieses bildete sich aus durch die *disputatio fori*. Hierunter versteht der Vf. dasjenige Recht, welches durch mehrere ähnliche gerichtliche Entscheidungen der Rechtsgelehrten, die als *judices* bey dem Centumviralgericht, oder als *Assessoren* und Freunde der Magistratspersonen, mit diesen richterliche Sentenzen abfassen mußten, entstanden sey: das *Fr. 2. §. 5. Dig. I. 2* liest er: „*coepit, ut interpretatio desideraret prudentum auctoritatem, necessariamque esse disputationem fori*“; hieraus, meynt er, erhelle es klar, daß *Pomponius* die *disputatio fori* von der *auctoritas prudentum* abgefordert habe. Richtiges näm-

Ff

Nach hält beide für eins, und behauptet, die vorzüglichsten Rechtsgelehrten hätten in Versammlungen auf dem *forum* über streitige Rechtsfragen disputirt, und durch die Stimmenmehrheit sich darüber vereinigt. Diese, nach des Vf. Meinung durch Nichts erweisliche, Behauptung des Rävardus ist allerdings die einzig richtige: wie offenbar gegen den Vf., eben so deutlich für Rävardus, spricht das Zeugniß *Justinian's Inst. I. 2. §. 8.*, „dafs von jeher öffentliche Rechtsinterpreten gewesen seyen, dafs solchen öffentlichen Rechtsinterpreten nachmals von den Kaisern die *facultas respondendi* verliehen worden, und dafs von solchen Responfen, weil sie die öffentliche Meinung aus sprachen, die Richter (diese waren also gewifs nicht die öffentlichen Interpreten selbst,) in ihren Urtheils sprüchen nicht hätten abweichen dürfen.“ Hiermit steht nun auch die ächte florentinische Leseart des *Fr. 2. §. 3, cit.*, „*his legibus (XII Tab.) latius coepit, ut naturaliter evenire solet, (et) ut interpretatio desideraret,* (und wie es die Ausbildung der Theorie erheischte,) *prudentium auctoritate (interveniens) necessariam esse disputationem fori,*“ das unmittelbar darauf folgende „*hanc disputationem et hoc jus compositum a prudentibus communi nomine appellatur jus civile,*“ und endlich das „*est proprium jus civile, quod in sola prudentium interpretatione consistit,*“ (*§. 12, eod.*) in der reinsten Verbindung... Hieraus ergibt sich zugleich, wie sehr das Studium und die gelehrte Bearbeitung der Rechtswissenschaft in dieser Periode verändert waren. Die praktischen Arbeiten bestanden nun auch in *respondendo, scribendo, (actiones)* und in *cavendo* — es erschienen mehrere Sammlungen, das *jus Flavianum*, das *jus Aelianum* u. f. w. — Das Rechtssystem hatte sich sehr ausgebildet. In Personenrechte waren, nebst den Abtheilungen der vorigen Periode, noch die *in cives optimo jure* und andere, auch die *in Ritter und nobiles* aufgekommen. Die Ehe hat der Vf. nur nach den Verhältnissen erklärt, unter welchen sie als *matrimonium iustum* zwischen römischen Bürgern Statt hatte: von dem *matrimonium iniustum* sagt er nichts. Trat nämlich zwischen beiden Gatten zu nahe Verwandtschaft ein, so war das *matrimonium iniustum*: unter römischen Bürgern war eine solche Ehe ohne rechtliche Wirkung: war hingegen wenigstens einer von den Gatten Peregrin, so waren sicher nach dem *jus gentium* rechtliche Wirkungen einer solchen Ehe beygelegt, wenn nur die Verwandtschaft nicht *in linea recta* war; denn dadurch wäre sie freylich als *incestus juris gentium* nothwendigerweise ohne alle rechtliche Wirkungen geblieben. (*Fr. 68. Dig. XXIII 2. Fr. 39. §. 2. Dig. XLVIII 5.*)... Bey der Vormundschaft waren die *tutela magistratus decreto constituta* und die *tutela minorum* aufgekommen. — Im Sachenrechte war nun das *dominium naturale* nach dem *jus gentium* durch den Prätor, auch die Servituten, ja selbst schon die Theorie „*Servitus non potest consistere in faciendo*“ ausgebildet. Der Vf. erklärt diesen Grundsatz daraus, „weil sonst die Servitut nicht auf der Sache des Eigenthümers, sondern auf seiner Person ruhen würde.“ allein damit ist die Schwierig-

keit gar nicht gehoben. Warum nämlich eine Dienstbarkeit nicht auf der Person des Eigenthümers ruhen kann? Dies ist gerade das zu lösende Problem.. Wenn wir mit dem Vf. S. 442 den jetzt schon etablierten Grundsatz: „Keiner nutzt oder schadet durch seine Verträge einem Dritten,“ hieher ziehen, und auf den Begriff der Servituten als immerfortdauernder Lasten des dienenden Grundstückes reflectiren: so ist es klar, dafs ein Versprechen des Eigenthümers einer Sache, zu Gunsten einer anderen Sache oder Person gewisse, dem Promissar vortheilhafte Handlungen, in Bezug auf seine Sache vorzunehmen, zwar den Promittenten, etwa auch dessen Erben, zu Gunsten des Promissars, so wie auch dessen Erben verbinden würde, keineswegs aber den Singularsuccessoren beider Contrahenten nachtheilig oder nützlich, mithin keine wahre Servitut seyn könnte: dahingegen, wenn der Eigenthümer der dienenden Sache mittelst Vertrages einen Theil seines Eigenthumes entweder blofs davon losreißet, oder die Ausübung des losgerissenen Theiles auf die Sache des Fremden überträgt, so ist dadurch das Eigenthum jener Sache beschränkt, und das Eigenthum dieser verbessert, beides auf immer, so lange die Sachen existiren; und wie die beiderseitigen Successoren das Eigenthum der Sachen finden, so steht es ihnen nicht zu, nicht anders. Da nun alles Eigenthum im Ausschließen fremder Einwirkung und im Selbsteinwirken auf die Sache besteht, so besteht nothwendig alle Beschränkung des Eigenthumes im Nichtausschließen fremder Einwirkung (*in patiendo*) und im Nichtselbsteinwirken (*in non faciendo*)... Beym Pfande kam schon jetzt die *actio Serviana* vor. Das Recht der Obligationen ward durch klagbare *conventiones praetoriae* und *juris gentium* vermehrt. Bey der Veränderung des Sachenrechtes war die *praescriptio 10 ann. inter praesentes*, 20 *inter absentes*, die *dictio dotis* und *jurata promissio operum liberti* als Verbalcontracte, auch *contractus consensualis* (*emptio, locatio, societas, mandatium*) und der *contractus literalis* eingeführt. — Die *obligationes ex delicto* waren auf *furtum, rapina, damnum injuria datum* und *injuria* bestimmt. Die *obligationes ex variis causarum figuris* waren in *obligationes quasi ex contractu* und *quasi ex delicto*, und beide wohl schon jetzt nach ihren heutigen Rubriken classificirt. Beym Ende der Obligationen war der Unterschied, ob ein Geschäft des strengen Rechtes *ipso jure* oder nur *ope exceptionis* aufgehoben war, in Ansehung des processualischen Verfahrens vor dem Prätor und dem Jux wichtig. Bey der Veränderung des Rechtes auf Sachen kam jetzt viel darauf an, ob eine Sache *res mancipi* oder *nec mancipi* war: bey dem natürlichen Eigenthum und dessen Erwerbe kamen prätorische Fictionen, die *actio Publiciana*, die *exceptio rei venditae et traditae* und die *praescriptio* vor. Besonders modificirt war das Eigenthum durch die *dos* und das *peculium*. Bey der Veränderung aller Rechte war vieles geändert, es gab nun eine von der älteren ganz verschiedene *sectio bonorum*, nur das Mancipationstestament war im Brauche, die *testamentis factio activa* und *passiva* war mehr gebildet, die Pupillarsubstitu-

tion, die *cretio*, das *legatum partitionis*, *sinendi modo*, *per praeceptionem*, waren eingeführt, auch das *beneficium abstinenti*. Die Testamente wurden zuweilen als lieblos (*inofficiofa*) aufgehoben. Bey der *hereditas ab intestato* kam eine durch die *lex Voconia* bewirkte Veränderung vor. — Nebst der *hereditas* hatten die Prätores eine eigene Erbfolge, *bonorum possessio*, eingeführt. Der Vf. setzt diese prätorische Erbfolge, welche freylich überhaupt noch vieler Aufklärungen bedarf, ziemlich vollständig, aber nicht in allen Puncten richtig, aus einander. So z. B. sagt er S. 548 ganz allgemein, der Contratabulant habe nur die Vermächtnisse an die nächsten Verwandten entrichten müssen. Nach Fr. 15. Dig. XXXVII. 5 entrichtet der Contratabulant, wenn er *suus* ist, kein einziges Legat u. s. w. S. 351 heist es „durch die *bonorum possessio contra tabulas* tritt die *successio ab intestato* ganz ein, daher auch in einem solchen Falle nachher der *exheredatus* zur Verlassenschaft mit gezogen wird, nach Fr. 1 pr. Dig. XXXVII. 5 „*judicia patris rescindunt*.“ Diese Ansicht ist offenbar falsch. Der *exheredatus* erhält durch die von einem Anderen gegen das Testament mit glücklichem Erfolge angestellte *bonorum possessio contra tabulas* nichts, sondern muß sein Heil in der *querela inofficiosi* suchen, Fr. 10. §. 5. Dig. XXXVII. 4. Dieß wäre nicht nöthig, wenn er *jure successionis ab intestato* zugelassen würde. (add. §. 4 cod.) Ferner wird Fr. 12 pr. cod. gesagt „*Si duobus filiis et ex altero filio duobus nepotibus bonorum possessio competat, et alter ex nepotibus non petat, pars ejus fratri adcrevit etc.*“ Eben so liefse sich aus des Vfs. irriger Ansicht die Folge ziehen, daß, wenn ein Vater eines von seinen Kindern auf ein Drittheil einsetzt, das andere aber präterirt, jenes, wenn dieses die *bonorum possessio contra tabulas* mit glücklichem Erfolge angekehrt hätte, die Hälfte der Erbschaft bekäme: und doch ist dieß nach Fr. 15. §. 2. Dig. XXXVII. 5 falsch. — Das Staatsrecht und das Regierungsrecht handelt der Vf. nach den oben bey der Staatsverfassung und Staatsverwaltung schon angeführten Veränderungen ab. — Im Criminalrecht waren die Todesstrafen sehr selten, es gab vier neue Arten von *delictis publicis*, und die *nota censoria* bewirkte Infamie. — Im Proceßrechte waren viele Neuerungen entstanden, besonders waren die *actiones* sehr ausgebildet, *Interdicte*, *missiones in possessionem*, *restitutio in integrum* waren eingeführt, die Parteyen konnten *Procuratores* bestellen. Die Criminalsachen kamen meistens vor die *quaestiones perpetuae*, nur selten vor das Volk. Um dem *temerarium litigium* vorzubeugen, waren das *juramentum calumniae* und mannichfaltige Strafen angeordnet.

Die zweyte und dritte Abtheilung des zweyten Bandes enthält die Geschichte der höchsten Ausbildung des römischen Rechtes von Cicero bis auf den Tod K. Alexander Sever (von 660—990). Die republikanische Verfassung Roms wurde durch Usurpation zur monarchischen umgeschaffen. Die dadurch so sehr veränderte Staatsverwaltung und die Geschichte der einzelnen Kaiser von Cäsar Octavian bis Alexander Sever beschreibt der Vf. ausführlich und gut, eben so den wichtigen Einfluß derselben auf die Gesetzgebung (theils durch die Senatschlüsse, theils durch

ihre eigenen Constitutionen, die jetzt eine neue Rechtsquelle waren), auf das Staats- und Regierungs- und selbst auf das Proceßrecht. Ausser den kaiserlichen Constitutionen waren die *Senatusconsulte* in dieser Periode für das Privatrecht sehr wichtig; Volkschlüsse hingegen gab es nach den ersten hundert Jahren der Monarchie nicht mehr. Die Edicte der Magistrate waren noch eben so wichtig wie vorher; das *jus civile* oder Gewohnheitsrecht kam zum höchsten Grad der Vollkommenheit; Labeo und Capito stifteten ihre eigenen Schulen; die Juristen schrieben wissenschaftliche Werke. Der Vf. führt die ausgezeichnetsten Juristen der dritten Periode nebst ihren Schriften in chronologischer Ordnung auf. — Da ein vollständiges Register der Art zum Studium des classischen Pandectenrechtes unumgänglich nöthig ist, und eigentlich jeder Rechtsbearbeiter dasselbe auswendig wissen sollte: so hat es der Vf. allerdings mit Recht in die Encyclopädie aufgenommen. Nur Schade, daß es bey weitem nicht so vollständig ist, als es seyn sollte, und manchmal nur auf leere Vermuthungen, die schon andere unserer Schriftsteller täuschten, sich gründet. Beydes glaubt Rec. durch folgende Beyspiele hinlänglich zu erweisen. 1) Unter den wichtigsten Rechtsgelehrten der letzteren Zeiten dieser Periode führt er nur *Papinian*, *Ulpian* und *Paulus* auf. Nach Rec. Einsicht hätte er doch *Venulejus* nicht so ganz übergehen sollen: es ist z. B. keinem Zweifel unterworfen, daß die Exegeten in Ansehung der, fast alle Rechtsgeschäfte umschlingenden, Theorien von *Culpa* und *mora* durch das Fr. 137. Dig. XLV. 1 (*de verb. obl.* von *Venulejus*) die wichtigsten Beyträge erhält. 2) Das Zeitalter von *Gajus* ist dem Vf. ein Räthsel. *Gajus*, meint er, citirt selbst nicht, und werde auch nicht von Anderen citirt; gewöhnlich werde er unter *Hadrian* gesetzt, es sey aber durch *Hugo* so ziemlich erwiesen, daß er noch unter *Caracalla* gelebt habe. — Alles falsch. — *Gajus* citirt selbst, und wird auch von Anderen citirt. Im Fr. 7. Dig. XXXIV. 5. (*de reb. dub.*) sagt *Gajus*: „*nostra quidem aetate Serapia, Alexandrina mulier, ad Divum Hadrianum perducta est cum quinque liberis, quos uno fetu emixa est etc.*“ Im Fr. 39 in fin. Dig. XLV. 3 sagt *Pomponius*: „*et non sine ratione est, quod Gajus noster dixit, condici id in utroque posse domino*.“ Wer wollte nun noch daran zweifeln, daß *Gajus* unter *Hadrian* und vor *Pomponius* gelebt habe! Nach seinem bisherigen Gange trägt nun der Vf. die im ganzen Rechte entstandenen Veränderungen vor. Die Quellen sind überall ausführlich erläutert, auch die in früheren Schriften niedergelegten Aufklärungen mehrerer in dieser Periode ausgebildeten schwierigen Rechtslehren benutzt. Statt die einzelnen, wenn gleich noch jetzt praktischen, Veränderungen im Detail, wie das *peculium militare*, das *Senatusconsultum Macedonianum*, die *Fideicommissa* u. s. m. nach der Reihe aufzuführen, beschränkt sich Rec. auf die Berichtigung mehrerer wichtiger Rechtslehren, welche der Vf. eben so mangelhaft und irrig, wie seine Vorgänger, erklärt, und woraus sich, wie Rec. im Eingange der Recension bemerkte, immer mehr zeigt, daß der Vf. für die Berichtigung einzelner Rechtslehren selbst

keine Beyträge liefert. Beym Pfandrecht sagt er kein Wort davon, daß schon in dieser Periode dem Creditor das *ius retentionis ob aliud debitum chirographarium contra debitorem* zustand, wie dann die Erscheinung dieses Rechtsverhältnisses von allen seinen Vorgängern erst unter K. Gordian gesetzt, und aus dessen *Const. un. Cod. etiam ob-chirographar.* abgeleitet wird. Nur etwas tief verborgen liegt dieser Rechtsgrundsatz schon in einem Fragment aus Tryphon. [*Fr. 20. Dig. XX. 4. (qui potior. in pign.)*].“ Maevius gab dem Titius ein Darlehn von 100 und erhielt von demselben zur Sicherheit dieser Forderung ein Pfandstück, welches 150 werth war: nachmals verhypothecirte Titius den Überschuss dieses Pfandstückes an den Sejus für ein von diesem erhaltenes Darlehn von 30, und hierauf gab nun Maevius dem Titius noch ein Darlehn von 40 schlechthin. Der Schuldner zahlte keinem seiner beiden Gläubiger. In Rücksicht des ersten Darlehns von 100 hatte Maevius auf jeden Fall Sicherheit an dem Pfandstücke, dahingegen entstand in Rücksicht des Überschusses unter den beiden Gläubigern Streit. Sejus, zu dessen Gunsten auch das Fragment entscheidet, machte Anspruch auf den Vorzug: — vernünftigerweise konnte dieser Vorzugsanspruch gar nicht in nähere Erwägung gezogen werden, wenn nicht Maevius an und für sich das Retentionsrecht am Pfandstücke auch wegen seiner zweyten simplen Forderung gehabt hätte. Bey der *actio pro socio* sagt der Vf., ein Socius genieße gegen den anderen die Rechtswohlthat der Competenz, dem Verschuldeten müsse nämlich so viel gelassen werden, daß er von seinen Gütern noch leben könne. Ob dies von allen, oder bloß von Universalocien gelte: diese alte Streitfrage ist nicht berührt, so wichtig sie auch ist. Zwar läßt sich aus *Fr. 27* und *63. Dig. XVII. 2. (pro soc.)* und *Fr. 16. pr. Dig. XLII. 1. (de re jud.)* vergl. mit *Fr. 11. §. 5. Dig. XIII. 7. (de pignor. act.)* und *Fr. 12. Dig. I. 9. (de Senat.)* erweisen, daß die *actio pro socio* gegen einen nicht dolosen Socius immer nur darauf geht, in quantum *facere potest*, nur mit dem Unterschiede, daß der Universalocius gar keine, der Particularocius doch diejenigen seiner Schulden an dritte Personen, welche aus gesellschaftlichen Geschäften herrühren, vorerst abziehen darf: allein das *condemnari in quantum facere quis potest* kann unmöglich etwas anderes heißen, als „dem Schuldner wird nur sein gegenwärtiges Vermögen genommen, ohne daß andere strengere Zwangsmittel, welchen der Regel nach ein Verschuldeter unterworfen ist, Statt finden.“ Ausdrücklich bedienen sich ja die juristischen Classiker und Justinian selbst, statt des „in quantum facere quis potest“ der deutlicheren Ausdrücke „*ut non ultra facultates damnetur, condemnatur quatenus facultates ejus patiuntur*“ etc. *Fr. 21 Dig. XLII. 2. Fr. 49. Dig. II. 14. §. 37. Inst. IV. 6. (de act.)*. Wenn möglich, noch mehr, bestätigt die Bedeutung *Fr. 19. §. 1. Dig. XLII. 2.*, wo vom Schenker, welcher doch unter den Competenzberechtigten sehr begünstigt ist, gesagt wird: „*condemnatur in quantum facere potest, et quidem is solus deducto (prius) aere alieno: immo nec totum, quod habet, extorquendum ei puto, sed et ipse ratio habenda est, ne egent.*“ Wie ist es nun denkbar, daß anderen minder begünstigten Competenzberechtigten so viel ge-

lassen werden müsse, daß sie davon leben können! Anderer gesetzlicher Beweise zu geschweigen. Der Richter möge einmal die Competenz nach des Vfs. und seiner Vorgänger Ansicht bestimmen, wenn der eine Socius, dessen Eingbrachtes und zugleich sämtliches Vermögen in einigen tausend Gulden besteht, wegen eines der Gesellschaft von ihm zugefügten Schadens dasselbe schwinden lassen müßte, und zu anderen Arbeiten wegen körperlicher Gebrechen ganz untauglich wäre! — Bey den Contractverhältnissen giebt der Vf. auch die *gradus culpe praestandae* an, welche die Contrahenten einander nach der, in der dritten Periode rein ausgebildeten Theorie der Culpa leisten müssen. Der höchste Grad des Verlehens, welchen er z. B. den Pfandgläubiger und Conductor prästiren läßt, ist *diligentia media* und *culpa levis*. Beide sind nach vielen Stellen zur *custodia* verbindlich (*Fr. 13. §. 1. Fr. 14. Dig. XIII. 7. Cod. VIII. 14. Const. 19. §. 4. Inst. III. 15. — Fr. 48. §. 4. Fr. 12. pr. Dig. XLVII. 2. Cod. IV. 65. Const. 28. §. penult. Inst. III. 25. §. 16. 17. Inst. IV. 1.*). Hiedurch schon hat der Vf. hinlänglich gezeigt, daß er auch in dieser so sehr folgenreichen Rechtslehre das römische Rechtssystem, wie seine Vorgänger, nicht verstand. Rec. will sich nicht ins Detail einlassen, sondern nur die hieher gehörige römische Terminologie, woraus sich dann alle einzelnen, früherhin für widersprechend gehaltenen, Stellen des römischen Gesetzbuches vereinigt erklären lassen, aus einander setzen. 1) *Damnum injuria datum* bezieht sich auf schädliche Thätigkeit des Mitbürgers in oder außer Contracten und contractähnlichen Verhältnissen. Diese Thätigkeit heißt auch *culpa*, aber uneigentlich oder im weitern Sinne, und zerfällt in drey Grade: *culpa lata, levis, levissima* (*Tit. Pand. ad Leg. aquil. Fr. 47. §. 1. Dig. XVII. 2. Fr. 16. §. 4. 5. Dig. X. 2.*). 2) Die eigentliche *culpa* bezieht sich auf die Unthätigkeit des Mitbürgers, auf die Nichtabwendung äußerer schädlicher Umstände in Contracten und contractähnlichen Verhältnissen, (die wahren Begriffe von Thätigkeit und Unthätigkeit sind in *Fr. 57. Dig. XIX. 2. [loc. cit.]* angegeben,) und begreift alle einzelne Grade derselben, nämlich a) die *culpa lata in non faciendo*, oder grobes Versehen im Nichtthun (*Fr. 213. §. 2. und Fr. 223. Dig. L. 16.*) b) die *culpa levis in non faciendo*, auch *culpa schlechthin* oder mittleres Versehen im Nichtthun — der Gegenbegriff hievon ist *diligentia, qualem bonus* oder *diligens paterfamilias rebus suis adhibere solet* — *Fr. 137. §. 2. 3. Dig. XLV. 1. Fr. 23. §. 16. Dig. X. 2. Fr. 22. §. 3. Dig. XXXV. 1. (ad senat. Tribell.) Cod. V. 31. Const. 7. Fr. 34. §. 2. Dig. XLI. 1. (de acquir. rer. dom.)* c) Die *custodia*, d. h. höchste Achtsamkeit zur Abwendung des Totalverlustes der Sache, wohin dann auch die Abwendung des Diebstahls und der *Usucapion* gehört (*§. penult. Inst. III. 25. Fr. 35. §. 4. Dig. XVIII. 1. [de contr. emt.] Fr. 14. pr. Dig. XLVII. 2. Fr. 1. §. 7. Fr. 2. Dig. VII. 9. [usufr. quoadm. cav.] Fr. 17. §. 4. Dig. XIX. 5. [de praescrip. verb. Fr. 11. Dig. XVIII. 6. [de peric. et comm. rei vend.]* — Diese *custodia* wird nach römischem Rechte von jedem guten Hausvater prästirt, *custodia, qualem diligens und qualem diligentissimus paterfamilias rebus suis adhibet*, ist eine, (*leg. prior. cit.*) sie wird auch *diligentia custodiendae rei* genannt, namentlich in *Fr. 1. §. 4. Dig. XLIV. 7. (de oblig. et act.)*, und die besondere *susceptio custodiae* in der Person solcher Contrahenten, welche ohnehin schon für *custodia* haften, heißt *susceptio custodia*. (*Fr. 55. pr. Dig. XIX. 2. Cod. IV. 65. Const. 4.*) — d) Die *diligentia* im engen Sinne, d. h. höchste Achtsamkeit sogar zur Abwendung jeder Verschlechterung der Sache, wie sie besonders in *Fr. 23. Dig. L. 17. (de reg. jur.)*, und *Fr. 5. §. 2. und 15. Dig. XIII. 6. (commod. vel contra)* vorkommt. — Das Außere dieses Werkes ist in aller Hinsicht empfehlungswürdig.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 M A Y, 1807.

M E D I C I N.

- 1) WÜRZBURG, b. Stahel: *Methodologie der gesamten Medicin*. Als Prodomus einer Encyclopädie derselben für Vorlesungen herausgegeben von Dr. Th. Alex. von Hagen. 1806. 316 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
- 2) MARBURG, in der akad. Buchhandlung: *Grundriss der medicinischen Encyclopädie und Methodologie*. Zum Behuf seiner Vorlesungen von Dr. Joh. Wilh. Heinr. Conradi, Prof. der Medicin zu Marburg. 1806. 165 S. 8. (16 gr.)

Wie das: *ἀντὶ τοῦ φιλοσόφου ἰσθῆτος*, in der Idee des Arztes zur vollendeten Anschauung zu bringen sey, und wie diese Idee, nachdem sie sich, als das befeelende Princip, dem handelnden Arzt einverleibt hat, durch ihn in die Sphäre der Endlichkeit eingreifen müsse, die Gegensätze des Verstandes auch für sein Gebiet ausgleichend: — diese wichtige Frage sucht N^o. 1 durch eine zweifache Construction, indem sie zuvörderst den Schüler, von den ersten Elementen seiner Entwicklung an, durch alle Zwischenstufen bis zur lebendigen Anschauung der Idee, auf dem höchsten Standpunkte der Naturphilosophie, leitet, dann aber die Differenzen, in welche diese sich an der Wirklichkeit bricht, so wie ihre wechselseitige Beziehung unter sich, und ihre höhere Einheit in ihrer gemeinschaftlichen Seele, wodurch sie sich als Glieder eines organischen Leibes verhalten, vollständig entfaltet, in ihrem weitesten Umfange zu lösen, und sich so als *Methodologie des medicinischen Studiums* selbstständig zu constituiren. Nicht also, was die Medicin jetzt sey, und wie sie, nach ihrem jetzigen Zustande, gelehrt und erlernt werden müsse; sondern was sie seyn sollte, und wie sie, durch universelle Behandlung, ihrer Vollendung entgegengeführt werden könne, ist der Vf. bemüht in ihr, von der Idee der absoluten Wissenschaft ausgehend, auf systematische Weise zu zeigen, und es ist ihm gelungen ein Werk zu liefern, in welchem die äußere Gestaltung und innere, ideelle Befeeleung der Wissenschaft sich innig durchdringen, und (was noch keiner der früheren methodologischen Versuche auch nur anzudeuten vermochte) in vollkommener, organischer Form hervorgehen.

In der Einleitung entwickelt der Vf., um seine Absicht sogleich im Concreten an den nächsten Gegenständen sichtbar zu machen, die wichtigsten Gründe, die in unserer Zeit die Zahl derer, welche sich dem Studium der Heilkunde widmen, so bedeutend ver-

mehrt haben. — Die Aussicht auf den vielversprechenden Gewinn der Praxis, der in unseren Zeiten durch die in Deutschland immer weiter um sich greifende Differenzirung der Constitution, und durch die, nach dem jetzigen Standpunkte dieser Differenzirung, allgemein vorherrschende *terie und Hypochondrie*, imman wird; die weite *und erleichtert* cin, und die (sch thematische Siche hen, andere Grün ren: — der sich phie, leise Abndu turphilosophie, die in der *Oberfläche* näher zu rücken, und auch dem Schwachen und Ungeweihten den Zutritt, wenigstens eine äußere Annäherung, zu gestatten versprechen, locken die besseren unter denen, welche sich nicht selbst zur Idee der höchsten Wissenschaft emporschwingen können, oder die Anstrengung des steilen Weges scheuen, in die Hörsäle der Medicin, und die Lehre, die sie hier erhalten, ist größtentheils den Fähigkeiten *dieser* Schüler und ihrem beschränkten Gesichtskreis angemessen. So kehrt die Gemeinheit praktisch ins Leben zurück, und die Natur erliegt mehr unter der Masse der Ärzte, als unter dem Kampfe ihrer, in Differenz gesetzten, Principien. Soll diesem Übel von Grund aus gekeuert werden, so kann dieses nur dadurch geschehen, daß die Idee der Medicin, als Wissenschaft, über alle, bisher in ihrer Einzelheit und mit immer weiter gehender Sonderung behandelte Doctrinen, als deren gemeinsames Centrum, ihre Herrschaft ausübe. Jede einzelne Doctrin erschöpfe also, innerhalb ihrer Sphäre, das ganze Gebiet, dessen Bearbeitung ihr obliegt, nach dem in ihr waltenden Princip, so weit sie immerhin mit demselben ausreicht; sie deute aber auch in jedem Punkte ihrer Bahn ihre Abhängigkeit von ihrem Princip nicht nur, sondern auch die Beziehung dieses Princip selbst, und mit ihm der ganzen, daraus hervorgehenden Wissenschaft auf eine höhere Ordnung an, in welcher ihr im Endlichen besangenes Leben, der Idee nach, enthalten und verklärt ist. Dadurch wird der Blick, nachdem er diesen ganzen Kreis durchlaufen, und ihn für sich hinlänglich verstanden hat, unwiderstehlich zu jener höheren Ordnung hingezogen; und auch hier, falls sich etwa finden sollte, daß sie gleichfalls, nur für eine andere Potenz, demselben Schema der Endlichkeit untergeordnet sey, wird er abermals zu einer noch höheren Ordnung fortgeführt werden, bis er endlich auf den Brenn-

punct des Ganzen fällt, und, von ihm magisch zurückgeworfen, das Mannichfaltige zugleich in seiner Einheit, so wie diese in dem Mannichfaltigen, schaut und erkennt. — Wie dieses nun von jeder Wissenschaft überhaupt gilt, so zeichnet es, in Bezug auf diesen besonderen Zweck, auch die Lehrmethode der Medicin und die Bahn vor, auf welcher der Lehrling der Heilkunde jener höchsten Anschauung, in der er seinen Beruf und sich selbst in himmlischer Verklärung sieht, theilhaftig werden könne, um dann, im reflectirten Strahle, Sinn und Bedeutung der besondern Wissenschaften, die ihm als Mittelglieder seines Handelns dienen sollen, richtig zu fassen, und mit Besonnenheit im Geiste des Allgemeinen (weise) zu handeln.

Es ist unsere Absicht keineswegs, hier die ganze Construction des Vfs. zu verfolgen. Vielmehr halten wir dieses, nachdem wir in dem Bisherigen die Grundidee des Ganzen angegeben haben, für unnöthige Weitläufigkeit; von dem Standpuncte der Philosophie aus angesehen, ordnen sich die Glieder dieser Wissenschaft mit innerer Nothwendigkeit auf solche Weise; derjenige aber, dem ihre Idee noch nicht offenbar geworden ist, bedarf eben des behutsamen Ganges der Methode, die ihn durch alle Zwischenglieder, ohne Übergehung eines einzigen, zum Ziel führt. Wir berühren also nur im Allgemeinen die Hauptmomente, durch welche der Vf. seine Methodologie, — die, insofern sie die Indifferenz des Wesens bey aller idealen Differenzirung stets fest zu halten strebt, zugleich auch als Schema einer Encyclopädie der gesamten Medicin erscheinen soll — bis zur höchsten Stufe der Erweckung der reinen Idee des Arztes, führt; und werden alsdann bloß die Zergliederung der reflectirten Medicin, nach dem Sinne dieser Schrift, schematisch angeben, über ihre Bestimmung als Grundlage einer Encyclopädie aber, so wie über Ton und Vortrag des Ganzen, einige Bemerkungen einstreuen oder hinzufügen.

Der Unterricht auf Schulen umfasse in einer zwiefachen Richtung, auf Geist und Körper, alle diejenigen Momente, welche zur rein menschlichen Entwicklung des Jünglings concurriren müssen, damit jeder künftig zu wählende Stand für Kunst, Wissenschaft und Leben in ihr seine Wurzel finde. Ältere und neuere Sprachen, Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, Mathematik und Physik sollen die Sphäre des wissenschaftlichen Unterrichts erfüllen, doch so, daß allenthalben die Rücksicht auf die Form vorherrsche. Eine planmäßig mit Würde, und mit dem Bewußtseyn ihrer Wichtigkeit geleitete Gymnastik dagegen, bilde den Körper zur möglichsten Kraft, Gewandtheit und Annuth, während die einfachsten und reinsten Anklänge der Kunst, vorzüglich der Musik und Poesie, das Gemüth den Abndungen eines höheren, übersinnlichen Lebens leise entfalten. — So weit des Vfs. Grundideen über den Unterricht auf den gelehrten Schulen. Wir hätten, ob wir gleich im Ganzen mit ihm einverstanden sind, und die wahre Tendenz dieses Abschnitts nicht verkennen, dennoch gewünscht, daß die Ansicht dieser Bildungssphäre,

als Mittel der Entwicklung zur *Humanität* überhaupt, die sich selbst Zweck ist, weniger durch Hervorhebung der Beziehung einzelner Lehrfächer auf äußere, besondere Zwecke, (die Bildung des Arztes z. B.) getrübt seyn möchte. So ist bey Empfehlung des Studiums der alten Sprachen auf die *realen Kenntnisse*, die uns dadurch zuwachsen, und auf den Zusammenhang der alten und neuen Welt, indem aus jener Kenntnisse, Sitten u. s. w. auf diese übergegangen sind, welche sowohl auf die Cultur der medicinischen Wissenschaft, als auf das Object der Heilkunde, den Menschen in seinem jetzigen Zustande, einen wichtigen Einfluss geäußert und in vielem, was uns umgiebt, das bedeutende Product jenes Einflusses zurückgelassen haben, mehr Rücksicht genommen, als auf die schöne Objectivität eines, in ungetrübter Fülle und Einheit, rein sich ergießenden Lebens der kräftigen Menschheit, durch welche besonders die Griechen auf das Gemüth des Jünglings, noch ohne durchgreifende Klarheit des Verständnisses, unmittelbar wirken, und das dunkel in ihm liegende Streben nach Objectivirung seines inneren Wesens, in der ruhigen Entfaltung einer göttlichen Idee im Objectiven, der Welt und des Lebens, ihm selber unbewußt, und nur durch die innere Wahrnehmung einer, wie durch göttliche Befruchtung, emporkeimenden Fülle selbstständiger Kraft und muthigen Vertrauens auf die Natur und das Schickal, jenen liebenswürdigen Leichtsinns der edleren Jugend, den Bürgen ihrer fortschreitenden Bildung, und die reine Quelle ihrer Sünden, sich ihm offenbarend, zur Einheit mit den ewigen Ideen des Weltgeistes und seinem unendlichen Schaffer zurückführen. Hier aber ist die Quelle aller künftigen Fülle und Genialität des Geistes. Nur aus der Identität mit der Allheit kann sich die Erkenntniß des Endlichen auf unendliche und ewige Weise (Universalität), so wie die Erkenntniß des Ewigen und Absoluten selbst (Philosophie) entfalten. Das hier Gesagte gilt auch, auf ähnliche Weise, von des Vfs. Ansicht der Geschichte. Schwerlich möchte wohl die frühere Vermischung der jetzt existirenden Völkerschaften mit den Völkern der alten Welt, und der Einfluss, den letztere überhaupt auf jene gehabt haben, für den Arzt, als solchen, je ein Mittel bestimmter und klarer Einsicht in den physischen Theil der dadurch bewirkten Veränderungen, insofern er sich in seiner nächsten Umgebung darstellt, werden können. In diesem Geiste kann nur der Moderne beobachten; und doch würde es nöthig gewesen seyn, daß uns schon die Alten hieher gehörigen Beziehungen aufgezeichnet oder angedeutet hätten, wenn von einer solchen Ansicht der Geschichte Gewinn zu hoffen seyn sollte.

Vortrefflich ist dagegen die durchgreifende Würdigung und Empfehlung der Gymnastik, wie sie auf dieser Stufe, als zweyter Hauptzweig jeder wahrhaft humanen Bildung, dem wissenschaftlichen Unterricht gleich gesetzt, und nach ihren Elementen, für den Zweck der Entwicklung schöner Menschheit in sinnlicher Objectivität, vollständig entwickelt wird; dann aber in den folgenden Bildungsperioden auf der Uni-

verfügt, theils als Trägerin und Begleiterin geistiger Thätigkeit, dem wissenschaftlichen Unterrichte frey zur Seite steht, theils aber auch, ihm unterthan, in *artifische Übung* für bestimmte Zwecke übergeht, bis sie zuletzt, auf der Stufe der Entwicklung der Medicin, als der *wissenschaftlichen Kunst* im Objectiven, selbst wieder Werkzeug, Heil- Erhaltung- und Genesungs-Mittel wird, und so, von höherer Einsicht geleitet und Ideen unterthan, gleichsam potenziert wieder nach allen Richtungen ins Leben zurückfließt.

Die Universität, als Totalität der Lehranstalten, hat, in Bezug auf den Lehrling, den Zweck, „in der Individualität desselben den Repräsentanten einer Gesamtheit von Wissenschaften, im Allgemeinen und Besonderen, darzustellen.“ — Indem sie also auf der einen Seite, in einer bestimmten Stufenfolge vom Leichterem zum Schwereren, nach dem Allgemeinen und Höchsten, der Philosophie, hinanstrebt, muß sie zugleich, der besonderen Bestimmung des Schülers gemäß, diejenige Sphäre der Endlichkeit zu ihrer Stufenleiter wählen, die, als Object der in jener Bestimmung liegenden Thätigkeit, die an sich unbeschränkte Idee der reinen Wissenschaft und Kunst in die Wirklichkeit herabzieht, — um der gesuchten Form zugleich einen Inhalt, und der absoluten Idee auf der höchsten, nur vom Standpuncte der Philosophie aus zu erreichenden Stufe, die Farben der *Lieblichkeit* zu ertheilen.

Zuerst eröffne sich also dem studirenden Arzt das ganze Feld der empirischen Naturwissenschaften, rein als solches, ohne die trügeliche und erschlichene Einheit der Hypothesen. Gerade dadurch, daß sie sich in ihrer ganzen Endlichkeit, als Sphäre für sich, constituirt, werde sie die Vorhalle des Ewigen.

Der Fehler bey der bisherigen Behandlung der empirischen Wissenschaften war gerade der, daß man an ihrer Grenze Brücken in das Gebiet der Philosophie bauen wollte. Nur das Reich des Verstandes grenzt an das der Empirie. Dahinüber führten jene Brücken, und die hinüber und herüber wandelten, hießes, in dem Wahne, daß doch der Zweck erreicht seyn müsse, weil ja die Brücke wirklich dasthe, Philosophen. Die wahre Empirie dagegen betrachte beyde Reiche als ihren einen und untheilbaren Staat, in welchem die entgegengesetzten Principien ihrer Herrschaft befreundet wohnen; dann aber bahne sie auch ringsum die Aussicht auf die Klüfte, die ihr Gebiet von den lebendigen Wohnsitzen der Ideen absondern, und über welche ewig keine Brücke führt, auf daß der Wanderer am Ende seiner Bahn, wenn die innere Lust ihn treibt und der Sirenen-Gefang von drüben ihn zieht, muthig den kühnen Sprung wage, dem Schicksal und der eigenen Kraft vertrauend: oder, wenn Muth und Lust gebricht, zurückkehre, und sich, durch keine Selbsttäuschung geblendet und eitel gemacht, bescheiden, und darum doch kein minder würdiger Bürger des Staats der Wissenschaft, damit begnüge, die Schätze seines wahren Vaterlandes zum allgemeinen Besten einzufammeln.

In diesem Geiste also behandle die empirische Naturwissenschaft, zuerst bey der Oberfläche verweilend,

als bloße *Naturbeschreibung*; die drey Reiche der Natur, (Mineralogie, Botanik, Zoologie,) den Menschen (Anthropologie), und die Erde (Geologie); dann, ihr Inneres zerlegend, als Anatomie der Mineralien, Pflanzen, Thiere (Zootomie), des Menschen, (Anthropotomie) der Erde, (Geotomie), — und überall steige sie von dem Allgemeinsten bis zur nächsten Besonderheit herab. — Der bloße körperlichen Darstellung der Naturgegenstände folge nun die Entwicklung ihrer inneren Kräfte, und zwar der Kräfte der Natur im Allgemeinen (Experimentalphysik), und der besonderen Qualitäten (Chemie); dann aber auch die Darstellung der lebendigen Kräfte in der *Physiologie der Pflanzen und Thiere*, der psychischen und physischen Kraft des Menschen, und des lebendigen Principis der Erde, als organischen und belebten Leibes. — Wir haben diese Einteilung der Lehrfächer hier deshalb vollständig aufgehoben, um die Bemerkung anschaulich zu machen, daß diese Zergliederung zwar eine befriedigende Uebersicht des Ganzen gewähre, und allerdings gegensehaftet sey, den Jüngling zu einer richtigen Würdigung jedes besonderen Elements der einzelnen Wissenschaften vorzubereiten, daß aber zugleich, insofern dieses Schema encyclopädisch genommen werden soll, auf die Zusammenziehung der verschiedenen Potenzen gleicher Stufen zu einem, in sich gerundeten, und jene Potenzen, als Glieder, in sich darstellenden wissenschaftlichen Lehrfache, hätte hingewiesen, und dadurch der zerstreute Blick auf die Einheit dieser verschiedenen Zweige, in ihrer dreyfachen Wurzel, aufmerksam gemacht werden sollen. Die bloße Erinnerung §. 173 „daß die Vertheilung der einzelnen Lectionen für den Lehrling hier nicht Zweck sey,“ scheint uns für obige Forderung nicht genügend. Ubrigens enthält dieser Abschnitt viele treffliche Ideen über die Methode der Behandlung der hier einzeln abgehandelten Fächer.

Vom Studium der empirischen Naturwissenschaften führt die *Mathematik*, die, so wie jene im rein Endlichen, im rein Unendlichen ihr Wesen hat, den Lehrling an die Grenzen des endlichen Erkennens, und öffnet ihm die Aussicht auf das Gebiet der Philosophie. Nicht allein also ihrer Beziehung wegen auf mehrere Zweige der empirischen Naturwissenschaft, der Physik, Physiologie u. s. w.; sondern hauptsächlich als Vorbild einer, wenn gleich nur an und in dem Endlichen, absoluten Methode, werde sie von dem Arzte fleißig und gründlich studirt. Von der reinen Mathematik gehe er zur angewandten über, und diese in ihrer höchsten Synthesis, als *Astronomie*, gebe ihm ein Vorbild der lebendigen, organischen Form, in der sich das Absolute der Philosophie vor sich selbst objectiv entfaltet. Jetzt endlich leite ihn die Philosophie zur eigenen intellectuellen Anschauung des Absoluten, und, nachdem sie so den Keim und die unverleghare Quelle der wahren Wissenschaftlichkeit in ihm belebt und entbunden hat, zeige sie ihm, als *Naturphilosophie*, die Ideen in ihrer wahren Gestalt, deren getrübbte Abbilder er auf dem Felde der Empirie kennen gelernt hat, ohne ihre höchste Bedeutung zu verstehen, bis er

endlich durch die stetig fortschreitende Evolution der Wissenschaft, auf der letzten Stufen derselben, die, in der höchsten Individualität der Erde, dem genialischen wissenschaftlichen Künstler, ihr bewusstloses Produciren mit Bewusstseyn im Realen reproducirende Natur als das Ideal erkennt, mit welchem der Arzt in den Begriff Gottes aufgenommen, und vermittelt dessen sein Handeln in der Wirklichkeit dergestalt bedingt ist, daß es, als *medizinisches Handeln*, nur in dem Grade Realität hat, in welchem er jener Idee theilhaftig geworden ist, und von ihr, als der in ihm herrschenden und ihn treibenden Gottheit, mehr oder weniger durchdrungen und beseelt wird.

Erst nachdem der Lehrling der Medicin auf diese Art seine erhabene Bestimmung erkannt, und sein Leben, wie es in Gott ist, angeschauet hat, befließt er sich derjenigen Wissenschaften, die, was jene Idee in einer ungetrübten und verklärten Anschauung lebendig vereint, für den Verstand und den Übergang in die Wirklichkeit, als *Theorie* und *Praxis*, sondern, und in dem vollkommensten *medizinischen* Staate für das irdische Leben zu realisiren bemüht sind.

So wie nun in dem Vorbilde das gesammte Wirken der Natur im Realen, aber als absolut, seiner Idee nach, begriffen ist: so wird auch auf dieser Stufe das Nachbild, der Arzt im weitesten Sinne des Worts, „die gesamte wirkfame Natur in seiner Individualität zu fesseln suchen,“ und, da in der gegenwärtigen Ansicht der Natur dieselbe in der Entzweyung mit sich selbst, als Gegensatz der organischen und unorganischen Naturthätigkeit, dargestellt wird, als derjenige erscheinen, welcher, „über dem Gegensatze schwebend, ihn vermittelnd, bald ihn aufzuheben, bald wieder herzustellen beflissen ist.“ Dieses ist das Ideal des Arztes für die Betrachtungsweise der Reflexion. Von diesem allzuweiten Umfange auf seine nähere Bestimmung in der Wirklichkeit zurückgehend, beschränkt sich aber die Methodologie bloß auf denjenigen Theil der gesamten Medicin, welcher sich lediglich mit dem Menschen, und zwar in Beziehung auf seine verschiedenen Zustände des Lebens beschäftigt.

Schema der medicinischen Wissenschaften.

I. Die Iatrie im engeren Sinne, als die Medicin, inwiefern sie den Menschen mit vorherrschender Rücksicht auf das rein Organische in ihm, auf seine lebendigen *Functionen*, betrachtet und behandelt, zerfällt in drey Haupttheile: a) theoretische, — b) praktische Medicin, c) Iatrotechnik. In der *theoretischen Medicin* herrscht, da sie auf diesem Standpuncte die Idee des Lebens nicht aufzufassen vermag, sondern solches nur seiner *Besonderheit* nach erkennt, die Tendenz, in dieser Besonderheit alle Zustände des Lebens aufzuzählen und zu erklären. Zur Erklärung aber bedarf sie eines Princip, und zwar, ihrem Standpunct gemäß, eines solchen, das nicht in, sondern außer dem Producte liegt. Ein solches Princip aber ist die *Kraft*; die theoretische Medicin erklärt also alle Erscheinungen des Lebens nach dem Princip einer drey-

fachen organischen Kraft. — *Reproduction*, *Irritabilität* und *Sensibilität*, und durch die Anwendung dieser Principien auf die drey Zustände des Lebens, die sich als Gesundheit, Krankheit und Temperament (individuelle Mischung und Begrenzung beider durch einander) darstellen, organisirt sich die theoretische Medicin in drey Glieder, 1) Hygiäne, 2) Pathologie, a) Pathogenie, β) Nosologie und Symptomatologie, 3) Krafteologie. Jede dieser Wissenschaften wird hier in Hinsicht ihrer Methode einzeln verörtert, und ihr Gesichtskreis, nach Maßgabe allgemeiner Ideen, möglichst erweitert, worüber wir auf die Schrift selbst verweisen müssen. Die *praktische Medicin* zerfällt auf gleiche Weise, wie die theoretische, in drey Zweige: 1) Iamatologie (Lehre von den Mitteln in ihrem weitesten Umfange, das ganze Verhältniß des Makrokosmos und des Mikrokosmos umfassend. Bey dieser Gelegenheit treffliche Bemerkungen über die Ausbildung der so sehr vernachlässigten *materia medica*. 2) Therapie — das Gegenbild der Iamatologie im Subjectiven. — α) allgemeine, β) besondere. 3) Iatrobülologie, als Indifferenz der Iamatologie und Therapie in der Theorie des *medizinischen Plans*, sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen.

Den allgemeinen Gegensatz der theoretischen und praktischen Medicin löst, in Bezug auf einen bestimmten, in der Wirklichkeit vorhandenen, Fall, die *Iatrotechnik* auf, indem sie, wenn gleich für die Reflexion und zum Behuf der Darstellung getrennt, Wissen und Handeln auf einen gegebenen Punct zusammen bricht. In ihr wiederholen sich die beiden vorhergehenden Zweige unter der bestimmten Form des *concreten Falles*; ihr *theoretischer Theil* löst sich auf in *Semiotik*, *Anamnese* und *Diagnostik*, — den *praktischen Theil* bilden die *Indication*, das *Formulaire* und die *Prognostik*. (Der Verfasser weist hier der Prognostik, nicht ohne Vortheil für die Beurtheilung des Heilverfahrens, ihre wahre Stelle, gemäß ihrem Ursprung aus den beiden praktischen Polen der Iatrotechnik, an, da man sie gewöhnlich als Folge der Diagnostik aufführt, zu welcher sie doch nur in einem polirischen Verhältnisse, und zwar als der subjective Pol derselben, steht. Seine weiteren Bemerkungen hierüber verdienen die Aufmerksamkeit der theoretisirenden Ärzte.) Den theoretischen und praktischen Theil der Iatrotechnik verbindet endlich zur Einheit die *Klinik*, in welcher das bisher noch immer bloß *ideelle* Erkennen und Handeln des Arztes *reell* wird, und in die Wirklichkeit übergeht. Die in ihr zu bewirkende Einheit des Erkennens und Handelns erscheint als der sogenannte *praktische Blick*, dessen Ausbildung sowohl als vollkommene Einführung in die Wirklichkeit, mittelst des *Examens* und des *Receptes* (im weitesten Sinne des Worts) durch die *Kur*, das eigentlich Praktische in der Medicin, oder vielmehr die *medizinische Handlung selbst*, der Gegenstand ihrer Lehre und Übung ist.

(Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 M A Y, 1 8 0 7.

M E D I C I N.

- 1) WÜRZBURG, b. Stahel: *Methodologie der gesamten Medicin*, von Dr. Th. Alex. von Hagen u. s. w.
 - 2) M A R B U R G, in der akad. Buchhandlung: *Grundriss der medicinischen Encyclopädie und Methodologie*, von Dr. Joh. Willh. Heinr. Conradi, u. s. w.
- (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. **M**edicin in Bezug auf das Mechanische im Organismus, Iatrie des Mechanismus, oder *Chirurgie*. Innig verwebt mit der Iatrie im engeren Sinne, betrachtet sie vorzugsweise den Mechanismus des menschlichen Organismus. Der Mechanismus aber kann bestimmt werden entweder von Innen, durch das Leben selbst, oder von aussen, durch äussere Einflüsse. Daher entspringt die Eintheilung derselben in die *theoretische* und *praktische* Chirurgie. Die theoretische Chirurgie betrachtet die Veränderungen des Mechanismus entweder als bedingt durch die *Natur* und zwar nach den drey Momenten der *Gesundheit*, der *Krankheit* und des *Temperaments*, oder durch Freyheit (der Verfasser bedient sich hier sehr uneigentlich des Ausdrucks: Kunst, indem er eigentlich darunter alle diejenigen Einflüsse auf den Mechanismus begreift, die durch die Wahl des Standes und Gewerbes, der Lebensart, der freyen, willkürlichen Übung der Kräfte u. s. w. herbeygeführt werden,) oder endlich durch *Natur* und Freyheit zugleich in der *Cultur*. Die *praktische* Chirurgie folgt demselben Schema in Hinsicht des Einflusses der *äusseren* Natur auf den organischen Mechanismus, wie die *theoretische*. Auch sie betrachtet seine Veränderungen 1) als Folgen der *äusseren* Natur, a) ihrer mechanischen, b) ihrer dynamischen, c) ihrer zusammengesetzten Wirkungsweisen, (Analogon der Iamatologie). 2) Der äusseren Freyheit — (Analogon der Therapie, *Operationslehre*.) a) *verbindende*, b) *operative*, c) *chirurgische Gymnastik*. 3) Der *Synthese* beider in dem *chirurgischen Plane* (*Chirurgobuleutik*.) — Beide Elemente aber der Chirurgie, die *theoretische* und *praktische*, gehen, nach demselben Gesetze, das schon oben bey der Iatrie im engeren Sinne entwickelt wurde, durch die *Chirurgotechnik* in That und Wirklichkeit über. — Aus dieser Übersicht der verschiedenen Fächer ergiebt sich schon, wie vielseitig der Vf. die Ansicht der beiden Hauptfächer der Medicin auszubilden, und nach höheren Grundsätzen ihre Elemente zu ordnen bemüht gewesen ist. Auch lässt sich nicht leugnen, dass er auf diesem Wege manche dunkle, noch nicht beachtete Stellen der medic-

nischen Wissenschaft mit einem überraschenden Strale beleuchtet und in ihrer Wichtigkeit hervor gehoben hat; nur wäre zu wünschen, dass er dahey die vielen neuen Benennungen, die einzelnen, verschiedenen *Ansichten desselben* Gegenstandes, und in denselben Elemente Einer Wissenschaft den Schein verschiedener, *besonderer Wissenschaften* geben, vermeiden, und mehr auf die bisherigen Behandlungsweisen dieser Wissenschaften hingedeutet hätte, wobey sich, der bescheidenen Form ungeachtet, wohl in mancher das Gold, das hier zu Tage gefördert wird, eben so rein unter der fremdartigen Hülle hervorgefunden haben würde. — Wir übergehen sowohl den folgenden Abschnitt, der vom dem Studium der medicinischen Hilfswissenschaften im engeren Sinne, der *Pharmacie*, *medicinischen Waarenkunde*, und *medicinischer Pflege*, handelt, als auch den folgenden: „vom Studium der *Staatsarzneykunde*,“ welcher letztere besonders reich an eigenen und beherzigungswerthen Ansichten und Bemerkungen ist, indem er die Absicht hat, die Idee eines, nach der Idee und innerhalb der Sphäre des politischen Staats frey zu organisirenden, *medicinisches Staats*, dessen Majestätsgewalt, mit gleicher Allgemeinheit für ihr Gebiet, die *Facultät* auszuüben hätte, dem *Anhange*, in welchem diese Idee für die Annäherung in der Wirklichkeit noch weiter ausgebildet wird, vorzubereiten; — um über den Ton des Verfassers und die von ihm gewählte Form der Einkleidung noch eine Bemerkung bezubringen. — Sie betrifft die, durch das sichtbare Ringen nach Simplicität und einem gewissen pathetischen Ernste des Vortrags, bey hervorscheinender, strenger Methode, bewirkte *Monotonie der Übergänge*, (z. B. die häufig wiederkehrende Formel: Um also die Lehre von u. s. w. zuerst — oder: ferner, oder, ausführlicher zu berühren, sagen wir, dass 1 u. s. w.; die häufigen Zusätze zur Steigerung der Aufgabe einer Wissenschaft u. s. w.) und, die grösstentheils entbehrlichen Zwischensätze, die nicht selten mit besonderer Bezifferung, als Scheinparagraphen, sich zwischen die übrigen drängen, und diese, statt sie an einander zu knüpfen, vielmehr trennen. — Unstreitig ist die Eintheilung in §§, das äussere Bild des streng sondernden Denkens, und der mit Absicht zu Tage gelegten Methode, für alle Schriften, die zu Leitfäden wissenschaftlicher Vorträge bestimmt sind, von Bedeutung und Nutzen. Dazu aber wird erfordert, dass nur das an sich und innerlich, in der Sphäre des Gedankens, Abgefonderte, das Zeichen trenne, so wie umgekehrt die Zahl seine Beziehung auf das vorhergehende, und seine Abhängigkeit

Hh

vom Ganzen andeutet. Übergänge hingegen sind nur Glieder der Paragraphen, End- oder Anfangspuncte einer Reihe, die in der vorhergehenden nicht unmittelbar enthalten war. Wozu aber beziern wir noch die Scheidewände unseres wissenschaftlichen Fachwerks, wenn seine Fächer selbst sich schon durch Überschriften und durch Eigenthümlichkeiten des in ihnen Aufgestellten, vorthailhaft auszeichnen? Die leeren Zahlen scheinen dann nur Lücken, oder ein geheimes, sich selbst zu täuschen suchendes, Gefühl des Mangels zu verrathen, wie es so oft wirklich der Fall ist. Aber eben darum wünschten wir gerade diese Schrift von einem solchen Widerspruche ihrer Form mit ihrem Inhalte befreit zu sehen. — Den reinen und in würdiger Einfachheit einem guten Vorbild nachgebildeten Styl entstellen einige Pleonasmen, wie §. 144: „So können also demnach durch das Studium u. s. w.“

No. 2 kann bey dem Studium der vorgedachten Schrift als Belege — und Beyspiel-Sammlung zu den in ihr enthaltenen Kritiken empfohlen werden. Sie liefert einen raisonnirenden, mit ziemlich gut gewählter Literatur erweiterten, Lectionskatalog in der gewöhnlichen Form, welchem das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, daß er, als historische Übersicht der gewöhnlichen Vorlesungen auf Universitäten, dem angehenden Studirenden die Aussicht auf den zu beginnenden Curfus aufklärt, und indem er ihm nützliche Winke und Reiferegeln, auch würdige Begleiter mit auf den Weg giebt, zugleich so bescheiden ist, keine Hoffnungen in ihm zu erregen, deren dereinstige Befriedigung er nicht mit Zuversicht hoffen dürfte. Zu wünschen wäre jedoch, daß *Röschlaub's* einseitig dürftige Ansicht des wissenschaftlichen Organismus der Medicin auf ihre Bearbeitung weniger Einfluß gehabt haben möchte. Denn nichts ist mehr geschickt, dem nach umfassender Erkenntniß seiner Sphäre strebenden Geiste schon bey seinem Eintritt in das Gebiet der Wissenschaft unauflösliche Fesseln anzulegen, als eine solche dialektische Ansicht eines wissenschaftlichen Ganzen.

* * *

BRESLAU, b. Korn d. ält.: *Kleine Aufsätze aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe*. Herausgegeben von *August Heimbert Hinze*, Dr. Brunnen- und Badmedicus zu Altwasser, prakt. Arzt und Geburtshelfer zu Waldenburg in Niederschlesien. 1806. 110 S. 8. (8 Gr.)

Von dem Wunsche belebt, sein Scherflein zum Heil der leidenden Menschheit beyzutragen, und von der Überzeugung geleitet, daß zu ihrem Wohl noch sehr Vieles zu thun übrig sey, sucht sich der Vf. dieser Verpflichtung, wie er in der Vorrede bemerkt, durch die Bekanntmachung dieser Aufsätze zu entledigen. Was uns hier anspruchslos und bescheiden dargeboten wird, nehmen wir mit Dank an, indem man wenigstens der Tendenz und guten Absicht des Vfs. seinen Beyfall schenken muß, sollte auch die Wissenschaft keine große Ausbeute aus den hier mitgetheilten Beobachtungen und Reflexionen davontragen, wie denn überhaupt solche fragmentarische, nicht tief in ihren Ge-

genstand eindringende Aufsätze, am wenigsten geeignet seyn möchten, für die Cultur der Heilkunde etwas wichtiges zu leisten. — Indess gewähren doch diese Aufsätze insofern eine erfreuliche Erscheinung, als sie als sprechender Beweis einer sehr rühmlichen progressiven Tendenz, eines nicht gemeinen diagnostischen Scharfsinnes, und vieler praktischen Gewandtheit ihres Vfs. auftreten. Führt Hr. H. auf diese Art fort, die Aussprüche der Theorie durch genaue Versuche am Kranketen zu prüfen, und sich mit der gehörigen Vorsicht praktische Regeln daraus zu abstrahiren: so wird er sich immer mehr zu einem guten klinischen Arzte ausbilden, und auch im Gebiete der Literatur dereinst etwas größeres zu leisten im Stande seyn. —

Folgendes ist der Inhalt der einzelnen Aufsätze:

1) *Merkwürdige Entbindung einer ungewöhnlich großen Traubenmole*. Obgleich kein neuer, doch ein sehr interessanter Fall. Eine 20jährige Frau, jüdischer Nation, verfiel nach einem Bade im kalten Keller in ein Nervenfieber; kaum hievon genesen, verheirathete sie sich, und genoß die ehelichen Freuden im Uebermase. — Nach sechs Wochen, wo sie sich der ausgebliebenen Menstruation wegen für schwanger hielt, stellte sich ein Mutterblutfluß ein, der durch kein Mittel gehoben werden konnte. Hierdurch sehr entkräftet, suchte sie Hülfe in dem Bade zu Altwasser, dem der Vf. als Brunnenarzt vorsteht, und wurde daselbst am dritten Tage von allen ihren Beschwerden befreit, indem sich unter ordentlichen Geburtschmerzen große Klumpen traubenförmiger Molen und Fleischmassen auslerten. Der Vf. will die Entstehung solcher Molen besonders bey jungen Weibern, welche in der ersten Periode ihrer Ehe die Freuden der Liebe in zu reichlichem Mase genossen, am häufigsten wahrgenommen haben, besonders in solchen Fällen, wo eine örtliche Asthenie des Fruchthälters und der Gefäße des Uterinsystems, hervorgerufen durch starke monatliche Reinigung, weissen Fluß u. s. w. coïncidirten. Zugleich nimmt Hr. H. an, daß die Entstehung wahrer Molen ohne vorhergegangene Empfängniß nicht denkbar sey, — eine Behauptung, womit man gegenwärtig wohl allgemein einverstanden seyn wird. —

2) *Einige Worte über die Wirksamkeit der kohlenstoffhaltigen Mittel bey chronischen Krankheiten des Reproductionssystems*. Schon durch öftere Beobachtungen belehrt, daß in solchen Krankheitsformen, wo die Assimilation und Digestion vorzugsweise leidet, weder saure noch wasserstoffhaltige Arzneikörper gut vertragen wurden, dagegen die bittern, aromatischen Mittel eine sehr wohlthätige Veränderung des Krankheitszustandes hervorzubringen pflegten, wurde Hr. H. besonders durch die, in der Schrift über das gelbe Fieber von Marcus entwickelten klinischen Grundsätze in der Ansicht bestärkt, daß in allen solchen Fällen, wo primär die Assimilations- und Digestions- Organe, d. i. der positive Pol des reproductiven Systems, leiden, schlechthin nur die kohlenstoffhaltigen Mittel indicirt sind. Nach diesen klinischen Mafsregeln behandelte der Vf. mehrere der bedeutendsten Diarrhöen, Gallenruhren, Koliken, hysterisches Erbrechen, hypochondrische Affectionen, mit dem trefflichsten Erfolge. Die wesentlichsten Dienste leist-

ten ihm Opium, Zimmt, Kalmus, Pomeranzen, das *Extr. Radic. Valerianae* u. s. w. Bey heftigen Würgen und Brechen gab es kein hülfreicherer Mittel, als die *Tinct. Ambrae* allein, oder in Verbindung der *Aqua aromatica* des preussischen Dispensatoriums, welches dem Vf. einmal bey einem fürchterlichen Erbrechen, dann bey einer bedeutenden Lienterie, die schnellste Hülfe gewährte. Für diejenigen, welche stets den Wahn zu verbreiten suchen, aus den im Geiste der Naturphilosophie angestellten klinischen Untersuchungen könne kein wohlthätiges Resultat für die Technik fließen, möchte auch dieser, von unserem Vf. gelieferte kleine Beytrag, als ein sprechender Beweis der Nullität jener Annahme auftreten. Im folgenden Hefte verspricht der Vf. die Fortsetzung dieses Aufsatzes, wo er von der Beseitigung der Affectionen der Assimilation, durch Einwirkung auf das Haut- und Secretions-System — als den zweyten Pol des reproductiven Systems — handeln wird. —

3) *Über die Einsackung der Nachgeburt und über die zweckmäßige Behandlung derselben.* Ein noch nicht geendigter Aufsatz, indem hier nur von den Ursachen und der besonderen Beschaffenheit dieses krankhaften Zustandes der Nachgeburt gehandelt, die Behandlungsart aber erst in dem folgenden Hefte nachzuliefern versprochen wird. Von allen jenen Streitigkeiten der Geburtshelfer über die Lösung oder Nichtlösung der Nachgeburt abstrahirend, trägt der Vf. hier nur seine Ideen über die, durch totale oder partielle Einsperrung in der Gebärmutter verhinderte Entwicklung und Lösung der Nachgeburt vor, indem dieser Zustand sehr selten beobachtet werde, die Geburtshelfer desselben entweder gar nicht, oder nur sehr kurz in ihren Schriften gedächten, und keine andere Behandlungsart erwähnten, als jene des Ausschälens des eingesperrten Mutterkuchens. — Die Entstehung dieses Zustandes hält unser Vf. auf folgende Art vermittelt: a) durch Veränderung des Sitzes der Nachgeburt, b) durch eine widernatürlich feste, oft ligamentöse Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter; c) durch partielle Krämpfe der Gebärmutter. — 4) *Von dem Zahnen der Kinder und den Zufällen, welche dasselbe zu begleiten pflegen.* Der gelungenste Aufsatz in der ganzen Sammlung, dessen Gehalt durch eine noch unfassendere Bearbeitung sehr vieles gewonnen haben würde. Der vorzüglichste Werth desselben besteht in einer sehr treuen, richtigen, anschaulichen Schilderung der Entstehung und des Verlaufs der Zahnkrankheit, wobey die verschiedenen Perioden mit Präcision bestimmt, und zugleich auf die primair und secundair leidenden organischen Systeme hingedeutet wird. Hr. H. hält diesen Krankheitszustand vorzüglich durch einen hohen Grad von Erregbarkeit des ganzen Secretionsystems — zu welchem er das Secretionsgeschäft des Hautorgans, der Speicheldrüsen, sämtlicher Drüsen der Assimilationsorgane und der Nieren rechnet — und durch eine eigene quantitative und qualitative Veränderung der von diesen Gebilden abgesonderten Feuchtigkeiten begründet; zugleich nimmt er aber auch an, daß sich zu diesem Leiden des Secretionsystems eine ab-

norme Stimmung des sensiblen Systems gefelle, dessen Hauptcharakter in erhöhter Receptivität und vermindertem Wirkungsvermögen bestehe. Ob nun gleich der ganze Verlauf dieses Krankheitszustandes die vorzügliche Affection der Secretionsorgane beweist: so ist doch die Erklärung des Vfs. über den Genius dieser Krankheitsform nichts weniger als genügend. Vorderst hätte Hr. H. bedenken sollen, daß die Bestimmung der erhöhten Erregbarkeit des Secretionsystems viel zu allgemein ist, um daraus das Specifische dieses pathologischen Zustandes zu begreifen. Sobald man sich diese Krankheitsform als ein Ergriffenseyn des lymphatischen Systems, besonders der Speicheldrüsen, als einen irritablen, entzündlichen Zustand denkt, erhält man eine befriedigende Ansicht ihrer specifischen Natur, ohne seine Zuflucht zum Verhältniß der Erregung nehmen zu dürfen. — 5) *Heilung eines grossen Fleischgewächses durch die Ligatur.* Ein mit auf die Welt gebrachtes, und nach dem Eintritt der Menstruation sich sehr ansehnlich vergrößertes Fleischgewächs, in der Form eines Kürbis, mit seinem Stiele am Perinaeo befestigt, an seinem unteren Theile bereits in Eiterung übergegangen, wurde von dem Vf. unterbunden, und nach seiner völligen Absterbung durch den Schnitt hinweggenommen. Es hatte ein Gewicht von 2 Pfund 2 Loth, war 11 Zoll lang, und hatte 7 Zoll 5 Linien im Umfange. — 6) *Über die Wirksamkeit des Baumöls in Vergiftungen.* Auf einem Spaziergange wurde ein Brunnengast von einer Natter in den Mittelfinger der rechten Hand gestochen. Nach Verlauf einiger Stunden stellte sich heftiger Schmerz und Geschwulst des gestochenen Fingers ein. Als der Vf. hinzugerufen wurde, war die Hand bereits bis ans Gelenk geschwollen, blaue und rothe Stralen zogen sich vom Mittelfinger über den Rücken der Hand bis zum Vorderarm hin; der kleine Biss war hellroth, mit einem blauen Rand umgeben. Alle diese Zufälle stiegen in kurzer Zeit zu einem immer höheren, gefahrdrohenden Grade; die Hand wurde ganz steif, und gefühllos. Aus Mangel anderer Medicamente ließ Hr. H. innerlich alle Stunden einen Eßlöffel voll guten Baumöls nehmen, den ganzen Arm mit erwärmendem Baumöl waschen, und leinene, mit heißem Baumöl getränkte, Lappen über Hand und Arm schlagen. Nach dem fortgesetzten Gebrauche dieses Mittels verwandelte sich die blaue Farbe der Hand in eine schmutzig röthliche, die Geschwulst minderte sich, und so genas der Kranke nach wenigen Tagen. — Die Wirksamkeit der ölichten Mittel in solchen Fällen ist lange anerkannt, und keinesweges problematisch, da sich die erste, vorzüglichste Wirkung des Bisses giftiger Thiere durch eine heftige, schnell zu ihrem Maximum tendirende Entzündung des ergriffenen Gebildes offenbart, in allen diesen Fällen demnach nur die antiphlogistische Methode indicirt seyn kann. 7) *Sonderbarer Ausgang eines dreytägigen Wechselfiebers.* Diesen Aufsatz, welcher sich bereits im 7 Band 4 Stück des Hufelandischen Journals befindet, ließ der Vf. zu dem Behuf noch einmal abdrucken, um den Abstand, zwischen seinen damaligen pathologischen, und darauf gegründeten

Klinischen Ansichten und Maximen, und denen, von welchen er sich gegenwärtig leiten läßt, bemerkbar zu machen. Die Leser mögen selbst darüber urtheilen, ob sich Hr. H. gegenwärtig auf einem richtigeren Wege befindet als ehemals, ob seine neueren Ansichten in größser Harmonie mit der Theorie und Erfahrung stehen als jene älteren? Tiefer in die Ansicht,

der Gelegenheit von der Natur selbst, einzugehen, erlaubt der r. Blätter nicht; wir bemerken die Sorten dieses Gegenstandes wegs aber in seiner Totalität zu ergründen vermochte.

praktische Miscellen — Ann. Zweigen der Heilkunde, von in der Folge wehläufiger zu Wir schliessen diese Anzeige r. H. möge sein Versprechen dem ersten Hefte mehrere solcher recht sorgfältigen Auswahl zeitung der zu liefernden Auf-

sätze, rathen wir ihm insbesondere, auf die Diction und Interpunction größere Sorgfalt zu verwenden, in welcher Hinsicht wir bey dem vorliegenden Hefte manche Fehler zu rügen hätten.

SS.

ARNSTADT U. RUBOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers*. Von Franz Caspar Hesselbach, Professor am anatom. Theater zu Würzburg, 1 Bds. 1 Hefte. *Osteologie: mit zwey Kupfertafeln*. 1805. 186 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Die Bemerkung, daß es bey den meisten anatomischen Anstalten noch an guten, sowohl mündlichen, als schriftlichen Anleitungen zum anatomischen Präpariren fehle, bewog den Vf. zu dem Entschlusse, eine vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde zum Gebrauche der Anfänger zu bearbeiten, und dieselbe heftweise erscheinen zu lassen, so daß jedes Heft eine besondere Lehre der Anatomie, und zwar im ersten Abschnitte die Beschreibung, und im zweyten die Zubereitung der dazu gehörigen Theile, behandeln soll. Dieses erste Heft ist also der Knochenlehre gewidmet, und enthält zugleich eine ganz kurze Einleitung in die Zergliederungskunde; auf den beygefügten Kupfertafeln aber die Vorstellung von einigen Werkzeugen, nämlich drey Messern, einer Pincette, einer Kneipzange, und einer Maschine zum Bohren der Knochen. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die Beschreibungen des Vfs. falschlich, richtig und vollkommen zweckmäßig sind; auch wird durch die Anweisung zur Zubereitung der Knochen ein Anfänger in den Stand gesetzt werden können, die Knochen durch die Fäulnis von den übrigen Theilen abzusondern, die einzelnen Knochen des Kopfes zu trennen, und die sämtlichen Knochen eines Körpers zu einem künstlichen Skelette zu vereinigen: aber an vollständigen Anleitungen zu diesen Dingen ist ja gar kein Mangel. *Hildebrandts* Handbuch der Anatomie z. B. enthält Beschreibungen, welche die des Vfs. an Vollständigkeit noch weit über-

treffen; und wenn auch etwa bey den letzteren die Muskeln, Gefäße, Nerven und andere Theile, welche mit einem Knochen verbunden sind, genauer angegeben wären: so läßt sich dagegen immer einwenden, daß dem Anfänger die Benennung dieser weichen Theile, von welchen er noch keine Kenntniß hat, eher hinderlich als förderlich ist, und daß es zweckmäßiger seyn dürfte, so wie es von *Hildebrandt* und anderen Verfassern nützlicher Handbücher geschehen ist, lieber bey der Beschreibung der weichen Theile ihre Verbindung mit den Knochen genauer anzugeben. Noch weit weniger aber, als der erste Abschnitt, verdient der zweyte das Lob der Vollständigkeit. Denn die von dem Vf. vorgeschriebene Methode, Knochen zu reinigen, Köpfe zu sprengen, und Skelette zusammen zu setzen, ist nicht die einzige, und auch nicht unter allen Umständen die beste. Daher hätten alle andere Verfahrungsarten mit den Vorzügen oder Nachtheilen angezeigt werden sollen, welche sie mit sich führen. Wenn der Vf. sein Lehrbuch nur für diejenigen bestimmt hat, welche die Übungen in der praktischen Zergliederungskunst bloß vornehmen, um sich dadurch richtige Vorstellungen von der wahren Lage, Verbindung und Structur der Theile zu erwerben: so hätte er eher eine Anweisung zur Verfertigung sogenannter natürlicher Skelette geben sollen, bey deren Ausarbeitung das Verhältniß der weichen Theile zu den Knochen in die Augen fällt. Die künstliche Zusammensetzung eines Skelettes erfordert zu viel Zeit und Aufwand und mechanische Fertigkeit, als daß ein großer Nutzen für die Erweiterung der anatomischen Kenntnisse des Verfertigers dadurch erreicht werden könnte. Sollte aber die Arbeit des Verfassers auch denjenigen nützlich seyn, welche sich zu vollkommenen praktischen Zergliederern bilden wollen: so hätten nicht nur mehrere Handgriffe umständlicher angegeben, sondern auch überhaupt noch viele andere Anweisungen zur Verfertigung von osteologischen Präparaten beygefügt werden sollen. Denn die Verfertigung derjenigen Präparate, welche zur Demonstration der Structur der Knochen, ihrer Entwicklung und Ernährung, oder zur genaueren Erkenntniß der größeren oder kleineren von ihnen gebildeten Höhlen, gehören, erfordert zum Theil allerley Vorbereitungen und Handgriffe, deren Erörterung in einer vollständigen Anweisung zur praktischen Zergliederungskunst gefunden werden muß, und die Ausarbeitung solcher Präparate dient allemal dem, welcher sich derselben unterzieht, zur Berichtigung seiner Vorstellungen und Begriffe von demjenigen Theile der Knochenlehre, welcher von dem größten Einfluß auf viele andere Erkenntniße seyn muß. Das Resultat dieser Erinnerungen ist, daß sich der Vf. in einem Irrthume befindet, wenn er wirklich glaubt, daß sein Buch den Vorzug vor den bisher bekannten Anleitungen zur Zergliederungskunde behaupten könnte. Übrigens glauben wir wohl, daß der Vf., dessen Geschicklichkeit in der praktischen Zergliederungskunst anerkannt ist, durch den mündlichen Vortrag seinen Schülern das ergänzen werde, was dem Lehrbuche an Ausführlichkeit abgeht, und unter dieser Voraussetzung verdient das Buch, als brauchbar für die Anstalt, welcher es geweiht ist, empfohlen zu werden. C. T.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M A Y, 1807.

P Ä D A G O G I K.

Über Pestalozzi's Lehrsystem.

(Vgl. 1804. Nr. 39. etc. 129. 217 und 1805. 217)

Wenn des Geräusches über die Pestalozzische Methode in den letzten Zeiten auch weniger geworden ist: so hat sich gewiß nicht das energische Hinwirken zur Realisirung des in dem edeln Urheber sich gebildeten, und aus der Tiefe seines kindlich reinen Gemüths hervorgehobenen, Ideals vermindert, sondern sich vielmehr im Stillen mehr consolidirt. Mag immer die Zahl derer, die sich zu seinem Namen bekennen, nicht merklich wachsen; mag sie sogar kleiner werden, und endlich sich verlieren: so werden eifrige Verehrer seiner Idee nur desto zahlreicher auftreten, und selbst dann mit ihm wirken, wenn ihr Mund gegen ihn spricht. Mögen die P'zen Formen immerhin bekämpft, verbessert, oder vergöttert werden; sie können dem Schicksale aller Formen nicht entinnen, sie werden veralten und vergehen; aber der Geist, der in ihnen wehet, wird sich erhalten und nicht altern; o wenig das Streben nach Humanisirung vergehen wird. —

Darum ist es wichtig, daß man sich zum mindesten über das Wesentliche verständige, damit nicht durch Meynen und Glauben und Disputiren die Zeit um Handeln verloren gehe. In dieser Rücksicht vornehmlich muß eine Zeitschrift, von den Theilnehmern der P'zen selbst herausgegeben, dem Publikum eine erfreuliche Erscheinung seyn.

LEIPZIG, b. Gräff: *H. Pestalozzi's Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise.* I Band. I Heft. 1807. 172 S. kl. 8. (12 gr.)

Diese Schrift darf gewiß auf den Dank Vieler rechnen, und auf eine allgemeinere Theilnahme, wenn Mariae und Form treu den Gesichtspuncten, welche der Titel selbst angiebt, gehalten werden. Es kann wohl seyn, daß P'z's Thun von einer großen Anzahl Menschen mißverstanden und unrichtig beurtheilt worden ist — der Hauptgedanke der ersten zur Einleitung dienenden Abhandlung, (wahrscheinlich von Niederr) — aber daß der ganzen pädagogischen Zeitschrift der Sinn und die Empfänglichkeit für eine solche i. i. der P'zen Idee angemessene Form gemangelt habe (S. XXV), möchte die allgemeine gleich anfangs regte Theilnahme schon widerlegen. Es fehlt dem Menschen seltener an Einsicht und Willen, das Wahre zu finden; aber er mag nicht gern eine Reihe indivi-

dueller Erfahrungen aufgeben, und sein langes Thun als nichtig achten. Daher schlossen sich nur jüngere Männer oder wenigstens Novizen in diesem Fache zunächst an Pestalozzi an.

Die Zeitschrift selbst eröffnet P. mit einem Aufsatze: *Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche*: S. 1—58. Hier drückt sich der edle Vf. bestimmter als irgendwo aus, daß sein wesentlichlicher Zweck immer auf die Veredlung der niederen Volksklasse ging. Diefem Plane ist er für seine Person auch treu geblieben. Der gegenwärtige Aufsatz, sagt er S. 55, ist besonders durch das Gefühl des Bedürfnisses einer Anstalt zur Erziehung armer Kinder veranlaßt worden, die, indem sie im Allgemeinen mit Festigkeit auf das Fundament der Methode gegründet, dennoch mit besonderer Sorgfalt der Einzelheiten Rechnung tragen würde, die aus dem Individuellen der Lager und Bedürfnisse der Armen selber entspringen; einer Anstalt, welche, indem sie den berührten zwey Gesichtspuncten ein volles Genüge zu leisten geeignet wäre, mit zugleich zur Einrichtung einer über mein Grab hinaus wirkenden Pflanzschule von Menschen helfen würde, die, indem sie im Geiste der Methode erzogen, ihr alles zu verdanken hätten, auch ihr größtes Glück in der Reinhaltung und Verbreitung derselben suchen und finden würden. Zum großen Haufen hin neigte sich immer Pestalozzi's edler Sinn; die Anstalt, der er gegenwärtig vorsteht, scheint ihm nur Mittel zu diesem umfassenderen Zwecke. Möchte die Idee nicht mit ihm schlafen gehen und unaufgefaßt bleiben! Die wissenschaftliche Cultur bleibt ewig gefondert von der schlichten Ausbildung des gesunden Verstandes; und die Bildung der Niederen fodert eine andere Sphäre, als die Cultur höherer Stände. Man mag sich hüten, etwas Fremdes in jene hineinzutragen, oder die Grenzen sehr zu erweitern. Nowanknüpfen kann man die weitere Entwicklung der geistigen Kräfte an die allgemeine Elementarbildung; aber sie liegt wesentlich nicht in ihr. Die Anstalt in Yverdün ist das nicht, wofür P's warmes Herz glüht; denn er wollte sich nicht mit den Wissenschaften in irgend eine Beziehung setzen, sondern nur mit der Natur. Ich wollte in derselben, heißt es S. 9, eine genugthuende Bildung zum Feldbau, zur häuslichen Wirtschaft und zur Industrie vereint umfassen; indeß sollte diese nicht Zweck seyn, sondern die „Bildung zur Menschlichkeit, zu dessen Erreichung ich Feldbau, häusliche Wirtschaft und Industrie nur als untergeordnete Mittel ansehe (S. 11). Für diese über alle Rückfichten

des Erwerbs und der Kunst erhabenen Zweck wollte ich den ganzen Umfang seiner (des Menschen) sittlichen, intellectuellen und physischen Anlagen in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpuncte wohl besorgt, und diesen vor allen einzelnen Theilen der menschlichen Bildung und allen untergeordneten Zwecken derselben zum voraus gesichert wissen.“ Ist auch hier nicht bestimmt der ganze Umfang seines Strebens ausgesprochen, so ist doch der wesentliche Gesichtspunct fixirt; und es schimmert sichtlich die vollkommene Wahrheit hindurch, daß man dem Menschen einheimisch zu machen habe in seinem Kreise, in dem er Berufs halber leben soll. An Reichhaltigkeit mangelt es keiner Sphäre des menschlichen Thuns, am wenigsten dem Stande der Ackerbauer. Aber es mangelt eine Befreundung mit ihm und eine Beziehung mit den höchsten Bestrebungen der Menschennatur. Hier ist der wesentliche Zweck, daß der Mensch sich früh hinarbeite in seinen Kreis; nicht nur geistig, sondern auch körperlich und allseitig. In seinem Wirkungskreise muß ein jeder auch die Entwicklungs- und Ausbildungs-Mittel finden; der Stoff zur geistigen Thätigkeit werde nie entzweyt mit dem Kreise seines praktisch thätigen Lebens. Eine Anstalt in dem Pzen Sinne müßte eine harmonische Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte in bestimmter Beziehung mit den Berufspflichten des jetzt sogenannten niederen aber eigentlich der Natur am nächsten liegenden Standes durchführen. In ihr müßte weniger von Geographie, von Mineralogie, eigentlich mathematischen Kenntnissen u. s. f. die Rede seyn, als von der Ausübung der Arbeit selbst, der Bearbeitung des Feldes und Benutzung der Materialien, die sich hier zur geistigen Entfaltung darbieten, in einer geordneten Stufenfolge, sie mögen übrigens der Chemie, der Naturgeschichte oder anderen Zweigen der Wissenschaft angehören. Denn über das ganze Handeln muß die Erziehung sich verbreiten. Höhere Stände mögen sich mit den Wissenschaften vertraut machen und ihrer ganzen Technik; sie sollen mehr ein reflectirendes Leben führen, und haben Zeit dazu.

In den darauf folgenden Briefen von P., welche die gänzliche Umarbeitung der Schrift: wie Gertrud ihre Kinder lehrt, documentiren, wird zuerst das Bild eines vollendeten Mannes in einzelnen Zügen gegeben, in einer populären und kindlichen Sprache. Diesem wird dann eine einseitige, obgleich vielleicht übrigens tiefe wissenschaftliche Bildung entgegen gestellt. Dann wirft er die Frage auf, wie man den Menschen zu dieser inneren Vollendung erheben könne. Zur Beantwortung dieses Problems der Erziehungskunst fodert er, daß man wisse: was liegt im Kinde selbst, und zweytens: was in seinen nothwendigen Umgebungen und Verhältnissen? Im Kinde selbst findet er Anlagen zum Fühlen und Thun, und außer ihm den Reiz zu beiden. Dies sey der Umfang alles dessen, was die Natur benutzt, um den Menschen also seiner Natur gemäß zu bilden (S. 69). Er geht noch weiter, und sucht die Anfangspancte aller höheren Gefühle und Bestrebungen in einen Cen-

tralpunct zu vereinen. (S. 70) „Das Heilige, das Gute, das Bildende, das den Menschen zur harmonischen Vollendung Führende, geht von einem allgemeinen Mittelpunct aus, und dieser ordnet, leitet, belebt und beschränkt daselbe nach einem höheren Sinne des inneren Heiligthums unserer Natur.“

Diesen Centralpunct findet er in der Liebe, die „das Wesen des höheren Sinnes der Menschennatur allein auspricht, und der Mittelpunct ist, von dem alles übrige Fühlen geordnet, geleitet, belebt und beschränkt werden muß.“

Eben so findet er den Centralpunct des menschlichen Handelns in der *Geistesthätigkeit*. Die weitere psychologische Deduction, so wie überhaupt den Beweis, bleibt er schuldig. Jeder an eine logische Form gewöhnte Denker fragt nun freylich zunächst nach einem festen Begriff der Liebe sowohl, als der Geistesthätigkeit. Der Psycholog möchte manche Schwierigkeiten machen, die Grundform des Fühlens in der Liebe zu suchen; auch möchte sich wohl kaum die Analyse dieses Vermögens bey diesem Gefühle schließen. Man wird es noch nicht als reine Elementarregung anerkennen wollen, indem sich noch manche Glieder bis zur einfachsten Naturregung finden. Eben so geht es mit dem Thun. Wenn wir dies auch schon auf ein bewußtes beschränken, so möchte ein bestimmtes Thun (geistige Thätigkeit) wohl kaum ein unbestimmtes gebären. Wenigstens würde alsdann die Schöpfung bey dem Menschen auf einmal rückgängig. Ob Liebe den Menschen aus der Rohheit trieb, ob Geistesthätigkeit (insofern sie dem instinktartigen Thun entgegensteht,) uranfänglich da ist, ob diese ohne ein völlig erwachtes Bewußtseyn, das doch schon manche Cultur voraussetzt, möglich ist: möchte hier wohl zunächst zu beantworten seyn.

Der Schluß, daß nur älterliche Verhältnisse eine vollkommene Ausbildung gewähren können, ist zwar consequent der Prämisse, aber steht und fällt auch mit derselben. Die Liebe zieht sich ihren engen Kreis, ohne diesen ist sie nicht Liebe, sie erweitert sich nicht, sie ist da am höchsten, wo sie an Gefühle streift, die Ingredienzen des Hasses geben, an Eifersucht, Neid, Mißgunst u. s. f. Sie ist von hohem Werth, sie kann viel zur Heiligung beytragen; aber sie ist menschlich, und will nichts anderes seyn, als menschlich. Ins Unendliche kann sie nicht gehen, weil sie individualisirt seyn will; vom Unendlichen unmittelbar ist sie nicht ausgegangen, weil sie sich erst in Verhältnissen ausbilden kann, und Wechselwirkung fodert. Sie kann also das Höchste nicht umfassen und herbeyführen. Sie will selbst herbey geführt seyn, durch eine Umrregung, die unseres Bedünkens auf keine bestimmte Ausßerung des Gemüths reducirt werden kann. — Es werden hierauf die Entwicklungsstufen der Geistes und Herzensausbildung eben so populär als anziehend durgegangen. Aber ihr nothwendiger Ursprung, und ihre nothwendige Beziehung auf Liebe wird nicht gezeigt.

Auch die Übertragung der kindlichen Gesinnungen auf Gott mecht noch nicht die Quelle der Rel-

gion aus (S. 91 f.). Diese liegt tiefer in uns, und wartete weder bey ihrer allgemeinen Erscheinung in der Menschheit, noch bey ihrem speciellen Aufkeimen im Individuum, die späte Verherrlichung der Liebe ab. Der Mensch will vorerst gebändigt seyn, ehe er dem leiseren Zuspeln veredelter Empfindungen Gehör geben mag. Rohe Kraft respectirt er am frühesten. Wenn nicht die Überzeugung da ist, daß der Donnerer da oben allein mehr vermag, als der ganze Menschentrost: so geht ihm höchstens der Einzelne aus dem Wege, ohne eine Verpflichtung anzuerkennen. Eine versammelte Gigantenschaar versucht es noch, mit dem Alleingefürchteten sich zu messen, und indem sie murrend die Rechte des Stärkeren respectiren muß, lernt sie die Rechte des Schwächeren kennen und gebrauchen. Erst dem Schwachen ist der Herr mächtig; und das Gewährwerden einer inneren Unbehilflichkeit bey dem unerweichlichen Andrängen äußerer Gewalt möchte vielleicht die erste Heiligung des Gemüths seyn, zu deren Entfaltung es weniger zusammengefügter menschlicher Verhältnisse bedarf.

Das Familienleben ist allerdings der erste merkbare Schritt zur Cultur: daher auch die Geschichte nicht weiter hinaufreicht, als bis zu der Zeit, wo die Elohim die erste Hochzeitfeier stiften; aber es ist keinesweges der unbedingt erste, noch vielweniger der einzige. Schaffe man ein ideales Familienband, wie es der edle Pz. idyllisch reizend schildert; es wird dennoch für die Nothwendigkeit eines guten Erfolgs der Erziehung sich nichts verbürgen wollen und können. Den Bestrebungen aller Edeln zum Trotz würde es der Zögling beweisen, daß er frey seyn will, und unabhängig von natürlichen oder künstlich gebildeten Verhältnissen. Ausserdem wird das Menschengeschlecht erst erzogen werden müssen, ehe sich die Familienbande heiligen und so zusammenziehen, daß im Schoosse der Liebe der junge Mensch getragen werde und nicht bloß instinktmäßig bewahrt. ... *Pestalozzi's* Bestrebungen, die Erziehung an die Liebe zu knüpfen, werden immer volle Gültigkeit behalten; aber eine Erziehungstheorie möchte vielleicht andere Fundamente noch aufzufuchen haben, ohne das schöne Bild eines häuslichen Lebens und sich Aufbildens verzerren zu wollen. — Endlich findet sich noch in diesem Hefte ein *Bericht über meinen Versuch*, einer Abtheilung von Schülern der zweyten Classe, Anleitung zur schriftlichen Darstellung der Zahl und ihrer Verhältnisse zu geben. Er ist von einem nicht genannten Mitarbeiter der Anstalt. Die Ausführlichkeit desselben ist in Langwierigkeit ausgeartet. Es kann eine vollständige Ansicht der ganz praktischen Darstellung eines Lehrgegenstandes gegeben werden, ohne deshalb eine im mündlichen Vortrage, individueller Rücksichten wegen, oft nöthige Ausdehnung den Lesern auch zu geben. Jedoch findet Rec. nicht bloß gegen die Abfassung des Aufsatzes etwas zu bemerken, sondern auch gegen das pädagogische Verfahren. Es sind viele, der Sache nicht unmittelbar gehörige Reflexionen, eingewebt. Dahin gehört das lange Abfragen über die Einrichtung und Beschaffenheit der

Rechentabellen, wo es doch eigentlich einer schriftlichen Darstellung schon abstrahirter Zahlvorstellungen gilt; ferner das Hinweisen auf die Pluralität der Gegenstände S. 129, das in die Sprachlogik gehört u. dgl. Die katechetische Form ist zu ängstlich gehalten, und hat daher auch einen Theil der Weitschichtigkeit zu verantworten, die auch beym lebhaftesten mündlichen Vortrage sehr fühlbar geworden seyn muß. Der Lehrgegenstand führte in eine conventionelle Symbolik, zu der nur die Erlernung der Zeichen und ihrer Anordnung gehörte. — Wir wünschen den folgenden Hefen auch besonders mehr praktische Aufsätze, die nicht Copien eines mündlichen Vortrags, sondern für ein lesendes Publicum abgefaßt seyn möchten. Übrigens begleiten wir diese Zeitschrift mit der Hoffnung eines erfolgreichen Einflusses auf geläutere ppsychologische und pädagogische Ansichten und Behandlungsweisen in das Publicum.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

MÜNCHEN, b. Lentner: *Über Erziehung für Erzieher.* Von Johann Michael Sailer. 1807. 495 S. 8.

Bey dem Wechsel von Extremen, die bisher in den Grundsätzen und Handgriffen der Erziehung herrschten, machte Hr. Sailer an sich selbst die Anforderung, keinen Grundsatz in der Erziehungslehre aufzustellen, als den die ewige Vernunft für gültig anerkennen muß, und dem von der Erfahrung das Siegel der Zuverlässigkeit schon aufgedrückt worden, oder der wenigstens alle Gründe für sich hat, in der Erfahrung die Probe auszuhalten. Die eine große Frage für alle Pädagogen ist wohl die: *Was soll Erziehung aus dem Menschen machen, und wie kann sie aus dem Menschen das machen, was er durch Erziehung werden soll?* Hr. S. beschäftigt sich mit der Beantwortung dieser Frage, indem er mehrere einzelne Fragen aufstellt und beantwortet: Was *Menschheit* in ihrer *Vollendung*, was *Kindheit*, was *Entwicklung* der Kindheit zur vollendeten Menschheit, was *Führung* der Kindheit zur entwickelten Menschheit, was *Führung* der Kindheit bis zum Momente der Selbstführung, die fremder Führung entbehren kann, sey? — Es ist freylich wahr, daß mit der Beantwortung dieser Fragen auch der höchste Grundsatz der Erziehung mit aufgestellt ist. Das Wichtigste also bey Anzeige des vorliegenden Buchs ist: zu wissen, welches *Princip der Erziehung* hier aufgestellt wird.

Dem V. ist das *Princip der Erziehung A) in seiner Vollständigkeit*: Steh bey — der sich entwickelnden Menschenpflanze, daß sie Mensch werde! — Das vollständige Princip der Erziehung erhält also den Ausdruck: Vertritt die Stelle der *Vernunft* an dem Menschenkinde, daß es *Mensch* werde; vertritt die Stelle der Vernunft so *lange*, bis es zur Selbstführung tüchtig geworden seyn wird; vertritt endlich die Stelle der Vernunft an dem Kinde so, daß seine *Entwicklung* zur Selbstführung *sicher* und zur *rechten* Stunde eintreten könne. B) *In seinen höchsten Würde*: Mensch, Bild Gottes! vertritt du die Stelle des Vaters der Menschen an diesem Menschenkinde, das er die anver-

traut hat, und vertritt sie so, daß es ein Repräsentant des Göttlichen werden kann, und vertritt sie so lange, bis er im Stande ist, das Göttliche unter den Menschen, aus eigener Selbstbestimmung, wie in Bilde, darzustellen. C) In mancherley einzelnen Betheilungen: Laß es bey allen deinen Einflüssen auf die Entwicklung deines Zöglings dein höchstes Augenmerk, und dein höchster Zweck seyn, daß sein Leib dem Geiste, und sein Geist Gott gehorchen lerne. Bilde den Zögling nicht nach deinen, sondern nach seinen Anlagen, d. h. strebe dahin, daß er dem Ideale der menschlichen Vollkommenheit nach der Empfänglichkeit seines Wesens entgegengeführt, und auf jene Stufe der Vollkommenheit gebracht werde, die seinen individuellen Anlagen entspricht. Sieh darauf, daß die frühesten Umgebungen des Zöglings, so viel möglich, reine Modelle seyen, an denen sich sein Inneres ausdrücke. Bilde ihn aus seiner Zeit, für seine Zeit u. s. w. Die in einer kräftigen und populären Sprache vorgetragene Ausführung dieses Systems macht den ersten Theil des Buches aus.

Der zweyte zeigt A. Darstellung der Idee des Erziehers nach den Entwicklungsstufen der menschlichen Natur: 1) von der körperlichen, 2) von der intellektuellen, 3) von der religiös moralischen Erziehung. B. Darstellung der Idee des Erziehers: 1) in Familien durch Eltern; 2) in und außer Familien durch Informatoren; 3) außer Familien in öffentlichen Schulen; 4) außer Familien in Erziehungsinstituten; 5) außer Familien, Instituten und Schulen, in der Schule des Lebens, durch Selbsterziehung. C. Darstellung der Idee des Erziehers: 1) in der besondern Bildung der Töchter und der Jünglinge; 2) in der besondern Bildung des jungen Staatsbürgers und des werdenden Regenten.

Wer auch wirklich mit den theoretischen Ansichten des Hrn. Prof. Sailer im Erziehungsfache nicht einverstanden wäre, muß es durchaus mit dem praktischen Theile dieser Schrift seyn. Die Darstellungen

sind so hervoll, so aus Erfahrungen zusammenge setzt, und auf Menschenkenntniß gegründet, daß jeder Erzieher und Lehrer, welcher praktisch diesen praktischen Regeln folgt, gewiß gut erziehen und bilden wird.

Um unsere Leser zu überzeugen, daß Hr. S. nicht zur Parthey derjenigen in Baiern gehöre, welche hauptsächlich in den Schulen nur auf Sachgegenstände (Realia) dringen, setzen wir nur folgende Stelle her: „Da, wo die gelehrten Schulen gedeihen, wird die Philosophie a) von unten an, b) mit stufenweiser Fortschreitung, c) mit multiplicirten, anhaltenden Übungen betrieben, und nicht unter dem trügerischen Vorwande der Sachkunde veräußert. Denn wer Sprachen lernt, hat auch Sachen gelernt, und nur dadurch, daß das Sprachstudium mit einem unbefiegten Ernste getrieben wird, kann die Oberflächlichkeit des Wissens, die offenbar einen Charakterzug des Zeitalters ausmacht, verhütet, und die Bildung zur wahren Gelehrsamkeit möglich gemacht werden.“ — Eben so wird die zweckmäßige Verfügung empfohlen, daß jeder Classe in den Gymnasialschulen ein einziger Lehrer vorgefetzt, und daß durchaus nicht die Gegenstände der Lyceen und Universitäten herab in die niederen Schulen gezogen werden. Auch soll, sagt Hr. S., durch das Orakel der Staatsgewalt im Schulplane nur das Allgemeine bestimmt, und das Einzelne dem Gesichtskreise der Männer von Kunst und Geschmack überlassen werden.

Bei dem schon gezeichneten Bilde von der Erziehung des künftigen Regenten wird mit folgender Anrede an Baierns hoffnungsvollen Kronprinzen geadet: „Sie sind geboren, diese Grundlinien in ein lebendiges Gemälde zu verwandeln. Seyen Sie folgend, die Zeichnung mit feinem Blicke anzusehen, und Gott gebe, daß Sie ein guter König werden.“ — Wir haben Ursache, Sailer's Buch über Erziehung allen Vätern und Erziehern zu empfehlen.

LMU

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. Gotha, b. Perthes: Biblische Geschichte für Kinder von reiferem Alter aus den gebildeten Ständen aller christlichen Confessionen. Von Ludwig Schloffer, Pfarrer zu Drakendorf. Erster Theil. Geschichten des A. T. Mit einem (vorzüglich schönen) Joseph und seine Brüder vorstellenden Kupfer. 1866. XIV und 462 S. gr. 8. (1 Thl.) Unter den vielen biblischen Geschichten, die wir seit Mubners Zeiten erhalten haben, zeichnet sich die gegenwärtige gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Sie ist so vollständig und ausführlich, daß man sie als einen hinlänglichen Unterricht über die in den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. T. (denn auch auf letztere hat sich der Fleiß des Vf. erstreckt) enthaltenen historischen Beyspiele gelten lassen kann. Die bey der Abfassung befolgten Grundsätze sind unstreitig die richtigsten, die es für solche Schriften giebt, und wir können versichern, daß der Vf. denselben die ganze Schriftlichkeit treu geblieben ist. Dabei versteht Hr. S. die Kunst, lehrreich und angenehm zu erzählen, in einem hohen Grade. Was uns aber vorzüglich gefiel, ist die Wärme des religiösen und sittlichen Gefühls, wovon der Vf. durchdrungen ist, und das er auch bey seinen Lesern so gut zu beleben weiß. Nur zuweilen schien uns unwider eine ganze Geschichte, oder ein einzelner Zug derselben nicht ganz im Geiste der alten Welt aufgefaßt und dargestellt zu seyn. Dies ist namentlich da der Fall, wo sich Hr. S. bemüht, das Wunderbare auf

eine natürliche Weise zu erklären. Wir freuen uns zwar, sagen zu können, daß er keineswegs zu der zahlreichen Classe von Wunderstürmern neuester Zeit gehört; er hat vielmehr eine Menge auffallender Thatfachen unerklärt gelassen, und sich in der Vorrede recht brav darüber erklärt. Dennoch scheint es uns, als ob er in Anwendung der Maxime: Warum nicht natürlich nehmen, was sich natürlich nehmen läßt? (Vorr. 6. u.) hin und wieder zu weit gegangen sey. Die Geschichte des Propheten Elias und Elisa ist schwerlich im Sinn des alten Historikers erzählt; am allerwenigsten, wenn die Überschrift eines Abschnittes S. 329 lautet: „Auch der böse Geist Eliä ruht auf Elisa.“ Die S. 364 befindliche Anmerkung über die Erzählung von der Sonnenruhr des Ahas will uns auch nicht gefallen, weil sie keine Moral der Geschichte, sondern einen kritischen Tadel des Geschichtschreibers enthält, der bisher nicht gehört. Von Moser heisst es S. 92: „Von diesem Berge (Nebo) ist er niemals wiedergekommen, und hat sich wahrscheinlich an einem einsamen Ort, vielleicht zu seinem Schwiegervater Jethro oder Midian begeben, um seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.“ Rec. wurde hiebey an eine bekannte witzkühne Conjectur über die Himmelfahrt Christi erinnert!

Diese Erinnerungen sollen den Werth dieses auch durch sein Preis, so wie durch den im Verhältnisse der Bogenzahl sehr niedrigen Preis, sich empfehlenden Buchs keineswegs herabsetzen. N.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1807.

P A D A G O G I K.

Über Pestalozzi's Lehrsystem.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

LEIPZIG, b. Gräff: Briefe aus München - Buchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungsmethode. Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und Pestalozzi's Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt, von W. C. E. von Türk. 1806. Erster Band. XXXVIII u. 302 S. mit 4 Kupfert. Zweyter Band. 238 S. 8. (Schreibp. 1 Rthlr. 12 Gr.; Druckp. 1 Rthlr.)

Die populäre Darstellung der praktischen Seite von Pestalozzi's Methodenversuchen war immer noch ein wesentlicher Mangel, der den Grund mancher unrichtigen Beurtheilung ihres eigenthümlichen Gehaltes enthalten mag. Dankbar werden daher die Briefe des Hn. von Türk von allen denjenigen aufgenommen werden, die sich eine anschauliche Kenntniss der Lehrart erwerben wollen. Das Wesentliche ist hier so klar und schlicht auseinandergesetzt, als es bisher noch in keiner von den vielen Commentationen über denselben Gegenstand geschehen ist. Der Vf. hatte sich eine Zeitlang bey Pestalozzi aufgehalten, und sich dessen, so wie seiner Gehülften, vollstes Vertrauen erworben. Er war fleissiger Beobachter dessen, was er sahe, und blieb der herzlichsten Theilnahme für die Jugendbildung voll, der er aus reinem Wohlwollen und mit energischem Willen seitdem seine Zeit und Kraft opfert, ohne darnach zu fragen, wie viele der Bequemlichkeiten des Lebens ihm dadurch entgehen, die ihm seine bisherige Laufbahn zu bringen versprach. Solchen selteneren Menschen ist es zum mindesten verzeihlich, wenn sie in der Wärme ihrer Gefühle und aus reinem Enthusiasmus für Menschenwohl die Blüthe für die Frucht schon nehmen, und weniger erwägen, dass einer gewaltig treibenden Kraft auch ein plötzlicher Stillstand geboten werden kann, und dass die Reise noch ein günstiges Zusammenwirken mannichfaltiger Kräfte und Thätigkeiten heisst. Das Ganze der Menschenbildung ist so vielseitig, so vielumfassend, und dennoch so sehr ein Ganzes, dass man mit Zuverlässigkeit kaum über die einzelnen Theile urtheilen darf, bevor man einen vollständigen Erziehungsplan durchgeführt hat. Erst wenn das Ganze in seiner Klarheit vor Augen steht, reihen sich die einzelnen Theile richtig ein. Rec. zweifelt sehr, ob nach einem durchgeführten oder zum mindesten völlig übersehenen Unterrichtsplane so viel Zeit zu manchen ein-
S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

zelnen Zweigen übrig bleiben wird, als in Pestalozzi's Anstalt einzelnen Theilen der Arithmetik gewidmet wird. Rec. weise sich freyzusprechen von dem Vorurtheile, als sollen diese Übungen nur zur Fertigkeit des Rechnens hinzielen; er begreift die Tendenz. Aber er weiss auch, dass die Wissenschaft überall grenzenlos ist, und in sich den Faden einer wahren geistigen Cultur fasst, der nur aufzusuchen und zu verfolgen ist, um zum Ziele zu gelangen. Die arithmetischen Übungen, mit deren Beschreibung der Vf. beginnt, machen eine brillante Seite des Pestalozzischen Instituts. Die Fortschritte darin, und die Klarheit, mit welcher die Zahlverhältnisse den Zöglingen desselben vorzuschweben, sind allerdings auffallend für denjenigen, der nicht gewohnt war, diese stufenweise Behandlung sonst wo anzutreffen. Aber Rec. befremdeten sie minder, da er, ehe er Pestalozzi's Anstalt sah, gleiche Erfahrungen gemacht hatte, ohne das Pestalozzische Verfahren zu beobachten und das Praktische desselben zu kennen. Es wird vielen Lesern der Briefe des Hn. von Türk angenehm seyn, dass sie ganze Unterrichtsstunden, so wie sie gehalten wurden, hier im Auszuge finden; und man wird es nicht leugnen, dass ein wahres elementarisches Verfahren sichtbar ist. Jedoch bemerkt Rec., dass er die von den Arithmetikern mit Recht geforderte früheste Hinwirkung auf die reine Abstraction der Grössenverhältnisse vermisst. Die Ordnung der Zahlen ist die Hauptsache, und in dieser Hinsicht sind die ersten Übungen, die doch ja nicht über die Zahl 10 hinausgehen sollten, keinesweges erschöpfend. Die Übungen, in welchen durch Bohnen die Entfernungen und überhaupt die Ortsverhältnisse verdeutlicht werden, sind der Arithmetik fremd; sie gehören in einen gesonderten Kreis des elementarischen Unterrichts. Eben so wenig billigt Rec., dass in der Folge einfachere Übungen oft verwickelt gemacht werden. Z. B. S. 79 Frage „4 mal der 5te Theil von 80 ist 16 mal der 15te Theil von wieviel mal 3 mal dem 7ten Theil von 21.“ Die Frage lässt sich ganz simpel so auffassen $\frac{4}{5}$ mal 64, wie vielmal 9? oder $16 : 15 = 64 : (x \cdot 9)$. Es springt in die Augen, dass $\frac{4}{5}$ mal 64 = 60 und dieses 6 und $\frac{4}{5}$ 9 ist. Ein solches Verfahren scheint Rec. dahin zu führen, Schwierigkeiten zu suchen, wo keine sind. Das Gebiet der Mathematik ist groß; es bieten sich deren schon von selbst dar. Lasse man das Simple simpel, und suche lieber das an sich Verwickelte aufzuklären. Der Gemeinspruch, dass die Entwicklung der geistigen Anlagen Übungen der Art fodern, wird Rec. Einwand nicht heben, da diese weder an ein bestimmtes Materiale, noch viel weniger
Kk

an eine bestimmte Form gefesselt ist. Ein methodisches Verfahren und ein stufenweises Fortschreiten in psychologisch geordneten Stoffen machen das Wesen des Unterrichts aus; alles andere ist zufällig, ist für die feine Menschenbildung gleichgültig, und kann nur für bürgerliche Zwecke Gewicht haben. Doch dieser Tadel trifft Hn. v. T. nicht; vielmehr verdient er unseren Dank, daß er uns alles rein gab, wie er es fand; was gewiss wenige und vielleicht keiner vor ihm that.

Von S. 107 beginnt die Beschreibung der Übungen in quadratischen Gleichungen. Es ist die erste Abhandlung, wo die weitere Anwendung des *Pz* Rechnens auf höhere Kapitel der Arithmetik gezeigt wird. Die Falschheit, mit welcher die Ausziehung der Quadratwurzeln auseinandergesetzt wird, ist ein Verdienst, welches dem Vf. auch von denjenigen zugestanden werden muß, welche übrigens nicht geneigt seyn möchten, sich durch *P.* Lehrbücher hindurch zu arbeiten. Von S. 178 an werden die Übungen des A B C der Anschauung auf eine Weise dargestellt, wie man sie ebenfalls in den *Pz* Elementarbüchern noch nicht findet; namentlich wird es aus ihnen klar, daß man mehrere Vorübungen zugesetzt hat, welche dahin abzielen, die Kinder in dem Lokalisieren zu üben, das als den eigentlichen Anfangspunct geometrischer Übungen angesehen werden muß.

Im zweyten Bande werden noch andere Gegenstände des Unterrichts, namentlich Sprache, Geographie und Naturgeschichte dargestellt. Der Vf. verhehlt es nicht, daß besonders der Sprachunterricht noch mangelhaft sey, und einer sorgfältigeren Bearbeitung sehr bedürfe. Rec. hält diesen Zweig des Unterrichts für den wichtigsten und schwersten; daher findet er es weniger befreuend, wenn manches noch darin mangelhaft ist. Aber er kann es nicht billigen, daß man nicht mit mehr Zeit- und Kraft-Aufwand danach strebt, hierin hauptsächlich die Methode zu versuchen. Es wird hier vornehmlich Mülhls französische Sprachunterricht angeführt; worin Rec. jedoch einen sicheren und durchaus planmäßigen Gang vermisst, indem weder das Logische, noch das Grammatikalische, noch das Mechanische streng genug geschieden sind. Die Geographie, die vornehmlich von Tobler bearbeitet wird, ist nach des Vfs. Beschreibung und Urtheil weiter vorgerückt, und mehr im Geiste einer reinen Elementarlehre behandelt. Man findet von S. 74 an eine Übersicht aller Übungen. Der eigentliche Geograph würde vielleicht manches einzuwenden haben; und dürfte namentlich mit der Verspätung mathematischer Vorbegriffe kaum zufrieden seyn. Der Unterricht in der Naturgeschichte ist nach des Vfs. Erzählung bisher nur beyläufig behandelt. Er verspricht, ihm selbst eine elementarische Form zu geben, und namentlich für niedere Schulen zu bearbeiten. Gewiss würde das ein verdienstliches Unternehmen seyn, da der Vf. darin vorzüglich eine genauere und umfassendere Kenntniß der Sache mit dem sichern Tact eines methodischen Ganges vereinigt. Von S. 98 kommen einige Bruchstücke der moralisch religiösen Cultur vor, und es wird namentlich die rein praktische

Tendenz des ganzen Instituts, das energische Streben nach Entwicklung, als eigentliche Basis derselben, aufgestellt. Ubrigens werden Morgen- und Abendandachten gehalten, und *P.* selbst stellt athemal mit dem Schluß einer Woche eine genaue Prüfung des sittlichen Verhaltens an, wo die Zöglinge vornehmlich zum Bewußtseyn ihres sittlichen Zustandes gebracht werden. Auch wird bemerkt, daß in der Anstalt die Hauptstellen der Bibel mit einer Würde behandelt werden, die nothwendig zu einer großen Achtung der religiösen Urkunden führen muß. Indess scheint Rec. hierin vornehmlich noch ein fester Gang zu fehlen. Das Ganze beschließt mit einer sehr interessanten Charakteristik Hn. *P.* und seiner Gehülfen, die wir mit innigem Vergnügen gelesen haben, und die reichhaltigen Stoff zu mancherley Überlegungen darbietet, so wie ihr überhaupt manche wichtige, rein psychologische Reflexionen eingewebt sind.

Die Anwendung der *Pz* Ideen einer geometrischen Anschauung ist in folgender Schrift versucht worden:

LEIPZIG, b. Gräff: *Zeichnungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen* von J. F. Ladomus. 1805. 52 S. gr. 8. (8 gr.)

Es ist sehr richtig gleich vom Anfange an Rücksicht auf Erregung des Beobachtungsgeistes genommen. Aber das Anfangen von Begriffen und Erklärungen ist nicht im Geiste *P.*s. Er würde nicht von Erklärungen eines geometrischen Körpers u. dgl. ausgegangen seyn. Denn dieses sind Reflexionen, die erst durch eine Reihe von Beobachtungen abstrahirt werden können. Die einfachen, leicht zu veranschaulichenden, geometrischen Elementarlehre sind übrigens sehr populär und verständlich dargestellt, freylich mehr dogmatisch als heuristisch. (P. 2.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Die Natur und die Menschen*, ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend, und ihre Freunde insonderheit, von J. A. C. Löh, Pastor in der Altenburg vor Manschurg. Dritter Band. 1804. 300 S. Vierter Band. 1806. 438 S. gr. 8. (3 Rthlr. 4 Gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Bibliothek des nützlich Unterhaltenden und Merkwürdigen für Leser u. s. w.* Erster Band.

Der dritte Band handelt von den nördlichsten Gegenden der Erde, von Flüssen, Merkwürdigkeiten von Thieren, aus dem Pflanzenreiche, von Kleidungen und Putz, mancherley Sitten, Festen, Tänzen, Spielen, Wohnungen, Gebäuden, Nahrungsmitteln und Leckereien, starken Getränken, Geräthen und Künften verschiedener Völker. Der vierte Theil enthält Merkwürdigkeiten von Menschen, Unmenslichkeiten, Narrheiten, Merkwürdigkeiten aus der Natur, Völkerkunde, Merkwürdigkeiten von Thieren, Anekdoten. Ohne mit dem Vf. über den Grund der Abtheilungen seines Buches zu rechten, die eben keinen logischen Kopf verrathen, für eine ansehnliche Bibliothek für die Jugend aber immer von Wichtigkeit sind, schränken wir uns bloß auf Beyspiele von plausibler Auswahl und Nachlässigkeiten der Sprache ein, die in beiden Bänden nicht selten vorkommen.

Zu erlernen sind B. 4. S. 240 die Nachrichten zu rechnen, von der Corpulenz der Bräute bey den Guanchen und deren Mäßung während des Brautlandes, von der alanterie und Liebenswürdigkeit der dortigen Weiber, die bis auf den Unterrock dargekeltelt wird, S. 225 die Kinstnachtsnummeryen, Kindtaufsceremonien und Hochzeitgebräuche auf dem Riesenberge, S. 205 die Nachrichten von der Buhlerin *Signora Balinguera*, S. 209 vom Pantoffel der Marquisin Descartes, S. 268 von der Züchtigkeit des türkischen Frauenzimmers, das sich verschleiert, wenn unter den Hünern, die es füttert, ein Hahn ist u. s. w. Von Nachlässigkeiten der Sprache

zeugen B. 3 S. 75 und Seite 134, Band 4 S. 285. S. 297: Ratten und Schlangen müssen *herhalten* S. 35 *durchbohrte durch* und *durch*, S. 252, wenn wir nicht für grobe Gefellen wollen gehalten seyn, S. 335 das Wildpret der Haare auffuchen u. s. w. Hin und wieder, wie S. 33 und 240 des 4. B. scheint der Vf. seinen Auszügen selbst wenig Glauben beyzumessen; er denkt indess, *relata refero*. Erst durch das strengste Vermeiden aller Gemeinheiten im Inhalt und Ausdruck können Sammler von Merkwürdigkeiten aus der Natur und dem Menschenleben den zarten Sinn der Jugend für das Schöne und Edle bestimmen und leiten. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Bamberg und Würzburg b. Göbhardt: *Uebersichtliche Nachricht von den juristischen Schützen der würzburger Universitätsbibliothek, besonders dem Rechtsbuche Alarichs, und erste Ausbeute aus dem letztem.* Bekannt gemacht durch Gottlieb Hufeland. 1805. 98 S. 8. (8 Gr.) Der verdienstvolle Vf. hebt uns in vorliegendem Werkchen hauptsächlich 1) eine genaue Notiz von der für den theodosischen Codex von Ritter eigermassen benutzten schätzbaren würzburger, jetzt für die Centralbibliothek in München bestimmten Handschrift des alarichischen Rechtsbuches; und 2) eine umständliche Erläuterung des bekannten Citirgesetzes (C. 1 Cod. Theod. l. 1. §. 4. *de respons. prudent.*) mit Rücksicht auf die Lesarten jener Handschrift.

ten. In einer späteren Nachricht, (*Intelligenzblatt der Hall. A. L. Z.* 1806. No. 90) von unserer Handschrift, glaubt Hr. H. sie mit Gewisheit in den Anfang des 6ten Jahrhunderts setzen zu können, wegen einer in derselben bemerkten Zeile merowingischer Cursiv, einer Abschrift des darüber stehenden Textes. 2) Wegen der sorgfältigen Bearbeitung der Handschrift vermuthet Hr. H. mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß sie ursprünglich zu öffentlichem Gebrauche bestimmt gewesen. 3) Über die Art, wie die Handschrift nach Würzburg gekommen. Widerlegung der Vermuthungen Anderer und eine eigene, die der Vf. indess in der Folge selbst mit einer anderen vertauscht hat. Schwerlich wird man über diese Frage je aufs Reine kommen. IV. Spätere Behandlung. Der jetzige Einband ist so genau anschliessend, daß die Defecte älter scheinen. Das letzte Blatt ist abgekratzt, und enthält in einer Minuskel des 6ten Jahrhunderts das Ende des Paulus, mehr als auf diesem Blatte in Uncialen stehen konnte. Ausserdem noch jüngere Correcturen, (welche indess Hr. Hufeland in der späteren Bekanntmachung dem karolingischen Zeitalter zuschreibt, auch noch einer Zeile angelichlicher Schrift auf dem Einbände, und, zu Anfange des Paulus, mehrerer Zeilen tironianischer Zeichen erwähnt). V) Bisherige Benennung. Hirschfeld wählt, schon Cochläus habe diese Handschrift zur Benutzung mitgetheilt! Erst Ritter hat sie gebraucht. Ich statt — ein Publicist — hat auf herrschaftlichen Befehl die Collation, aber nur unter Zwang, in Beysein eines Registrators auf herrschaftlichen Befehl besorgt, und nach seinem Tode Sündermahler dieses Geschäft fortgesetzt. Einen grossen Theil der Ickstatt'schen Collation hat der Vf. aus der würzburgischen Domregistratur vor Augen, und giebt zur Probe aus dem theodosischen Codex *Lib. 1. tit. 5. 7. conf. 1. 2. 3.* vergleichende Tabellen über die wahre Lesart der Handschrift, Ickstatt's Collation, und Ritters Auswahl derselben, um das Publicum selbst entscheiden zu lassen, ob diese genüge. Nach Rec. Urtheile würde man mit Ickstatt's Collation, insofern sich aus den mitgetheilten Proben schliefen läßt, *allenfalls* zufrieden seyn können; man muß aber mit dem, was Ritter gegeben hat, *sehr* unzufrieden seyn. Abgesehen nämlich von allen Varianten, die nach Rec. Ansehen offenbare Fehler sind oder nur in anderer Orthographie bestehen — welche letzte indess auch in philologischer Rücksicht nicht ganz unwichtig sind, hat in den wenigen hier verglichenen Stellen Ickstatt zwey Varianten, welche den Sinn ganz anders nanciren, und ausserdem noch vier auch nicht ganz unbedeutende übergangen. Zu diesen Fehlern fügt Ritter noch die Uebergang und Entstellung von vier sinnändernden, und einer nicht ganz unwichtigen Variante. Um auch unsere Leser hierüber urtheilen zu lassen, setzen wir die sinnändernden Varianten mit einigen Bemerkungen her. *Lib. 1. tit. 7. conf. 1. Z. 3* von unten für *suevit, iuvant*, welches sich nicht, wie jenes, auf den *Præfectus Prætorio*, sondern auf die Parteyen bezieht. Diese Variante hat auch Ickstatt nicht. *Conf. 2. Z. 5. 6.* vernachlässigt Ritter, nicht Ickstatt, die Variante *animadversione* für *animadversio*, welche in einer etwas schwereren Sprache, (wobey eben die gewöhnliche Lesart entstehen konnte), einem offenbar besseren Sinn giebt. Nach dieser würzburger Lesart heisst es nämlich, der Richter soll nicht heimlich, sondern öffentlich Gericht halten, wo er dann nicht durch die gehörig reichende Strafe im Zaum gehalten würde, (*ne congruae ultionis animadversione cohibetur*). Das nicht gekaufte das frühere heimlich, eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Ungenauigkeit, worin eben die schon erwähnte Schwierigkeit liegt. Passender aber ist zu sagen, daß öffentlich

Die Beschreibung ist viel genauer, als die in Ritters Vorrede zum ersten Theile seines Gothofredischen Codex Theodosians, die umständlichste, welche man bisher hatte, an welcher Hr. Hufeland noch dazu manche Fehler rügt. Es wird hier beschrieben 1) Form und äussere Einrichtung. Das Ganze besteht aus Quaternionen, jede zu 4 Blättern, die meist unerrirt sind. Hieraus sieht man deutlich, daß zu Anfang eine Quaternion, also acht Blätter, nicht, wie Ritter meint, viere, waren. Gegen Ende sind einige Quaternionen unrecht gebunden. Der theodosische Codex, die ihm angehängten Novellen und Ius, sind vollständig. Vom Verzeichnisse des Ganzen fehlt der Anfang, vom Paulus ein paar Titel des vierten Buchs. Was sonst noch zum alarichischen Rechtsbuche gehört, kommt gar nicht vor. 2) Schriftliche Abfassung. Horizontal- und Perpendicularlinien sind scharf mit dem Griffel gezogen. Die Diinta bräunlich, fast gelblich. Die Rubriken (in einem grossen Theile der Handschrift kommen jedesmal zu Anfang und in der Mitte einer Quaternion Seitenrubriken vor,) röthlich ins Orange fallend. Die Schrift selbst ist sorgfältiger gearbeitet, schließt sich genauer den Linien an, und ist mehr reine Uncialschrift, als nach den Ritterschen Proben. (Z. B. nie e mit einem uge). Wenige Abbreviaturen im Texte selbst. Die Worte nur manchmal durch Zwischenräume getrennt. Keine Theilungszeichen, sondern die in die Reihe nicht mehr gehenden Buchstaben über die Zeile gesetzt. Anstatt der Interpunctionen nur Punkte, aber diese häufig, wozu eine Interpunction gehört. Dieses ist mit grosser Genauigkeit und Sachkenntnis durchgeführt, nach Rec. ist nur das Eine aufgefallen, daß der Vf. nicht auch die Orthographie und andere Eigenthümlichkeiten des Schreibers angegeben, worin schon Ritter (Vorr. Bl. 4) mit einem guten Beyworte vorgegangen war: denn auch daraus lassen sich auf den Werth der Handschrift und die Regeln ihrer Benutzung Schlüsse herleiten. III) Resultate über Alter und Bestimmung. 1) Aus der originen Charakteristik wird mit grosser Wahrscheinlichkeit auf das 6te oder 7te Jahrhundert geschlossen, wobey indess die runde 6, 7 nicht ganz mit den früheren Angaben, und dem als rohe abgedruckten Citirgesetze, übereinstimmen. Wenn nämlich (nach S. 23) die Worte häufig durch Zwischenräume richtig getrennt sind, so können wohl nicht alle Ableitungen bloß unfällig seyn; und diese Zufälligkeit läßt sich noch weniger von den Interpunctionen behaupten, da in dem abgedruckten nicht kurzen Abschnitte ein grosser Theil der Stellen, wo wir interungiren würden, mit Punkten bezeichnet ist, und nicht einer derselben dasteht, wo ein Interpunctionszeichen gar nicht angebracht wäre. Indess schadet dieses nicht dem vermuthlichen hohen Alter der Handschrift, da genauer Schreibende schon zu Ciro's und August's Zeiten interungirten, und die Worte trenn-

Gericht gehalten werden soll, weil dadurch des Richters etwanige Schlechtigkeiten eher bekannt und gehandelt werden, als damit nicht die gebührende Bestrafung (des in Untersuchung gekommenen Verbrechens) gehindert werde, welches besonders auf die ausdrücklich mitgetheilten *civiles controversias* gar nicht gut sich bezieht. In der *Interpr.* zu dieser Stelle Z. 2 von unten *neminem lateat* ohne *ut*, welches wieder Ickstatt, aber nicht Ritter, bemerkt, giebt eine ganz andere Beziehung des letzten Kolons, so daß nicht mehr *index* das Subject derselben ausmacht, sondern dieses in *neminem lateat* steckt. — Auch Ickstatt hat die Variante *quid* für *quidquid* in derselben Zeile übersehen, wodurch ebenfalls der Sinn modificirt wird. — Bey der dritten Constitution variiren die Handschriften in Rücksicht des Datums. Wiewohl nun Ickstatt ganz richtig VI *Idus* angemerkt hatte, so führt doch Ritter die würzburger Handschrift für VII *Idus* an. — Zu diesen Varianten bemerken wir noch die wichtigsten von Ritter ausgelassenen aus dem *Cairgesetz* lib. 1. tit. 4. const. 1. Immer *Papyniani* für *Papini*, Z. 3 *opibus* für *operibus*, Z. 4 von unten *eorum praesentiae* für *parae eorum sententiae*. Eben da offenbar besser *quos* für *quod*. — Jeder Freund eines gründlichen Quellenstudiums — bekanntlich ist aber der theodolische Codex, ein Haupttheil des alarichschen Rechtsbuches, nicht bloß für den Rechtsgelehrten, sondern auch für den Alterthums- und Geschichtsforscher, besonders im Fache der Kirchengeschichte, eine Hauptquelle — wird nach den angegebenen Proben einer gleich sorgfältigen Bearbeitung der ganzen so vorzüglich Handschrift mit Verlangen entgegen sehen, und sich deswegen, gleich dem Rec., sehr über das Versprechen des verdienstvollen Herausgebers freuen, sich diesem Gescheh zu unterziehen. Er denkt das alarichsche Rechtsbuch, hauptsächlich nach der würzburgischen Handschrift abdrucken zu lassen, diesem Texte die wichtigsten Varianten aus dem Gothofredus, Scharidus (welcher bey jenem nicht gehörig benutzt worden), und andere neuerdings bekannt gemachte hinzuzufügen, und dieses Werk, dessen Herausgabe in buchhändlerischer Rücksicht hoffentlich durch einen erhabenen Kenner und Beförderer der Wissenschaften erleichtert werden wird, von halbem Jahre zu halbem Jahre heftweise herauszugeben. Dieser Angabe sollen in Kupfer gestochene Schriftproben der würzburger Handschrift beygefügt werden. Dieses der ungefähre Plan des Vfs., worüber er indeß Erinnerungen zu hören wünscht. Nach Rec. Einsicht wäre zweyerley zu wünschen, einmal, daß die würzburger Handschrift so schnell als möglich Allen, die es interessirt, genau bekannt, und demächst, daß diese und andere Hülfsmittel für Kritik und Auslegung des alarichschen Rechtsbuches möglichst sorgfältig benutzt werden. Der erste Zweck möchte am bequemsten und wohlfeilsten durch ein möglichst vollständiges Variantenverzeichnis erreicht werden. Hiebey wären stets vorkommende Schreibarten nur ein für allemal anzuzeigen, aber nicht leicht irgend eine Variante als Schreibfehler gänzlich auszulassen, indem hierüber die Urtheile sehr verschieden auszufallen pflegen. Dieses Verzeichniß könnte theils als Zugabe zu Gothofreds theodolischem Codex, theils zu Schultings *Jurispr. antejustiniana*, mit Rücksicht auf den dort befindlichen Text und in denselben Formaten, gedruckt werden, wobey auch der Buchhändler mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen könnte, daß alle Besitzer jener Bücher diese Zugabe sich anschaffen. Mit Dank würde man hiebey jeden Beytrag aus Handschriften und seltenen Büchern erkennen, in welcher Rücksicht wir den Vf. bitten, auch die berner Handschrift (aus dem 9 Jahrh.) nicht gänzlich zu verwerfen. Wenn sie auch, wie er anführt, in den bisher verglichenen Stellen nicht viele Ausbeute giebt, so ist dieses vielleicht in anderen mehr der Fall, und der Vf. kann wahrscheinlich von einem berner Gelehrten mit wenigen Umständen eine cursorische Collation erhalten. — Das größere Werk, von welchem wir auch Ulpian's Fragmente, und die anderen Überbleibsel des Vor-Justinianischen Rechts nicht ausschließen möchten, würde besonders dadurch ein großes Bedürfnis ausfüllen, wenn es einen möglichst richtigen Text, nach den bisherigen Hülfsmitteln, mit den wichtigsten Varianten, den erheblichsten erklärenden Anmerkungen Anderer, auch zerstreut vorkommenden, und eigenen des Herausgebers kurz zusammengedrängt in einer Handausgabe lieferte: freylich ein Werk, welches Aufwand von vieler Zeit und Mühe erforderte.

Der zweyte Haupttheil der vorliegenden Abhandlung ist etwas unpaßend erste Ausbeute aus dem würzburger Rechtsbuch. Alarichs überschrieben, da schon früher Ritter Ausbeuten aus demselben zu Tage gefördert hat. Der noch neulich zwischen Haubold und Hugo über den wahren Sinn des *Cairgesetzes* geführte Streit, ist bekannt. Hr. H. ist in den mehren Punkten Hugo's Meinung. In einer Hauptrückficht indeß stellt er eine mildere, mehr der Hauboldischen sich nähernde Deutung auf. Nach ihm sollen nämlich, außer den 5 Hauptmännern, alle die früheren Schriften, welche von diesen commentirt sind, im Gerichte gelten. Diese Meinung bestätigt er dadurch, daß bey der Art dieser commentirenden Schriftsteller, oft Sätze der älteren fast ohne alle Anmerkung hinzustellen, hierüber leicht Zweifel entstehen könnten; daß 3 jener 5 Hauptschriftsteller, Ulpian, Paulus und Modestinus, auf diese Art commentirt haben, und zwar unter anderen auch diejenigen älteren Schriftsteller, welche das Gesetz beyspielsweise nennt. (Auch von Cajus läßt sich vielleicht dasselbe behaupten, indem dieser ad 12 tabb. ad *Edictum* und mehrere ältere Gesetze commentirt hat, welche schwerlich in jenen späteren Zeiten noch für sich unbenutzt galten, sondern vermuthlich nur den älteren Schriftstellern gleich geachtet wurden.) Hr. H. fügt noch den Grundsatz hinzu, daß die würzburger Handschrift *opibus* anstatt *operibus* lieft, welche Lesart er als die schwerere mit Recht annimmt und auf solche Schriften bezieht, welche die 5 mit ihren Schätzen, d. h. ihren eigenen Arbeiten vermehrt hätten; ferner die Bedeutung von *celebrare*; daß die Interpretation zu dieser Stelle bemerkt, jene älteren Schriften seyen für sich (*suis corporibus*) nicht mehr vorhanden. — Schwerlich möchte diese Erklärung von allen Schwierigkeiten frey seyn. Hr. H. nimmt mit Hugo an, daß einzig bey den älteren Schriftstellern eine Vergleichung von Handschriften nöthig sey, welches nur auf eine sehr gezwungene Weise mit des Vfs. Deutung vereinigt werden kann. Indess würde dieses nichts machen, da nach Rec. Überzeugung die Auslegung, nach welcher bey allen Schriftstellern die Vergleichung von Handschriften nöthig ist, den Worten mehr sich anschließt. *Si tamen eorum* kann theils auf das Nächstvorhergehende, theils auf beides Vorhergehendes sich beziehen. Ein genauerer Schriftsteller würde, wenn die erste Beziehung gemeint war, *horum* anstatt *eorum* gesetzt haben; war die zweyte gemeint, *horum atque illorum*, *omnium* oder dergl. etwas. Indess wird sich bey dem Lesen des Ganzen einem jeden zeigen, daß der erste Sinn weit fehlerhafter, als der zweyte durch *eorum* ausgedrückt wäre. Daher eher hierfür, als dafür zu vermuthen ist, indem man bey jeder Erklärung lieber eine geringe, als große Nachlässigkeit des Schriftstellers annehmen muß. — Ein anderer Grund aber steht der Hauboldischen neuen Meinung besonders entgegen, daß nicht die *tristatus* bestätigt werden, welche die fünf Hauptmänner commentirt haben, sondern allgemein die *scientia*, also alle Schriften, von welchen jene fünf Schriften, d. h. eine oder die andere Schrift commentirt haben. Daher ist Rec. der Überzeugung, welche er hiemit der Prüfung des Vfs. und anderer Gelehrten vorlegt, daß außer den 5 Hauptschriftstellern auch alle Schriften derer gelten, von welchen jene 5 eine oder die andere commentirt haben. Also nicht bloß die Bücher des Scavola, wozu Modestinus Anmerkungen geschrieben, sondern alle; nicht nur der Theil des Edicts, welchen Cajus erläutert hat, sondern das ganze Edict u. s. w. — Bey einer anderen vom Vf. aufgeworfenen Frage, in welchen Fällen es nach diesem Gesetze auf Stimmenmehrheit ankomme, ist er wohl mehr als nöthig war, bedenklich. Alle Schriftsteller, welche überhaupt nach demselben gelten, werden gezählt. Denn es redet allgemein.

Noch macht uns Hr. H. in der Kürze mit 3 Handschriften der Novellen und Institutionen aus dem 13 Jahrhunderte, und 11 alten Drucken juristischer Werke die auf der würzburger Bibliothek sich befinden, bekannt, wovon 9 bey Panzer und Denis fehlen. — Der Druck dieser gehaltreichen kleinen Schrift ist gut, und dem Rec. sind nur wenige Druckfehler aufgefallen, wovon er einen irreführenden bemerkt S. 72. Z. 1 Fr. 1. §. 11. lies §. 11. Auch ist S. 45. Nr. 14 unrichtig, indem der berner Gothofredus selbst *comites cunctos* lieft. S. 57. Z. 8 ist *principimus* unrichtig als ein von Ritter übersehener Nachtrag aus der würzburger Handschrift angegeben, da Ritter es in des Druckfehlern zum zweyten Bande nachholt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1807.

G E S C H I C H T E.

- 1) KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die Statuten des deutschen Ordens*. Nach dem Original Exemplar, mit Sinnerläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beylagen, und einem vollständigen historisch-etymologischen Glossarium herausgegeben von Dr. Ernst Hennig. Nebst einer Vorrede von dem Herrn Kollegienrath v. Kotzebue. 1806. XII und 316 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Gerhard von Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens*. Ein historisch-diplomatischer Nachtrag zum ersten Bande der Geschichte Preussens. Von Ludwig von Bacsko. 1806. 24 S. 8. (3 gr.)

Den Freunden der germanischen, insbesondere der deutschen Entwicklungsgegeschichte ist der Einfluss bekannt, den die geistlichen Corporationen, die Stifter, Klöster, und die, in Palästina während der Kreuzzüge entstandenen, Ritterorden, in den früheren Jahrhunderten auf die Ausbildung der Nation gehabt haben. Der Geist, der ursprünglich diese Körperschaften belebte, wenn er gleich je länger, desto mehr, von ihnen wich, der, aus der morgenländischen Philosophie stammend, die zweyte, schönere Heimath in den Moralsystemen Platons und Jesu fand; dieser habende Geist liegt in dem großen Spruche: *entbehre und liebe! Entbehre: erhebe dich männlich über den Wechsel der physischen Güter und Herrschaft, in der Fülle des Genusses nicht aufzuschwellen, im Mangel und Mangel nicht einzuschumpfen! Liebe: übe und pflege die Menschheit, der du alles verknüpft, auch in den geringsten Gliedern! Diese Worte, der Text der ganzen christlichen Moral, waren auch die Grundlage aller religiösen Institute, namentlich der geistlichen Ritterorden, Gesegnet sey der Plan der Erziehung des germanischen Geschlechts, der den fähigen, zügellosen Lehnadel der Vorzeit durch die Schule des kanonischen Lebens führte, um ihn zu bändigen. Dafs die Ordensinstitute der Johanniter, Marianer, und Templarier, durch Schenkungen viele und so weitläufige Ländererben erwanden, eben so herrliche Früchte für die Veredlung des Adels, als für die Landescultur, getragen. Um Theil zu nehmen an den reichen Besitzungen des Ordens, mußte sich der unbändige germanische Baron wenigstens der Form nach zu jenem Grundsatz aller religiösen Corporationen bekennen: zur Nüchternheit, und in den gemeinen Ordensgelübden zur Pflicht verpflichtet. J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.*

macht war; zur Milde, die insbesondere den geistlichen Ritterorden zum Grunde lag. Freylich ward der Widerspruch immer gröfser; man strebte nach Ordenspräbenden, und mittelbar nach Herrschaft, und man versprach, zu entbehren, zu gehorchen; aber selbst die Grimasse der Resignation wirkte allmählich auf den Adel zurück. Formenspiel war es, Zunftzwang, wenn die Ritter äußerlich den Anstand beobachteten, nicht so unmäßig schwelgten und tobten, wie ihre Genossen in der Laienwelt; kalte Erfüllung der Statuten, wenn sie Hospitäler unterhielten, Leidende unterstützten. Aber in kurzem die reichsten und geachtetsten ihrer Caste, wurden sie das Vorbild für den weltlichen Adel. Allmählich fing das Licht an zu erwärmen; der Schein ward hier und da zur Wahrheit.

Bey dieser Wichtigkeit der bewussten Institute für die Cultur des germanischen Adels, kann jeder Gelehrte, der Beyträge zur innern Geschichte eines Ordens liefert, auf den Dank aller Geschichtsfreunde rechnen. Am meisten verdienstlich ist die Mittheilung und Bearbeitung urkundlicher Schriften; deren eine der wichtigsten dem Publicum in dem Werke Nr. 1 geschenkt wird. Die Veranlassung ist folgende gewesen. Hr. v. Kotzebue, mit der Ausarbeitung einer Geschichte von Preussen beschäftigt, erlangte zu diesem Behufe den freyen Gebrauch des geheimen Archivs zu Königsberg, dessen reicher diplomatischer Vorrath in seinem ganzen Umfange noch von keinem Historiker benutzt worden ist, da auch Hr. v. Bacsko erst Zutritt erhielt, als er, mit dem Schlusse des dritten Bandes seiner Geschichte Preussens, schon in die zweyte Hälfte des 15 Jahrhunderts vorgerückt war. Zwey tausend wohlerhaltene Urkunden auf Pergament, nebst einer Menge anderer Acten in mehr als funfzig starken Folioebänden, beides, Urkunden und übrige Acten, in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßt, sind bis jetzt ein verschlossener historischer Schatz gewesen. Die Darstellungsgabe des Hn. v. K. läfst allerdings an seinem unter der Feder befindlichen Werke über die preussische Geschichte etwas Vorzügliches erwarten; es wird aber gewifs jeder ernste Historiker in den Wunsch einstimmen, dafs dieser Schriftsteller, um sich doppelt verdient zu machen, auch die Urkunden selbst zum Drucke befördern möge, unterstützt von einer Regierung, deren Sinn für Wissenschaften und Cultur nach allen Katastrophen derselbe seyn wird. Am meisten wünschten wir die Mittheilung der vielen Briefe der Könige von Schweden, Dänemark, England, der Herzoge von Burgund u.

f. w., die für die Geschichte des damaligen Handels wichtig seyn sollen. Selbst durch die beste Bearbeitung werden die Quellen einer Geschichte niemals entbehrlich; jeder Historiker muß in den Stand gesetzt seyn, sie nach seinen Bedürfnissen, aus seinen Gesichtspunkten, zu benutzen.

Unter den Schätzen jenes Archivs ward auch das vorliegende Statutenbuch des deutschen Ordens vorgefunden, abgefaßt in der Muttersprache, und zwar, begreiflich, in der damaligen oberdeutschen Mundart. Hr. Hennig, der uns als eifriger Sprach- und Geschicht-Forscher bekannt ist, Gehülfe des Hn. v. K. bey der Entzifferung und Copirung der Urkunden, seit dem Frühjahr 1806 von der Schulcommission zu Dorpat zur Direction der neuangelegten Kreisschule zu Goldingen in Kurland berufen, übernahm die besondere Herausgabe und Bearbeitung dieser Quelle der Ordensconstitution. Ein bedeutender Gewinn für das historische Feld; denn bis jetzt waren die Statuten des Ordens so gut, als nicht vorhanden. Zwar giebt es mehrere Abschriften, ja es muß deren viele gegeben haben, da im 18 Kap. der Gesetze (S. 89) ausdrücklich verordnet ist, daß in jedem deutschen Hause ein Exemplar der Regel und der Gesetze des Ordens befindlich seyn sollte. Die Bearbeiter der preussischen Geschichte haben solche Abschriften auch benutzt. Aber als Copien, die in den Lesarten, in der Zahl und Anordnung der Statuten, sehr unter sich abweichen, sind sämtliche Exemplare von geringem Werthe. Es sind auch lateinische Übersetzungen der Statuten angefertigt worden; *Duellius* hat im zweyten Theile seiner *Miscellaneorum* eine solche abdrucken lassen, unter dem Titel: *debita seu statuta equitum Teutonicorum*; eine Schrift, die schon als Übersetzung verlieren würde, wenn sie auch weniger verworren und mangelhaft wäre. Hier wird dem historischen Publicum das Original mitgetheilt. Daß es dieses sey, beweiset der Herausgeber S. 8 und 9 mit hinreichenden Gründen. Zufolge einer Originalanfrage S. 29 ward auf einem Generalkapitel zu Marienburg im J. 1442 eine Revision aller Statuten veranlaßt; so entstand dieses authentische Ordensbuch. Der Herausg. hat mit demselben fünf, auf der Königsberger Schlossbibliothek aufbewahrte, Abschriften der Statuten, desgleichen das lateinische Exemplar des *Duellius*, verglichen. Er beschreibt in der Einleitung die Verschiedenheiten derselben vom Original, bemerkt in den Noten die vorzüglichsten abweichenden Lesarten, liefert in Beylagen einige Zusätze der Abschriften, die im Original fehlen. Alles mit Genauigkeit und Sachkenntniß.

Das Originalordensbuch besteht aus 4 Haupttheilen: der Regel, S. 39—74, den Gesetzen, S. 75—158, den Gewohnheiten, S. 159—198, und der sogenannten *Venie*, S. 199—218. Die Regel und die Gesetze betreffen die innere Constitution des Ordens, die Gewohnheiten die äußere, d. i. die politische, ökonomische und militärische, und die *Venie* das kirchliche Ritual. Die Ordensregel ist, der Grundlage nach, gewiß so alt, als der Orden selbst, mithin schon in Pa-

lästina entworfen, doch mit Zusätzen späterer Zeiten. Eben so hat sich der grössere Theil der Observanzen schon in der Heimath des Ordens gebildet, abzunehmen unter anderen aus dem zwölften und drey und sechzigsten Kap.: jenes (S. 171. 172) verlangt, daß der Ordensmeister das heilige Land nicht ohne Berathung mit dem Ordenskapitel, und nicht ohne Noth, verlassen, auch, daß er sich einen heidnischen (sarcenischen) Schreiber halten soll; dieses (S. 197) handelt von Brüdern, die aus dem heiligen Lande über das Meer fahren. Die Gesetze aber sind größtentheils neueren Ursprungs, unter späteren Hochmeistern abgefaßt, z. B. zu Venedig (S. 120), zu Frankfurt a. M. (S. 117), in Preussen.

Entbehre und liebe: dieser ursprüngliche Geist des Instituts offenbart sich in den meisten Capiteln der Regel und der Gesetze, auch in manchen der Gewohnheiten. Der Ordensbruder sollte z. B. strenge Diät halten, unter anderen nicht aufser der Mahlzeit trinken (S. 77); alle erregenden und leckerhaften Genüsse meiden, als Gewürze, eingemachte Sachen, Syrup (S. 84); in Krankheiten sich aller stärkenden Mittel, der Eyer, des Fleisches und Weins, sogar der Fische, enthalten (S. 86); sich einfach und anspruchslos kleiden, namentlich bloß zwey Hemden besitzen (S. 184), nicht köstliches Pelzwerk tragen (S. 52), nicht Schuhe mit Schnäbeln, welche mehrmals unterfagt werden (S. 52. 134. 150), immer allein schlafen, und zwar nicht ganz entkleidet (S. 58), nicht auf Federbetten, Matratzen, oder Filzen (S. 79), sondern auf einem Bettsack (S. 184), dabey ohne Vorhänge (S. 117); nicht auf die Jagd gehen, aufser wenn große Waldungen bey der Komthurey wären (S. 62); nicht auf Jahrmärkte reisen, wenigstens nicht lange daselbst verweilen (S. 78); keine Hochzeiten, Gelage, noch öffentliche Orte besuchen (S. 67); sich in keine Unterhaltungen mit jungen Frauen einlassen, viel weniger diese küssen (S. 67); bey Strafe des Bannes kein Nonnenkloster besuchen (S. 235); nicht spazieren gehen und reiten, da dies der Seele keinen Nutzen schaffe, wenigstens nicht ohne Erlaubniß, und der junge Bruder nicht anders, als in Gesellschaft eines alten (S. 126. 127. 147); kein Geld führen, sondern es den Vorgesetzten überliefern (S. 126. 147); durchaus keine Geheimnisse gegen die Obern haben, also kein eigenes Siegel führen (S. 59. 125); keinen Briefwechsel ohne Mitwissen der Obern unterhalten (107), keine Schlösser an Mantelfäcken und Schränken haben (S. 60), nicht einmal studiren, ohne Erlaubniß der Obern (S. 80). Die Pfaffenbrüder hatten einiges vor den Laienbrüdern in Ansehung der Subordination voraus: sie durften nach Willkühr studiren; mußten bloß die Erlaubniß der Obern einholen, wenn sie eine hohe Schule besuchen wollten (S. 80); sie konnten auch, nach der Beylage IV. S. 235, Schlösser an ihren Kästen haben, doch mußten sie sich gefallen lassen, daß auch der Komthur einen Schlüssel dazu führte. In Disciplinarsachen gehen die Vorschriften oft sehr ins Detail; es wird z. B. verordnet, daß kein Bruder barfuß gehen soll (S. 77), daß nicht zwey auf einem

Verde reiten sollen (S. 78), daß einige aufmerken sollen, um diejenigen zu wecken, die während des Gottesdienstes einschlafen (S. 191. 192). Sehr nachdrücklich ist endlich in mehreren Stellen allen Brüdern die Sorgfalt für die Kranken in den Hospitälern eingeschärft.

Was die Bearbeitung der Statuten betrifft, so können wir versichern, daß sich der Herausgeber als eben der Sache kundigen Gelehrten zeigt, der als Hofsator in Erklärung der interessanten Urkunde viel geleistet hat. Wenn er einige Dunkelheiten gelassen, oder sich hier und da vergiffen hat, so werden Lesensfeste, die von dem Werke an das Publicum errichten, aus Überzeugung von der Wichtigkeit der Urkunde, sich für verpflichtet halten, zur Berichtigung und vollständigen Erläuterung mitzuwirken. Unsern Beytrag wollen wir bereitwillig hier niederlegen.

Anstatt mehrerer Wörter, deren Erklärung überflüssig war, als: Christag, Gerte, Marichalk, Minne, Krugfes, hätte der Herausgeber manche aufnehmen sollen, die man ungern vermissen wird. Dahin gehören: 1) *Scheffer*, (S. 127. 129), welches er doch nicht mit Schäfer für einerley gehalten haben wird, da eine andere Stelle offenbar gegen diese Identität streitet, wo dem Hochmeister erlaubt wird, in Feldzügen wey Brüder als Adjutanten, und einen als Scheffer, in seinem Gefolge zu haben (S. 171). Es ist unverkennbar das oberdeutsche Schaffer. 2) *Knovele, Knoele, Knoufele* (S. 128. 130. 134), d. i. Knäuse, Knöfe. 3) *Crusen* (S. 134), nicht Kreutz, denn dieß wird *ruetz* (S. 136) oder *creucz* (S. 205) geschrieben, sondern Kragen, welche Bedeutung aus einer anderen Stelle (S. 234) hervorgeht, wo verfügt wird, daß die Halbbrüder tragen sollen ein Oberkleid, „mit witen Armelen, unde mit einer halben cruce, unde eine beffe.“ Demnach dürfte die Stelle in *Baczko's Geschichte Preussens* B. I. S. 38: „die Halbbrüder trugen nur das albe Ordenskreuz,“ dahin abzuändern seyn: sie trugen an dem Oberkleide einen halben (schmalen) Kragen. Selbst nicht ein halbes Kreuz, wenn sich ein solches denken läßt, würde man den Halbbrüdern gestattet haben, da dieß Personen bürgerlichen Standes, und Handwerksleute waren. 4) *Kogeln* (S. 30). Mit Uebergehung dieses Wortes im Glossarium, begnügt sich der Herausgeber, in einer Note das Wort Kugeln zu setzen. Was könnte es aber für eine Tracht seyn, die hier verboten wird: Röcke mit Kugeln? ec. hat hier die, unter dem Titel *Fasti Limpurgenses* durch Faust von Aschaffenburg zum Drucke beförderte, kleine limpurgische Chronik, verglichen, ein für die Geschichte der deutschen Moden im Mittelalter sehr wichtiges Werk. Hier findet man (S. 18) ff. nach der Ausgabe zu Wetzlar 1720, fast alle die Trachten wieder, die den Brüdern in den Kleiderordnungen des Statutenbuchs (S. 128 — 134) unterlagt werden, die Schuhe mit Schnäbeln nicht ausgenommen; und zwar setzt die genannte Chronik diese Moden gerade in die Zeit, in welche die Abfassung der Vorschriften fällt, die das Verbot solcher anstößigen Kleidungen enthalten. Die Vorschriften sind unter den Hochmeistern Dietrich von Waldenburg, Heinrich Dusemer

von Arberg, und Winrich von Kniprode, entworfen, welche die Ordensregierung von 1335 bis 1382 führten; und in denselben Jahrzehenden erwähnen die *Fasti Limpurgenses* das, den Brüdern verbotene, Costüme. Von den Kogeln oder Kugehn heist es daselbst unter andern (S. 19): „etliche trugen Kugeln, die hatten vornen ein Lappen, und hinten ein Lappen, die waren verschnitten und gezattelt.“ Noch deutlicher ist daselbst eine andere Angabe (S. 96) der zufolge in den Kogeln die Kappen nicht zu verkennen sind: „die Kogeln stozte eine Frau auf ihr Haupt, und stunden ihnen vornen auf zu Berg über das Haupt, als man die Heiligen mahlet mit dem Diademant.“ So viel von den Kragen (*Crusen*) und Kappen (*Kogeln*). — Einige Wörter erklärt der Herausgeber einseitig; z. B. *heizen*, wovon er behauptet, es bedeute bloß nennen, rufen, da doch aus mehreren Stellen abzunehmen ist, daß es auch lassen, befehlen, heist: S. 78: „kein bruder sol heizen koten vrendes vihes mit unsern n. f. w.“ S. 134: *der heizet unde gebutet*; S. 189: *seine bestien heizen fatten*. — Bey verschiedenen Wörtern ist er schwankend in der Erklärung. Dahin gehören: 1) *Bucram*. Erst räth er ganz richtig auf ein Zeug von Leinwand, darauf meint er, daß es auch einerley mit Barrakan oder Berkan seyn könne. Es erhellet aber aus einer Urkunde bey Rauch (*scriptt. rer. Austr. Vol. II. p. 107*), wo Bukram und Berkan neben einander genannt werden, daß beides verschiedene Zeuge waren. Bukram, *Bucaranum*, französisch *Bougram*, ist Steifleinwand. Das Wort fehlt freylich in allen alten deutschen Glossarien, selbst bey Schurz. In dem Lateinischen von du Cange steht es unter der Modification *Boquerannus*. 2) *Schaprum*. Der Herausgeber schließt aus dem Zusammenhange, daß ein Bauernkittel oder Knechterock gemeint sey. Es bedeutet aber dieser Ausdruck ein kurzes, auch von Personen vornehmen Standes getragenes, Oberkleid (*Scherz, von Schapprum und Schepieren*). — Bey einigen schwierigen Wörtern erklärt der Herausgeber, daß ihm deren Bedeutung völlig unbekannt sey; z. B. 1) *Gamerocke*, den Brüdern S. 128 verboten; allerdings in keinem Glossarium zu finden. Wir wollen eine Vermuthung äußern. Das deutsche G ist in den Urkunden dem S sehr ähnlich. Wie also, wenn in dem Statutenbuche und in den Abschriften *Samerocke* gelesen werden müßte? dann hiesse es Samtröcke. Es wird nämlich das t in diesem Worte zuweilen ausgelassen, oder eigentlich, es bleibt dieses Wort in manchen Zusammensetzungen seinem Ursprunge v. *Stamen* näher, wie in Samischleder, d. i. Samleder. 2) *Spaldenier*, ist mit *Schaprum* ziemlich dasselbe, (*Scherz, v. Spaldenier und Spoldener; du Cange, v. Spatularia*). — Endlich scheinen dem Rec. manche Wörter unrichtiger erläutert oder abgeleitet zu seyn: 1) *Cloeder zeugen*, oder, nach der Lesart einer verglichenen Abschrift (S. 315), *zeugen*. Die dunkle Stelle, worin diese Worte vorkommen (S. 128. 129), lautet, in die heutige Mundart übersetzt, also: „kein Bruder, dem ein Amt oder Vorwerk anvertrauet ist, soll Kleider weder kaufen noch verkaufen, noch zeugen. Davon sind die Schaffer und Fischmeister ausgenommen.“

Zeugen sollen jedoch auch die Fischmeister keine Kleider ohne Erlaubniß ihres Vorgesetzten.“ Der Herausgeber bemerkt darüber im Glossarium (S. 313, 316) folgendes: „*zeugen* oder *zugen*, in der Zusammenfassung mit *Kleider*, heisst: Kleiderzeug weben.“ Hier hätte ihm aber einfallen sollen, daß bey der Geringachtung, welche die Ritter gegen das Handwerkswesen hegten, keiner von ihnen, am wenigsten die Amts- und Vorwerks-Administratoren, aus Liebhaberey Tuch und Leinwand gewebt haben werden, wodurch ein solches Verbot veranlaßt worden sey; daß es eine von den größeren Strafen der Ritter war, eine Zeitlang zur Classe der Arbeitsleute degradirt zu werden (S. 111); daß also die Stelle unmöglich den, von ihm untergelegten Sinn, haben könne. Freylich befanden sich auch Halbbrüder bürgerlichen Standes im Orden (S. 188), welche Handarbeiten verrichteten (S. 187, 233); aus diesen aber wurden doch gewis die Domainen-Intendanten nicht genommen. Wenn Rec. der Sache nicht ganz auf den Grund zu kommen vermag, so glaubt er wenigstens auf der Spur zu seyn. Die zweymal vorkommenden Fischmeister haben ihm darauf geführt. *Zeugen* oder *zugen*, d. i. ziehen, bey Fischen gebraucht, heisst bekanntlich fangen. Davon ist Fischzug. (Vergl. *Urkunde* Odefricks, Bischofs von Halberstadt, vom J. 1179, bey Leuckfeld. *antiqq. Kaltenborn* p. 94). Nur kommt es bloß darauf an, ob *Kleider* ein veralteter Provinzialismus sey, womit eine Fischegattung bezeichnet worden ist. Im rheinischen und allemännischen Deutschland, dessen Dialekt die Ritter mit nach Brüssel brachten, weshalb auch das Statutenbuch darin geschrieben ist, ward vor einigen Jahrhunderten der Lachs, insbesondere weiblichen Geschlechts, *Lyder* genannt (*Conradi Gesner hist. animal. Tiguri*, a. 1558. Fol. Tom. III. p. 972). Daraus ist wahrscheinlich *Klyder* oder *Kleyder* geworden. Daß diese Vermuthung nicht zu gewagt, und das K oder C ein späteres *praefixum* ist, kann Rec. mit demselben Worte, in der Bedeutung von *vestis*, beweisen. In einer Urkunde des Magistrats von Wien, v. J. 1357 (bey Rauch, a. a. O., Th. III, S. 82) heisst es: „*tuch-peraitter und loden-wurthen*.“ — „Kein Administrator von Ordensämtern soll Lachse fangen, kaufen oder verkaufen, mit Ausnahme der Schaffer und Fischmeister; fangen aber sollen auch die letzteren keine ohne Erlaubniß.“ Diese Erklärung würde wenigstens nicht gegen die Geschichte verstoßen. 2) *Kaffe Spil*, wird (S. 67) verboten. Der Herausgeber bemerkt dabey im Glossarium folgendes (S. 273). „Dieses Wort bedeutet, wie man aus der Verbindung schließen muß, wahrscheinlich eine Spielgesellschaft beym

Kaffee oder in einem Kaffeehaufe. Was sollte es anders seyn? Hierdurch wird die gewöhnliche Meinung widerlegt, die man über die Zeit der Einführung des Kaffee in Europa hegt u. s. w.“ worauf er in eine Geschichte dieses Getränks eingeht. K steht häufig statt G, nach einigen deutschen Dialekten. Kaffen ist so viel, als gaffen (vergl. Scherz, col. 749). Rec. trägt demnach kein Bedenken, *Kaffe-Spil*, (wie im Statutenbuche geschrieben ist,) durch Schauspiel zu übersetzen. Schauspiele waren zu jener Zeit nicht mehr bloße rhetorische Übungen der Klosterschüler, sondern öffentliche Vergnügungen, die aber zur Libertinage gerechnet wurden, daher die Schauspieler verrufen, und gleichen Ranges mit den Buhlerinnen waren (*Urk. Heinrichs von Niederbayern*, v. J. 1279, bey v. Krenner *Anleitung zu dem näheren Kennniß der bayerischen Landtage des Mittelalters*, S. 110). 3) *Platte* wird durch Brustharnisch erklärt, und der Unterschied derselben vom dem Panzer darin gesetzt, daß jene eine bloße Brustbedeckung gewesen, dieser hingegen über den ganzen Leib gegangen sey. Aus der Himpurger Chronik (S. 23, 24) geht der richtige Unterschied hervor: „in dieser Zeit vergingen die Platten in diesen Länden, und die reißigen Leute, Herren, Ritter, Knechte und Bürger, die führten alle *Schwappen*, Panzer und Hauben.“ 4) *Bitancie*, *Pycancu* (S. 107, 150), im Glossarium (S. 248). Der Herausgeber stellt dreyerley Bedeutungen auf. Rec. hat das Wort für das verstümmelte *Deputandum*, jetzt *Deputat*; welche Bedeutung dem Zusammenhange am meisten entspricht. 5) *Venie*. Die Bedeutung hat der Herausgeber richtig erathet; aus verschiedenen Stellen (S. 203 — 205) ergibt sich unverkennbar, daß es Kniebeugung heisst: „also dicke (so oft) man anseu vrouwe nenet in der collecten so sal man venien, — sal man an de venie ligende seyn, — soz stectum genu sal man venien, — wie dicke man spricht stectum genu sal man venien.“ Aber die Ableitung von Knie ist verfehlt. Knie ist nicht in *Venie* verderbt worden, denn es kommt mehrmals unverstümmelt vor, z. B. S. 136, 233, besonders S. 205: „sal man vor thun eine lange venie, unde is (das Kreuz) dornoch knyende bußen.“ *Venie* ist das lateinische *Venia*. Weil bey diesem Gebete jeder auf die Knie fallen mußte, so ging der Name des Gebets auf die, wesentlich damit verbundene, Handlung über; und das Zeitwort *venien* ist geformt wie *leccien* (S. 127), d. i. Lektion halten. Der Herausgeber beklagt sich, *Venie* in keinem Wörterbuche gefunden zu haben. Bey Scherz und da Cange würde er nicht vergeblich gesucht haben.

(Der Beschuß folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Salzburg, b. Mayr: *Christliche Sittenlehre mit Beyspielen*. Vorzüglich dem Bürger- und Bauernstande gewidmet von Georg Pureberrl. 1806. 112 S. 8. (6 Gr.) Eben deswegen weil dieses Buch vorzüglich dem Bürger- und Bauernstande gewidmet ist, hätte sich der Vf. bestreben sollen, mit mehr Bestimmtheit und Armutigkeit zu reden. Da wäre denn freylich auch nöthig gewesen, daß er sich um richtige Begriffe bemüht hätte, die überall fehlen. Wir wollen ein paar Seilen anheben, und unser Auspruch wird gerechtfertigt seyn. Vor. „Wie sehr es aber zu wünschen wäre, daß ein gutes moralisches Bü-

chelgen sich in den Händen eines jeden Menschen vom Bürger- und Bauernstande befände; wird der genug einsehen; der wenige Kenntniß der Menschen hat; ja Manche mögen das Bedürfnis einer solchen Schrift nur zu oft gefühlt haben.“ S. 4. „Wir haben nämlich als Menschen einen Körper — fühlen durch selben allerlei Bedürfnisse, und mit diesen auch verschiedene Triebe und Neigungen zu mancherley Gegenständen. Wenn wir solchen Trieben und Neigungen unseres Körpers (NB. den wir als Menschen haben) folgen; so erniedrigen wir uns zu dem Thiere herab, und hören auf Menschen zu seyn.“ Rec. wünscht, daß Hr. Z. lieber nachhören möchte, Volkschriftsteller seyn zu wollen. AN.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 M A Y, 1807.

G E S C H I C H T E.

- 1) KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die Statuten des deutschen Ordens*. etc. Herausgegeben von Dr. Ernst Henning u. s. w.
- 2) Ebendasselbst: *Gerhard von Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens* etc. Von Ludwig von Bacsko u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir können uns nicht enthalten, noch etwas über einige Folgerungen zu bemerken, die Hr. Henning eigentlich für die preussische Geschichte zieht. Das zweyte Kapitel der Regel (S. 41) erlaubt der Ordensbrüderschaft, Güter, unter anderen mit Weingärten, zu besitzen. Dieses Statut rechnet der Herausgeber in einer kurzen Note zu den Beweisen, dass in den Zeiten der Ordensregierung Weinplantagen in Preussen Statt gehabt haben; lässt sich jedoch übrigens nicht auf diesen Gegenstand an. Der vormalige Weinbau in diesem nordischen Lande ist schon manchem Naturhistoriker aufgefallen; zu bezweifeln ist er nicht. Schon in den Supplementen zu der preussischen Chronik Peters von Dusburg, (Ed. Hartnoch, p. 428) wird erzählt, dass im Jahre 1379 die Ämter und die Weinpresse in Preussen sehr frühzeitig gewesen sey. In einer Note sammelt Hartnoch mehrere Umstände als Beweise für die ehemalige Existenz von Weinplantagen. Vollkommenen Anschluss giebt die kleine Schrift von J. N. Becker: *Versuch einer Geschichte der Hochmeister in Preussen, seit Winrich von Kniprode, bis auf die Gründung des Erbherzogthums*; Berlin, Schöne, 1798. 8. Die Art, den Wein zu ziehen, wie sie hier (S. 99 ff.) aus einer ungedruckten preussischen Chronik des Vincenz von Mainz, Hofkaplans des Hochmeisters Winrich von Kniprode, erzählt wird, macht die Sache bagatellisch. Man wird lauter Anhöhen gewählt haben, deren Abhang nach Mittag gerichtet war. Um die Ranken den scharfen Winden nicht auszufetzen, wurden dieselben an keine Pfähle, sondern entweder an ganz kurze Stöcke, oder gar nicht, angebunden, so dass sie kurz über den Erden krochen. Sauer, für den Gaumen keineswegs angenehm, muß aber notwendig das Gewürze gewesen seyn. Ohne Zweifel hat man daher den Landwein, wie dieses häufig in der Vorzeit geschehen ist, mit Gewürzen und Honig zu einem künstlich wohl schmeckenden Getränke bereitet (*vinum coctum, conditum, mellatum*). Rec. hat diese kurze Ausführung hereingeholt, um auf die Erklärung einer Stelle der Statuten (S. 4. l. Z. 1807. Erster Band.

78, 79) zu kommen, wo den Brüdern verboten wird, *Lutertrank* zu machen und zu trinken. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist hierunter der, mit Honig gekochte, Landwein zu verstehen; denn das lateinische Exemplar des Duellius (S. 35) hat den Ausdruck *pingmentum*; und Scherz führt aus einer Handschrift der Abtey St. Blasien die Glosse an: „*Lutendranse, malsum*.“ Auch unser Herausgeber sagt im Glossarium, dass ein Getränk aus Wein, Honig und Gewürzen gemeint seyn könne, geht aber nachher zum Brantwein über. Hätte aus das reichhaltige Wörterbuch des mehrmals angeführten Scherz bey seiner Arbeit benutzt, so würde er in dieser, wie in einigen anderen Stellen, seinen Erklärungen größere Bestimmtheit gegeben haben. So unzweifelhaft nun der vormalige Anbau des Weins in Preussen, und dessen Bereitung zu einem künstlichen Getränke ist, so kann doch die angeführte Stelle der Statuten nicht als neuer Beleg dazu gelten. Von der Ordensregel sind wenigstens die ersten sieben Kapitel schon in Palästina entworfen; der Inhalt derselben betrifft hauptsächlich die Veranlassung des Ordens: die Hospitaller, die Krankenpflege, die Almosen zur Unterhaltung des deutschen Hauses zu Jerusalem. Ausdrücklich wird unter anderen im zweyten Kapitel gesagt, dass der Orden Getreideäcker, Weingärten, Mühlen u. s. w. annehmen dürfe, um die Kosten der Krankenpflege und der Unterhaltung der Armen zu bestreiten. Hier ist also gewiss von den Grundstücken die Rede, die dem neu gestifteten Orden auf deutschem Boden, besonders in den Rheinländern, geschenkt wurden. Der Zusatz: „*nach dem das eo. in privilegien vorsthen sin*.“ bekräftigt den Rec. in dieser Auslegung; denn auf preussischem Boden fragten die Ritter nicht nach Pergamenten. — Einmal geschieht in dem Statutenbuche der Slaven Erwähnung. Der Herausgeber nimmt an (S. 207), dass darunter kriegsgefangene, unterthanig gemachte, Preussen zu verstehen, und dass die Preussen ein slavisches Volk sind. In die Prüfung der letzteren Meinung einzugehen, würde hier fremdartig seyn; also nur einige Worte über die erstere. Offenbar fällt diese von selbst weg, da das Local der Verfertigung der Statuten, in denen Slaven vorkommen, ebenfalls Palästina gewesen seyn muß. Denn die Slaven werden in diesen Kapiteln (S. 180, 184) mit den Kameelen zusammengefaßt: „die Kameele sollen die Aufsicht führen über die Kameele, Packpferde, Wagen, Slaven, Zimmerleute, Maurer, und andere Handwerksleute, über das in Schiffe eingehende Getreide und Tuch u. s. w.“ Wie nun die Kameele nicht nach Preussen verschifft werden können, so auch die Slaven nicht. Die

Mm

STATISTIK U. LITERATUR, b. Göbbels und Unzer:
Grundriss einer Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik aller Provinzen des preussischen Staats
 u. f. w. von Ludwig v. Bacsko, Prof. der Geschichte bey der Artillerieakademie u. f. w.
 1804. II und 174 S. 8. (10 gr.)

Sehr achtungswerth ist das Bestreben des Vfs, mit seinen Kenntnissen und seinem rastlosen Fleisse ununterbrochen dem Vaterland nützlich zu seyn. Auch dieser Grundriss ist ein neuer Beweis davon. Schade nur, daß eine zu rasche Beschleunigung der Ausführung den Gewinn dieser nützlichen Arbeit größtentheils vernichtet hat. Es ist ein Fehler des Plans, daß dieses Werk für so verschiedene Schulen, (die niedrigsten Bürgerschulen ohne studirte Lehrer, und die höhere Classe lateinischer Schulen) bestimmt wurde, wodurch die Einleitung von der mathematischen und physischen Geographie (S. 1—17), von der politischen (bis S. 30) und die historische Einleitung (S. 71—94), ein Viertel des Ganzen, bey den letzteren wenigstens überflüssig wird. Am besten wäre es wohl gewesen, diese allgemeinen Kenntnisse hier nicht vorzutragen, die in eigenen dafür bestimmten Werken doch eben so gut gelehrt werden. Das erste Erforderniß eines Lehrbuchs für Schulen ist ohne Zweifel die größte Genauigkeit und Treue; gegen diese dürfte aber hier öfters verstoßen seyn. Daß nicht alle neueren Entdeckungen nachgetragen sind, daß man so manche veraltete Meinungen noch antrifft, ist verzeihlich, dies wollen wir übergehen (S. 94 u. f. ältester Zustand der Marken); aber es sind eine Menge Unrichtigkeiten aufgeführt, welche recht wohl vermieden werden konnten, und in einem Buche für die Jugend vermieden werden mußten. So versteht man gewöhnlich unter *Dom* eine hohe bischöfliche Kirche, und wenn auch die Einwohner von Bielefeld und Soest die Kapitel ihrer Stiftskirchen Domkapitel nennen, so hätte doch dieser Provinzialismus nicht beybehalten werden sollen (S. 53). S. 98 die *Nordmark* lag nicht jenseits der Elbe (besser am westlichen Ufer), die *Altmark* war Patrimonialbesitzung Albrecht des Bären. Schlimmer ist es, daß oft die Begebenheiten ganz nackt hingeworfen sind, ohne daß sie doch Rubriken seyn sollen, und ohne daß der Schüler irgend

einen Grund erfährt, warum die Begebenheit hier erscheint. Selbst der kundige Leser ist oft gezwungen zu rathen, was der Vf. wollte; wie wird es da dem ersten Anfänger ergehen! — S. 103 „Ein Zweig der Grafen von Hohenzollern beherrschte Anspach und Baireuth;“ gab es denn solche Lande damals schon? S. 168 aber gar: „In Anspach und Baireuth hatte ursprünglich das Haus Hohenzollern einige kaiserliche Rechte verwaltet, nachher diese Länder als Eigenthum erhalten.“ Welche Ideen mag der Schüler wohl durch diese Worte von der Erwerbung der fränkischen Provinzen bekommen, die bekanntlich sehr allmählich vereinigt sind! wer mag hier das Burggrathum und seine Bedeutung auffinden! S. 104; Böhmen entlagte 1742 nicht der *Landes*, sondern nur der *Lehnshoheit* über Croffen. S. 139. Die im westphälischen Frieden getheilten Länder Magdeburg, Halberstadt, Minden, und ein Theil Pommerns, sollen erst 1632 wirklich eingeräumt seyn. Dies ist sehr unter einander gemischt. Das erstere Land kam erst 1680 an Brandenburg, die beiden anderen schon 1649 und 1650; das letztere freylich erst 1653, wie der Vf. gleich nachher selbst sagt; daß das Bisthum 814 nach Halberstadt gekommen seyn soll, ist nicht richtig. In diesem Jahre bestätigte ihm nur der neue Regent die Privilegien seines Vaters. Nicht die *Grafchaft Hohnstein* zog Bischoff Heinrich Julius ein, sondern die graflich hohnsteinschen Herrschaften, Lora und Klettenberg. Obri-gen kamen sie durch diese ungerechte Handlung nicht an das Stift, sondern der Bischoff ließ sich damit, wie später mit Rheinstein, belehnen. Das Amt Berg wurde nicht erst 1698 (S. 140) vom König August wie der abgetreten, sondern schon 1687, wie S. 142 hätte bemerkt werden sollen; es gehörte auch der weisenselschen Nebenlinie des Kurhauses, nicht diesem selbst. S. 142. Bischoff Ludwig von Minden hat dieses Bisthum nicht als *freyes Herzogthum* 1332 erhalten, sondern er erwarb nur ein frey Herzogthum in dem Stift, d. h. die höchste richterliche Gewalt; weiter braucht man sich hier über die Urkunde nicht zu verbreiten. Hildesheim soll noch in *Elze* (nicht in *Elten*) gestiftet seyn; das Bisthum kam nicht nach 1519 unter braunschweigische *Landeshoheit*. Doch es wird genug seyn!

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Wernigerode, b. Struck: *Die Wernigerodische Dienerschaft.* Ein Versuch zum Opfen kindlicher Liebe, dem besten Vater bey der Feyer seiner funfzigjährigen Dienstzeit geweiht vom Archivar *Delius*. 1805. 40 S. ohne die Vorrede. 8. Die seltene Feyerlichkeit, zu deren Gedächtniß diese Schrift aufgesetzt worden ist, macht dieselbe schon merkwürdig; aber sie ist auch sonst, wegen des mühsamen Fleißes, womit so viele Namen und Jahrzahlen aufgesucht worden sind, dem Liebhaber und Forscher der wernigerodischen Landesgeschichte unentbehrlich. Die Vorrede ist ein Glückwunsch an den würdigen Vater, und macht dem Herzen seines Sohnes Ehre. Man muß die Wahl des Gegenstandes schon wegen dieses Gedankens billigen, weil unter allen acht Hundert gräflichen Beamten, welche hier aufgezählt sind, und zwar in einem Zeitraume von beynahe vier Jahrhunderten, nur sehr wenige, und nementlich nur ein Rothmann, die *selbste* Dienzeit er-

reicht haben; aber auch deshalb, weil dadurch seltener, als durch jeden anderen Glückwunsch, für die Erhaltung des Andenkens des Jubelgreises gesorgt worden ist. Zuerst werden die Regenten der Grafschaft Wernigerode aus dem Hause Stüßberg von dem Grafen Botho 1426 an aufgeführt, hernach die zum Hofstaat, zur Regierung, zum Stadtrat, zum Gerichten und Finanzwesen, ingleichen zum Berg- und Forstamt, und zum Consistorio gehörigen Beamten, auch die Prediger in der Stadt und in den Dörfern, endlich die Schullehrer der wernigerodischen Oberschule, mit Vor- und Zunamen, auch mehrtheils mit Beziehung ihres Geburtsorts und vorherigen Amtes, auch ihrer Dienzeit, und ihres Absterbens, verzeichnet. Es ist zu wünschen, daß das Beyspiel des gelehrten Vf. bey ähnlichen Gelegenheiten, zur Aufklärung und Berichtigung der veralteten Geschichte, viele Nachfolger finde.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M A Y , 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Über die Berechtigung der Advocaten und Procuratoren des ehemaligen Reichs - Cammergerichtes zu einem Entschädigungsanspruch, 1807. 68 S. 8.*

U n t e r den mannichfaltigen Herabwürdigungen, denen im Lauf der Jahrhunderte auch große Nationen sich manchmal fügen müssen, sind keine eigentlich entehrend, als welche man sich selbst zuzuschreiben hat, und bey der mindesten Energie sich ersparen könnte. Bey der noch immer unbefriedigten Entschädigung der Mitglieder und Diener des gewesenen höchsten Reichsgerichtes, weiß man nicht, ob man sich mehr darüber zu schämen hat, über einen Gegenstand, welcher die Evidenz, die gemeinsten Menschengefühle, den Anstand und die Nationallehre für sich hat, mehrere Schriften erforderlich zu finden, oder (weil wir das biedere Gefühl des Rechts unserem gezeugten Volk nicht gern absprechen mögen) darüber, daß wir auch in dieser Auslösungsperiode, in einer Zeit, welche alle edlen Gemüther wecken sollte, immer noch sogar ungefehlt sind, nicht einmal über so etwas zu einer gemeinsamen Vorkehrung entschließen zu können. Was wird es in größeren Dingen künftig werden, wie wird irgend eine Achtung in Europa zu gewinnen seyn, wenn selbst eine so einfache, dabey so dringende Sache, die Beherzigung von keinem unserer Vorsteher bis zu praktischem Vorschritt erregt! Eine traurige, viele Hoffnungen niedererschlagende Erscheinung! Niemand verüble dem Rec. den Ausdruck seiner Wehmuth: Er möchte in dem verwesenden Körper so gern irgend etwas Leben bemerken; es giebt Kraftäuserungen, welche allezeit erlaubt sind, und selbst im Unglück Würde geben. Was hilft das Jammern, wenn jeder Monat ein Beweis wird, es athme nirgendwo ein höherer Sinn? Und wer kann helfen, wenn wir über die Rettung unserer eigenen Ehre so unverantwortlich gemüthlos sind. Schlachten hat auch Hannibal, Friedrich und beynahe Cäsar verloren; aber die Abwesenheit von Geist und Kraft ist die weit schmähere, und allein wahre Niederlage; diese hat man sich selbst zuzuschreiben.

Vier und dreyßig Subalterne, aber wesentliche Reichsstaatsdiener, welche ihr ganzes Leben, zum Theil bis in die 70. 80 Jahre, der Vertretung des Rechts gewidmet haben, und nun, nach dem unverschiedenen Unglück, vorerst jährlich 29500 Thlr. (nachmals aber immer weniger) bedürfen, um, bis sie

zusammensterben, mit einiger Anständigkeit sich durchzuhelfen; diese Männer, bey welchen sonst mancher Auskunft und Leitung fand, sollicitiren jetzt bald Ein Jahr um ein Recht der Menschlichkeit, ohne Beruhigung. Denn nur provisorisch konnte der edle Fürst Primas aushelfen.

Man kann die gegenwärtige Schrift (eine Beantwortung der bodenlosen Einwürfe des Nachtrags zu der Schrift über ihren künftigen Unterhalt) nicht ohne traurige Empfindung lesen. Schriftsteller mußten in Deutschland auftreten, welche, um der großen, gerechten Nation 29500 Thlr. zu ersparen, in die Thränen der Armuth ihre Feder tief eintauchen, um zu zeigen, daß 34 ehrenhafte Mitbürger zu ihrem notwendigen Lebensunterhalt keinen Rechtsmittel haben. Da kommen nun die Benachtheiligten, keineswegs mit einer pathetischen Anrede, noch mit den dramatischen Mitteln zu Erregung des Mitleidens; sondern mit einer klaren kräftigen Ausführung des Beweises, daß ihre Sache gerecht und ihre Erhöhung eine Schuldigkeit ist.

Vor und nach der bisher bestandenen Cammergerichtsform (1467, 1644. f.; und C. G. O. selbst) sind sie als *unentbehrliche Reichsstaatsdiener, des Richters rechte Hand* angesehen: es ist ihnen *verboten* worden, *andere Ämter anzunehmen* (C. G. O. 1 Th. 19 tit. § 5.); und indem ihnen auferlegt wurde, *Sachen der Armen unentgeltlich zu führen* (S. 28), wird andererseits die *Sorge für ihre Kinder* ihnen abgenommen (S. 38). Nun, da das Studium, welches eine halbe Lebenszeit erforderte, seine Anwendbarkeit (nicht ohne Vortheil für mehrere ansehnliche Stände) einsmals verliert, und sie als solche von aller ferneren Wirkksamkeit abgeschnitten sind, wird — gegen sie sophistisirt: man will ein Viertel ihres Verdienens für das Ganze nehmen (S. 43, 52), und spricht der Reichskündigkeit Hohn. Warum? Wie hoch beläuft sich denn der Lohn der Ungerechtigkeit, welchen man unter scheinbarem Titel zu gewinnen vermeint? Man höre. S. 60: „80909 Thlr. 70 xr. find die ganze Jahresexigenz aller aus der Cammergerichtscasse bisher befohlenden Diener.“ S. 63: „Die Summe der jährlichen Matricularbeyträge beläuft sich (mit Zurechnung von den Zinsen ausstehender Capitalien) auf 87000 Thlr. 9. Eigentlich bedürfte man also 22950 Thlr. Wer wollte sich nicht wundern, daß ein Wort verloren wird? Aber 1) floßen die Matricularbeyträge von jeher nicht allezeit richtig; 2) glauben vielleicht einige Souverains viel zu thun, wenn sie *die ihrigen* bezahlen, und bedenken die *Schuldigkeit* nicht, hierüber auch in die Stelle der zu ihrem Vortheil *mediatisirten* Stände ein-

Nn

treten zu sollen; woraus ein starkes Deficit und vielfache Verlegenheit und Verwirrung entstehen muß; über erforderliche Anstellung; daß also einer fortwährenden und Jahren wohlwendig ist: eine in ihrer Ausgabe. Es allermeisten, ja Rechtsden Fürstlichen (S. 33), dieser Männer Pension in jedem jährlichen Zögling noch weiter Plusmacher, welchen einmal ihres muß, eine len, welche, der den Ths.

Ohne Druckort. (Weimar): Zum feyerlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Anna Amalia, verewitteten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, geb. Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. 1807. 4 S. in Fol. *).

So wenig unsere Gewohnheit ist, Gelegenheitschriften, deren Inhalt gewöhnlich so bekannt, wie ihre Form alltäglich, ist, näherer Betrachtung zu würdigen: so wenig bindet uns dieses als Regel, wenn von einem Kunstwerk die Rede ist, welches als Muster die allgemeine Publicität verdient, besonders wenn schon der Gegenstand ein größeres, weitverbreitetes Interesse anpricht. Die Fürstin, von welcher diese Blätter handeln, gehört, nach dem wohlthätigen Einfluß ihrer Einsicht und ihrer vorzüglichen Geisteskultur, in der That nicht bloß dem Lande, dessen Mutter sie war; sie gebot eben sowohl dem gemeinsamen Vaterland, und, insofern dessen Literatur auf das Ganze der Civilisation wirkt, auch der Menschheit. So viel that sie, um ihr Weimar zu einem Sitz der Kunst und Wissenschaft zu erhöhen, von dem eine seltene Zahl vollendeter Geisteswerke sich durch Europa verbreitet haben. Eben dieses Verdienst wird in vorliegender Denkschrift neben den zunächstliegenden einer Landesregentin, wie sie in den schwer-

sten Zeiten war, und einer großen Frau, die auch im stillen Privatleben blieb, mit eben der würdevollen Einfachheit erhoben, welche der Verewigten charakteristisch war, und so sehr an sie fesselte. Diese, man soll nicht sagen Kunst; sondern diese glückliche Harmonie der verherrlichten Seele mit der Empfindung des Genies, welches den Sprecher dieser edlen Rede in allen seinen Unternehmungen leitet, giebt dem Aufsatz etwas gemüthlich Schönes, das einem wohl thut, wie einst in ihrer Umgebung, und das bey Anlässen dieser Art so ungemein selten ist, wie ein inspirirender Gegenstand und ein den Gott in sich führender Maler.

Es ist wahr, man gleitet über die Dornen, welche Sie auf ihrer Laufbahn fand und muthig untertrat, und durch die Nacht der letzten Katastrophe an der Hand dieses Führers so leicht und schnell dahin, daß man am Ende kaum begreift, so viel in so wenig Worten gelesen, gesehen zu haben, und nun begierig das Blatt wieder durchläuft, um übersehen Beywörter, worin Winke sind, um die leisen Töne noch recht zu belauschen, wodurch vom Detail noch etwas zu vernehmen seyn möchte. Eine weitere Ausführung bleibt am Ende der zärtliche Wunsch des mehr gereizten, als befriedigten Lesers. Möge dem hohen Dichter und Weisen die Herabstimmung der Leyer und einiges Ausruhen von Meditation der Natur beliebig seyn, um für das Andenken der Mutter Amalia den Griffel der Geschichte zu ergreifen, und auch in dieser Art uns Muster zu werden! Dann werden viele große Schatten, die mit ihr verbunden waren, viele ehrwürdige Namen, die Sie an sich zog, die unerkannten Verdienste um ein glückliches Ländchen, mehr als Ein schweres, mehr als Ein belohnendes Verhältniß verschiedener Zeiten in belehrendes Licht hervortreten; wie schon Italien im Widerschein Ihrer seelenvollen Blicke glänzen! In spätem Geschlechtern werden die Nachkommen erkennen, welche Weisheit und liebenswerthe Tugend so ein Beyßpiel zu erbllicher Obfliegenheit macht. Anderer Seite wird für das Land, für das Haus, so Ihrem Herzen am nächsten gewesen, neue Liebe erwachen. Ihre unwandelbaren Grundsätze in beyderley Glück, die Philosophie ihres Lebens wird auch denen wohltun, die Sie nicht sehen, Sie wird weiter wirken, und in seiner Fülle wird wahr werden, was hier am Schluß die Meißnerhand so herrlich andeutet:

„Das ist der Vorzug edler Naturen, daß sie von höheren Regionen uns, gleich Sterne, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf, bey einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt, zu nehmen haben.“

Ths.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: Fragmente einer Charakteristik des Alterthums. Von Aug. E. Zinseling. 1806. 203 S. 8. (14 Gr.)

Durch diese Fragmente wollte Hr. Z. „die Frage beantwortet sehen, ob die Idee einer allgemeinen Charakteristik des Alterthums, und wie sie ausgeführt werden müsse.“ Für die erste, für das Ob? wenn sie einer Antwort bedürfte, ist aber hier kaum etwas geschehen;

*) Diese zunächst für die weimarischen Länder bestimmte, und nicht als Verlagsartikel verkaufliche Denkschrift ist dem Weimarischen nach im Intelligenzblatt unserer J. A. L. Z. No. 30 wieder abgedruckt worden. Vollständig hat sie Hr. Gen. Sup. Haberfeld zu Eisenach seiner Predigt zu der bey der Gedächtnisfeier der Durchl. Fürstin und Frau Anna Amalia (Eisenach. 1807. 46 S. 8.) beygefügt.

für die zweyte, das *Wie?* wenigstens so viel, daß man sieht, was Hr. Z. eigentlich von einer solchen Charakteristik verlangt. Nicht mit Unrecht tadelt er das bisherige Verfahren; nicht mit Unrecht behauptet er, daß der Weg des Gefühls ins Alterthum hinein für uns kalte Hyperboreer durchaus verschlossen sey, und verschlossen bleiben müsse, und daß wir keinen anderen Eingang finden können, als den auf dem Wege der Speculation. Wenn auch dieser Ausdruck, verglichen mit dem eigenen Verfahren des Vfs., nicht gerade der beste ist, so ist doch der Sinn gewiß recht gut. Wer das Alterthum verstehen will, der wird es nicht auf eine andere Weise verstehen können, als durch die Philosophie; ohne sie läßt sich überhaupt ja nichts verstehen, wiewohl man Vieles merken kann. Ein Parallelsiren mit unserer Zeit würde schon viel leisten; aber eigentlich doch nur das bewirken, daß man sich für das Alterthum mehr interessirte, als der Jüngling, den es so wenig durchdringt, jetzt vermag. Verstehen lernen wird er aber durch jenes Parallelsiren weder unsere Zeit noch die alte, wenn er nicht die Zeit überhaupt verstehen lernt, und dadurch einen Maßstab erhält, an welchem sowohl jene als diese gemessen werden kann. Nur da, „nur in dieser Idee liegen die letzten und höchsten Ursachen der Eigentümlichkeiten der alten Völker wie der neuen;“ sonst werden sie überall umsonst gesucht. Bey der gewöhnlichen Weise, wo man dem Jüngling einige historische Notizen bey dem Lesen der Alten giebt, ist es wahrlich nicht zu verwundern, „daß der angehende Leser der Alten, der nicht mehr wie zur Zeit der Reformation, mit allem Geistesreichtum unbekannt, sondern mit einem Vorgefasse moderner großer Geister, die sich selbst am Alterthume genährt hatten, als mit schon hochgespannten Ideen zu den Alten kommt, das an ihnen nicht findet, was er finden soll.“ Wenn wir aber auch die Philosophie, die Hr. Z. seinem „allgemeinen Entwurf einer Charakteristik des Alterthums“ zum Grunde legt, nicht eben hoch nachlagen: so können wir doch nicht umhin das zu leben, daß er auf Philosophie dringt. Die Freyheit des Geistes, mit welcher er sich über das Gewöhnliche erhebt, verdient Achtung. Auch gestehen wir gern, daß diese Philosophie, die ihm, nachdem er mehrere Systeme durchstudirt hatte ohne zu finden was er suchte, ganz unge sucht entstand, in diesem Buche nicht im Zusammenhange dargelegt werden konnte. Wir wollen daher auch nicht weiter über sie urtheilen; über das, was wir von ihr in dem Buche finden, werden wir einige Worte sagen dürfen, ohne *liberal* zu werden. Hr. Z. glaubt in der Natur ein Fortschreiten nach Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität zu bemerken, die mit einander zu wachsen scheinen, wie die Natur von den Mineralien durch das Pflanzenreich hindurch bis zu dem Menschen vollkommnere Gestalten bildet. Durch die Muskel wird die Activität des Thieres größtentheils der Pflanze. „Ein neuer Theil kommt hinzu, und mit ihm entwickelt sich der höchstmögliche Grad von Activität und Spontaneität, die Nerven. Durch sie entsteht Bewußtseyn.“ (Nach diesem Satz ist denn freylich auch ein anderer richtig, daß nämlich auch

die Thiere Begriffe, Urtheile und Schlüsse machten; aber schwer dürfte dieser wie jener zu beweisen seyn.) Die Spontaneität ist das höchste, und wird erst durch die beiden anderen möglich. „Über sie geht oft alles Andere verloren, so daß selbst die Tugenden, die man so oft für die Hauptbestimmung des Menschen hielt, nur Kerbholzer und Perückenstücke scheinen, an denen die menschliche Spontaneität schnitzeln und fröhnen lernen sollte. Daher ist das *Anoditische* viel-

gerade, *Spontaneität* (wenn man sie so nennen will) das Höchste ist,) von Vielseitigkeit, besonders von größerer Nervenzahl, von Activität und den Bildungsmitteln beider. — Es wird wohl nicht nöthig seyn, diese Philosophie zu widerlegen; sie angestrichen zu haben, scheint genug.

Besser als diese Philosophie ist das, was Hr. Z. über die alten und neuen Völker sagt. Freylich wird dadurch keins der alten Völker begriffen, wenn irgend eine Erscheinung, die sich in ihm offenbart, aus dem Grade der Vielseitigkeit, Activität und Spontaneität erklärt wird. Denn, wenn diese nur wieder so hingefagt wird: das und das kam daher, weil das Volk nur auf einer niederen Stufe der Trias stand u. s. w. so wird ja die ganze Ansicht wieder zur historischen Notiz, die wiederum die Frage veranlaßt: warum war denn das so? Woher kam es, daß dieses Volk nur auf diesem Grade der Trias stand, während jenes sich höher oder niedriger zeigte? Aber die Parallelen mit unserer Zeit, besonders in den „vermischten Fragmenten“ sind oft sehr glücklich, welches jedoch nicht heißen soll, daß wir ihm überall beystimmen. Die Seitenblicke auf die christliche Religion können recht gut fehlen. Überhaupt aber zeigt der Vf. Scharfsinn und Bekanntschaft mit den Alten. So gern wir das anerkennen und loben, so wenig können wir der Form unsern Beysall geben, in welcher Hr. Z. seine Fragmente ausgestellt hat. Wenn wir auch das übersehen wollen, daß es eben Fragmente sind, die wir nur in wenigen Fällen billigen möchten: so bleibt noch zu tadeln übrig, daß die Sätze zuweilen so selbst hinter einander stehen, als hätte der Vf. sie gerade so stehen lassen, wie er sie etwa gelegentlich niederschrieb; und dann erscheinen sie zuweilen in einer so buntten Gestalt, daß man kaum ersticht, wel-

cher Nation sie angehören. Griechische, lateinische, französische und deutsche Wörter sind aufs Ärgste durch einander geworfen. Dieß ist um so weniger zu loben, da Hr. Z. an manchen Stellen zeigt, daß es nicht aus Unbehilflichkeit geschehen ist. Die Nachlässigkeit aber ist selbst mit den „Beschäftigungen“, zu denen einst ein gerechtes Schicksal den sicilischen Tyrannen zu Korinth bestimmte“ (so umschreibt Hr. Z. das gute Wort Schullehrer!) nicht zu entschuldigen. Selbst in den Stellen, die am besten gerathen sind, herrscht ein gewisses ungeschicktes Hinreden, für welches Rec. keinen rechten Namen weiß, oder eine solche Natürlichkeit, die (wie man zu sagen pflegt) frisch von der Leber weg spricht. Wir wollen noch ein Beyspiel geben, um zu zeigen, was wir meinen; eins ist schon vorgekommen. „Die Gelehrten der folgenden Jahrhunderte, — einige reiche und geistvolle Partikuliers, wie Plinius, ausgenommen — meißt Sophisten diskutirten einzelne Partien als Hofphilosophen, daß man ihnen theils ihre Wirkung der Vernunft, nicht veranschaulicht der Kreise ihrer andern Ursachen deren Kopf bis zur Ceder, und die Gedanken von dem naiven Lied einer Bewohnerin der Südee, bis zu den Combinationen eines Newton oder Euler, die Weisheit der Präadamiten mit der letzten Recension der Literaturzeitungen eingeschachtet haben — uns ist es, wenn wir nur einigen Kombinationsgeist haben, — (welches noch immer unausgemacht ist, obgleich wir Newton's und Euler's Combinationen im Kopfe haben!) — schwer, nicht witzig zu schreiben.“ — Wenn es etwa Hr. Z. schwer geworden ist, die fremden Wörter überall einzumischen, etwas, was nicht witzig ist: so wäre ihm zu rathen, die Sache künftig etwas leichter zu nehmen, und im guten, reinen Deutsch so witzig zu schreiben, als es ihm nur möglich ist. I. K. a. C.

PHILOSOPHIE.

Enlavour. h. Gredy u. Breuning: Philosophie des Universalismus: Versuch einer neuen Organisation des gesammten philosophischen Wissens. Von D. Joh. Jos. Stutzmann. 1806. 160 S. 8. (16 Gr.) Seit Faust's Hollenfahrt (und doch war er nicht einmal Nachdrucker!) sind Philosophen und ehrliche Verleger beschäftigt, die industriose Gilde der Nachdrucker zu infamiren, und wenn es auch gleich jenen nicht leicht war, einen untadelhaften Grund dafür zu produciren, so sprach doch Publicum und Melsordnung dem wahren Schadenersatz und den letzteren Diebesstrafe ohne weitere Nachfrage zu; aber vergessen haben die Philosophen, zur Ehre der bisherigen Menschheit, deren Thaten sie nicht daran erinnerten, auch die Strafe dem zu dictiren, der Dictate im Tagelohne vom Munde abschreiben, sie drücken und für eigenes Gespinnst, sogar mit Namensfirma öffentlich

sell bieten läßt. Was ist Verlegernachdruck des Gedruckten, des Ungedruckten, was Schriftstellernachdruck des Gedruckten gegen Schriftstellernachdruck des Ungedruckten! Mit welchen Zeichen sind aber die drey ersten Fälle gebrandmarkt! Zu allen dreyen existiren leider! alte und neue Beyspiele, aber zu dem Letzten sollen sie selten gefunden werden. Desto mehr muß er empören, desto kräftiger muß er im Keime erstickt, und desto öffentlicher muß seine Schändlichkeit proclamirt werden, zur Züchtigung des Erfinders und zum warnenden Exempel anderer lüsterer Freier. — Obige Schrift besteht größtentheils wörtlich, aber verstümmelt, aus den Vorlesungen, die Schelling im Winter 1804 — 5 gehalten, von denen, was das Maß der Verwegenheit voll macht, das Meiste, besonders unter vielen anderen die Anwendung der Keplerschen Gesetze auf den Menschen; noch gar nicht gedruckt existirt, und daher das Publicum außer Stand ist, dem wahren Eigenthümer das Seine zuzusprechen. Die Würde der Menschheit besteht allein im unverfälschten Besitze des geistigen Eigenthumes. Die Erhaltung desselben achtet Ein jeder mehr, als alle weltliche Schonung gegen die Plünderer desselben, und daher hat er sich, ohne Verhehlung seines Namens, dem unangenehmen Geschäfte, dieses zu rügen; unterzogen, um so mehr, da nur Zuhörer Schellings in jener Zeit, unter welche Ref. glücklicherweise gehörte, vermögend sind, die Schrift mit den Vorlesungen zu vergleichen, und da er außerdem noch Ursache hat, zu befürchten, daß nicht vielen Meisten, auch noch Schellings'sche, von der er weiß, daß Gelehrte sie dem Tagelohn nachschreiben ließen, auf eine ähnliche Art, durch das gut hingegangene Beyspiel aufgemuntert, in die Welt geschickt werden dürfte.

Es scheint, der obige St. sey eben derselbe, welcher No. 4 des diesjährigen Intelligenzblatts die Mähe über sich genommen, den Gegensatz zwischen Fichte und Schelling) als ob es diese Schrift nicht recht gekonnt, oder können; deutlich aus einander zu setzen. Wer das bisher Gesagte beherrschet, wird voraussetzen können, wie St. den Handel, wovon er mit eigenen Gedanken Bescheid geben soll; verstehen und erklären mag. Der zweyte Grundsatz soll nämlich, nach seiner Darstellung, bey Fichte so lauten: „Alles Seyn ist lebendig; man hat aber die Natur leblos, also hat sie kein Seyn.“ Bey Schelling aber so: „Alles Seyn ist lebendig; man hat aber die Natur ein Seyn, also ist sie auch lebendig.“ Hätten die beiden Männer auf diese Art, wie es hier angegeben ist, das eigentliche Objectum litis zum Nerv ihrer Beweise machen können, so verdienten beide in der That von St. copirt und gerichtet zu werden. Das Publicum wird also am besten thun, sich wegen Fichte's in seine eigenen früheren oder künftigen Äußerungen, wegen Schellings an seine Darlegung der wahren Verhältnisse zwischen Naturphilosophie und vordestinirter Fichtescher Lehre zu halten; indem St. auch nach dieser Probe Raum füllt: seyn möchte, das Publicum über ihre beiderseitige Schlussworte im geringsten aufzuklären.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M A Y, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und October unter Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen preussischen und kurf. sächsischen Truppen. Von R. von L. Nebst 4 Planen und Beylagen. 1807. in 8.

In dieser sehr detaillirten Geschichte des Feldzuges, aus der so manches Unbegreifliche sich leicht erklärt, ist der Bericht mit Rasonnements verwebt. Da aber der Verf. bey denselben seine Aufmerksamkeit lediglich auf die hohenlohische Armee gerichtet zu haben scheint: so wird eine analytische Untersuchung des Berichts, mit Rücksicht auf das Ganze, eben so nöthig als interessant seyn.

„Die laute Stimmung einer Nation beym ausbrechenden Kriege (so beginnt der Vf. sein Werk,) steht in genauer Verbindung mit den Erfolgen, und es wird daher nicht am unrechten Orte seyn, diese Stimmung zu schildern.“ Hierauf erzählt er, wie nach und nach das Eptzweyen mit dem französischen Kabinet in Berlin bekannt geworden, und wie die Meinungen über den Krieg getheilt waren, — eine Folge davon, daß bey dem Aufenthalt vieler Fremden von allen Nationen in Berlin stets verschiedene politische Ansichten Statt hatten. So interessant nun auch diese Erzählung in mancher Hinsicht ist, und so gut sie die folgenden Begebenheiten einleitet: so vermißt man doch eine Darstellung derjenigen Stimmung des Volkes, welche als Vorbote von unglücklichen Begebenheiten angesehen werden mußte. Denn wenn man aus einer solchen allgemeinen Volksstimmung bey einem ausbrechenden Kriege auf einen unglücklichen Erfolg zu schließen, berechtigt seyn soll: so muß dieselbe entweder gänzliche Abneigung und Widerwillen gegen einen Krieg seyn, (eine Folge davon, daß die Nation ihn für unnöthig oder ungerecht hält,) oder Dünkel aus Unwissenheit und übermüthige Verachtung des Feindes.

Beides war nach des Vfs. Ansicht nicht der Fall. Der größte Theil der Nation hielt den Krieg für nöthig und unvermeidlich, und die denkenden Köpfe sahen es als ein großes Unternehmen an. Folglich kann der von ihm aufgestellte Satz hier nicht angewendet werden, und es wäre ungerecht, der Stimmung einer Nation, und ihrem Mangel an gutem Willen, dasjenige aufbürden zu wollen, was nach dem vor uns liegenden Werke in so manchen anderen Din-

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

gen, vorzüglich aber in der Armeeführung, seinen Grund hatte.

Der Vf. theilt seinen Bericht in drey Perioden: 1) Von Mobilmachung der Armee bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten. 2) Vom Anfang der Feindseligkeit bis zur Schlacht von Jena. 3) Von der Schlacht von Jena bis zur Capitulation von Prenzlau.

Erste Periode. Allgemeine Anstalt zur Vertheilung der Armee. Die schlesische Armee erhält Ordre, sich hinter dem Bober zusammen zu ziehen. General Grawert erhält einstweilen das Commando; er schlägt einen anderen Sammelplatz vor. Sein Vorschlag wird genehmigt. Obrist v. Massenbach, als General-Quartiermeister der schlesischen Armee, macht Gegenvorstellungen, zeigt das Unzweckmäßige der Abänderung, und auf seine Vorstellungen wird in Berlin entschieden, daß es bey der zuerst beschlossenen Versammlung bleiben solle. Durch diese Abänderung gingen einige Tage verloren. (Wohlunterrichtete preussische Officiere haben uns hierüber folgenden Aufschluß gegeben: Die Versammlungen gehörten zum Ressort des General-Quartiermeisters. Allein nur dem Namen nach existirte ein solcher in der Person des Gen. Lieut. v. Genfau, der zugleich sehr viele andere wichtige Posten im Kriegs-Collegio bekleidete, und auch die Campagne nicht mitmachen sollte. Im Frieden, wo die Functionen des General-Quartiermeisters nur Vorbereitungen zum Kriege sind, fühlte man diesen Mangel nicht, und die Ordres zu den Versammlungen im August wurden im Kabinet ausgearbeitet. Als man aber durch verschiedene Vorfälle aufmerksam wurde, wie nothwendig ein General-Quartiermeister sey, der sich um die Person des Königs befinde: so erhielt der Gen. Maj. und Gen. Q. Lieut. v. Phul diesen Posten.) Indefs man mußte ohnehin am Bober Halt machen, da die Unterhandlungen in Dresden noch nicht zur Reife gediehen waren, bis endlich der Fürst Hohenlohe am 2 Sept. in Dresden, und zugleich die Ordre eintraf, das schlesische Corps schnell über die Elbe zu führen, damit die sächsische Armee, bereit sich an die preussische anzuschließen, im Rücken der schlesischen Armee versammelt werden könne. Fürst Hohenlohe reiste nach Berlin, um zu versuchen, sich so unabhängig als möglich zu machen. Obrist v. Massenbach war mit dem Fürsten darin vollkommen einverstanden: „daß der glückliche Erfolg des Feldzuges davon abhänge, daß es den Generalen, welche die Haupt-Corps commandiren sollten, freygestellt werde, nach geschehener gemeinschaftlicher Verabredung über Ziel und Zweck

Oo

der Operation, jeder unabhängig vom anderen, nach eigener Einsicht und den eintretenden Umständen gemäß, zu handeln und sich zu bewegen, ohne von jedem einzelnen Schritte vorher Rechenschaft abzulegen, und sich höhere Weisung zu erbitten. Er lag dem Fürsten in einem besonderen Briefe an, diesen Punct mit besonderer Aufmerksamkeit, und als eine Hauptsache zu betreiben, und eher das ganze Commando abzutehnen, als sich die Hände binden zu lassen.“ S. 20 und 21.

Diese Ansicht des Fürsten v. Hohenlohe, oder Massenbach, hat (wie die
,) einen zu grossen Ein-
eufsert, als das hier
eine: ob es zweckmä-
Generalen der Haupt-
hten zu gehen, *daß sie*
gen können.“

die Umstände jeden Auf-
lassregeln nothwendig,
Umstände kann ein Ge-
lten; es wäre also ganz
man ihm die Hände der-
in allen Fällen nach ei-
Umstände nicht vorher
ndeln müßte. Allein so
eneral einen Theil des
er sein Handeln dem
erfen. Das *wöglichste*
nee zu befördern, über-
nacht, die ihm vernünf-
kann; — seine Pflicht
Vohl seiner Armee nur
stiefs mit dem Zwecke
= Alle Anordnungen,
ig und Einfluss haben,
bald sie auf die anderen
so kann er sie nicht ohne
er muß seine Einsicht
lie Anordnung des Gan-

zen streitet. Hieraus folgt, daß der commandirende General eines Haupt-Corps, im Fall er von dem übrigen Haupt-Corps weit entfernt ist, sich durch ganze Provinzen nach seiner Einsicht bewegen kann, ohne seine Vollmacht zu überschreiten, wenn nur diese Bewegungen dem aufgegebenen Zweck entsprechen, und auf die übrigen Haupt-Corps keinen anderen, als den nach der Aufgabe vorhergesehenen Einfluss haben; daß hingegen die Bewegung einer einzelnen Brigade seine Vollmacht überschreiten kann, wenn er so nahe an den übrigen Haupt-Corps steht, daß diese einen, dem Zweck widersprechenden, Einfluss auf dieselben hat. — Bedarf dies Beweise? Ein Beyspiel mache die Sache anschaulicher. Ein General wird detachirt, um die Flanke und den Rücken einer operirenden Armee zu decken. Der Punct wird ihm an- gegeben, der, vom Feinde erreicht, die Operationen der Armee hemmen würde. Der detachirte General macht hiernach seine Disposition. Er verschanzt sich, und erwartet den feindlichen Angriff, oder er greift

nach den Umständen selbst zur Erhaltung dieses Punctes an. Wer sieht nicht ein, daß dem detachirten General diese Vollmachten nöthig, und daß sie zweckmässig sind? Die Vereinigung der ganzen feindlichen Armee macht es nöthig, den detachirten General mit den anderen Haupt-Corps zu vereinigen. Er wird angewiesen, auf einen Flügel zu rücken. Es wird ihm mitgetheilt, daß man eine große Schlacht zu liefern Willens sey. Wird es noch von ihm abhängen, sich eine besonders vortheilhafte Stellung auszuwählen? oder (wenn sich selbst auf seinem Flügel ein günstiger Augenblick findet,) ohne Befehl anzugreifen? — Und Obrist von Massenbach verlangte gleichwohl: „jeder commandirende General eines Haupt-Corps solle unabhängig vom anderen handeln und sich bewegen können.“ Wo bliebe da Einheit? Welche Verwirrung müßte eine solche Vollmacht nach sich ziehen! Drey neben einander stehende Haupt-Corps haben den allgemeinen Zweck, eine Schlacht anzunehmen. Der General des rechten Flügels bewegt sich dem Feind entgegen. Der des Centrums verschanzt sich, der des linken Flügels zieht sich zurück, um den Feind zu locken. Dergleichen Widersprüche würden die unausbleibliche Folge seyn.

Aber, wird man uns erwidern, wenn die Grenzlinie der Vollmacht so verschieden ist; wenn sie so wenig scharf bezeichnet werden kann, daß es von den verschiedenen Ansichten und Meinungen abhängt, wie viel ein jeder thun oder lassen kann: welches weite Feld zu Auslegungen und Mißdeutungen! wo kann es Verantwortung geben, wenn es nicht eine streng bezeichnete Pflicht giebt? Wir erwidern hierauf, daß es allerdings eine große Schwierigkeit ist, diese Grenzlinie der Vollmacht zu erkennen, und daß es nie in der Willkür des subordinirten Generals seyn darf, sie zu bezeichnen, sondern im Befehl von dem das Ganze commandirenden General. Es ist nämlich ein ihm durchaus nöthiges Talent, die Verhältnisse scharf zu beurtheilen, mit wenigen Worten das Maximum der Vollmacht vorzuschreiben, und mit Festigkeit hierauf zu halten. Giebt er den Generalen eine zu große, giebt er ihnen eine zu kleine Ausdehnung ihrer Gewalt: beides kann und muß üble Folgen nach sich ziehen.

Dies ist unsere Ansicht von der Unabhängigkeit der Generale. Übrigens hatte, nach der Versicherung glaubwürdiger Männer, der König und was etwa zu seinem Consell gehören mochte, ein vollkommenes Zutrauen zum Fürst Hohenlohe, und man dachte gar nicht daran, ihn abhängiger zu machen, als es die Rolle eines Generals, der nur einen Theil des Ganzen führt, mit sich bringt. Die preussischen Generale sind schon im 7jährigen Kriege so unabhängig gewesen, als es für den Krieg zweckmässig war.

Den 12 Sept. ging der Gros der schlesischen Armee über die Elbe. Der Zweck dieser Bewegung war, um die Versammlung der sächsischen Armee zu decken. Sollte diese sich mit der preussisch-hohenlohschen Armee verbinden, und die Operationen mit ihr anfangen: so mußte die preussisch-hohenlohsche Ar-

mee natürlich stehen bleiben, und die Versammlung abwarten. Der Vf. sagt, daß der Marsch vom Bóber bis über die Elbe mit größter Anstrengung und Thätigkeit zurückgelegt wurde. „Hätte man die Bewegungen in diesem Geiste bis an den Main und die Donau fortzusetzen die Erlaubniß gehabt: so hätte der Krieg wahrscheinlich eine andere Wendung genommen“ (S. 22). Aber S. 23 sagt der Vf., daß man stehen bleiben mußte; weil das schlesische Corps selbst noch nicht im kriegsfertigen Zustande war. Also half die Erlaubniß die Bewegungen fortzusetzen nichts! Der Vf. scheint einen vorzüglichen Haß auf die Mittelarmee geworfen zu haben. Alles Unglück, alle Fehler sollen von ihr kommen. Die Unparteylichkeit macht es uns daher zur Pflicht, stets zu bemerken, wo die leidenschaftlichen Ansichten des Vfs. ihn zu falschen Urtheilen verleiten. S. 22 heißt es: „was nutzte diese Eil und dieses löbliche Bestreben des linken Flügels, da man bey der Mittelarmee desto langsamer fortschritt?“ Diese *befohlene Eil* hatte den einfachen Zweck: „die Mobilmachung und Versammlung der Sachsen zu beschleunigen.“ Das langsame Vorsehreiten der Mittelarmee war daher sehr zweckmäßig, da das Vorrücken der linken Flügelarmee keinen allgemeinen Zweck hatte, da sie noch nicht im kriegsfertigen Stande war, und die Mittelarmee (wenn sie nicht allein operiren wollte) noch Zeit übrig hatte.

Der Fürst v. Hohenlohe kam den 9ten nach Dresden zurück, und brachte die neue Eintheilung der Armee mit. Sie war durch das Beytreten der sächsischen Armee entstanden. Drey Armeen sollten gebildet werden; der König wollte in Person eine derselben commandiren; am zweckmäßigsten war der König im Centrum der ganzen Macht. Folglich mußte er die Mittelarmee anführen. Daß der König seine Armee zur stärksten machte, ist um so begreiflicher, da er zwey Feldmarschälle und noch einen General dabey anstellte, der älter war als der Fürst v. Hohenlohe, wenn nicht auch der strategische Zweck des Krieges foderte, daß bey der Aufstellung von 3 Armeen die Mittelarmee jederzeit die stärkste sey.

Der Vf., der es gewaltig übel genommen zu haben scheint, daß die 59 Bat. und 102 Esquad. starke linke Flügelarmee der 49 Bat. 63 Esq. starken Mittelarmee 10 Bat. 25 Esq. abgeben mußte, wodurch die Mittel- oder Hauptarmee 59 Bat. 90 Esq., die linke Armee 49 Bat. 77 Esq. stark wurde, sucht alles auf, um diese Maßregel als unzweckmäßig zu bezeichnen. Aber witzige Vergleiche, Figuren und Bemerkungen — nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Folge auf diesen Zeitpunkt hingezogen (S. 25) — können theoretische Grundsätze nicht umstossen; nur die Bemerkung: „daß die Hauptarmee durch diese Verstärkung in ihren Bewegungen gehemmt, und ihr weiteres Vorrücken fast um 14 Tage verpatet worden sey,“ verdient Widerlegung. Schon weiter oben haben wir bemerkt, daß die Hauptarmee nicht allein operiren, sondern den kriegsfertigen Stand der linken Flügelarmee abwarten wollte. Ihre Bewegungen richteten sich demnach in der Zeit nach der linken Flü-

gelarmee. Es könnte der ~~Fürst~~ ^{Kaiser} einmischen, daß alles vereint gegen Hof wirken sollte. Die sich bey Halle versammelnde Hauptarmee stand weiter davon ab, als die sich bey Freyberg versammelnde linke Flügelarmee. Diese letzte hätte alsdann auf die Hauptarmee warten müssen. Um nicht in diesem Fall zu seyn, rückte die Hauptarmee nach Naumburg, wo sie eben so weit von Hof abstand, als die linke Flügelarmee. Hier hat die Hauptarmee 10 Tage auf die Vollendung der linken Flügelarmee gewartet. — Man konnte also keinen Tag, es mochten hieschen oder v. Hohenlohe gebenden Taten, bis die Armee auf 1 vereinigen, die 10 Bat. an die Hauptarmee zu ziehen.

Der Vf. sagt, der Fürst v. Hohenlohe wäre in gewissen Fällen fest entschlossen gewesen, sich zu keiner Abtretung zu verstehen; er habe um eine gänzliche Unabhängigkeit unterhandelt. Wir müssen dieser Behauptung einige Zweifel entgegensetzen. Fürst v. Hohenlohe war ein von seinem König geschätzter und erfahrener General. Wie hatte er Forderungen machen können, die gegen alle Regeln der Einheit und einer zum Krieg organisirten Armee verstießen, wie sich zu einer Handlung entschließen, die ganz gegen alle Disciplin war, und zu deren Ausführung der Fürst nicht einmal die Macht hatte? S. 25 heißt es:

„Über w nun ein hatte me schaftlich gar kein erlaubt: Zu früh derunge gen stets noch nicht versammelt; also war es allerdings zu früh, einen detaillirten Operationsplan zu verabreden, geschweige bekannt zu machen. Es heißt weiter: „Was war bekannt von der Stellung, Stärke, Absichten und Bewegung der feindlichen Armee? Eigentlich gar nichts.“ Diese Antwort ist ganz falsch. Stellung, Stärke und Bewegung der feindlichen Armee waren vollkommen bekannt. Fürst v. Hohenlohe, der so lange mitten zwischen den französischen Armeen sich aufgehalten hatte, konnte diese alles selbst genau. Absichten freylich pflegt der Kaiser Napoleon für sich zu behalten. Ferner: „War das preussische Cabinet versichert, daß Oesterreich der Coalition beytreten oder wenigstens den preussischen Armeen nicht in den Rücken fallen werde? hatte man von Rußland sichere Hülfen zu erwarten? hatten sich die nordischen deutschen Fürsten wirklich zu einem gemeinsamen, dem Rheinischen ähnlichen Bunde, entschlossen?“ — „Nein,

vielleicht, wahrscheinlich, hoffentlich.“ Diese Antworten kamen daher, wo man noch unterhandelte, ja man konnte nicht einmal bestimmt wissen, ob es zum Kriege komme, aus eben der Ursache, und weil, wie wir nachher gesehen haben, die Entscheidung von preussischer Seite erst auf den 8 Oct. festgesetzt wurde. Hieraus folgt denn auch, dass man nicht, wie der Vf. S. 28 meint, eine gedruckte freymüthige Erklärung vorausschicken konnte. In wie fern übrigens bey diesen in dem Geist älterer Zeit und ohne Rücksicht auf das jetzige französische Gouvernement geführten Unterhandlungen grobe Fehler begangen wurden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Die Nachrichten, die der Vf. S. 28—35 über die Organisation der hohenlohischen Armee giebt, zeigen, dass man diese wichtigen Gegenstände ziemlich nachlässig trieb, und nicht in die Projekte, sich Nachrichten zu verschaffen, eingehen wollte.

Der Fürst v. Hohenlohe schickte einen Operationsplan ein (S. 35), „nach welchem er die 4 Pässe Saalfeld, Saalburg, Hof und Adorf besetzen wollte, die anderen Armeen sollten sich nach Fulda bewegen.“ Dieser Plan wurde nicht angenommen, und dies scheint uns kein so grosses Verbrechen, als dem Vf. Die hohenlohische Armee, hinter 4 Pässe vertheilt, ohne die Möglichkeit, von den anderen Armeen unterstützt zu werden (die Entfernung von Saalfeld bis Fulda beträgt 19 Meilen), wäre unfehlbar *en detail* geschlagen worden. Man wollte aber *en masse* agiren. Deshalb bekam der Fürst v. Hohenlohe den Befehl, sich näher an die Hauptarmee zu ziehen, und da man den Feind in der Offensive noch zuvorzukommen glaubte, den roten mit der Armee bey Hildburghausen einzutreffen, nachdem eine Division unter General Tauentzien bey Hof stehen blieb. (Es wird wahrscheinlich ein Druckfehler seyn, dass die Armee am 10ten erst zwischen Saalfeld und Arnstadt stehen sollte. Wir wissen von guter Hand, dass sie den 10ten bey Hildburghausen seyn sollte.) An diesem Tage würde die Hauptarmee bey Meiningen stehen, und von dort aus nach den Umständen eine concentrirte Offensive angefangen werden. Der Vf. sagt S. 43, dass man im Hauptquartier des Fürst v. Hohenlohe seinen Augen und Ohren nicht trauen wollte, als dieser Entwurf bekannt wurde. Wenn dieses „Man“ hier so viel heisst, als die Officiere, welche das Hauptquartier des Fürsten v. Hohenlohe ausmachten: so ist es nöthig zu bemerken, dass entweder diese Officiere nichts vor Augen hatten, als die hohenlohische Armee, oder die Ideen des Cordonkrieges sich bey ihnen schon unwiderruflich als nothwendig festgesetzt hatten. Der Vf. sagt, durch diese Operation wären 14 Tage Zeit muthwillig verloren gegangen. Wäre dies wahr, dann bliebe freylich viel gegen diese Bewegung zu sagen; allein die Behauptung wird selbst aufgehoben durch die Bemerkung, dass vom Fürsten von Hohenlohe am 30ten im königl. Hauptquartier die Meldung einging: „die verzögerte Mobilmachung der Sachsen mache es unmöglich, am 10ten im kriegsfertigen Zustande bey Hildburghau-

sen zu seyn. Erst den 12ten sey dies möglich.“ Hiernach konnte also der Krieg erst den 13ten angefangen werden. Die Distanz von Freyberg über Hof bis zu dem Feinde betrug 26 Meilen. Die Distanz über Hildburghausen bis an den Feind 30 Meilen. Hiernach kann jeder Leser selbst urtheilen, ob es möglich war, dass durch die befohlene Bewegung mehr als Ein Tag verloren ging. — Um übrigens die furchterliche Beschreibung der Wege über den Thüringer Wald (in der Anmerkung S. 43) gehörig zu würdigen, möge man sich erinnern, dass 1805 preussische Truppen mit Batterien in allen Richtungen über diesen Wald marschirt sind, dass es 1806 mit der Avantgarde unter dem Herzog von Weimar derselbe Fall war, und dass die Strassen von Cronach über Lobenstein und Saalburg, so wie die über Adorf, eben so schlecht, wo nicht schlechter sind. Im nackten Werrathal zu hungern (wie es in der Anmerkung heisst), durfte man wohl nicht fürchten, da es gar nicht die Absicht war, darin stehen zu bleiben: einen Marsch dahinter, bestand man sich in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegend Deutschlands

S. 46 und 47 sagt der Vf., nach einem bitteren Ausfall gegen die Centralarmee, man habe bey ihr sehr missfällig vermerkt, dass die hohenlohische Armee um Einen Tag früher Jena erreicht, und man habe, um des Vorsprungs sich zu entledigen, Rabatzgemachen müssen. Wenn die hohenlohische Armee nicht eher als den 11 oder 12 Oct. in kriegsfertigem Stande war: so war dies Eilen bey Jena natürlich unnütz, und es war vernünftiger, an der Saale, als unter den Augen des Feindes, einige Ruhetage zu machen. Ferner klagt der Vf., dass die hohenlohische Armee die Quartiere bey ihrer Ankunft noch belegt gefunden, dass die Reserve dadurch in ihren Märschen gehemmt worden sey, und der Generalquartiermeisterstab der Hauptarmee darauf geantwortet, dies seyen Kleinigkeiten. — Wir haben hierüber folgenden Aufschluss erhalten: In der Gegend von Magda lag ein Bataillon v. Rudorf. Husaren. Der Rest Schimelpfennig. Husaren kam in dieselbe Gegend im Bureau des Generalquartiermeisterstabes der Hauptarmee. Es war übersehen worden, dass diesen bey vertheilten Armeen stehenden Truppen 3 Orte gemeinschaftlich angewiesen waren; und obgleich sie ausserdem noch mehrere hatten, und in den Quartieren das Doppelte untergebracht werden konnte, so entstand dennoch Uneinigkeit. — Der Generalquartiermeisterstab der Hauptarmee bey 59 Bataillon 90 Esquadron schwächer an Personale als der Generalquartiermeisterstab der hohenlohischen Armee bey den 22½ Bataillon 45 Esquadron preussischer Truppen — folglich mit Geschäften überhäuft, gestand sein Versehen gleich ein, nannte es aber eine Kleinigkeit. Die Märsche der hohenlohischen Reserve wurden bey Zeit durch die Hauptarmee gehemmt, weil der Generalquartiermeisterstab der hohenlohischen Armee der königl. Vorschrift nicht Folge geleistet hatte, die Truppen zwischen Gera und Schleiz durchzuführen.

(Der Beschluss folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und October unter Commando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen preussischen und kurf. sächsischen Truppen. Von R. von L. u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Am 5 Oct. wurde in Erfurt ein Kriegsrath zusammenberufen. Der Fürst v. Hohenlohe erklärte sich gegen den Übergang über den thüringer Wald. S. o. giebt der Vf. einen Auszug eines kleinen Aufsatzes vom Obrist v. Massenbach, den derselbe dem König vorlegte und worin derselbe mit vieler Imagination auch den Übergang über den thüringer Wald eine Wiederholung der Geschichten von Pirna und Ulm vorlegte. Die Basis zu diesen Prophezeiungen war: als linke Werraufer begünstige eben so wenig die offensive, als der Abfall des thüringer Waldes die defensive. Beides unerwiesene Satze, wovon der letzte sich nach dem Beweise des ersten angenommen werden könnte; in Hinsicht des ersten aber sich, sogleich der Gedanke aufdrängt, dass es ja ganz von dem Fürsten Hohenlohe abhing, die Quellen der bey Hildburgsaufen übrigen ganz unbedeutenden Werra zu umehren. Nach Massenbachs Ansicht sollte man sogleich nach Schwarzhorn, offensiv über Hof, Saalfeld und Weimburg operiren, defensiv sich bey Ronneburg und Leinhardt halten. Den Marsch über den thüringer Wald wurde nach anwayssigen Debatten aufgegeben, er Abmarsch zum Linken aber nicht genehmigt. Man sollte die auf dem 8 Oct. festgesetzte Endantwort des Kaisers abwarten, und es werden dazu Versammlungen verabredet. Fürst v. Hohenlohe blieb in Erfurt, in dem Linken Abmarsch durchzusetzen, welches aber nicht gelang. Als hierauf die Nachricht einging, dass die französischen Armeen gegen Hof und Lobenstein im Anmarsch wären, und General Tauentzien sich vor ihnen zurückziehen müsse, war der Prinz Louis, der in Jena zurückgeblieben war, um die Stelle des Fürsten Hohenlohe zu vertreten, in nicht geringer Verlegenheit. In der Nacht vom 7 bis 8 Oct. kam endlich der Fürst nach Jena zurück, und mit ihm zugleich traf die Nachricht vom General Tauentzien ein, dass die französische Armeen die Feindseligkeiten bereits angefangen habe.

Zweite Periode. Fürst v. Hohenlohe machte nach Empfang der Nachricht vom Gen. v. Tauentzien seine Disposition. Er befohl dem Gen. v. Schumppfennig in J. A. L. v. Z. 1807. Zweiter Band

der Gegend von Pösneck ein kleines Corps zu bilden, welches den Gen. Tauentzien auf seinem weiteren Rückzug aufnehmen konnte. Hierauf traf der Befehl aus dem Hauptquartier ein: „Da sich aus den Rapporten ergäbe, dass der Hauptangriff des Feindes auf dem linken Saalufer über Gräfensthal erfolgen würde, so solle sich die Division Tauentzien nach Dresden zurückziehen, um dasselbe zu decken. Die Hauptarmee werde sich den 9ten in einem Lager bey Höchdorf versammeln. Die hohenloheische Armee solle die Saale nicht repassiren, sondern sich zwischen der Hauptarmee und der Saale aufstellen. — Ob zu dieser Massregel nicht falsche Suppositionen waren, ob es der Division Tauentzien würde, nach Dresden zu kommen die Frage. Indess der König. Zur Versammlung der hohenloheischen Hauptarmee und der Saale bestimmt. Der Punkt war dem der Gegend von Coppitz über bis Teichel findet sich überall Gelegenheit zu entsprechen. Der Befehl für thöricht, und für Pflicht. Er gab dem Gen. T. Ordre, die Division beyzubehalten, ließ die sächs. Truppen in eine Position bey Mittelpollnitz rücken, die Avantgarde unter Prinz Louis bey Rudolstadt, die Infanteriedivision Grawert bey Orlamünde, die Cavallerie unter Gen. Holzendorf bey Cahla, Reserve unter Gen. Pittwitz bey Jena versammeln, um in Coblenz in die Stellung von Mittelpollnitz nachrücken zu können. Er meldete diese ganze Bewegung mit dem Bemerkten, dass er auf die schnellste eine detaillirte Belehrung erwarte, im Fall er sich geirrt haben sollte. Diese Belehrung erfolgte unverzüglich durch den Herzog v. Braunschweig: es wurde dem Fürsten der Übergang über die Saale verweigert. Dieser machte abermals eine Gegenvorstellung, und ließ alles bey den getroffenen Anordnungen. Der 9ten gegen Mittag erhielt der Fürst v. Hohenlohe abermals einen Brief vom Herzog v. Braunschweig, worin ihm der Übergang über die Saale untersagt, und mit der höchsten Verantwortlichkeit gedroht wurde. Der Fürst beharrte indess bey seinem Entschlusse, die Armee in der Stellung bey Mittelpollnitz zu vereinigen, verlegte den 10 früh sein Hauptquartier nach Cahla, ertheilte dem Prinz Louis den Befehl, bis zur Ankunft des Gen. Blücher die Posten von Blankenburg und Rudolstadt zu behaupten, und dann in die Gegend von Pösneck und Rahns zu rücken. Die Division Grawert, die Cavallerie und Reserve-Colonne sollte nach Mittelpollnitz

pöllnitz abmarschiren. Der k. k. Generalität gab der Fürst ein Rendezvous auf dem Vorwerk Sorge bey Neustadt um 9 Uhr des Morgens.

Die Kanonade bey Saalfeld, die Zerstreuung der T. Division, die Nachricht vom Gen. Holzendorf, daß er mit der Cavallerie erst den 10ten gegen Abend bey Caha eintreffen könne, die Ungewißheit wegen des Gen. Schimmelpfennig, von dem keine Nachricht eingegangen war, bestimmten den Fürsten v. Hohenlohe, seinen Plan (sich im Lager bey Mittelpöllnitz zu versammeln) aufzugeben, und sich hinter der Saale zu vereinigen. Die nöthigen Ordres wurden hiezu ertheilt, und als der Fürst in Caha die unglückliche Wendung des Gefechts von Saalfeld und den Tod des Prinzen Louis erfuhr: so beschloß er das Lager zwischen der Saale und ihm ohnweit Jena zu nehmen. Die Versammlung der Armee mußte unter den Augen des Feindes und von ihm verfolgt geschehen; die Wege sind in dieser Gegend schlecht, die Truppen wurden also außerordentlich ermüdet, und kamen erst am 12ten Abends im Lager an, nachdem zuvor am 11ten ein falscher Allarm bey Jena einen panischen Schrecken unter die Truppen gebracht hatte, der sie in die größte Unordnung versetzte und zerstreute. Selbst den 12ten, als die Armee ins Lager gedrückt war, konnten die Spuren dieser Unordnung noch nicht getilgt werden. Hiezu kam noch der Mangel an allen Bedürfnissen. Die Armee hatte kein Brod, keine anderen Lebensmittel, die Cavallerie hatte kein Futter; die durch Märsche ermüdeten Soldaten konnten sich durch nichts wieder stärken. Das Commissariat des Fürsten entschuldigte sich mit den häufigen Abänderungen der Dispositionen, die Armee mußte nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld noch dazu neu organisiert werden.

Nachdem wir in der zweyten Periode bis jetzt nur der Geschichtserzählung gefolgt sind, sey es uns erlaubt, einige Betrachtungen über die Bewegungen anzustellen. Wir sind durchaus nicht berechtigt anzunehmen, daß der Fürst v. Hohenlohe so vorzüglich gegen alle Befehle gehandelt habe, und daß die ausgeführten Operationen von ihm kamen; wir halten uns an die Bewegungen selbst: der Fürst v. Hohenlohe allein kann die Anschuldigungen des Vfs. widerlegen. Benachrichtigt, daß der Feind zugleich mit Colonnen von Schleiz und von Gräfenenthal auf Saalfeld vordringe, konnte die Stellung bey Mittelpöllnitz nur dann zweckmäßig seyn, wenn die ganze königl. Armee das linke Ufer der Saale verließ. — Dies stand nicht in der Macht des Fürsten von Hohenlohe, und war auch auf jeden Fall zu spät. Stand Fürst v. Hohenlohe allein bey Mittelpöllnitz, so trennte die von Saalfeld vordringende Colonne ihn völlig von der Hauptarmee; allein da die Armee vom Fürst Hohenlohe noch nicht verlammt war, so scheint die Versammlung eines Theils bey Pöllnitz, und des anderen am Ufer der Saale von Rudolstadt bis Jena um so gefährlicher, da dadurch leicht die hohenl. Armee in einzelne Theile zerrissen werden konnte. Es scheint, daß der Prinz Louis von Preussen, der nach dem Vf. keine Ordre hatte nach Saalfeld zu marschiren, dies einsah, und zur Vermeidung dieses Unglücks sich und seine Avantgarde heldenmüthig opferte. Denn wenn der

Feind am 10 durch Saalfeld nach Neustadt desirte (woran Gen. Schimmelpfennig ihn nicht hindern konnte): so war eine Auflösung der hohenl. Armee unvermeidlich. Der Marsch nach Mittelpöllnitz hat die Affaire von Schleiz und Saalfeld nach sich gezogen; der Marsch nach Mittelpöllnitz hat die Armee durch Nachtmärsche außerordentlich ermüdet; der Marsch nach Mittelpöllnitz hat das Commissariat des Fürsten v. Hohenlohe veranlaßt, alle Anstalten zur Verpflegung bey Jena zu vernachlässigen, und die wenigen Mittel, die das Land darbot, wurden der Armee noch dadurch entzogen, daß die Hauptarmee am 11 Oct. aus dem Lager von Weimar ihre Cavallerie in unbelegte Orte ausbreitete, eine Folge davon, daß bey der Hauptarmee Niemand von den hohenlohischen Bewegungen unterrichtet war, die den gegebenen Instructionen entgegen liefen. Es scheint, daß unglückliche Mißverständnisse obgewaltet haben.

Ob. v. Massenbach wurde den 12 Oct. ins königl. Hauptquartier geschickt, um Lebensmittel und Munition zu schaffen. Ein sonderbares Geschäft für den Gen. Quartiermeister, den die ihm obliegenden Geschäfte wahrlich genug beschäftigen, um keine ihm fremden übernehmen zu können. Er kam erst den 13ten Nachmittags auf seinen Posten zurück, als der Fürst im Begriff war, sich an die Spitze ausgerückter Truppen zu stellen, um den Feind wieder ins Saalkthal zurückzuwerfen. Dieser Voratz zeigt von Einsicht; er wurde nicht ausgeführt.

Der Fürst v. Hoh. ging mit einem Detaschement nach Dornburg. Dort wurde der franz. Cap. v. Montesquieu eingebracht, den der Fürst v. Hoh. erst den 14ten Oct. zum König schickte, was ihm als ein großes Versehen angerechnet worden ist. Wir können diese Ansicht des Publicums nicht theilen; es scheint uns vielmehr, daß der Fürst v. Hoh. sehr Recht hatte, den Abgesandten aufzuhalten, da uns der ganze Vorfall seines Einbringens aus sicherer Hand auf folgende Art mitgetheilt worden: Hr. v. Montesquieu ist in Dresden erzogen und spricht vollkommen deutsch. Ein Husar des Bat. v. Bils wurde nach Porstendorf geschickt, um einen Ochsen zu holen. Er findet in einem der dortigen unwegsamen Thäler den franz. Cap. v. M., der sich überall umsieht. — Der Husar sprengt auf ihn zu, und nimmt ihn gefangen. Der franz. Cap. bietet ihm 5 Carolin für seine Freyheit. — Der Husar bringt ihn demgemäß zum Fürst v. Hoh. und meldet ihm alle diese Umstände in der Gegenwart des Cap. M. Kamerin der reinen Absicht, die bey sich habenden Briefe zu überbringen, warum blieb er nicht auf der großen Straße über Jena? Und wenn er denn nun über Dornburg ankam: was hatte er in den unwegsamen Thälern von Porstendorf zu thun? — Als Hr. v. M. den Fürst begleitete, bat er viele Officiere der Suite des Fürsten, sich für ihn zu verwenden, daß er zurückgeschickt würde, er wolle seine Briefe abgeben. Dieses Ansuchen vermehrte allerdings den Verdacht.

Die Bataille von Jena selbst wird von dem Vf. in 6 Momente getheilt. Wir bemerken, daß die Schlacht nach der Zeit in 6 Gefechte zerfällt: 1) Gen. Tauentzien nebst Brigade Carrini von Tages Anbruch bis 8 Uhr auf den Höhen zwischen Gloschwitz und Lützerode; 2) Gen. v. Holzendorf 9 — 10 Uhr; 3) Division Grawert 10 — 12 Uhr; 4) Gen. Rätzel 12 — 1 Uhr; 5) Division Nie-

monat 12—2 Uhr; 6) Rest der geschlagenen Truppen am Abend Nachmittag 4 Uhr. Hieraus ergiebt sich, daß die französische Armee stets nur $\frac{1}{2}$ der preussisch-sächsischen Armee auf einmal vor sich hatte, und daß sie die $\frac{1}{2}$ hinter einander schlug, wie dies ganz leicht zu erklären ist.

Diese Bemerkung läßt auf Fehler in der Anordnung der Schlacht schliessen, die der Vf. nirgends angegeben hat. Wir glauben folgende angeben zu müssen. Die Armee des linken Flügels erwartete einen Angriff von der Seite von Magdala über Schwabhausen, (welches allerdings auch der wahrscheinlichste war,) und stellte sich auf das für diesen Fall erwählte Schlachtfeld. Aber sie konnte auch über Jena und über Dornburg angegriffen werden; und dann konnte sie sich nicht mit Vortheil auf dem Schlachtfelde schlagen, das gegen einen Angriff von Schwabhausen her Vortheil gab. Gen. Tauentzien hatte eine schöne Stellung gegen einen Angriff von Jena; es war aber die Einzige, und trat dieser Fall ein, so mußte die Armee in diese Stellung rücken. Allein sie konnte sie nicht mehr erreichen, und der Fürst v. Hohenlohe mußte sich bey Vierzehnheiligen mit der Division Grawert in einer sehr nachtheiligen Stellung schlagen. Wozu lagerten sich die Truppen in der Stellung selbst, und ließen sich am 13ten von Remderode aus mit allen ihren Anstalten übersehen? Hätte man im Centrum der Schlachtfelder gestanden, nämlich bey Vierzehnheiligen, so konnte man das Schlachtfeld, im Fall der Feind über Magdala kam, und eben so, wenn er über Jena kam, zeitig genug erreichen. General Tauentzien konnte in diesem Fall auch den Landgrafenberg behaupten, den er nicht vertheidigt hat, wahrscheinlich weil er seine Kräfte nicht zu weit vom Lager entfernen wollte. Ein drittes Schlachtfeld hätte noch gegen Dornburg gewählt werden müssen; allein wurde die Naschhäuser Brücke abgebrannt, so konnte von dieser Seite nichts so schnell vorrücken, da in der Gegend von Dornburg die Saale keine Furt hat. Dann wäre es auch nicht nöthig gewesen, das Detaschement v. Holzendorf gegen Dornburg aufzustellen, und seine Kräfte muthwillig zu zerplittern. Das Hauptquartier Capellendorf lag völlig außer der Linie der Armee, und erschwerte alle Ordres und Mittheilungen. — Es scheint, daß diese Fehler zum Theil eine Folge davon sind, daß der General-Quartiermeister, Obrist von Massenbach, nach Brod und Fourage herumritt.

Dritte Periode. Nach der verlorenen Schlacht und den nicht glückenden Versuchen, sich wieder zu setzen, zog sich die preussische und sächsische Armee in der Breite von Ober-Weimar bis Nieder-Rosla in Unordnung über die Ilm zurück. An der Ilm endete die Schlacht. — Alles kam aus einander, und kreuzte sich mit der Hauptarmee, die von Auerstädt her sich zurückzog. Fürst Hohenlohe kam über Schloss Vippach und Tennstädt nach Sondershausen, von wenigen Mann Cavallerie begleitet. Hier erhielt derselbe das Commando über die ganze Armee, ausgenommen die zwey Reserve-Divisionen unter dem General Kalkreuth. Es wurde beschloffen, bey Nordhausen die Armee zu sammeln; aber der Feind ließ dem Fürsten keine Zeit zur neuen Organisation und

Verammlung. Er brach in vier Colonnen nach Magdeburg auf, nachdem ein Mißverständniß mit dem General Kalkreuth noch ein, nachtheiliges Geschehnis veranlaßt hatte.

(Aus verschiedenen Anmerkungen des Vfs. geht hervor, daß der Fürst Hohenlohe und General Kalkreuth nicht im besten Vernehmen standen, daß Letzterer sich beleidigt fand, nicht das Commando der ganzen Armee erhalten zu haben, und sich dafür an den Fürsten durch Bitterkeit, und als er nach Preussen abgerufen wurde, durch Unordnung in seiner Division rächte!!)

Am 20ten October kam das Truppen-Corps, welches der Fürst v. Hohenlohe hatte versammeln können, nach Magdeburg. Den 21ten waren auch die zwey Divisionen unter General Kalkreuth, so wie die Reserve-Armee unter Herzog v. Württemberg, an die Befehle des Fürsten v. Hohenlohe verwiesen worden. Allerdings wäre es sehr zweckmäßig gewesen, wenn die ganze Armee sich bey Magdeburg neu formirt und organisiert hätte; allein die von dem Vf. angegebenen Gründe sind wichtig genug, um zu beweisen, daß der Fürst v. Hohenlohe dies schwerlich mehr bewerkstelligen konnte. Die württembergische Reserve-Armee war geschlagen; die Magazine in Magdeburg von Ausreißern und einzelnen Trupps geleert, die man, anstatt sie aufzubaken, verpflegt und einzeln über die Elbe gelassen hatte. Die zwey Divisionen unter dem General Kalkreuth waren unterhalb Magdeburg über die Elbe gegangen, und man hatte nicht einmal bestimmte Nachrichten davon. Die Intention des Königs war, die Armee hinter der Oder zu sammeln, mit den ostpreussischen Truppen zu vereinigen, und neu zu organisiren. Die sächsischen Truppen hatte der Gen. v. Zeschwitz bey Barby versammelt, und erklärte dem Fürsten v. Hohenlohe, daß sie sich nicht in dem Zustande befänden, die Campaigne mit der preuss. Armee fortzusetzen, worauf der Fürst den bey sich habenden Rest der sächsischen Truppen auch nach Barby marschiren ließ.

Ehe wir zu dem übergehen, was wirklich geschah, sey es uns erlaubt, die Lage der Armee, und die Mittel zu betrachten, um den Zweck (hinter die Oder zu kommen,) zu erreichen.

Stellung der preussischen Armee am 20ten October.

Fürst Hohenlohe mit den Resten der Armee, die bey Auerstädt und Jena geschlagen hatten, in Magdeburg und längs der Elbe gegen Tangermünde. Das Corps Herzog v. Württemberg auf dem rechten Ufer der Elbe bis 3 Stunden von Magdeburg. Das Corps des Herzogs v. Weimar bey Lutter und Goslar. General v. Blücher mit einem Cavallerie-Commando und vieler schwerer Artillerie in der Gegend von Braunschweig.

Die französische Armee hatte man am 17 und 18ten in Halle und bey dieser Gegend verlassen: sie stand vor Magdeburg bis Halberstadt. Die Brücke von Dessau war abgebrannt, mit der württembergischen war es nicht gelungen. Die französische Armee stand offenbar näher an der Oder, als die preussische Armee. Wollte man gegen Berlin marschiren, so war es wahrscheinlich, daß nur das württembergische Corps eher, oder zugleich mit dem Feinde in Berlin eintreffen konnte; folglich blieben bey Schwedt und Stettin die

einzig zu benutzenden Oder-Brücken. Was in und bey Magdeburg stand; konnte in 7 Märschen mit Anstrengung Schwedt erreichen, wenn es nicht vom Feinde aufgehalten wurde. Um dies zu verhindern, mußte man schnell den Finow-Canal erreichen, und sich in Besitz des Passes von Neustadt-Eberswalde setzen. Das natzmerische Corps konnte dazu gebraucht werden. In den Ebenen der Mark mußte sämtliche leichte Cavallerie den Marsch der Infanterie decken, die Cürassiere wurden zu den Infanterie-Colonnen eingetheilt. Diese leichte Cavallerie, Husaren und Dragoner, 79 Escadron stark, nebst den besten reitenden Batterien, mußten gegen Berlin marschiren und sich für die Avantgarde der Armee ausgeben. Es mußte ihnen ohnfehlbar gelingen, die Brücken bey Potsdam, Brandenburg und Spandau zu zerstören, Oranienburg eher zu erreichen als der Feind, und vor demselben zur Unterstützung des natzmerischen Corps bey Neustadt-Eberswalde anzukommen. Die Infanterie, Cürassiere und schwere Artillerie marschirte hinter diesem Rideau sicher gegen Schwedt, und war es nicht mehr möglich, hier überzugehen, so blieb der Übergang bey Stettin. Allein die Artillerie unter Gen. v. Blücher und das Corps des Herzogs v. Weimar konnten, wenn sie glücklich die Elbe passirten, und durch nichts aufgehalten wurden, dennoch mit der größten Anstrengung nicht vor dem 2 und 3 Nov. in Stettin ankommen; sich so lange an dem Finow-Canal zu halten, darauf war nicht zu rechnen. — Für diese nachkommenden Truppen blieb durchaus nichts übrig, als aufs schnellste um eine Aufnahme in Stralsund für sie nachzusehen, um sie dort einzuschiffen, und jenseit der Oder an der pommerischen Küste ans Land zu setzen, wenn es nicht mehr möglich war, diese Truppen am rechten Ufer der Peene nach Usedom und Wollin überzuschiffen. Dies scheint uns die einzig mögliche Art, zu einem glücklichen Resultat zu kommen.

Den 21sten brach die Armee von Magdeburg auf. Sie nahm ihre Richtung auf Stettin. 20 Escad. Husaren unter dem Gener. v. Schimmelpfennig wurden detachirt, um den Marsch der Armee zu decken, erhielten aber die Anweisung, über Plauen und Fehrbellin den Finow-Canal zu erreichen. Eine kaum mögliche Aufgabe! Das vorwärtsliegende natzmerische Corps wurde zur Arriergarde verwandt; die Cavallerie von der Infanterie isolirt und längs der Elbe dirigirt. Es war vorzusehen, daß in den ersten 4—5 Märschen nichts Wichtiges vorgehen würde, da der Feind nur bey Wittenberg mit Macht übergehen konnte. Durch ein Versehen wurde die Brücke bey Fehrbellin zu früh zerstört, Gen. Schimmelpfennig ging über Frisack, und kam dadurch ganz in die Colonnen der Armee. Am 25sten stand die Infanterie bey Neu-Ruppin, die Cavallerie 5 Meilen davon im 2ten Treffen bey Wittstock. Hier stellte der Obrist v. Massenbach in einem Aufsatz die gefährvolle Lage der Armee dar, und trug darauf an, Halt zu machen, und alle Corps heran zu ziehen. Der Fürst v. Hohenlohe schlug dies ab, und, wie uns scheint, an diesem Tage aus sehr guten Gründen.

Den 26sten versammelte der Fürst die Infanterie bey Gransee, um mit derselben bis Zehdenik zu marschiren. Auf dem Rendezvous gingen Nachrichten ein,

daß G. v. Schimmelpfennig bey Zehdenik von feindlicher Cavallerie geschlagen, und gegen Prenzlau geworfen sey. Bey der Infanterie-Colonne war keine Cavallerie, sie war 4 Meilen davon im 2ten Treffen, im Marsch gegen Minow und Schwerin begriffen. Ohne Cavallerie wollte der Fürst dem Feind nicht entgegen gehen; er beschloß daher, sich seiner Cavallerie-Colonne zu nähern, und marschirte nach Fürstenberg. Durch diesen Umweg war es unmöglich geworden, Prenzlau den 27sten zu erreichen. Man fand am 27sten den Feind in Boitzenburg, warf ihn zwar den Abend heraus, allein um Prenzlau zu erreichen, das in der geraden Linie 2 Meilen entfernt war, hielt es der Fürst für rathsam, einen Umweg über Schönermark zu nehmen. Die Armee setzte den Marsch fort, und kam am 28ten früh nach Prenzlau, welches sie vor dem Feind erreichte, der mit Cavallerie ankam, während sie durch die Stadt defilirte; bey dem Angriff auf die Arriergarde gingen 3 Bataillons verloren. Indess kam die Armee hinter Prenzlau zum Aufmarsch, und ergab sich, weil sie (wie der Vf. sagt,) zu ermattet war, um Stettin zu erreichen. — Wir können nicht bergen, daß es uns scheint, als wäre nach dem Aufmarsch der Armee es doch der Mühe werth gewesen, einen Versuch zur Erreichung von Stettin zu machen, da am Ende der Armee nichts Schlimmeres begangen konnte, als Gefangenschaft. Dennoch im Marsch nach Prenzlau begriffenen Truppen, unter den Generalen v. Blücher und Herzog von Weimar, waren ohne alle Frage gänzlich von der Oder abgeschnitten, weil man keine Veranstaltung gemacht hatte, um sie zu retten. Die unzweckmäßige Zusammenfassung des Marfches, ohne weit gegen den Feind positionirte leichte Cavallerie, das gänzliche Isoliren der Cavallerie, und der daraus folgende Marsch nach Fürstenberg, scheinen das Unglück der hohelohe'schen Armee vorzüglich herbeygeführt zu haben.

Nach dieser analytischen Untersuchung der Operationen, be merken wir über das vorliegende Werk im Allgemeinen, daß der Vf. mit Wahrheitsliebe erzählt, und dabey nichts verschlüsselt hat, was zur genauen Kenntniß der Dinge gehört. Nur blickt zuweilen seine Leidenschaft durch. Vom Augenblick an, da der Fürst v. Hohenlohe sich ganz selbst überlassen ist, werden die Erzählungen des Vfs. ruhiger, der Tadel hörbar. Die Schlacht selbst ist mit der größten Ausführlichkeit beschrieben; die 4 Pläne dazu sind einleuchtend nach Lehmann'scher Manier gezeichnet, nur enthält vorzüglich der dritte so viel Detail der Stellungen, daß es zu wünschen wäre, der Zeichner hätte zwey Pläne daraus gemacht. Denn mögliche die Dörfer nur mit Ziffern und im Renvoy mit den dazu gehörigen Namen bezeichnet sind: so ist dennoch das Ganze zu voll, um es leicht übersehen zu können.

In den Beylagen sind Relationen der Affairen von Schleiss, Saalfeld und Halle von Augenzeugen aufgenommen. In der 14. Beylage ist ein Versuch, die Stärke des hohelohe'schen Corps, welches bey Prenzlau capitulirt hat, nachzuweisen. Es heißt darin, daß die Brigade Hagen nebst Gen. Grafen Roymern Hauckel, Heyn, Carabiniers-Büning, Hohen-dorf, Baillo bey Pafewalk, das Detachement Bda bey Arklam gefangen wurde. Man sieht aus diesem Bericht nicht, wie diese Truppen dahin kamen, und begreift nicht, wie sie daselbst gefangen werden konnten, da dies doch erst nach der Capitulation von Prenzlau geschehen konnte. Übrigens wäre zu wünschen, daß das Publicum im Besitz ähnlicher Berichte von der Hauptarmee und dem Corps des General von Rüchel sich befände; dann wäre es künftigen Schriftstellern leicht, eine vollendete Geschichte des preussischen Feldzuges von 1806 zusammenzusetzen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 M A Y, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelot und nachher b. Delance: *Collection portative de Voyages traduits de différentes langues orientales et européennes.* Tome I. V. An. V - XIII oder 1797 - 1803. 12. (Jeder Tom. 3 Fr.)

Schade wäre es, wenn diese Sammlung nicht zu einer grossen Reihe von Bänden anwüchse! Das niedliche Taschenformat, der saubere Druck, die in der That schönen Kupfer, welche die in unseren Duodez-Bändchen befindlichen weit hinter sich lassen, und der mässige Preis, 3 Fr. für einen Band, laden zum Lesen ein. Noch mehr aber wird man angezogen, wenn man den Namen des Herausgebers L. Langlès, *Membre de l'Institut Conservateur des MSS. orient. de la Bibliothèque Imperiale et Professeur de Persan à l'Ecole spéciale des langues orientales vivantes* (wir schreiben ihn von dem fünften Theile ab.) auf dem den Inhalt näher anzeigenden Titel eines jeden Theiles (denn der vorher angeführte ist der Schutztitel, der weggeschnitten werden kann,) liest, die vielfachen gründlichen Sprach- und Sach-Kenntnisse dieses Mannes, welche durch die französische Herausgabe der Reisen von Norden, Thunberg u. s. w. documentirt sind, in Erwägung zieht, die getroffene Auswahl bemerkt, und auf die Zusätze, womit die Übersetzungen ausgestattet sind, achtet. Tome I. S. XXXII und 246 enthält: *Voyage de l'Inde à la Mekke par 'Abdoul-Kerym favori de Tahmas - Qouly - Khan; Extrait et traduit de la version anglaise de ses Memoires avec des notes géographiques, littéraires etc.* Das Original ist persisch, und von dem Britten Francis Gladwin englisch zu Calcutta 1788 herausgegeben. Der Vf. war ein Kaschmirier von Stande, der den berühmten Eroberer und König von Persien, Nadir Schah, auf seiner Rückreise aus Hindostan nach Persien begleitete, von da nach Bagdad, Damaskus und Aleppo reisete, nachher Medina und Mekka besuchte, sich in dem Hafen von Dscheddah einschiffte, nach Hougly in Bengalen segelte, und endlich in Dehly 1743 wieder ankam, nachdem er diesen Ort 4 Jahre vorher 1739 verlassen hatte. Für die Geschichte dieses Zeitraums ist das Buch wichtig. Freylich sind die Begebenheiten mehr angezeigt, als erzählt, und die Beschreibung der durchreiseten Länder und Städte kurz und oberflächlich. Allein die Reisebemerkungen eines Orientalers, der in der Gesellschaft eines so berühmten Mannes reisete, sind eine solche Seltenheit, daß sie um deswillen schon in Europa bekannt zu werden verdienten. Zudem bereisete er die

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

heiligen Orte Medina und Mekka, die von keinem Christen betreten werden dürfen, und für die mohammedanische Religion von der äußersten Wichtigkeit sind. Hr. D. Paulus that daher sehr wohl daran, daß er einen Theil der Reise, nämlich den von Bagdad nach Medina und Mekka, dem zweyten Theil seines *Neuen Repertoriums für biblische und morgenländische Literatur* einverleibte. Hr. Langlès kennt diese Übersetzung, erwähnt des Urhebers rühmlich S. XVI, und führt auch Bemerkungen an, die Hr. Paulus zu seiner Übersetzung gemacht hat S. 133, 142. Mit Hülfe der französischen kann man die deutsche des Hn. Paulus verbessern, und Franzosen mögen untersuchen, ob jene einer Vervollkommenung aus dieser fähig ist. Wir geben von der ersten Behauptung einige Beyspiele. S. 31 bey Paulus wird eines Begräbnisses in einem Gebäude gedacht, welches in der Mitte eines Hofplatzes liegt. Ein Hofplatz kann in einem Gebäude seyn, aber hier ist es umgekehrt. Die Sonderbarkeit verschwindet, wenn man bey Hn. L. S. 111 liest: *au milieu d'une lande, mitten auf einer Haide*, und diese Lage ist einem mohammedanischen Grabe angemessen. — Ebend. die Perser haben während der letzten Regierung viele Menschen nach Kerbela verjagt. Man sollte denken, die Regierung hätte ihnen diesen Aufenthaltswort angewiesen. Das ist aber nicht die Meinung. Die Bedrückungen der alten persischen Regierung brachten Viele zu dem Entschlusse, nach Kerbela zu wandern, — Hr. Paulus besleisiget sich der Kürze, und Hr. L., der sich genauer an seinen Text bindet, wird dadurch langweiliger. Aber auch klarer und deutlicher. Hr. P. hätte daher S. 54 erinnern sollen, daß der Schorib der Orientaler der Jethro im Pentateuch sey, und dieser Zusatz war um desto weniger wegzulassen, da er den unterdrückt, daß er der Schwiegervater des Moses sey. — Die unerklärliche Erschütterung des Thurms einen Spass S. 54 zu nennen, schickt sich nicht für die Ernsthaftigkeit des Berichtserstatters. Er spricht auch nur von *Experience*, die er anstellte nach Hn. Langlès S. 118. Zu Niebuhr's Zeit (*Reisen* II, 287) getraute sich Niemand mehr das Experiment zu machen. Hat der Aberglaube auch im Orient abgenommen? — Daß die Chadims S. 64

Bodiente sind, und dem arabischen *بدعي* entspre-

chen, ist gewiß den meisten Lesern unbekannt. Hr. Langlès übersetzt *deffervants*. — Nicht unbefieglich S. 67 ist das Schloß bey Mardin, denn sonst wären die Einwohner von aller Communication mit ande-

Qq

ren Menschen abgeschnitten,) sondern *unüberwindlich*, *inexpugnable* — Die in Hindostan sogenannten aleppinischen Ferngläser S. 68 möchten doch wohl eigentlich Spiegel seyn. *Les miroirs connus dans l'Indostan sous le nom de glaces d'Alep* sagt Langlès S. 148, der auch hierzu seinem Text nichts hinzugefügt zu haben scheint. In der Beschreibung der Karawane, die jährlich von Damaskus nach Mekka und Medinah geht, läßt Hr. L. S. 157 die Perser und ihre Kameele den Zug beschließen. *Les Persans et leurs chameaux sont toujours à la queue.* Und dem Nachtrab wurde von dem Emir Hadje in der Nacht durch eine Rakete ein Zeichen gegeben, wann die Karawane stille halten sollte. Den Nachtrab hat Hr. Paulus S. 71, 72 zum Vortrupp umgeschaffen, ehre daran zu denken, daß die Rakete, die der Emir, welcher nicht der erste im Zuge ist; (wie sich dieses von seiner Würde erwarten läßt, und Maundrell, den wir darüber nachgesehen, ausdrücklich versichert) steigen läßt, wohl von denen, die nach ihm sind, aber nicht von denen, die vor ihm sind, gesehen werden kann. — Weil Christen mit der mekkaischen Karawane nicht reisen dürfen, so ist die Nachricht davon desto interessanter, und wir wollen daher noch eine andere Berichtigung der deutschen Übersetzung, die wir aus der französischen nehmen, dem Leser nicht vorenthalten. Langlès S. 168: *Le grand nombre de lumieres repandues dans toute la Caravane forme une illumination ambulante. Chaque chameau porte une lampe.* Wenn im Englischen für *lumieres* das gewöhnliche *lights* gestanden hat, so muß man sich wundern, daß H. P. hat übersetzen können: *Die Menge von Ketten unter der Karawane, da ein jedes Kamel die seinige hat, geben einen schönen Glanz.* — Dardak ist nicht ein Eigennamen, wie man aus Hr. P. Übersetzung S. 73 schließen könnte, sondern ein Ehrentitel. Man s. Hr. Langlès S. 203.

Die Reise selbst trat Abdul Kerym 1739 von Dehli an, als Begleiter der Armee von Nadir Schah, von welcher er sich 1741 zu Kazvin trennte, um die Reise in Gesellschaft des kaiserlichen Leibarztes nach Bagdad und so weiter fortzusetzen. Zur Geschichte des Eroberers ist also das, was S. 1—96 vorkommt, brauchbar. Die Reise ging über Kabul und Candahar nach Herat, wo sich der Monarch anderthalb Monate aufhielt, um sich zu einer Expedition gegen Mawarannahar, oder, wie wir sie zu nennen pflegen, die große Bucharey, zu rüsten: Die Ankunft des Schah war schon hinreichend, ihm die Provinz zu unterwerfen. Der König behielt seine Krone, und die Hauptstadt Bokhara wurde mit der Plünderung verschont. Die Einwohner des Landes sind zwar arm, und nicht so gefeucht als die Türken, Perfer und Indianer; haben aber dafür einen Überfluß an vortrefflichen Früchten, einen starken Körper und eine gesunde Constitution. Als Nadir hier von einem sonderbaren Sterne auf dem Grabe Timurs zu Samarkand hörte, befahl er, daß er nach Mechehed (Mesghed) gebracht würde. Er zerbrach aber bey dem Abnehmen in Stücken, und der Vf. war so glücklich, ein Stück davon zu erhalten; das er mit nach Hindostan brachte. Er

nimmt daher Gelegenheit, über die hinfällige Größe der Weltoberer Betrachtungen anzustellen, und bricht in diese Verse aus:

Warum dringet nicht das Unterricht begehrende Auge bis zu den Pallästen der Könige,
Um darin die Verwüstungen der Zeit zu beschauen?
Spinnen hüben jetzt die Zimmer des Khosru (Cyrus),
Und Eulen bewachen den Pallast des Afrasyas.

Dieser letzte war, wie Hr. L. bemerkt, ein alter König von Turan (Bucharey), der Persien eroberte, und von Kay-Khosru verjagt und getödtet wurde. In einer Schlacht mit den Turkomannen ergriffen die persischen Soldaten, von Durst gequält, die Flucht. Nadir ließ sogleich zwey Obercommissarien, welche die Armee mit Wasser versorgen, die Ohren abschneiden, und warf den Officieren ihre Feigheit mit so vielem Nachdruck vor, daß sie mit erneuerter Kraft angriffen und siegten. Giebt es hiezu in der europäischen Geschichte eine Parallele, wenn man statt *Wasser*, *Brantwein* setzt? Obgleich der Vf. zu Balk und Tcharджу, welche Städte am Flusse Gihon liegen; (letztere, zwölf Tagreisen gegen Norden von jener, findet sich nicht auf D'Anvilles großer Karte von Asien,) sich eine Zeitlang aufgehoben hat: so sind doch seine Nachrichten von dem Ausgange dieses Flusses und des Sibon, daß sie sich nämlich nicht in einen See ergießen, sondern zur Bewässerung des Landes ganz genutzt werden, ungegründet. In Khowaresm (Khoresm) fand er nicht ein einziges Gebäude einiger Aufmerksamkeit werth. Nachdem diese Provinz einem Nachkommen des Dschingis Chan anvertrauet war, ging der Marsch von Tcharджу durch eine sandige Wüste nach Mersil, und von da nach Khorasan, dem Vaterlande des Nadir. An seinem Geburtsort wurde eine Moschee erbaut, und die in Khowaresm gemachten Gefangenen wurden in eine neubaute Stadt, die den persischen Namen von Dehli erhielt, gebracht. Unter fürchterlichem Schneesturm erreichte man im Jan. 1741 Mechehed: Noch beschwerlicher und noch weniger begünstigt von der Witterung, war der Marsch nach Asterabad, einer andern Stadt in Khorasan, von welcher man nach Achref in Mazendran, nicht weit von dem kaspischen See aufbrach. Sehr stürmisch, aber nicht sonderlich tief, ist dieser See, nach Art der Menschen, die je gründlicher sie sind, desto weniger geschwätzig sind. Die Indier halten Kaschemir, und die Perfer Mazenderan für Abbildungen des Paradieses, und doch pflegen die Indier und Perfer sich über die Einwohner ihrer Paradiese lustig zu machen. Allein, setzt Abdul Kerym: als ein frommer Muselman hinzu, die Freunde Gottes werden beständig in der Welt verachtet, und diese Verachtung trägt dazu bey, sich ihnen angenehm zu machen. Auf dem Marsche nach Abbas wurde Nadir von Muechelmördern überfallen, aber nicht umgebracht. Den Verbrechern wurden die Augen ausgestochen. Endlich kam die Armee zu Kazwin in Irak Adschemi an. Eine theologische Unterredung veranlaßte den Monarchen, eine persische Übersetzung des Pentateuchs und des Evangelien zu

begehren. Er erkliert sie, ob erst damals gefertigt, oder eine ältere, erhellet nicht deutlich. In einem Gespräche, das gelehrte Schützen und Sunniten in Gegenwart solcher, die in den Pentateuch und den Evangelien bewandert waren, mit einander hielten, wurden die Sunniten allein für rechtgläubig erklärt. Die Entscheidung war in der Politik gegründet. Man wollte dadurch die Türken gewinnen, die von der Sekte der Sunniten sind. Sie ließen sich aber dadurch so wenig täuschen, daß sie einstimmig gegen Nadir den Krieg erklärten. Wie sehr sich fromme Mahomedaner nach einer Gelegenheit, nach Mekka zu wallfahrten, sehnen, beweiset dieses Buch. Ein sehr geschickter Arzt Aliu Chan hatte sich auf das Versprechen Nadir's, ihm, wenn er ihn von der Wasserfucht heilen würde, Mittel zu einer Wallfahrt nach Mekka zu verschaffen, Dehli zu verlassen, wo er an dem kaiserlichen Hofe Arzt war, und sich auf eine Zeitlang an den persischen Hof zu begeben. Der Vf. war auch in die Dienste des Kaisers getreten, mit der Hoffnung, eine Pilgerreise nach Mekka zu machen. Als daher Nadir im Begriff war, die Leskier, eine freitbare Nation in Daghestan, zu bekriegen, reiseten die gedachten Männer mit Empfehlungsbriefen von Nadir Schah versehen, von Kazvin über Kamadan, Kerman, Chahar, u. s. w. nach Bagdad und von da nach Mekka. Da dieser Theil der Reise S. 96—168 durch Hn. Paulus in Deutschland bekannt geworden, auch verschiedenes schon vorher davon gesagt ist, so übergehen wir ihn. Hr. Langlès hat, weil der Autor von den heiligen Örtern selbst nichts anführt, aus Niebuhr und Muradga d'Ohsson, der in der Türkei geboren ist, den größten Theil seines Lebens daselbst zugebracht hat, und nach einem kurzen Aufenthalt in Schweden und Frankreich dahin wieder zurückgekehrt ist, die Beschreibung davon eingerückt. Drey Monate hielt sich der Vf. in Mekka auf, und doch hat er nichts davon zu Papier gebracht! Kann man ein ähnliches Exempel von einem Europäer, der seine Reise beschrieb, und doch den Hauptort, wohin sein ganzes Treiben gerichtet war, und wo er am längsten weilte, unbeschrieben ließ, anführen? Wir zweifeln daran. Auf der Seereise von Dschedda nach Bengalen wurden wenige Orte in Jemen, und nur Pondicherry und Madras auf der Küste Coromandel berührt. An Macht und Geschicklichkeit übertreffen die Europäer, nach dem Urtheile des Vfs., jede andere Nation in der Welt, doch seyen sie nicht so geübt im Gebrauch des Schwerdtes, als der Kanone und Flinte. In Patna hatten schon damals die Europäer beträchtliche Gebäude, und trieben starken Handel. Betel Blätter und Reis wurden exportirt. Der Reisegefährte des Vfs. mußte wegen der Unpäßlichkeit des Kaisers Mohammed Schah seine Rückreise nach Dehli beschleunigen, und der Vf. verließ ihn nicht, der heißen Jahreszeit ungeachtet.

Tome II et III. Voyages de la Perse dans l'Inde et au Bengal en Perse. Le premier traduit du persan; le second de l'anglais; avec une notice sur les Revolutions de la Perse, un Memoire historique sur Persopolis et des

notes par L. Langlès etc. Tome I. S. XXXI. und 142. An. VI. Tome II. S. 268. An. VI. Das erste aus dem Persischen übersetzte Stück ist der Bericht einer Gesandtschaft, die der Nachfolger des tatarischen Chana, Timur, mit Namen Schah Rock, an den König von Bisanagor 1442, 43, 44 schickte, um politische und Handlungsverbindungen zwischen Persien, der Tartarey und Hindostan zu stiften. Die Feder führte der Gesandte selbst, ein eifriger Musulmann und Imam, d. i. Allmosenier bey dem Sultan Schah Rock und Richter seiner Armee, Abdulkizaq, der den Bericht in seine Geschichte der Nachfolger Timur's, eines der besten historischen Werke in der persischen Sprache, wovon ein Exemplar auf der nunmehr kaiserlichen Bibliothek in Paris vorhanden ist, eingerückt hat. Seiner Kürze ungeachtet, (denn er ist nur 82 S. lang,) enthält er interessante Notizen von Ländern, die in Europa wenig bekannt sind. Der Gesandte reiste nach erhaltener Instruction von Herat, der Hauptstadt, Khorasans und der Staaten des Kaisers Schah Rock, durch Kuhistan und Kirman, nach Hormuz oder Ormus, dem Hafen am persischen Meerbusen. Die Merkwürdigkeiten auf diesem Wege werden mit Stillschweigen übergangen. Die Insel Ormus war damals noch in blühendem Zustande, und wurde von allen handelnden Nationen in Asien und Afrika besucht. Menschen von allen Religionen, sogar Ungläubige genossen völlige Freyheit, und trieben Handel sicher und ungestört. Nach einem Aufenthalt von zwey Monaten schiffte sich der Gesandte ein, aber widrige Winde nöthigten ihn, in Maskat und noch ein paar andere Orte an der arabischen Küste ans Land zu gehen. Außer ihrer Existenz wird aber nichts mehr von ihnen gemeldet. Endlich erreichte er von hier binnen achtzehn Tagen Kalikut. Der blühende Handel, worin diese Stadt Ormus nicht nachgab, die Sicherheit und Gerechtigkeit, die in allen Verhandlungen beobachtet wurden, die Gestalt und Nacktheit der Einwohner, die Verschiedenheit der Sekten oder Kasten (letzteres Wort wird ein Zusatz des Übersetzers seyn, weil zur Zeit des Originals die Portugiesen, welche bekanntlich das Wort eingeführt haben, hier noch nicht gelandet waren), die Polyandrie (Hr. Langlès in der 34ten Note hat hieraus aus Versehen Polygamie gemacht, und führt aus verschiedenen Werken Stellen zur Erläuterung an. Es kann ihm aber als einem mit den Sitten Indiens wohlbekannten Manne nicht unverholen seyn, daß auf der malabarischen Küste viele Menschen in jenem unnatürlichen Zustande leben. Überdem konnte einem Mohamedaner die Polygamie nicht auffallend seyn); die Achtung der Hindus für die Kühe, diese und andere Gegenstände erregten in ihm eine nicht geringe Verwunderung. Nachdem er vom Oct. 1442 bis April 1443 in Kalikut geblieben war, setzte er seine Reise zu Lande nach Bisanagor fort, wo ihn der König zu sprechen verlangte, und deshalb schon Boten nach Kalikut geschickt hatte. Jener König war der mächtigste Rajah d. i. Monarch in Indien, und regierte über ein Land, das sich von der Insel Ceylan bis Colberga unterm-

17° 30' Nordbreite, und von Bengalen bis an die Küste von Malabar erstreckte, sehr bevölkert und mit 600 beträchtlichen Häfen versehen war. Er hatte mehr als 1000 Elephanten und 1100000 Soldaten. In der Beschreibung des königl. Pallastes ist der Vf. sehr weitläufig. Ausser dreyerley Arten mehr oder weniger feinen Goldes, welche man in dem Königreiche findet, machen die Einwohner auch verschiedene Compositionen von Gold und Silber. Überhaupt kann man sich von dem Reichtum dieses Landes keinen Begriff machen. Vornehme und Geringe, sogar die niedrigsten Handwerker, tragen Edelsteine und goldene Geschmeide an den Ohren, Halse, Armen und Fingern. Von den Elephantenställen und der Elephantenjagd wollen wir nur dieses anführen, daß die zur Begattung bestimmten Elephanten besonders aufbewahrt werden, aus welcher Bemerkung, wie Hr. Langlès hinzusetzt, diejenigen Naturforscher widerlegt werden, welche behaupten, daß die zahm gemachten Elephanten ihr Geschlecht nicht fortpflanzen. Was von der bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Behendigkeit dieser Thiere erzählt wird, die ausgelernten Seiltänzer Ehren machen würde, bestätigt Hr. L. mit ähnlichen Exempeln aus dem Plinius. Von den Abgaben der öffentlichen Lustdirnen, die ihre körperliche Schönheit durch kostbaren Schmuck und gefällige Manieren zu erheben wissen, werden 12000 Mann Polizeywache unterhalten. Der Gefandte wurde von dem Könige sehr freundschaftlich aufgenommen, mit Lebensmitteln überflüssig versorgt, und oft zum Könige geholt. An Feste Mahanady, oder, wie es eigentlich zu schreiben ist, *maha nandi*, war ihm ein ausgezeichnete Platz angewiesen, um die dabey vorkommenden Lustbarkeiten, die Tänze der hübschen Mädchen und die Sprünge der gelenkigen Elephanten anzuschauen. Eingeborne von Ormus hatten in dem Könige den Verdacht zu erwecken gesucht, daß Abdulrizaq von dem Kaiser Shah-Rock nicht abgeschiedet sey. Sie richteten doch so viel aus, daß der König bey der Abschiedsaudienz, die er dem Gefandten gab, erklärte, er würde, wenn er einmal wieder in sein Land käme und ihm Gewissheit verschaffte, daß er wirklich von Shah-Rock abgeordnet sey, ihn mit mehr Auszeichnung empfangen. Übrigens schickte der König in der Gesellschaft des tatarischen Gefandten zwey Gefandte von seiner Seite an Shah-Rock, die ihm Geschenke und Kaufmannswaaren überbrachten. Von dieser Reise wird nichts mehr berichtet, als daß sie an der Küste von Oman angekommen sind, wo Abdulrizaq ein Schiff mit Provision für 20 Personen auf 40 Tage belud, sich und seine Reisegefährten einschiffte, als aber das Schiff so sehr vom Sturm ergrif-

fen wurde, daß, um es zu retten, viele Sachen übers Meer geworfen wurden, er in der Nähe der Gebirge Kalhat wieder vor Anker ging, und sich ausruhte. Hier verlassen wir ihn an der arabischen Küste, und damit endet die Reise.

Das zweyte, bey weitem größte Stück der beiden Bände, ist die Reise des Engländers *Wilhelm Franklin* nach Schiras oder Chyras in Persien. In Deutschland ist sie schon 1790 durch die wohlgerathene und mit Anmerkungen versehene Übersetzung des berühmten Weltumseglers J. R. Forster in dem ersten Bande seines *Magazins von merkwürdigen Reisebeschreibungen* S. 213—358 bekannt geworden. Auch diese Übersetzung hat Hr. L. mit sehr schätzbaren Anmerkungen bereichert. Aus einer Auserkung II. 30 möchten wir schliessen, daß er an der Aechtheit des Zend-Avesta zweifele, worin wir durch die von ihm gemachte namentliche Anführung der Gegner des Hn. d'Anquetil S. 32; ohne über ihren Werth zu entscheiden, bestätigt werden. In der Erläuterung der von Franklin angehängten Geschichte wird mehrmalen Gmelins Reise durch Rußland, worin verschiedenes von Kerym, Chan, dem Nachfolger Nadir Schah's erzählt wird, angeführt, und der Widerspruch zwischen Gmelin und Franklin, von denen jener viel Böses von Kerym Chan, dieser viel Gutes in Persien gehört hatte, sehr geschickt dadurch erklärt, daß jener die von der Residenz entfernten Provinzen, dieser die gewöhnliche Residenz des Monarchen besaß, und monarchische Staaten solchen Körpern nicht gleichen wären, deren unverhältnismäßig großer Kopf die Nahrung an sich zieht, die den übrigen Gliedern zukommen sollte, wie man dieses vor kurzem in Paris gesehen hatte. Als Franklin 1788 Persien verließ, regierte Agha-Mohammed (Forster schreibt Akan M.) in den nördlichen, und Djasfar in den südlichen Provinzen des Reichs. Hr. L. setzt aus einem Briefe, den er 1799 aus Constantinopel erhalten, hinzu, daß der erstere von einem seiner Sklaven ermordet sey, nachdem er die Russen in einen ernsthaften Krieg verwickelt, und den Osmanen viele Beforgnisse erweckt hatte. Die Reise Franklins zu den Ruinen von *Therapopolis*, die in der Nähe von Schiras liegen, veranlaßte den Hn. L., eine historische Untersuchung über Persien nach den arabischen, persischen und türkischen Manuscripten auf der an Manuscripten in allen Sprachen reichsten Bibliothek in der Welt, der kaiserlichen Bibliothek in Paris anzustellen. Wir würden aus diesem Memoire S. 199—138 einen Auszug geben, wenn nicht Hr. Paulus sie dem 7. Theile seiner *Samml. der Reisen in den Orient* angehängt hätte. (Der Beschluß folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Quedlinburg, in Comm. b. Ernst: *Über Tod, Forschung, Unvergänglichkeit, Wiederselen, Geduld.* Von Johann August Donndorf, dirigirendem Bürgermeister zu Quedlinburg u. s. w. 1806. XII n. 118 S. 8. (10 Gr.) Hr. D. verlor seinen einzigen, schon erwachsenen Sohn. Darüber im tiefsten Schmerz, fand er keinen Trost, als in dem Gedanken an ein anderes Leben. Er las die Schriften von Mendelsohn, Spalding und Herder, u. a.; zog Stellen, die das meiste Interesse für ihn hatten aus, ordnete sie, setzte hinzu, So entstand dieß Buch. Daß vielleicht Andern, in gleicher oder ähnlicher Lage, das Trost und Beruhigung geben konnte, was ihm Trost und Beruhigung gegeben hatte, bewog ihn, es drucken zu lassen. Er hofft daher, vor dem Richtersthule einer

billigen Kritik zu bestehen, am wenigsten aber lieblos oder bitter getadelt zu werden. In der That, wie wäre das möglich! Der handelt barbarisch, der dem armen Sterblichen den Stab aus der Hand winden möchte, worauf er sich stützt auf den Wegen des Lebens; nur wenn er damit drohte, dürfte es geschehen; die, welchen er nicht stark genug ist, die es nicht wagen, sich hinauf zu lehnen, werden ihn ohnehin nicht ergreifen, oder nicht behalten. Aber der Stab, worauf sich Hr. D. stützt, ist auch nicht aus morschem Holz, wenn gleich aus gemeinem, &c. nicht seltenem. — Die angehängte Elegie auf den verstorbenen Jüngling im Namen seiner Mitschüler, mag ihre Bestimmung leicht erfüllt haben.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 M A Y. 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelot und nachher b. Delance: *Collection portative de Voyages traduits de différentes langues orientales et européennes* u. s. w.

(Beschluß des im vorigen Stück abgebrochenen Recensions.)

In der von Hn. Langlès zu Anfang der Abhandlung gegebenen Nachweisung der Bücher, worin die Ruinen von Persepolis abgezeichnet sind, fehlt die schöne Zeichnung, die auf zwey Blättern in den *Philosophical Transactions* Vol. XVIII for the Year 1694 No. 210 gegeben, und von N. Witsen aus Amsterdam eingefandt ist, der sie von Jemand erhalten zu haben versichert, der sie an Ort und Stelle gemacht hat. Sie ist von der bey Chardin wesentlich verschieden, und muß daher in der Aufzählung der vorhandenen Zeichnungen nicht übergangen werden. Bey der Vergleichung jenes Prospects mit dem in Niebuhr's Reisen 2ter Bd. Tafel XIX, findet sich freylich, daß die Zeit verschiedenes davon zerstört hat. Indes muß man sich wundern, daß bey weitem das meiste stehen geblieben ist, und hoffen, daß, wenn in dem Verhältnisse die Zerstörungen fortgehen, noch Jahrtausende den herrlichen Anblick genießen werden, und daß dereinst der Wunsch des Vfs. erfüllt werden kann, daß durch Nachgrabungen noch andere Werke der Kunst zum Vorschein kommen. Er empfiehlt die Sache dem Nationalinstitut. Die Societät zu London hat zuerst die Untersuchung und Abzeichnung der Ruinen von Persepolis angerathen (s. *Philosophical Transactions* Vol. II. for the year 1667 S. 420). Einen noch größeren Dank von der gelehrten Welt wird das Institut einernnden, wenn durch dessen Empfehlungen und Bemühungen Denkmäler in jener Gegend entdeckt werden sollten, von deren Existenz man noch keine Nachricht hat. Zur Ergänzung der Nachricht des sel. J. R. Forster, von denen die Persepolis besucht haben, welche Hr. Paulus a. a. O. S. 295 wiederholt hat, erinnern wir, daß die Aufschriften, die S. (woraus Forster Sam. macht) Flower Agent der Ostindischen Compagnie in Asien, genommen hat, in *Philos. Transactions* Vol. XVII for the year 1693. Nr. 221 S. 775 befindlich sind. Forster citirt die *Transactions abridged*, wie das Originalwerk. Wenn Hr. L. bey dieser Gelegenheit die *Philos. Transact.* nicht citirt, so geschieht es keineswegs aus einem Widerwillen gegen die englische Literatur. Das vorliegende Buch beweiset das Gegentheil. Als Geschichtschreiber und Geograph erkennt er die Ver-

dienste der Engländer, und nicht leicht wird ein Franzose mehr englische Bücher besitzen, oder besser in der englischen Literatur bewandert seyn, als er. Von der liberalen Denkungsart des Vfs., jedes fremdes Verdienst, wo es angetroffen wird, anzuerkennen, zeigt auch die Bemerkung S. 235, die Hr. Paulus in seiner Übersetzung ausgelassen hat, daß der Mangel an orientalischen Typen in den französischen Druckereyen größer sey, als in den englischen, und daß die Schande davon mehr auf die Nation, als die Druckereyen falle. Im Auslande sey der Vorrath der exotischen Typen so gemein, daß man in vielen deutschen und vornehmlich englischen Journalen lange Stellen aus hebräischen, arabischen, syrischen u. a. Schriften mit den eigenthümlichen Charakteren abgedruckt finde. Diesen literarischen Vorzug, der hier Deutschland von einem einsichtsvollen Franzosen eingeräumt wird, sowie vieles andere, hat Deutschland lediglich seinen Universitäten zu verdanken. Von der Keilschrift auf den persopolitanischen Ruinen, von welcher (doch dieses sey nur beyläufig gesagt) *de la Vallé* schon einige Charaktere abgebildet hat, und sie von der Linken zur Rechten gelesen wissen wollte, sagt Hr. L. S. 203, daß man sie *wahrscheinlich* (probablement) niemals entziffern werde; S. 223 drückt er sich stärker aus, daß er an der Entdeckung sie zu entziffern verzweifelte. Hr. Paulus läßt ihn auch an der ersten Stelle eben so zuversichtlich absprechen S. 264 und die man auch gewiss nie entziffern wird. Da er noch ein ! und ? hinzusetzt, so sollte man glauben, es könne der Sinn des Schriftstellers nicht verfehlt seyn. Und doch spricht Hr. L. viel bescheidener.

Tome IV et V. Voyage pittoresque de l'Inde fait dans les années 1780—1783; par M. William Hodges. Traduit de l'anglois et augmenté de Notes géographiques historiques et politiques. T. I. p. 222. T. II. p. 252. A. XIII. 1805. Nachdem der vortreffliche englische Zeichner mit Cook eine Reise nach Südindien gemacht hatte, um die vorkommenden merkwürdigen Gegenden abzuzeichnen, reifete er in ähnlicher Absicht nach Ostindien. Seine Ansichten dieses Landes die er 1780—1783 aufgenommen, und auf 48 Blättern, nach *Aqua tinta* Manier gestochen, 1786. gr. Fol. herausgab, waren die trefflichsten in ihrer Art, bis die Herren Gebrüder Daniell die Ihrigen bekannt machten, die nach dem Urtheil des Hn. L. an Grösse und Pracht nicht ihres gleichen haben. Der Klage der Artisten, die mehr geometrisches Detail, und der Gelehrten, die einen längeren Text in beiden Zeichnungen vermissten, ist von Seiten des Hn. Hodges durch seine

R r

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

malerische Reise abgeholfen, in welcher er zeigt, daß er nicht weniger geschickt in die Feder als den Griffel, zu führen, und nicht weniger Talente hat Menschen zu beobachten, als die Producte der Natur und Kunst darzustellen. Die Reise ist durch die Übersetzung im 6 B. 1 Abtheilung der neueren Geschichte der See- und Landreisen schon seit 1793 in den Händen der deutschen Leser, und es würde daher sehr überflüssig seyn, sie auf seine Beschreibung der Naturschönheiten, oder des Scheiterhaufens, den die nachgelassene Wittwe in seiner Gegenwart bestieg, um mit ihrem Manne verbrannt zu werden, oder anderer Ereignisse, von denen er Zeuge war, aufmerksam zu machen. Ausser den Anmerkungen unter dem Text hat Hr. L. S. 137—214 eine Erklärung vieler indischer und anderer morgenländischer Wörter und geographischer Namen in alphabetischer Ordnung angehängt. Wo sie im Texte vorkommen, ist durch einen kleinen dem Worte hinzugesetzten Buchstaben auf den Buchstaben des Alphabets nachgewiesen, wo das Wort erklärt ist. Der Vf. hat es sich keine Kosten noch Mühe verdriessen lassen, eine zahlreiche Sammlung von Werken über Indien, von denen die in Calcutta gedruckten die seltensten und kostbarsten sind, zusammenzubringen, und sie werden fast auf allen Seiten citirt. Mit einem solchen Apparat konnte er eine Menge von Wörtern erklären, die, wenn sie gleich häufig in den Reisen nach Indien vorkommen, doch den meisten Lesern unverständlich sind. (In den europäischen Annalen 1805, 7 St. S. 67—69 ist ein ähnliches Verzeichniß persischer Wörter, die in Depeschen der Regierung von Bengalen vorkommen, befindlich, das aber so kurz ist, daß es kaum mit dem von Lasgley verglichen werden kann. Beyläufig zeigen wir ein paar Druckfehler in dem Verzeichniß in den Annalen an, S. 69 statt Soubaks ist zu lesen Soubabs, statt Yakyl, Yakyl).

Der erste, dritte und fünfte Theil dieser Sammlung, d. i. jede der in der Sammlung enthaltenen Reisen, ist mit einem Register versehen, das mit vieler Sorgfalt gefertigt ist. Rec. zeigt es mit Vergnügen an, weil der Mangel guter Register bey den in Deutschland herausgekommenen Reisen ihm schon oft fühlbar geworden ist. Von den zu Hodges Reisen gehörigen 14 Kupfern hat die deutsche Übersetzung nur einige geliefert, die französische alle, zwar nach einem verjüngten Maßstabe, aber wir vertrauen uns doch zu sagen, ohne die Originalkupferliche gesehen zu haben, mit nicht geringerer Zierlichkeit. Gedachte 14 Kupfer machen mit 2 anderen aus Franklin einen kleinen Band in länglichem Octavformat. Noch sind in den Theilen einige sehr niedliche Kupfer im Format dieser Theile. B—dt.

• SCHWEINFURTH, b. Ergeltz: *Grundriß zum Vortrag der vaterländischen Erdbeschreibung und Geschichte in Franken*. Von J. K. Bundschuh, K. bairischen Director der höheren Bildungsanstalt, und Archidiac. an der Hauptkirche zu Schweinfurth. 1806. 224 S. 8. (14 gr.)

Durch diese Schrift giebt der Vf. einen neuen Be-

weis seiner Sorgfalt für die Bearbeitung der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte. Dem Titel zu Folge ist sie bloß zu Vorlesungen bestimmt, und soll, als ein zusammenhängendes Ganzes, dem Lehrer sowohl als dem Jüngling einen Leitfaden zum Unterricht in der fränkischen Länderkunde in die Hände geben. Die dahin gehörigen Gegenstände sind nach einer zweckmäßigen Auswahl und Ordnung, in gedrängter Kürze, aber mit Deutlichkeit vorgetragen, und wir können dieses Buch einem jeden empfehlen, der von Franken, besonders aber von den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg, einen geographischen und historischen Überblick zu haben wünscht. Das Ganze bestehet aus zwey Hauptabschnitten, wovon der erste die Erdbeschreibung, und der zweyte die Geschichte in sich faßt. Nach einer vorausgeschickten allgemeinen Vorkenntniß der mathematischen, natürlichen und statischen Erdbeschreibung, geht der Vf. zur speciellen Kenntniß Deutschlands, in Bezug auf Franken, über, und giebt sodann eine kurze geographische Übersicht sämtlicher Theile des fränkischen Kreises, mit besonderer Rücksicht auf die königlich bairischen und kurfürstl. würzburgischen Besitzungen. Nach S. 28 beläuft sich der gegenwärtige Flächeninhalt des Königreichs Baiern mit Inbegriff der dazugehörigen fränk. Lande auf 1170 □ Meilen, und 11,309 Menschen. Was S. 34 von den gemeinschaftlichen Verhältnissen der herzogb. Ämter Thurnau und Röhild gesagt worden, bedarf insofern einer Bezeichnung, daß die künftl. Häuser S. Coburg und Meiningen das Amt Röhild nicht mehr in Gemeinschaft besitzen, sondern das S. coburger Drittel, Vermöge eines Umtausch-Recesses vom J. 1805, an S. Gotha überwiesen worden. Nach eben diesem Verträge wurde auch der S. gothaische Antheil an dem Amt Thurnau (1806) an S. Coburg abgetreten, und die vormals bestandene Gemeinschaft aufgehoben.

Den Beschluß des ersten Hauptabschnittes macht eine Beschreibung der Fürstenthümer Bamberg und Würzburg. Der Vf. geht hier weit mehr, als bey den, zuvor nur den Namen nach, angegebenen Bestandtheilen des fränkischen Kreises ins Detail, indem er von der geographischen Eintheilung dieser zwey Fürstenthümer in Landgerichte, und von ihren physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und örtlichen Verhältnissen die wissenschaftlichsten Nachrichten mittheilt.

Der zweyte Hauptabschnitt beschäftigt sich mit der Geschichte der fränkischen Lande von den ältesten Zeiten, oder vom J. 244 an, bis auf den preburger Frieden vom 29 Dec. 1805. Auch hier beginnt der Vf. mit einer historischen Einleitung, worin der Charakter, die Verfassung und Landescultur der deutschen Völker u. s. w. kürzlich geschildert und die vorzüglichsten Begebenheiten erzählt werden; welche auf die fränkischen Lande, hinsichtlich der Verbreitung der christlichen Religion, der Stiftung der Klöster, der Landeseintheilung in Gaue, der Gesetzgebung u. dgl. m., nur irgend einen Bezug haben. Mit der Angabe des Vf. S. 142, daß der Nordgau zu Ostfranken gehört habe, ist Bedacht zu nehmen, weil ersterer eine selbstständige und von Ost-

franken abgetheilte Provinz ausmachte, und seine eigene Verfassung hatte. Die Arnulfische Urkunde vom J. 889 (in *Eccard. Comment. de reb. Fr. Or. p. 895*) aus welcher wir sämtliche Gauen des östlichen Franzien kennen lernen, übergeht daher den Nordgau ganz mit Stillschweigen, und beweiset dadurch deutlich genug, daß diese große Provinz, deren Grenzen sich ohnehin bis an die Donau erstreckten, nicht zu Ostfranken gerechnet werden könne. — In den hierauf folgenden periodischen Abtheilungen der gegenwärtigen Schrift, nämlich von 1125 bis 1805, schränkt sich der Vf. bloß auf die Geschichte der Fürstenthümer Bamberg und Würzburg ein, ohne der Begabheiten der übrigen Lande zu erwähnen, welche von ihm (S. 33) als Bestandtheile des fränkischen Kreises aufgeführt werden. Wir können also diesen Grundriss, der sich doch, nach dem Titelblatt zu urtheilen, über ganz Franken hätte verbreiten sollen, nicht für vollständig erklären. Von dem rühmlichen Eifer des Vfs. für die Erweiterung der fränkischen Länderkunde dürfen wir indessen wohl erwarten, daß er, bey einer zweyten Auflage, auch die Grundlinien der Geschichte der Fürsten- und Grafenhäuser, welche in Franken einheimisch waren und es zum Theil noch sind, nachholen, und dem Buche die nöthige Vollständigkeit verschaffen werde.

A. S.

PARIS, b. Buisson: *Voyage dans les quatre principales Iles des Mers d'Afrique, fait par ordre du Gouvernement, pendant les années IX et X de la Republ.* (1801 und 1802). *Avec l'histoire de la traversée du Capit. Baudin, jusqu'au Port Louis de l'Ile Maurice.* Par T. G. B. M. Bory de St. Vincent, Officier d'Etat-Major etc. 1804. Tom. I. XVI und 412 S. Tom. II. 430 S. Tom. III. 472 S. 8. Avec la Collection de 58 planches. gr. 4. 40. Francs (10 Thlr. sächf.).

Als junger Naturforscher begleitete der Vf. am Bord der Corvette le *Naturaliste* den Capitain Baudin, der damals von dem französischen Gouvernement bestimmt war, eine Entdeckungsreise in den indischen Ocean und das stille Meer zu unternehmen. Daß er ihm aber weiter nicht, als bis *Ile de France*, folgte, daran war der Schiffsbefehlshaber Baudin schuld, dessen Unwissenheit und Plumpheit hier mit lebhaften Farben, doch immer schonend, geschildert wird. Die naturhistorischen Anmerkungen, woran dieses Werk reich ist, betreffen *Ile de France*, Bourbon, gelegentlich auch *St. Helena*, die der Vf. auf seiner Rückreise nach Europa nur auf einige Tage besuchte; aber von der größten und wichtigsten Insel des afrikanischen Meeres, *Madagascar* erwähnt er nichts. Und doch werden 4 Inseln auf dem Titel des Buchs genannt; wahrscheinlich hat er damit die canarische Insel *Teneriffa* gemeint, die er im Gefolge seiner oben erwähnten Beschreibung, wie wir unten näher eigen werden, hier in einer anschaulichen Darstellung liefert.

Das Werk ist in 25 Kap. eingetheilt. Dem letzten

Bande ist ein Brief des Hn. Robert des Aern, an dem Vf. gerichtet, angehängt, worin derselbe einen neuen Ausbruch des Vulkans auf der *Reunions-Insel* (*Ile de Bourbon*) meldet.

Erster Band. I Kap. Der Vf. schiffte sich zu Havre ein; von hieraus ward die günstige Reise bis *Teneriffa*, auf der die Equipage des Schiffs auch nicht einem einzigen Fisch sah, in 14 Tagen vollbracht. Im 2 Kap. wird diese Insel beschrieben. Die Beschreibung ist fast nur Wiederholung dessen, was der Vf. zuvor von den canarischen Inseln dem Publico mitgetheilt hat. 3 und 4 Kap. Reise von *Teneriffa* bis *Be de France* um das *Vorgebirge der guten Hoffnung*. Mancherley naturhistorische Beobachtungen über verschiedene Gattungen Fische, dem Phosphoresciren des Meeres u. s. w. werden hier, wie die läppische Furcht des Capitains Baudin, wegen Annäherung der Schiffe bey dem Passiren der Linie, mit Beredsamkeit erzählt. Was der Vf. als einen lächerlichen Beweis von der Schiffsbefehlshabers-Unwissenheit wegen der *silbernen Magnetnadeln* anführt, wollen wir auf sich beruhen lassen. Das 5 Kap. enthält den Aufenthalt des Vfs. auf der Insel Frankreich. Mehrere Ursachen, weshalb verschiedene Glieder der Expedition dasebst zurückgeblieben sind, werden dem Capitain Baudin zur Last gelegt. Auch der Vf. befand sich unter jenen, welche unter dem Vorwande der Unpässlichkeit und weil sie die Schiffskost im indischen Ocean und des stillen Meeres nicht vertragen könnten, sich von der Fortsetzung der Reise trennten. Im 6 Kap. wird im allgemeinen eine kurze Beschreibung von dieser Insel und den mannichfaltigen Gegenständen, welche dieselbe dem Naturforscher darbietet, mitgetheilt. Der hier selten werdende Brodfruchtbaum ist zum Theil, wie der Vf. versichert, ausgeartet, und die gelben Fliegen sind dem Pflanzenforscher und naturhistorischen Reisenden sehr nachtheilig. 7 Kap. *Reise nach der Insel Bourbon (Reunion)*. Allerley Natur-Producte, Orte, Pflanzungen der Besitzes, Einwohner, ihre Sitten, bürgerliche Verfassung, Landwirtschaft u. s. w. werden umständlich beschrieben. *St. Denis*, der Hauptort dieser Insel, doch mehr einem Dorfe als einer Landstadt ähnlich, hat weder Palläste, noch Straßenpflaster; dagegen eine gesunde Luft und treffliches Wasser, das durch Waldströme oder Bäche dem Orte zugeführt wird.

Im II Bande 9 Kap. kommen für den Geologen manche interessante Bemerkungen vor. Der Vf. reiset von *St. Denis* nach dem *Massif* (*Rivière du mat*), und versichert: eine Art wilder Kaffeebäume brächte die Insel aus Naturtrieb hervor, und der Kaffeebaum sey hier lange vorher einheimisch gewesen, ehe der ächte Kaffeebaum aus Arabien hieher verpflanzt worden. Diese und andere Entdeckungen, daß z. B. der bourbonische Kaffee weit unter der Güte des von *St. Domingo* sey, ist neu und auffallend. 10 Kap. Reise vom *Massif* nach dem *Benedicts-Viertel*. Mehrere wichtige Bemerkungen über die Gewürznelken und den Muscatenbaum. Daß aber ein einziger Gewürznelkenbaum,

wie der Vf. versichert, in guten Jahren 125 Pfund Gewürznelken trage, ist wider alle bisherige Erfahrung. Die Naturforscher bezeugen einhellig, daß die gewöhnliche Erndte von einem solchen Baume jährlich 5 Pfund, selten 10 Pfund holländisch betrage. 11 Kap. Wanderung nach dem *großen Teiche*. Der Vf. klagt, daß er in demselben weder Fische, noch in der umliegenden Gegend Wasserpflanzen angetroffen habe, welches ihn wundert. 12 Kap. Der Vf. besucht in botanischer und mineralogischer Hinsicht den *Ostfuss* und das *Kirchspiel, St. Rosa*. Von den Einwohnern des letzteren versichert er, daß ihre Schüchternheit und Mangel an Bildung sie von allen übrigen Insulanern unterscheide. Eine Menge vulkanischer Ausgeburten machten den Vf. auf verschiedene Dinge dieser Gegend aufmerksam, die er mit Interesse und Sachkenntnis im 13 bis 17 Kap. ausführlich beschreibt. Der *seinerpeyende Berg*, der in den angehängten Kupfertafeln fürchterlich schön abgebildet ist, soll so furchtbar seyn, daß es in dieser Gegend keiner wagt, sich während seiner feurigen Entledigungen, ihm auf mehrere Stunden, und selbst im Zustand der Ruhe, nicht einmal den am wenigsten dampfenden Öffnungen zu nähern. Die Mätsregeln, welche die Einwohner dieser Gegend wider die Annäherung des Berges von sterblichen Wesen treffen, werden hier mit vieler Theilnahme beschrieben. Auch der Vf. war zweymal in Gefahr, ein Opfer seiner geologischen Excurtionen zu werden. Das 18 Kapitel enthält die Reise nach der *Cassern Ebene*, auf der sich der Naturforscher eine reiche Ausbeute angeeignet ward.

Dritter Band. 19tes Kapitel. Mehrere und wiederholte Reisen des Vfs. nach dem Vulcan. Ob die Reise, die Hr. v. *Clermont*, nach diesem Feuerauswerfer im Jahr 1768 unternahm, dergleichen dictatorisches Urtheil verdiene, als hier unser Vf. mit Verächtlichkeit fällt, wollen wir nicht entscheiden. Was würde Hr. *Bory* sagen, wenn man seine Aufschneiderereyen, bey denen er sich oft fremde Beobachtungen zu Nutze macht, und ungebrauchte Schriften citirt, mit so strenger Kritik rügen wollte? — 20. — 23 Kap. Die zwey-

te Reise nach dem Vulcan und der Sonnenkrone. Was der Vf. von dem Ursprunge und dem ersten Zustande der Insel Bourbon, nach *Buffon's* Grundsätzen, gelegentlich beybringt, ist viel zu gewagt, als daß es den Beyfall unserer neueren Geologen verdienen könne. Wer kennt nicht die Meynung von *Buffon*, welcher die Planeten als abgerissene Stücke der Sonne betrachtet, die ehemals glühten, und noch jetzt in ihrem Inneren ein Centralfeuer verbergen, das der gemeinschaftliche Ursprung und Mittelpunkt aller Vulcane sey! — Des Vfs. Begriffe von der planetarischen Entstehung aller Weltkörper, und der der Erde und ihres Mondes, dreht sich nach allen Seiten um diese längst verworfene modifizierte Hypothese des *Descartes*. Hätte doch der Vf. *Sack von Biberstein*, u. m. a., oder seinen gelehrten Landsmann *de la Place* gelesen! 24 Kapitel. Über die Wichtigkeit der französischen Besitzungen auf der Ostseite von Afrika, streut der Vf. lehrreiche Bemerkungen ein. Wenn er aber der fruchtbaren Insel Madagascar europäische Kolonisten wünscht, so läßt er beyläufig seine Landsleute den größten Antheil daran nehmen, und versichert die Leser, nie würde die Handelswelt einen glücklicheren Zeitpunkt erleben, als wenn Frankreich Madagascar, die indischen Inseln, und mit einem Worte Land und Meer beherrschte. Mit dem 25 Kap. beschließt der Vf. sein Werk, indem er seine Rückreise nach Europa beschreibt, bey welcher Gelegenheit er von der Insel *St. Helena*, auf der er einige Tage verweilt, einige fragmentarische, doch gute Bemerkungen macht.

Die animalische, vegetabilische und mineralogische Naturlehre und Naturgeschichte hat durch dieses in Ganzen sehr treffliche, obwohl mit Hypothesen bis und da überladene Buch, gewiß viel gewonnen; auch sind eine Menge naturhistorischer Entdeckungen in dem 58 Blätter starken Atlas, Karten und Kupfern abgebildet worden. Wir zweifeln daher nicht, daß wenn eine, mit sachkundigen Anmerkungen begabte, deutsche Übersetzung von diesem Werke veranstaltet würde, dem Publicum ein werthvolles Geschenk wäre.

M — son.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. Tübingen b. Heerbrandt: *Versuch über die Seelenstärke* von Jakob Friedrich Abel, Prof. zu Tübingen. 1804. 218 S. 8. (16 gr.) Der Vf. hat diesen interessanten Gegenstand schon vor mehreren Jahren in einer kleinen akademischen Rede und neuerlich in zwey akademischen Dissertationen behandelt, und entschloß sich nun, aufs neue die Sache von Grund aus zu untersuchen. — Doch da nach S. VI der Vorrede ein zweyter Theil folgt und er nur, nach Vollendung des Werkes gründlich beurtheilt werden könne: so wird Rec. ganz kurz den Plan dieser Schrift erläutern, und einige Bemerkungen hinzufügen.

Der Vf. legt zuerst eine ausführliche Deduction der Seelenstärke dar, und schildert diese so genau als möglich; dann beschreibt er nach derselben die stützliche und ächte Handlungsweise des starken Geistes, und setzt die Wirkungen und Folgen der letzten aus einander. — Rec. fügt hinzu, daß der Vf. diesem Plane treu geblieben; aber da dem Leser der Schrift daran liegt zu wissen, in welcher Ansicht dieselbe verfaßt sey, so dient hier zur Nachricht, daß Kant und dessen Grundsätze die Elle sind,

wonach gemessen ward. Im Allgemeinen kann man nun schon ziemlich wissen, was man hier finden wird. Mit Gründlichkeit ist der Gegenstand erörtert worden; möchte nur derselbe mit Leichtigkeit und Anmuth dargestellt seyn! Bey *Schulze* der Art, wo man populär ein Thema nicht bloß für den Philosophen von Profession, sondern auch für den denkenden und bildeten Geschäftsmann verarbeitet, darf der letzte Vortrag nicht fehlen. Die Belege aus der Geschichte sind nur spärlich angebracht; dafür findet man mehr *Raisonnement*. Das glaubt, so wie die Natur vom Besonderen zum Allgemeinen führt man hier zuerst einzelne Beispiele von Seelenstärke hieher, entwickeln, sodann zu den daraus fließenden Resultaten fortschreiten, und mit der allgemeinen Schilderung und der Deduction schließen müssen. — Doch *Kant's* der Leser mit dem Autor leicht fortzuschreiben, und sich seine Begriffe von Seelenstärke, unabhängig von jeder Schulphilosophie, selber bilden. — Doch die Gründlichkeit des Vfs. läßt diese flüchtigen Erfordernisse zu einem solchen Werke oft vergehen.

G. B. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N. 20 M A Y, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Anacreontica, Graece: recensuit notisque criticis instruxit Frid. Henr. Bothe, Magdeburgensis. 1805. 291 S. 8. (16 Gr.)*

Diese Ausgabe ist mehr eine lyrische Blumenlese der Griechen, als Sammlung anakreonischer Lieder zu nennen: denn eines Theils ist nicht alles darin enthalten, was uns von Anakreon in griechischen Autoren erhalten ist; anderen Theils besteht ein Drittheil aus Bruchstücken anderer Dichter und Dichterinnen. Ein großer Theil dieser Hymnen, Oden und Lieder sind aus Athenäus genommen. Hr. Bothe ist aber gerade das Gegentheil von dem würdigen Herausgeber der Deipnosophisten. Wenn Hr. Schweighäuser aus Achtung für die handschriftlichen Lesarten, mit Behutsamkeit die Verbesserungen des Textes aufnimmt, und bey aller Beschränktheit seiner metrischen Kenntniss, dennoch nicht selten glücklich die Wahrheit entdeckt: so setzt sich hingegen Hr. Bothe, im Vertrauen auf seine metrische Kenntniss, über alles hinweg, ändert sonder Zurückhaltung, und scheuet sich nicht, vom erhabenen Richterstuhle der Sylbenmessung herab seine gehaltenen Verbesserungen als vortrefflich, elegant und einzig wahr anzupreisen. Niemand, äussert er in der Vorrede, hatte bisher den künstlichen Bau der anakreonischen Lieder durchschaut; und daher waren sie noch immer von Glossen und falschen Lesarten entstellt, welche den schönen Rhythmus zerstörten. Darum nahm er das Geschäft über sich, die Verse überall nach festbestimmten Regeln von ihren Schlacken zu reinigen, und fügte nach Brunck's Beyspiele noch andere Gedichte ähnlichen Inhalts hinzu, welche ihm in ihrer alten Ächtheit erhalten, oder befriedigend hergestellt schienen. Seine Anmerkungen beginnen daher mit einer Erklärung des anakreonischen Metrums, in welches dasselbe, nach einigen Bemerkungen über die Vertauschung ähnlicher Versfüsse, auf einen Choriambus dimeter catalecticus $\text{iambiζον} - \text{uu} - \text{u} - \text{u}$ zurückgeführt wird, worin gewiss Niemand einstimmt, welcher die besseren Erläuterungen Hermanns, und noch mehr eines Vofs in der *Zeitmessung der deutschen Sprache* S. 207 ff. kennt. In den Anmerkungen findet man wenig Wahres, was neu, und wenig Neues, was wahr wäre: Brunck's dritte vermehrte Ausgabe der Lieder Anakreons (Straßb. b. J. G. Treuttel 1786. 12) diente ihm fast überall zum Muster, und bey dem saubern Drucke mangelt es doch an Druckfehlern nicht. Während Hr. B. Fehler findet, wo keine sind, und überall nach Willkühr ändert, wo ihm das Vermaß verletzt

scheint, ahndet er keine Fehler, wo sie von Anderen längst gerügt und verbessert sind. So schreibt er noch: Οὐ μοι μέλει Γύγας, da doch Bentley zu Hor. Od. II, 17, 14 befriedigend gezeigt hat, daß man οὐ μοι μέλει τὰ Γύγας lesen müsse. Es würde uns viel zu weit führen, alle die übereilten Behauptungen aufzuzählen, welche sich auf jeder Seite der Annotationen finden: wir beschränken uns nur auf einzelne Stellen, worin Hr. B. mit Hn. Schw. zusammen trifft. In der Ode, welche Hr. B. εἰς χροσόν, Hr. S. in der Blumenlese zum Kebes besser εἰς τὸν Πλάουρον überschreibt, und in deren zweytem Verse dieser für καρήγε besser καρήχε liest, wer wirft Hr. B. den 10 und 11 Vers als frostiges Einschlepfen, ohne das Überflüssige dieser Verse zu beweisen. S. 70 stehen die beiden Fragmente aus Athenäus X, 29, p. 427 a, welche auch Hr. S. in seine Blumenlese zum Kebes aufgenommen hat. Hr. B. scheint das zweyte Bruchstück als ein vom ersten verschiedenes Gedicht zu betrachten, und Hr. S. trennt beide, als ob zwischen beiden etwas ausgefallen sey. Allein das zweyte Bruchstück schließt sich unmittelbar an das erste an, daher Rec. sowohl im letzten Verse des ersten Bruchstückes, als im ersten Verse des zweyten Fragments ἀγε δεῦτε liest. Die handschriftliche Lesart ὡς ἂν ὑβριστικῶς ἀνὰ δευτε βασιλῆω, welche fast Jeder auf eine andere Weise zu verbessern gesucht hat, änderte Hr. Schw. im Athenäus also ab:

— — — ἀνὰ δευτε ὡς ἂν
ἀδελφὸς τ' ἀνὰ βασιλῆω

wofür er in der Blumenlese besser ἀδελφὸς τε βασιλῆω schreibt. Hr. B. liest:

— — — ὑβριστικῶς ἀνὰ (Hr.)

und bemerkt dabey: „Baxter

ἀνὰ δούω, βασιλῆω.
καὶ δευτε, ὡς ἀνὰ δευτε
ἀνὰ δούω βασιλῆω.

Quem sequitur Brunckius, nisi quod pro κνᾶθους dedit κνᾶθους, loci sensum obscurans. Ceterum quid h. l. valeat ἀνὰ δευτε, nemo facile dixerit.“ Eher möchte man fragen, was ὑβριστικῶς ἀνὰ ἀνὰ δούω bedeuten soll. Στῆσαν nach ὑβριστικῶς scheint durch Wiederholung derselben Sylben vor ὑβριστικῶς entstanden zu seyn, wodurch vielleicht Jemand andeuten wollte, daß nicht ὡς ἀνὰ δευτε, sondern ὡς ἂν ὑβριστικῶς verstanden werden müßte. Rec. billigt aber diese Erklärung nicht, und liest:

Κνᾶθους. Ὡς ἀνὰ δευτε
ἀγε δεῦτε, βασιλῆω.

Ὡς steht für οὐτω, welches im Folgenden gebraucht ist. Der vorletzte Vers, glaubt Hr. S., welcher die anakreonischen Verse für jambisch hielt, verstanden

hat, wollen wir die Leses verschonen, und dafür die Übersetzung jenes Skolions nach dem von *Grotefend* aufgefundenen Rhythmus hersetzen.

Strophe.
Herrlicher Reichtum ist für mich ein Gewehr und Schwert,
Und ein schöner dichter Schild zum Schirm des Leibes
Dabey pfüß' ich,
Dabey kehr' ich

Den süßen Wein von dem Rebenstock,
Dabey heiß ich Herr des Sklavgefindels.

Antistrophe.
Wer nicht Muth zu tragen besitzt ein Gewehr und Schwert,
Und den schönen dichten Schild zum Schirm des Leibes,
Der benget sich
Falschlich mir.

Und huldigt, als Gebieter mich,
Ja! sogar als großen König grüßend.

Der erste Vers jeder Strophe besteht aus einem priapeischen Glykonius, und dem letzten Verse des von *Grotefend* hergestellten Skolion-Rhythmus; daher man fast vermuthen möchte, daß auch die Priapeen als sinkende Ionier zu messen seyen. Weil *Jasabs* die Skolien im phaläkrischen Rhythmus noch nach der alten Versabtheilung übersetzt hat: so geben wir hier noch die Übersetzung, so wie *Grotefend* das Versmaß bestimmt hat.

Nr. 1. Göttin Pallas Athene, Hauptgeborne!
Laß aufblühen die Stadt mit deinen Bürgern,
Von dem Gram' und Aufruhr befreit,
Wie von den frühen Toden;
Du, o Vater, auch.

Nr. 2. Plutus Mutter Olympia besing' ich,
Dich, Demeter, in reichbetränkten Zeiten,
Und Proserpina, Tochter des Zeus:
Seyd uns gegrüßt und förderst
Das Gedeihn der Stadt.

Nr. 3. Einst in Delos gebar Latona Kinder,
Phöbus goldengelockt, den Gott Apollo,
Und des Waldes Hirschjägerin auch,
Artemis, die mit Heheit
Bey den Frauen herrscht.

Nr. 4. Pan, Arkadiens hochgepriesener Herrscher,

Auf! du tönender Nymphen Tänzeleiter!
In den Rundesang frolicher Luft
Stimme mit mir und singe,
Io Pan! erfreut.

Nr. 5. Sieg erkämpfen wir uns, wie wir es wünschen;
Ja! wenn irgend die Götter Sieg verleihen
Von der Pandrosos Tempel herab,
Brachten die Götter jetzt ihn
Von der Pandrosos.

Nr. 6. Was doch möglich, so wie ein jeder wäre,
Erst aufschließend die Brust dem Ungeprüften
In das Herz zu schaun, schließend sie dann
Jeglichen Freund zu kennen
Ungefälschten Sinns.

Nr. 7. Höchstes Gut für die Menschen bleibt Gesundheit,
Zweytes Gut, wenn sie schön an Bildung wurden,
Und das dritte reich ohne Betrug,
Aber das vierte, blühen
In der Freunde Zahl.

Nr. 10. Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweig,
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da ihr Muth den Selbstherrlicher erstach,
Dann den Athenern Gleichheit
Der Gesetze gab.

Nr. 11. Noch, Harmodius, bist du nicht gestorben,
Nein! man sagt, in der Sel'gen Inseln seyst du,
Wo Achill der Schnellsüßige lebt,
Wo man den Sohn des Tydeus
Diomedes glaubt.

Nr. 12. Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweig,
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da ihr Muth den Selbstherrlicher erstach,
Bey Athenäens Opfern
In dem Pomp erstach.

Nr. 13. Ewig blühet gewiss der Ruhm im Lande
Euch, Harmodius und Aristogiton,
Die ihr kühn den Selbstherrlicher erstacht,
Dann den Athenern Gleichheit
Der Gesetze gab.

Nr. 22. Weh! Lipshydion, du des Freundes Verräther!
Was für Männer erwürgtest du, die kämpft
Für das Vaterland, muthig im Streit,
Zeigten, von welchen Vätern
Sie entsprossen seyn.

F.-G.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. 1) Jena und Leipzig, b. Gabler: *Aufforderung zum Studium der hebräischen Sprache und Literatur.* Zur Eröffnung seiner Vorlesungen von W. M. L. de Witte, Dr. der Philol. 1805. 32 S. 8. (4 gr.)

2) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Von der Wichtigkeit der hebräischen Sprache für den katholischen Theologen.* Von Dr. J. J. Wagner Prof. der Scholastik und der orientalischen Sprachen an dem Lyceum zu Bamberg. 1806. 40 S. 8. (4 gr.)

Schon der Umstand, daß beide Vff. eine solche Aufforderung zu schreiben für nöthig finden, ist ein trauriger Beweis von der Vernachlässigung eines Studiums, ohne welches es keinen wahren Theologen giebt. Noch mehr überzeugt man sich hievon, wenn man die Klagen selbst liest, worin beide übereinstimmen. „Es scheint, klagt Hr. de Witte S. 4, der Wahn sich immer mehr zu befestigen, daß das Studium des A. T. nicht sehr notwendig für den christlichen Religionslehrer sey, und man scheint es mehr als eine sonderbare Liebhaberey mancher Gelehrten zu betrachten, die vielleicht durch äußere Umstände veranlaßt, vielleicht von einem eigenen grillenhaften Hang zum Sonderbaren getrieben, sich darauf geworfen und Geschmack daran gewonnen, deren Lobpreisungen aber nicht viel Gehör zu geben sey. Besonders aber scheint man eine nicht geringe Scheu vor dem Studium der hebräischen Sprache zu haben, die schon mit ihren barocken Quadraturen den Lehrling abschreckt, und mit dem ersten Anfang des Lesens langweilt.“ Indem Hr. Wagner in diese allgemeine Klage einstimmt und den Hauptgrund der Vernachlässigung in dem verminderten Offenbarungsglauben findet, fügt er S. 5 noch folgendes hinzu: „Bey katholischen Theo-

logen treten dabey noch ganz eigene Hindernisse gegen diesen Zweig des theologischen Wissens ein, die theils dem System, theils überspannten Begriffen von Auctorität, theils der recipirten, mit weniger Schwierigkeit verbundenen Schullehre vorzuziehen.“ Nachdem er die richtigen Vorurtheile von der lateinischen Version weiter auseinander gesetzt hat, fährt er S. 8 f. fort: „der Katholik lege sich hier die Hand auf die Brust, und beherzige diese durch Erfahrung erprobte Thatfachen, die für die bisherige Methode des Bibeld Studiums durchaus nicht empfehlend seyn können, und für die Nothwendigkeit eines zweckmäßigeren Studiums der Grundsprachen nur zu laut sprechen.“

Desto erfreulicher und lobenswerther aber ist der Eifer, womit beide fachkundige und einsichtsvolle Vff. ein trübes Gesichtsfeld für die gute Sache des hebräischen Sprachstudiums zu gewinnen und in Thätigkeit zu setzen suchen. Beide Apologeten wetteifern mit einander, ihre Gründe so eblend und überzeugend als möglich vorzutragen, beide sind ausgezeichnet durch Enthusiasmus, beide bezeugen ein nicht gemeines Talent der Darstellung, und beide schreiben in einer edeln und fließenden Sprache. Dem Vff. von No. 2 gebührt der Vorzug, daß er das ganze theologische Studium aus einem höheren Gesichtspunkte aufgefaßt, und die hebräische Sprache als ein Medium des Heiligen und Schönen in ganzer Fülle eines schmerzhaften und ästhetischen Gefühls dargestellt hat. Beide Schriften verstaten keinen Auszug, verdienen aber von allen jungen Theologen gelesen, und nach ihrem wichtigen Inhalt sorgfältig beherzigt zu werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 M A Y, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR

MAGDEBURG, b. Keil: *M. T. Ciceronis Academica, seu academicorum veterum disputationes de natura et imperio cognitionis humanae. Emendata ad optimorum et exemplarium, et criticorum fidem, nexusque orationis auctoritatem; ac rerum imprimis ratione habita, illustrata studio Fr. Hälsemann Ph.D.; Joanael Lüneb. Rect. Soc. Lat. Jen. Sod. — 1806. XX und 611 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)*

Die *Academica*, das schwerste unter allen Büchern Ciceros des Philosophen, zu emendiren und durch Erläuterung aus den Quellen beyderley Alterthums den Unfrigen in das Gedächtniß zurückzurufen, unternahm Hr. H. vornehmlich in der Absicht, weil er gemerkt hatte, es werde so wenig gelesen, daß seit achtzig Jahren die Kritik und Erläuterung desselben kaum um einen Nagel breit weiter gekommen. Er aber hat seit sechs Jahren alle philosophischen Bücher des Cicero zum besondern und eigentlichen Studium genommen, eingeladen von der Wichtigkeit der Sachen, und folgend dem Beyspiel von Reiske, der 1761 zur Probe die *Tusculanen* hat auflegen lassen. Um der Sachen willen hielt Hr. H. überhaupt die Alten (*non minutius cum pulvisculo ex-cutio* S. VIII), damit er feinen und seiner Zuhörer Geist nähre und durch Vergleichung ähntlicher Orthesen und Römer, obenhin auch der Neueren, der Wahrheit allmählich näher komme (*propius pedetentim accedere*). Das hat er ehemals an des Euripides Ion bewährt, wird es bald an dem Platon bewähren, und bewährt es jetzt an den *Academicis*. Diese zogen ihn immer vorzüglich dadurch an, daß sie eine *Materia* behandeln, die mit größter Hitze von den neuesten Philosophen behandelt worden ist. Darum schrieb er sich einen historischen Commentar. Mühselig war die Arbeit: aber die verborgenen Reize, welche die Transcendental-Philosophie zu haben pflegt, lockten ihn anwillkürlich. Dann, in der Kürze, erzählt er von dem philosophischen Geiste: was der sey und suche; daß Cicero nicht Original sey; daß den wahren Weg zu des Cicero Erklärung Garve betreten habe: weil dessen Untersuchungen nicht den römischen Schriftsteller, sondern die Kunst oder Doctrin angehen; daß ein alter Autor aus sich selbst erklärt werden müsse, *ad rem breviter, ad sensum historicum uberius*; daß das Streben nach Wahrheit erst seit Platon, Aristoteles, Baco, Locke, Leibnitz, Hume und Kant begründet sey. Darauf von

sich: wie er denen folge, welche die Worte des Autors berichtigen und historisch erklären, scholastischen Hülfe philie Marin alte A menge geach wo L ein U der n Neigü demik der L stehen tert habe, und den Kern vieler anderen enthalte.

Bis S. 52 gehen die Prolegomena. Deren erster Abschnitt handelt von den Büchern Ciceros des Philosophen. Nach wiederholter Ankündigung (*equidem, ut ingenus fatear, cordatis historiar philosophiae veterum amicis librum Ciceronis emendatiorem et ad rem illustratum propino* S. 4) soll, zur Beantwortung der Frage: *quod est illud proprium horum librorum?* und zu gehöriger und weiser Leitung des Studiums Ciceronischer Philosophie, geredet werden, erstlich von Cicero dem Philosophen, zweytens von des Cicero Philosophie, drittens von den *Academicis*. Etwas weit ausholend, damit nicht etwa von dem Consularen sogenannte metaphysische, speculative und transcendente Erkenntnis gefodert werde, spricht der Herausg. von dem Culturzustande der Römer *primis imperii Romani rebus pullulantibus*, von Numa und Pythagoras, von der Gefandtschaft des Carneades, Diogenes und Kritolaus, von des philosophischen Studiums allmählicher Verbreitung, von Ciceros glücklicher Anlage und blühender Einbildung im Knabenalter, von desselben Lehrern und endlichen Hinneigen zur Akademie, *quippe quae, cum ambitioni, naturae et dubitandi pruritus ardebat, gerade wie bald nachher agit compilatorem Cicero, ostentationis causa eruditionem philosophicam effunderet, a quo novissimis vitae annis animi sui tranquillitas pendebat*. Sodann zählt er die philosophischen Schriften des Mannes einzeln auf, nicht ohne diese und jenes zu bemerken, zu den *Tusculanen* z. B. daß sie *tantum non fugitiua manu verfacti* seyen, zu den Büchern *de divinatione*, daß sie aus der Geschichte des menschlichen Geistes erklärt werden müssen, zu denen *de legibus*, daß sie Bruchstücke seyen aus

T:

den verlorenen von der Republik, zusammengeleimt von einem Vater oder Mönch.

Der zweyte Abschnitt, *de rebus in libris Academicis Ciceronis enarratis*, lehrt, daß Liebe zur Wahrheit, wovon sich sogar in den ältesten Büchern, wie des Moses und Homerus, Spuren finden, zum Philosophiren entzünde, an Kunst indess oder System der Philosophie vor Aristoteles nicht zu denken sey: denn die aus dem Platon neulich ein System aufgestellt, seyen scharfsinnig verfahren und sorgsam, nicht aber im Geiste des freye Gespräche erzählenden. So werde man auch aus des Cicero Büchern kein einstimmiges System hervorlocken, wenn man auf des Cicero Ablicht sehe: aber ein System der philosophischen Stellen (*locorum*) des Tullius werde ein bloßer Versuch seyn, *ad usum et rationem nostratium accommodatus*. Ob das folgende als solcher gemeint sey, weiß Rec. nicht: es folgt aber ein Weniges von dem Einfluß des Orients, von Orpheus und Melampus, von den sieben Weisen, zumal Thales und Anaxagoras, von Pythagoras und von Anderen. In den dreyhundert Jahren zwischen Sokrates und Karneades sey in der Philosophie mehr geleistet worden, als in den dreytausend Jahren vorher und den zweytausend nachher: der Grund sey die bürgerliche Freyheit. Das Mittelalter, als barbarisch, übersprungen, werden die neuen Philosophen gemustert, die Hr. H. gern zur Ferienzeit liest: Baco und, mit dem *cogito ergo sum*, Cartesius, und Spinoza, der das Licht aller Natur angezündet, und, die auch in das Deutsche übersetzt sind, Leibnitz und Locke; sodann das beständige Licht deutscher Weisen, Kant, und das dreyzehn Jahre später zu Jena aufgegangene Gestirn, welches die Fäden der Kantischen Kritik umgewebt, Fichte, nebst dessen nicht unwürdigem Geleitsmann, dem geistreichen Schelling, so subtil an Scharfsinn, daß ihm wenige nachkönnen; ferner der neueste von alten, Bardili, und in gleicher Palæstra schwitzend, Reinhold und Bouterweck. Es wird kaum nöthig seyn zu erinnern, daß Rec. an dieser Charakteristik keinen Theil hat, sondern sie, mit wörtlicher Treue, nur darum referirt, weil sie, wenn nicht für die Charakterisirten, doch für den Charakterisirenden, wirklich charakteristisch scheint.

Im dritten Abschnitte giebt der Herausg. die Wort für Wort abgedruckten Stellen in den Briefen an Atticus, über die Einflechtung des Varro; für eine Geschichte des Textes, und eine dürftige Übersicht der Ausgaben — alle Vor-Daviesische haben auf Einer Seite Raum — für einen Unterricht über die Hülfsmittel der Erklärung. Den Ausgaben wirft er allen Verabsäumung der Sacherläuterung vor: auch die beiden deutschen Übersetzungen rühmt er nicht, verspricht aber eine eigene.

Im vierten endlich, von der Chronologie und Oekonomie der *Academica*, folgt er genau dem Franciscus Asulanus: eine Ausschreiberey, die dankbar zu erkennen ist, weil sie dem Leser wenigstens die Freude verschafft, einmal Latein zu lesen.

So bunt geschmückt ist der Vorhof: bunter, aber

nicht reicher, [das Innere. Mancherley Vorrath liegt da aufgeschüttet, alter und neuer, fremder und selbstbereiteter, in so wunderbarem Gemenge, daß Hr. H. selbst mitunter nicht hat unterscheiden können, was ihm und was Anderen gehöre. Im zweyten Buche z. B., §. 9. verspricht er, nach Anführung vieler früheren Vermuthungen, eine eigene: diese ist aber durchaus keine andere, als die, welche schon vor dreyhundert Jahren dem Muretus eigen gewesen ist; welchen Muretus er, um die Verwirrung vollzumachen, als ähnliches vermuthenden citirt. Im Ganzen aber ist des Eigenthümlichen recht wenig; die kritischen Noten unter dem Texte sowohl, als der abgesonderte Commentar, scheinen fast durchgängig die Frucht nicht selbstständiger Forschung, sondern nacher, aus den älteren Auslegern und den neueren Handbüchern der Geschichte der Philosophie, ohne viele Wahl zusammenraffender, Compilation.

Von der Wortkritik des Herausg. dürfte, so viel seltsames sie auch an den Tag bringt, billig seyn zu schweigen, da er selbst sie überall als den minder wichtigen und verdienstlichen Theil seiner Arbeit betrachtet: gerügt aber muß die Leichtfertigkeit werden, die, was sie nicht versteht, verschreyend, sich als höhere Kritik gebährdet. Gleich I, §. 6. *ne fra tu — censent* wird nicht nur den verständigen Lesern als ein Kreuz der Ausleger aufgestellt, sondern auch in Klammern und Punkte eingezäunt. Eben so §. 8. *quae quo facilius — consecrati sumus*. Unklammert ist auch, als offenes Glossen, §. 16 *quae quum diceret — intelligi potest*. Darauf, §. 17, wird geradezu ein Pseudo-Cicero entlarvt, mit dem — gesperrt gedruckten — Bedeuten: *subverto*, *et in libris de legibus et Tusculanis, nos in hodierno textu Academicorum habere epitomen jejunam patris cujusdam secundi vel quarti seculi ex aera christiana*, und mit dem Versprechen, dies bey vielen Gelegenheiten vielfältig zu erinnern. Das Versprechen wird gehalten. Schon §. 24. (*nihil est enim — cogatur*) verräth sich wiederum die Maus, h. e. *apertus Pseudo-Cicero*, durch eigenes Pfeiffen; auch §. 28. (*illa vis — diximus*) wo bedauert wird, so oft von dem Schalken reden zu müssen. §. 29 wurde bisher die Ewigkeit der Welt, dem gemeinen Menschenverstande ziemlich genügend daraus bewiesen, daß nichts stärkeres vorhanden sey, das die Welt zerstören könnte (*nihil enim valentius est, a quo intereat*): Hr. H. aber erwartete sie daraus bewiesen, daß nichts stärker ist als das, wodurch es zerstört wird (*nihil enim valentius est eo, quo intereat*), und die Täuschung so gegründeter Erwartung legt er einem *compendiarius monachus* zur Last. Demselben fällt das ganze neunte Kapitel anheim, und, wie es scheinen will, beyläufig auch das dritte und vierte Buch der Tusculanen, *siquidem ex sterilitate narrationis brevissimae conjectare ad auctoris ingenium licet*; demselben §. 44. *et veluti amantes — esse dicunt*. Im zweyten Buch wird §. 5, wegen leeren Wortgeklings, für einen Rhetorenschick erkannt; zu §. 22 aber erinnert: *haec vestigia sunt (per atrum*

que librum) monachi docti, qui pro lubitu manum Ciceronis amplificabat, aut amputabat luxuriantes ramculos sibi visos. Ferner wird §. 26 gestraft monachorum ἀπονομῶν (sic) infcitia, wodurch diese Bücher voll feyen negligentiarum filii Ciceroniani: talia suo loco monemus, lectione Ciceronis permulta admoniti, et ad veritatem lectionis Ciceronianae aliquid facturi. Gleichermassen §. 27 und 52: qui Ciceronem mutilum reddere nobis voluit bonus monachus medii aevi, mit Verwunderung über den alten Ernesti, der den Mönch nicht herausgehört; und §. 58: is qui Ciceronis manum corrigendo, supplendo, transponendoque depravavit, haec scripsisse putandus est, monachus fuerit seu pater ecclesiasticus. Deutlicher zu Ende desselbigen Paragraphen: mihi Augustino plura sub Ciceronis nomine venditata scripta philosophica debere videntur. Vgl. §. 70, 79, 118: tota haec paragraphus est senioris manus. Similes lacinae senioris manus sunt in Tusculanis, quas alias aperire conabor, nisi (welch ein Ansinnen!) vir acutior et harum literarum quummaxime princeps hoc in se ante recipiet. Und warum das alles? Weil es dem Hn. H. also gefällig ist. Gründe finden wir nur einmal versucht, zu Anfang des zweyten Buches. Hr. H. erinnert da, wie die Wortkritik vieles zu berichtigen und zu erläutern habe, weil die Fahrlässigkeit der Abschreiber den Text mit neuen Wörtern und Gedanken bereichert, sey es, daß sie die ächten, ex artis notione gebrauchten Wörter nicht faßte, oder daß sich einer in der neuen Schreibart wunderlich gefiel; eben so habe die höhere Kritik mehreres, was sie, gemäß der Sache selbst, die dem Gedankengange und Sprachgebrauch zuwider sey, ausmerzen und würgen müsse (notet et litura jugulet): und verhängt solche Würigung sofort über das ganze Prooemium. Aus zweyerley Ursachen: wegen rhetorischen Wortgeklingels und historischer Fehler. Diese bestehen darin, daß Cicero, wie schon Petrus Faber bemerkt hat, bedeutende Unstände aus dem Leben Lucullus auf andere, ja auf entgegengesetzte Weise erzählt, als Plutarchus, Appianus und — de Brossé. Wenn zu glauben sey, dem Zeitgenossen und Freunde, der, hoher Wahrscheinlichkeit nach, das Wahre wissen mußte, auffallend Falsches aber nicht schreiben durfte von einem Manne, dessen langes, zu Hause und im Felde glänzendes Leben, wie es kurz zuvor allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, so noch damals in frischem Andenken schwebte, oder den um Jahrhunderte späteren Geschichtsammlern — den Franzosen lassen wir — deren Quellen wenig bekannt sind, und deren Glaubwürdigkeit eben darum Zweifeln unterliegt: diese Frage, die Vielen sich selbst zu lösen scheinen mag, kann bey dem Mangel anderweitiger historischer Autorität, da beide vorhandene einander zum mindesten aufwägen, so daß nicht weniger billig wäre, den Plutarchus und Appianus zu verwerfen wegen Widerspruchs gegen den Cicero, als den Cicero wegen Widerspruchs gegen den Plutarchus und Appianus, auf historischem Gebiet schwerlich gelöst werden, wie sie denn auch Hr. H. nicht gelöst, sondern zutappend zerhauen hat (At Cicero cum Lucullo vixit, et ex ore ipsius haec habuit? Scilicet hoc no-

bis laborat persuadere Pseudo-Cicero!): auf das Rhetorisch-ästhetische aber hat sie Hr. H. hinübergespielt, und nichts weiter. Denn erwiesen hat er den Vorwurf leeren Geklingels keinesweges. Was er im Einzelnen tadelt — nach doctrina fodere die strenge Schreibart des Cicero qui eingeschaltet, und quos legisset könne nicht etwas Ähnliches bezeichnen mit de quibus legisset — ist so unhaltbar, daß dabey nicht verweilt werden kann. Daß ihm aber ohne Beweis geglaubt werde, ist er billiger Weise zu verlangen nicht berechtigt, ehe er gezeigt hat, er verstehe zu schreiben.

Den Commentar eröffnet eine weltläufige Inhaltsanzeige, von Paragraph zu Paragraph fortgeführt, die aber dennoch bey der Erklärung der einzelnen Paragraphen wieder aufgenommen und noch mehr geweitet wird. Der Eingang wird mit dem Platonischen in den Charmides verglichen, der deshalb bey nahe ganz hergesetzt ist. Von solchen, so gedehnt nur anging, ausgeschriebenen Citaten ist auch die folgende illustratio rerum et sententiarum ein Gewebe, durchflochten mit dürftigen Sprachbemerkungen, die meist aus dem Wopkens nachgeholt sind, und mit historischen oder gar philosophischen, deren ein nur mittelmäßig gebildeter Leser eben sowohl wird entzählen können. So wird zu Kap. 1. von der sokratischen Philosophie geredet: daß Sokrates zuerst die Wissenschaft des guten Gewissens (bonae mentis s. conscientiae recte factorum disciplinam,) vorgetragen habe, daß er mit jungen Leuten umgegangen sey, z. B. mit Theaetetus, daß aus seiner Schule Speusippus, Xenophon, Platon und andere hervorgegangen. Zu Kap. 2 über des Varro Werk de lingua Latina und über den Libo, aus dem Turnebus; aus eigenem Schatze die, nicht recht begreifliche, Bemerkung, daß die Römer, die nur griechische Philosophen lesen mochten, ihrem Gaumen wenig getraut haben müssen, (palato suo parum tribui posse autumabant,) und eine Vergleichung gewisser realien Philosopher mit dem Amasianus und Rabirius, der allzu systematischen mit den ganz unsystematischen; dazu eine halbe Seite aus den Tusculanen, die hoffentlich jeder Leser im Stande gewesen wäre nachzuschlagen. Ähnliche Citate werden über den Epicurus ausgeschüttet, um zu zeigen, daß man ihn gelobt und getadelt habe: aus dem Lucianus, aus der Anthologie zwey Epigramme, aus dem Sextus Empiricus; den Hr. H. gerade zu rechter Zeit neulich zu lesen bekommen (S. 361) u. s. w. S. 342 — 344. Mit zwey Epigrammen und mehreren Citaten wird auch Democritus geehrt. S. 347 ist wieder eine halbe Seite aus den Tusculanen abgedruckt, und fast eine ganze aus dem Sokrates, beide zum Lobe der Philosophie. S. 350 — 352 spricht Turnebus über der Römer freye Art zu übersetzen: S. 354 Garve, und zwar wiederum über die sokratische Lehrart, die, wie Hr. H. erinnert, aus den Xenophontischen Memorabilien und aus dem Platon bekannt ist. S. 356 ist von Platon zu lernen, daß er systematische Ordnung noch nicht gekannt hat, sondern philosophische Ideen gleichsam gesäet, die du indeß, nach deiner Fassungskraft, in Ordnung bring-

gem taufst, wie Tennemann, ad Kantii modum, vor-
trefflich gethan hat. S. 357 von dem Speusippus,
wes nämlich Faber von ihm hat. S. 358 von Aristo-
teles, dem Fürsten aller alten Philosophen, und von
dessen Vollender, Kant: beider Ruhm werde ewig
fest stehen: denn, was neulich gelehrt worden, sey
mit ihrem System nicht zu vergleichen. S. 359 zu
fur Minervam die Belehrung, daß der Minerva die
Posten die Obhut über Künste und Geister baylagen,
die Sane aber das schmutzigste und ungelehrigste un-
ter allen Thieren sey, wie Plinius bezeuget. S. 361
wieder eine halbe Seite aus dem Seneca, und 368 aus
dem Sextus Empiricus; 373 eine ganze aus dem Ti-
mæus mit hinzugefügter Übersetzung, 376 aus Bar-
dill, und, französisch, aus Voltaire, 415 — 417 aus
H. Stephanus, u. f. w.

Von S. 367 folgen Nachträge, und zwar zuerst
epikritische. Nach der Vorklage, daß die Academi-
ca eine Palästra seyen, wo auch der erfahrenste und
scharfsinnigste Kritiker Plage und Schweiß und ver-
gebliche Arbeit genug finden werde, so daß an sichere
Berichtigung nicht gedacht werden dürfe, indem die
historischen Beweise zweifelhaft seyen, der Sprach-
gebrauch aber non ad unguem exasciandus, wieder-
holt Hr. H., mit bescheidener Selbstwürdigung (*equi-
dem, modeste viam veri persequens, heic offero symbo-
las utilissimas ad penitus hos libros intelligendos*), seine

Φαῦλος ὑπεκρίθη τῶν τοιούτων καὶ ἡλικιότων,
μὴ καὶ συντρέψω πον πρὸς τὸν ἥρωα, ὃν ὑποκρί-
μαι und (!) der Sallustischen (13. Cat. 3) ac mihi qui-
dem, tametsi haudquaquam pro gloria sequatur scripto-
rem et auctorem verum, tametsi imprimis arduum vide-
tur scribere; die andere 2. §. 65 nisi ineptum putarem
in tali disputatione id facere, quod, quum de re publice
disputatur, fieri interdum solet, jurarem per Jovem
deoque Penates wieder mit der Lucianischen (*de his-
scrip. §. 26*) καὶ πρὸς χαρίτων! μυθῶς ἀποτίθη τοῖς
λεχθρομένοις. ὅτι γὰρ ἀληθὲς ἐστὶ, ἂν ἐπαρσάμην,
εἰ ἀρετῶν ἢν ὄρεον ἐν τῇ θέναι συγγράμματι, und der,
daß die Wörter empirici und ejusdemmodi, und die
Redensart dogma prodere (zwey vornehmthuende ac
kommen hier etwas zu frühzeitig) ihm nicht von
Cicero herzurühren scheinen, da doch jedes Guel-
xicon diesen Schein zerstreut hätte.

Darauf, gleichsam um auszuruhen von der An-
strengung des Argutirens, sinkt Hr. H. zurück in die
Bequemlichkeit der Compilation. Er schreibt ande-
halb Kapitel aus dem Cicero ab, 7 S. (S. 573—586)
aus Chapman's chronologischen Untersuchungen; 2
aus Davies Vorrede, den Titel der Ausgabe von Alar,
eine Recension der Ernestischen Ausgabe in der Biblio-
theca critica, mancherley (bis S. 604) aus Goerenz, Ges-
ner und Castillon, darunter ganze Seiten französisch.

Kürzer faßt er sich in den epexegetischen Racem-
tionen. Sie schliessen, was wohl wenige erwarten,
mit dem Lobe der neuesten Reisen des D. Gall. Wo
aber an dem Manne gelobt wird, ist dieses: *Vir i-
geniosissimus loquitur, et operam dat ingenio sui
amicis, et, nisi in omnibus, certe in re summa facit
salutari laudandus est. Ceterum sedem propensionis
animi et affectuum fixam in cranio merum infum ingeni-
pito, quod, ut poeticos lusus, ingenio condonandum
censeo.* Zuletzt sind einige Schriften über die Schl-
dellehre mit vieler Genauigkeit verteichnet. — Der
Styl des Herausgebers glühend wie in unsern Aus-
gaben kennbar gemacht zu haben; in seiner Sprache
zeigt sich eine Deutschnheit, die wir lieber durch Fleiß
und Gründlichkeit bewiesen hätten. Denn wen kann
erfreuen zu lesen *curam in se d i u m collocare; rationes
cum experientia inimicam; non sapit Ciceronis stum,
medium Latinitatem; ad correctionem suadet; sententia
neglectam fidem, qua moderi voluit; qui n dicit possit
dubito; incipit cum laudibus, und vieles Ähnliche?*

Au.

care velim, minime etiam gloriam verglichen mit der
Lucianischen (*Rhetor. praecceptor. §. 25*) γελῶτον γὰρ
ὅτι τοιούτου ῥήτορος ἢ μὲ ποιεῖσθαι τοὺς λόγους,

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Kopenhagen b. Seidelin: Beschreibung ei-
nes neuerfundenen Stubensofens, der im Ersparen des Brennhol-
zes alle gewöhnlichen übertrifft; durch P. Floberg, vorigen Be-
sitzer des Sognethalschen Eisenwerks in Norwegen, Übersetzt
durch C. F. Primes, Translat. 1802. 87 S. nebst 1 Kpf. (10 gr.)
Der Vf. schickt der Beschreibung seines Ofens ein passendes,
auf eine richtige Theorie der Erwärmung und der Raucherhöl-
tung sich gründendes Urtheil über die bisher in Dänemark ge-
bräuchlichen, und von Zeit zu Zeit verbesserten Ofen voraus;
und giebt hierauf sein Raisonnement über die nöthigen Eigen-
schaften, welche ein wirklich holzsparender Ofen haben soll. Er
sucht dieselben in der dünnen, leicht zu erwärmenden Masse des
Ofens, in seiner Oberfläche, und in der Oberfläche der Rauchröh-
ren, neben anderen weniger bedeutsamen Umständen. Sein Ofen
ist übrigens ein Kasten von Eisenblech, dessen Größe sich nach der
Größe des durch ihn zu erwärmenden Zimmers richtet, in welchem

das Holz auf einer besonderen, den Luftzug begünstigenden Ver-
richtung liegt, und von welchem aus der Rauch durch eine
Continuität verticalstehender Röhren geht, die unten von einem
über dem Feuer unmittelbar befindlichen Dampfkasten ausgehen,
und oben in einem schönen kuppelartigen Aufsatz sich enden;
von wo aus auch der Rauch seinen Ausgang, durch einen im
erwärmenden Rauchkasten, nach der Esse nimmt. Dieser Be-
schreibung sind mehrere Abbildungen über die Wirkung des Ofens
beygefügt: aus welchen ersichtlich wird, daß derselbe nur ein
Drittel bis eine Hälfte des Holzes consumirt, welches sonst in
den gewöhnlichen Ofen zu gleichem Zweck verbraucht wird,
und daß dabey keine Feuersgefahr zu befürchten ist, auch wenn
er überheizt werden sollte. Nur hat dieser Ofen wie alle of-
deren, welche schnell erwärmt werden, den eigenen in der Kunst
der Sache gegründeten Nachtheil, daß er bald erkaltet, und dar-
gegen eines mühsamen Holznachlegens immer bedarf. M. F. T.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 M A Y 1807

ROMISCHE LITERATUR.

HALLER, b. Knaumel: *M. Tullii Cicerois opera philosophica an. recensione Jo. Davisi et cum ejus commentario*. Edidit R. G. Roth. Tom. III. 1806. XLII. und 396 S. 8. (1. Fbr. 10gr.)

Auch unter dem Titel: *M. T. C. Academica ex rec. I. D., cum ejusdem antihadversionibus et notis variorum. Accedunt Gruteri et editoris notae.*

Auch diesem dritten Bande des aufgefrischten Daviesischen Cicero hat Hr. R. eine Reihe eigener Bemerkungen mitgegeben, vornehmlich — *item hoc dicendum est*, S. V — um seinem Verleger zu genügen, nebenher, um die Stämme der Kenner zu vernehmen. Ein Gelehrter, vom Buchhändler genöthigt drucken zu lassen, was er selbst schwerlich des Druckes werth achtet (*me fatentem habes, me, quamquam sua quaeque delectare solent, in paucissimis tamen me mihi ipsi quidem satisfacisse* S. XXXVII ist ohne Zweifel bescheidener gemeint, als ausgedrückt) — ein solches hat so vielen Anspruch auf Mitleid, daß wir uns verpflichtet glauben würden, den aus der unbilligen Zurechnung erwachsenen Schaden, soviel an uns ist, ihm, insofern zu helfen, müßten wir nicht, nach der Erklärung S. XXXVIII (*ceterum, fremant lividi, quum jam prope aetate sum*, — *Araneae in opere suspecto pergant*) besorgen, mit solcher Hülfe ihm selbst ungelogen zu kommen, ja wohl gar uns den Vorwurf der Bleich- und Scheelsucht zuzuziehen. Da uns nun weder mit dem einen noch mit dem anderen gedient seyn würde, so wollen wir lieber kurzweg verweisen auf das Urtheil, das diese A. L. Z. schon früher (1806. Nr. 49, 50) über die Rathsche Art, Kritik zu treiben, gefällt hat, und nur, daß sie dieselbe geblieben, die Subsumtion also statthaft sey, an einigen Beyspielen zeigen.

S. 11 also, B. I. §. 6 (*nostra in physica nosti, quae quam continenter ex effectibus et ex materiis, quam magis effectio; adhibenda enim geometria est*) scheint so viel klar, daß, wer aus Davies Codd. quum aufnimmt, auch aus Aldus Conjecturationem für am aufnehmen müsse, wenn nicht, wie schon Erneki bemerkt hat, ein unklärliches Anaklaron entstehen soll. Hr. R. verkennet das nicht ganz; aber er weiß noch zwei andere Anaklaron. Entweder, unterzeichnet ex., enthalten die Worte *adhibenda enim geometria* diesen Nachsatz, und dann könnte man am erklären (*d. h. ein x machen für ein u*), oder sie enthalten

ten den Nachsatz nicht, und dann solle man *quum* — *effectio* in eine Parenthese schließen (*d. h. Worte, die durch Relativum und Conjunction unverkennbar als Vorderatz eingeführt werden, selbstständig hinstellen als vollendeten, in sich beschlossenen Satz*). S. 73. B. II, §. 6 sagt Cicero, *si quodam in libro vere est a nobis philosophia laudata*. Daß diese gewisse Buch der bekannte Hortensius sey, wissen jetzt alle, die es angeht, und wußten damals viele; aber warum muß man als von bekanntem man nicht, eben d. führung sparen? Es scheint. Er weilen Buche gesagt: weil nun einige alte Ausgaben den Schreib- oder Druck-Fehler *quodam* bieten, so nimmt er Gelegenheit, freymüthig zu sagen, was er denkt, und denkt man indgo aus *de divin. II. I* ergänzen *quodam in libro, qui est inscriptus Hortensius* (hätte er wenigstens noch das dortige Pronomen vor *libro*, das kaum anhebliche mitgenommen). Indes sind beide Stellen verschiedener Natur. Dort giebt Cicero ein Verzeichniß seiner Schriften, und in einem Verzeichniß will sich freylich nicht schicken, ein gewisses Buch aufzuführen, und wieder ein gewisses Buch u. s. f.: hier aber, wo Cicero alles Persönliche zu entfernen sucht (*dicam, nisi de me ipso dicendum esset; quod hoc tempore non est necesse*, Cap. 1. extr.) konnte er sich süßlich mit der leisesten Andeutung begnügen.

Bald nachher S. 80, §. 9, ist längst anerkannt, daß die gemeine Lesart (*nam quod dicunt, omnia se ostendere ei, quum judicant fuisse sapientem, probarem, si id ipsum judicare potuissent; — sed ut potuerunt, omnibus rebus auditis — judicaverunt, aut ad omnes sanctitatem contulerunt*) die richtige nicht sey; unter den Versuchen zur Berichtigung scheint der singuläre und leicht des Muretus ut potuerint, am — Dieser an ergreift der Herausg; ut potuerint aber, welches auch Lambinus vorschlug, will er lieber nicht an verstehen bekennen, als widerlegen. Wir finden das klug und billig, aber wir bekennen auch unsern Seins, nicht an verstehen, wie man sich unterfangen könnte, den Cicero zu ediren, ehe man gelernt, was ut potuerint heiße. — Es setzt dafür *non potuerunt*. Wogegen wir zweyerley einwenden: erstlich, daß dieses *non potuerunt* höchst unnöthig ist, da die Negation schon in der vorbegehenden Hypothese deutlich genug liegt; und zweitens, daß durch dieses *non potuerunt* die Periode so klüglich aus ihren Fugen ge-

Ua

S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

rissen, und das *omnibus* — *contulerunt* so weit aus allem Zusammenhang herausgeworfen wird, daß nur ein Anfänger im Schreiben, nicht aber, der bis jetzt in dieser Kunst für einen Meister gegolten hat, Cicero, so wider Logik und Periodologie fehlen könnte.

Mit gleicher Willkühr wird der grammatische und logische Zusammenhang S. 204. §. 101 gestört. *Movetur mente*, heist es da von dem Wesen, *movetur sensibus, ut ei multa vera videantur, neque tamen habere — percipiendi notam*: vieles hält er für wahr, ohne sich darum einzubilden, er sehe es völlig ein. Unter dem *neque* vermuthet Hr. R., liege *nego* versteckt, und das zieht er hervor. So unterbricht er also die Reflexion des Dargestellten höchst unziemlicher Weise durch das Urtheil des Darstellenden, und beraubt den Infinitivus *habere* seines Subjectes. Auf das *οὐκ ἔστιν ἵνα τοῖς ἀνθρώποις*, wodurch aus diesem erbettelten *nego* wieder *ego* herausgenommen werden soll, um das folgende construiren zu können, verzichten wir willig, indem wir mit dem Einen *videantur* uns zu behelfen wissen.

Auch S. 107. §. 26 statt *quid quod, si ista vera sunt, ratio omnis tollitur*, will der Herausg. gelesen wissen *si ista vera non sunt*, vermuthlich weil vorbergeht, *quod si aliquid aliquando acturus est, necesse est, id et verum: quod occurrit, videri*. Aber jenes *verum* und diese *vera* sind nicht derselben Art: jenes praktischer, diese theoretischer, nämlich die Leugnung der *κατάληψις* faßt den daraus fließenden Folgerungen. Beides in einander zu wirren, verdreht den Gedanken und beleidigt die Sprache. Das förmliche *quid quod* ist gar nicht geeignet, das bereits gegebene auszuführen, aber wohl, wie auch längst, und zu eben dieser Stelle, bemerkt ist, neue Gründe anzuknüpfen. Und in *ista* liegt bekannter Massen die Beziehung auf den Gegner, hier den Philo. Und S. 190, §. 90: *qui magis haec crederet, si essent, quam crederet, quia videbantur*. Niemanden ist eingefallen hier anzudeuten, und einem richtigen Auge sollte auch allerdings schwer fallen, den Stein des Anstoßes zu entdecken. Aber Hr. R. schreibt *quae videbantur*. Unnütz und, was schlimmer ist, falsch. *Quae* würde auf den Gedanken bringen, die Dinge *quae videbantur* seyen andere als die *haec*: aber offenbar sind es dieselben. Daß §. 89 gesagt ist *quisquam sanissimus tam certa putet, quae videt, quam is putabat, quae videbantur*? bestätiget unsere, nicht des Herausg. Ansicht.

S. 133, §. 47 (*exponam — generatim argumenta eorum, quoniam ipsi etiam illa solent non confuse loqui*) meint der Herausg., *confuse* bilde keinen Gegensatz gegen *generatim*, und schreibt *fuse*. Hätte er, statt etwa einer läudlichen Übersetzung der Worte zu folgen, gewußt, oder, wenn nicht anders woher, aus Ernesti's Clavis gelernt, daß *generatim* bedeutet *secundum genera, res ad certa genera revocatis*, so würde er sich enthalten haben, den befürchteten Anstoß zu geben, in der Meinung ihn zu heben.

Aus ähnlicher Quelle fließt eine ähnliche Verirrung S. 190, §. 81: *quod haud scio an non possis*. Sel-

ber gewohnt, *nescio an haud scio an*, in der Bedeutung zu brauchen; die eine wörtliche Übersetzung in das Deutsche ergiebt (S. XV. XXXIV), meint der Herausg., auch Cicero müsse es so gebraucht haben, und die angeführten Worte bedeuteten also: *credo te rationem inventurum esse*. Da aber das nicht hieher gehört, so streicht er, *invito Ernesto, cum Clerico*, die Negation. Es bedarf hoffentlich keiner Erinnerung, daß die Prämisse falsch ist, und die Folgerung nicht minder.

S. 181, §. 82 (*sed ab hoc credulo qui nunquam sensus mentiri putat, discedamus; qui ne nunc quidem, quum ille sol, qui tanta incitatione fertur, ut celeritas — ne cogitari quidem possit, tamen stare nobis videtur*) möchte Hr. R. also lesen: *qui ne tum quidem, quum ille sol, quanquam — fertur, ut — possit, tamen — videtur*. Nun aber spricht Cicero klärlich von der Sonne, die ihm in dem Augenblicke leuchtet, da er spricht (§. 127 *ipse enim hic radiatus me intueri videtur*), wie kurz vorher §. 80 und 81 von Villen, die ihm auf seinem momentanen Standpunct sichtbar sind, von jenem Schiffe, das gerade jetzt vorüberfährt, von Fischen, *qui nunc quidem sub oculis sunt*. Diesen Anschein der Inaprovisation, um welchen, als das einzige von Platonischer Mimik ihm erreichbare, Cicero überall in seinen Dialogen sich Mühe giebt, zerstört die Änderung; was sie an die Stelle setzt, beweiset so unendliche Scharfsichtigkeit, als kaum Glauben finden dürfte. Denn wer da schreibt, *tum quum sol stat videtur*, muß nothwendiger Weise wahrgenommen haben, daß die Sonne nicht immer zu stehen scheint, wie es den übrigen Sterblichen vorkommt, sondern nur zu bestimmten Zeiten; das aber wahrzunehmen, muß man schärfer sehen als jener *nescio qui, qui in scholis nominari solet, qui mille et octoginta stadia quod abest, videbat* (§. 81). Bis solche Wundergabe eihärtet ist, halten wir fest an dem natürlichen *nunc*, finden auch *quanquam* höchst unnöthig, da ja *quum* mit dem Conjunctive dieselbe Kraft hat: *ungeachtet die Sonne, ungeachtet sie läuft, zu stehen scheint*, wird ja, hoffen wir, selbst dem geduldrigen deutschen Ohr unleidlich seyn. Dem des Hn. R. freylich, besorgen wir, nicht: getraut er sich doch zu meinen, statt seines *quamquam* — *fertur* könne auch *quum* — *feratur* gelesen werden, *quum ille sol, quum — feratur, videatur*.

Endlich, — denn zum Ende zu eilen wird hier erlaubt seyn — von den Worten (S. 243. §. 125) *horum aliquid vestro sapienti certum videtur: nostro ut quid maxime quidem probabile sit, occurrit*, ist der klare Sinn dieser: *darunter scheint euerm Wissen einiges gewiß; dem unsern bietet sich nicht einmal das, was darunter am wahrscheinlichsten sey*. Hr. R. dünkt sich den Sinn der Stelle zu sehen: nämlich *nostro sapienti ne maxime quidem probabile certum est*. (Ein Unsin: denn wenn überall ist das Wahrscheinliche gewiß?) Diesem Sinn aber seyen die Worte wenig günstig. (Wohl war, und das hätte Nachdenken erregen sollen.) Ernesti erkläre *occurrere* durch *in mentem venire*: aber man sage ja doch nicht *in mentem venit, ne sit*. (Sey das Chicanerie oder — Unverständnis)

gleich schliessen!) Daher sey es schreiben nostro ne occurrat quidem, maxime quid probabile sit. Versteh das, vereinige das mit der selbstgegebenen Erklärung, wer da kann! *Ap.*

GÖTTINGEN: Q. Ennii Medea, commentario perpetuo illustrata, cum fragmentis, quae in Hesiodi, Marullae aliisque hujus poetae editionibus desiderantur. — Dissertatio, quam — defendet auctor Henr. Planck, Phil. D. et colleg. Reg. repet. sod. VI und 134 S. 4.

Eine Probefchrift, die in vielen Rücksichten vieles Lob verdient, und hoffen läßt, der Vf. werde den Ruhm des Namens Planck ehrenvoll behaupten, wenn er mit dem hier bewiesenen Fleiße und Talente fortführt. Seine Kenntniß zu erweitern, und hin und wieder fester zu begründen.

Der Zweck des Vfs. war eine Ergänzung der Hesselischen Ausgabe von den Fragmenten des Ennius (S. III). Darum giebt er zuerst ein Verzeichniß der sämtlichen Ausgaben, mit kurzer Beurtheilung; darauf als Einleitung, eine Untersuchung über Ursprung und Wesen der alten Tragödie bey den Römern (natürlich der alten). Nicht eben neu sind darüber seine Ansichten, nicht vorzüglich schürflig seine Combinationen; aber das Bekannte hat er deutlich und meist richtig zusammengestellt. Dafs indeß die gesammte Poesie aus Bacchusfesten und Trinkgelagen hervorgegangen, möchten wir so wenig nachsagen, als dafs Athenaeus Recht habe, wenn er dem Διόνυσος Μεθύωνας von μέθυ benannt wähnt, und Platon Unrecht, wenn er auch dem Apollon und den Mufen an der Stiftung der Feste Theil giebt (S. 11 ff.). Wie die homerischen Gedichte auf das Drama eingewirkt, hat schöner und gründlicher Friedr. Schlegel gezeigt. (S. 16 ff.) Wer dem Chore das allmähliche Aussterben der dicachta et fœvillia joculatio beymißt, muß sich des Aristophanischen Chores wenig erinnern. (S. 27.) Dafs die Verschiedenheit des Ganges, den die Tragödie und Komödie bey den Griechen und bey den Römern genommen, in der Verschiedenheit der Nationalcharaktere gegründet sey, ist außer Zweifel und leicht gesagt: es galt, diese Charaktere zu entwickeln und in ihrem Einflusse nachzuweisen. (S. 28 ff.) Werden aber außer diesem allumfassenden Grunde noch andere Gründe aufgeführt, so möchte man sich verwundern, wie im Phædon Sokrates sich verwundert über die Erklärungsweise des Anaxagoras.

In dem Proœmium zur Medea versucht der Vf. zu beweisen, dafs Ennius, und vermuthlich auch Enspides, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, zwey Medeen geschrieben habe, sondern nur eine: ein Versuch, den wir darum nicht gelungen glauben können, weil die Erklärung der Hauptstelle (Cic. opp. ad fam. 7, 6) uns hart und gezwungen scheint.

Von S. 74 an folgen die Fragmente selbst, zuerst von der Medea, dann eine Nachlese anderer, theils vermehrter, theils neu hinzugekommener, theils zwei-

felhafter: darunter die entsprechend griechischen Verse (die zuweilen wenig genau entsprechen, wie V. 26. 27. 30. 43), und, von einander abgetrennt, Varianten und erklärende Noten. Bey der Constitution des Textes bedauern wir, gegen Profodie und Metrik häufig verstoßen zu sehen. Wie konnte Hr. Planck veriri, veriti, quibus, videri schreiben (V. 3. 19. 101. 123), da er doch selber anmerkt, nur das lange i sey so zu bezeichnen? Eben so wenig begreifen wir, warum er S. 96 der Lambinischen Conjectur

Argo, quæ Argivi mille delecti viri

Verletzung des Metrums Schuld giebt; und wie es gegen Vossius, der aus dem Verse

*matronæ opulentæ, æquæque (soll decussibus geloten werden) Rerumque quæ S. 92.
magis, quando honoris servasti gratia S. 92.
corporat cetera mens vestras measque accipite S. 93.
non quod viros decem et segetis armatos S. 99.*

und diese Anapaesten

*Juppiter, tuque inter fœdus sel.
quæ res omnis inficit etc.*

nach den auch für Anapaesten erklärten Griechischen

*Τὴ γὰρ ἐν καὶ τριτάτῃ δατῇ
Ἀδίου, κατὰ τὴν ἑξῆς τὰς ἐκ. S. 93 vgl. S. 107.*

oder Trochæen, wie S. 104, sind hoffentlich nicht dem Rec. allein unschuldig. Den Trochæen ist häufig begegnet, in Jamben verwandelt zu werden, einzigmal in sechsfüßige, wie S. 96:

*quis tu es, mulier, qui me infucto nuncupasti nomen
also zerrissen ist:*

*quis tu es
mulier, qui me infucto nuncupasti nomen;*

gewöhnlich aber in siebenfüßige (die bey Tragikern ungebräuchlich sind), wie S. 114:

*sed quid oculis rēbere vīs es dirēptis ordinibus
anstatt*

oder in achtfüßige, wie S. 124 die unaussprechlichen:

non potest accidit. Certe *Metaphysica* tunc quidem est
hancum expositum
 quot aliter duntaxat ponit, ubi cum seorsum oportet primum.
 In siebenbürgen verlieren sich auch S. 106 Verse, die
 schon Bentley für *Bacchiaci* festum, erkannt hat: wie
 denn gewöhnlich der V. da sich variiert, wo er zu-
 rechneisen will.

Die Fragmente, die hier zuerst gesammelt er-

schienen, besteht guten Theils in einzelnen Wor-
 tern oder ungeschlossenen Aufzählungen; unter die zwei-
 telhaften ist auch *Virgil. Aen. 2. 567-588* gerechnet,
suspense iudicio, wie billig.

Mit der Latinität, möchten wir dem V. rathe-
 n, sich so abzufinden, daß er gegen die Germanisten,
 woran er reich ist, grammatische Richtigkeit einzu-
 bringe, die ihm nicht selten abgeht.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Upsala: Emendationes et Sup-*
plementa Commentariorum Procli Diadochi in librum primum
Elementorum Euclidis. Quorum partem primam Proclus Pe-
tro Fabio Aurisilio, Bibliothecario Acad. et literar. human.
philosophico-publico academici subijcit. Ole-
L. v. Junii. 1806. 8 S. 4.

Codicum Manuscriptorum Graecorum Bi-
bl. Quam Proclus P. Fab. Aurisilio pro-
ixam. Subijcit Petr. Gust. Supdetius. D. VI.
S. 4.

Ebend.: *Nathia Codicum Manuscriptorum Latinorum*
Bibl. Acad. Upsalensis. Quam Praef. P. F. Auris-
illius pro gradu philol. publ. exam. subijcit Petr. Södermark.
D. XI. Junii 1806. P. I. 8 S. 4.

Verfasser dieser drei Gelegenheitschriften ist Hr.
Aurisillius. Sie geben uns die Hoffnung, nach und
 nach einen vollständigen Katalog aller in Upsala vor-
 handenen Handschriften zu erhalten, deren Zahl nicht so
 ganz unbedeutend ist, und unter denen mehrere von Wich-
 tigkeit noch fast gänzlich unbekannt sind. Denn nur die Ver-
 zeichnisse der Handschriften, welche de la Gardie 1672, Spar-
 kenfeld 1703, und Björnstahl 1783 der Universität vermacht und ge-
 schenkt haben, sind gedruckt, und gewiß in Deutschland zu-
 rück zu finden beschränkt. Auch ist es sehr zweckmäßig, daß
 Hr. A. bey den schon gedruckten Schriften zur Charakteristik
 des Manuscripts die Abweichungen eines einzelnen Abschre-
 ibers, um so zweckmäßiger, da die Gesetze der Bibliothek
 nicht erlauben, daß Bücher überleben irgend Jemand außer
 Upsala gesehen werden. Diese Beschränkung hat zu der
 ersten Schrift Veranlassung gegeben. Bei demselben Gelehrten
 (es wird nicht genannt, es war Brodow, jetzt Prof. in Helmstedt)
 wünschte die Verbesserungen und Ergänzungen, welche
 einem Exemplar der ersten, fehlervollen und lückenhaften,
 griechischen Ausgabe von Proklus Commentar zu Euklids
 Elementen (Basel, 1533. Fol.) von einem Straßburger Professor
Dioscorus aus mehreren Manuscripten beigegeben waren,
 in Abschrift zu erhalten. Mehrere Umstände hinderten, ihm
 diesen Wunsch zu gewähren; und da außerhalb der Stadt Bi-
 bliothek von der Universitätsbibliothek zu verleihen verboten
 war, machte sich endlich Hr. A. selbst an die mühselige Arbeit,
 die zahlreichen Emendationen und Supplemente — er schätzte
 ihre Zahl über 1000 — genauer zu prüfen, und was irgend
 wichtig schien, öffentlich mitzutheilen. Er giebt in dem vor-
 liegenden Bogen bereits die Verbesserungen für die ersten 30
 Folioseiten der Baseler Ausgabe, und wir ersuchen Hr. A. im
 Namen aller Literaturfreunde, uns so wenig bey dieser als
 den beiden anderen Schriften lange auf die Fortsetzung warten
 zu lassen. Proklus Commentar verdient in mehr als einer Rück-
 sicht vollständig gekannt zu werden. Dem Mathematiker möch-
 te vielleicht die lateinische Übersetzung von Barocius (Paris, 1560
 Fol.), oder die darnach gearbeitete englische von Th. Tay-
 lor (London, 1778 oder mit neuem Titelblatt 1792 in 4 Qu. B.)
 zu genügen scheinen; allein man kann über die Richtigkeit die-
 ser Übersetzung nicht sicher seyn, so lange der griechische Text
 nicht da ist: und man darf sich nicht um so weniger be-
 mühen, da der Commentar nicht bloß mathematische Sätze und
 Beweise, sondern auch historische Nachrichten über ältere Ma-
 thematik und Mathematiker enthält. Wir wünschen daher sehr,
 daß ein Buchhändler den Muth, oder ein Bucher die Liberali-
 tät hätte, einen vollständigen griechischen Text des Proklus

drucken zu lassen, der sich nach der Mittheilung dieser Em-
 endationen und Supplemente, in Verbindung mit den von Me-
 rrelli und Th. Bargeß gegebenen, jetzt constituiren ließe. Da
 es ein Werk für ganz Europa wäre, könnte man doch wohl die
 Abdruck von so viel Exemplaren rechnen, daß die Kosten in et-
 nigen Jahren ersetzt wären.

Die beiden anderen Abhandlungen geben von einigen Vp-
 klus Nachrichten. Von griech. Msspt. der Septuaginta und
 des N. T. wird Hr. A. in einer besondern Schrift handeln. Be-
 druckt sind noch: *Metaphysica de Nostro Homine*, des griech. Or-
 iginals; *Nicephori Blennidis Synopsis Geographica*, wurden
 künftigen Herausgeber der kleinen griech. Geographen mit-
 theilen; zwei kleine Schriften eines N. M. *Metaphysica de*
de lapidibus. Und was auch schon gedruckt ist, sind hier
 hier mit bedeutenden Abweichungen, z. B. die *Oronographia*
 des Philosophen Leon. Ein griech. Manuscript enthält unter
 dem Namen *Asopus* 60 Fabeln, deren Überschriften Hr. A. mit
 abdrucken lassen; und aus einer vollständigen Handschrift von
Alanus Thiergeschichtes giebt er die Varianten der ersten 9
 Kap. des 3 Buches. — Die beiden lateinischen Handschriften
 der 20 ersten Bücher des *Lucius* und des ganzen *Lucius*: sei
 nach Hr. A. zwar ziemlich alt, die des L. r. aber ist
 dem 10. Jahrhundert: doch scheinen sie uns, nach den ver-
 theilten Varianten, für Kritik nicht von vorzüglichem Werthe
 zu seyn. Hr. A. vermuthet die Abschrift des *Lucius*.

V. A. A.

VERMISCHTES SCHREIBEN. *Münster, d. 6. Oct. 1806.*
Kalender für das Volk. Auf das Jahr 1807. Herausgegeben von
Philipp Aug. Perri, Gemeindeprediger zu Lüneburg bey Lüneburg.
1806. 8. (9 gr.) Da dieser Kalender, auch nicht fern von
 Herausgeber, noch immer in seiner alten Einrichtung stehen-
 so ist auch weiter nichts zuzusetzen, als seine Kritiken anzugeben,
 und die Auswahl zu loben, die der neue Herausgeber aus
 den aufzunehmenden Erzählungen getroffen hat. Der Ton der
 Erzählung ist dem Publicum des Buchs wohl angeeignet.

D. H. A.

Berlin, b. Maurer: *Berliner gemeinnützige Anstalt, zu*
Beförderung der Moralität und Hebung der Jugend. In
das Jahr 1806. 416 S. 4. (1 Rthlr. 12 Gr.) Der *Reich*
 Gemeinnützigen hat in neueren Zeiten eine große Ausdehnung
 erhalten. Aus dieser ans man es sich erklären, wenn nicht
 eine gelehrte Abhandlung über die alte Todtenliste des Reichs
 oder des Erlaufens in einem Buche, von Pösch und Meibner
 Fr. Wadert, Miscellen zur Histor. und Schiedslehre, von
 Med. Rath und Prof. v. Koenig; über die Handlung und die
 Symbolik, v. Wadert, p. l. w. Siedel. Indessen sind doch
 meisten der hier aufgenommenen Aufsätze auf den engsten Kreis
 des Gemeinnützigen berechnet, und werden nicht bloß in Ber-
 lin, sondern auch anderer Orten mit guter Wirkung gele-
 werden können. Aus der Tabelle über die im J. 1804 in
 im gestorbenen Personen nach allen Krankheiten berechnet ist,
 daß von 3713 Personen nur zwei an epidemischen Krankheiten
 dagegen aber 1419 an der Lungensucht starben, und daß
 von 14 Selbstmördern 33 männlichen Geschlechtes waren. Die
 Zahl der Personen, die von 30 Jahren und drüber, starben,
 lief sich auf 107. Darunter waren 108 Frauen. Inwiefern
 den Statistiker sind die Aufsätze des Fabrikanten-Cameralisten
 Weber über den Verbrauch des Papiers in der preussischen
 und über die Geschichte der Färberei und des Wollens-
 Baumwollenswaaren-Fabrikations in Berlin.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) HAMBURG, b. Schmidt: *Erzählungen und Spie-*
le. Herausgegeben von *Wilhelm Neumann* und
Karl August Varnhagen. 1807. 364 S. kl. 8.
(1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) BERLIN, b. Maurer: *Eros.* Von *Wilhelm Eu-*
logius Meyer. 1805. 188 S. kl. 8. (14 Gr.)

Man muß den Poeten No. 1 zugeben, daß es nicht leicht ist, mit ihnen fertig zu werden; womit wir eben nur von diesen, nämlich den Herren *Neumann, Varnhagen, Chamisso* u. s. w. reden; denn fern sey es von uns, sie irgend jemand weiter zur Last zu legen und zuzugesellen, als sich selber. Deshwegen aber ist der Kampf mit ihnen schwer, weil sie immer wiederkommen und immer in hellen Haufen, und dann doch ein jeder von ihnen insbesondere Rechenschaft von dem Überdruß fodert, den ihre Ziererey im Ganzen erregt; ferner weil sie, selbst schon Parodie, noch unermüdlich sind, sich selber zu parodiren, einige sogar mit keckem Wissen und Willen, und so der einzigen Waffe sich bemächtigen, die es Kurzweil machen könnte gegen sie zu gebrauchen. Lassen wir sie also gewähren, indem sie es einmal nicht lassen können, zu seyn wie sie sind, und geben nur an, was diese Sammlung enthält; wo denn zuvörderst das Gute darin nicht ihnen gehört. Für die Übersetzung zweyer Novellen, die eine des *Boccacaz*, die andere des *Macchiavall*, würde man Hn. *Neumann* gern verpflichtet seyn, da die erste, die sich nicht im *Decameron* befindet, weniger bekannt, und die andere zwar bekannt genug — es ist die, wo der Teufel auf die Erde kommt und ein Weib nimmt — indess doch immer gern gelesen wird, obschon die Behandlung, besonders gegen die des *Boccacaz*, ziemlich trocken erscheint. Allein Hr. N. hat sich auch diesen Dank etwas verkümmert durch seine Art das Italienische ins Deutsche recht eigentlich zu übertragen, so daß man es wörtlich wieder daraus zusammensetzen kann. Es ließe sich daher dieser Versuch auf den ersten Blick für die Übung eines Tertianers halten, wenn man nicht mit der vollkomnen Gewissheit annehmen dürfte, daß solche reife Grundsätze den Übersetzer geleitet haben, wie er sie etwa den ersten Meistern in diesem Fache zutraut, welche das Colorit und die Wendung einer fremden Sprache, in so weit sie Eins mit dem Werk ist, auszudrücken bemüht sind, und ebenbürtig die Bildsamkeit der deutschen Sprache üben.

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

daß sie dennoch vermeiden, ihr dabey Gewalt anzuthun. Hr. N. hat das auf folgende Art ausgeführt: „Eines Tages mehr als gewöhnlich von sehr schweren und unzähligen Leiden angefallen mich befindend“ u. s. w. oder: „Und eines Tages mit seinen Vertrauten, Baronen, und Begleitern in solcher Kunst sich ühend, geschah es, daß ein scharfzahniger Eber ganz schäumend und mit gestäubten Borsten vor ihm hinführend, vorbeylet und er ihn sehend, spornete sogleich das rasche Pferd, und mit dem Schwerdt in der Hand ihn verfolgend“ u. s. w. Wenn er sich nun solchergestalt dem Original anzuschmiegen sucht, versäumt er es nur in der Kleinigkeit, daß er zwar eben so italisches aber nicht gefällig zu lesen ist. — *Benigna*, ein dramatisches Spiel von *Varnhagen*, hat recht artige, dunkel und hell aksonirende Verse, aber sie wollen im Ganzen weder Licht noch Schatten geben, und es gehört vermuthlich mehr dazu, ein tragisches Tableau, wie dieses seyn soll, auf eine lebendige Weise aufzustellen, als daß ein Vater Sohn und Tochter tödtet, daß ein Lied zur Leyer gesungen wird, und einige rasche Trochäen an den *Calderone* erinnern, die eben darum jeden Freund des *Calderone* mit Widerwillen erfüllen müssen. — *Nero und Cato*, ein Gespräch von †, und *Fabio und Clara* eine Novelle von *Rosa Matie*, wollen wir, das erste als gänzlich verfehlt und geschmacklos, die andere als gar unschädlich und unbedeutend, übergehn; die Beyträge des *Pellegrin* aber deswegen, weil wir ihnen eine andere Stelle wünschten; sie vermögen an sich nicht für die schlechten Nachbarn zu bezahlen; in besserer Gesellschaft aber könnten sie vielleicht noch besser werden. — Was kann man zu der Vision: *Adelberts Fabel*, oder dem Märchen *Alfonso* sagen, als daß sie nachgemachte Schatten von Schatten sind, aller ursprünglichen Kraft und Wesenheit ermangelnd; vergebens ruft *Adelbert*: „Marfaukel du meiner inneren Selbstmacht,“ und entwirrt griechische Worte auf einen Talisman, und hat beym Erwachen sein Antlitz gewendet gegen die im Osten aufsteigende Sonne — es wird ihm nichts helfen, es sey denn, daß er endlich einmal das *Θεαιν!* in Wirklichkeit setzte, um vernünftig zu werden. Eben so würde nur ein Machtwort das einzige noch rückständige Urtheil über die vielen biographischen Gedichte und Sonette von *Neumann* und *Varnhagen* sprechen können; man müßte ihnen nämlich geradezu verbieten, ferner welche zu machen. Daß sie von diesem eigenmächtigen Entschluß weit entfernt sind, drückt unter anderen folgendes Sonett mit muthigem Muthwillen aus:

Xx

ein Ganzes aus, sind auch verständlich; ohne an Originalität zu verlieren, und lassen sich gut lesen.

In der zweyten Classe wollen wir Nachbildungen setzen, d. h. Stücke, die nach Mustern gedichtet sind, und ähnlichen Gedichten ihre Erfindung, Form oder irgend einen anderen Einfluß verdanken. Besonders gehören hieher diejenigen Gedichte, die in einer bestimmten Form der Romanze und Ballade gearbeitet sind, welche das Schauerliche und Abenteuerliche oft bis an die Grenze des Crassen verfolgt. Hieher gehören die zwey ersten mehr als abenteuerlichen Stücke von *Siegfried Schmidt*; die sehr matte und unbedeutende, Legende Rammolds Kapelle von *Friedrich Schlegel*; die Lösung von *Kölle*, einige Gedichte von L. K. (bes. 2 und 4) dem es nicht an Zartheit der Empfindung fehlt, der aber durch eine ausschweifende Phantasie sich oft zu ungewöhnlich starker Personification verleiten läßt, wodurch er manches wieder verdirbt; wegen eines ähnlichen Fehlers schließt sich hier an Bächleins *Klage vom Kölle*, im übrigen recht artig. Der überwiegende und zerstörende Hang zum Schauerlichen und Melancholischen aber zeigt sich vorzüglich in mehreren Stücken des talentvollen Sängers, der sich L. U. unterfähreibt, z. B. in den Gedichten: die *Nonne, an den Tod*, *Harfnerlied*, welches an Schiller erinnert, die *Vätergruß*, der *treue Walter*, *Mönch und Schäfer*, besonders die 3 *Fraulein* und der *schwarze Ritter*; wiewohl ihnen mancher schöne Zug nicht abzusprechen ist. Zu den besseren Stücken dieser Art gehören; der *Schäfer*, der *König auf dem Thurm*, *Guckens Freude* und die *Kapelle*: zu den schönsten Producten dieser Sammlung aber und zugleich in die dritte Classe der *Originalgedichte*, der *Kranz*, das sehr naive Gedicht der *Entschluß*, das liebliche Liedchen der *Abschied*, *Entsagung*, *Gefang der Jünglinge*, mein *Gefang*, das *Schloß am Meere*, von demselben Verfasser. Zu den besten Gedichten dieser Classe und Sammlung rechnen wir auch die mit A. unterschriebenen, besonders die schalkhafte *Mädchenidylle*, der *Liebestraum*, *Sonne und Mensch*, *Sonette*, das *Namenlose* und die *Natur und der Mensch*. Sie zeigen sämlich viel Weichheit und Einheit

der Empfindung, Kraft der Gedanken und Leben im Ausdruck. In dem letztgenannten, so wie in der Elegie, die *Geisterstimmen*, klingen Töne von Schillers Lyra. Den übrigen fehlt es an völliger Ausbildung. Noch können einige kleinere Lieder von L. K. hieher gerechnet werden. Zuletzt erwähnen wir der wirklich eigenen Elegien von *Hülderlin*, in welchen ein Nachklang aus Latium und Hellas tönt. Ton, Form und Ausdruck nähert sich jenem alten Style. Der Dichter, dessen poetisches und vorzüglich elegisches Talent schon durch *Hyperion* beurkundet worden ist, lebt ganz in jener fremden Welt und Sprache der alten Dichtung; daher auch sein Ausdruck oft zu dunkel wird, und es scheint als ob die zarte Bildung seiner Phantasie, und die Freyheit der Empfindung sich an der Schwere des Wortes brächen. An Klarheit der Darstellung fehlt es besonders in der Elegie: die *Herbstfeyer* S. 10 und 11 und in einigen Stellen der zweyten Elegie: die *Wanderung*. Die Sonderbarkeit des Ausdrucks ist zuweilen auffallend, wie z. B. das scharfe Geschlecht, die gefährliche Dürre geneset u. s. w. Die letzte Elegie *die Nacht* enthält eine sehr lebendige Schilderung. —

Zu keiner von diesen 3 Classen kann der Red. die Epigramme der unbekannten Größen X und Y rechnen; am besten noch sind die *Votivtafeln*; sie enthalten wohl hie und da eine treffende Vergleichung, einen artig ausgedrückten Satz; z. B. S. 73; aber auch viele abgedroschne Lebensregeln und moralische Sentenzen. Von letzter Art sind auch leider meistens des Hn. v. *Seckendorfs* Oden; sie bestehen (die *Erladung aufs Land* ausgenommen, die an römische Muster erinnert, durchaus fast nur aus pretziösen Apophrophen, vermischt mit griechischen und römischen Namen und Mythologie, oder haben doch weder die bestimmte Tendenz der Nachbildung, noch irgend eine interessante Eigenheit, und erheben sich sämlich nicht über das Mittelmäßige. Doch versöhnt der Epilog gewissermaßen mit dem Herausgeber; denn er ist der Ausdruck einer würdigen Empfindung, wenn auch die hexametrische Form hie und da vernachlässigt ist. A . . . s.

K U R Z E A N Z E I G E N.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Posen und Leipzig.* b. Kühn: *Griechische Chrestomathie für die oberen Classen gelehrter Schulen*, aus den classischen Autoren gesammelt von Carl Friedr. August Brohm, Prof. d. alten Literatur am königl. Gymnasium zu Posen. 1 Th. 1805. XIV u. 173 S. 8. (18 Gr.) Hr. Br. wünscht ein Lehrbuch der griechischen Literatur, in welchem ein vollständiges Verzeichniß aller Schriftsteller in chronologischer Ordnung enthalten wäre, nebst einer treuen Darstellung ihrer bekannten Lebensumstände, einer kritischen Aufzählung ihrer Werke, und der Bearbeitungen, welche sie erfahren haben; welches aber auch durch Musterstellen dem Jünglinge Gelegenheit gäbe, selbst in den Geist der Classiker einzudringen, um dann das Urtheil des Lehrers über sie rechtfertigen zu helfen, und dabey das Gehörige denken zu können: denn allgemeine Urtheile über Schriftsteller, die man nicht aus einigen Probestückchen ein wenig kennt, sind weder unterhaltend noch fruchtbar. Durch ein solches Buch, meint der Vf., sollte der studierende Jüngling auch den Gang kennen lernen, durch welchen die gebildeten Völker nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gelangten. Aber würde ein Werk von so weitem Umfange ein Lehrbuch heißen können? und würde es für

Gymnasien zweckmäßig seyn? — Ein solches Lehrbuch zu liefern, war ihm, wie er versichert, nach seiner Lage unmöglich. Er gab also bloß eine Chrestomathie zur Beförderung des griechischen Sprachstudiums an sich. Diese enthält Auszüge aus *Herodot*, *Xenophon*, *Lucian*, etwas aus *Platon's Gastmahl*, den *Kriton* ganz, und den Schluß des *Phädon*. Der bald erscheinende 2te Theil soll enthalten Stellen aus *Plutarch*, *Isokrates*, *Demosthenes* und *Thucydides*. Was die Auswahl der Schriftsteller betrifft, so sieht man nicht, warum die Dichter ganz ausgeschlossen bleiben: die unchronologische Stellung aber ist ganz wider des Herausg. verhin angeführte eigene Grundsätze. Vor jedem Autor stehen gute und ziemlich weitaufge biographische und literarische Einleitungen, und hinter jedem Stücke einige erläuternde Anmerkungen. Manche Stellen, besonders aus *Herodot* und *Xenophon*, sollten in kleinere Abschnitte, wenigstens durch Absätze, zertheilt, und der Druck der Einleitungen und Noten haushälterischer eingerichtet seyn. Sonst ist das Aufere überhaupt gut, und das Papier so schön, als es selten zu solchen Schriften verwendet wird.

W. Amb.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 MAY. 1807.

ARCHITEKTONIK.

BERLIN, b. Hindenburg: *Bemerkungen über einige Mängel der niederdeutschen Landbaukunst, nebst Vorschlägen dieselben zu verbessern.* Für Kameralisten, Landwirthe und Bauhandwerker. Von K. Ch. G. Sturm, (nunmehr Dr. und Prof. zu Jena). Mit 4 Kupfern. 1806. 100 S. 8. (18 gr.)

Die Lectüre dieses Buches hat dem Rec. viel Vernügen gemacht, obgleich mitunter Äußerungen vorkommen, die mit seiner Meinung nicht völlig übereinstimmen. Das Publicum, für welches der Vf. seine Schrift bestimmt hat, sollte vorzüglich beherzigen, was hier von Holzverschwendung und Holzersparung gesagt ist. — Hr. St. theilt seine Übersicht der, vorzüglich bey mecklenburgischen und holsteinischen Landgebäuden, gefundenen Mängel in 3 Classen: 1) in Rücksicht der Materialien, 2) in Rücksicht der Construction, 3) in Rücksicht des Plans und der ganzen Anlage der Gebäude. Zu den ersteren rechnet er den Fachwerksbau, empfiehlt das Massivbauen, vorzüglich mit Lehmkluten, worüber S. 19 recht gute, wenn gleich sonst schon oft wiederholte Regeln mitgetheilt werden. S. 22 versichert der Vf. ganz ehrlich, daß auf keine der bekannten Methoden ein dauerhafter Kalkanwurf an der Lehmsteinmauer erhalten werden könne, und darin hat er Recht: es ist wirklich mehr ein Glücksfall, als daß wir uns unserer Unsicherheit rühmen dürften, wenn diese Mauern 50 Jahre ihren Kalküberatz behalten, und eben dieser Umstand möchte noch immer ein Hinderniß für die allgemeine Anwendbarkeit dieses, in anderer Rücksicht sehr schätzbaren, Baumaterials seyn. Gegen S. 25 mitgetheilte Kostenberechnung eines gleich großen Fachwerksgebäudes, eines von Mauersteinen und eines von Lehmkluten massiv aufgeführten Gebäudes, möchte wohl mancher viel zu erinnern haben, sich die Verhältnisse $1\frac{1}{2} : 1 : 1\frac{1}{2}$ hieraus ergeben. Nicht mit Unrecht werden S. 17 die Wellerwände auf eine Weise empfohlen, da das Übel, daß Mäuse sie leicht zercherich machen, was man ihnen doch hauptsächlich nur vorwirft, durch einen Kalkanwurf, der auf den Wellerwänden sehr gut haftet, leicht verhindert werden kann. — Die S. 13 beyläufig geäußerte Idee, ungebraunten Kalk aus Schweden kommen zu lassen, und ihn im Lande selbst zu brennen, verdient ihre Beachtung. — Das Decken mit Lehmsecheln, das nach S. 33 durch den Prof. Karsten zu Rostock in Mecklenburg bekannter ward, ist durch ihn J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

freylich ziemlich allgemein geworden; allein es ist nicht zu leugnen, daß die Reparatur solcher Dächer mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß sie leichter und mehr von Mäusen und anderem Ungeziefer durchlöchert werden, als gewöhnliche Strohdächer. Auch hat das, was der Vf. S. 35 zu ihrem Nachtheile sagt, seinen guten Grund, so daß eine allgemeine Empfehlung dieser Dachung noch nicht zulässig zu seyn scheint. — Zu den Fehlern der Construction gehört mit Recht, was S. 42 von den schlechten Fundamenten gesagt wird. Man muß wirklich erstaunen, wenn man sieht, daß ein aus so äußerst heterogenen Theilen zusammengesetzter Körper, wie ein Haus ist, der auf einer Stelle des Bodens viele Jahre sicher und fest ruhen soll, nicht anders behandelt wird, als ob ein großes Hausgeräth auf einige Zeit von der Hand gesetzt wird. Die Sohle wird gestreckt, und, damit sie festliege, werden Holzblöcke, Steinstückchen oder was man sonst gerade zur Hand hat, in den Unebenheiten des Bodens untergesteckt: natürlich muß nun dieser so wenig gleichmäßig vertheilte Druck auf den Boden die Folge haben, daß das Gebäude in kurzer Zeit aus der horizontalen Lage verlinkt. Auch wird S. 44 das zu wenige Verriegeln der Wände bey hohen Ständern getadelt. Vorzüglich interessant wird dem Nichtmecklenburger die allerdings gegründete Bemerkung seyn, daß der Vf. noch nöthig hat, S. 45 das Legen der Dachbalken auf dem roten Fuß zu tadeln. In der That werden so alle Dächer in Mecklenburg auf Landgebäuden construirt, und daher rührt denn nicht allein das Einsinken des Forstes, sondern auch das Verschieben des ganzen Dachkörpers, da es nicht möglich ist, daß ein so leicht, ohne Dachstuhl erbautes Dach, der Kraft des Sturmwindes widerstehen kann. Sehr treffend sind die Bemerkungen über die Fehler bey dem Schornsteinbau. Rec., dem das ganze mecklenburgische Bauwesen sehr wohl bekannt ist, versichert, daß der Vf. nichts übertrieben hat, sondern daß alles S. 47 Gesagte der Wahrheit vollkommen gemäß ist. Die mitgetheilten Regeln eines besseren Baues sind freylich bekannt genug; allein eben deshalb muß man sich wundern, daß sie in Mecklenburg noch ganz unbesorgt geblieben. Was S. 64 u. f. über holzsparende Feueranlagen gesagt ist, läßt sich besser im Zusammenhange lesen. — Bey der Anlage der Gebäude überhaupt tadelt der Vf. das Mißverhältniß der Länge und Breite bey Bauerkathen, und zieht es vor, zwey solche Gebäude hinter einander unter einem gemeinschaftlichen Dache aufzuführen. Der

größere Kostenaufwand scheint indess diesen Vor-
schlag unausführbar zu machen. Bey den Scheuren
wird vorzüglich getadelt, daß die Dielen nicht in die
Queere, sondern der Länge nach, angelegt werden.
Der Vf. hat zwar nicht ganz Unrecht; aber es bleibt im-
mer ein schlimmer Umstand, daß die landwirthschaft-
lichen Verrichtungen, bey denen ein Zeitverlust oft
von der größten Wichtigkeit ist, auf den kurzen
Queerdielen nicht füglich vorgenommen werden kön-
nen. Auch befördert das Anbringen der sogenannten
Abseiten die Festigkeit des ganzen Gebäudes nicht we-
nig, indem das Gebäude dadurch eine größere Tiefe
bekommt, die kurzen Balken der Absseiten wahre
Streben gegen die Hauptwände abgeben, und die kur-
zen Sparren das Hauptdach sichern. Bey dieser Ein-
richtung sind nun eben keine langen Balken nothwen-
dig: denn bey einer Tiefe des ganzen Gebäudes von
50 Fufs, wie der Vf. S. 80 anführt, brauchen doch
die Hauptbalken nicht länger als 30 Fufs zu seyn. Hie-
zu kommt nun noch die wichtige Ersparnis, daß die
beiden äußersten Façadenwände bey weitem nicht
so hoch im Stender zu seyn brauchen, als es nothwen-
dig wäre, wenn die Scheurenwände selbst unmittel-
bar die Façade machten, um wirklich die jetzige Me-
thode bey Erbauung der Scheuren als die beste und
wohltheilste beyzubehalten zu können. Der Fehler unserer
Scheuren scheint nicht sowohl in der Anlage des Gan-
zen, als vielmehr darin zu liegen, daß man solche
Gebäude zu leicht auführt. Die von dem Vf. gerühmten
Vorthelle der Raumerparnis bey Queerdielen weiß
der Landmann sich sehr wohl bey den gewöhnlichen
Scheuren zu verschaffen, indem er zur Zeit der Erndte
einen Theil der Diels belegt. Wenn der Vf. nach S.
83 in Mecklenburg häufig Scheuren gefunden hat, de-
ren Wände ausgewichen waren: so rührt dieß nicht
von den Fehlern der gewöhnlichen, sondern der un-
gewöhnlichen Bauart her, indem man die Absseiten
verwirft.

K. j. R.

BRESLAU, b. Hamberger: *Anfangsgründe der schö-
nen Baukunst, oder der Civilbaukunst in ästheti-
scher Hinsicht, insonderheit desjenigen Theils
derselben, welcher die Construction der Säulen
nach ihren verschiedenen Ordnungen als der äl-
testen und schönsten Werke der Baukunst lehrt.* Als
Leitfaden zum Gebrauche bey seinen Vor-
lesungen entworfen, von C. G. Hirt, königl. Bau-
inspector etc. 1804. VIII und 192 S. gr. 8.
(1 Thlr. 2 gr.)

Weil diese Schrift bloß zu den Vorlesungen des Vfs.
über diesen Theil der Baukunst bestimmt ist, so fehlen
ihr auch die zur Erläuterung so nöthigen Zeichnungen.
Ihr Verlust wird durch Handzeichnungen bey den Vor-
lesungen selbst ersetzt. Wer noch gewohnt ist, die
Säulenordnungen als Zierrathen zu betrachten, und
wer eine Zusammenstellung der fälschlich sogenann-
ten italienischen Säulentheorien sucht vom Vignola,
Scamozzi u. a. m., welche häufig den Vitruv im
Munde führen, ihn aber aus Mangel an Hülfsmitteln
nicht verstehen: dem mag diese Schrift alles das,

was man im Zusammenhange von Austheilung der
Masse, von Verzeichnung der Glieder, von Verkup-
pelung der Säulen, Anordnung der Arcaden u. s. w.
an die Hand giebt, allerdings Gnüge leisten. Wer aber
gewohnt ist, die Architektur aus einem höheren Stand-
punkt zu betrachten, wer sich des Studiums der clas-
sischen Architektur unterzogen, und in den inneren
Geist derselben eingedrungen ist; wem die Ordnun-
gen mehr gelten, als unbedeutende zufällige Zier-
rathen, und wer durch Studium gelernt hat, die Ar-
chitektur als plastische Kunst, deren Gesetze nicht durch
die Phantasie, sondern durch den Verstand bestimmt
werden, anzusehen: der wird wenig Trost in dieser
Schrift finden. Hätte der Vf. immerhin die Lehren eines
Vignola und Scamozzi historisch beygebracht, wenn
er sich nur bey der Aufstellung eines Säulensystems
mehr an das classische Alterthum selbst gehalten hät-
te, das wir jetzt durch die Bemühungen, genauen
und musterhaften Beschreibungen und Zeichnungen
eines Stuart, Revets, Chandler, eines Desgades, De-
lagardette, Paolo so genau kennen. Nur auf diese
Art hätte der Vf. diesem Werke eine vorzügliche
Brauchbarkeit verschaffen können. Denn noch fehlt
es an einem Buche, welches in einer deutlichen
Schrift die Säulenordnungen und was dazu ge-
hört, aus der Ansicht der classischen Werke herge-
leitet und modificirt, beschrieb. Man konnte aber
dieß von vorliegendem Buche um so mehr erwar-
ten, da es zum Unterricht der Jugend bestimmt ist,
bey welcher am zwecknäßigsten mit der Bildung
des Geschmacks und dem richtigen Verständniß der
Architektur der Anfang gemacht wird.

H. V.

BERLIN, b. Maurer: *Sammlung nützlicher Aufsätze
und Nachrichten, die Baukunst betreffend.* Für an-
gehende Baumeister und Freunde der Architektur.
Herausgegeben von D. Gilly. Sechster Jahrgang.
II Band; Mit Kupf. 1806. 4. 118 S. (2 Rthlr.)

Dieser Band enthält: I) *Hirt, über die Basilika von
Vitruv.* — Der Vf. commentirt hier Lib. V. c. I des
Vitruv, nach seiner bekannten Weise, und sagt wenig,
was eines Auszuges fähig wäre. Jeder Kenner wird
die Abhandlung gern im Zusammenhange lesen. II)
*Von den Deichdefensionsarbeiten an der Oberelbe, vom
Deichconductor Bouchholz in Danneberg.* Genauer
Darstellungen praktischer Handgriffe, wie sie hiermit-
getheilt sind, haben unleugbar sehr viel Empfehlendes,
besonders wenn sie von einem erfahrenen, ein-
sichtsvollen Manne mitgetheilt werden. Daß der Vf.
auf ein solches Lob Anspruch machen könne, wird
der Leser dieses interessanten Aufsatzes bald selbst fin-
den. III) *Beschreibung des Verfahrens, wie man vor
einigen Jahren in Frankreich zwey kolossale Statuen-
gruppen von ihrem Fußgestelle nahm, einige Meilen weit
transportirte und wiederum aufstellte.* — Eine freye
Übersetzung der Grobertschen Schrift. Grobert er-
fand bekanntlich einen Wagen, mittelst dessen diese
beiden Gruppen von Marly nach Paris zugleich von
ihrem bisherigen Standorte aufgehoben, transportirt

und zugleich an einem anderen Orte niedergelassen werden konnten. Mehrere eingestreute Bemerkungen des Hn. *Rabe* machen diesen Aufsatz besonders interessant. IV) *Über landwirthschaftliche Gebäude und Wirthschaftshöfe nach englischer und französischer Art.* — Hr. *Gilly* macht hier den Beschluss einer mehrere Bände hindurch fortgesetzten Abhandlung, um nach dieser ausführlichen Darstellung endlich auf das Resultat zu kommen, dass die englischen und französischen Wirthschaftsgebäude keinesweges für uns zu empfehlen, ja nicht einmal eines Beyfalls im Allgemeinen werth seyn möchten. Hr. G. hat ja auf seiner Reife nach Frankreich die französischen Landgebäude selbst gesehen, und wird als Kundiger am besten beurtheilen können, was von dieser Bauart zu halten sey. V) *Etwas über Brücken- und Wege-Bauten von Gilly.* — Keine Regeln über diesen Theil der Baukunst, sondern historische Nachrichten von merkwürdigen Ausführungen in dieser Art, wobey denn auch der Edwardsche Cylinder in den Widerlagern der Brückengewölbe Erwähnung geschieht. VI) *Über die Wiedererbauung der Kuppel der sogenannten Halle au bled in Paris.* Die aus Bohlenbogen geformte Kuppel über den Hof, der sich zwischen den Gebäuden der Halle au bled befindet, war im J. 1802 abgebrannt, und man trug daher Bedenken, wieder eine hölzerne Überwölbung zu wählen. *Rondelet* erklärt sich in seiner officiellen Schrift, die er über die Wiedererbauung dieser Kuppel im J. 1803 herausgab, gegen eine solche Bauart, und giebt dem Bau mit Quadern den Vorzug. Dafs *Rondelet* für diesen Fall gewifs Recht hat, wird Jeder zugeben; mit Unrecht findet aber R. diese Bauart überhaupt unzulässig, und Hr. *Gilly* redet ihr auch hier, wie billig, das Wort. Die Bemerkung, dass, bey so großen Bauten die Bohlen sparren am Gipfel hin sich verjüngen müssen, ist gewifs sehr richtig, wie denn überhaupt nicht zu leugnen ist, dass für den Fall noch keine Beyspiele vorhanden sind, und man, wenn darnach einmal die Frage seyn sollte, mehrere Untersuchungen über das Bauen mit Bohlen sparren überhaupt anzustellen hat, ehe man zur Ausführung schreiten kann. VII) *Simon's Berichtigung einer Behauptung in Absicht der holländischen Ziegel.* — *Schulz* hatte im vorletzten Bande dieses Journals behauptet, die holländischen Ziegel wären in Rücksicht ihrer Güte unnachahmlich. Der Vf. beruft sich auf seine Erfahrungen des Gegentheils, und behauptet sogar, dass die holländischen Klinker den brombergischen nachstehen. Im Allgemeinen lässt sich hierüber nichts sagen. Einzelne Erfahrungen beweisen aber nicht viel. VIII) *Gesammelte Meinungen über die Ursachen der grossen Überschwemmungen an den Flüssen und Strömen, und die Mittel zur Verhütung derselben.* — Der Vf. befolgt hier das System gegen *Wiebeking*: dass blofs anhaltender Regen Ursache der Überschwemmungen sey. Wir sehen nicht ein, warum der Vf. so einseitig sein Princip verfolgt, und der *Wiebeking'schen* Meinung gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Offenbar ist doch, dass durch den Strom des Wassers, indem die Erde

des Bodens im Flussbette ihm nicht widerstehen kann, Theilchen desselben mit fortgerissen werden müssen, und zwar desto mehrere, je schneller der Strom ist, also vom oberen Theile des Flusses eine grössere Menge nach dem unteren fortgerissen werden müssen, als hier abgeführt werden können. Starke Regengüsse vermehren allerdings das Volumen, aber sie würden allein keine Überschwemmungen hervorbringen können, wenn von Anbeginn der Dinge keine Veränderung des Strombettes vorgefallen wäre, sondern das Wasser beständig mit gleicher Geschwindigkeit hätte ablaufen können. Wären blofs starke Regengüsse die Ursache der Überschwemmung, so hätte man Hoffnung, durch Verbreiterung des Flusses, wie es ja durch Deiche geschieht, allein Übel zuvor zu kommen; denn bey immer gleicher Geschwindigkeit wäre die Wassermenge der Breite des Stromprofils proportional. Aber eben, weil dieser Satz sich in der Erfahrung nicht bestätigt, muss noch die Geschwindigkeit des ausströmenden Wassers mit in Rechnung gebracht werden: sie ist daher nicht beständig, und die Ursache ihrer Veränderlichkeit kann natürlicher Weise nur in der veränderten Fallhöhe gesucht werden — Unter den *vermischten Bemerkungen* S. 115 ff. werden jetzt die über den Piseebau in Russland, nach dem Erscheinen der *Hezelschen* Schriften, anders ausfallen müssen.

K. j. R.

BERLIN, b. Frölich: *Die Anwendbarkeit und Construction des Bohlendaches, theoretisch und praktisch untersucht, auch mit Rückblicken auf die Geschichte desselben versehen*, von *J. Ch. G. Karsten*, Privatdocent zu Rostock. Nebst 1 Kupfer. 1806. 175 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, welche sich vorzüglich mit der Aufstellung theoretischer Grundsätze über die zweckmässigste Form und Construction, der von *Philibert de l'Orme* in Paris erfundenen, und von *Gilly* in Berlin zuerst umständlich beschriebenen Bohlendächer beschäftigt, wird dem denkenden Baumeister gewifs willkommen seyn. Wenn auch die theoretischen Grundsätze, deren Gründlichkeit *Rec.* im Ganzen gern anerkennt, in der Ausübung nicht immer befolget werden können: so werden doch die Resultate, zu welchen der Vf., nach dem durchgeführten Calcul, gelangt, dem ausübenden Baumeister manchen brauchbaren Wink geben. Das Ganze zerfällt in 5 Abschnitte. 1) *Untersuchung über den Druck auf das Gespärre.* Der Vf. theilt hier den Widerstand, welchen das Sparrwerk zu überwinden, ganz richtig ein, 1) in den Druck nach der Richtung der Normale, 2) den Stofs, den andere Massen, sowohl nach horizontaler, als anderer Richtung äussern. In beiden Hinsichten muss aber noch das Gewicht der Eindeckung in Anschlag gebracht werden. Er handelt erst kurz von dem geradlinigen Dache, und stellt dann über verschiedene Arten von krummen Linien, welche zu Sparren gebraucht werden können, und über deren mehrere oder geringere eigenthümliche Festigkeit, Berechnungen

en, als 1) die Parabel, 2) Ellipse, 3) den Kreis. Aus diesem leitet er wieder die Zusammenfassung zweyer Bögen her. Nach den Rechnungen ergibt sich, daß die Parabel die geringste Schwäche habe, wenn die Linie so gestellt ist, daß die Ordinate der Linie, die Grundlinie des von der halben Parabel eingeschlossenen Raumes wird. Theoretisch kann Rec. gegen diese Wahrheit nichts einwenden; er ist aber der Meinung, daß es in der Ausübung vortheilhafter sey, auf diesen Nutzen Verzicht zu thun, und nicht die Parabel als Form zu Bohlensparren anzunehmen. Einmal, weil sich diese Linie in der Ausübung nicht ohne Schwierigkeiten beschreiben läßt; sodann, weil sie nie recht dauerhaft eingedeckt werden kann. Bey den Rechnungen selbst haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, die das Lesen erschweren. II) *Von dem Druck des Gespärres auf das Gebäude.* Nichts merkwürdiges oder neues. III) *Von der Wirkung des Windes auf die Giebelseite des Daches.* Hier bemerkt der Vf. gleich anfangs ganz richtig, daß der Widerstand, der dem Winde geleistet werde, im Gewicht der Wände selbst und des Sparrwerks und seiner Eindachung bestehe, und daß darauf gewiß mit Sicherheit zu rechnen sey, wenn nicht durch fehlerhafte Zusammenfassung die Sparren verschoben worden seyen. Rec. getraut sich mit Gewissheit zu behaupten, daß unter hundert vom Winde umgeworfenen Gebäuden, neun und neunzig sind, welche durch die Schuld des Baumeisters umgeworfen wurden; er kann daher der neuen Holzsparungsmode in der Baukunst, in sofern sie mehr thut, als der Holzverschwendung vorbeugt, nicht das Wort reden. Rec. ist auch des Vfs. Meinung, wenn er die bloßen Windlatten, als eine zureichende Verbindung des Daches nach der Länge, verwirft, und den Dachstuhl nur für die einzig zureichende hält. Mögen seine Landsleute, die Mecklenburger, diese Wahrheit beherzigen! Am Ende dieses Abschnitts zeigt der Vf. noch den Nutzen der krummlinigen Dächer, als bey welchen der Dachstuhl, ohne der Festigkeit zu schaden, entbehrt werden könne. IV) *Von der Beschaffenheit der Dachlinie in Rücksicht einer sicheren Eindeckung.* Hr. K. giebt sich hier Mühe zu zeigen, wie die krumme Fläche der Bohlendächer am zwecknäßigsten eingedeckt werden könne. Bey einer Stroh- oder Rohr-Bedeckung tritt hier bekanntlich gar kein Hinderniß ein, indem dieses Material, vermöge seiner Biegsamkeit, jede Form annimmt. Aber nicht so ist es bey dem Steindache. Hier entsteht immer bey krummen Dachflächen eine unsichere Eindeckung, indem die Dachsteine von gewöhnlicher Länge (15 bis 16 Zoll) auch bey einem Bogen vom beträchtlichen Durchmesser klaffen, und so Schneegeköber und Schlagregen durchlassen. Die vom Vf. deshalb vorgeschlagenen, nach einer rundlichen Form gebildeten Steine würden in der Ausübung zwar den Fehler des Einregens verbessern, aber doch zu kostbar seyn, um allgemein angewendet werden zu können. Rec. ist überhaupt der Meinung, man müsse sich bey Construction eines Daches den Grundsatz immer vor Augen stellen: *die Dachfläche muß von Außen ge-*

rade seyn, oder nur sehr wenig von der geraden Linie abweichen, weil diese allein vollkommen geschickt ist, die Nässe und Feuchtigkeit von dem Gebäude abzuleiten. Eine krumme Dachfläche, zumal, wenn sie aus einem Halbkreise besteht, erfüllt diesen Zweck nur sehr unvollkommen, und ist daher am verwerflichsten, da es die Architektur nur mit dem Zweckmäßigen zu thun hat. Und wenn auch bey jener Dachfläche sich für den Moment Mittel gegen das Eindringen der Nässe nach dem Inneren auffinden lassen: so ist der Halbkreis, oder jede andere stark gebogene Linie, doch nur erst bey gewissen Punkten im Stande, die Nässe abzuleiten, indem ganz oben z. B. an dem Forke bey einem beträchtlichen Durchmesser, beynah eine scheinbare Horizontalebene entsteht, wo Regen und Schnee stehen bleiben, und mit der Zeit die Festigkeit des Materials zerstören, oder auch sich Wege suchen, nach Innen zu dringen, wie dies bey einem Rohrdache, welches nach einem gothischen Bogen geformt war, Rec. selbst begegnet ist. Kann man daher, wo Bohlendächer angewendet werden sollen, dieselben nicht so construiren, daß ihre äußere Fläche mit dem wenigsten Kostenaufwande möglichst gerade gemacht wird, wie dies *Eytelwein* und *Gilly* gezeigt: so gehe man lieber ganz davon ab. Denn ein momentaner Vortheil ist in der Baukunst, die nicht für Jahre, sondern für Jahrhunderte arbeiten soll, kein Vortheil. V) *Von der Anwendung der bisherigen Untersuchungen auf das Bohlendach.* — Hier wird umständlich und einsichtsvoll über die Zusammenfassung der einzelnen Bohlensstücke gesprochen. Die Art der Abreissung der Bohlensparren, welche er vorschlägt, ist für die Ausübung zu umständlich, und nicht von der Art, daß sie der Gillyschen vorzuziehen wäre, welche letztere keinesweges so unsicher ist, als der Vf. glaubt. Auch findet man hier einen Kostenanschlag von einem Bohlendache, und eine Vergleichung eines solchen mit einem geradlinigen gewöhnlichen Dache. Schließlich gesteht Rec. noch, daß er keinesweges unter die Verächter des Bohlendaches gehöre, vielmehr den Nutzen desselben anerkenne, und dergleichen selbst mehrere habe aufführen lassen, dagegen aber der Meinung sey, daß ein Bohlendach nur da wahrhaften Nutzen leiste, wo man das Gebälk ganz entbehren kann, als da sind Scheunen, (versteht sich mit Queerdiehlen: in Mecklenburg scheint man diese Scheunen ganz ohne Balken über den Diehlen, und an den beiden Giebelwänden ausgenommen, nicht zu kennen, wenigstens spricht der Vf. nicht deutlich genug davon), Schauer zur Aufbewahrung von Torf, Holz u. s. w. Bey Wohngebäuden aber, und anderen, die ein Gebälk erfordern, sind sie wegen ihrer Kostbarkeit durchaus verwerflich. Denn sie fodern Anfangs nicht nur mehr Bedachungsmaterialien, sondern werden auch für die Zukunft theuer. Dies scheint man nunmehr im Preussischen erkannt zu haben, da man neuerdings in Berlin ein sehr bedeutendes Magazin mit einem ganz flachen Dache construirt, und lieber eine oder ein Paar niedrige Etagen mehr gemacht hat.

J. E. N. A. I. S. C. H. E.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1807.

M A T H E M A T I K.

LEIPZIG, b. Gräff: *Lehrbuch der Geometrie* von Dr. Ernst Tillich, Prof. und Mitvorsteher der Erziehungsanstalt zu Dessau. — Zum mathematischen Lehrtyklus gehörig. Mit 16 Kupfern. 1807. VIII und 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Um den Werth dieses Lehrbuchs richtig zu schätzen, scheint es uns am zweckmäßigsten, unsere Beurtheilung so zu ordnen, daß wir zuerst den Plan desselben darlegen, und dann einzelne Stellen auszeichnen, bey denen wir besondere Bemerkungen nöthig finden. Das Buch ist in fünf Cursus abgetheilt. I. Cursus. *Übung im elementarischen Auffassen der geometrischen Formen.* Der Vf. fängt mit den einfachsten Zeichnungen der gegenseitigen Lage zweyer und mehrerer Punkte an: — „Zwey Punkte, die neben einander liegen. Der erste Punkt liegt links neben dem zweyten, der zweyte liegt rechts neben dem ersten, u. s. w.“ — und geht dann zur Betrachtung der Linien, Winkel, ebenen Figuren u. s. w. fort. Man lernt hier die Geometrie gleichsam experimentirend, z. B. die verschiedene Gestalt gleichschenkliger Dreyecke, S. 30. — und das ist in der That für das frühe Kindesalter sehr gut. In der Anordnung hat uns nicht gefallen, daß der Vf. so früh (schon S. 21.) auf die Proportionallinien kommt; es scheint uns, daß der Begriff der Proportion schon zu sehr zusammengefaßt sey, um Kindern, denen man noch die allerersten Elemente beybringen muß, vorgetragen zu werden. Der Vf. hat ferner in diesem ersten Cursus darauf hingearbeitet, den Kindern die Kunstausdrücke verständlich zu machen; aber so gut dies an sich ist, so möchte Rec. doch zweifeln, ob es letzteres genug hat, wenn man schon so früh, da an Anwendung noch sehr lange nicht zu denken ist, von Sinus, Cosinus, Parameter u. s. w. redet. Doch vielleicht wird der Vf., wie er in der Vorrede verspricht, seine Anordnung in einem andern Werke rechtfertigen. Von der Betrachtung der ebenen Figuren geht der Vf. sogleich zu den Körpern über; wir wünschen, daß dieser Übergang durch einige Bemerkungen über die gegenseitige Lage zweyer Ebenen vorbereitet wäre. II. *Übung im allgemeinen der Neigung gerader Linien.* — Scheitelwinkel. Winkel an Parallellinien. Summe der Winkel in Dreyeck, Winkel im Kreise u. s. w. III. *Längenverhältnisse.* — Vergleichungen der Linien. Die zwischen zwey parallelen liegenden, und den Seiten im Dreyeck, von Linien, Kreise, Sinus, Tangenten, von Kreisen, die sich

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

berühren und schneiden. Geometrische Verhältnisse: Proportionallinien; ähnliche Dreyecke. Verhältnisse zwischen den Stücken der Linien, die sich unter einander und den Kreis schneiden. Bestimmung des Parameters, der Subnormalen u. s. w. einer Parabel. — Auch hier lassen sich gegen die Anordnung manche Zweifel erheben. So z. B. muß es wohl jeder auffallend finden, wenn man den Satz: „zwey Dreyecke sind gleich und ähnlich, wenn zwey Seiten mit dem eingeschlossenen Winkel in einen so groß sind, als im andern,“ — hier erst nach der Lehre von ähnlichen Dreyecken findet, da er doch seiner Evidenz wegen einen der allerersten zu seyn verdient. — Speciellere Bemerkungen über die Ordnung der Sätze würden mehr Raum erfordern, als wir dieser Anzeige widmen dürfen; Rec. bemerkt daher nur einiges, was besonders auffallend scheint. Dahin gehört vorzüglich, daß der *Anhang zum zweyten und dritten Cursus*, unter dem Titel: *geometrische Formconstruction, Probleme* enthält, die man nach so gelehrten Untersuchungen über die Parabel gar nicht mehr erwartet. „Eine Linie der andern gleich zu machen,“ ist unstreikig ein Problem, das wenige Vorkenntnisse erfordert, und das im Gegentheil bey hundert Gelegenheiten als schon bekannt, vorausgesetzt wird, z. B. eben gleich bey der Lehre von der Parabel S. 119. No. 3, wo man der Abscisse die doppelte Länge über den Scheitelpunkt herausgeben, oder eigentlich diejenige des Scheitelpunkts eben so lang machen soll, als sie es dießseits ist. Etwas ähnliches gilt von mehreren Aufgaben, z. B. „ein gleichschenkeliges Dreyeck zu zeichnen.“ Man sieht nun freylich, daß es Hn. Ts. Absicht war, hier eine Reihe von Problemen zusammenzustellen, aber auch das darf zweifeln wir, ob dieses zweckmäßig ist, ob man dem Schüler nicht mit den Lehrgängen zugleich auch die Probleme nach und nach mit vortragen sollte, die sich auf jene Sätze beziehen. IV. *Flächenverhältnisse, oder Übung im Auffassen und Combiniren einer doppelten Dimension nach Höhe und Grundlinie.* — Inhalt der Parallelogramme, der Dreyecke, des Kreises. Pythagorischer Lehrsatz; — alles mit mannichfaltigen Anwendungen. Geometrische Flächenverhältnisse. Parallelogramme, die Diagonale eines größeren Parallelogramms. Ähnliche Parallelogramme, Parallelogramme aus zwey äußeren und zwey mittleren Proportionallinien, Theorie der Ellipse, wobey ein Lehrsatz zum Grunde gelegt wird, dessen Richtigkeit dem Lehrlinge gar nicht bewiesen ist. Theorie der Hyperbel, u. s. w. V. *Körperverhältnisse, oder Übung im*

Auffassen der Verhältnisse dreyfach zusammengesetzter Dimensionen. Inhalt der Parallelepipeden, Prismen, Pyramiden, Kegel, Kugeln, abgekürzter Pyramiden. Berechnung der Oberfläche dieser Körper.

Wir kommen jetzt zu einzelnen Bemerkungen, die wir nach der Ordnung mittheilen wollen. Solche Erklärungen wie §. 17: „eine krumme Linie, welche sich von einem Punkte zum andern schlängelt, heisst eine schlängliche Linie,“ hält Rec. für fehlerhaft. Denn wenn es nicht die Absicht war, den Namen zu erklären, so wäre es besser, dem Schüler kurz zu sagen; die Linie, Fig. 31, heisst eine schlängliche Linie. §. 18 steht: „Parallellinien laufen in gleicher Richtung.“ Dieses gilt aber von den krummen Parallellinien §. 20 nicht, wenigstens nicht von allen, sondern allenfalls nur von concentrischen Cirkelbögen. In §. 39 ist es unbestimmt ausgedrückt: „dass jeder Cirkelbogen, der mit seinen Endpunkten auf einer geraden Linie ruht, ein Halbkreis ist.“ denn man kann recht gut fragen, ob nicht jeder Kreisbogen mit seinen Endpunkten auf der Sehne ruhe? Gänzlich fehlerhaft ist §. 40, und nachher Seite 90 die Behauptung, dass die Tangente von 90 Grad doppelt so groß sey, als die Tangente von 45 Grad. — §. 42 ist uns nicht recht verständlich, wie bey dem elliptischen Brennpiegel die Sonnenstrahlen sich in zwey Brennpunkten vereinigen sollen; bekanntlich vereinigen sich Strahlen, welche aus dem einen Brennpunct ausgehen, im andern wieder. Übungen, wie §. 46 angiebt, sind unstreitig sehr zu empfehlen. §. 51. Die Beschreibung der Kugel als einer gleichförmig gerundeten Fläche scheint uns zu künstlich für den ersten Anfang; eben dies gilt vom Kreise, bey dem die Erklärung, dass alle Punkte des Umfangs gleich weit vom Centro abstehen, viel fruchtbarer ist; soll der Schüler Kreise aus freyer Hand zeichnen, so kommt ihm freylich der Begriff, gleichförmige Krümmung, sehr zu Statte, aber zu geometrischem Gebrauch wird er wenig mit dieser Erklärung anfangen können. — S. 41 ist es zu unbestimmt gesagt: „wenn eine Kugel in Bewegung gedacht wird,“ denn das Weitere gilt nur von der Bewegung um eine durch das Centrum gehende feste Axe. Die algebraische Bezeichnung S. 63 ist nicht zu loben. Man sollte nämlich nicht schreiben:

$$\begin{aligned} &< < x, b, y + r, q, s, \\ \text{sondern} &< < x + b + y + r + q + s. \end{aligned}$$

S. 64 sind die Folgsätze sehr unverständlich. Der Satz S. 83 und 84 hätte weit eleganter bewiesen werden können, was indeß von mehreren andern gilt, z. B. auch S. 88. No. 2; bey dem letzteren Satze ist noch zu merken, dass er schon S. 66. No. 6 als bekannt angenommen wird. S. 154. „Wenn man die Höhe mit der Grundlinie multiplicirt, so entsteht ein Rechteck,“ ist kein sorgfältig gewählter Ausdruck. S. 228. Folgende Stelle ist dem Rec. völlig räthselhaft: „Ihnenken mir die Kegel so gestellt, dass die Spitze derselben mit der Grundfläche auf einerley Linie ist,“ — indeß ist hieran vielleicht ein Druckfehler Schuld, dessen es in diesem Buche sehr viele giebt; das Verzeich-

niss derselben beträgt, (mit Einschluss einiger Verbesserungen ganzer Stellen,) zehn Seiten, und doch findet man noch manche nicht angezeigte. So z. B. ist der zweyte Absatz im §. 39 vornehmlich auch durch einen Druckfehler unvollständig ausgedrückt; S. 90. Z. 6 muß stehen: „dem doppelten Sinus von 45°; — S. 92. Z. 7 v. unt. sind *innere* und *äußere* verwechselt; S. 165 im Anfange des Satzes 10 müssen ebenfalls Druckfehler seyn, die es schwer machen, den Sinn zu enträtheln; und so könnten wir noch mehrere anführen. Wir rügen diese vielen Druckfehler absichtlich, da sie sehr tadelnswürdige Nachlässigkeit verrathen, die hier um desto nachtheiliger ist, da eine so gänzliche Entstellung des Sinnes Lehrer und Schüler die sich dieses Lehrbuchs bedienen wollen, leicht in große Verlegenheit setzen kann.

Obgleich wir noch manche solche — wie wir uns schmeicheln, *berichtigende* — Anmerkungen hinzufügen könnten: so glauben wir doch dieselben unterdrücken zu müssen, um nicht die Grenzen einer Recension zu weit zu überschreiten. Sollen wir über das ganze Buch unser Urtheil sagen, so glauben wir zwar, dass dem Vf. bey der Anordnung eine richtige Idee vorgeschwebt habe, dass aber dennoch sowohl die Anordnung, als der Vortrag in Rücksicht der Bündigkeit und der Kunst, die Folge der Schlüsse bey dem Beweise eines Satzes klar und leicht übersehbar darzustellen, bedeutender Verbesserungen bedürfen. Es ist gewiss nicht leicht, die verschiedenen Lehren so vorzutragen und aneinander anzureihen, dass jeder folgende Satz im vorigen begründet ist, und dass jeder vorhergehende durch die Folgerungen und Anwendungen, die man daraus ableitet und daran knüpft, neues Licht erhält; dennoch aber ist dieses für die mathematischen Schriftsteller eine unerlässliche Pflicht. Hr. T. selbst wird bey wiederholter Überarbeitung seines Buches finden, dass wir nicht mit Unrecht ihn aufgefordert haben, sich diese Kunst noch mehr eigen zu machen.

B.

PARIS, b. Courcier: *Essais sur l'enseignement en général, et sur celui des mathématiques en particulier.*

Par S. F. Lacroix. An XIV (1805.) 390 S. 8.

Obgleich Rec. in diesem Buche nicht so viel wichtige und neue Gedanken über den Unterricht in der Mathematik gefunden hat, als er von dem berühmten Vf. glaubte hoffen zu dürfen? so wird doch eine Anzeige des Hauptinhalts nicht uninteressant seyn. Seinen Zweck giebt der Vf. gleich zu Anfang in einer Art von Vorrede unter dem Titel: *but de l'ouvrage* etwa folgendermassen an. In einem Zeitpunkte, da, nach den Stürmen der Revolution, der öffentliche Unterricht neu organisiert worden, scheine es wohl der Mühe werth, den wahren Charakter dieser neuen Einrichtung zu bestimmen und zu untersuchen, ob sie zweckmässig und geschickt sey, die Entwicklung des menschlichen Geistes zu beschleunigen, und hieran ließen sich dann allgemeine Bemerkungen über die verschiedenen Methoden des Unterrichts knüpfen;

ieses Werk werde also die Resultate einer langen und mannichfaltigen Erfahrung über den Unterricht enthalten. Nach dieser Vorrede folgt eine Introduction über die Fortschritte der Mathematik während des 8 Jahrhunderts und über den Einfluß derselben auf die Ausbildung des menschlichen Geistes. Der Vf. beginnt mit einer eben nicht sonderlich vollständigen Geschichte der Mathematik im letzten Jahrhundert an, worin neben den Verdiensten einiger vorzüglicher — besonders französischer — Mathematiker, auch diejenigen Männer erwähnt werden, welche, wie Voltaire, sich bemühten, die Entdeckungen der Mathematiker allgemeiner bekannt zu machen. Es werden dann die neueren physikalischen Entdeckungen erwähnt, und die Bemerkung beygefügt, daß die Fortschritte verschiedener Wissenschaften nicht bloß gegenseitig beytragen, um die Grenzen einer jeden zu erweitern, sondern daß sie auch auf die allgemeine Methode leiten, welche man bey Untersuchung der Wahrheit befolgen müsse. — Der Vf. kommt dann auf seinen Hauptgegenstand, auf die während und nach der Revolution angelegten Unterrichtsanstalten. Einige Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses brachten die Einrichtung der jetzigen *école polytechnique* in Vorschlag, die damals den Namen *école centrale des travaux publics* erhielt, und bestimmt war, Personen zu praktischen Ämtern vorzubereiten. In dieser Schule sollten 400 Zöglinge Unterricht in Mathematik, Physik, Chemie, Kriegswissenschaften und Zeichnen erhalten. — Ein anderer Plan ward zu einer Bildungsanstalt für Lehrer entworfen, wodurch man inöchstlich vollkommene Kenntnisse in allen Theilen der Republik zu verbreiten hoffte; und obgleich diese *idée gigantesque*, welcher die Normalschule ihre Entstehung verdankte, nicht ganz vollkommen ihren Zweck erreichte, indem man nicht erwarten konnte, daß alle 500 Eleven brauchbare Lehrer würden: so bleibt es doch gewiß, daß auch diese Schule den Eifer für die Wissenschaften neu belebte. Man schenkte bey diesen Anstalten der Mathematik vorzügliche und selbst zugroße Aufmerksamkeit; aber dennoch sind die Vorwürfe, die man hierauf gegründet hat, nicht sehr bedeutend; wenigstens ist es gewiß, daß bey dieser Einrichtung des Unterrichts besser, als bey der alten, fast bloß auf Sprachgelehrsamkeit ausgehenden, Lehrere für den Staat brauchbare Subjecte gebildet wurden. Am besten wäre es freylich, überhaupt nicht einen einzelnen Zweig menschlicher Kenntnisse auf Kosten der übrigen zu cultiviren; indess scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß diejenige Wissenschaft die meisten Verehrer findet, die gerade die glänzendsten Fortschritte macht.

Erster Abschnitt. Vom Unterricht im Allgemeinen während des 19 Jahrhunderts. Der Vf. holt ziemlich weit aus und deutet — freylich nur sehr oberflächlich — an, was die Wissenschaften durch die Entdeckung des byzantinischen Reichs, die Entdeckung von Amerika und die Reformation gewonnen, und klagt, daß ungeachtet der Fortschritte, welche

dieselben machten, der Unterricht — in Frankreich noch mehr als in Deutschland — unvollkommen und lange bloß auf die classische Literatur eingeschränkt geblieben sey; bloß in den Militärschulen fing man, auch unter der alten Regierung an, Unterricht in anderen Wissenschaften zu geben. Nach dieser als Einleitung mitgetheilten Geschichte folgt dann die nähere Beschreibung und Beurtheilung der Schulen, von welchen schon verschiedenemal im Intelligenzblatt dieser A. L. Z. die Rede gewesen ist.

Zweiter Abschnitt. Vom Unterricht in der Mathematik, §. 1. Über die Methode des Unterrichts und über zweckmäßige Examina. — Wenn man bey wissenschaftlichen Unterrichte vorzüglich auf die Ausbildung des Geistes im Allgemeinen hinarbeitet, so ist Gründlichkeit die Hauptsache, und man kann eher mit einem etwas beschränkteren Umfange der Kenntnisse zufrieden seyn. Kinder mag man zuerst die mathematischen Wahrheiten gleichsam experimentirend an den lassen, aber nachher darf nirgends der strenge Beweis fehlen. Richtige Anordnung und Verkettung der Lehrsätze, so daß das Folgende immer im Vorhergehenden begründet ist, und das Vorhergehende neues Licht durch die Anwendung erhält, ist bey dem Unterrichte sehr wichtig. Man thut wohl, sich der allgemeinsten Methode zu bedienen: daher ist es unzweckmäßig, wenn man einem Schüler, der auch Algebra lernen soll, in der Arithmetik Lehren vorträgt, die sich algebraisch leichter darstellen lassen. Lehrbücher sollte man so einrichten, daß sie zur Vorbereitung auf Hauptwerke von anerkanntem Werthe dienen. — Bey weidäufigen Rechnungen muß man sich bemühen, die Methode klar darzustellen, damit der Lehrling unter dem Mechanischen des Calculs nicht den Gang der Gedanken aus dem Auge verliere. Um Hauptsätze und Formeln ins Gedächtnis zu fassen, dient besonders häufige und mannichfaltige Anwendung; eigentliches Auswendiglernen ist ganz unnütz, weil man das Gelernte doch sehr schnell vergißt, wenn man den Zusammenhang mit dem Ganzen nicht inne hat. Daher nützen die gewöhnlichen Examina nichts. Um die Kenntnisse eines Mannes zu beurtheilen, reicht es nicht hin, seine Antworten im Examen zu hören, sondern man muß beobachten, wie er sich vorbereitet hat, und wie er nachher fortstudirt. Man sollte bey einer solchen Prüfung schriftliche Fragen vorlegen, welche Anwendungen des Gelernten betreffen, und den Schülern dabey die nöthigen Hilfsmittel zur Hand lassen; um aber auch die Darstellungsgabe im mündlichen Vortrage beurtheilen zu können, lasse man den zu Examinirenden zu einem Buche einen erläuternden Vortrag halten, so, als ob er Unterricht nach dem Buche ertheile. Man sollte häufige und kurze Prüfungen anstellen, aber sich nicht blenden lassen; wenn irgend ein Schüler bloß in den letzten Prüfungen gut besteht: dena gewöhnlich hat er dann durch übereiltes Studium das anfangs Versäumte nachzuholen gesucht, und diese übereilte Studiren trägt selten gute Frucht.

§. 2. Von der mathematischen Methode. Unterschied der Synthesis und Analysis. §. 3. Entwicklung des Curfus der reinen Mathematik. — Dieser Abschnitt enthält eine Art von Selbstrecension, worin der Vf. die Gründe angiebt, weshalb er einzelne Lehren in seinen Anfangsgründen gerade so vorge tragen habe. Da sich hieraus nicht wohl ein Auszug geben läßt; so theilen wir nur etwas wenig mit. — Arithmetik. — Der Vf. glaubt, daß man den Begriff der Proportion ganz umgehen könnte, und besser alles auf Multiplication und Division zurückführte. Daß diese Methode wenigstens bey der Kettenregel vorth eilhaft sey, ist gewiß, da man diese viel leichter in Form von Gleichungen, als aus der Lehre von zusammengefügten Verhältnissen begreift. — Algebra. — Geometrie. Die Lehre von den Parallellinien gründet der Vf. auf die Definition, daß es Linien sind, die beide auf derselben geraden Linie senkrecht stehen. — Gegen die Anordnung der Sätze und manohes andere im Euklides hat er viel zu erianern. — Überhaupt wird der Leser der Lacroixschen Werke hier manche interessante Bemerkung finden.

B.

STUTTGART, b. Metzler: *Vollständige Anleitung zur Reeffschen Rechnung* von J. G. Schmalzried 6te und verb. Aufl. 1807. 550 S. 8.

Der Vf. dieses bekannten Buchs ist im J. 1806 gestorben. Die Verlagshandlung hat durch andere Gelehrte mehrere Verbesserungen besorgen lassen, welche in der Vorrede angezeigt werden. Nichts desto weniger aber vermißt man in diesem Buch eine deutliche, mit Beweis versehene Auseinandersetzung der Reeffschen Columnensätze, welche doch in anderen arithmetischen Werken gegeben ist, die übrigens nicht so weitläufig von diesem Mechanismus der Zahlenrechnung handeln. Mir Auffhellung weniger geometrischer Proportionen hätte sich alles recht süglich aufs deutlichste entwickeln lassen.

Die Einleitung in die Theorie der Brüche S. 71 verdient Lob; wie auch die Belehrung über die Decimalrechnung, obgleich dieser Zusatz etwas zu kurz ausgefallen ist; und in der Folge keine Anwendung von dem Vorgetragenen gemacht wird, welches gar wohl bey der Menge von Beyspielen hätte geschehen

können. Die eingeschaltete Anweisung (S. 160. 162), wie ein Bruch, dessen Zähler und Nenner aus mehreren Ziffern besteht, durch einen anderen ausgedrückt werden könne, welcher deren viel weniger haben soll, aber auch den Werth nur in Näherung angiebt, ist nicht mit dem mindesten Beweis versehen, welcher doch immer, (wäre es auch nur in wenigen Zeilen versucht worden) hätte nachgewiesen werden sollen. Auch in der Alligations-Rechnung vernimmt man durchaus alle Deduction der Entstehung der dabey üblichen Combinationen, und alle Rechtfertigung der trocken hingefetzten Resultate; was die Folge haben muß, daß jeder junge Mann, der nach Gründen fragt, ein solches Kapitel unbefriedigt aus der Hand legt. — Der letzte Anhang betrifft die Vergleichung der im königl. württembergischen üblichen Masse. Dieser scheint mit vielem Fleiß gefertigt worden zu seyn; er enthält auch viele Decimalsausdrücke, welche den gewöhnlichen Brüchen, (was immer zu loben ist,) zur Seite stehen. — Der Hauptsatz ist dabey, daß 127 altfranzösische Linien 144 württembergischen Linien gleich seyen; woraus auch auf die Ausdrücke des Meters die nöthigen Folgen genau abgeleitet worden; und diese werden auf Flächen- und Cubikmasse fortgeführt. In der königl. württembergischen neuen Mafsordnung, welche Rec zu Gesicht bekommen, und welche etliche Moane nach dem Abdruck dieses Anhangs im Publicum erschienen ist (zu Ende des Jahres 1806), sind die eben genannten Verhältniszahlen 127 : 144 gleichmäßig aufgeführt, und als legal festgesetzt worden. Bey dem Getreidemaß aber findet Rec. eine kleine Abweichung. In diesem Anhang nämlich werden 1623 württemberg. Cubikzolle, als der Inhalt eines württemb. Getreid-Sei angegeben; in der Mafsordnung aber sind 1628 zur künftigen Bestimmung angenommen worden. Dieselbe Erinnerung läßt sich auch bey dem Reichmaße machen, dessen Größe, wie es scheint, noch nicht ganz bestimmt gewesen seyn muß, da dieser Anhang gedruckt worden: denn er redet von 133 und 134 Cubikzollen, da die gesetzliche Bestimmung 135 auspricht. Die Folgerungen auf Boisseau, auf Pinten und Litres, (welche übrigens in diesem Anhang recht sorgfältig angegeben sind,) werden hiernach kleine Abänderungen erleiden.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. St. Petersburg, (oder vielmehr Halle b. Ruff:) *Disquisitionum analyticarum circa cissoidem pars prior*. Scripta Dr. Joannes Fridericus Haupach 1806. 20 S. M. 1 Kpf. 4 (6 Gr.) Die Geschichte der krummen Linie, von welcher diese Schrift handelt, ist eben so merkwürdig, als sie selbst. Der Vf. hätte ihr doch sollen in der Einleitung einen Platz gönnen, um so feiner Abhandlung eine gewisse Art von Vollständigkeit zu verleihen. Diakler, über dessen Zeitalter man jedoch nicht einig ist, war der Erfinder der Cissoide, und sie verdankt ihre Entdeckung dem im Alterthum so berühmten *problema Deliacum*. Nur kannten die Alten diese Curve lediglich insofern, als sie im Zirkel beschrieben wurde; sie an und für sich und abgeändert vom Kreise zu betrachten, fiel ihnen nicht ein. Eine genauere Kenntniß derselben verdanken wir daher erst

den Neueren, und der große Newton macht auch hier Epoche. In seiner *Arithmetica univers.* (edit. Angl. 1705. T. I. p. 256 u. f.) theilte er zuerst eine vollendete und leichtere Construction derselben mit. — Der Verf. handelt zuerst von der Natur der Cissoide, und entwickelt die verschiedenen Gleichungen, wodurch dieselbe sich ausdrücken läßt. Dann bestimmt er die Subtangente und Subnormale mittelst der Differenzial- und Integral-Rechnung. Endlich beschließt er diesen ersten Theil der Abhandlung mit der Untersuchung der Quadratur und Cubatur. Die Evoluta und Causlica, so wie alles das, was noch über die Cissoide zu sagen übrig bleibt, wird der Gegenstand des zweyten und letzten Theils des Werkes seyn.

F. M.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MAY, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Dyk: *Bibliothek der redenden und bildenden Künste*. Erster und zweyter Band. 1806. 384 und 400 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Unter diesem neuen Titel wird, zu Folge der Erinnerung des ungenannten Herausgebers, die von mehreren trefflichen Gelehrten gewünschte Fortsetzung der seit 1760 erschienenen *Bibliothek der schönen Wissenschaften*, dem Publicum übergeben. Bey dem Versprechen jener, nämlich der trefflichen Gelehrten, den Herausg. künftig thätig zu unterstützen, hält er es für gerathen, eine neue Reihe von Bänden unter einem, dem jetzigen Sprachgebrauche gemäßerem Titel, anzufangen, im übrigen aber die alte Einrichtung beyzubehalten, und sich mit dem Aufzunehmenden nach den Zeitumständen zu richten. Was hiemit eigentlich gemeint sey, erfährt man S. IV in folgenden Worten: „Dagegen haben wir den Artikel der kürzeren Anzeigen einheimischer Producte der schönen Literatur wieder in Gang gebracht, weil uns eine ernste Rüge der vielen schlechten Poesien, die jährlich in Deutschland erscheinen, nöthig dünkte. Als dieses Journal vor nun 50 Jahren begann, mußte der Kritiker auf Feststellung der Grundsätze des Schönen bedacht seyn, und zur Erläuterung derselben waren fremde Beyspiele unentbehrlich. Jetzt, glauben wir, müsse ein Journal, wie das unsrige, auf die Festhaltung der ächten Grundsätze des Schönen unter den deutschen Völkerschaften bedacht seyn, und dieß kann nur durch eine strenge Kritik der neuen einheimischen Werke im Fache der schönen Literatur bewirkt werden.“ — Wer hiergegen etwas zu erinnern hätte, müßte also entweder den Glauben jener ungenannten *Wir's* reformiren, oder gegen die ächten Grundsätze des Schönen kämpfend auftreten, und deren Verbreitung durch eine strenge Kritik leugnen. Das erste Unternehmen würde vielleicht ganz fruchtlos seyn, und den Schein der Intoleranz auf den Opponenten werfen, da nicht vom Urtheile, sondern vom Glauben die Rede ist; das zweyte würde auf die Entwicklung des Begriffes der ächten Grundsätze des Schönen zurückführen, und eine weitläufige Deduction nöthig machen, die außer den Grenzen dieses Institutes liegen dürfte. Rec. würde, indem er aus den vor sich liegenden sogenannten Kritiken jene Grundsätze nach der Ansicht der Vff. dieser *Bibliothek* zu entwickeln sich bemühte, bald einen major bald einen minor, bald eine Conclusio, öfters den ganzen Schluss

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

bestreiten müssen, und zuletzt wäre sein Verdienst, selbst wenn er sein Ziel erreichte, das er eine Recension über Recensionen geschrieben habe. Um es sich leichter zu machen, und seinen Collegen mit aller Freundschaft zu gegenseitiger Liebe zu ermuntern, will Rec. lieber den Werth der Behauptungen auf sich selbst beruhen lassen, sich friedfertig mit den Vff. der B. d. r. und b. K. verbinden, und die Anzeige dieser beiden Bände auf eine Mittheilung einiger charakteristischer Behauptungen einschränken. So kann jedermann selbst sehen, welcher Geist darin waltet, und in kurzen Sincerischen Anmerkungen wollen wir davon Rechenschaft geben, wie wir unsere Kritiker mit ihrem Streben verstanden haben.

Der erste Band beginnt mit einer in Briefen (*à la Garlieb Merkel*) verfaßten *Übersicht der poetischen Literatur der Deutschen, seit dem J. 1796*. S. 13 wird gesagt: „*Jean Paul* ist ganz noch der Alte. Was aus einer edlen Denkart, einer zarten Empfindung, einer schöpferischen Einbildungskraft, einer reichen Fülle von Witz, und einer in Bildern und Vergleichen beynahe schwebenden Sprache, Gutes und Schönes hervorzugehen vermag, das finden Sie in den späteren, wie in den früheren, Schriften des Mannes. Dagegen was eine in unnatürlichen Erfindungen, seltsamen Situationen und Luftsprüngen aller Art sich gefallende Phantasie, ein absichtliches Halschen nach auffallenden Contrasten und Gleichnissen, eine unzeitige ins Pedantische ausartende Gelehrsamkeit, ein unablässiges Überschwanken vom Kräftigen zum Plumpen, vom Edeln zum Gemeinen, und vom Großen zum Kleinen, kurz, was eine in hohem Grade manierirte und affectirte Schreibart zur Störung des reinen und ungetrübten Genusses des Lesers beytragen kann, das ist ebenfalls in allen den obengenannten Werken in reichem Übermase anzutreffen.“ S. 15. „So seltsam gemischt übrigens *Jean Paul's* Manier ist, so ist sie doch, wie alle Manier, nachgeäfft, ja sogar einmal mit Glück unter uns nachgeahmt worden. Doch nein, es wäre Beleidigung für den Vff. des *goldenen Kalbes*, wenn ich ihn einen Nachahmer *Jean Paul's* nennen wollte, ihn, der vielmehr ein Geistesverwandter von ihm ist.“ — Dieses heist beides: Ein Rec. muß recht derb loben und tadeln, und das Lob durch den Tadel, den Tadel durch das Lob würzen; streichelnd muß er die eine Wange berühren, indem er die andere mit plumper Hand kratzend und schlagend verwundet.

S. 23. „Sie (nämlich die Griechen und Römer), malten keine üppigen Liebesscenen und Abentheuer, sondern den nackten sinnlichen Genuß, weil sie das

A a a

Weib als halbe Sklavin behandelten, und die Verhältnisse weder kannten noch kennert konnten, die erst späterhin aus dem gefelligen Umgange beider Geschlechter hervorgingen; und sie mischten, wie Ovid unter den Römern, dergleichen (3) unter ihre Gedichte, seit das Weib Mitglied der Gesellschaft ward, und neue Verhältnisse sich entwickelten. In ästhetischer Hinsicht möchten, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, die wollüstigen Gemälde der Alten und Neuern beide gleich viel, in moralischer, beide gleich wenig werth seyn.“ — Der Geist unseres Kritikers ist am besten unter der Gestalt eines Januskopfes darzustellen; er kennt die Vorzeit, wie die Gegenwart und Zukunft, von welcher letzten Zeitdirection wir für jetzt den Beweis schuldig bleiben.

Der Kritiker unterwirft, vermuthlich um seine selbst angedrohte Strenge zu mildern, seine Kunsttheile der Moralität. Jeder Verstoß gegen dieselbe erregt seinen Verdruss, den er dann in Briefen von sich zu geben gewohnt ist, s. S. 26. „Auch erinnern Sie sich aus früheren Briefen gewiß noch, wie sehr mich die sansculottische Behandlung verdrossen hat, die sich einige, an Jahren reife, an Geschmack und Sitten unreife Kunstschwätzer gegen den durch Alter und Verdienste ehrwürdigen Dichter des Idris, Gandalin und Oberon erlaubten.“ — Um aber die neueren Kunsttrichter nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, fährt er, Goethe'n auf Wielands Kosten lobend, folgendermaßen fort: „Aber bey aller reinen Achtung für ihn, kann ich doch nicht bergen, daß ich im *Agathon* und *Aristipp* so wenig, wie im *Krates* und *Hipparchia* die rosenfarbene Phantasie wahrzunehmen vermag, deren Glanz einige glücklichere Kunsttrichter empfunden haben wollen, daß ich überhaupt jene Originalität, jene immer neue Schöpferkraft, die sich in den Erzeugnissen der *Goetheschen* Muse offenbart, in denen der *Wielandschen* gänzlich vermißt, daß ich dagegen in den späteren Werken der letzteren immer zu oft, und nicht zu ihrem Vortheile, an ihre frühere erinnert werde, und selbst in der Sprache, was man freylich von einer Unsterblichen, wofern sie nicht immer etwas wortreich gewesen wäre, kaum glauben würde, die Redseligkeit des Alters zu verspüren meine, kurz, daß es mir schon bey der Lesung des *Peregrinus Proteus* vorkam, als ob ihn nicht Wieland der Dichter, sondern Wieland der alte liebe Bekannte empföhe.“ — Wahrlich, ein langer Periodus, in dessen Construction die gerügte Redseligkeit boshafter Weise travestirt zu seyn scheint. Bey der Zurechtweisung *Kosgarten's* lesen wir S. 36: „Die Erweiterung der homerischen Poesie ist gewiß sein Beruf nicht: denn um naiv zu dichten, muß man vor allen Dingen naiv empfinden, und das scheint Hn. K. nicht gegeben zu seyn.“ — Diese mitgetheilte Behauptung ist nicht neu; aber der aufgestellte Beweisgrund frappirt durch seine Genialität; nur die Ansicht des Rec. von dem, was Erweiterung der homerischen Poesie hiesse, bleibt zweifelhaft. — S. 66: „Seine (*Kotzebue's*) schlechten Seiten sind durch die

vereinten Bemühungen der Herrn Schlegel und Spazier (welche Zusammenstellung!), und neuerdings durch die Recensenten an der Jenaischen A. L. Z. so geschickt und sorgfältig beleuchtet worden, daß ich eine bisher noch nicht wahrgenommene zu entdecken, verzweifle; und wahrlich, ich möchte fast noch lieber von dem, was an ihm lobenswerth ist, sprechen: so eckel ist mir der, obgleich meistens gerechte, und bald mit Kraft, bald mit Witz über ihn ausgegossene Tadel geworden.“ — Unserem Kritiker wird Wahrheit selbst dann zum Eckel, wenn sie von vielen verkannt eine öftere Wiederholung heischt; wie sehr muß dieser idiotische Eckel den Vf. befallen, wenn er seine eigenen Briefe, welche größtentheils tausendmal wiederholte, leichte Raifonnements enthalten, lieft! Will er das Alltägliche verlassen und durch neue Gedanken den eingeschlummerten Leser wecken, so macht er sich selbst des dem Rec. der Jungfrau von Orleans (in der alten A. L. Z. 1802. Nr. 14) S. 74 vorgeworfenen Fehlers schuldig: statt zu belehren, redet er in dunkeln Rathseln, und nicht um den Dichter zu ehren, sondern um sich selbst wichtig zu machen, sprudelt er die ausschweifendsten und eben daher nichts sagenden Lobeserhebungen hervor, und geböhrt sich wie ein rasender Thyrsuschwinger. — Nein! um nicht ungerecht zu scheinen und der Wahrheit den gebührenden Zoll zu entrichten: mit dem Thyrsuschwingen befaßte sich unser Kritiker nicht; sein glühender Feuereifer ergießt sich in folgenden Worten: (S. 77). „Selbst aus dem Kreise der gemeinen Erfahrung hinaus ist er (*Schiller*) zum Himmel auf, und zum Schattenreich hinabgestiegen, und hat dort die Gestirne beschworen und hier die Geister reden lassen, um den Schauer, der jenem Kampfe bewohnt, zu verstärken, und das Gemüth mit heiligem Ernst zu erfüllen.“ — Früher S. 61 ward ein Kunstwerk dieses Dichters erwähnt, um gelegentlich einen faden Einfall auf den Markt zu bringen, und einen Mann, der sich in seiner Amtssphäre eine auf wahre Verdienste gegründete Achtung erworben, hämisch zu verlächen. Der Vf. sagt: „So ist es z. B. eine weltkundige Sache, daß der Berliner Schauspieldirektor *Iffland* eines unserer mit Recht geschätzten Trauerspiele, die *Jungfrau von Orleans*, hauptsächlich durch die prächtige und immer neu und prächtiger dekorirte Procession, die darin vorkommt; auf der Bühne erhalten hat; ja man will für gewiß sagen, daß er, der doch das Publicum aus vieljähriger Beobachtung kennt, und sich auf Kassengeschäfte versteht, wie irgend einer, entschlossen sey, die Procession künftig ohne Stück, aber so umständlich, daß sie einen ganzen Abend ausfülle, zu geben, und dabey mit Bestimmtheit auf ein gedrücktvolles Haus rechne.“ — Solche Anfälle gemeiner Spasssucht muß man um so mehr unserem Vf. zu Gute halten, da er, seine Würde als Kritiker scheinbar verleugnend, sogar zu verjährten Klätschereyen seine Zuflucht nimmt, und freche Lügen mit beleidigenden Schimpfworten in Verbindung setzt, um sich an die Künstler, die nicht mit sein Glaubensbekennt-

ifs unterschreiben, zu stehen. Man lese S. 91 und 2. Man vernimmt deutlich den Nachhall *Merkel*-her Urtheile: aber der Autor, der sie wiedergab, gehört, um auch seine eigenen Worte zu wiederholen, 1 den Kunststücken von kurzem Gedärm, der auf der talle Hn. *Merkel* wieder lehrt, was er so eben von ihm lernte (S. 97), und demnach wird dieser Herr *larlieb Merkel* S. 171 „ein literarisches Schreyer,“ . 172 „ein unvernünftiger kritischer Therites,“ genannt. — Eine neue glänzende Seite dieser Übersicht er poetischen Literatur lernen wir im 18ten Briefe, 1 der Zusammenstellung eines poetischen Triumvats (S. 125) kennen, wo der Prediger *Schmidt* zu Verneuchen, der durch seine Anspruchslosigkeit, wie uch durch die gänzliche Vergessenheit, in welche er schon versunken ist, eine gänzliche Uebergang ver- iente, und A. W. *Schlagel*, neben den, *par force* um zweyten Schiller gestempelten, Herrn *Christian*-*Schreiber* gestellt ist. Ungleich besser, als diese drey, ommt im 17 Briefe *Tiedge* weg. Ob er es gleich mit einem beschränkten Zusammenreimen von poetischen bildern dem Kritiker oft gar zu arg macht: so darf er ich doch nur des, was uns liegenden Briefschreibers edienen, und ihm wird Hülfe und künstlerische Vol- endung verheissen. Siehe S. 146: „der Dichter (*Tied- ge*), ich bin es überzeugt, kann, wenn er einen un- arteyischen kritischen Freund (wahrscheinlich hat sich elbst der Vf. im Sinne,) zu Rathe zieht, dem Ganzen eicht die Vollkommenheit geben, deren sich einzelne itellen (der *Urania*) bereits erfreuen.“ — Bey *Falk*'s. *Jamen* bewährt sich vor allen die anfänglich ange- ündigte kritische Strenge; er ist (S. 147) „das erste ilder poetischen Ferkel, das seit 1707 auf dem weimari- chen *Parnass* grunzt.“ —

Der 18. Brief beschäftigt sich mit Deutschlands poetischen Übersetzern, unter welchen keinem eine so unbegränzte Verdienstlosigkeit vorgeworfen wird, als Herrn *Gries*; vernünftlich deshalb, weil Lesewelt und Kunsttrichter seinen Übersetzungen der beiden vorzüglichsten romantischen Epopöendichter Italiens den Preis über alle bisherigen Versuche zuerkannten. Der Briefschreiber fragt den Briefempfänger S. 161: „dünkt Ihnen die Überwindung der Schwierigkeit, den Ariost Stanze für Stanze, und in achten Stanzen, zu übersetzen, noch ein Verdienst, wenn man die gemeinsten Redensarten in unserer Sprache ohne Bedenken zulässt, Flickwörter auf Flickwörter häuft, um den eigenthümlichen Ausdruck sich schlechterdings nicht bekümmert, und überhaupt einen der elegantesten Dichter so dollmetischt, daß er gerade das, was schlechterdings in jeder Übersetzung vorzüglich erhalten werden sollte, seinen Charakter, verliert, ja, wenn man die Reime hinwegnimmt, nicht bloß zum Prosaisten, sondern zum elendesten Prosaisten herabsinkt, und jede Spur von Poesie in der Nachbildung verschwindet?“ —

Im 20 und letzten Briefe werden noch unsere Ästhetiker, in vier Classen geordnet, zusammenge- stellt. Weder *Eschenburg* noch *Schiller*, weder *Her-*

der noch *Clodius* und *Ast* machen es dem Briefschreiber so recht zu Sinne; am meisten befriedigt ihn noch *Bouterweck*, welcher so wenig als *Jean Paul* damit zufrieden seyn wird, daß er und der Verfasser der Vorschule der Ästhetik hier in Eine Classe gesetzt sind. Schwer ist es überhaupt zu bestimmen, ob sich die meisten in diesen zwanzig Briefen genannten Schriftsteller mehr über den ihnen zugetheilten Tadel freuen, oder die Gepriesenen über die ihnen erwiesenen Beyfallsbezeugungen ärgern werden. So zwischen Freud und Leid ruhig und unberührt dastehend, ist Rec. überzeugt, daß diese Briefe ihr Publicum finden. Darum kann er auch gewiß dieser neuangefangenen Reihe von Bänden einen segensreichen Fortgang verheissen, da der Anfang derselben so gemeinverständlich zur ferneren Lectüre einladet, und manchem rechtlichen Mitbürger Gelegenheit giebt, über Dinge zu reden, von denen er nichts versteht. Um Leute dieses Schlages zu den ihnen bereiteten Genuß einzuladen, ward Rec. in der Mittheilung der charakteristischen Auszüge freygebiger, als es sonst notwendig war: denn er würde, sich an den neuen Titel haltend, schon die Pflicht des literarischen Berichterstatters hinlänglich erfüllt haben, wenn er bewiesen hätte, daß in der Bibliothek der redenden und bildenden Künste, die Kunst weder ge-, noch verbildet, und von der Kunst nicht geredet, sondern geklatscht wird. —

Das zweyte Stück des ersten Bandes beginnt und wird größten Theils mit einer kritischen Übersicht des Zustandes der Künste in der Schweiz und der vorzüglichsten helvetischen Kunstprodukte angefüllt. Nach den in der Einleitung mitgetheilten Gesichtspuncten steht leicht zu ermessen, welcher Geist hier athmet; z. B. S. 107 heist es von der Schweiz: „Welche romantisch-historische alte Landesgeschichte! (Eine historische Geschichte? —) die selbst der Griechen und Römer ihre, sowohl an naiven, als an hohen Zügen übertrifft, und deren Helden und Thaten, so zu sagen, eine helvetische Heroemythologie liefern, welche die Nachwelt staunend verehrt. Was wird ein künftiger genialischer Künstler und Geschichtsmaler sich (?) nicht aus den Großthaten der *Telle*, der *Winkelriede*, der von *Flüe*, der *Hallwyle* und *Erlache* für reichen Stoff zu herrlichen Gemälden schöpfen! Wie viel interessanter werden diese Bilder — wenigstens für uns seyn, als die fabelhaften Geschichten, die Homer, Virgil und Ossian uns von der Vorwelt erzählen!“ — Das Vortheilhafteste, was von dem ganzen Aufsatze zu sagen steht, ist, daß er mit wahren Patriotism und mit einer preiswürdigen Vollständigkeit geschrieben, da weder die *Urwerke* der nauburgischen Thäler, noch die *Linnen* des Emmenthales, noch der Büchsenmacher *Ulrich* zu *Bern* übergangen wurde. Wenn ein zu freygebig ausgestreutes Lob, und öfter wiederkehrendes, leichtes *Raisonnement*, den Werth dieser Abhandlung vermindert: so behält dennoch die ganze Übersicht, ihrer Vollständigkeit wegen, als schweizerisches Künstler- und Kunstwerkverzeichniß einiges Interesse. Für den die Schweiz

bereisenden Ausländer kann sie einen nützlichen Wegweiser abgeben, um zu wissen, in welchen Städten und unter welchen Adressen Befriedigung des Kunstsinnes zu erwarten ist. — Damit ist in Verbindung zu setzen, der mit weit genialerer Gutmüthigkeit, geschriebene Aufsatz (Theil 2, Stück 2) *über den Zustand der Literatur und der schönen Kunst* in Genf. Hier wird gezeigt, wie zu Genf die Kunst nie, die Wissenschaft und Industrie desto thätiger cultivirt wurde. Einige hierauf wirkende Umstände werden angedeutet; der Hauptgrund dieser Erscheinung aber wird verschwiegen, und dieses ist nach des Rec. Meinung der: das Genf, ob gleich damals noch mit politischer Selbstständigkeit beglückt, in Hinsicht seiner geistigen Cultur immer als eine Provinzialstadt Frankreichs, in welchem nur die Hauptstadt ein lebhafteres, aber der Mode unterworfenen Interesse für die Künste blicken liefs, zu betrachten war. J. Jac. Rousseau und Voltaire wurden, wenn sie auch in und bey Genf einige Zeit lebten, dort nie nach ihrem Geiste einheimisch, und andere, zu Genf geborene, nachher mit einiger Celebrität beehrte Künstler gehörten Genf, nur dem Tauffcheine, nicht ihrer inneren Bildung nach, an. —

Den übrigen Raum der beiden Bände füllen theils künstliche Notizen, wie sie der Reichsanzeiger und die Intelligenzblätter der Zeitungen zeitiger und vollständiger liefern; hierzu zählen wir auch Aufsätze, wie der dritte im zweyten Stück des zweyten Theils, *kritische Übersicht der neuesten Kupferstiche und Kunstwerke* überschrieben; theils kürzere und längere Anzeigen bereits erschienenen Bücher, aus, die bescheiden genug, nicht Recensionen genannt werden, weil die Kritik wenigen, die Schreiblust des Anzeigenden desto gröfseren Theil daran hat. Der Worte des Vorredners sich erinnernd, freut sich der Leser aufer der früher angekündigten Inneren *Strenge*, auch noch die äufseren *Stränge* zu entdecken, an welchen er den Bibliothekskarren muthwillig und doch seufzend hinter sich herzieht; um mit einem leichten Wortspiele den ernsthaften Spafs zu bezeichnen, welchen sich die Vff. dieser *Bibliothek* mit ihrem Publicum machen.

Zum ruhigen Ernst zurückkehrend, betrachte man die früheren Bände der alten *Bibliothek* der

schönen Künste nach ihrem Geiste und Streben, nicht des Namens eines *Winkelmann's*, *Mendelson's* u. s. f. wegen; und man wird von der Wahrheit durchdrungen, das damals das Ausleben des freyen deutschen Kunstsinnes Documente von bleibendem Werthe in diesem Institute niederlegte. Der beschränkte Egoismus einer Classe von deutschen Schriftstellern, die sich dem Neuen widersetzt, weil sie das Neue nicht zu würdigen versteht, konnte sich nicht deutlicher aussprechen, als in der flachen Mäfsigung, welche die Bibliothek seit dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts an den Tag legte. Nicht der jüngste Titel kann die alternde Kraftlosigkeit der Mitarbeiter, mögen sie Jünglinge oder Greise seyn, verhüllen. Der einzige Rückhalt, der diesen Leuten bleibt, ist der, das sie noch eine Art von Publicum haben, welches sich um so lieber und näher mit ihnen vereinigt, da sie hier die Helmath ihres eigenen Geistes wiederfinden. Eben dieses Verhältnifs fand namentlich auch in den späteren Jahren zwischen der *allgemeinen deutschen Bibliothek* und ihren Lesern statt; nur dem gröfseren Kostenaufwande, welchen sie von ihrem Unternehmer foderte, war es zuzuschreiben, das sie früher, als die *Bibliothek der schönen Künste*, ihre Emschafft erreichte. Der Wunsch, solches nutzloses Geschreibsel beendet zu sehn, könnte leicht zu der Vorhersagung verleiten, das auch diese *Bibliothek* bald einschummern werde; aber genauer erwogen bleibt dieses, wie sie selbst in der Literatur für jetzt schad- und nutzlos ist, ein ganz unbedeutendes Ereignifs, das nicht einmal eine Begebenheit genannt werden darf. Der geniale, in allen Fächern und Künsten gleich schreibselige *Horstig* entliefs einst eine Untersuchung der Frage: Soll man die Kinder schreyen lassen? — Die bejahend ausfallende Beantwortung enthält zugleich einen eisernen Brief für diese Art von Bibliotheken und ähnliche Institute, da Greise und Kinder in mehreren Rücksichten gleiche Vorrechte genießen. Solche gern anerkennend, wird also auch von jetzt an unsere Zeitung von der Fortsetzung des angezeigten Werkes nur dann Notiz nehmen, wenn, was wir mehr wünschen als hoffen, sich mit dem Geiste derselben eine gänzliche Reform ereignet.

M. M. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Halle, b. Diederich: *Receptbuch für das Buch zum Kranklachen, oder Sammlung interessanter und unterhaltender Anekdoten, witziger Einfälle und Erzählungen.* Ohne Jahrzahl. 88 S. 8. (6 Gr.) Sollte Jemand wirklich so unglücklich gewesen seyn, sich durch das Buch zum Kranklachen um seine Gesundheit gebracht zu haben: so geben wir ihm unser Recensentenwort, das dieses vortreffliche Product der menschlichen Finger, dessen sinnreicher Titel und übriges scharmanten Ansehen schon hinlänglich von seinem Werthe zeuget, ihm wieder zu dem verlorenen Kleinod seines Lebens verhelfen werde. Es sind zwar nur acht und achtzig Seiten Text, und zwey Seiten Vorrede; die man hier für sechs gute Groschen erhält, aber in diesem kleinen Raume — Göter! welche Fälle des Witzes und der scherzhaften Laune.

Besonders strotzt die kleine Vorrede davon, die noch obendrein das — jetzt freylich nicht mehr seltene — Verdienst hat, das sie uns nicht klug aus sich werden läfst. Auch können wir das Buch, wegen der Neuheit der darin enthaltenen Anekdoten, Einfälle und Erzählungen denjenigen empfehlen, die das Geschäft übernommen haben, ganze große Gesellschaften in kurzer Zeit zum Schlafen zu bringen. Wir können versichern, das es kaum eine oder zwey Anekdoten enthält! die vor der Hand nur in zwanzig oder dreyssig Büchern gestanden haben. Am besten wird es aber doch bey dem Schulunterrichte gebraucht werden können, um deutsche Orthographie daraus zu lernen. Übrigens entspricht, wie schon erwähnt, dem inneren Gehalte dieses Receptbuchs ein Außeres auf das vollkommenste. Das Löfepapier ist von der besten Sorte.

22 x 27.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M A Y, 1807.

Ö K O N O M I E.

ULM, b. Becker: *Versuch einer Darstellung der allgemeinen Grundsätze der Forstwirtschaft nach ihren Verhältnissen zu der Staats- Cameral- und Landwirthschaft, nebst einigen Bemerkungen über die Folgen der Veräußerung der Staats- und Vertheilung der Gemeindewaldungen*, von J. G. von Seutter, kurpfalzbaierischem Forstinspector u. s. w. 1804. XXIII und 370 S. in 8. Nebst einer Classificationstafel. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von so guten Kenntnissen, schriftstellerischen Talenten und selbst einem so gereinigten Geschmack, als der Hr. v. S. auf jeder Seite zeigt, doch ein so unnützes Buch schreiben können: denn unnütz ist doch wohl ein Buch, das weder unterhält, noch belehrt, ja nicht einmal so viel Interesse gewährt, daß ausser dem einen oder anderen Recensenten, der in der Erfüllung seiner Pflicht besonders gewissenhaft ist, nicht wohl jemand im Stande seyn wird, es durchzulesen. Was konnte es für einen Zweck haben, die an sich schon allgemeinen Grundsätze der Forstwirtschaft noch mehr zu generalisiren, und dann in einer Art von philosophischer Sprache vorzutragen, die nichts weniger als gefällig, und dabey, von den Lesern solcher Schriften vertrauet ist, so ganz leicht auch nicht zu verstehen ist! Die allgemeinen Grundsätze der Forstwirtschaft scheinen uns überhaupt kein eigenes mühsames Studium zu erfordern. Sie ergeben sich so sehr von selbst, daß jeder, der nur irgend einige Bildung hat, und sonst in dem Staatswirtschaftswesen nicht fremd ist, sie auch selbst findet. Unsere besten Forst-Schriftsteller haben sie daher auch entweder ganz übergangen, oder bey dem Vortrage der speciellen Lehren nur berührt, und Niemand hat hier noch über eine Lücke geklagt. Für wen der Hr. v. S. eigentlich geschrieben hat, ob für Anfänger, oder für Kenner, das getrauen wir uns auch nicht zu sagen. Da seine Lehren aus der vollendeten Wissenschaft abstrahirte Resultate sind: so kann es nicht fehlen, daß sie für Anfänger noch zu hoch sind. Kenner können aber daran nichts neu finden, als etwa den Ausdruck, den Hr. v. S. gewählt hat.

Indessen muß Rec. gestehn, daß das Thema selbst ungemein consequent durchgeführt ist. Der Hr. v. S. hat drey Hauptgesichtspuncte genommen. Unter dem ersten setzt er dasjenige aus einander, was von der Begründung der Forstwirtschaft in Betrachtung
S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

zu ziehen ist. Unter dem zweyten entwickelt er die Grundsätze, die der Forstwirtschaft untergelegt werden müssen; und unter dem dritten widmet er endlich dem, was zur Erhaltung und Verbesserung der Forstwirtschaft zu thun ist, seine Betrachtung. Wie die ganze Forstwissenschaft in dieses Fachwerk hat eingeschichtet werden können, werden die, welche mit der Sache bekannt sind, ohne unsere weiteren Winke leicht einsehn. Wir unterlassen also, darüber ins Detail zu gehn, und führen nur noch Etwas aus dem Werke selbst an, um unseren Lesern zu zeigen, wie der Hr. v. S. seine Materie behandelt. Es sey folgende Stelle, die erste, die uns bey dem Aufschlagen des Buches auffällt. S. 108: *Diesen Bemerkungen zufolge, beschränkt sich also die Möglichkeit der Verminderung der Holzconsumtion eines Landes auf das Verhältniß des Erwerbungsaufwandes der für dasselbe sich darbietenden Surrogats zu dem respectiven Kraftmasse- oder Productionsvermögen ihrer Consumenten, und muß in dem Masse Zerstörungswerkzeug der allgemeinen und möglichst größten Production werden, in welchem sie ausser diesem Verhältnisse tritt.*

In den am Ende des Buches aufgestellten Bemerkungen über die Folgen der Veräußerung der Staats- und die Vertheilung der Gemeinheits-Waldungen, geht der Vf. von dem aus, was seyn sollte; nicht von dem, was gemeiniglich wirklich ist. Diefes mußte ihn nun freylich dahin führen, sich auf beide Puncte für die Negative zu erklären, die Recensent mit seinen Erfahrungen aus der wirklichen Welt wenigstens nicht für allgemein zutreffend anerkennen kann.

Schliesslich bemerken wir noch, daß der Hr. v. S. auch von Sprachfehlern, die in der Gegend seines Wohnorts herrschen, nicht ganz frey ist.

WEIMAR, b. Gädicke: *Die Fleischoekonomie oder vollständiger Unterricht, das Rind- Schweine- Schaaf- Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische, zu mästen, ihr Fleisch einzufalzen, einzupökeln, einzubeitzen, zu mariniren, Würste daraus zu machen, und sowohl bey gewöhnlichem, als auch bey Torf- und Steinkohlenrauch zu räuchern, und nach diesem gehörig aufzubewahren*. Von Philipp Franz Breitenbach, Senatoren und Marktherrn zu Erfurt. *Erster Theil*. 1803. *Zweyter Theil*. 1804. Mit fortlaufender Seitenzahl. 742 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Schreibfeligkeit des Vf. haben wir wieder ein Werk zu verdanken, das aus *Krünitz Encyclopädie*, *Riem's monatlicher Encyclopädie*, *Eckhardts* (den.
Bbb

der Vf. den unsterblich grossen Gelehrten nennt!) Experimental-Ökonomie, und wer weifs aus wieviel anderen Schriften zusammengestoppelt ist. Schwerlich dürfte der erfahrene Haushälter etwas Neues darin finden, und so bliebe denn etwa diese Compilation dem Anfänger brauchbar, der hier so ziemlich alles bey-sammen findet, was von diesem Theil der Haushaltung zu wissen nöthig ist. Aus dem ausführlichen Titel ist der Inhalt hinreichend zu ersehen. Wir wollen aber gleichwohl die Rubriken der Kapitel kürzlich anzeigen, und hin und wieder einige Bemerkungen beysügen.

Die *Einleitung* handelt von der *Nützlichkeit - und Schädlichkeit des Hauschlachtens*. Der Vf. verwirft das Hauschlachten in den Städten, billigt es auf dem Lande, und seinen aus Krünitz entlehnten Gründen wird Jedermann beypflichten.

Erster Abschnitt. 1 Kap. Vom Mästen des Rindviehes. Fehler der gewöhnlichen Stallung werden gerügt. Von den so nützlichen Dunstschornsteinen in den Ställen soll ein gewisser Thürner in Schlesien der Erfinder seyn. S. 43 eifert der Vf. über die Gewohnheit, Ochsen während der Mast zur Arbeit zu gebrauchen. Aber hier mangelt ihm Erfahrung. Dafs Ruhe die Mast beschleuniget, darin hat er Recht. Aber wenn der Ökonom, der mit seinem Ackerbau auch Brantweinbrennerey verbindet, keine Pferde hält, sondern alle Holz- und Mistfuhren, und den ganzen Ackerbau, mit Ochsen verrichtet, die er nach vollendeter Arbeit mästet, und theuer verfilbern kann, was mit Pferden nicht möglich ist, wie viel gewinnt er nicht dabey! Sey es auch, dafs die Mast dadurch etwas verzögert werde, so ist doch der Verkauf der fetten Ochsen ein reiner Gewinn, der bey Pferden nicht Statt findet. Zudem pflegt der Ökonom gewöhnlich ein Gespann Ochsen mehr zu halten, mit welchen er wechselt, so dafs er sie nie Tag täglich arbeiten, sondern immer einen Tag um den andern ruhen läßt, und da gewöhnlich, z. B. bey den Holzfuhren, wo die Ochsen früh angepannt werden, und oft erst Abends wieder in den Stall kommen, das gewohnte Mastfutter mit in den Forst gegeben wird, so hat die Mastung immer ihren Fortgang; und bleibt die Verzögerung dadurch sehr unbedeutend. — Nach S. 50 hat der Vf. noch kein Fleisch von einer *verschnittenen* Kuh gegessen; Rec. auch nicht; so was muß man den Engländern überlassen, die ihre weiblichen Kälber verschneiden, wie wir unsere Schweine, diese 3, 4, 5 Jahre alt werden lassen, dann mästen, schlachten, und nicht berechnen, wie theuer ihnen dieses Fleisch kommt. Der Deutsche, der bey seinen ökonomischen Unternehmungen rechnet, verschneidet keine Kuh, er mästet sie, wenn sie 4, 5mal gekalbet hat, wo sie dann aufhört ergiebig in der Milch zu seyn, auch geringere Kälber bringt. Die S. 68 beschriebene Brantweinspülchmästung des Rindviehes ist nicht ganz richtig; überbrühete *Spreu* und *Heckschnitt* Brantweinspülch ist nicht zweckmässig; es muß *Erbsenstroh* seyn, wenn das Futter gut mästen soll, und das Spülch darf auch nicht von Anfang der Mastung, um das

Vieh daran zu gewöhnen, mit Wasser verdünnt seyn, sondern man vermischt das geschnittene Erbsenstroh mit den bloß dicken Trebern des kochendheissen Spülch's, und giebt dies dem Vieh, wenn es die größte Hitze verlohren hat. Zum Zwischenfutter dient Heu, Gerstenstroh, Haferstroh, das man auf die Raufe steckt. — *Neunerley Arten die Kälber zu mästen.* Gut für die, die ein solches Kalb selbst schlachten, und delicates Kalbfleisch auf den Tisch verlangen; aber zum Verkauf sind alle neuen Vorschriften zu kostbar, das Kalb bezahlt sich nicht. 2 Kap. *Vom Mästen der Schweine.* Die Gröfse des Stalles, sagt der Vf. S. 86, bestimme die Anzahl der auf die Mast zu stellenden Schweine. Das ist nicht richtig gesprochen; es muß so heißen: die Menge des vorhandenen Futters bestimme die Anzahl der auf die Mast zu stellenden Schweine. — Den Fußboden der Schweinställe, (S. 87) mit abgerundeten Schaalhölzern, oder auch mit starken und mit kleinen Löchern durchbohrten Bohlen, zur Abfließung des Urins, auszulegen, taugt beides nicht: im ersten Fall haben die Schweine keinen sicheren Tritt, und im zweyten Fall werden die durchlöchernten Bohlen nicht von langer Dauer seyn, welche Löcher auch ohnedies durch den Schweinemist bey dem Auskehren sich bald verstopfen werden. — Auch die Schweintröge, S. 88, halb in, halb ausser dem Stalle, also unter der Schwelle, anzubringen, ist ganz zweckwidrig: sie müssen im Stalle dicht an der Wand hinlaufen, und mit einem Dache versehen seyn, dafs die Schweine nur die Köpfe hineinbringen, aber nicht hineintreten, und das Futter verunreinigen können. Überhaupt waren alle die vom Vf. erzählten Versuche seines Vaters, den Urin aufzufangen, ganz zweckwidrig. Man pflastere den Stall mit viereckigen Steinplatten, und abhängig, damit der Urin beständig ablaufen kann, der denn durch ein Loch in der Ecke des Stalles abfließt, und nun in Gossen zu einem auf dem Hofe in die Erde gegrabenen Behälter abgeleitet wird. Die Ställe müssen nahe an einander liegen, und inwendig an der Vorderwand mit einer steinernen Rinne versehen seyn, in welcher das fließende Futter vom Futterasse nach allen Ställen in die steinernen Tröge geleitet wird. In diesen steinernen Rinnen befindet sich in jedem Stalle ein Loch, durch welches das Futter in den Trog läuft: ist der Trog voll, so wird das Loch mit einem Stöpel verstopft; das Futter fließt zum folgenden Stall wieder durch ein Loch in den Trog, und so weiter zum dritten, vierten Stalle: so fand Rec. die Schweinställe in regelmäßigen Brennereyen. Stroh den Schweinen zu streuen, ist auch nicht üblich; das Schwein ist hitziger Natur, liebt daher ein kühles Lager, und selbst bey starker Kälte werden sie nicht Noth leiden, wenn ihrer viele beysammen liegen, und man den Stall zühält. Auch gerade dann, wenn man ihnen streuet, liegen sie immer im Sumpfe, aber ausserdem tragen sie ihren Mist an den Abhang des Stalles, ihr Lager auf der Höhe aber halten sie immer rein. — Der Rath, S. 104, die Schweine während der Mast alle 14 Tage oder 3 Wochen mit *Antimonium crudum* zu reinigen, taugt gar nicht, und besonders ist dieses Mi-

fel den beynahe fetten Schweinen äusserst nachtheilich; sie laxiren und vomiren den ganzen Tag, da sie es genommen, heftig davon, und das bringt sie in der Maffum 8 Tage zurück. Im Anfange, wenn man sie auf die Maff stellt, ist das Mittel gut, es reiniget den Magen vom Grase und anderem zuvor genossenem schlechtem Futter. (Gemalztes Getreide ist zwar ein sehr gutes Schweinemafffutter, aber es ist zu kostbar.) Verbrühen des Magens durch zu warmes Spüllich ist eine unnöthige Sorge; warm mus das Futter seyn, wenn das Maffschwein fressen soll; in den Brenneren giebt man es ihm siedend heifs, so wie es aus der Blase kommt, aber das Schwein, wäre es auch noch so hungrig, frist davon nicht, wenn es ihm an die Schnauze brennt, es geduldet sich, bis das Futter nicht mehr brennt. — S. III bestimmt der Vf. die tägliche Quantität des Futters für ein Schwein nach Kannen oder Maffen; aber was denn für Gemäfs? man versteht ihn nicht; warum bestimmte er nicht nach Pfunden? — 3 Kap.: *Vom Mästen der Schaaf.* Der Schaafstall soll zwey Thore haben; bey einem grossen Stall ist das zu wenig, er mus mehr haben, denn bey Feuersnoth hält es äusserst schwer, die erschrockenen Schaaf aus dem Stalle zu bringen. — 4 Kap.: *vom Mästen der Ziegen.* — 5 Kap.: *vom Mästen des ökonomischen Flügelwerks,* als Gänse, Enten, Truthühner, gemeine Hühner, Tauben. Die grausame Weise der Juden, die Gänse zu mästen, konnte der Vf. weglassen; so was mus man nicht weiter verbreiten. — *Von der Poutarderiemast;* ist aus Eckhardts Experimental-Ökonomie entlehnt. — 6 Kap.: *vom Mästen der Fische.* Hier vermisst man das Kaltriren der Karpfen, was der Vf. in Krünitz Enyklopädie, unter dem Worte: *Fische*, würde gefunden haben. — II Abschnitt. 1 Kap.: *vom Abschachten des Rindviehes.* — 2 Kap.: *vom Abschachten des Schweineviehes.* Bey Brenneren brühet man die gestochenen Schweine mit kochendheifsem Spüllich ab, hat also da nicht nöthig Wasser in einem Kessel zu fieden. — 3—5 Kap.: *vom Abschachten der Schaaf, Ziegen, des Federviehes.* — 6 Kap.: *vom Abstechen der Fische.* — III Abschnitt. 1 Kap.: *vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Rindvieh;* wobey auch für die Küche manche Zubereitung des Fleisches angezeigt wird. — 2 Kap.: *vom Einsalzen, Einpöckeln und Mariniren des Fleisches vom Schweinevieh.* Unter den mancherley Zubereitungen wird auch hier gezeigt, aus einem zahnen einen wilden Schweinskopf zu bereiten. — 3 Kap.: *vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Schaafvieh.* — 4 Kap.: *vom Einsalzen, Einpöckeln und Einbeizen des Fleisches vom Ziegenvieh.* — 5 Kap.: *vom Einsalzen, Einpöckeln, Einbeizen und Mariniren des Federviehes.* — Der zweyte Theil dieses Werks, der auch meistens Küchenrecepte enthält, heifert die Fortsetzung des III Abschnitts im ersten Theile, wo hahn im 6 Kap.: *vom Einsalzen, Mariniren und Aufbewahren der Fische* u. s. w. gehandelt, und ihre Zubereitung auf mancherley Weise aus Krünitz und den Kochbüchern ausführlich gelehrt wird. — IV Abschnitt.

1 Kap.: *von einigen allgemeinen Bemerkungen, die vor dem Wurstmachen zu beobachten sind.* Lauter gute aber jeder Hausmutter bekannte Regeln. — 4 Kap.: *von Bereitung der Würste vom Rind-, Schweine- und Schaaf-Vieh.* Die guten Eichsfelder Würste hat der Vf. nicht vergessen, aber dagegen die noch berühmtern Göttinger Metwürste, die man unter der grossen Zahl seiner Würste nicht findet. — Im 5 Kap. folgen nun die *Würste vom Federvieh*, als von welschen Hähnen, Hühnern, Enten, Gänselebern; und im 6 Kap.: *die Würste von Fischen*, als von Aalen, Forellen, Hechten, Karpfen, Lachsen u. s. w., auch von Krebsen. — Im 7 Kap. wird von der *Bereitung des Presskopfs*, nämlich von Rindern, Kälbern, Schweinen, Schaafen, von den *Sülzen* der Ochsen, Kälber, Ferkel, auch der Kapaunen, Hechte, Forellen, Krebse gehandelt. Dann vom *Kochen der Würste und des Presskopfs*, vom *Ausfchmelzen des Schweinefettes*, wo der Vf. aus den *Anzeigen der Leipziger ökonom. Societät*, Michael-Messe 1804, wahrscheinlich nicht würde unterlassen haben, das vortreffliche Mittel zugleich auch anzuzeigen, *den Speck ohne Gefahr auszubraten*, wenn es ihm zu der Zeit bekannt gewesen wäre. Rec. fügt es hier um so lieber bey, da man es nicht bald genug verbreiten kann, indem man längst die Beobachtung gemacht hat, dafs die meisten Brandschäden, besonders auf den Dörfern, durch das Speckausbraten entstehen. Das Mittel ist sehr einfach und sicher: man nimmt so viel Kochsalz, als man zum Genieszen des auszubratenden Specks benöthiget ist, und streuet dieses in den, über dem Feuer stehenden, mit Speckwürfeln gefüllten Tiegel. Diefs Salz verhindert, dafs der Speck, wenn er durch Unvorsichtigkeit angezündet wird, zwar wohl brennt, aber nicht in die Höhe fliegt. Zwey Gebrüder *Bernhard* auf dem Rittergute Oberstein bey Mügeln, die diefs Mittel (sey es auch zuvor mancher Hausmutter, tausend anderen aber gewifs nicht, bekannt gewesen) der kurfürstl. Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation, sowie auch der ökonom. Soc. in Leipzig anzeigten, verdienen hier dieferhalb genannt zu werden. Der Major und Zeughauptmann Dietrich in Dresden machte den Versuch in einer wohlverwahrten Küche, und liefs ein Viertel Pfund Speck zu nicht ganz leichten, sondern noch in der Küche zu brauchenden Griefen, als diese brateten, mit Wasser begiefsen. Das feuerfeste Gewölbe und der vorher angebrachte Schieber in der Feuermauer sicherten gegen zu besorgenden Schaden. Der Erfolg war, dafs der ganze Speck brennend aus dem eifernen Tiegel an die Decke des Gewölbes der Küche sog, und daselbst sich brennend ansetzte, auch eine hölzerne Decke leicht in Brand gesetzt haben würde, wenn man nicht eine mit Salzwasser angefüllte kleine Spritze bey der Hand gehabt, und den Speck ausgelöscht hätte. Nun liefs der Major eben soviel Speck in den Tiegel thun, wie vorher, mit Salz bestreuen, und als er bratete, abermals Wasser hinzugiefsen. Er fing sogleich an zu brennen, und eine 8—10 Zoll hohe Flamme stieg in die Höhe, aber ohne aus dem Tiegel zu fliegen, welche Flamme

indessen sogleich verging; als mit dem Löffel darin gerührt wurde. Durch diesen Versuch also bestätigte sich das angezeigte Mittel. — Das 8 Kap. handelt vom *Räuchern des Fleisches, der Würste, Schinken, sowohl bey gewöhnlichem, als auch bey Torf- und Steinkohlenrauch*. Das Räuchern der Gänse, der Aale, der Hechte, ist hier nicht vergessen. — Das 9 Kap. endlich: vom *Aufbewahren der geräucherten Producte, wie auch der fetten und nicht fetten Fische*.

Man vermißt in dieser mit allem Fleiß zusammengetragenen Sammlung der zur Fleischökonomie gehörigen Dauerspeisen, gleichwohl die Aufbewahrung des Wildprets. Aber wir dürfen nicht sorgen: der Vf. giebt im Vorbericht Hoffnung zu einem dritten Bändchen, das lediglich die Aufbewahrung des vierfüßigen Wildprets und des Flügelwerks abhandeln soll. Damit sein Werk also ein Ganzes werde, so mag er inne:hin nun auch noch die dritte Bändchen zusammenstoppen. A. L. K.

CELLE, b. Schulze: Futterkräuter und Futtergräser für Ökonomen mit den Originalien. Von *J. A. Saatkamp*. Erstes Heft. 1801. 22 S. in Fol. Nebst 11 getrockneten Pflanzen. Zweytes Heft. 1804. 15 S. in Fol. Nebst 10 getrockn. Pflanzen. Drittes Heft. 1804. von *H. Einhof*, Lehrer am Thaerschen landwirthschaftl. Institute. 14 S. in Fol. Nebst 12 getrockn. Pflanzen. (3 Thlr. 12 gr.)

Ob überhaupt dem Ökonomen, der von der wissenschaftlichen Pflanzenkunde noch nichts versteht, durch dergleichen Kräuterbücher mit Beschreibungen nachgeholfen werden könne, wollen wir hier nicht untersuchen: die Erfahrung zeigt leider, daß es nicht geschieht. Von dem Schriftsteller, der den Wissbegierigen damit zu Hülfe kommen will, kann und muß man aber doch erwarten, daß er einen festen Plan habe, was und wie er es sagen will. Einen solchen finden wir aber hier nicht, — selbst im dritten Hefte nicht, ob es gleich von dem, uns in anderem Betrachte höchst schätzbaren, *Hn. Einhof* ist.

Vor allen Dingen wäre es nöthig gewesen, dem Leser eine, wenigstens einigermaßen allgemeine, Übersicht der Folge von Gewächsen, womit er bekannt gemacht werden sollte, zu geben. Darauf ist aber hier gar nicht gedacht. Zwar hat *Hr. Saatkamp* eine Eintheilung der Gewächse überhaupt, wonach er die ökonomischen Pflanzen einmal bearbeiten will, vorgefetzt: aber ungerechnet, daß diese sehr unsystematisch ist, so ist der Gräser darin nur obenhin erwähnt, und *Hr. S.* bezieht sich nachher in seinen Beschreibungen selbst nicht weiter darauf; auf die Futterkräuter ist sie aber gar nicht anwendbar. Da in den Beschreibungen die wissenschaftliche Terminologie nicht ganz vermieden ist: so hätte sie einem so unkundigen Leser, als hier vorausgesetzt wird, auch erklärt werden sollen: aber auch dieses ist unterblieben. Denn das, was auf den beiden letzten Blättern des ersten Hefts gesagt ist, erfüllt ja diesen Zweck nicht, und ist überhaupt sehr flüchtig gearbeitet. — Wer Gewächse durch Beschreibungen soll kennen

und von einander unterscheiden lernen, der muß auf das System gewiesen werden: geschieht dieses nicht, so verschwendet er seine Zeit und Mühe nur; und lernt sie doch nicht kennen. Da hier kein System zum Grunde gelegt ist: so hat diese zwecknässige Belehungsart auch nicht beobachtet werden können. Es ist von jedem Gewächse nur das gesagt worden, was den Verfassern zufällig in die Feder geflossen ist, ohne alle Rücksicht, wozu es dem Leser diene, und ob es ihm die Data, deren er bedürfe, geben werde oder nicht. Wenn man dabey sieht, daß die Beschreibungen doch nur aus dem größeren Werke von *Schreber* wörtlich, oder, mit Veränderung der Worte, dem Inhalt nach abgeschrieben sind: so kann man sich des Unwillens über eine so gedankenlose Arbeit kaum enthalten.

Da das Werk zunächst für praktische Ökonomen bestimmt war, so hätte doch wohl vorzüglich der Nutzen, den die beschriebenen Gewächse für sie haben können, bestimmt und hinlänglich erwähnt werden sollen. Aber statt dessen ist bey mehreren Gewächsen die Nachricht vom Nutzen derselben völlig übergangen, bey den übrigen hingegen davon nur etwas, bey weitem nicht alles Nöthige, aus *Schreber* und *Thaer* abgeschrieben.

Nach diesem mannichfaltigen Tadel thut es uns, die wir gewiß so äußerst ungern tadeln, leid, daß wir nicht einmal die bey unserm Exemplare des Werks befindlichen getrockneten Pflanzen selbst loben können. Oft sind wirklich nicht die erforderlichen instructiven Exemplare gewählt, und die Pflanzen sind schlecht ausgelegt, und noch schlechter getrocknet. Um mit dem Trocknen leichter fertig zu werden, scheint man die älteren Pflanzen bey dem Botanisiren vorgezogen zu haben; darüber ist aber von der natürlichen Farbe derselben nichts mehr zu sehen, sondern es erscheint nur die des reifgewordenen Stroh. Besonders schlecht getrocknet sind die saftigen Pflanzen; so ist z. B. die Pimpinelle ganz schwarz.

Schließlich fügen wir noch einige Bemerkungen über den Text hinzu. Wenn im 3 H. S. 1 gesagt wird, daß der weiße Klee nach Bestreuung mit kalkhaltiger Asche darum oft da, wo man keinen gesäet habe, hervorkomme, weil der Saamen desselben lange unverdorben in der Erde liegen könne, und nun seine Jahreszeit zu keimen wieder aufgereizt werde: so dünkt uns dieser Grund nicht der richtige; sondern wir erklären die Erscheinung lieber damit, daß die Ausläufer der hier vorhin schon, aber sehr einzeln vorhandenen Kleepflanze, nachdem die Asche ihre Wirkung gethan, nun fröhlicher wuchern. Bey demselben Hefte S. 6 müssen wir der Behauptung, daß die Pimpinelle von den Schaafen gern gefressen werde, nach unserer Erfahrung widersprechen. Im 2 Hefte wird S. 8 nach *Thaer* behauptet, daß die Engländer ihr Raygras bloß zur Weide aussäen: dies ist aber nicht gegründet, denn sie säen es auch unter den spanischen Klee, und sie säen fast nie spanischen Klee ohne dasselbe; den Klee säen sie jedoch in der Regel nicht zum Abweiden, sondern zum Trocknenmachen. B. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 M A Y, 1807.

H O M I L E T I K.

ALTENBURG U. ERFURT, b. Rink und Schnuphase: *Predigten über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts*, in Bremen gehalten von Joh. Jakob Stolz, der Theologie Doctor und Prediger an der Martinskirche daselbst. I Hest. Zweyte Auflage. 1802. XVI und 90 S. II — IV Hest. 1804. (b. Schnuphase) 108. 115. 122 S. 8. (Jedes Hest 8gr.)

Diese Predigtsammlung ist in so vielen literarischen Blättern so eifrig gelobt, von dem Publicum so gierig gekauft und gelesen, und einzelne Predigten sind sogar in beliebten politischen Zeitschriften besonders eingerückt worden, daß man bey jedem, auch dem leisesten Tadel, der einem etwa beygehen möchte, mißtrauisch gegen sich selbst werden muß, und ihn nur schüchtern auszusprechen wagen kann. Überdies enthält sie des Wahren, Schönen und Trefflichen so mancherley, ist ein so schätzbares Magazin feiner psychologischer und politischer Bemerkungen, öffnet einen solchen Schatz von Welt- und Menschen-Kennntnis, und der Vf. selbst erscheint überall so sehr als biederer, wahrheitsliebender, wohlmeinender, nüchterner und kaltblütig urtheilender Mann, und zeigt bey aller ächten Humanität doch so viel Muth und Kraft, daß zuverlässig auch der Mann von Fach mit wahrem, herzlichem Interesse bey dieser Lectüre verweilt. Inzwischen wird auch er bey allem Wohlgefallen sich nicht bergen können, was dem schlichten religiösen Sinne, dem Manne, der sich gern *erbauen* möchte, auffallen muß; er wird bey diesen Vorträgen etwas vermessen, das ihn aus anderen Predigten ansprach; er wird fühlen, daß die Stimmung, in welche das Anhören, oder Lesen einer Kanzelrede von einem anderen erbaulichen Prediger ihn versetzte, merklich verschieden sey von der, welche er während der Lectüre der *Stolzischen* Abhandlungen in sich findet. Es ist nämlich nicht das Gefühl der *Andacht*, das durch diese sogenannten Predigten geweckt wird, sondern politisches, nicht einmal rein kosmopolitisches Interesse, als welches dem religiösen noch am nächsten käme. Soll Rec. seine Meinung aufrichtig sagen — und Hr. St. ist werth, daß man gegen ihn gerade sey — so ist ihm bey den mehresten Abhandlungen vorgekommen, als lese er Zeitungsartikel, oder Aufsätze in einem politischen Journal mit oft sehr schönen und treffenden Reflexionen. Daher denn auch die Zwischengebete, die einen allenfalls erinnern könnten, es werde gepredigt, ihre

S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

Wirkung durchaus verfehlen. Sie stehen viel zu abgerissen da, wie dieß z. B. S. 25 oder in der ersten Predigt in die Augen springt. Schneide die Gebete heraus und du behältst oft nichts, als rein politische Betrachtungen, in welchen die Gebete gar keinen integrierenden Theil des Ganzen ausmachen.

Dieses Urtheil geht nicht etwa aus der Individualität des Rec. hervor, sondern macht Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Um sich von dem Grunde und Ungrunde dieses Anspruchs zu überzeugen, lese jemand eine der köstlichen Festpredigten im vierten Heste unmittelbar auf Nr. 8 9. 10. 11 und vergleiche das Gefühl, das ihn bey jenen ergreift, mit der Stimmung, welche diese in ihm hervorbringen. Muß nicht jeder Unbefangene gestehen, Hr. St. habe sich, wenn auch nicht geradezu in der Wahl der Materien vergriffen, so doch eine Behandlung derselben erlaubt, die sich mit der nothwendigen Form einer Predigt keineswegs verträgt? Zwar will Rec. die Wahl des Stoffs nicht eben tadeln, denn warum sollte ein Mann, der durch die gegenwärtige Art der Bearbeitung sich als einen feines Gegenstandes kundigen und mächtigen gezeigt hat, dieselbe Materie nicht auch anders und den Gesetzen der Homiletik gemäß formen können? Aber es ist ausnehmend schwer, politischen Materien das Gewand religiöser Betrachtungen anzuziehen, indem theils der Stoff sich wider die Predigtform sträubt, und nur ein wahrer Künstler ihn willig und biegsam gegen die Regeln der Homiletik machen kann, theils aber auf diesem Felde vielleicht mehr, als auf jedem anderen, in der Individualität des Bearbeiters selbst Hindernisse einer glücklichen, d. i. freyen und dennoch nach gewissen Gesetzen von Statten gehenden Bearbeitung zu liegen pflegen; und eben hierin liegt nach Rec. Bedünken der bedeutendste Fehler, welchen der Vf. zu Schulden gebracht hat. Es ist nicht genug, eine biblische Stelle zum Grunde zu legen, und aus ihr die Veranlassung zur eigentlichen Betrachtung herzuleiten; nicht genug, durch ein hingestelltes Zwischengebet zu erinnern, man sey in der Kirche, nicht aber in einem Hörsaale der Geschichte, oder in einem Collegio über Politik; nicht genug, mit einigen Hinweisungen auf Gott und seine Weltregierung zu schließen, und einige Lebensregeln anzufügen: ein religiöser Geist muß das Ganze durchdringen, das Gefühl der Andacht jeden Hörer und Leser ergreifen, das Irdische muß dem Überfinnlichen weichen, und das Gemüth in die bessere Welt, in das Land der Ideen, erhoben werden. Dieß soll vorherrschendes Gefühl, vorherrschende Stim-

zung seyn, die aber die *Stolzischen* Predigten keineswegs erzeugen. Überdies hat der Vf., aufgeführt durch den reichen Vorrath seines mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteten Geistes, nicht einmal immer die Einheit des Stoffes der einzelnen Abhandlungen zu behaupten gestrebt. Wer sucht z. B. in einer Predigt über die verderbten Höfe, eine Instruction für Hofprediger, oder in der Predigt über die Schifffahrt, eine Beurtheilung der Rechtmäßigkeit des Sklavenhandels?

Ungeachtet dieser Bemerkungen, die mehr zur Warnung für das *imitatorium servum pecus* niedergeschrieben worden, wird doch niemand die *Stolzischen* Arbeiten gern missen wollen, und sie zeichnen sich allerdings durch manche glänzende Vorzüge aus. Läge es in des Vfs. Charakter (wie er sich nämlich dem, der ihn nicht persönlich und näher kennt, aus diesen Predigten entwickelt), mit Kanzelvorträgen eine Beyfalls- oder Geldspeculation zu machen: so würde man sagen können, er und der Verleger hätten glücklich speculirt. Ihn aber hat Kosmopolitismus das Herz bewegt und die Lippen geöffnet, und es gehört mit zu den Merkwürdigkeiten Bremens, einer Stadt, die des Trefflichen so viel in sich vereinigt, daß ein Religionslehrer über Ereignisse, die größtentheils unter den Augen der Zuhörer geschahen, öffentlich so freymüthig und rund heraus sprechen konnte, ohne bey der Gemeinde Anstoß zu erregen, und sich selbst Verunglimpfungen zuzuziehen. De.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädcker und Compagnie: *Quartalschrift für Religionslehrer*, bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von B. C. L. Natorp, Prediger in Essen, 1804. 1—4 Quartal. 776 S. Jahrg. 1805. 1—4 Quartal. 396 S. Jahrg. 1806. 1—3 Quartal. 572 S. 8. Mit einem kleinen Intelligenzblatt hinter jedem Stücke. (Jeder Jahrg. 2 Thlr. 16 gr.)

So ungern man auch die Vermehrung der Zeitschriften sehen mag: so muß man doch dieser eine lange Fortdauer wünschen. Die Unternehmer widmen sie vorzüglich ihrer Provinz. Das Journal soll die Stelle eines Conventatoriums unter den westphälischen Geistlichen von allen Religionspartheien vertreten, und daher zum Vehikel dienen, auf welchem sie sich ihre Gedanken, vorzüglich die, welche praktische Theologie und Führung ihres Amtes betreffen, mittheilen können. Rec. wünscht jeder bedeutenden Provinz ein solches Institut. Es muß die nähere Verbindung unter den Religionslehrern einer Gegend befördern, die Wirksamkeit Einiger auf ihre nächsten Amtsgenossen vergrößern, und Andere auf nützliche Gedanken führen, auf die sie vielleicht sonst nicht gekommen wären. Vielleicht wird es auch manchen im Nachdenken über sein Amt und seine Wissenschaft und im Studiren erhalten, der sonst wohl gar zu bloßer mechanischer Verrichtung seiner Geschäfte herabgesunken wäre. In unserer Zeit, wo Synoden immer seltener werden, scheinen solche Anstalten um so nützlicher zu seyn. Nur möchte man es vielleicht nicht ganz billigen, wenn bloß westphälische Gelehrte Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift seyn sollen.

Denn warum sollten nicht auch Auswärtige westphälischen Religionslehrern etwas Nützliches sagen können? Wenigstens wird es doch auch ihnen wohl erlaubt seyn, hier etwas einrücken zu lassen, wenn sie nöthig finden, etwas hier Behauptetes zu berichtigen. Auch möchte man wohl wünschen, daß auch Abhandlungen aus dem eigentlich gelehrten Theil der Theologen zuweilen aufgenommen würden. Denn es hat gar zu vielen Schaden, wenn Religionslehrern einer ganzen Provinz nicht auch durch eine solche Zeitschrift Gelegenheit gegeben wird, die Lücken in ihrer gelehrten Kenntniß der Theologie zu erkennen und auszufüllen. Einige von Zeit zu Zeit vorkommende Abhandlungen der Art würden die Lust dazu erhalten. Wenigstens müßte doch für die genauere Bekanntmachung solcher Schriften, die dazu dienen können, gesorgt werden.

Ohne indeß mit den Unternehmern und dem Herausg. darüber zu rechten, will Rec. gern gestehen, daß zur Erreichung des gewählten Zwecks der Plan sehr gut angelegt sey. Es sollen nämlich hier erst Abhandlungen über wichtige Angelegenheiten der Wissenschaft und des Amtes christlicher Religionslehrer vorkommen; dann sollen Auszüge aus einer Pastoralcorrespondenz geliefert werden. Auch lezenswerthe Predigeramtsarbeiten (wohin der Herausg. auch kirchliche Lieder rechnet) sind nicht ausgeschlossen; bedeutende Schriften des In- und Auslandes, die dem Religionslehrer besonders interessant sind, sollen recensirt, auch jährlich eine Revision der gefainten theologischen und Pastoral-Literatur gegeben werden. Den Beschluß macht in jedem Stücke ein historischer Anzeiger großentheils westphälischer, Kirchen- und Schul-Neuigkeiten.

Das Meiste, was der letztere enthält, ist freylich außer Westphalen wenig wissenwerth, und an recensirenden Instituten ist ein solcher Überfluß, daß man jedes neue der Art wegzuwünschen versucht wird. Allein der löbliche Zweck der Unternehmer erfordert durchaus Recensionen, und entschuldigt die Mittheilung selbst kleiner, außer Westphalen ganz unwichtiger Nachrichten. Denn da diese Hefte dasjenige enthalten sollen, worüber sich Vf. und Leser gern besprechen würden, wenn sie persönlich zusammen kämen: so kann wohl nichts so sehr dahin gehören, als Nachrichten von neuen Büchern und Vorfällen, die für beide einiges Interesse haben; denn diese pflegen doch zu Unterredungen den meisten Stoff herzugeben. Überdies kann auch in Recensionen viel Lehrreiches mitgetheilt werden, und die Aufbewahrung solcher auch unwichtig scheinender Kirchen- und Schulan Nachrichten einer Provinz in einem solchen Archiv ist für die Folge oft sehr nützlich. Man wird daher auch diese Abschnitte sehr nöthig finden.

Alles wird darauf ankommen, ob das Meiste in dieser Zeitschrift lezenswerth seyn wird, und Rec. kann Predigern und Schullehrern in und außer Westphalen die Versicherung geben, daß sie vieles für sich Lehrreiches und Beherzigungswürdiges in den vorliegenden Jahrgängen finden werden. Wir wollen davon nur Einiges aus den ersten Heften auszeichnen.

Unter den Abhandlungen geht eine vom Hn. Prediger Ehrenberg zu Herlohe, die die verschiedenen

Ansichten der neueren Zeit von der Religion beschreibt, durch die drey ersten Stücke hindurch, und ist vollständig und sehr belehrend. Nur möchten sich manche beklagen, daß ihre Ansichten nicht richtig angegeben sind. Der Vf. sagt, einige hätten eine Religion des Wissens, andere des Gefühls, noch andere des Thuns. Aber wer hat eine Religion des bloßen Wissens? Der Vf. sagt dies z. B. von den Supernaturalisten; aber die meisten, wo nicht alle, werden erwidern, daß ihnen dadurch Unrecht geschehe. Wo sind jetzt diejenigen unter ihnen, die vorgeben, etwas von dem Wesen überfinnlicher Dinge zu wissen, die in demonstrativer Form aus Wundern und Weissagungen beweisen wollen, daß sie eine unmittelbare Offenbarung Gottes haben? Zur Zeit der Wolffischen Philosophie gab es dergleichen, aber jetzt wird jeder Supernaturalist gerne auf Wissen und Beweisen im Gegensatz des Glaubens Verzicht thun, und sein Glaube an unmittelbare Offenbarung wird kein anderer seyn, als daß er gesteht, nicht zu wissen und nicht ganz zu begreifen, wie die Gottheit ihm und der ganzen Menschheit solche wahre und wichtige Religionseinsichten mitgetheilt hat, die sie nicht gerade ihrem eigenen Nachdenken vorzüglich zu verdanken hatten, die sie für wahr und wichtig halten, und zu halten Ursache haben, ohne die inneren Gründe davon zu kennen. Sein Glaube an Wunder wird darin bestehen, daß er überzeugt ist, Gott habe auch physische Begebenheiten kommen lassen, die kein Mensch aus den bekannten Naturgesetzen sich genugsam und ganz erklären kann. Will man Männer, die so denken, nicht Supernaturalisten nennen, so möchten wohl kaum noch denkende und gelehrte Supernaturalisten unter uns seyn; aber auch der Andern Religion muß Sache des Gefühls und des Thuns seyn, sonst hört sie auf diesen Namen zu verdienen, und wird Theologie. Der Vf. hat sich, nach Rec. Urtheil selbst gehindert, die Systeme der Parteyen richtig zu schildern, dadurch, daß er das theilte, was zusammen gehört. Er hätte von dem Begriff der Religion ausgehn und zeigen müssen, wie ihn einige so, andere anders nehmen und entwickeln, und dadurch auf die verschiedenen Ansichten kommen. Diese Ansichten hätte er so unparteyisch darlegen sollen, als er sie vollständig dargelegt und gut beschrieben hat, und am besten hätte er gethan, die Namen ganz wegzulassen. Er verspricht noch, seine eigene Ansicht der Religion uns vorzulegen, aber vielleicht sind viele von denen, die er hier beschreibt, ihm nicht so sehr entgegen, als er meint.

Unter den übrigen Abhandlungen zeichnen wir nur aus St. I. des Hn. Prof. Busch Gründe aus, warum doch wohl die Bibel als Lehr- und Lesebuch in den Landschulen beygehalten werden muß, die Beherzigung verdienen, ungeachtet dessen, was Hr. Recr., *Seidenstücker* (St. II) dagegen eingewandt hat; Herrn, Pred. Hoogen's (dessen Bildniß dem 3ten Hefte beygelegt ist,) Aufsatz über Wahrheitsinn, oder ob es wahr sey, daß das Volk keinen Sinn für Wahrheit und Aufklärung habe, (St. II) wovon Jeder bedauern wird, daß er bloß fragmentarisch ist; und Hn. Recr.,

Kleinschmidt's Versuch den Religionslehrer auf einen richtigen Standpunct in ascetischer Rücksicht zu stellen. Aus Letzterem kann sich Rec. nicht enthalten, eine Stelle abzuschreiben, die den Hauptgedanken des Vfs. enthält, und eine Parodie auf der Äußerung Pauli 1 Cor. 9, 19 — 23 enthält. (St. 2. S. 239.) „Wiewohl ich, sagt ein denkender, ernster und thätiger Lehrer der Religion Jesu, frey bin von Jedermann, gewissenhaft, unabhängig von Menschen, unabhängig vom System, und weil ich einen über die Verschiedenheit der menschlichen Ansichten vom praktischen Christenthum erhöhten Standpunct errungen habe: so mache ich mich doch selbst gerne Jedermann zum Knecht, auf daß ich Viele fürs Reich Gottes, fürs Weisheit, Tugend und Seligkeit gewinne. Dem Orthodoxen bin ich orthodox, auf daß ich diesen gewinne. Dem Formularchristen schliesse ich mich an, und seiner Achtung fürs Äußerliche der Religion, daß ich auch ihn gewinne. Dem Philosophen, welcher die Heiligkeit des Vernunftgebotes lehrt und ehrt, schliesse ich mich an, da mir durch Jesus das Gesetz der Vernunft ehrwürdig geworden ist. Dem redlichen Skeptiker biete ich gern die Hand, ihn zum festen Grund seiner inneren Ruhe zu leiten. Dem Mystiker räume ich den Werth des Guten in der Mystik ein. Dem aufrichtigen Pietisten bin ich ernstlich ein Pietist. Dem redlichen Herrnhuter nahe ich mich, um mein Herz mit ihm für Jesus zu erwärmen. Dem gutmeinenden Separatisten weiche ich nicht aus, um auch den zu gewinnen. Solches Alles thue ich, um des Evangeliums willen u. s. w.“ Als Mittel zu dieser Lehrweisheit empfiehlt der Vf. mit Recht die Kunst, allenthalben die Wahrheit da aufzufuchen, wo sie sich findet, aus ihr selbst (nicht aus eigenen Ideen;) den Irrthum zu widerlegen, der sich daran gekettet hat und schädlich ist, auf die vorhandene Wahrheit fortzubauen, in seinem Wandel seines eigenen Glaubens zu leben, allgemeine Liebe zu zeigen, und Niemanden anstößig zu werden.

Auch verdienen noch des mennonitischen Predigers *van der Ploeg* schön dargestellte Gedanken über die jetzt gesuchte Vereinigung der Protestanten eine rühmliche Erwähnung. Der Vf. stellt die Versuche dazu als unnöthig oder schädlich dar, wie sie es auch gewiss sind. Aber in der Lage, worin die protestantischen verschiedenen Gemeinden jetzt gegen einander sind, können sie doch unbeschadet der Religion nicht bleiben. Man ist getrennt, ohne auf die Ursachen der Trennung einen Werth zu setzen, oder man setzt auf die Absonderung einigen Werth, und weiß selbst nicht warum. Man ist reformirt, lutherisch oder mennonitisch, weil man so geboren und erzogen ist. Das muß gewiss für die Religion nachtheilig, und darin äusste Manches anders seyn.

Aus der Pastoralcorrespondenz will Rec. nur aufmerksam machen auf *Natorps* Erfordernisse eines guten Gesangbuchs, *Schwager's* (in Jöllenbeck) Bericht über seine Amtsführung (St. I); eines Ungenannten Vorschläge zur zweckmäßigeren Einrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche in der katholischen Kirche, und *Natorp's* Schreiben über das Buch Tobias in allen

tischer Hinsicht, (St. III). Bey Letzterem muß aber doch Rec. gestehn, daß er es mißbilligt, wenn in protestantischen Kirchen auch über apokryphische Bücher gepredigt werden soll. Auf den Inhalt derselben kann es hiebey nicht ankommen, sonst könnte ja wer weiß über wie viele Bücher und Stellen aus Büchern gepredigt werden; sondern diejenigen Bücher, aus denen Texte genommen werden, müssen ein gewisses kirchliches Ansehen haben. Dies gebührt einmal den apokryphischen Schriften nach der Kirchenordnung der Protestanten, aus guten Gründen, nicht. Man braucht nirgends aus allen kanonischen Büchern der Bibel Stoff zu Predigten herzunehmen; aber die Zahl der Bücher, aus welchen man ihn hernimmt, zu vermehren, dazu ist gar kein Grund. Wer in den kanonischen Büchern des A. und N. T. recht bewandert ist, findet zu jeder nöthigen oder nützlichen Kanzelmaterie einen guten Text. Erläuterungen derselben aus apokryphischen Büchern zu nehmen, wird Niemand versagen.

Unter den Predigeramts-Arbeiten sind einige kirchliche Lieder recht schön; doch das über die Sprache wird sich selbst nach den Regeln, die Hr. Natorp in dem oben angeführten Aufsatze giebt, nicht gut zu einem Kirchengesang schicken. Es ist zu rathen. Rec. meint, unsere Gesänge sollten hauptsächlich Hymnen seyn, und mehr die allgemeine Erhebung des Herzens zu Gott, als Belehrung über spezielle Materien befördern.

Die Recensionen machen zum Theil auf einige wenig bekannt gewordene Schriften aufmerksam, besonders auch auf solche, die die Kirchengeschichte Westphalens betreffen, und sind größtentheils sehr lehrreich. Auch in dem historischen Anzeiger ist Manches nicht uninteressant, z. B. die Nachricht von zwey Erfindungen, die für die Verbesserung des Kirchengesangs wichtig werden können, nämlich dem Versuche des Hn. C. R. Horstig zu Bückeburg, die Choralnoten durch Ziffern anzudeuten, und der Erfindung eines musikalischen Instruments, welches zwischen dem Fortepiano und der Orgel die Mitte hält, und Melodien genannt wird, durch den geschickten Orgelbauer Hn. Dietz zu Emmerich (St. I), dergleichen die Nachrichten von dem Leben des ehemaligen Missionarius und nachherigen Predigers J. G. Burgmann (St. III) u. s. w.

Dfr.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Predigten für die häusliche Familien-Andacht an allen Fest- und Sonntagen* (auf alle Fest- und Sonntage) des Jahres, von Georg Philipp Leopold Winkelmann, jüngerm Kirchspielsprediger zu Neuburg in Curland. 1799. 1 Bd. 384 S. 2 Bd. 538 S. 1805. 3 Bd. 550 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ein ziemlich starkes Werk. Der 1 Band enthält bloß Festpredigten, für die Hauptfeste mehrere zur Auswahl, in welchen, wie der Vf. in der Vorrede sich ausdrückt, das biblische Geschichtsbuch, das ihm von sehr großem Werth ist, vorzüglich ins Auge gefaßt wird, und schließt mit dem Trinitatisfeste. Der 2 Band hat die übrigen Predigten vom ersten Advent bis mit dem

Sonntage Exaudi und dem darauf folgenden Fasttage. Der dritte enthält die Predigten für die Trinitat. Sonntage. Wenn der Vf. so wie bey den ersten Bänden, durch Pränumeration und Subscription sich gedeckt findet, da er diese Predigten auf seine Kosten drucken läßt, so kann man sich ein noch bändereicheres Werk wohl gefallen lassen. Ob auch das Publicum? Das seinige wahrscheinlich. Das größere aber wird vielleicht sprechen: wir haben der Predigtsammlungen genug, und besser wie diese; und darin wird es allerdings Recht haben. Wir wollen dem Vf. die Gabe nicht abprechen, mit Salbung zu reden; von einer guten Declamation unterstützt, mögen seine Predigten — die doch gewiß alle gehalten worden sind — gefallen haben; aber des Druckes werth finden wir sie eben nicht. Die Hauptsätze sind sehr gewöhnliche, und tausendmal schon bearbeitete, die er über die Gebühr lang ausdrückt, und zuweilen mit einem Oder unnöthig noch länger macht. Z. B. am Charfreitage: „So gewiß Jesus Christus für uns gestorben ist: so gewiß sind wir auch zu einem heiligen Leben verpflichtet. Oder: So wahr und gewiß es ist, daß Jesus Christus ein Opfer für unsere Sünde geworden ist: so wahr und gewiß ist es auch, daß wir nicht dürfen in Sünden leben.“ Wie unnöthig lang, wie viel Tautologie, und wie schielend oben rein! Die Ausführung ist breit und matt, ebenfalls voller Tautologien, von denen der Vf., wie selbst der Titel zeigt — *häusliche Familien-Andacht*, eins wäre genug — ein großer Freund ist. Er klebt in Exegese und Darstellung im Ganzen sehr am Buchstaben des alten Systems, ihm mangelt aber der kräftige Geist, ohne welchen der Buchstabe tödtet. Dieser Geist spricht sich nicht bloß in rednerischen Figuren und noch weniger in leeren Declamationen, sondern in kraftvollen, inhaltsschweren, zum Ziel führenden Worten aus. — Und warum gab der Verf. diesen seinen Arbeiten die nähere Bestimmung „für Familienandacht?“ da er in ihnen auf Familienverhältnisse nur selten Rücksicht nimmt. Doch jener Ausdruck soll wohl weiter nichts sagen, als daß diese Predigten zum Vorleser bey der häuslichen Andacht bestimmt sind. Wir sollten nun freylich alle unsere Ausstellungen mit Beweisen unterstützen; aber, wenn Recensionen für Schriften dieses Schlages so viel Raum als zu weitläufigen Beweisen nöthig ist, wegnehmen wollten, so sollte in diesen Blättern Raum für gewichtigere Producte herkommen, die eine ausführliche, mit den nöthigen Beweisen unterstützte Anzeige verdienen? Wenn unser Urtheil das ziemlich starke Pränumerantenverzeichnis, das diesen Predigten voransteht, und viele respectable Namen enthält, zu widersprechen scheint: so muß man bedenken: wie selten, besonders in Lief- und Curland, ein zahlreiches Pränumérant. Verzeichniß — und beschadet der Einsichten und Kenntnisse der Pränumeranten — einen sicherern Maßstab für die besondere Güte eines Buches abgiebt, als Dedicationen an Fürsten und andere angesehene Personen. Und dem will Rec., bey allem gerechten Tadel dieser Predigten, doch keinesweges behaupten, daß sie nicht vielen Christen, die durch bessere Kost noch nicht verwöhnt sind, eine belehrende, erbauliche und ihrem Herzen wohlthuende Lectüre seyn können.

J. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 M A Y, 1807.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Kummer: *Geschichte von England*, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, H. S. W. Hofr. und ord. Prof. d. Gesch. zu Jena. Erster Theil. 1806. 616 S. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Auch diese Geschichte von England zeichnet sich durch die Gründlichkeit, den zusammentragenden Fleiß und die ruhige und anspruchslose Darstellungsweise aus, welche das Publicum längst als Vorzüge der Schriften dieses Vfs. anerkannt hat. Nicht nur *Hume* und andere englische Schriftsteller, sondern auch vorzüglich die trefflichen Arbeiten *Sprengel's*, sind in diesem ersten Bande, welcher übrigens weiter, als *Sprengel's* Geschichte von England, nämlich bis zu dem Tode *Eduards III* geht, mit vielem Fleiße benutzt worden, so daß auch auf diesen Verfasser in gewissem Sinne anwendbar scheint, was der berühmte *Robertson* von den Deutschen in Bezug auf Gelehrsamkeit gesagt hat: sie seyen *wholesale-merchants*. Nur die Geschichte der wissenschaftlichen Fortschritte hat Hr. H. zu kurz berührt; von *Offian*, *Royer Bacon*, *Johann Wicel* und *Chaucer* konnte mehr gesagt werden; besonders sollten in Bezug auf den ersten, die neuesten Untersuchungen, und bey den letzteren das kürzlich erschienene reichhaltige Werk von *William Godwin* benutzt seyn. Übrigens hat der Vf. keineswegs bloße Regentengeschichte geliefert. Die angelsächsische Verfassung, so wie die Umwälzung derselben durch *Wilhelm den Eroberer*, sind gut geschildert. Besonders bey dem letzteren verweilt der Vf. *con amore*, und würdigt ihn mit Gerechtigkeit. „Es sagen die englischen Geschichtschreiber, heist es am Schlusse dieser Schilderung, er habe eine so große Sicherheit in England eingeführt, daß ein Mädchen mit Golde beladen hätte unangetastet durch das ganze Reich gehen können. Seine unmäßige Jagdlust war freylich sehr tadelnswürdig, und die auf die Wilddiebe (*diebstähle*) gesetzten Strafen grausam; aber auch in anderen Ländern ist über *Ninrode*, die durch Parforcejagden und andere *Waldteufeleien* (??) ihre Unterthanen unmenschlich behandelten, selbst in neueren Zeiten geklagt worden.“ — Auch *Heinrichs III* charakterlose Regierung, wobey *Sprengel* sein vortreffliches Werk leider! abgebrochen hat, ist gut dargestellt. Besonders kann das, was S. 451 ff. von den ungeheuren päpstlichen Gelderpressungen unter dieser Regierung gesagt wird, als eine Probe angesehen werden von der großen Sorgfalt, womit Hr. H. die Facten zusammenstellt.

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Eben dieser *Heinrich der III* hörte (S. 480) täglich drey Messen. *Ludwig der Heilige* in Frankreich tadelte ihn deswegen, und meynte, er würde besser thun, wenn er öfter Predigten hörte. Aber *Heinrich III* erwiederte, er wolle lieber seinen Freund oft sehen, als von ihm sprechen hören. — Auch die äußere Geschichte der drey ersten *Eduarde* ist richtig dargestellt. Daß aber die Ausbildung der inneren Verfassung, und namentlich die Entstehung des Ober- und Unterhauses im Parlamente, als welche in die Periode dieser Regierungen fällt, nicht genauer entwickelt ist, hat uns um so mehr befreundet, da der scharfsinnige *Spittler* im Gött. Hist. Magazin B. V. S. 613 ff. in der „*summarischen Abhandlung der Entstehungsgeschichte des englischen Parlaments*“ so vieles Licht über dieses erfreuliche Phänomen gegeben hat. Hr. *Heinrich* scheint sich hierin hauptsächlich an das, was Hr. *Eichhorn* in seiner Weltgeschichte nach *Spittler* hierüber gesagt, gehalten zu haben. — Was wir aber an diesem Buche überhaupt vornehmlich vermiffen, ist, daß der Vf. die vortreffliche, für die innere Geschichte Englands so äußerst reichhaltige *History of Great Britain by Robert Henry*, welche auch *Spittler* in seinem Entwurf der Europ. Staatengesch. treffend gewürdigt hat, nicht so benutzte, wie es zu wünschen war, so daß auch dieses Werk, so viel wir uns erinnern, nur einmal in diesem ganzen ersten Bande angeführt ist. Aus *Henry* und *Hume* kann ein deutscher historischer Künstler eine Geschichte Englands zusammensetzen, wie seine Landsleute diese nur immer wünschen mögen. Möchte daher der Vf. bey den folgenden Theilen aus *Henry* nachholen, was noch nachzuholen ist! Hr. *Woltmann* hat in seiner trefflichen, der Fortsetzung allerdings sehr würdigen, Geschichte Englands gerade diesen Historiker glücklich benutzt. Übrigens kann diese Arbeit des Hn. H., besonders wegen ihres Reichthums an Facten, neben der *Woltmann'schen* sehr gut bestehen, und wir sehen daher der Fortsetzung derselben mit Freude entgegen.

a. φ.

MEKKA, [KOPENHAGEN, b. Proft]: *Muhammed Abul Casem der große Prophet von Mekka*. Ein Seitenstück zur natürlichen Geschichte des großen Lehrers von Nazareth. I Theil, mit 1 Kupfer. 1802. XVI. 656, II Theil, 1803. 586 S. 8. (4 Rthlr. 8 Gr.)

Wer ein irgend befriedigendes Gemälde von *Muhammed* und der durch ihn in Asien bewirkten denkwürdigen Revolution liefern will, muß auf einem freylich mühsamen Wege sich eine genaue Kenntniß

Ddd

der Staaten und Völker, die mit Arabien in einer bald näheren, bald entfernten Verbindung gestanden haben, und des Verhältnisses, welches zwischen ihnen obgewaltet hat, vorzüglich zu den Zeiten, die vor dem Auftritt des Propheten von Mekka unmittelbar vorhergegangen sind, erworben haben. Ist dieses, zugleich in Hinsicht auf die Lage, in der Religion und Moral in der sie sich damals befanden, geschehen: so muß es, so weit ein kritisches Studium der uns aufbewahrten zerstreuten einzelnen Nachrichten es nur immer zuläßt, den politischen, religiösen und sittlichen Zustand von Arabien, von den frühesten Zeiten her, zu erforschen suchen, und sich eine möglichst deutliche Einsicht in die innere Beschaffenheit der durch dieses Land verbreiteten religiösen Sekten verschaffen. Vorzüglich aber muß ein jeder, der ein solches lehrreiches Werk zu schreiben unternehmen will, den Charakter der Morgenländer in ihren eigenen Schriften und Reisebeschreibungen sorgfältig studirt haben, und keinen Augenblick vergessen, daß sie in der Sphäre, wo die Phantasie bis zu einem so hohen Grade exaltirt ist, daß dem Verstande nichts mehr zu denken übrig bleibt, am liebsten verweilen, daß sie in der Beschreibung ihrer Gefühle und Leidenschaften Schwolft und Überspannung lieben, daß sie sowohl in lieblichen, als grausvollen Schilderungen, sowohl in Zeichnungen angenehmer, als widriger Begebenheiten, stark übertreiben, und fast immer in das Gebiet des Wunderbaren und Seltsamen hinüberstreifen. Denn ist ihm der Charakter des Morgenländers in seinen mannichfaltigen Beziehungen, so wie er hauptsächlich in seinen Poesien sich offenbart, beständig gegenwärtig: so wird er die vielen Märchen und Dichtungen, womit arabische Schriftsteller die Geschichte ihres großen Propheten verbrämt haben, leicht zu würdigen verstehen. Freylich wird er eine vollkommnere Arbeit leisten, und so manche Dunkelheit, welche dem Forscher seine mühsamen Untersuchungen oft erschwert und verleidet, in eine hellere Ansicht verwandeln können, wenn ihm die Benützung der vielen noch ungedruckten, in den großen Bibliotheken zu Leiden, Oxford, Paris und dem Escorial aufbewahrten Schätze gestattet worden ist. Ist er indeß auch nur auf die bisher bekannt gewordenen Hülfsmittel beschränkt, verleiht er übrigens die einzelnen bald weitläufiger, bald kürzer mitgetheilten Nachrichten und Notizen, hinreichend vorbereitet, sorgfältig zu sichten, und die vielen im Koran enthaltenen Winke gehörig anzuwenden: so wird er gleichwohl auf ganz neue überraschende Ansichten geleitet werden, und einen schöneren Zusammenhang in die Geschichte Muhammeds und seiner Religion zu bringen, vermögend seyn, als es den bisherigen Bearbeitern derselben, gelungen ist.

Gehen wir mit diesem Maßstabe in der Hand zur Beurtheilung des vorliegenden Werks, so finden wir zwar, daß dem Vf. desselben mehrere der genannten Forderungen als nothwendige Bedingungen vorgeschwebt haben, aber über der Arbeit selber allmählich aus den Augen gerückt sind. Er ist auffallend oft dürftigen Nebenquellen gefolgt, wo Hauptquellen

reichlicher flossen; hat viele wichtige Hülfsmittel, die er nicht entzihen konnte, sey es nun aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, gar nicht zu Rathe gezogen, die vorhandenen Nachrichten nicht mit der bedächtlichen Sorgfalt und unbefochenen Kritik, die ihm oblag, benutzt und verarbeitet, und endlich seiner blühenden Phantasie einen zu großen Spielraum überlassen. Er hat mit einem Wort, ein widriges Zwitterproduct von Geschichte und Roman geliefert, das dem Kenner ein mitleidiges Lächeln und mißbilligendes Kopfschütteln abnöthigt, den Nichtkenner aber wegen der hinreißenden Sprache, in der es geschrieben ist, und der verführerischen Gabe der Darstellung, die unserem Verf. ganz zu Gebote steht, für seine Ansicht, als die einzig wahre, leicht gewinnen, und daher zu unrichtigen Vorstellungen verleiten dürfte. Es ist demnach Pflicht für uns, etwas genauer ins Detail einzugehen.

In dem S. XI ff. der Vorrede mitgetheilten Verzeichniß der hauptsächlichsten Quellen und Hülfsmittel, welche der Vf. benutzte, hat Rec. folgende wichtige Werke vergebens gesucht, als: 1) *Alcoranus, textus universus una cum 4 prodromis* ed. Ludov. Mascarius, Patav. 1698. Fol. 2) *Abulfedae Io. Annales Muslemici* ed. Adler, T. I. Hafnide. 1789. 4. 3) *Esmacini historia Saracénica* edit. post Erpenium Jac. Golius Arab. et Lat. Lugd. Batav. 1625. Fol. 4) *Historia imperii vastissimae octonidatum ex Abul Fedo, Hama Ispanensi etc.* Arab. et Lat. Rud. Ab. Schultens. Harlerov. 1786. 4. 5) *Vergleichung der christlichen Religion mit der mohammedanischen*, von Jos. White, übersetzt von J. Gottl. Burkhard. Halle. 1786. 6) *Allgemeine Geschichte des ottomanischen Reichs*, aus dem Französischen des Hrn. von Murad von D. Ohffen, überf. von Buek. Leipz. 1788. 8. Th. II. S. 31 ff. 7) *Über Muhammed* aus dem Französischen des Hrn. de Broquigny, von F. Th. Rink. Frankf. 1791. 8. Auch hatten Henke's Kirchengeschichte Th. I, neueste Auflage, Gibbon's history of the fall and decline of roman empire, T. IX, ed. Basil. August's kleiner Koran. Weisenfels und Leipzig. 1798. Hartmann's Abhandlung über einzelne Titel des mohammedanischen Religionsgesetzbuches in Henke's N. Magaz. B. VI. S. 285 ff., und die unter Norberg's Voritz vertheidigten Dissertationen: *De Templo Macono*. Lundae 1789, und *De ingenio Muhammedis*, Lundae 1793. verglichen werden können. Zwar hat der Vf. auch *Ismael Abulfeda* edit. Gagnier, aufgeführt; aber, wie es Rec. geschehen hat, bey seiner Arbeit nicht vor Augen gehabt.

Salt in seinem Koran und Gagnier in dem Leben Muhammed's scheinen seine vorzüglichsten Führer gewesen zu seyn. Des Vfs. Zweck war, die Traditionen und Nachrichten der arabischen Schriftsteller nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit gegen einander zu stellen — das offenbar Erdichtete abzuschneiden, die Winke zur Erklärung des anscheinend Wunderbaren der Erzählung selbst einzuverleiben, und eine pragmatische Darstellung des Ganzen zu liefern, wodurch das Interesse des Lesers theils unterhalten, theils zum eigenen unbefangenen Forsuchen nach dem wahren He-

gange der Begebenheiten angereizt werde. Da — bemerkt er S. 14 — wo die beglaubigte Geschichte schweigt, müsse unter Aufsicht der Vernunft die Einbildungskraft mit ins Spiel gesetzt werden, um die Winke und Wahrscheinlichkeiten zu verarbeiten, wodurch das anscheinend Unzusammenhängende, Fabelhafte und Wundervolle pragmatischen Zusammenhang erhalten könne. Dies sey auch in seiner Schrift geschehen! Und fürwahr der Vf. hat den letzten Theil seines Versprechens redlich erfüllt!

In der Einleitung, die bis zu S. 150 fortläuft, und unstreitig der gelungenste Theil der ganzen Arbeit ist, macht der Vf. zuerst den Leser mit dem Schauplatz der Geschichte auf eine zweckmäßige Weise bekannt; und man wird, obgleich nur das Bekannte wiederholt ist, dennoch diese Schilderung wegen der schönen mahlerischen Sprache, worin sie entworfen ist, mit Vergnügen lesen. In einem zweyten Abschnitt zeichnet er den Charakter des Arabers, meist nach Niebuhr, und wenn man auch in mehreren Zügen dieses übrigens trefflich angelegten Gemäldes, die so gern verschönernde Hand des Vfs. nicht verkennen sollte, so wird man gleichwohl wegen der hin und wieder ausgestreuten sinnreichen Bemerkungen auch bey diesem Abschnitt mit Wohlgefallen verweilen. In den übrigen Abschnitten, die von der Urgeschichte oder den Ureinwohnern Arabiens, den Religionen dieses Landes, von der Beschaffenheit des Christenthums und dem Zustande des persischen Reichs handeln, hat der Vf. theils nicht tief genug geschöpft, theils den vorhandenen Stoff zu wenig geordnet, seine Einbildungskraft ohne Noth zu sehr ins Spiel gesetzt, und, um seinen Liebling Muhammed in desto schönerem Glanze hervortreten zu lassen, manche Parthien offenbar zu stark in Schatten gestellt. Vorzüglich ist dieses Bestreben in der zu grellen Schilderung Justinians und seines Zeitalters auffallend, wo der Vf. unbeschreiblich weitläufig geworden ist, und vieles, was zu seinem Zweck gar nicht gehörte, aufgenommen hat.

Im zweyten Buche von S. 151 tritt der Vf. seinem Gegenstande näher. Dafs die ältesten Anhänger des Islam und arabische Geschichtschreiber die frühere Geschichte Muhammeds verschönern würden, dafs sie also z. B. Muhammeds Vater als einen der schönsten Männer darstellen, und alle Mädchen Arabiens sehnachtsvoll ihn sich erbitten und ihm nachstellen lassen würden, um der Ehre, die Mutter des Propheten zu seyn, zu genießen, ist ganz in der Ordnung, und dafs keinen Augenblick befremden. Mißth hätte der Vf. diese und ähnliche Angaben für das, was sie sind, für Auswüchse einer glühenden morgenländischen Phantasie, für Züge, Scenen und Begebenheiten, die man nach der späteren wirklichen Geschichte modelte, und in frühere Zeiten als Vorherverkündigungen und Vorbereitungen hinübertrug, und für ganz gewöhnliche, so häufig in der Geschichte dem Forscher aufstossende, Erscheinungen halten sollen; aber statt dessen bauet er auf alle solche Mährchen, Fabeln und Legenden mit einer unbegreiflichen Leichtgläubigkeit, schmückt sie reizend aus, und verküttet sie

mit anderen eben so willkürlichen Verbrämungen zu einer neuen Form, ja, malt manche Scenen mit so entzückenden, wollüstigen Farben aus, dafs man wünschen möchte, der Vf. hätte einen bloßen Roman schreiben, aber eine eigentliche Geschichte nicht auf eine so unwürdige, wahrhaft tadelnswerthe Art entwerfen mögen. So, um doch ein paar Proben unserer Lesern mitzutheilen, beschreibt er S. 159 Abdallah wie folgt: „in dem schönsten männlichen Körper wohnte die edelste Seele. Seine Tapferkeit, sein Muth und die frühe Reife seines Geistes — waren eben so bekannt — als seine Lautseligkeit, Milde und Sanftmuth. Er war das schönste Muster zur Nachahmung für Mekkas Jünglinge. Seine hehre, schlankte Gestalt, die männliche Kraft in seinem Anstande und Gange — das blitzende Feuer in seinen Augen, die edle Form seines Antlitzes, und das süsse Lächeln seines Mundes — hatten ihm aller Weiber Herzen erobert. Die schönsten Töchter seines Stammes sausten nach dem Besitze eines solchen Mannes. Jeder weibliche Busen hob sich stürmischer, wenn er auf dem stolzen Rosse erschien, das unbändige Thier mit nervigter, gewandter Faust zügelte, und in den gewohnten Kampfspielen mit Schwert und Wurfspeer den Preis erkoch.“ Von der Aminah heifst es S. 165: „das liebliche Mädchen wuchs dort in einer schönen, majestätischen Natur auf. Ihre Gefühle waren so rein, als das azurne Gewölbe des immer heiteren Himmels. Die hehre Schöpfung der Natur entwickelte frühe das Gefühl der kindlichen Andacht gegen den Erhabenen, den sie anbetete, suchte, und nirgends als in ihrem reinen jungfräulichen Herzen fand. So irrte sie, hingegeben den sanften Trieben ihrer Seele, oft auf den einsamen Pfaden am Abhange des graulichen Gebirges umher. Sie umfasste mit stiller Liebe die ganze Natur. Ach! ihrem Herzen mangelte etwas, das sie nicht zu nennen wußte.“ An solche Schilderungen verschwendet der Vf. hier, wie in der natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth bey Maria und Joseph, den ganzen Reichtum seiner Phantasie, um recht sagenscheinlich darzutun, dafs aus einer Umarmung eines solchen feurigen Liebe athmenden Paares geistvolle Kinder, wie Jesus und Muhammed hervorgehen mußten. Ähnliche Aus schmückungen von Wundererzählungen und Sagen, bey denen sich Rec. der Kürze wegen nicht weiter aufhalten darf, findet man Th. I. S. 163. 206. 269. 338. 476. 633 und Th. II. S. 37. 110. Der Vf. folgt in seiner Erzählung fast Schritt vor Schritt Gagnier in dem Leben Muhammeds, und commentirt jeden einzelnen Theil auf eine zuweilen zwar sinnreiche, aber mehr täuschende, als befriedigende Art.

Der letzte Theil des Buchs von dem Zeitpunkt an, wo Muhammeds Erklärung, er sey ein göttlicher Prophet, die Fackel der Zwietracht unter seine nächsten Verwandten und die mächtigsten Stämme Arabiens warf, ist unbeschreiblich langweilig; denn jede einzeln hieraus entstandene Neckerey, Fehde, oder blutigen Krieg hat der Vf. mit einer ermüdenden Weitläufigkeit bis in das kleinste Detail erzählt. Doch

verkennen wir auch in diesem einige treffliche Raisonnements, wie Th. 2. S. 153, einige feine Bemerkungen, wie S. 314, und einige gelungene, mahlerisch schöne Beschreibungen, wie S. 195, keineswegs.

Den Charakter Muhammeds hat der Vf. mit wahrhaft bewundernswürdiger Kunst gezeichnet, und recht *con amore* sein Bild ausgeschmückt und fast bis zu einem Ideal erhoben. Jeden einzelnen Zug hat er herrlich hervorgehoben, und jeden Flecken, den der unbefangene Forscher bey aller seiner Hochachtung für die Talente und Verdienste dieses wichtigen Mannes in der Hand der Vorsehung, willig anerkennen wird, mit zärtlich sorgfamer Hand von dem Gemälde seines Lieblings wegzuwischen verstanden. Dafür haben aber Rec. desto mehr die allgemeinen Betrachtungen befriedigt, die der Vf. im Anfange des vierten Buchs Th. II. S. 429 ff. über Muhammed, als Mensch, Staatsmann und Feldherr, so wie über das Wesentliche seiner Religion angestellt hat. Wie aber der Vf. behaupten kann (S. 558), daß man in den kühnen, phantastischen Dichtungen über die Beschaffenheit des Paradieses sehr häufig eine sittliche Tendenz der Ideen — eine süße Sehnsucht nach unbekannten geistigen Freuden, einen ahndenden Blick höherer Cultur, eine schmachtende Wehmuth des Herzens nach Befriedigung edlerer Triebe finde, und daß Muhammeds Paradies nicht so grob sinnlich sey, als man es gewöhnlich vorstelle, ist dem Rec. unbegreiflich. Hätte er ohne Vorliebe für den grossen Propheten von Mekka nach einer aufmerksamen, unbefangenen Erwägung aller hieher gehörenden Stellen des Korans, die man in der oben angeführten Abhandlung im Henkischen Magazin vollständig gesammelt findet, sein Urtheil abgefaßt, so würde er sich diese, wie so viele andere Blößen, nicht haben zu Schulden kommen lassen.

Am Schlusse seines Werks verspricht der Vf. die Geschichte der ersten Kalifen bald nachfolgen zu lassen. Da hier dem Geschichtschreiber mehr zuverlässige und zusammenhängendere Nachrichten zu Gebote stehen: so darf man, wenn anders ein gründliches Quellenstudium vorhergegangen ist, von den nicht zu verkennenden vorzüglichen Talenten dieses anonymen Gelehrten ein befriedigenderes Werk erwarten, als er hier geliefert hat.

As. Hp.

- 1) ALTONA, b. Hammerich: *Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in drey Tabellen*, für den ersten Unterricht in der Geschichte. Von G. G. Bredow 1806. gr. Fol. (6 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte*. Für den ersten Unterricht in der Geschichte; besonders für Bürger- und Landschulen. Von G. G. Bredow. 1805. Dritte aufs neue durchgesehene Aufl. kl. 8. (4 gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Umständlichere Erzählung der wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Welt-*

geschichte. Ein Commentar zu den ausgewählten Begebenheiten, für ältere Schüler, Lehrer und Ältern. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. 1806. (1 Thlr. 12 gr.)

Es ist bey der hohen Würde der Historie ein schweres Unternehmen, sie für Kinder zu bearbeiten. Eben daher ist es aber auch, wenn man anders zugiebt, daß überhaupt Kindern die allgemeine Geschichte mitgetheilt werden könne, ein wahres Verdienst, wenn ein Mann von Geist und ächthistorischen Kenntnissen sich diesem Geschäfte unterzieht. Hr. B. hat dies in den vor uns liegenden Schriften mit so vielem Sinngethan, daß man ihm vor allen seinen Vorgängern in diesem Fache den Vorzug einräumen muß. Sonst schreiben gewöhnlich nur Kinder in der Historie die Geschichte für Kinder, hier hat diese ein Mann geschrieben. — Recht zweckmässig ist auf den drey Tabellen aus der alten, mittleren und neuen Geschichte alles dasjenige ausgehoben, was nur irgend für Kinder verständlich ist. Ja, diese Tabellen sind recht eigentlich angeordnet nach den richtigen Grundsätzen: „*Wenig aber das Wenige gut*“, „*Wiederholung ist die Mutter des Lernens*“, „*das Auge ist des Gedächtnisses rechte Hand*“. Grundsätze, welche der Vf. in einer kurzen Anweisung über den Gebrauch der Tabellen schön ausgeführt hat, und die besonders in unseren Tagen nicht genug eingeschärft werden können. — Was die Tabellen nur andeuten, ist in No. 2 in passender, compendiarischer Kürze dargestellt. Gerade das, was für Kinder am besten taugt, nämlich die Geschichte der Erfindungen, ist mit Recht weitläufiger abgehandelt. Der erzählende Styl ist, wie es sich auch in den kürzesten historischen Compendien gebührt, stets beybehalten, ist im Ganzen rein und fließend, so wie das Urtheil richtig und unbefangen. Von vielen Stellen, die wir als Belege hiefür anführen könnten, stehe hier bloß das, was S. 77 von den Kreuzzügen gesagt ist. „Sechs Millionen Menschen hatte Europa durch die Kreuzzüge verloren: aber der Geist war geweckt, man hatte morgenländische Kunst kennen gelernt, es waren der Ritter weniger, der Bürgerstand dagegen war reicher und angelehener geworden: besonders blühte Handel, vor allem in Italien.“ Einzelne Nachlässigkeiten und Flecken, die sich hauptsächlich in Hinsicht auf den Styl, der bisweilen statt populär zu seyn, gar zu breit und zu platt wird, hie und da finden, wird der Vf. bey den sich gewiß noch oft erneuernden Ausgaben dieser Schriften ohne Zweifel von selbst vertilgen. Nr. 3 ist ein Commentar über Nr. 2, welcher des flüssigen und geschickten Vfs. würdig ist. Nur der moralischen Reflexionen hat er selbst für Schulmeister zu viele eingestreut. Recht dringend und mit innigster Überzeugung empfehlen wir Jedem, welchem der erste Unterricht in der Geschichte anvertraut ist, den Gebrauch dieser zweckmässigen Hülfsmittel. a. G.

K U R Z E A N Z E I G E N.

GESCHICHTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Historisches Gemälde der drey letzten Jahrhunderte bis zum preßburger Frieden dargestellt*, von K. H. L. Pöltz. 1806. 446 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) Mit verändertem Titel ein bloßer Abdruck des dritten Theils.

les des von dem nämlichen Verf. herausgegebenen *Handbuchs der Weltgeschichte für die reifere Jugend der gebildeten Stände, und für Schulen*, welches bereits in diesen Blättern No. 24 1807 nach Verdienst gewürdigt worden ist.

Monatsregister

V O M

M a y 1 8 7.

Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bel Versuch über die Seelenkräfte 116, 319.
 Account, an accurate historical, of all the ordres
 of Knighthood at present existing in Europe.
 1. 2 Vol. 111, 275.
 Anacreontica, Graece: recensuit notisque crit.
 instruxit *Frider. Henr. Bothe* 117, 321.
 Andenken, zum, der durchlauchtigsten Fürstin
 und Frau, *Anna Amalia*, verwittweten Herzogin
 zu Sachsen-Weimar und Eisenach 112, 285.
Aurivillius f. *Södermark*, *Suedelius* u. *Ullgren*.

B.

- v. Baczko* Gerhard von Malbergh, Hochmeister
 des deutschen Ordens 110, 268.
 — — Grundriß einer Geschichte, Erb-
 beschreibung und Statistik aller Provinzen des preuss-
 ischen Staats 111, 279.
 Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der
 während der Monate Sept. und Oct. unter Com-
 mando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen
 gestandenen preuß. und kurf. sächs. Truppen 115, 289.
 Bibliothek der redenden und bildenden Künste.
 1. 2 B. 123, 369.
 Blätter, berliner gemeinnützige, zur Beförde-
 rung der Moralität und Belebung der Industrie.
 Für das Jahr 1806 119, 344.
Bory de St. Vincent Voyage dans les quatre princi-
 pales Iles des Mers d'Afrique etc. 1. 2. 3 Tom. 116, 317.
Bredow Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte
 in 3 Tabellen 126, 399.
 — — merkwürdige Begebenheiten aus der all-
 gem. Weltgeschichte. 3te Aufl. 126, 399.
 — — umständlichere Erzählung der wichtigen
 Begebenheiten aus der allgem. Weltgeschichte.
 3te Aufl. 126, 399.
Breitenbach die Fleischökonomie oder vollständi-
 ger Unterricht das Rind- Schweine- Schaf-
 Ziegen- und Federvieh, wie auch Fische zu
 mästen, ihr Fleisch einzufalzen etc. 124, 378.
Brohm griech. Chrestomathie für die oberen Cläs-
 sen gelehrter Schulen. 1 Th. 120, 351.
Bundschuh Grundriß zum Vortrag der vaterländi-
 schen Erdbeschreibung und Geschichte in Fran-
 ken 116, 315.

C.

- Ciceronis* Academica, f. academiarum veterum
 disputationes de natura et imperio cognitionis
 humanae. Edid. *Frider. Hülsemann* 112, 329.
 — — opera philosophica. Edidit *Rath*. III
 Tom. 119, 357.
 Collection portative de Voyages traduit de diffe-
 rentes langues orientales et européennes. 1 — 5
 Tom. 115, 305.
Conradi Grundriß der medicin. Encyclopädie
 und Methodologie 106, 233.

D.

- Deßus* die wernigerodische Dienerschaft 121, 279.
Donndorf über Tod, Vorlesung, Unsterblichkeit,
 Wiedersehen, Geduld 115, 311.

E.

- Einhoff* f. *Saathamp*.
Ennii, Q., *Medea*, commentario perpetuo illu-
 strata etc. auct. *Henr. Planck* 119, 345.

F.

- Floberg* Beschreibung eines neuerfundenen Sten-
 ographens. Aus dem Dänischen übersetzt von
Primox 118, 335.

G.

- v. Hagen* Methodologie der gesammten Medicina 106, 233.
Heinrich Geschichte von England. 1 Thl. 126, 393.
Hennig Statuten des deutschen Ordens 110, 265.
Hesselbach vollständige Anleitung zur Zerghie-
 dung des menschlichen Körpers. 1 B. 1 Hft. 107, 247.
Hinze kleine Aufsätze aus dem Gebiete der Me-
 dicin, Chirurgie und Geburtshülfe 107, 243.
Mitt Anfangsgründe der schönen Baukunst, oder
 der Civilbaukunst in ästhetischer Hinsicht 121, 355.
Hufeland vorläufige Nachricht von den juristi-
 schen Schätzen der würzburger Universitäts-
 bibliothek, besonders dem Rechtsbuche Ala-
 richs 109, 261.
Hummel Encyclopädie des gesammten positiven
 Rechts 1. 2 B. 104, 217.

H.

- Karsten* die Anwendbarkeit und Construction des
 Bohlendaches, theoretisch und praktisch un-
 tersucht 121, 358.
Kirck Rede am Charfreitage gehalten. 2te Aufl. 103, 215.

I.

- Lacroix* Essais sur l'enseignement en général, et
 sur celui des mathématiques en particulier 122, 364.
Ladomus Zeichnungslehre nach pestalozzischen
 Grundsätzen 109, 250.
Löhr die Natur und die Menschen. 5. 4 B. Auch
 unter dem Titel: Bibliothek des Nützlichen,
 Unterhaltenden und Merkwürdigen für Leser
 allerley Stände: 1 B. 109, 260.

M.

- Messe, die leipziger. Eine humoristische Skizze
 vom Verf. der Novellen aus der neuesten Zeit-
 und Sittengeschichte 104, 223.
Meyer Eros 120, 346.
Muhammed Abul Casem, der große Prophet von
 Mekka. 1. 2 Th. 126, 394.

N.

- Natorp* Quartalschrift für Religionslehrer. Jahr-
 gang 1804 — 1806 125, 387.
Neumann u. *Varnhagen* Erzählungen und Spiele 120, 348.

O.

- Pestalozzi's* Ansichten, Erfahrungen und Mittel
 zur Beförderung einer der Menschennatur an-
 gemessenen Erziehungsweise. 1 B. 1 Hft. 108, 249.
Petri Calendar für das Volk. Auf das Jahr 1807 119, 344.
Pöllitz historisch. Gemälde der 3 letzten Jahrhun-
 derte bis zum preßburger Frieden 126, 399.
Paréy christliche Sittenlehre mit Beyspielen 110, 271.

R.

- Raupach* Disquisitionum analyticarum circa cis-
 soidem pars prior 122, 369.

Receptbuch für das Buch zum Kranklachen, oder Sammlung interessanter und unterhaltender Anekdoten 123. 375.

S.
Saatkamp Futterkräuter und Futtergräser, für Oekonomen mit den Originalien. 1—3 Hefte, das dritte Heft herausgeg. von Einhof 124. 383.
Sailer über Erziehung für Erzieher 108. 254.
Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend, herausgegeben von Gilly, 6 Jahrg. 2 B. 121. 365.
Schlosser biblische Geschichten für Kinder von reiferem Alter. 1 B. 108. 255.
Schmalzried vollständige Anleitung zur Roesfchen Rechnung. 6te Aufl. 122. 367.
v. Seckendorff Musenalmanach für 1807 120. 250.
v. Seutter Versuch einer Darstellung der allgem. Grundsätze der Forstwirtschaft nach ihren Verhältnissen zu der Staats- Cameral- und Landwirthschaft 124. 377.
Södermark (praef. Aurivillio) Notitia Codicum Manuscriptorum Latinor. Biblioth. Acad. Upsalienfis. P. I 119. 343.
Stolz Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18 Jahrhunderts. 1—4 Hefte 125. 385.
Sturm Bemerkungen über einige Mängel der niederdeutschen Landbaukunst 121. 353.
Statemann Philosphie des Universums 112. 287.
Suedelius (praef. Aurivillio) Notitia codicum Manuscriptorum Graecorum Biblioth. Acad. Upsalienfis. P. I 119. 343.

T.
Tülich Lehrbuch der Geometrie 122. 361.
v. Türk Briefe aus München Buchsee über Pe-
ralozzi und seine Elementarbildungsmethode.
2 Bde. 109. 257.

U.
Ueber die Berechtigung der Advocaten und Pro-
curatoren des ehemaligen Reichskammerge-
richts zu einem Entschädigungsanspruch 112. 281.
Ullgren (praef. Aurivillio) emendationes et sup-
plementa Commentariorum Procli Diadothi in
librum I elementor. Euclidis 119. 343.

V.
Varnhagen f. Neumann.

W.
Wagner von der Wichtigkeit der hebräischen
Sprache für den katholischen Theologen 117. 337.
de Wette Aufforderung zum Studium der hebräi-
schen Sprache und Literatur 117. 337.
— — Beyträge zur Einleitung ins alte Testa-
ment. 1 Th. Auch unter dem Titel: Kriti-
scher Versuch über die Glaubwürdigkeit der
Bücher der Chronik mit Hinsicht auf die Ge-
schichte der mosaïschen Bücher und Gesetzge-
bung 101. 195.
Winkelmann Predigten für die häusliche Fami-
lienandacht 1. 2. 3 B. 125. 391.

Z.
Zinserling Fragmente einer Charakteristik des
Alterthums. 112. 284.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Marburg 106.
Anonymer Verlag 104. 112 (2). 119 (4).
Bädecker und Comp. in Duisburg und Essen 125.
Becker in Ulm 124.
Buiffon in Paris 116.
Cotta in Tübingen 115.
Courcier in Paris 122.
Crapelot in Paris 115.
Dieterich in Göttingen 112.
Dietlein in Halle 123.
Dyk in Leipzig 123.
Ernesti in Schweinfurt 116.
Ernst in Quedlinburg 115.
Fleischer jun. in Leipzig 109.
Frölich in Berlin 121.
Gabler in Jena 117.
Gädicke in Berlin 124.
Göbbels und Unzer in Königsberg 111.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 109. 247.
Gräff in Leipzig 108. 109 (2). 122.
Gredy und Breuning in Erlangen 112.
Hahn in Hannover 119.
Hamberger in Breslau 121.
Hammerich in Altona 126 (3).
Heerbrandt in Tübingen 116.
Hindenburg in Berlin 121.
Minrichs in Leipzig 126.

Keil in Magdeburg 118.
Korn sen. in Breslau 107.
Kühn in Posen 120.
Kümmel in Halle 119.
Kummer in Leipzig 126.
Langbein und Klüger in Arnstadt und Rudolstadt 107.
Lentner in München 108.
Löffler in Mannheim 103.
Maurer in Berlin 119. 120. 121.
Mayr in Salzburg 110.
Metzler in Stuttgart 122.
Montag und Weiss in Regensburg 120.
Nicolovius in Königsberg 110. 125.
Perthes in Gotha 108.
Proft in Kopenhagen 126.
Rink und Schnuphase in Altenburg und Erfurt 125.
Ruff in Halle 122.
Seidelin in Kopenhagen 118.
Schimmelpfennig und Comp. in Halle 101.
Schmidt in Hamburg 120.
Schu'tze in Celle 124.
Stahel in Würzburg 106.
Struck in Wernigerode 112.
Tafché und Müller in Gießen 104.
Weidmann in Leipzig 117.
White in London 111.

III. Intelligenzblatt des May.

Literarische Nachrichten.

Bemerkungen, einige, über die astronomischen Begriffe der Alten 34. 297—302.
Nachricht von der Schlecht bey preuss. Eylau, zur Erläuterung der im Verlage des geographischen Instituts zu Weimar erschienenen Chartre 38. 329. 330.
Notiz von den neuen Versuchen über die Eigenschaften der Erz- und Wasserföhler und die damit zusammenhängenden Erscheinungen 36. 313—320.
Plan, die Vertheilung der königl. bayer. Gemäldesammlung in München, Schleichheim, Augsburg, Landshut u. Bamberg betreffend 35. 305—312.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Kiel Verl. 43. 371. 375.
Athing Gustavens Geschichte 42. 367.
Anhang zum Elpixon 34. 303.
Breitkopf u. Hartel in Leipzig Verl. 38. 331. 40. 351.
Büchler in Elberfeld Verl. 41. 359. 42. 367.
Fersil in Grätz Verl. 42. 363.
Fleischer jun. in Leipzig Verl. 37. 323. 42. 365.
Fleischmann in München Verl. 37. 323. 42. 365.
Franzen und Grothe in Stendal Verl. 37. 323. 42. 365.
Gädick in Berlin Verl. 39. 314. 40. 349.
Gebhard und Körber in Frankfurt am Mayn Verl. 37. 327. 39. 343.
Gredy und Breuning in Erlangen Verl. 39. 343.
Haberfeld Predigt zur Gedächtnistage der durchl. Herzogin Anna Amalia. 37. 323.
Hammerich in Altona Verl. 43. 373.
Hartmann in Riga Verl. 43. 373.
Jäger in Frankfurt am Mayn Verl. 34. 303. 37. 327.
Joachim in Leipzig Verl. 38. 333.
Keyser in Erfurt Verl. 39. 343.
Kühn in Posen Verl. 34. 303. 36. 319.
Meyer in Lemgo Verl. 40. 349. 41. 360.
Millin Voyage dans les départements du Midi de la France; überfetzt 39. 343.
Mohr in Frankfurt am Mayn Verl. 40. 349.
Rausche in Heilbronn Verl. 37. 327.
Renger in Halle Verl. 34. 304.
Steinacker in Leipzig Verl. 43. 376. 44. 383.
Stettin in Ulm Verl. 40. 347.
Ukert in Weimar Uebersetzungsanzeige von St. Croix histoire critique des historiens d'Alexandre etc. 40. 351.
Unger in Berlin Verl. 39. 344. 41. 357.
Vandenhöck und Ruprecht in Göttingen Verl. 40. 350.
Walther in Erlangen Verl. 37. 326.

Beförderungen und Ehrenbesetzungen.

Blenland in Leyden 39. 337.
de Bofch in Leyden 39. 337.
Brémond in Rostock 39. 338.
Brugmans in Holland 39. 337.
Camper in Leyden 39. 337.
Canedi in Bologna 43. 370.
Charles in Paris 43. 370.
Conrad in Leyden 39. 337.
v. Dalen in Holland 39. 337.
Deiman in Holland 39. 337.
Dorrmik in Amst-rdam 39. 337.
Gräter in schwab. sch. Hall 43. 370.
v. Granwenham zu Delft 39. 337.
Gayot in Holland 39. 337.
Haug in Amst-rdam 39. 337.
Krayenhoff in Holland 39. 337.

Lang in Ansbach 43. 370.
Lubach in Döckert 39. 337.
Luitjens in Holland 39. 337.
v. Marum in Holland 39. 338.
Mohr in Kiel 39. 337.
Ondt in Holland 39. 337.
Rau in Leyden 39. 337.
v. Roseray in Delft 39. 337.
Rumi in Tetschen 43. 370.
Schroter in Lillenthal 43. 370.
Schubler in Stuttgart 39. 337.
Stuart in Holland 39. 337.
Thomassen a Thuessing in Holland 39. 337.
Tittich in Leipzig 44. 378.
Voigt in Jena 39. 338.
Weber in Kiel 39. 338.

Nekrolog.

Andreas der 4te von im Hof in Nürnberg.
Brefe in Berlin.
Cotta in Stuttgart.
Dopp in Rebenhausen.
Druck in Stuttgart.
Fritze in Berlin.
v. Gleichen in Nemersdorf.
Gussefeld in Soehausen.
Heim in Gumpelstadt.
de la Lande in Paris.
Lebret in Tübingen.
Reed zu London.
Richter in Berlin.
Schönherr in Jever.
Seiler in Erlangen.
Suire in Rom.
Wilhelmi in Arnstadt.
Zenken in Berlin.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam. Mitglieder der gelehrten Gesellsch. für schöne Künste und Wissenschaften 39. 338.
— — — Preisvertheilung der Gesellschaft der Zeichenkunst 41. 366.
Berlin, öffentl. Versammlung der Gesellschaft der Humanität am 28. März 39. 338.
Bordeaux, Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften, schönen Wissenschaften und Künste 44. 382.
del Crocchio in Italien, öffentl. Sitzung der Gesellschaft des Ackerbaues und der mechanischen Künste am 16. Dec. 41. 355.
Gent, Preisaufgaben der Akademie der Künste 42. 363.
Kopenhagen, Preisaufgabe der ökonom. Gesellschaft 44. 380.
— — — Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften am 20. Febr. und 6. März 44. 381.
— — — Versammlung der medicin. Gesellschaft am 14. Febr. 44. 381.
Lüneburg, Preisaufgabe einer Gesellschaft von Gelehrten 42. 363.
Marseille, Preisvertheilung der Akademie 41. 355.
— — — Preisfrage der medicin. Gesellschaft 41. 355.
Paris, öffentl. Sitzung des Nationalinstituts am 6. May 44. 382.
— — — Preisaufgabe der société d'Agriculture du Département de la Seine 44. 382.
Samsoe, Graf, Preisaufgabe für die beste Bearbeitung der Insel Samsoe 44. 381.
Societät der Landwirtschaft im Département der oberen Marne, Preisaufgabe 41. 355.

Toulouse, Preisvertheilung der Akademie der Früh-
lingspiele am 3 May 44. 581.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Deßau, öffentl. Prüfung in der k. H. Haupt-
schule 41. 354.
Dorpat, Versammlung der Akademie zur Feyer
des kaiserl. Geburtstages; Preisfragen der Fa-
cultäten und Preisaustheilungen; Versammlung
des Gymnasiums 42. 361.
Duisburg, Promotionsreden des Rector *Lobry* 43. 369.
Frankfurt an der Oder, Promotionen, Schul-
examen etc. 41. 353.
Göttingen, Errichtung einer Töchterchule 42. 362.
Hamburg, Maturitätsexamen im Johanneum 37. 322.
Heidelberg, Rede- und Promotions-Actus des
reform. Gymnasiums 41. 354.
Kiel, Programme, Promotionen, Taubstumen-
institut 44. 579.
Leipzig, Promotionen 57. 321.
Leyden, Rescript des Königs in Betreff der Uni-
versität; Protectoratswechsel 57. 322.
Marburg, Promotion, Protectoratswechsel; An-
stellung neuer Lehre 43. 369.
Rostock, ungehinderter Fortgang der akademi-
Geschäfte unter französisch. Schutz 43. 369.
Stuttgart, Feyer des Geburtstages des Königs
vom Gymnasium 37. 322.
Wien, Fortgang des Taubstummensinstituts; Er-
richtung eines Instituts für Blinde 44. 580.
Würzburg, Programme; großherzogl. Befehl we-
gen Prüfung der Wundärzte 44. 378.
Zürich, Errichtung eines Normalinstituts auf Ko-
sten der Regierung 44. 579.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

v. *Archenholz*, dessen England und Italien ist ins
Russische übersetzt 43. 372.
Auction in Allstäd 44. 384.
— — — in Jena 42. 368.
Augusti in Jena Antwort 40. 351.
Berg in Würzburg Erklärung 55. 311.
Bennet will Originalbriefe vom König *Karl I*
drucken 41. 358.
Bitte an *Joh. v. Müller* in Berlin 41. 360.
Blattspiel in Leipzig Commissionserbieten 54. 304.
Bodoni, Nachricht wegen einer ihm zu Ehren ge-
prägten Medaille 41. 356.
Canova in Rom hat die Bildsäule *Napoleons* ver-
fertigt 40. 347.
Cassas in Paris hat in Gyps Modelle von Gebäu-
den des Alterthums verfertigt 44. 383.
Charlottenburg, Anzahl der diesjährigen Kunst-
arbeiten der dän. Maler- und Bildhauerakade-
mie daselbst 43. 371.
Chur in Bündten, Entdeckung vieler römischen
Münzen daselbst 43. 371.
Condillac, dessen Logik ist ins Russische übersetzt 43. 372.
Bylau, die Schlacht daselbst ist in Frankreich
den Historienmalern zur Preisbewerbung vor-
geschlagen 40. 346.
Feith in Holland hat Gedichte über die kantische
Philosophie herausgegeben 53. 340.
Ferrer in Boston Beobachtungen einer Sonnen-
finsterniss 40. 348.
Flaxmann giebt Zeichnungen aus *Hesiodus* und
nach *Dante* heraus 44. 383.
Gädike in Berlin Nachricht wegen *Dietrichs*
Lexicon der Gärtnerey 41. 360.
Gatterer dessen Wappenkunde ist ins Russische
übersetzt 43. 372.
Haag, daselbst erscheint eine neue Zeitschrift in
französischer Sprache 40. 347.

Hakker in Neapel ist vom Schlagstuss getroffen 44. 583.
Heße in Amsterdam, dessen Ausgabe griechischer
Autoren wird mit Ungeduld erwartet 59. 341.
Heriot hat eine kostbare Beschreibung von Cana-
da angekündigt 41. 358.
v. *Högelmüller* Anerbieten an die kopenhagener
Landhaushaltungsgesellschaft 43. 371.
Hoff dessen Beschreibung von Marocco wird ins
Spanische übersetzt 43. 372.
Holland, in, soll eine Akademie nach dem Muster
des franz. Nationalinstituts errichtet werden 39. 340.
Hufeland's in Landshut Erklärung 38. 334.
Italien, in, sind 8 Lyceen verordnet 40. 348.
Kinker in Amsterdam hat poetische Briefe gegen
die kantische Philosophie geschrieben 59. 340.
Kopenhagen, Anzahl der Prämienvvertheilungen
bey der dortigen Universität innerhalb 14 Jahren 37. 354.
— — — bey der dortigen Universitätsbiblio-
thek wird ein Antiquitätencabinet errichtet 44. 584.
— — — Einrichtung von der dortigen Gesell-
schaft der schönen Wissenschaften in Betreff
ihrer Preismedaillen 57. 324.
Leyden, das Unglück der Stadt hat viele Gedich-
te veranlaßt 39. 340.
Liung in Schweden hat das kleinste Säugthier
entdeckt 43. 371.
Mariboe, daselbst ist eine Buchdruckerey errichtet 37. 344.
Metz in Würzburg Abfertigung 35. 312.
Montefiascone, in, hat man eine unterirdische
Grotte entdeckt 40. 347.
Morosi ist nach Mayland mit vielen Kunstschätzen
zurückgekommen 44. 384.
München, Nachrichten von dem ältesten Denk-
mal der Buchdruckerkunst in der königl. Bi-
bliothek 44. 584.
Nachricht wegen *Todo's* Monument in Kopen-
hagen 43. 572.
Nimes, Ausgrabung einer kufischen Münze da-
selbst 43. 370.
Obers in Bremen hat einen neuen Planeten ent-
deckt 37. 318.
Oxford, die dasige Universität giebt gelehrte An-
zeigen heraus 40. 347.
Pardo, span. Gesandte in Berlin, hat eine Ode in
griechischer Sprache drucken lassen 40. 347.
Peronville und *Laurent* haben die 49 Lieferung
des Musée françois herausgegeben 44. 583.
Pully in Neapel Entdeckung einer neuen Grotte 43. 371.
Rom, Nachricht von der letzten Kunstausstellung
der dortigen französischen Akademie 42. 544.
Rottermund in Bremen Anerbieten wegen Fortse-
tzung des Jöcher'schen Gelehrtenlexicons 43. 371.
Schick in Rom hat ein großes Gemälde nach Stutt-
gardt geschickt 39. 340.
Schönberger in Wien hat ein vortreffliches Ge-
mälde verfertigt 42. 564.
Smith, Charlotte, deren nachgelassene Denkwür-
digkeiten sollen gedruckt werden 41. 362.
Stahl Anpreisung seiner Bücherverloofung 42. 561.
van *Swinden's* in Holland Ablehnung des königl.
Ritterordens 59. 340.
Townley, dessen Statuenammlung hat das engl.
Parlament aufstellen lassen 42. 361.
Voigt hat in Madrid ein Erziehungsinstitut nach
Pestalozzi'scher Methode errichtet 43. 372.
Voss in Heidelberg Zeugniß gegen einen falschen
Bericht 43. 376.
Woodburne will Prospective der in der Nähe von
London befindlichen Kirchen herausgeben 41. 357.
Wien, Veränderungen d. dortigen Studienwesens 44. 584.
Winkopp in Aschaffenburg Erklärung 37. 346.
Wunsch eines ungarischen Patrioten in Betreff
der besten Anwendung seines Vermögens 57. 345.
Zoega in Rom arbeitet an einer Beschreibung
merkwürdiger Basreliefs 43. 372.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 J U N I U S , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: Dr. Christoph Friedr. Ammons vollständiges Lehrbuch der christlich-religiösen Moral. Vierte verbesserte Ausg. 1806. XXVII und 351 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Im J. 1795 gab der Vf. eine christliche Sittenlehre nach einem wissenschaftlichen Grundriss zunächst für akademische Vorlesungen heraus, wovon 1798 eine zweyte verbesserte Ausgabe erschien. In beiden Ausgaben folgte er den Grundsätzen der kritischen Philosophie. Im J. 1800 aber kam ein neues Lehrbuch der religiösen Moral und der christlichen insbesondere, von ihm heraus, in welchem er sich mit Nachdruck und Lebhaftigkeit gegen jene Grundsätze erklärte, und das Sittengesetz der Harmonie, angewendet auf Erfahrung, als das höchste aufstellte. Ubrigens sollten die Leser bey diesem neuen Lehrbuche den älteren Grundriss nicht entbehren können. Vieles fand sich hier, was dort gänzlich fehlte, und umgekehrt. Das vorliegende vollständige Lehrbuch vereinigt den Inhalt jener beiden Bücher, so weit er nämlich vereinbar ist, und folgt in den Grundsätzen der Hauptsache nach dem zweyten, enthält aber in Vergleichung mit beiden viele Zusätze und Abänderungen. Man wird nun von selbst einsehen, in wiefern es vollständig und eine vierte Ausgabe heisst. Man kann es als Frucht eines langen, oft wiederholten Nachdenkens über die Lehren der Sittlichkeit, und eines lange fortgesetzten Studiums einer großen Menge dahin gehöriger, oder damit in irgend einer Verbindung stehender, Schriften betrachten. Die literarischen Notizen sind nicht nur sehr reich, sondern auch sehr mannichfaltig und oft aus Quellen abgeleitet, wo man sie nicht gesucht hätte.

Was das höchste Princip des Vfs. betrifft, so erscheint es hier in einer etwas anderen Gestalt, und ist weit kürzer dargestellt, als in dem vorhergehenden Lehrbuche. Wir fürchten, dass manche Leser auch eine Verschiedenheit in der Sache selbst finden möchten, wollen übrigens darüber mit dem Vf., der es nicht Wort haben will, nicht streiten, und uns bloß an die letzte Darstellung halten. Wir sind auch weit entfernt, hier irgend eines der von dem Vf. bestrittenen Principe in Schutz nehmen zu wollen. Wir behaupten aber, dass sich wider sein eigenes Princip zum Theil eben so viel, zum Theil noch mehr einwenden lässt, als er gegen die übrigen eingewandt hat. Wir wollen den Vf. selbst reden lassen S. 81. f. „Wer die Nothwendigkeit leugnen wollte, den Will-

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

len in steter Harmonie mit unserm vernünftigen Selbst zu erhalten, der müßte die Würde seiner geistigen Natur aufgeben, und auf alle Sittlichkeit des Handelns Verzicht leisten. Dennoch könnte in einzelnen Fällen auch die Einheit mit uns selbst vereinbar mit manchen Unsitlichkeiten seyn, wenn sie nicht zur Einheit mit der Natur außer uns, und durch sie mit den Absichten des Schöpfers, erweitert würde. Durch eine Regel, welche diese gedoppelte Harmonie bewirkte, würde die Form des Willens mit dem Objecte der sittlichen Handlung verbunden, folglich der gemischte Canon gefunden werden, der allein den Willen in allem Verhältnissen des Lebens sicher zu leiten vermag. Das Alles wird von dem Grundsätze geleitet: Handle so, dass jede Maxime deines Willens der Wahrheit gemäß sey.“ Man wird hier Klarheit, Consequenz und Befriedigung vermissen. Also dadurch, dass die Maximen unseres Willens der Wahrheit gemäß sind, sollen wir einig mit uns selbst, mit der Natur außer uns, und mit dem Schöpfer werden. Wie wird denn aber die Wahrheit, von welcher hier die Rede ist, gefunden, nach welcher Regel soll sie beurtheilt und geprüft werden, welches ist der untrügliche Weg, der zu ihr führt? Wenn wir dieß wüßten, so hätten wir das höchste moralische Princip entdeckt, und so würden sich alle sogleich vereinigen, es zu ergreifen und sich eigen zu machen. Aber dadurch, dass man bloß das Wort: Wahrheit ausspricht, auch wohl die Wahrheit im Allgemeinen definirt und distinguirt, S. 83, wird nichts gewonnen. Wenn nach dem höchsten moralischen Principe gefragt wird, so will man bestimmt die höchste moralische Wahrheit wissen, und wird durch den Bescheid, dass die Maximen unseres Willens der Wahrheit gemäß seyn sollen, keineswegs befriediget, sondern nur in einem Cirkel umhergeführt. Das Princip der Wahrheit ist freylich in sofern das höchste Princip der Moral, ja aller Philosophie und alles menschlichen Wissens, als ein solches Princip überhaupt wahr seyn muß, aber dadurch wird man nur auf die Haupteigenschaft, nicht auf den Inhalt des Principis geleitet. Der Vf. sagt in der Vorrede S. IV von seinem Lehrgebäude: es ist weder eklektisch noch kantisch, weder idealistisch, noch mystisch oder skeptisch, sondern auf die einfache Idee der absoluten Urwahrheit in uns selbst gegründet. Allein eben dieser Idee der Urwahrheit in uns wollten die anderen Moralisten, die Skeptiker ausgenommen, auch entsprechen, sie wollten etwas aufstellen, was mit dieser Idee übereinstimmte; nur in der wirklichen Bestimmung der moralischen Wahrheit selbst wichen sie von

einander ab. Sie leiteten auch diese Wahrheit aus verschiedenen Quellen ab, aber Wahrheit überhaupt wollten sie alle. Durch die Eigenschaften, welche der Vf. seinem Principe heylegt, wird es zwar etwas deutlicher, aber nicht fester begründet: 1) „es löst die Aufgabe, weil logische Wahrheit ein formaler, reale aber ein materieller Begriff ist.“ Ja, wenn uns nur das Princip lehrte, was in moralischen Dingen logisch und material wahr sey. 2) „Es entspricht der Natur unseres Willens, der als vollziehende Kraft der Beschlüsse unseres Verstandes von Einsichten, mithin von der Wahrheit abhängen soll; es macht begreiflich, warum jede Sünde aus einem Irrthum, jede Besserung aus der Aufklärung und Berichtigung unserer Erkenntnisse hervorgeht.“ So würde also die Moral auf das Vermögen des Verstandes gegründet werden, und wir würden eine Verstandesmoral erhalten. Sittlich gut handeln wäre so viel, als verständig handeln. Es giebt aber viele äußerst verständige Handlungen, welche sittlich schlecht sind. Nicht jede Sünde entsteht aus Irrthum, manche entstehen aus logisch wahren Einsichten. Jede entsteht aus einem moralischen Irrthum, aber dieser kann gar nicht allein nach logischen Gesetzen ausgemittelt werden. Nicht jede Besserung und Tugend geht aus der Aufklärung und aus berichtigten Verstandeseinsichten hervor, der gute, kräftige Wille in Verbindung mit unverschuldetem Mangel an Aufklärung und mit beschränkten Kenntnissen bringt auch Tugend hervor. 3) „Dieses Princip setzt die Tugend, durch die Idee des Absoluten oder der Gottheit, aus welcher jede Wahrheit fließt, mit der Religion in die natürlichste Verbindung.“ Eben so kann auch durch die meisten anderen Principe die Moral in die natürlichste Verbindung mit der Religion gebracht werden. Das Princip der Wahrheit enthält also in sofern nichts Ausgezeichnetes, und begründet noch keine Moral, welche vor anderen eine religiöse genannt zu werden verdient. Man wird also das Bekenntniß, nach welchem die beiden Lehrbücher den Titel einer religiösen Moral führen, in sofern bezweifeln müssen. Noch rühmt der Vf. an seinem Principe andere Eigenschaften und Vorzüge, z. B. das es uns in jedem Augenblicke eine bestimmte Pflicht anweise, in allen Fällen das Gewissen untrüglich leite, die sittliche Gleichgültigkeit der Handlungen verschwinden mache, die Autorität der größten Weisen aller Zeiten für sich habe, Speculation und Praxis an die Harmonie des Denkens knüpfe, den Unterschied zwischen speculativer und praktischer Vernunft aufhebe, alle Kräfte des Menschen in Verbindung setze, der Thätigkeit des Menschen einen unermesslichen Spielraum öffne, die Vollkommenheit als die einzige Quelle der wahren Glückseligkeit betrachten lehre, einen sicheren Weg zur richtigen Rangordnung der Pflichten bahne. Da aber nicht gezeigt wird, wiefern das Princip dies alles leiste, so kann darüber weiter nichts hinzugesetzt werden.

In der ganzen Eintheilung und Anordnung dieses Lehrbuchs scheint uns Manches zu liegen, was logisch nicht richtig ist. Die Einleitung besteht aus

zwey Abschnitten. Der erste handelt von der Moral überhaupt, und hier wird auch schon von der christlichen Moral und ihren Hülfskenntnissen kurz geredet; der zweyte begreift die Geschichte der christlichen Moral. Darauf folgt die Moral selbst in vier Theilen unter folgenden Titeln: I) *Religiöse Moralphilosophie*, wo von der Freyheit, dem Sittengesetze, dem höchsten Gute, der Moralität und ihren Bewegungsgründen gehandelt wird. Billig fragt man hier: ob denn bloß das, was in diesem Theile vorkommt, die religiöse Moralphilosophie ausmache, und nicht auch das, oder wenigstens vieles von demjenigen, was in den anderen Theilen vorkomme? II) *Von der christlichen Sittenlehre überhaupt*. Hier vom Hauptinhalte der Moral Jesu, ihrer Form, ihrem Verhältnisse zur patriarchalischen, mosaischen, prophetischen Moral, zur Moral der Apokryphen, der Phariseer, Sadducäer, Essäer, von derselben als geoffenbarten Moral, hernach von der Moral der Apostel überhaupt und insbesondere, und zuletzt von den Einwürlen gegen die Moral Jesu. Was hier vorkommt, möchte als allgemeine Charakterisirung der christlichen und biblischen Moral in die Einleitung gehört haben, sofern es aber mehr ins Detail geht, mit dem Systeme fragmentarisch zu verbinden gewesen seyn. III) *Moralische Anthropologie*, wo von den Anlagen des Menschen zur Sittlichkeit, den allgemeinen moralischen Verhältnissen des Menschen, d. h. hier den Zuständen desselben, den Pflichten, der Tugend, dem Laster, der Zurechnung, der subjectiven Sittlichkeit, den moralischen Fortschritten der Menschheit, und zuletzt noch in einem besonderen Abschnitte von der Besserung des Menschen gehandelt wird. Gehört denn aber nicht alles dieses auch zur Moralphilosophie, also schon zum ersten Theile? Oder mußte der erste Theil nicht einen anderen Namen erhalten, wenn diese moralische Anthropologie von demselben ausgeschlossen werden sollte? Dasselbige ist der Fall mit dem IV Theile, welcher die besondere Pflichtenlehre enthält.

Übrigens sind die Vorzüge der moralischen Lehrbücher des Vfs. zu bekannt, als daß der Rec. darüber ins Einzelne zu gehen brauchte. Die Paucte, in welchen er anderer Meinung ist, übergeht er gleichfalls, weil sie dieser Ausgabe nicht eigenthümlich sind, sondern sich schon in früheren Ausgaben finden. Flecken, wie S. 21, *Peter von der Lombardey*, S. 249, *Pascal lettres provençales*, und das *Mirabeau* S. 36 u. a. immer für den Vf. des *Système de la nature* angegeben wird, müßten doch weggewischt seyn. ifsr.

NÜRNBERG u. SULZBACH, b. Seidel: *Allgemeine Darstellung des theologischen Geistes, der kirchlichen Verfassung und canonischen Rechtswissenschaft in Beziehung auf die Moral des Christenthums und die ethische Denkart des Mittelalters*. Von D. Ph. C. Marheineke, Prof. der Philos. und zweytem Universitätsprediger zu Erlangen. 1806. 284 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten. Erster Theil.

Unter dem ersten Titel macht dieser Band eine besondere Schrift aus. Über die Schicklichkeit des Titels in dieser Rücksicht, und ob namentlich der hier umfasste Zeitraum *das Mittelalter* heißen könne, wollen wir nicht streiten. Wir betrachten hier diesen Band als ersten Theil einer *Geschichte der christlichen Moral in den (drey) der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten*.

Über die Grundsätze und den Plan, wonach diese Geschichte ausgearbeitet werden soll, hat sich der Vf. nicht weiter erklärt, als so, daß er dabey keines von den bekannten Moralsystemen zum Grunde legen werde, weil keines hinlänglich begründet sey, daß die Geschichte der Sittlichkeit von einer Geschichte der christlichen Sittenlehre ausgeschlossen werden müsse, daß er nur die bedeutendsten Züge aus dem von ihm beschriebenen Zeitraume herausheben und hinstellen wolle, und daß man erst nach Erscheinung des zweyten Theils, welcher mehrins Besondere eingehen werde, werde urtheilen können, ob etwas zur allgemeinen ethischen Charakteristik dieser Jahrhunderte fehle. Bis dahin enthalten wir uns gern alles Urtheils über diesen Punct, und haben auch sonst nichts über diese Erklärungen zu erinnern, ausgenommen über den Punct, daß eine Geschichte der Sittlichkeit nothwendig von einer Geschichte der christlichen Moral ausgeschlossen werden müsse. Der Verf. unterstützt diese Behauptung mit folgenden Gründen: Es ist ein Unterschied zwischen dem erbischen Leben und zwischen dem sittlichen Denken; die Moral, die das Gesetz der Wissenschaft giebt, kann deswegen dem Menschen noch nicht die Kraft geben, es zu befolgen und auszuführen; die Ethik ist nur ein Theil der Philosophie, welche durchaus speculativ ist, und es giebt keinen Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, die Ethik ist nur Speculation der Philosophie über das ideahisch-sittliche Leben; ein sittlich-reines Leben kann angetroffen werden, wo ein Mensch, entfremdet von allen ethischen Begriffen, dem geheimen Zuge seiner sittlichen Kraft im Gewissen folgt, und umgekehrt ist ein unsittliches Leben mitten im Überflusse ethischer Begriffe und einer tiefen Einsicht in das wissenschaftliche Wesen des moralischen Lebens gar wohl zu denken; Niemand wird sich jetzt mehr zu behaupten erlauben, daß ein Sytem der Tugend ungünstiger, als ein anderes sey, oder es erfolge aus der Beobachtung des von ihm angenommenen Systems ausschließliche wahre Tugend; die Execution des Gesetzes, oder das moralische Handeln, hängt unmittelbar ab von der sittlichen Lebenskraft, der moralistische Act hingegen geschieht auf dem Standpuncte der Reflexion, welches ein Handeln ist aus der zweyten Hand und kein ursprüngliches. Wir könnten auch die Richtigkeit dieser Gründe selbst zum Theil in Anspruch nehmen, wir thun aber darauf Verzicht, und schränken uns darauf ein, kurz zu zeigen, daß sie nicht beweisen, was sie hier beweisen sollten. Wenn

sie auch alle vollkommen wahr wären, so würde doch aus ihnen noch nicht folgen, daß die moralischen Begriffe und Kenntnisse des Menschen auf sein sittliches Leben gar keinen Einfluß haben, und daß die Lehren der wissenschaftlichen und populären Moralisten gar keine Wirkungen in der Sittlichkeit der Menschen hervorbringen. Dies wird der Verfasser selbst nicht behaupten wollen; er redet auch nachher S. XV selbst vom Verhältniß der moralistischen Wissenschaft zu dem moralischen Handeln. Die Kenntniß der Moralfetze giebt zwar dem Menschen noch nicht die Kraft, sie auch zu vollziehen; aber sie kann doch die in ihm zu diesem Zwecke vorhandene Kraft wecken, stärken und leiten. Der Mensch kann zwar ohne deutliche und bestimmte moralische Begriffe durch einen geheimen Zug des Gewissens zum Guten angeleitet und hingezogen werden; aber seine Tugend verliert dadurch nichts, sondern gewinnt vielmehr dadurch, wenn sie unter dem Einflusse fester und bestimmter Grundsätze steht. Wenn aber dies ist, so steht allerdings die Geschichte der Moral in Verbindung mit der Geschichte der Sittlichkeit. Noch mehr ist dies bey der Geschichte der christlichen Moral der Fall. Diese war in ihrem ersten Ursprunge keine Wissenschaft, kein System, keine bloße Schullehre, sondern ein Inbegriff großer, kräftiger, moralischer Aussprüche und Reden, welche unter göttlicher Autorität verkündigt wurden, und dazu bestimmt waren, nicht bloß moralische Kenntnisse auszubreiten, sondern in den Gemüthern der Menschen lebendig zu werden, und ein Reich Gottes auf der Erde zu stiften, die Gewalt des Bösen in ihnen zu überwinden, und den Geist in ihnen herrschend zu machen. Hier steht also die Geschichte der Lehre in so enger Verbindung mit ihren moralischen Wirkungen, daß eigentlich nur durch beides zusammen genommen die Idee einer Geschichte der christlichen Moral erschöpft wird. Wir wollen zwar nicht leugnen, daß man darunter auch bloß eine Geschichte der Lehre verstehen kann, und daß diese besonders geschrieben werden kann; aber es ist nicht einzusehen, warum die Geschichte der Sittlichkeit unter den Christen von einer Geschichte der christlichen Sittenlehre ausgeschlossen werden müsse.

Dieser erste Theil enthält drey Abschnitte: 1) *Allgemeine Darstellung des in den drey der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten herrschenden Geistes, seiner wissenschaftlichen Tendenz überhaupt, und seiner (des Geistes) ethischen Denkart insbesondere, in Beziehung auf die Moral des Christenthums und ihre wissenschaftliche Bildung.* 2) *Moral der Concilienacten und canonischen Rechts.* 3) *Moral der Scholastiker.*

In dem ersten Abschnitte geht der Verfasser von dem Zustande der Wissenschaften und Schulen zu Luthers Zeit aus, und von da zur Darstellung des ethischen Geistes in den vorhergehenden Jahrhunderten zurück. Er betrachtet diesen Geist zuerst in der Umgebung der Wissenschaften und äußerer Umstände, namentlich der *sieben Künste, der Scholastik, der Jurisprudenz, der Medicin, der Universitäten, der Mönche, der Hierarchie*, und findet darin meistens

Gründe der Vernachlässigung oder schlechten Behandlung der Moral. Er kommt darauf zur *Moral der Mytiker*, zur *Casistik*, und zuletzt zur *katholischen Moral*. Bey dieser unterscheidet er *Moral des Papstthums*, worunter er theils die ethische Denkart der Päpste und ihrer Anhänger, theils die ethischen Ausprüche der Päpste versteht, *der gelehrten Theologen* und *des Volks*, ohne jedoch diesen Unterschied durchzuführen, und handelt noch, unter dem ethischen Gesichtspunkte, von den *Gebräuchen* und dem *opus operatum*, von der *Unterscheidung zwischen verzeihlichen und Todsfünden*, von den *Genugthuungen für die Sünden*, von den *Moralisationen über die Bibel* und den *mystischen Auslegern*, von der *Inquisition*, dem *Bibelverbot* und der *Mönchsmoral*. Die Aufgabe, welche der Vf. in diesem Abschnitte zu lösen versuchte, war schwierig, wie er selbst fühlte. Es kam darauf an, die verschiedenartigsten Erscheinungen in Beziehung auf die Ethik zu setzen, und doch Fremdartiges zu vermeiden, die wesentlichsten Theile hervorzuheben, ihnen die Hauptstellen anzuweisen, und sie am meisten zu beleuchten, aus einem mannichfaltigen und vielseitigen Stoffe ein wohlgeordnetes und harmonisches Ganzes zu bilden. Wir haben zwar diesen Abschnitt voll treffender und scharfsinniger Bemerkungen gefunden, müssen aber doch unparteylich Einiges dabey erinnern. Es mangelt diesem Gemälde oder dieser Reihe von Gemälden an gehöriger Haltung, Anordnung, Harmonie und Bestimmtheit. Es ist manches zu Entfernte und Fremdartige aufgenommen, oder, wo es auch hieher gehörte, zu lange dabey verweilt, z. E. gleich anfangs bey der Beschreibung der äußeren Ursachen, an welche das Schicksal der Moral geknüpft war, und späterhin bey der Erzählung von dem Ursprung und Wachsthum des Papstthums. Dem Ganzen liegt kein fester, bestimmter Begriff von *Geschichte der Moral* zum Grunde, und es fließt Manches ein, was nur zur Kirchengeschichte überhaupt, oder zur *Geschichte der Sittlichkeit*, welche der Vf. doch nicht zur Geschichte

der Moral rechnet, gehört. Dabey findet man sehr wenig Unterscheidung der *Zeiten*, welches doch bey einem Zeitraume von drey Jahrhunderten in einem weit höheren Grade hätte geschehen können. Das Quellenstudium des Vfs. wollen wir zwar nicht bezweifeln, wir wünschten aber, daß er uns noch mehr Beweise von demselbigen gegeben, und sich nicht oft zur Darstellung des Früheren nur späterer Schriftsteller, eines *Cherison*, *Luther*, *Erasmus* bedient hätte. Am Ende des Abschnitts steht ein *Resultat*, in welchem aber mehr ist, als in den Prämissen liegt, und daraus möchte man schließeln, daß in der Darstellung selbst auch einige wesentliche Züge fehlen. So ist z. E. im Resultate von *Ficinus*, *Picus* und *Petrarcha* die Rede, von welchen vorher nichts vorkommt.

In dem zweyten Abschnitte wird zuerst untersucht, ob und wie weit Concilienacten zur Geschichte der Moral gehören; darauf eine Reihe von Concilienbeschlüssen, welche eine ethische Beziehung haben; ausgezogen, und zuletzt die Geschichte des Streits über *Jean Petit's* Lehre vom Tyrannenmorde auf der Costnitzer Synode ausführlich und sehr lehrreich erzählt. Was das canonische Recht betrifft, so verweilt der Verf. am längsten, bey dem *Decretum Gratiani*, und giebt seinen Inhalt mit besonderer Beziehung auf das Ethische an; zuletzt würdigt er das Verhältniß des ganzen Gesetzbuchs zur Sittenlehre Jesu.

Im dritten Abschnitte kommt mehr von der Scholastik überhaupt, als von der Moral der Scholastiker vor. So interessant und gründlich der Vf. jenen Gegenstand abhandelt, so hätten wir doch mehr über diesen, und weniger über jenen, hier zu finden gewünscht. Hier ist ein Feld, welches, auch noch von den neuesten Geschichtschreibern der Philosophie, sehr vernachlässigt worden ist.

So viel Bescheidenheit und Billigkeit, bey so viel Talent und Kenntniß, als sich in diesem Buche ausspricht, verdient insbesondere in unserem Zeitalter eine rühmliche Auszeichnung. TVZ.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. 1) *Magdeburg*, b. Keil: *Kurzer Unterricht in der Lehre Jesu*, für Land- und Bürger-Schulen und die untersten Religionsclassen der Gymnasien, von G. S. A. Mellin, königl. preuß. Consistorialrath (wo?) 1806. 70 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendasselbst: *Materialien zu Katechisationen nach Anleitung des Katechismus Lutheri*. Zum Gebrauch für Lehrer, welche nach diesem oder auch nach einem anderen Lehrbuche in der christlichen Religion Unterricht erteilen. Von Joh. Ludolph Purifius, Superintendenten und Pastor Primar. zu Gardelegen. 1806. 302 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1 hat zu sehr den Zuschnitt einer Religions- und Tugendlehre in Kanonischer Manier, um ein guter Katechismus seyn zu können. Diefs beweiset schon die Classification der Pflichten gegen Andere im II Abschn. I) Rechtspflichten. Die Gerechtigkeit. Vier Arten der Ungerechtigkeit: Mord, Diebstahl, Verleumdung, Gewaltthätigkeit. — Die Redlichkeit. II) Tugendpflichten. Die äußere Achtung gegen andere. Drey Arten der Verachtung: Hochmuth, Aferreden, leichtfertige Tadelfucht. III) Pflichten der Güte. Drey Liebespflichten: Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Theilnehmung. Drey Laster des Menschenhasses: Neid, Undankbarkeit, Schadenfreude. — Die Rachgier, Verfehllichkeit. IV) Befond re

Pflichten. Die Anordnung der Materien im V Abschnitte, der die Überschrift hat: Von der Erlösung, S. 45. ff. scheint uns dagegen sehr willkürlich und unrichtig. Die Materien folgen nämlich so auf einander: die Besserung. Die hohe Natur des Menschen. Jesus Christus (sehr kurz). Die Bibel. Jesu Verdienst. Christus unser Vorbild und Muster. Daß man die wesentlichen Lehren der Kirche, Trinität, Gottheit Christi u. s. w. entweder ganz vermißt, oder doch gar nicht im kirchlichen Sinne vorgetragen findet, gereicht diesem Unterrichte in der Lehre Jesu ebenfalls nicht zur Empfehlung.

In einem vorzüglicheren Grade können wir diese dem Vf. von Nr. 2 erteilen. Was Hr. P. in der Vorrede über den auch jetzt noch nicht zu vernachlässigenden Gebrauch des Lutherischen Katechismus sagt, zeugt von richtiger Einsicht und Erfahrung. Die Erklärungen selbst sind größtentheils richtig und werden denen, die solcher Vorarbeiten bedürfen, nützliche Dienste leisten. Doch hätten wir gewünscht, daß die *Dogmen*, im Verhältniß zur Pflichtenlehre, nicht zu kurz abgeferuget seyn möchten. Aber es ist ein Fehler des Zeitalters überhaupt, die Dogmatik zu vernachlässigen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J U N I U S , 1 8 0 7 .

§ U R I S P R U D E N Z .

STUTTGART, b. Erhard: *Versuche über einzelne Theile des bürgerlichen Rechts*, von C. F. D. Moser, württembergischem Canzley-Advocaten. 1806. 108 S. 8. (8 Gr.)

Diese Schrift hat mehrere sehr interessante Rechtslehren zum Gegenstande. Rec. will daher den Inhalt der einzelnen darin niedergelegten Versuche ausheben und prüfen, um so mehr, als der Vf., wie er in seiner Vorrede bemerkt, die meisten Aufsätze aus den Quellen bearbeitete, und nur nach diesem Gesichtspuncte beurtheilt zu werden wünschet. I. *Von der Disputatio fori*, ein Beytrag zur Geschichte des römischen Rechtes. Der Zweck dieser Abhandlung ist, den Zweifel zu lösen, wo sich diese *Disputatio fori* ausgebildet habe? *Rövardus* und *Heineccius*, gestützt auf *princ. Inst. de codicill. Fr. 16. Dig. de jure patron.*, und *Fr. 19. Dig. de lib. et posth.* hatten behauptet, bey entstandenen schweren Rechtsfragen seyen die Rechtsgelehrten an dem auf dem *forum* gestandenen Tempel Apolls zusammengetreten, um die gegenseitigen Gründe auseinander zu setzen, und am Ende durch Abstimmung eine Entscheidung zu bewirken. Diesen setzt der Vf. entgegen, daß die drey angeführten Stellen wohl von Disputationen, aber nicht von *Disputatio fori*, redeten. Seine eigene Meinung ist, die *Disputatio fori* habe ihre Ausbildung allmählich in den Gerichtshöfen, und zwar dadurch erhalten, daß bey streitigen Rechtsfragen die Parteyen ihre Sache mit der Meinung angesehener Rechtsgelehrten unterstützten, die Richter nun für die Behauptungen vom stärksten Gewichte entschieden, und dergleichen Entscheidungen bey künftigen Fällen als verbindlich angesehen hätten. Seine Stütze ist *Fr. 2. §. 47. Dig. l. 2.* Rec. glaubt die Meinung des *Rövardus* und *Heineccius* der des Vfs. vorziehen zu müssen. Das vom Vf. angeführte *Fr. 2. §. 47* erhält durch den von ihm ebenfalls angezogenen *§. 5. cod.* sein wahres Licht. Das römische Recht wurde durch die Erklärungen und Zusätze der alten juristischen Classiker ausgebildet; die Responsa selbst aber konnten wohl nur unter der Voraussetzung von großem Gewichte seyn, daß sie sich auf Grundsätze stützten, welche durch die öffentlichen Debatten für richtig angenommen waren. Die beste Aufklärung hierüber hätte der Vf. in einer von ihm ganz unberücksichtigt gelassenen Institutionenstelle finden können. *Justinian* erzählt uns *Inst. l. 2. §. 8*, daß gerade die öffentlichen Rechtsinterpreten diejenigen waren.

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

ren, welchen das *ius respondendi* zustand. Solchen Responsen mußten dann die Richtersprüche *conform* seyn, weil jene die öffentliche Meinung aussprachen. II. *Über das sogenannte Testament zur Pestzeit. Eine Erklärung der l. 8. Cod. de testamentis et quomodo testamenta ordinantur.* Die Praxis, sagt der Vf., habe dieses Testament auf den Fall eingeschränkt, wenn eine Seuche im Ort und der Testirer damit befallen sey, und darum das in dem Gesetz vorkommende, auf die Zeugen sich beziehende, „*oppressos*“ in „*oppressis*“ mit Bezug auf die Testatoren verwandelt. Hiergegen erklärt er die gesetzlichen Ausdrücke „*contagio*“ für jede Gefahr, Gefangenschaft, Überfall von Räubern u. d. gl., und „*morbus*“ für Furcht. Räuberische Überfälle, fährt er fort, seyen bey den Römern nicht so ungewöhnlich gewesen, als man denken sollte; der Testirer hätte in der Gewalt des Feindes seyn können; ein Zeuge nach dem anderen hätte nun in dergleichen Umständen weniger fürchten dürfen, den Räubern in die Hände zu fallen, oder durch die Wachen zu kommen; als mehrere zusammen: gleiche Bewandniß habe es bey Gefahren des Feuers, Wassers oder Erdbebens. Rec. findet diese neue Erklärung ganz unrichtig. Der Römer konnte in der Gefangenschaft gar kein Testament machen, (*Fr. 8. Dig. 28. 1. Fr. penult. Dig. 50. 17.*), und die sonderbare Muthmaßung des Vfs. in Betreff der räuberischen Überfälle verdient wohl keine Rüge; in Feuer-, Wasser- und Erdbeben-Gefahren aber macht man keine Testamente, sondern sucht sich oder den Kranken durch die Flucht zu retten. Das gesetzliche Privilegium beschränkt sich also auf gefährliche Seuchen aller Art, welche immerhin etwas Ungewöhnliches sind, (dies ist der Sinn des Einganges der Stelle „*casus majoris ac novi contingentis ratione*.“) und „*testes hujusmodi morbo oppressos jungi remissum est*.“ bezieht sich auf Zeugen, welche wegen einer solchen Seuche alle Zusammenkünfte meiden. . . III. *Versuch, die Lehre vom Notorischen auf Gesetze zurückzuführen.* Der Vf. führt ganz richtig aus, daß *Notorium* als eine, über allen Beweis erhabene Sache, der römischen Sprache ganz fremd gewesen sey, und gewöhnlich äußerst unbestimmte Begriffe davon, nebst mehreren sehr unbedeutenden Eintheilungen angegeben würden. Er erklärt nun die wichtigste Folge, welche man dem *Notorium* beylegt, in dem Satze: „*Notoria non indigent probatione*.“ Seine, nach Rec. Einsicht richtige, Erläuterung dieses Satzes gehet dahin, daß, wenn alle und jede Ortsbewohner etwas wüßten, was einer allein nicht zu wissen vorgebe, ein wahres *Notorium* vor-

F f f

handen sey, welches dem Nichtwissenden ohne weiteren Beweis der Gegenpartey schade, nach Fr. 9. §. 2. Dig. 22. 6. IV. Die l. 13. §. 1. D. de pignor. act. kann mit l. 5. §. 2. D. commod. allein durch Interpunction in Übereinstimmung gebracht werden. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, wenn man in der ersten Stelle zwischen *commodato* und *venit* eine Interpunction setzte, so widerspräche sich *Ulpian* selbst, da er in der letzten die *Custodia* von der *actio pignoratitia directa* ausschloß. Er hält nämlich, wie alle älteren Rechtsgelehrte, *Custodia* für identisch mit *Diligentia*. Die künstlichen Distinctionen, wodurch *Cujaz*, *Huber*, *Voet* und Andere diese beiden Stellen in Vereinigung zu bringen suchten, verwirft er, eben so wie die Emendation von *Noodt* „at in *commodato venit et custodia*.“ Sein Vorschlag ist, ohne Veränderung des Textes, die Meinung dieses letzteren Rechtsgelehrten herzustellen, und zwar durch diese Lesart: „*venit in hac actione (pign. dir.), et dolus et culpa, ut in commodato venit et custodia: vis major non venit*. Eine andere Erklärung dieser so sehr wichtigen Stelle erhielten wir in der mit des Vfs. Werke gleichzeitigen *Theorie der Culpa* von *Löhr*. Darin ist *custodia* als Verbindlichkeit für den Diebstahl zu haften dargestellt. Rec. kann jener, wie dieser Erklärung nicht beytreten. Viele Stellen setzen es außer Zweifel, daß *Custodia* nicht bloß auf den Diebstahl, sondern auf jedes Entkommen der Sache, wohin nach dem so klaren Fr. 1. §. 7. und Fr. 2. Dig. 7. 9, auch das juristische durch *Usucapion* gehört, und auf jede Totaldestruction der Sache (Inst. 3. 24. §. penult. Fr. 35. §. 4. Dig. 18. 1. Fr. 14. pr. Dig. 47. 1. Fr. 17. §. 4. Dig. 19. 5. Fr. 11. Dig. 18. 6) den nächsten Bezug hat, und die höchste Achtsamkeit zur Abwendung derselben, *Diligentia* aber die höchste Achtsamkeit sogar in Betreff der Abwendung jeder Deterioration der Sache bedeutet. Hieraus gehthervor, daß beide Erklärungen der *Custodia*, sowohl die von *Löhr*, als die vom Vf., mit einer exegetisch richtigen Darstellung der römischen *Culpa* sich durchaus nicht vertragen; insonderheit steht noch dem Vf. der Zwang im Wege, welcher nach seiner Erklärung in *Ulpian's* Sinne läge. Denn wie läßt es sich denken, der *Classiker* habe geschrieben: „Eben so wie im *Commodat custodia* geleistet wird, muß der Pfandgläubiger für *dolus* und *culpa*, also nicht für *custodia*, haften?“ Und giebt es nicht mehrere andere Stellen, worin der Pfandgläubiger wörtlich für *custodia* verbindlich erklärt wird? Der Vf. hätte nur Inst. 3. 14. §. 4 und Const. 19. Cod. de pignor. beachten sollen. Rec. erklärt sich die Sache so: *Ulpian* wollte in Fr. 5. §. 2. *Commod.* nur zeigen, wie sich das *Commodat* von Kauf, Miete, Dote, Pfande und Gesellschaft in Betreff der Leistung des Verfehens unterscheide: dieser Unterschied liegt in der *Diligentia*, diese muß vom *Commodatar* geleistet werden, nicht aber von den Interessenten bey den anderen in der Stelle angeführten Geschäften (wiewohl auch von den meisten derselben, *Custodia* geleistet werden muß). Im Fr. 13. §. 1 sagt nun derselbe *Ulpian*: „die directe Pfandklage ist der *act. comm. dir.* darin gleich, daß in beiden *dolus* und

culpa geleistet wird; der Pfandgläubiger haftet hier nächst nur noch für *custodia* (nicht aber für *diligentia*, wie der *Commodatar*). V. *Peregrinitatis reus*. *Alciat* hatte dies von einem *Peregrin* verstanden, welcher sich für einen römischen Bürger ausgab. Gerade im Gegentheile versteht es der Verf. mit Recht von einem römischen Bürger, welcher sich nicht als solcher betrug, sondern, mit Verachtung der Nationalitten, fremde annahm. Den Beweis führt er aus einer Rede des *Cicero* gegen den *Vatinius*. VI. *Eine Ehebruchsklage eines wahrhaft Unvermögenden*. Ein Frauenzimmer hatte sich wissentlich, und nach erlangter Dispensation, mit einem wegen Impotenz von seiner ersten Frau geschiedenen Ehemanne verheirathet, und dabey die Enthalttsamkeit gelobbet, dieses Gelübde aber sehr bald gebrochen. Der Vf. diente selbst als Rechtsbeystand dem Manne, und widerlegte den schalen Einwand, gegen diesen Mann habe keine Untreue begangen werden können. VII. *Quaestus, Lucrum*. *Quaestus*, meint der Vf., erstrecke sich auf alle Erwerbarten, insonders auch auf die durch *malificia*; *lucrum* hingegen werde hauptsächlich bey dem Gesellschaftsvertrage gebraucht, um den in dieser Verbindung gemachten Gewinn damit zu bezeichnen. Es müsse *quaestus* da seyn, um einen Gesellschaftsfonds zu bilden, und damit ein *lucrum* erzielen zu können. Es lasse sich also *quaestus* ohne *lucrum*, aber *lucrum* nicht ohne *quaestus* denken. Den Vf. führten Fr. 3 und 53 pro socio auf diese; Fr. 7. 8. 55 in f. cod. Fr. 2. §. 8. D. de eo quod certo loco, Fr. 19 de oper. libert. Fr. 45. de adq. hered. hätten ihn sicher auf andere Ideen geführt. VIII. *Wann werden die Zeugen gemeinschaftlich? Von welchem Zeitpunkte an kann der Beweisführer solche nicht mehr fallen lassen?* Da die Gemeinschaftlichkeit der Zeugen auf dem Satze der Rechtsgleichheit, „daß man Alles, was man für sich gelten lassen wolle, auch wider sich gelten lassen müsse,“ und auf einem darauf gegründeten stillschweigenden Verträge beruhet, so bemerkt der Verf. gegen *Danz* und *Gönner*, daß die Zeugen nicht erst mit der ersten Handlung der reellen Production (persönlichen Darstellung derselben zur Beeidigung und Verhör), sondern schon durch die Übergabe der Fragstücke oder mit dem Antritte des Gegenbeweises durch dieselben gemeinschaftlich würden. In No. IX. „Übersetzung des siebenten Hauptstücks im fünften Buch des *Fabius Quintilianus* Unterricht in der Redekunst von der Einleitung des Zeugenbeweises,“ führt er ausdrücklich in der Vorerinnerung an, das römische Verfahren mit den Zeugen sey von dem unsrigen am meisten darin abgewichen, daß die Zeugen in Gegenwart der Parteyen verhört wurden. Überhaupt gab es kein schriftliches Verfahren im römischen Proceße, es gab keine vor der persönlichen Production der Zeugen einzureichende Artikel und Interrogatorien: die römische *interrogatio* bezeichnete den Act des Verhörs der Zeugen nach vorgängiger Beeidigung derselben. Die Gemeinschaftlichkeit der Zeugen oder Urkunden nahm also nothwendigerweise erst mit der Realproduction ihren Anfang. Die Aut. ad Haec. C. de fide in

Arum. (IV. 21), woraus die vom Verf. in der vorigen Abhandlung bestrittene gemeine Behauptung entnommen wird, steht also der seinigen durchaus nicht im Wege, wenn er auch gleichwohl selbst dieß zu seiner Rechtfertigung nicht benutzte.

T. d. C.

STRAUBING, b. v. Schmid: *Aufschlüsse über äussere Territorialverhältnisse der kurpfalzbaierischen Staaten bey dem Abzug des Privatvermögens an Nachsteuer.* Ein Beytrag zum äusseren Staatsrecht von Joseph v. Wisinger, kurpfalzbair. Justizakquar des Landgerichtes Burghaufen. 1804. XXXII und 118 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., welcher in einer anderen Schrift verwandten Inhalts (*Über Auswanderung in besondern Hinsicht auf Baiern, Amberg und Sulzbach* 1804) die Mittel zur Verhütung der Auswanderungen angegeben, hat uns hier ein Buch geliefert, dessen Nutzen für einen jeden Geschäftsmann, welcher mit dem nunmehr königl. baierischen Staate in Rücksicht auf Abzug und Nachsteuer in Verbindung steht, unverkennbar ist, ob es gleich ohne die geringste Schmälerung seines Werthes höchstens nur halb so viele Bogen enthalten könnte. Der Vf. hat nämlich zur vollständigen Erreichung seines Zweckes, eine Darstellung des äusseren Territorialverhältnisses des Abzugs- und Nachsteuer-Rechts der baierischen Staaten zu liefern, theils in der vorangeschickten Einleitung die gemeinschaftlichen Grundsätze vom Detractions zu erörtern gesucht, theils in der Folge bey der Erwähnung der einzelnen deutschen Staaten geographische und statistische Notizen über dieselben hinzugefügt; keines von beiden aber auf eine befriedigende Weise. Die Einleitung soll die Unrechtllichkeit des Abzugsrechtes und die Nothwendigkeit seiner Aufhebung erweisen. Die vom Vf. gebrauchten Gründe sind kürzlich folgende: Wenn diese Finanzquelle — welches bey einer jeden der Proberstein ihrer Rechtllichkeit sey — als die einzig mögliche betrachtet werde, so sey der Staat nicht mehr denkbar, weil er alsdann auf der Auswanderung seiner Subjecte und der Exportation ihres Eigenthums beruhe; die Freyheit, sich aus einem Staate zu begeben, habe im Ursocial Verträge nie vergeben werden können, mit der Zurückgabe des Bürgerrechts alle das Recht des Staates zu fordern hinweg; mithin sey eine jede Loskaufungs-Taxe, zumal wenn sie dem Eigenthume proportionirt sey, ungerecht, da durch dieselbe das Eigenthum ohne Schuld des Besitzers gemindert werde. Man sieht leicht, daß es dem Vf. nicht gelungen ist, die Gründe, auf welche man in neueren Zeiten die Rechtllichkeit dieser Forderung gesetzt hat, zu widerlegen. Allerdings ist der Staat berechtigt, bey einseitiger Aufhebung des Bürgerrechts Entschädigung dafür zu fordern, daß ein bisher integrierender Theil des gesamten Staats-Vermögens, der zu den Lasten des Staats mit verpflichtet war, und als Quelle der Staatskräfte angesehen wurde, oder wenigstens angesehen werden konnte, aus seiner bisherigen Verbindung völlig heraustritt. Um so aufrichtiger stimmen wir dem Vf. bey, wenn er

aus längst bekannten Gründen der Politik auf Aufhebung dieser Abgabe dringt, und bekannt ist es, daß sie von den meisten nicht engherzigen Regierungen nur noch Retorsionsweise gefordert wird. — In der Abhandlung selbst schickt der Vf. zuerst eine Geschichte und Beschreibung der Nachsteuer voraus, wobey aber der wichtige Unterschied zwischen Nachsteuer (*cenfus emigrationis*) und Abzug (*detractus*) mit keiner Sylbe erwähnt wird. Er theilt dafür die Nachsteuer in Baiern in Freygeld, worunter er Territorialdetractions versteht, und Nachsteuer im engsten Sinne, das Mediat-Abzugsrecht, welches wieder in das gerichtliche — das der ständischen Gerichtsherrn, welches er noch, sonderbar genug, aus der alten Leibeigenschaft des Bauernstandes herleitet, — und das der Städte und Märkte — deren z. B. nur in der Oberpfalz 13 dieses Recht besitzen — verfällt. Höchst zu misbilligen ist es, wenn S. 13 behauptet wird, daß landesherrliche Freyzügigkeits-Verträge auch auf das Mediat-Abzugsrecht wirksam seyen. Man sollte doch aufhören, den Eingriffen der landesherrlichen Gewalt in wohlerworbene Rechte der Einzelnen das Wort zu reden. Die Entstehung des Detractions ist durchaus nach Bodmann erzählt. Auffallend war es uns, S. 8 zu lesen, daß einige Fürsten auf dem Reichstage auf allgemeine unbedingte Freyzügigkeit angetragen haben, jedoch von der Majorität aus finanziellen Rücksichten überstimmt worden seyen. Woher wohl der Vf. diese, uns völlig unbekannte Nachricht, geschöpft haben mag? Merkwürdig ist die, S. 9 vorkommende Notiz, daß noch im Jahre 1794 die kurfürstlichen Finanzstellen die Aufhebung dieses einträglichen Regale misrathen. Die Grundsätze übrigens, welche von der jetzigen erleuchteten baierischen Regierung deshalb aufgestellt worden, sind folgende: daß man bey dem Detractions, welcher in der Regel 10, oder wenn die Emigration (entweder wegen Militärpflichtigkeit, oder aus Retorsion, wie gegen das Oesterreichische) verboten ist, 13 vom hundert beträgt, das Benehmen anderer Territorien gegen die baierischen Staaten lediglich retorquieren solle; daß in den baierischen Staaten selbst, sowohl in den alten als in den neu acquirirten, volle Freyzügigkeit herrschen, und die von anderen Territorien mit Baiern abgeschlossenen Freyzügigkeits-Verträge sich auf sämtliche, auch ex post acquirirten baierischen Lande beziehen sollen; — wobey aber auf die neue kurpfalzbaierische Generalverordnung vom 6 Jul. 1804 über Auswanderung und Nachsteuer noch keine Rücksicht genommen werden konnte. Die Territorien nun, zwischen welchen mit den baierischen Staaten zu der Zeit, als der Vf. schrieb (1803), noch das Detractions-Recht bestand, sind folgende: Anspach, Baireuth, Berchtesgaden, Böhmen, Brandenburg, Eichstädt, Ellwangen, Hessen-Cassel, Hohenlohe, Waldenburg, Mainz, Ortingen, Spielberg und Wallerstein, Passau, Preussen, Sayn-Altenkirchen, Stadt und Bisthum Regensburg, Stadt Augsburg, Nürnberg, fuggisches Gebiet, Trier, Cöln, Oesterreich, batavische Rpublik, der Kirchenstaat, Gallizien und Sardinien. Freyzügigkeit hinge-

gen wurde beobachtet mit folgenden Ländern: Frankreich, Baden, Lobkowitz, Nassau Dillenburg, Kur-Sachsen, S. Koburg, Salzburg, Solms, Braunfels, Thurn und Taxis, Speier, Württemberg, deutscher Orden, St. Emmeran, Ober- und Niedermünster, helvetische Republik, italien: Republik und Isenburg-Birstein. Die oben bereits erwähnten geographischen und statistischen Bemerkungen sind theils nicht erschöpfend, da der Vf. seine Schrift vor dem Erscheinen des Hauptschlusses der Reichsdeputation von 1803 endigte, theils wimmeln dieselben von Druckfehlern aller Art. Eben so ist die Sprache im ganzen Buche durchaus mit Fehlern und Provincialismen durchwebt. Wir können die ganze Schreibart des Vfs. nicht besser charakterisiren, als wenn wir die erste Periode der Einleitung, die zu den besseren gehört, ganz genau abschreiben: „Von welchem Zusammenflusse der Finanzquellen auch immer ein Staat sich behaupten und festgründen mag,

so läßt sich die Rechthlichkeit jeder einzelnen Quelle allemal dadurch prüfen, daß, wenn sie zum Hauptstromme, wovon dem Staate Leben zufließt, erhoben, und als die einzige betrachtet wird, der Staat als solcher, wenigstens noch denkbar bleiben muß; denn fügte es sich, daß eine von den einzelnen allenthalben in das Herz des Staatskörpers sich konzentrirenden Finanzquellen (deren Rechthlichkeit aber befraglich wäre) für sich ganz allein gesetzt, und zum Hauptstromme erhoben worden wäre; dabey aber der Staat, dessen Erhaltung von dieser oder jener allein abhängt, in Widerspruch mit sich selbst gebracht seyn würde, so zwar, daß er als Staat gar nicht mehr denkbar wäre, so ist eben dadurch auch zugleich bestimmt, daß diese befragliche Finanzquelle, auch als kein Nebenarm; auch nicht im kleinsten Zustosse zur Hauptmasse rechtlich mehr fortexistiren dürfte.“

igt.

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. Hamburg, b. Perthes: *Ein Wort über Defensionen nebst einem, Bemerkungen über Rüfau's Criminalfall und drey gerichtliche Vertheidigungen enthaltenden, Anhang.* Von A. C. Wolters, b. R. Dr. 1803. VIII und 102. VII und 32 und 29 S. 8. (16 gr.) Zwar nur Ein Wort über Defensionen, aber auch dieß wird niemand, so wenig als Rec., finden können. Was man dagegen findet, sind ungereimte Dinge, unverdaute Sätze, und ohne Urtheilskraft hingestellte Ausprüche. Die Definition der Defension giebt zuerst den Beweis hievon. „Bey uns und im engeren Sinne“ heißt es; „ist sie die schriftliche Ausführung alles dessen, was dazu geeignet ist, Leben, Freyheit und Ehre eines Angeschuldigten zu erhalten und überhaupt jedes Strafmaß von ihm zu entfernen.“ Nach dieser Definition ist der Vf. zu zeigen bemüht, daß die Defension keine Supplik, sondern eine Deduction sey. Dieß thut er im Folgenden: „Der Richter darf in peinlichen Fällen noch weniger (?) als in Civilfällen nach Willkühr oder nach Gunst und Gefühl erkennen. Er muß sich also bey Fällung eines Urtheils in peinlichen Sachen streng nach seiner Überzeugung von der wirklichen Schuld des Angeklagten und der Anwendbarkeit eines auf die That desselben gehenden peinlichen Gesetzes richten. Daher (?) ist eine Defension keine Supplik, sondern eine Deduction.“ In der Geschichte der Defensionen, die hier S. 3—10 folgt, und zu merkwürdig ist, als daß sie nicht dem Leser zur eigenen Ansicht vorbehalten bleiben müßte, wird der Gebrauch der Defensionen bey den Hebräern aus dem Buche Hiob Kap. 29, v. 17 und 18, „dem Dürftigen war ich ein Vater, dem Unbekannten schaffte ich Recht“ dargethan, und Hiob selbst zugleich zum Defensor oder wenigstens Advocaten erhoben. Dabey erblickt man des Vfs. Verwundern, daß aus einem Lande, wo es Actenstücke geben konnte, wenig oder nichts Schriftliches auf uns gekommen sey. Die faden Bemerkungen, welche der Geschichte folgen, reichen zum Trost Aller, die dieß Werk (?) lesen müssen, nur bis S. 48, wo sich die Criminalgeschichte Rüfau's anfängt. Einen Begriff von ihnen geben z. B. folgende, wohl zu merken, nicht einzeln aus der Demonstration gehobenen, sondern wirklich zum Gegenstande der Demonstration genommenen Sätze: „Die Inspection der Originalacten ist oft sehr nützlich: die Aufdeckung der Fehler im gerichtlichen Verfahren kann die Freysprechung des Inquisiten nicht allein bewirken: bey Verfertigung von Defensionen kommt es, wenn sie Aufmerksamkeit erregen sollen, sehr darauf an, daß man sich nicht zu sehr (?) an den alten Schlandrian halte: auch kommt gewiß ungemein viel (?) darauf an, daß man den Punct richtig auffasse, der der Beurtheilung der That zum Grunde liegen muß: wenn ein reiner Styl bey allen juristischen Schriften schon von großem Nutzen und unseres gebildeten Zeitalters würdig ist, so muß eine der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene, von Schwülftigkeit und Trockenheit gleich weit entfernte schmucklose und dabey ange-

nehme Schreibart bey Defensionen noch ungleich mehr (?) erforderlich seyn: eine Vertheidigungsschrift muß zwar nicht zu lang seyn, wenn sie nicht ermüden und die Wirkung schwächen soll: die man dabey beabsichtigt, aber sie muß auch nicht zu kurz seyn.“ — Der Anhang enthält zuerst eine Lebensbeschreibung des berücktigten Rüfau, welcher im J. 1803 seine Frau und fünf Kinder zu Hamburg tödte, wobey auch S. 60 u. f. Gall's Schädellehre auf Rüfau's Kopf angewendet wird, und dieß „bloß um zu beweisen, daß mancher wohl nur aus Krankheit, die seinem Charakter eine gewisse Perverrität gab, Verbrecher werde.“ Die Proben von Vertheidigungsschriften sind auf die Art gefertigt, wie man sie zu Dutzenden in den Acten von ungeschickten Advocaten findet. — Dieß alles sey übrigens bloß dem Leser gesagt. Dem Vf. kann es nicht gelten, da er sich zu wiederholten Malen erklärt hat, daß er sich um das Schicksal seiner Schrift nach ihrer Publication nicht weiter bekümmern wolle, und es ihm gleichgültig sey, welche Aufnahme sie erhalten werde. Dagegen muß es wieder nicht dem Leser, sondern dem Vf. gesagt seyn, was dieser nach S. VII der Vorrede nicht weiß, nämlich: daß es allerdings Schriften giebt, welche die seinige völlig überflüssig machen. F. M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hamburg, b. Schmidt: *Nahrung für weibliche Seelen, welche beglückend auch selbst glücklich seyn und bleiben möchten.* 1807. 548 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) An Mannichfaltigkeit fehlt es diesem Nahrungsmagazine nicht; aber es wird schwerlich eine weibliche Seele geben, die einen so guten Magen hätte, um alle darin niedergelegten Nahrungsmittel ohne Unterschied verdauen zu können. Den meisten fehlt es an der gehörigen Zubereitung. Was aber Aufsätze, wie z. B. Minnegefang der Vorzeit S. 249, was ist Liebe? S. 320, Brevier eines leichtsinnigen Ehemannes, S. 337, Mädchenzugen, S. 343 u. a. m. zur eigenen Glückseligkeit und zur Glückseligkeit Anderer beytragen sollen, kann Rec. nicht absehen. Die Vorrede, welche aber bloß für Familienväter und Hausfreunde, welchen die Auswahl der Lectüre für unschuldige Leserinnen obliegt, geschrieben ist, hat Rec., vermuthlich weil sie nicht für ihn war, nicht so recht verstehen können. Am Schlusse derselben wird der Vf., wie er sich ausdrückt, „so eitel, zu hoffen (?)“ daß diese seine Zusammenstellung einer Domeslature. (???) nach den Regeln der strengen Pflicht (???) geschehen sey, und selbst in unseren bucherreichen Zeiten nicht überflüssig werde gefunden werden.“ Rec. hingegen, nachdem er das Mißvergnügen gehabt, mit dem Buche näher bekannt zu werden, ist so dreist, zu glauben, daß diese Zusammenstellung einer Damenlectüre nach keiner anderen Regel, als der Regel des Zufalls gemacht sey, und daß sie selbst in weniger bucherreichen Zeiten, als die unsrigen sind, für gänzlich überflüssig werde gehalten werden. E. D. d. m. f.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J U N I U S , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst*, herausgegeben von Dr. Elias v. Siebold. B. I. St. 1. 1802. St. 2. 1803. St. 3. 1804. zusammen 490 S. B. II. 1—3 St. 1804. 1805. 423 S. 3r Bd. 1—3 St. 1806. 396 S. 8. (Jeder Band 2 Thlr.)

Da Stark's bekanntes Archiv nur sehr langsam fortgesetzt ward, und andere der Geburtshülfe ausschliesslich gewidmete Zeitschriften zu bald gänzlich ins Stocken geriethen: so war die Erscheinung der hier anzuzeigenden um so erfreulicher, da in den gewöhnlichen medicinischen und chirurgischen Zeitschriften der heilbringenden *Lucina* zu selten geopfert wird, der Cultus aber doch so vielumfassend ist, dass er allerdings einen eigenen Tempel heischt. Es ist nun zu wünschen, dass würdige Priester das Heiligthum bewahren, und dass kein ungeweihtes Opfer gebracht werde. Zu letzterem möchten wir B. I. St. 1. No. 3. B. II. St. 3. No. 2 und daselbst No. 4. B zählen, durch welche nichts zur Vervollkommnung der Geburtshülfe, als Doctrin, geschehen ist. Rec. glaubt mit Recht darauf dringen zu können, dass keine gewöhnlichen Tagebuchsgeschichten aufgenommen werden, welche ohne belehrenden Commentar, oder angehängte gute Epikrise, zu nichts als zu einer platten Empirie führen (No. 5); ferner, dass nicht zu längst anerkannten Wahrheiten Belege geliefert werden, (No. 2); noch weniger aber Albernheiten, wie No. 4. B. Der Raum gestattet uns nicht, eine weitläufige Inhaltsanzeige dieser drey Bände zu liefern, wir schränken uns daher auf eine allgemeine Beurtheilung ein.

Für die Methode des Unterrichts der Geburtshülfe sind die Aufsätze B. I. St. 1. No. 1. vom Herausgeber, St. 3. No. 2 vom Dr. Anna, B. II. t. 2. No. 2 vom D. Graf. In No. 1. wird manches an der älteren Art und Ordnung des Vortrages der Entbindungskunde mit Recht getadelt; doch ist sie vom Herausg. befolgte Ordnung auch nicht durchaus zweckmässig; hier ist die Ordnung nur bis zum Ende der Geburtslehre angegeben. Rec. hält es für durchaus unzweckmässig, eher von Beckenfehlern sprechen, als der Schüler weifs, was Schwangerschaft und Geburt sey; denn nur nach diesen Kenntnissen können jene Fehler hinlänglich gewürdigt werden. Auch die Trennung des pathologischen vom therapeutischen Theile, welche der Herausg. und andere in ihren Lehrbüchern beobachten, ist keineswegs zweckmässig. In No. 2 rügt Dr. Anna die gewöhnliche Einleitung, wo man mit Erklärung der

Begriffe von Entbindungskunde und Wissenschaft, Nothwendigkeit ihrer Erlernung, Wichtigkeit, Nützlichkeit, Vorzüge und Beschwerlichkeit derselben, Eigenschaften des Entbinders, anfängt, welches alles sich weit falslicher am Ende des Lehrurses ergeben muss. Dr. Grafs Bemerkungen stimmen meist mit dem ersten Aufsatze überein. Im Grunde ist bey allen diesen Verbesserungen viel Geschrey, wenig Walle.

Blosse einzelne Entbindungsgeschichten sind in folgenden Nummern enthalten B. I. St. 1. 4. *Entbindung mit der Zange wegen eines Steatoms, vom Herausg.*; nicht besonders merkwürdig; doch mit einigen angehängten praktischen Bemerkungen. St. 2. 1) *Eindreyzehn Monate lang zurückgebliebenes Stück der Nachgeburt, von Siebold dem Vater.* 2) *Eine Zangengeburtsgeschichte, von Busch in Marburg erzählt.* Der Vf. meint, sie sey wegen älterer Vorfälle sehr merkwürdig; indessen ergiebt sich nichts weiter, als dass die Frau bey den ersten Geburten schlechte Helfershelfer gebraucht hatte, und dass diesmal der Vf. das Kind in weniger als 3 Minuten mit drey Zügen zur Welt brachte, also eigentlich wohl die Operation hätte unterbleiben mögen. St. 3. 3) *Geföhichte eines Kaiserschnitts von Wiedemann.* Er war hier bey nicht über 2" ¹/₃ haltendem schrägen und geraden Durchmesser des Beckeneinganges um so mehr angezeigt, da das Kind mit dem Steisse vorlag, und folglich an keine Enthirnung zu denken war. Die Mutter starb am sechsten Tage, das Kind wurde gerettet. 4) Geburt und Beschreibung eines (nicht wie S. 396 behauptet wird, vollkommenen) Acephali. Die Entbindungsgeschichte (vielmehr der Geburtsvorgang) hätte hier ganz wegbleiben müssen, da sie nichts merkwürdiges enthält. Wozu können auch wohl die genauen Ausmessungen aller äusseren Theile nutzen? 5) *Aus Unwissenheit von einer Hebammen verrichtete Exstirpation der Gebärmutter.* Die Frau überlebte den schauderhaften Unfall. Der Herausg. fügt einige zu beherzigende Bemerkungen im Hinblick auf Osianders Mutterkrebsoperationen bey. Im II Bande St. 1. No. 4. Siebenzehn Entbindungsgeschichten unter der Überschrift: *Bekennnisse eines unglücklichen Geburtshelfers*; möchten doch alle Leute so ehrlich und offenherzig seyn als dieser Beichtende! St. 2. No. 6. Ein nicht uninteressanter Fall, wo bey allen Zeichen eines vorliegenden Mutterkuchens endlich dem Kinde ein Theil vorangeboren wurde, welchen Baer in einem Zusatze für die Überbleibsel einer abgestorbenen Zwillingssfrucht erklärt. St. 3. No. 3. Eine interessante Nachgeburtsgeschichte mit kritischer Beleuchtung der dabey vorgegangenen Fehler. 4 A.

Ggg

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Geschichte von *Epilepsia parturientium*, nebst Beurtheilung derselben durch einen Lehrer der Geburtshülfe. Das Urtheil gefällt Rec. fast weniger, als die Geschichte. Doppelsehen und Flimmern vor den Augen sind nicht, wie es hier heist, offenbare Zeichen einer Congestion nach dem Kopfe; denn diese Zeichen gehen ja auch manchen Ohnmachten vorher, wo nichts weniger als Congestion ist. Folglich möchte denn auch Aderlassen hier nicht so unbedingt angezeigt seyn, wie Hamilton u. a. meinen. *Spasmi in plexu nervorum abdominalium* sollen *fons* und *origo* der Congestion nach dem Kopfe seyn. Was kann dies heissen? *Spasmus* kann ja doch nur in Muskeln Statt finden! Damit ist übrigens Rec., dem viele Fälle von *convulsionibus parturientium* vorkamen, aus Erfahrung einverstanden, daß unter so misslichen Umständen, wie hier, der Tod unvermeidlich war. St. 3. No. 6. Geschichte einer *Molenschwangerschaft*, vom Herausg. mit einer Abbildung, welche der Vf. vorzüglich deshalb lieferte, weil sie noch Spuren der sie im Uterus umgebenden Hülle zeigt. Übrigens möchte Rec. nicht des Vfs. Behauptung unterschreiben, daß alle Molen Producte von Schwängerung seyen. — Unter die Rubrik von Erfindungen oder Verbesserungen geburtshülflcher Geräthschaften gehören folgende Aufsätze: B. I. No. 3. *Vergleichung der Levret'schen und Thence'schen nicht gekreuzten Zange*, welche nicht zum Vortheile dieser letzteren ausfällt (mit einer Abbildung). St. 2. No. 3. Kritik eines neuen von Menzzer in dessen *Diff. inaugurali*, Gött. 1802, beschriebenen, und von Eckardt erfundenen *Geburtsstuhl*, der viel zu complicirt ist, als daß er brauchbar seyn könnte (mit Abbildung). 6) Kritik der Starkschen, Oslanderschen, Boerschen, Levret'schen, Buschischen Zange, und Beschreibung (nebst Abbildung) einer selbst erfundenen, vom Herausg., welche in Rücksicht ihrer Vereinigung und ihrer Handhaben bequem und sicher, und mit der von Wiedemann angebrachten Verbesserung (S. B. I. S. 420), welche den besondern Schlüssel entbehrlieh macht, besonders zu empfehlen ist. B. II. St. 1. No. 1 macht Erörney einen an seiner (nach der Eckardt'schen gemodelten) Zange angebrachten Mechanismus bekannt, welcher in einem zwischen die Enden der Griffe durch ein Schraubengewinde vorzuschiebenden Metalbalken besteht, der zugleich als Labi- und Cephalometer, und als Regulator des Druckes auf den Kopf des Kindes dient. Rec. hat dafür, daß während der Züge selbst die Löffel allmählich zusammengedrückt werden müssen, welches bey diesem Regulator nicht möglich ist. Hierher gehört auch die Beschreibung eines eigenen Sitzes für den Geburtshelfer, welcher zugleich als Fußtritt für die Kreifende dient, von Wigand S. 59 (mit einer Abbildung), der aber wohl nicht zu empfehlen ist, da einmal manche Kreifende, der Höflichkeit ungegedenk, ihren Herrn Geburtshelfer über den Haufen werfen möchte, wenn Kraft und Masse präponderirend sind, und fürs andere der Geburtshelfer bey seinen Verrichtungen nicht immer so fest angelenkt sitzen kann, daß er in jedem Augenblicke die dem Sitze als Fußgestelle zukommende Festigkeit erhält. — Zu den Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Geburtshülfe „gehören

folgende Numern: Bd. 1. Nr. 2. über das *Indicirtseyn der Wendung bey völlig ins Becken eingetretenem Kopf*, v. Herausg. Mit Recht und mit Gründen wird hier Oslanders Verfahren gemüßbilliget, der in solchem Falle wendet. St. 2. Nr. 4. Dr. Laubrey zeigt hier die Unrichtigkeit von Brown's Behauptung, daß die unzeitigen und schweren Geburten zur Classe der örtlichen Krankheiten gehören, und der Herausg. fügt vier Fälle mit jedesmaligen Bemerkungen hinzu, woraus sich Ursachen ergeben, die von veränderter Organisation sehr verschieden sind. Nr. 5. warnt der Dr. Henrichsen gegen den Mißbrauch kalter Umschläge bey Gebärmutterblutflüssen, da sie erstlich nicht für jeden Zustand passen, und zweytens auch oft üble Folgen veranlassen. Im Ganzen hat der Vf. sehr recht; seine Erklärungsart aber von der Wirkung der kalten Umschläge S. 202. 203. ist sehr dürftig, und der Gegenstand verdiente eine genauere Erörterung. St. 3. Nr. 1. *Vorschläge für die nützliche Cultur der Entbindungskunde im Fürstenthum Würzburg*, v. Herausg. Hier kommt manches vor, was nicht bloß lokalen Werth hat, sondern allgemeine Beherzigung verdient. Nr. 6. *Gumprechts Fragmente geburtshülflcher Inhalts*. Meist alle polemischen Inhalts; hie und da fast ins Lächerliche fallend, z. B. S. 413 *Entbin-* der solle man nicht sagen, weil es zu viel Ähnliches mit *Buchbinder*, *Fassbinder* habe. Bd. II. St. 1. Nr. 2. Prof. Schmidtmüller schlägt, nach einer kurzen Kritik der gewöhnlichsten Lagen und Haltungen der Gebärenden vor, daß man dieselben ganz flach, nur mit Kopf und Becken ein wenig erhöht, und am Kreuze durch etwas festes gegen den Rücken zu sich verlierendes unterstützt, gleich vom Anfange der Geburtsarbeit an solle liegen lassen. Rec. gesteht, daß ihm die Vortheile, die dadurch erhalten werden sollen, nämlich das bessere Zusammenfallen der Axe des weiblichen Körpers, der Gebärmutter und des Beckens, und die Vermeidung des Druckes der Gebärmutter gegen den Rand der Schaambeine, nicht einleuchten. Beym Eintreten des Kopfes in die Beckenhöhle würde es im Gegentheile schädlich seyn, wenn die Axe der Gebärmutter mit der des ganzen Körpers zusammenfiel. Nur bey sogenanntem Hangebauche paßt gleich anfangs eine solche Rückenlage. Auch das mit den Händen von sich schieben während der Wehen, (S. Anmerk. 35) kann unmöglich die Geburtsarbeit fördern, denn die Füße verlieren dabey ihren Stützpunkt, und es kommt bey der willkührlichen Geburtsarbeit nicht auf das Füllen der Lungen allein an. Ueberdem könnte ja nur die Kreifende ihre Lungen voll nehmen, ehe sie jedesmal die Handhaben nach sich zieht. No. 3. Hier liefert Dr. Wigand drey Bruchstücke geburtshülflcher Inhalts: 1) über den rechten Zeitpunkt zur Wendung, welche erst dann vorgenommen werden soll, wenn der Muttermund gehörig geöffnet, und dann durch eine fast nie ausbleibende ödematöse Geschwulst dick und weich gemacht ist, und wenn man überzeugt ist, daß keine Krampfwunden da sind; allerdings eine goldne Regel. 2) Über das Verhüten des Dammeinreisens. Wenn der Kopf im schiefen Durchmesser durch den

Beckenausgang gehe; so werde der Damm an einer Seite weit stärker als an der anderen ausgedehnt, und reisse dann leicht seitwärts ein; da solle man aufsen stark gegen die ausgedehnte Stelle drücken, um den Kopf in den geraden Durchmesser zu leiten. Wo das aber nicht durch die Wehen geschieht, ist nach des Rec. Erfahrung dieser Handgriff unnütz. 3) Vom Sitze vor der Kreissenden, S. oben. No. 5. hier wird nach *Wiedemanns* Nachrichten der glückliche Erfolg des im Jahre 1801 zu Paris gemachten Schaamfugenschnitts geklärt, und vom Herausg. eine Nachricht von der Frau *Markard* aus Pfersdorf gegeben, welche nach der bekannten, von *Siebold* dem Vater an ihr gemachten, Trennung der Schaambeine drey Jahre darauf einen starken *Buben* glücklich zur Welt brachte, und noch lebt, 63 Jahr (im Jahre 1804) alt ist, und die schwersten Arbeiten verrichtet. Der Herausg. macht freymüthige Bemerkungen über die Geschichte dieser Person, und verspricht sie selbst genau zu untersuchen, und fernere Nachricht von ihr zu ertheilen, welche denn allerdings, zumal in Hinsicht auf ihre letzte Entbindung, wovon gar keine näheren Umstände bekannt sind, sehr zu wünschen ist. Nr. 6. Hier handelt der Herausg. von einer bisher unbekannten Ursache des Gebärmutterblutflusses während und nach der Entbindung; die nämlich in einer regelwidrigen Verwachsung einzelner Stellen der Aderhaut mit dem Fruchthälter (warum hier *Fruchthälter* und in der Überschrift *Gebärmutter*??) begründet ist. Nebst zwei Beobachtungen. St. 2. Nr. 1. *Ideen zur Beschränkung der Instrumentalhülfe*. Nachdem der ungenannte Vf. die normale Geburt nach rein mechanischen Grundsätzen demonstriert hat, zeigt er, wie diese Grundsätze zur Beseitigung von Gesichtsgeburten angewandt werden müssen, und führt zwey Fälle aus seiner Praxis als Belege an. Es ist für die glückliche Kunstübung sehr zu wünschen, dass diese Ansichten weiter verfolgt werden. Nr. 3. *Bruchstücke von Wigand*. Unter andern Rechtfertigung der vielen Zangengeburt, welche in Hamburg vorkommen. Der Vf. giebt zu frühe Verarbeitung der Wehen, zu frühe Rückenlage (hier findet man mehrere Gegengründe zu dem oben angeführten Aufsatze von *Schmidtmüller*), durchaus mangelnde Kräfte, träge Wehen, weissen Fluss, häufig übelgeformte Köpfe mit sehr langem schrägen Durchmesser, starke Beckenneigung, häufig flaches Kreuzbein und Gebärmutter-Rheumatismus als Ursachen an. Rec. findet alles dieses doch nicht hinreichend den *primarii operandi* zu entschuldigen, und ist überzeugt, dass die meisten Zangengeburt, einer Verwöhnung des Publicums zuzuschreiben sind. Der im sechsten Bruchstück angegebene Handgriff, nach der Wendung mit der ganzen (noch dazu unverhältnissmässig grossen Hand S. 51), über den noch zurückgebliebenen Kopf einzugehen, den Rumpf senkrecht anzulegen, und zugleich stark und dreist den Kopf herabzudrücken, und das abwechselnd eine Viertelstunde lang fortzusetzen (S. 41), findet Rec. durchaus nicht nachahmungswerth. Dass diese Person zweymal vorher durch Enthirnung von andern entbunden werden musste, lag vielleicht an den Geburts-

helfern, oder an der mehrern Grösse der Kinder. Dass diesmal die Zange abglitt, lag vielleicht an der Zange; das Kind gab zwar Lebenszeichen, starb aber doch bald vollends ab: also dieser Fall beweist noch nichts weniger, als die *Vortrefflichkeit dieses Vorschlages* (S. 42.). 4. *Bemerkungen über Froriep's Fantom*, nebst Abbildung v. Dr. Anna. Eine scharfe Kritik, in manchen Stücken gegründet genug, doch auch hin und wieder offenbar zu streng. Dahingegen kann Rec. das Lob der Puppe gar nicht unterschreiben, nach welchem dieselbe Kinderleichen ganz entbehrlich machen soll. An des Rec. Exemplar ist die Stirnnath gar nicht zu fühlen. Die Arme sind viel zu dünn, die Ohren unten breiter, als oben, vorzüglich die Hüften und Schenkelbeugung ganz un Zweckmässig. 5. *Der Wundarzt Unger über Gebärmutterblutflüsse*, ziemlich roh, empirisch und verworren. S. 69. ist von *asthenischer Schwäche* die Rede. Die am häufigsten vorkommenden Blutflüsse seyen: 1) die nach der Geburt von partieller oder gänzlicher Nachgeburtslösung, 2) die nach Fussgeburten und Wendungen gerne folgen. Aber die entstehen ja doch wohl auch von nichts anderm, als jener Lösung! etc. St. 3. Nr. 1. Dr. *Schneider* versucht die Frage zu beantworten: ob im dritten Grade der Einkellung Zange oder Perforation vorzuziehen sey? Obgleich der Vf. einen Fall erzählt, wo er noch mit der Zange Entbindung eines freylich todten Kindes bewirkte, so stimmt er doch mehr für Enthirnung. Ob die mit der Zange entbundene Frau, welche nach dem Wasserprunge acht Tage lang kreifete, die Entbindung überlebt habe, erfährt man nicht. Theorie und Praxis scheinen beym Vf. im Widerspruche zu stehen; denn nach S. 4 ist er kein Freund der grausamen Perforation. 5. *Über die Entstehung der Muttermaler*, vom Prof. *Schmidtmüller*. Wird durch solche Untersuchungen die Entbindungskunde vervollkommen, zumal da die ganze Sache auch nach diesen Vermuthungen nur Vermuthung bleibt? Dass der Vf. zu dem Haufen der Beyspiele von sogenannten Verfehlungen noch solche alberne Märchen, wie S. 50 — 52 hinzufügt, ist unverzeihlich.

Einen grossen Raum nehmen die Bücheranzeigen in dieser Zeitschrift ein, und es ist sehr zu wünschen, dass dabey in der Folge mehr auf Bündigkeit der Kritik, Gedrungenheit und Mannichfaltigkeit Rücksicht genommen werde. Wir möchten es gerne hingehen lassen, dass über ein kleines Buch ein weitläufiges Urtheil gefällt werde, wenn nur die Entbindungskunde dabey wirklich gewinnen kann. Ob das hier der Fall ist, wo die Anzeige von *Ossander's* Grundriss 2 Bogen, von *Froriep's* Handbuch 23 Seiten, von *Marten's* System (?) der Geburtshülfe 12 Seiten, von des Herausgebers eigenem Lehrbuche gar 60 Seiten, (NB nicht von ihm selbst) einnehmen? Wir müssen es verneinen, und könnten füglich eine Kritik der Kritiken liefern, wäre hier der Ort dazu. Bey grösserer Kürze würden dann auch mehrere kleinere interessante, ja selbst Probefchriften, die doch schwerer durch den Buchhandel zur Kunde kommen, Platz finden.

III Band. I. Stück. II. Reflexionen über das weib-

liche Becken in geburtskünstlerischer Beziehung vom Herausgeber, fortgesetzt im 2 Stücke No. II, und beschloffen im 3ten No. V. Der Vf. sagt hier in gezwungenen, mit zu viel hochtrabenden, ohne Noth aus fremden Sprachen entlehnten, Ausdrücken manches Gute über seinen Gegenstand, aber auch manches schon zehnmal Gesagte, und eigentlich nichts Neues, und hin und wieder etwas Falsches. Richtig ist es, daß die eigentliche anatomische Beschreibung nicht für die Lehrbücher der Entbindungskunde gehöre, falsch aber, daß nach S. 4 dem *Accoucheur* (warum nicht Geburtshelfer?) das Becken selbst in einer ganz andern Form erscheinen müsse, als dem Anatomen; daß nach S. 11 der Ausgang des Beckens hinten größtentheils durch den Steißknochen begrenzt sey. S. 12 und 13, eifert der Vf. gegen die Annahme einer mittleren Apertur, welche er doch in seinem Lehrbuche Bd. 1. §. 61. Bd. 2. §. 35 selbst benutzt. Was S. 182 wegen Herabbewegung der Stirn bey Gesichtsgeburten in der Seite, wo der Winkel zwischen Kreuz- und Hüftbein am weitesten ist, gesagt wird, ist eitel theoretischer Prunk. Ein Becken, welches $4\frac{1}{2}$ in der *Conjugata* seiner oberen Öffnung hat, möchte Rec. nicht mit dem Vf. (S. 186) noch absolut normal nennen. S. 190 heist es: „Jeder Endpunct des Querdurchmessers ist am normalgebildeten Becken anderthalb Zolle (ungefähr drey Fingerspitzen) von der Kreuz- und Hüftbeinverbindung, einen Zoll (oder zwey Fingerspitzen) von der ehemaligen knorplichten Vereinigung des Hüftbeins mit dem Schaamknochen entfernt. Diese Bemerkung ist sehr wichtig für die Untersuchung des weiblichen Beckens, und eine größere oder geringere Differenz in der Entfernung von den erwähnten Regionen läßt ein enges oder zu weites Becken vermuthen.“ Aber wie soll man denn jene angegebenen Fugen, wovon die eine mit weichen Theilen bedeckt, die andere längst verwachsen ist, am lebenden Individuum auffinden? und da das nicht möglich ist, wo bleibt die vermeinte Wichtigkeit der Bemerkung? S. 192 heist es: „Aus den bisherigen Reflexionen gehen nun folgende Resultate hervor. 1) Die obere Apertur des Beckens, hat den geringsten Raum von seiner hinteren Region nach vorne. 2) Am weitesten erscheint uns dieselbe querherüber von einem rundlichen Rande des Darmbeins bis zum entgegengesetzten. 3) In den schiefen Durchschnitten von hinten nach vorn hält sie an dem normalgebildeten Becken gewöhnlich die Mitte.“ Etwas ähnliches steht ja in jedem Hand- und Lehrbuche der Entbindungskunde. Unter den im 19 §. von S. 363 an aufgeführten Kennzeichen des normalen weiblichen Beckens sind mehrere, welche für den Geburtshelfer in der Praxis durchaus keinen Werth haben, z. B. 5. 7. 8. II. *Zwey Beobachtungen über Knoten und Verschlingungen der Nabelschnure bey Zwillingsgeburten* (hiesse wohl besser bey Zwillingen), vom D. F. Tiedemann, Privatlehrer zu Marburg. In beyden Fällen hatten die Zwillinge in einer einzigen Höhle der Eyhäute gelegen, und die Nabelfstränge von beiden waren nicht allein um einander gewunden, sondern bildeten gemeinschaftliche wahre Knoten. III. *Drey Armgeburten, zwey von der Natur, und*

eine durch die Zange beendet, vom Dr. Hensel zu Breslau. Nebst Bemerkungen vom Herausgeber. Von den beiden ersten Fällen hat die Kunst keinen Gewinn. Die überverehrte quälende Hilfsleistungen gleichsam empörte Natur stregte alle Hilfsmittel mit erschöpfender Kraft an, und beschämte ihre unberufenen Diener. Im dritten Falle wendete der Vf. auf den Kopf, vier Stunden nachher war der Arm doch neben dem Kopfe wieder herausgefallen, der Muttermund krampfhaft zusammengeknüpft, nach acht andern Stunden lag der blaue und angeschwollene Arm schon ganz aus der Schoos (Schaam). Der Vf. legte *Siebolds Zange* mit Leichtigkeit an, konnte sie aber nicht fest genug vereinigen, weil der Kopf noch sehr hoch stand, so daß der Schluß der Zange dicht am Scheideeingange lag, sie wich bey dem zweyten Zuge. Nun ließ der Vf. *Brünighausens Zange* holen, und brachte damit, ungeachtet des vorliegenden Arms, das Kind leicht zur Welt, welches bald zum Leben gebracht wurde. In den Bemerkungen sagt der Herausgeber, seine Zange sey nicht darauf berechnet, den Kopf zu fassen, und würde in diesem Falle gewendet haben; damit stimmt Rec. vollkommen überein. IV. *Geschichte einer wegen eines Hindernisses in der Scheide sehr schweren Geburt und ihrer Folgen.* Es bestand in einer Blutgeschwulst, welche durch einige Einschnitte ausgeleert werden mußte. Die Folgen waren dem unvorsichtigen Zangengebrauche zuzuschreiben, und bestanden in Eiterung des Mutterhalses und des zerrissenen Dammes. Lobenswerth ist die Fröymüthigkeit, womit der Vf. seinen Fehler gesteht. Angehängt sind ziemlich triviale Bemerkungen: 1) über Aderlassen bey Schwangerschaften und Kreisenden. Der Vf. meint, wenn wirkliche Zeichen von Sthenie bey einer Kreisenden vorhanden seyn, so solle man lieber die Geburt beschleunigen, als Ader lassen, weil nach der Geburt ja von selbst Blutausscheidung entstehe. Hätte der Vf. bedacht, daß in manchen Fällen von Sthenie gerade die Aderlässe das einzige unschädliche Mittel zur Geburtsbeschleunigung sind: so würde er jenen Rath nicht gegeben haben. Während der Schwangerschaft rath der Vf. wiederholte Aderlässe anstatt *Brünighausens* Diät und *Wiegand's* Abführungen. Aber da müssen sie doch oft wiederholt werden, wenn sie etwas frommen sollten, und das würde schwerlich ohne großen Nachtheil für die Mutter geschehen können! 2) Über *Zimmtinctur* zur Hemmung von Blutflüssen und Verstärkung der Wehen. Die Meinung, daß der Zimmt unmittelbar zur Gerinnung des Blutes beytrage, ist durchaus nicht zu erweisen. Die übrigen Bemerkungen übergehen wir. V. *Beobachtung eines Typhus, der durch eine auf der Höhe desselben erfolgte Frühgeburt und Milchverletzung höchst gefährlich wurde.* Acht Brownisch! in 18 Tagen 23 Bouleillen Hochheimer, ohne die übrigen Reizmittel. Erst am 12 Tage Leibesöffnung; übrigens keine Spur von Milchverletzung, außer in der Überschrift. VI. *Beobachtung einer Verwachsung der Vorhaut des männlichen Gliedes bey einem neugebornen Kinde, von Dr. F. St. Anna zu Rastatt.*

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 J U N I U S 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunst*, herausgegeben von Dr. Elias v. Siebold, u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

2 Stück. I. *Über Methodenlehre der Entbindungskunde*, vom Herausgeber. Ist als Fortsetzung des im 1 Stücke des 1 Bandes mitgetheilten Aufsatzes und schon als Programm unter dem Titel: *Über Zweck und Organisation der Klinik in einer Entbindungsanstalt*, in den Buchhandel gekommen. Der Vf. meint, wegen der geringen Auflage möchte es nicht genug bekannt geworden seyn, aber warum machte er die Auflage nicht größer, wenn er das Gesagte für so wichtig hielt? Es ist unangenehm, dergleichen zweymal bezahlen zu müssen, wie es nebst Rec. wohl mehreren gegangen ist. Übrigens ist dieser Aufsatz lesenswerth. S. 149 heisst es: man gebe solchen Schwangeren, denen man noch erlaube bey Tage die Anstalt zu verlassen, um sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben, und in der Anstalt nur Nachtlager zu haben, Gelegenheit zur Ausschweifung und venerischer Ansteckung. So überzeugend die übrigen Gründe gegen eine solche Art des Ersparnisses sind, so wenig will dieser dem Rec. einleuchten; denn in den letzteren Schwangerschaftsmonaten möchte doch wohl Luft zum Bey Schlaf bey männlichen und weiblichen Subjecten höchst selten seyn. III. *Bemerkungen zu Hn. Anna's Bemerkungen über Hn. Prof. Friep's Fantom von Papier-maché*, in B. 2. St. 2. N. 4 der *Lucina*, vom Dr. Schweickart, Privatdocent zu Wittenberg. Eine genaue und gründliche Würdigung des im Allgemeinen viel zu ungerechten Tadel des genannten Fantoms, woraus sich ergibt, dass Anna's Warnung gegen dessen Ankauf Niemand abschrecken darf, der sonst zu einem Fantom Lust hat. IV. *Nachtrag zu dem Aufsatz im zweyten Bande der Lucina: Einiges über die Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit der gewöhnlichsten Lagen und Haltungen der Kreissenden*, dem Doct. Unger vom Prof. Schmidtmüller in Landshut, gewidmet. Dieser Dr. Unger hat in einem Schriftlein: *Kritische Untersuchung über die bisher gewöhnlichen Haltungen und Lagen zur natürlichen Geburt* u. f. w., worin er eine neue, äußerst bequeme und vortrefliche Geburtslage seiner Erfindung anrühmt, und wobey folglich die früheren ins Gedränge kommen müssen, über Schmidtmüllers Aufsatz einige Bemerkungen bekannt zu machen sich gedrungen gefühlt, welchen der Vf. S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

hier begegnet. V. *Über die Folgen einer nach der Entbindung zurückgebliebenen Mola*, vom Dr. Pfeufer zu Schefslitz. Ein nicht uninteressanter Fall. Ehe die Mola abging, zeichnete sich das Wochenbett durch mancherley krampfhaftes und andere Beschwerden aus. Starrkrampf der oberen Gliedmaßen und Unbeweglichkeit des Kopfes wurden durch Einreiben von Schwefeläther auf der ganzen Oberfläche des Kopfes und in die Herzgrube auffallend schnell gehoben. VI. *Etwas über Oslanders Nachgeburtsszange*, von Unger, Wundarzt und Accoucheur zu Holzapfel an der Lahn. Eine ganz unberufene Lobesertheilung dieses entbehrlichen und gewiss oft schädlichen Werkzeuges, welches sich übrigens der Panegyrist erst will schmiedern lassen. VII. *Auszug aus den Listen der kurfürstlichen Entbindungslehranstalt zu Marburg vom Jahr 1805*. Vom Professor Stein in Marburg. Unter den hundert vorgefallenen Geburten war eine Zwillingsgeburt, fünfzehn Zangengeburt. Eine Gesichtsgeburt wurde ganz leicht und glücklich durch die Natur beendet. Eine Steißgeburt ohne künstliche Hülfe leicht und glücklich. Sieben Fußgeburten. Eine Wendung. Neun todtgeborne Kinder, wovon sieben in der Geburt starben, zwey schon länger todt waren. 3 Stück. I. *Über die natürlichen und widernatürlichen Geburten*. Ein Beytrag zur Geburtshülfe, vom Hofrath Dr. Wulberg in Neu-Strelitz. Da mancher Geburtshelfer seine Handlungen im kritischen Momente nach dem Ansprechen einer schulgerechten Saisse allein, welche in ihm noch nicht verstummte, motiviren mag; so ist allerdings genaue Bestimmung der Begriffe und richtige Eintheilung der Geburten nothwendig, um diejenigen, welche in der Natur selbst keine anschaulichere Gründe des Handelns zu erkennen vermögen, wenigstens, so viel möglich, auf ebener Bahn zu erhalten. Dieß hat wohl der Vf. lebhaft gedacht, und sucht daher seiner Seits möglichst abzuheffen. Seine Definition von Geburt ist zu enge, denn sie schließt die *foetus extrauterinos* aus. Wenn der Vf. anstatt Nachgeburt, welches Wort ja allgemein verstanden ist, *Fruchtanhang* sagt, so ist damit mehr verloren als gewonnen. Rec. glaubt, *Entledigung der Schwangeren von der Leibesfrucht und Nachgeburt, oder vom Producte der Zeugung*, sey die kürzeste und beste Definition von Geburt überhaupt. Der Vf. theilt alle Geburten in natürliche und widernatürliche; zu den ersteren gehören ihm alle die, wo das Kind, es sey in welcher Lage es wolle, ohne Nachtheil für Mutter und Kind, durch die Naturkräfte geboren wird. Er setzt hinzu, es sey dabey gleichgültig, ob das Kind

H h h

wohl- oder übelgebildet, zu früh oder zu rechter Zeit todt oder lebend zur Welt komme. Aber wenn es zu früh kommt, oder gar todt (in der Geburt gestorben), ist das ohne Nachtheil fürs Kind? Mit Unrecht führt der Vf. unter den Ursachen einer widernatürlichen Geburt nach der eben angeführten Äußerung noch den Umstand auf: wenn die Frucht todt oder nicht ausgetragen sey; denn auch das Welken aller Theile derselben, welche dann, wie der Vf. meint, nicht Widerstand genug leisten, ist gewiß nie Ursache einer widernatürlichen Geburt. Bey den Ursachen von Seiten des Nabelstranges vermissen wir das; freylich seltene, Zerreißen desselben. II. *Der Athmungsprocess des Fötus*, vom Dr. Oken, Privatdocent zu Göttingen. Dieser Aufsatz verräth einen talentvollen Forscher, und verdient allgemein gelesen zu werden. Über die aufgestellten Grundsätze läßt sich noch nicht streiten; aber sie verdienen Erörterung und Bestätigung durch Versuche und Beobachtungen. Der Vf. glaubt die aus den Blasenmolen, und aus Reufs Beobachtungen vermutheten Saugadern an den Knötchen der Charionszotten, welche Albin und Summering zeichneten, seyen nicht, wie Reufs glaubte, Fortsetzungen der Venen, sondern mit ihnen eben so wenig in Verbindung, als die Darmzotten mit den sie begleitenden Haargefäßen, sie führen also den aufgefogenen Chylus nicht ins Blut, sondern ins Amnion. Er hat ferner Wolf's Beschreibung der Theilung der unteren Hohlvene des Embryo ganz richtig befunden, und läugnet, daß das Blut erst aus der rechten Vorkammer durch ein ovales Loch in die linke komme. Das Blut werde im Mutterkuchen oxydirt, und deshalb sey es unnöthig, daß Chylus von den Venen aufgesaugt werde. Daraus folgert er eine verbesserte Behandlung scheinotdter Kinder, welche man nie durch Abschneidung des Nabelstranges solle bluten lassen, sondern mit dem getrennten Mutterkuchen ins Bad bringen, und nöthigenfalls den Mutterkuchen mit Sauerstoffgas in Berührung bringen. III. *Beschreibung und Abbildung einer neuen Entbindungszange*, vom Professor und Professor Dr. Fries in Münster. Siebold's Löffel, Brünninghausen's Griffe, Basch's Seitenflügel. Etwas ähnliches vom Brünninghausenschen Schlosse, nur der Knopf in einer Vertiefung des weiblichen Arms ruhend, und mit seinem Zapfen durch ein Stäbchen festgehalten, welches mittelst eines in der Dicke des weiblichen Arms angebrachten Schraubengewindes auf- und nieder bewegt werden kann. Eine überflüssige Vermehrung des armamentarii Lucinae. IV. *Schwere Entbindungen nebst Aphorismen, als Resultate meiner Erfahrungen in der Geburtshülfe*, vom Dr. Wendelschädt, Physicus zu Wetzlar. Äußerst magere, größtentheils auch völlig uninteressante Erzählungen von Geburten. Nach des Vfs. Angabe hat er aus seinem Tagebuche nur die wichtigern, etwas beweisenden, Beobachtungen ausgezogen. Sie beweisen freylich etwas, nämlich die Geringschätzung des Vfs gegen das Publicum, dem er solche Sachen aufdringt, und was noch das Ärgste ist, zweymal aufdringt; denn die allermeisten dieser sogenannten Beobachtungen sind mit eben den Worten und mit

eben den Aphorismen begleitet in einem der neuesten Stücke von Hufelands Journal — Rec. erinnert sich nicht genau in welchem — zu lesen! Sind die Beobachtungen nichts sagend, so läßt sich zum Voraus vermuthen, daß die Aphorismen auch nicht tief geschöpft seyn werden, und das ist denn wirklich hier der Fall. Der Aphorismen sind ein Dutzend; wir setzen einige als Belege des Gesagten her: 6. *Brandig gewordene vorgefallene Arme löse man ab; unterläßt man es, so geschieht es auf Kosten der Mutter.* Also Embryotomia rediviva! 8. *Bei Gomphosen lasse man die Zange, am besten eine starke mit dicken Platten, sogar wenns die Noth erfordert, geknebelt (d. h. an den Handgriffen so fest als möglich zusammenge schnürt) anliegen.* Soll das unbedingt gelten, dann wehe den armen Müttern und Kindern, ob des eisernen Zeitalters! 12. *Eine der Hauptursachen von unrichtigen Lagen des Fötus ist Husten während der Schwangerschaft. Man dulde also in Schwangerschaften Husten nicht, sondern begegne ihm immer und sehr ernsthaft.* Im Ernste? *Risum teneatis amici!* V. S. oben. VI. *Etwas über den Vorfall der Scheide und Gebärmutter, nebst drey Zangenentbindungen bey vollkommen prolabirter Scheide und Gebärmutter.* vom Herausg. Die gebirgigte Gegend und die schwere Bearbeitung der Weinberge um Würzburg, machen die genannten Vorfälle dort sehr häufig. In dem ersten der genannten Vorfälle war die Gebärmutter nebst dem darin enthaltenen Kinde vorgefallen; Zwey Hebammen hatten rohe Versuche gemacht, die Gebärmutter zurückzubringen; der Vf. ließ die Gebärmutter von einem Gehülfen zurückhalten, und entband mit der Zange. Das Kind war todt, die Mutter starb am folgenden Tage. Im zweyten Falle war die Gebärmutter nur zur Hälfte vorgefallen, Zangenversuche bey nicht gehörig geöffnetem, kallosem Muttermunde verursachten einen kleinen Einriß am Muttermunde, der Vf. schnitt daher den Muttermund an zwey Stellen, die einander schräg gegenüberstanden, ein, und nun wurde das Kind durch die Zange glücklich zur Welt gebracht. Die Frau wurde nachher wieder schwanger, die Gebärmutter fiel bey der Geburt auf ähnliche Art vor, die Geburt wurde aber diesmal durch die Zusammenziehungen der Gebärmutter allein beendet. Im dritten Falle war nur die Scheide so weit vorgefallen, daß der vollkommen erweiterte Muttermund an der unteren Apertur des Beckens stand. Der Kopf war im Queerdurchmesser des Beckens äußerst fixirt, füllte den Raum des Beckens aber beynahe aus. Die Wehen waren schwach, aber so schmerzhaft, daß Convulsionen droheten. Die Zange wurde angelegt, und in zwanzig Minuten der Kopf mühsam entwickelt. Acht Tage nach der Entbindung hatte sich Bauchwassersucht ausgebildet, wovon sie vor einigen Jahren schon einmal geheilt war; auch diesmal wurde sie vorzüglich durch Kampfer schnell geheilt.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Annalen der klinischen Schule an (?) der Entbindungsanstalt zu Würzburg*; herausgegeben von Dr. Elias von Siebold. Ersten Bandes erstes Heft. 1806. 208 S. 8. 20 gr.) Wieder eine neue Zeitschrift, Beobachtungen

gewidmet! Bald wird man den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen. Es ist ein heilloser Unfug der seit geraumer Zeit mit der Heilkunde getrieben wird, und es wäre wahrlich Zeit, dem Übel zu steuern, wenn es nur irgend Mittel gäbe, den jungen und ältern schreibseligen Aerzten den Glauben an ihre Befugniss, sich vernehmen zu lassen, zu extirpieren. Der Herausg. dieser neuen Annalen gehört nicht zu den Anfängern, und hat rühmliche Beweise seiner schriftstellerischen Fähigkeit gegeben. Desto befremdender war es dem Rec., in diesen Annalen sogar nichts gehaltreiches, der Wissenschaft oder Kunst der Geburtshülfe erspriefliches zu finden. Es heisst S. VII. der Vorrede: „es binde den Herausg. die Pflicht, der Regierung nicht nur, sondern auch dem ärztlichen Publicum mit gewissenhafter Treue Rechenschaft von dem zu geben, was diese Anstalt für die Menschheit als Anstalt der Wohlthätigkeit, was sie für die fortschreitende Cultur der Geburtshülfs in seinem Vaterlande, was sie als Bildungsschule angehender Aerzte und Accoucheurs, und was sie für die Vervollkommenung der Kunst überhaupt leistet.“ Aber dazu bedurfte es wahrlich keiner eigenen Annalen, wo jede Geburt, auch die regelmässigste, als besondere Beobachtung aufgeführt ist, und wo selbst die regelwidrigen allermestens doch nur Belege zu längst bekannten Wahrheiten sind. Wozu sollen doch diese ewigen trivialen Beobachtungen, diese Ausmessungen aller Durchmesser an allen Kindsköpfen (die man ja nicht mit dem mütterlichen Becken vergleichen kann), der Länge aller Kinder, des Gewichts jeder Nachgeburt etc.? was kann, aufrichtig gesagt, daraus für Nutzen entstehen? ist es nicht etwa in zehn Hand- und Lehrbüchern schon bestimmt, wie gross ungefähr ein Kindskopf, ein Mutterkuchen etc. sey? oder wenn der Herausg. hier noch Berichtigungen nöthig findet, warum giebt er nicht in seiner *Lucina* kurz und gut das Resultat seiner Beobachtungen in einer gefundenen Mittelzahl an? Überhaupt wäre die *Lucina* wohl der schicklichste Ort gewesen, wo allenfalls, nebst einer gedrängten Tabelle über die Vorfälle in der Anstalt — deren in jenen drey auf dem Titel angegebenen Monaten überhaupt 31 waren — ein paar Bemerkungen über jene Vorfälle, oder auch einmal eine ausführlichere Geschichte Platz gefunden hätten; und damit wäre die Pflicht des Herausgs. in jeder Hinsicht erledigt gewesen. Die meisten den Geburts geschichten angehängten Reflexionen oder Bemerkungen (bey dreyzehn derselben finden sich gar keine) sind höchst unbedeutend. So z. B. ad 2 das Kind habe geschrieben ehe die Brust geboren sey; ad 5 die Gebärende sey auf des Herausgs. neuem Gebärbede (es soll höchstens bekannt gemacht werden!) entbunden; dieß Bede habe sich als Erleichterungsmittel hinlänglich ausgesprochen?? „Die Studirenden waren auch im Stande die Entwicklung des Kopfes sehr gut von dem Amphitheater aus zu beobachten.“ Das sey den Göttern geklagt, wenn ihre heiligen Geleimnisse so public werden müssen! ad 13 Harnverhaltung soll vom Reiben der Schaamgegend (soll doch wohl eigentlich Unterbauchgegend heissen) mit ent-

standen, und Nephritis von dieser Harnverhaltung entstanden seyn! ad 15 die Entwicklung des im Queerdurchmesser eingetretenen Kopfes währe immer länger, als die in den gewöhnlichsten Fällen, man könne sie aber bey normalen Becken und hinlänglichen Wehen der Natur überlassen. Wie oft ist diese Wahrheit nicht schon gesagt! ad 17 Glossitis soll wegen kleinen Mundes durch Anstrengung zum Saugen entstanden seyn! ad 27 Traurigkeit und Kummer mindern die Reproduction des Organismus der Mutter und äussern eben so sehr auf die Production des Kindes ihren Einfluß. (Wer bezweifelt das?) Die innerliche Behandlung der Schwängern und Wöchnerinnen ist durchaus nicht gehörig motivirt, was doch für angehende *Accoucheurs* und für die Zuhörer des Herausgs., für welche die Annalen laut S. IX der Vorrede auch bestimmt seyn sollen, das Wichtigste gewesen wäre. Rec. steht auch einer nicht unbedeutenden Entbindungsanstalt vor, und sieht manchen nicht alltäglichen Fall, aber er würde sich's zur Sünde rechnen, das Publicum mit solchen Annalen zu belästigen; nur solche Beobachtungen, welche neue Ansichten veranlassen können, oder minder bekannte Wahrheiten bestätigen, oder Erfahrungen über wirklich zweifelhafte Lehrsätze, (ob ein oder der andere eigensinnige Queerkopf zweifelt, davon kann hier begreiflich nicht die Rede seyn) aufstellen, sind werth dem Publicum vorgelegt zu werden. Es ist also zu wünschen, daß diese Annalen, welche bis auf die Titelvignette Nahahmung eines ähnlichen Unternehmens sind, nicht fortgesetzt werden, und Rec. hegt zum Herausg. das Zutrauen, daß er das wahrhaft Wissenswerthe seiner *Lucina* nicht entziehen werde.

B. L.

LEIPZIG, B. Kummer: *Faust und Hunold über die Anwendung und den Nutzen des Öls und der Wärme bey chirurgischen Operationen*. Nebst drey Abhandlungen: über die Heiligkeit der Feldlazareth; Beschreibung einer Beinbruchmaschine, und wie das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten, von Faust, Dr. mit 2 Kupfn. 1806. 230 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. verkennt die gute Absicht des Vfs. gewiss nicht, kann sich aber dennoch der Frage nicht erwehren, wozu die erste Abhandlung: *Über die Anwendung des Öls und der Wärme bey chirurgischen Operationen* von B. C. Faust, Dr., welche nun so oft gelesen wurde, und deren Ton sich eigentlich nur für den Reichsanzeiger eignete, hier wieder abgedruckt wurde, und wozu auch hier wieder die abentheuerlichen Citate aus Moses und Schiller? Gewiss verfuhr der grössere Theil der gebildeten Ärzte schon längst auf die hier angegebene Art. Rec. lehrte wenigstens von je, auf Wunden in Öl getränkte Charpie zu legen, machte keine Operation, ohne das Instrument in warmes Öl zu tauchen, sey es nun Bistouri, Haarfeilnadel, Trepankrone, Amputationsäge, Nadel oder irgend ein anderes Instrument gewesen, und erinnert sich, daß schon *Daniel* und *v. Siebold* die Staarnadel mit Öhrenschmalz einrieben. Diese Abhandlung ist durch eine Abbildung einer, einem rauhen

cherichten Pfahl gleichenden, Nadelspitze aus Berzuchs Bilderbuch für Kinder berichtet. — Der Nutzen des Faustschen Mittels, dargelegt von Dr. Philipp Hunold, kurfürstlich heßischem Hofrath u. s. w. Hier wird Faust der Entdecker dieses so lang unentdeckt gebliebenen Mittels genannt, und bewiesen, daß Wärme die Schärfe des Instruments vermehre, indem durch die nach allen Richtungen verursachte Ausdehnung die Zwischenräume und Vertiefungen ausgefüllt, die Zacken, Ecken und Spitzen durch die Anschwellung sich genähert und geebnet werden. Dies wird nun noch deutlicher durch einen Auszug aus einer Abhandlung aus Voigts Magazin 1804 von Ausfeld: die Wärme als Mittel, schneidenden Instrumenten den höchsten Grad von Schärfe zu ertheilen (und doch wird Faust der Entdecker genannt?), worin geometrisch die Ausdehnung nach dem dünnern Theil des Messers bewiesen wird. Hiezu die übrigen Figuren der ersten Tafel. Wenn nun aber, wie nicht gelehnet werden kann, diese Ausdehnung gleichförmig nach den dünnsten Theilen des Messers, also nach der Schneide zu: Statt hat; so wird durch sie gewiß die sägeförmige Figur derselben nicht in eine gerade Linie verwandelt, nicht, wie der Vf. glaubt, die Spitzen sich genähert, sondern auch diese verlängert werden müssen, und die Figur wird nach dem Erwärmen noch die nämliche sägeförmige seyn, aber die Ecken wurden durch diese Ausdehnung spitziger, die Säge gleichsam feiner, daher die vermehrte Schärfe. Ferner wird bewiesen, daß Wärme den Schmerz bey der Operation vermindere, (wobey überflüssig 20 Citate über die Wirkung der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper angeführt sind), welches eine anerkannte bestimmte Wahrheit ist. Dann kommen Beweisgründe für die Nothwendigkeit der Bestreichung scharfer Instrumente vor jeder Operation, das Öl vermehrt die Schärfe, indem es alle Unebenheiten ausfüllt, und bildet einen Mittelkörper zwischen dem schneidenden und zu durchschneidenden Theil, vermöge dessen Geschmeidigkeit der erstere in den letzteren um so leichter eindringt. Das Öl vermindert den Schmerz bey den Operationen, indem es jede Reizungs- und Leitungsfähigkeit hemmt, und so den bey jeder chirurgischen Operation mit scharfen; metallenen Instrumenten hervorgehenden galvanischen (schmerzhaften) Proceß verhindert. Das Öl befördert die Heilung der Wunde, weil es dieselbe vor der eben so schädlichen als schmerzhaften Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs schützt. Zum Schluß wird noch der in allweg menschenfreundliche Vorschlag gemacht, den Tod durchs Schwerdt dadurch zu mildern, indem man auch hier Butter und Wärme, erstere sowohl am Hals als am Instrument anbringen sollte.

Gewiß verdienen Faust und Hunold warmen Dank für ihr Bestreben, der Menschheit wohlthätig zu werden, nur sollen sie nicht glauben, daß ihr stillingischer Ton der Sache mehr Eingang verschaffe; gefühllose Menschen lachen darüber, und für die fühlenden spricht die Sache von sich selbst, wenigstens

werden die Auszweiflungen keinen, oder nur einen widrigen Eindruck machen. Dies gilt auch von der dritten Abhandlung: *Über die Heiligkeit der Feldlazareth* von Dr. B. C. Faust, welche ebenfalls längst aus dem Reichsanzeiger und der medicinisch-chirurgischen Zeitung bekannt ist, und ebenfalls ganz überflüssige Citate aus dem Homer, nebst Auszweiflungen, enthält. — *Beschreibung einer Beinbruch-Maschine*, zum Gebrauch bey Knochen-Brüchen und schweren Verletzungen des Untersehenkels, auch der Kniescheibe, des Fußes, des Vorderarms and der Hand, mit 1 Kpfr. und 2 Holzschritten. Es ist eine durch eine Stahlfeder, in welcher sie hängt, in Wahrheit sehr verbesserte Löffler- und Braunsche Maschine, deren Beschreibung aber nothwendig selbst gelesen werden muß. Sie hat offenbar große Vorzüge vor jenen, und ist vor 2 bis 3 Friedrichs d'ors zu haben, aber dessen ungeachtet bleibt Rec. bey seinem schon längst gefaßten Gedanken, daß dergleichen Maschinen wegen ihres hohen Preises nie in Gang kommen können, indem sich gewiß selten jemand so viel anschaffen wird, als er besonders in großen Städten zu gleicher Zeit öfters benöthigt seyn wird, und glaubt, es seye weit vernünftiger, auf eine einfache und sanfte, allgemein anwendbare, Art die Kranken zu behandeln. Rec., welcher in einer großen Stadt lebt, mehrere Hospitäler unter sich, überhaupt einen ausgedehnten Wirkungskreis hat, kam bey den verschiedenartigsten Beinbrüchen noch nie in die Nothwendigkeit, eine Maschine sich zu wünschen, und noch alle Kranke waren während und nach der Behandlung zufrieden. In dieser Abhandlung liest man auch die Behandlung der Knochenbrüche, erfährt aber nichts neues. Leider ist auch diese in dem schon gerügten Styl geschrieben! Das Werk beschließt eine Abhandlung: *Wie das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten*, zu welcher Faust durch einen Aufsatz im Reichsanzeiger (No. 307. 1805) aufgefordert wurde. „Ergriffen und erschüttert von der Auforderung, sann und dachte ich auf Mittel, das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten, und plötzlich und voll Entzücken rief ich aus: ich habe es erfunden, ich habe es schon entdeckt, in jener Abhandlung (über die Feldlazareth) beschrieben! Waffer ist das Mittel und Menschlichkeit!“ Alle hier gethanen Vorschläge anzuführen, wäre zu weitläufig. Für Waffer in Menge soll im Kriege gesorgt werden, jedem wachenden Verwundeten auf dem Wahlplatz soll kaltes Waffer gereicht werden (hier ist unter andern zum Beleg, daß das Waffer den Verwundeten erquickte, auch angeführt „hierauf sprach Jesus: mich dürstet!“ u. s. w.), Gesicht und Hände gewaschen werden — der Wahlplatz soll heilig seyn — kein Verwundeter beraubt oder gemordet werden — keiner solle begraben werden, ausser ein Wundarzt habe ihn nach genauer Befichtigung für todt erklärt, und ihm ein Zeichen des Todes aufgedrückt u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß diese Vorschläge, welche nicht unausführbar scheinen, beherzigt würden, und Faust hätte sich den Dank der Menschheit — die schätzbare Ehrensäule — erworben!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1807.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Über die Religion. Rede an die Gebildeten unter ihren Verächtern.* Zweyte Ausg. 1806. 372 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Eine Schrift von so viel Originalität in jeder Hinsicht, in Gedanken und Darstellung bis auf den mit Freyheit selbstgebildeten Styl, von so genialer Anlage und kräftiger, geistreicher Ausführung, von dieser Wichtigkeit des Gegenstandes; eine Schrift, die so bedeutend und wirksam eintrat in die Reihe revolutionärer Erscheinungen im wissenschaftlichen Gebiet, gehaltvoller und reifer, aber anspruchsloser und weniger Aufsehen erregend, als so manche andere; die so viele Mißdeutungen erfuhr, und wohl hie und da mit partheyischem, jugendlich warmem Enthusiasmus, aber selten oder wohl gar nicht mit ächter verständiger Würdigung aufgenommen ward: eine solche Schrift verdient wohl bey ihrem unverhofften, erfreulichen zweyten Erscheinen, nachdem jene revolutionäre Gährung einem ruhigeren Zustande Platz gemacht hat, und die ihr und allen neuen Ansichten hedem entgegentretenenden feindlichen Kräfte wohl nicht befreundet, doch befähigt sind, mit einem ruhigen, gerechten Urtheil begrüßt zu werden, wenigstens mit einem solchen, das mit Achtung und unbeeangenen Sinne gefällt wird. Die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes, die Tiefe und Strenge der Untersuchung foderte eine eben so tief gehende strenge geführte Kritik; aber schwerlich möchten eine solcheiefe Blätter fassen, auch fühlt sich Rec. für jetzt nicht dazu berufen: er begnügt sich daher, die Ansicht des Fs. mit seiner eigenen zusammenzustellen. Der philosophische Leser möge beide nach dem Maßstabe der Kritik richten; der andere entscheide nach seinem Gefühl.

Dem Vf. ist es zuvörderst darum zu thun, die Religion von der gewöhnlichen Vermischung und Verwechselung mit anderen Anlagen und Functionen des menschlichen Geistes, als Wissenschaft, Sittlichkeit u. s. w. zu befreien, um dadurch zu ihrem eigenen Begriff zu gelangen. Von der gewöhnlich angenommenen Vorstellung von dem, was Religion sey, ausgehend, und sie von den zwey Seiten, der Theorie und der Praxis, beleuchtend, zeigt er durch ein sokratisches Verfahren, dafs im praktischen Gebiet, welches sich in Sittlichkeit und Kunst theilt, die Frömmigkeit weder die eine noch die andere sey; da man aber doch neben beiden bestehend denke, so müsse entweder eine zufällige Mischung von beiden seyn, *J. A. L. Z.* 1807. Zweyter Band.

was nicht seyn könne, weil sie dann nichts Eigenes sey, oder sie müsse die ursprüngliche Einheit von beiden seyn, was wieder nicht seyn könne, weil dann Sittlichkeit und Kunst nur die einseitigen Zerstreuungen der Religion wären, (was wir aber nicht einsehen, da ja ein Herausgehen aus der Einheit bildend und schaffend, also nicht zerstörend, seyn kann): die Frömmigkeit müsse daher etwas Eigenes seyn. So im theoretischen Gebiet: die Religion sey weder theoretische Philosophie, noch praktische, auch nicht ein Gemengfel von beiden, und eben so wenig die höchste Einheit des Wissens (der Grund, warum sie dieses nicht sey, ist nicht angegeben; problematisch wird gesprochen von einem Einsseyn dieser Zweige des Wissens, in einem noch höheren ursprünglichen Wissen; wie könnte aber dieses ein Wissen seyn, da ja das Wissen auf das Besondere und Bestimmte geht!); die Religion sey demnach etwas Eigenes. Hierauf stellt der Vf. die Religion in ihrem Gegensatz gegen jene anderen Anlagen des Menschen auf, in welchem Gegensatz ihm ihr eigentliches Wesen erscheint. Wenn die Metaphysik oder Naturwissenschaft auf die Erkennung des endlichen Seyns in seinen nothwendigen Gesetzen und Bedingungen, und in der Beziehung des einen Endlichen zum anderen gehe: so sey die Religion die unmittelbare Wahrnehmung von dem allgemeinen Seyn alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. „Dieses suchen und finden in allem was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden, und das Leben selbst nur haben und kennen im unmittelbaren Gefühl als dieses Seyn, das ist Religion. Und so ist sie freylich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, und siehet Alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wissen und Erkennen ist sie nicht, weder der Welt noch Gottes, sondern dies erkennt sie nur an, ohne es zu seyn; es ist ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die sie auch sieht in Gott und Gott in ihr“ (S. 60). Und wenn die Moral ein systematisches Aufstellen der Gesetze des menschlichen Handelns sey: so wisse hievon der Fromme als solcher nichts, seine Betrachtung des menschlichen Handelns gehe nicht auf das Bestimmte, sondern auf das Allgemeine und Eine in demselben; „er sucht und sieht nur in allem dasselbige, nämlich das Handeln aus Gott, die Wirklichkeit Gottes im Menschen.“ So auch mit dem Handeln. Sittlichkeit ist Thätigkeit; „die Frömmigkeit hat auch eine leidende Seite, sie erscheint auch als

ein Hingeben, ein Sichbewegenlassen von dem Ganzen, wenn die erste sich immer nur zeigt als ein Eingreifen in dasselbe, als ein Selbstbewegen. Die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewusstseyn der Freyheit; die Frömmigkeit dagegen ist gar nicht an diese Seite des Seyns gebunden, sondern eben so regie in dem entgegengesetzten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eigenes Handeln eines Einzelnen erscheint.“ (Demnach scheint die Religion die Indifferenz von Freyheit und Nothwendigkeit zu seyn, was aber der Vf. nicht sagen zu wollen scheint.) Die Religion behaupte ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß sie aus dem der Wissenschaft sowohl, als aus dem der Praxis, gänzlich herausgehe; und indem sie sich neben beide hinstelle, werde erst das gemeinschaftliche Feld vollkommen ausgefüllt, und die menschliche Natur von dieser Seite vollendet. Sie zeige sich als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden. (Wo bleibt aber die Kunst als Production und Sinn? Ist sie auch in ersterer Hinsicht unter der Praxis begriffen, so ist sie es doch nicht in der zweyten. War es nicht nothwendig und nützlich, das Verhältniß der Religion zu ihr näher zu bestimmen? Das menschliche Gebiet ist ohne sie nicht ausgefüllt. Vorher wurde die Kunst beyläufig berührt, auch nachher wieder, aber nur berührt.) Aber wenn die Religion von Wissenschaft und Praxis verschieden sey, so sey sie darum nicht von beiden zu trennen, und das Eine könne nicht ohne das Andere bestehen, man könne nicht fromm seyn, dabey aber unsittlich, und eben so wenig sittlich und wissenschaftlich ohne Religion. Nur für die Betrachtung sey die Religion von Wissenschaft und Sittlichkeit zu trennen, nicht für das Leben. „Was ist alte Wissenschaft als das Seyn der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? Was ist alle Kunst und Bildung als Euer Seyn in den Dingen, in ihrem Maf und ihrer Gestalt? Und wie kann beides in Euch zum Lobe gedeihen, als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Seyn alles Endlichen im Unendlichen, unmittelbar in Euch lebt!“ (Nach diesem scheint aber doch die Religion die Einheit der Theorie und Praxis zu seyn, was vorher geteugnet wurde.) Auch von der Kunst wird wiewohl nur angedeutet, daß sie ohne Religion nicht bestehen könne. Die ursprüngliche Unzertrennlichkeit und Einheit der Wissenschaft, des Handelns und der Religion sucht der Vf. tiefer in ihrer Genesis im Bewusstseyn aufzuzeigen. So wie Anschauung und Gefühl ursprünglich Eins sey in der Durchdringung des Gemüths mit dem Gegenstande, und sich erst nach Vollendung dieses Actes in zwey Getrennte theile (in das Objective und Subjective): so sey auch Wissen und Praxis unzertrennlich, ursprünglich Eins, indem beide aus einem Zusammentreten und Durchdringen der Gegenstände und des Gemüthes hervorgehen, das Wissen, bey überwiegender Gewalt der Gegenstände, das Handeln, bey überwiegender Gewalt des Subjectes. Im Wechsel von beiden, von dem Aufnehmen der Dinge in uns und unserem Einwirken auf die Dinge, bestehe unser Leben; keines könne ohne das

andere ein menschliches Leben bilden. Wie es nun mit diesen beiden sich verhalte, so auch mit der dritten, der Religion, in Beziehung auf diese beiden. (Aber dieses Verhältniß ist nicht aufgezeigt, wenn es nicht in der vorhergehenden Entgegenhaltung des Gefühls zur Anschauung hat geschehen sollen, da der Vf. nun die Religion als Gefühl bestimmen wird; allein so eben wurde erst gesagt, daß das Wissen beides, Gefühl und Anschauung, unter sich begreife (S. 75): wie soll man dies verstehen? Diese ganze Parthie ist Rec. etwas verwirrt vorgekommen.) Der Vf. bestimmt nun die Religion als Gefühl. „Euer Gefühl, insofern es Euer und des Universums gemeinschaftliches Seyn und Leben ausdrückt, insofern ihr die einzelnen Momente desselben habt, als ein Wirken Gottes in Euch durch das Universum, dies ist Eure Frömmigkeit.“ Und dies ist denn das eigenthümliche Gebiet, das der Vf. der Religion anweisen will, „und zwar ganz allein.“ (Heißt dies, daß es ihr einziges Gebiet seyn solle, oder nur, daß es ihr ganz angehöre, mit noch anderen? Es scheint doch das erstere.) Es gebe keine Empfindung die nicht fromm wäre, sie deute denn auf einen krankhaften Zustand des Lebens. (Woran wir zweifeln. Je gesunder, kräftiger das Gemüth, desto individueller die Empfindung. Empfindung ist Aufnahme der Dinge in uns, ihres Wesens, ihres Seyns: jedes Wesen ist aber individuell, und ist nur durch das Individuelle, also muß es auch individuell aufgenommen, empfunden werden, mit Liebe oder Haß, Aneignung oder Abstoßung; das Individuelle ist aber nicht religiös. Das Gefühl, [wenn man es anders so nennen darf,] das unser und des Universums gemeinschaftliches Seyn und Leben ausdrückt, also über das Individuelle hinausgeht, ist ein anderer Act, der allerdings der Religion angehört, aber nicht als Gefühl oder Empfindung.) — Hier geht der Vf. wieder ein auf die Unterscheidung der Religion vom Wissen und Handeln, woran ihm so viel liegt. Er zeigt die Unächttheit des Begriff- und Systemwesens in der Religion, und den Mißverstand in dem Wahn, daß die Religion zu Handlungen antreibe. „Nur böse Geister, nicht gute, besitzen den Menschen, und treiben ihn, und die Legion von Engeln, womit der himmlische Vater seinen Sohn ausgestattet hatte, übre keine Gewalt über ihn aus u. s. w.“ (Sonderbar, daß der Vf. den heiligen Geist ganz vergessen hat, der doch gewiss die Menschen treibt zu Worten und Thaten, wie er selbst an einer anderen Stelle sagt (S. 160)). Die Sittlichkeit müsse überhaupt unabhängig seyn vom Gefühl, als einer fremden Erregung; ruhig und besonnen, in sich selbst bestehend, müsse sie ihr Handeln entwickeln. (Allein wenn denn doch nicht zu leugnen ist, daß Gefühle, z. B. die der Liebe und des Hasses, zu Handlungen antreiben: soll die Sittlichkeit dahin arbeiten, sie zu unterdrücken, damit sie ihre Freyheit behaupte? Wir wollen nicht hoffen! Lasse sie sich immer die fremden Antriebe gefallen, und behaupte nur dabey ihre Besonnenheit, und gebe ihnen Gestalt und Ausbildung: so hat sie genug gethan. So wenig als das Wissen die Objecte, so wenig bringt die

Sittlichkeit die Triebe hervor; diese werden ihr gegeben; woher? woher Alles kommt!)

Wir folgen nun dem Vf. in das Einzelne hinein, zu den einzelnen Functionen und Bestandtheilen der Religion, um seinen, immer noch bloß im Allgemeinen ausgesprochenen, Begriff der Religion deutlich zu fassen. Nur werden wir „die schönen duftreichen Blüten der Religion,“ zu deren Betrachtung der Vf. uns führt, zuweilen etwas ansanft anfassen müssen, um sie genauer zu prüfen. Wir werden zuerst zur äußeren Natur geführt, wo der Vf. uns unter andern mit der religiösen Betrachtung der Natur in ihrer Fülle und Unerforschlichkeit an Lebensformen und Lebensstoff bekannt macht: wie überall für das Leben gesorgt sey, selbst wieder durch Leben, wie Alles in der Fülle des Lebensstoffes fröhlich sein Daseyn durchlaufe, und „Jedes nur einem inneren Schicksale unterliege, nicht einem äußeren Mangel, wie wir ergriffen werden, von dem Eindruck der mütterlichen Vorforge und von kindlicher Zuversicht, das süße Leben sorglos wegzuspielen in der vollen und reichen Welt.“ — Sollen wir da unseren Glauben an Gott suchen, so find wir übel berathen. Ein Anderer, der sonst gewiss auch religiös seyn könnte, dürfte dieser Natursicht des Vfs. eine andere ganz widersprechende entgegenzusetzen, nach welcher die Natur arm erscheint. Wird nicht Ein Leben zerstört, um das andere zu fristen? Erscheint die Natur nicht, wie ein kalter Oekonom, der das Leben nur für die Küche berechnet, nur das für auch das schönste, das menschliche Leben opfert? Ist dies Fülle und Reichthum? Ist Leben Zweck oder Mittel? Ist es Zweck, warum wird dieser Zweck so oft vereitelt, indem Leben zerstört wird, ehe es ausgelebt? Und ist es Mittel? zu welchem Zweck dann? für das Leben des Ganzen? das Ganze lebt ja nur im Einzelnen, und stirbt in jedes Einzelnen Tode mit. Und kann nicht jedes Leben für den, der es mit Liebe anschaut, göttlich und frey, und selbstständig wie das Ganze selbst, erscheinen? — Es ist nicht wahr, daß Alles nur einem inneren Schicksale unterliege, nicht einem äußeren Mangel: jede Hungersnoth, jede Dürre oder Kälte, kann den Vf. eines anderen belehren. Jene edle Sorglosigkeit, die der Vf. der Religion zuschreibt, ist das Eigenthum und Erzeugniß eines starken freyen Gemüths und eines hellen Verstandes, wolurch wir uns und dem Leben vertrauen, und die Verhältnisse und Mittel und Wege frey übersehen. Die Religion kann jene Sorglosigkeit nicht hervorbringen, allerdings kann es eine positive): denn die Religion muß doch wohl allgemeingültig, wenigstens für das laubende Subject, seyn (wenn ein Gott heute ist, so muß er auch morgen seyn); aber wenn Tausende schon den Hungertod gestorben sind, so kann ja auch wir der Hungertod drohen, wenn nämlich solche Umstände eintreten, die es möglich machen. Die Religion kann gegen diese Möglichkeit nichts einwenden.

Schwer wird es Rec., den tiefen Blicken zu folgen, die der Vf. von seinem religiösen Standpunct aus, in das Wesen der Natur that, „in die ewigen Gesetze, nach denen alle einzelnen Dinge, auch die, wel-

che in einem bestimmten Umfange sich absondernd, ihre Seele in sich selbst haben, und welche wir Leiber nennen, gebildet und zerstört werden. Wie Neigung und Widerstreben, überall ununterbrochen thätig, alles bestimmt; wie alle Verschiedenheit und Entgegensetzung sich wieder in höhere innere Einheit auflöse, und mit einem ganz abgeforderten Daseyn nur scheinbar irgend etwas Endliches sich brüsten könne, und wie wir in allen wechselnden Erscheinungen des Lebens, ja in dem Wechsel zwischen Leben und Tod selbst, der auch uns treffe, mit Beyfall und Ruhe nur die Ausführung jener ewigen Gesetze erwarten müssen.“ — Weist der Vf., was Leben ist? Wie es entsteht und vergeht? Glaubt er das hohe Räthsel mit chemischen Analogien zu lösen? — Er lasse uns unsere Unwissenheit, unser ehrfurchtsvolles Staunen und unseren Glauben! Tief im Gemüth schauen wir das Urbild des Lebens, und sehen es wiederstrahlen durch das verhüllte Antlitz der Natur, und staunen, und lieben, und beten an: und das ist Religion; nicht jener chemische Identitätsproceß, wo wir uns mit der Natur in einen Schmelztiegel zusammenwerfen zu einer chaotischen Masse, und unser Leben aufgeben, und das der Natur und Gott dazu.

Einen ähnlichen Zusammenwerfungs- und Auflösungs-Proceß weist der Vf. der Religion an, in der Ansicht und Betrachtung der Menschheit. Die Menschen sind ihm Figuren auf dem großen Gemälde der Menschheit, — der Genius der Menschheit der Maler — Viele sind nur Pinselstriche, flüchtige Versuche des originellen Meisters — ganze Massen von Menschen nur Grundirungen des Ganzen. — Verträgt sich eine solche Ansicht mit dem uns inwohnenden erhabenen Gefühl unseres Daseyns, mit der Achtung vor jedem menschlichen Leben, mit dem uns tief eingepflanzten Glauben an unsere Selbstständigkeit und Freyheit? Sind diese Gefühle und das ganze Streben nach Vervollkommenung, und das Vertrauen auf das Gelingen desselben, nur Träume? Kann die Religion die Moral widerlegen, und ihre Widerfacherin seyn? Und dann, wenn die einzelnen Menschen nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern nur um die Anschauung der Menschheit im Ganzen zu geben, so ist auch wiederum die Menschheit, von einem höheren Gesichtspunct aus, nicht um ihrer selbst willen da, sie ist wieder nur eine wechselnde Erscheinung eines Höheren: und so ist nichts um sein selbst willen da, und ist also gar nicht. Endlich müssen alle solche Anschauungen mangelhaft und falsch seyn. Das Edelste, Schönste erscheint nicht auf dem großen Schauplatz, unerkant blüht und verwelkt es; auch kennen wir keine menschliche Erscheinung ihrem inneren wahren Wesen nach, sondern immer nur als Erscheinung; und giebt es ein Gesetz, nach welchem wir sie zu einander in Verhältnisse stellen können, geschieht es nicht immer nach subjectiven Combinationen? Sind diese Anschauungen also nicht phantastische Spiele mit Wolkenbildern, die man bald zu Kamelen bald zu Drachen gestalten kann? — Mit diesen Ansichten des Ganzen hängt auch des Vfs. Lehre von der Unsterblichkeit zusammen. Von seinem

religiösen Standpunkt aus verwirft er consequent den Glauben an die Unsterblichkeit, als eine Fortdauer der Persönlichkeit; er sey irreligiös, ein Herausgehen aus dem Ganzen, ein Unvermögen im Ganzen zu leben. „Strebt darnach schon hier eure Persönlichkeit zu vernichten, und im Einen und Allen zu leben; strebt darnach mehr zu seyn, als ihr selbst, damit ihr wenig verliert, wenn ihr euch verliert.“ (Als wenn wir mit uns selbst nicht auch alles verlieren!) „Mitten in der Endlichkeit Eines werden mit dem Unendlichen und ewig seyn in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“ Was der Vf. da anrath und anpreist, ist alles schön und vortrefflich, nur kann es nicht geschehen ohne Persönlichkeit, ohne die wir ja nichts sind. Er hat den Glauben an die Unsterblichkeit ganz mißverstanden; dieser ist ja eine nothwendige Forderung der moralischen Natur; wenn Individualität das Gesetz des moralischen Handelns und der ganzen eigenen Bildung ist, und dieses Handeln und dieses Bilden auf ein Unendliches geht: so muß ja auch die Individualität unendlich seyn. — Wir folgen dem Vf. weiter in seinen religiösen Ansichten der Welt. Die Geschichte ist ihm das eigentliche Object der Religion, und er zeigt uns, wie sie die mannichfaltigen Erscheinungen der Menschheit in höherer Bedeutung als Wirkung und Offenbarung des Weltgeistes aufzufassen und zu erkennen wisse. Viele

interessante Beobachtungen werden mitgetheilt, die aber schwerlich der Religion angehören, sondern der Menschen- und Geschichts-Kunde. Z. B. wie in der Geschichte ganze Zeiten und Völker als Individuen, als einzelne Lebensformen der Menschheit erscheinen, wie auch hier Tod und Leben wechselt, und dieses aus jenem hervorgeht u. s. w. Andere Wahrnehmungen, die hier angedeutet werden, möchten zwar eher der Religion angehören, aber nicht als solche objectiv gefunden und erprobt, sondern als Forderungen, Hoffnungen des religiösen Subjects. So ist der Glaube an die Nemesis nicht etwa eine geschichtliche Abstraction, wie sie der Vf. darzustellen scheint — als solche wäre sie lächerlich grundlos, da sie unzählige Fälle widerlegen, wo die Nemesis ihr Amt nicht verwaltet hat, — sondern sie ist eine innere Forderung des religiösen Gemüths, vor aller Erfahrung, deren Erfüllung erst in der Geschichte gesucht und nach subjectiver Überzeugung gefunden wird. Auch zu der Anschauung, daß im Fortgang der Geschichte Alles auf Belebung, Gestaltung und Organisation hinstrebe, führt mehr Wunsch und Hoffnung als Beobachtung, und ihre Wahrheit muß der Religion gleichgültig seyn, sonst müßten wir glauben, daß von dem seit Jahrtausenden stagnirenden China Gott sein Angesicht waggewendet habe.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARCHITEKTONIK. Riga, b. Hartmann: *Beyträge zur Vervollkommenheit der Bauart mit gestampfter Erde, mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit im Norden, vorzüglich in den Russisch-Kaiserlichen Staaten.* 1806. 1 Theil 57 S. II Theil 55 S. 8. (12 gr.)

Der erste Theil auch unter dem Titel: *Populärer Unterricht in der Bauart mit gestampfter Erde, wodurch jeder in den Stand gesetzt werden kann, durch Hülfe einiger Tagelöhner mit sehr geringen Kosten und sehr geschwind, gefunde, feuerfeste und dauerhafte Häuser zu bauen*, nach Cointeraux. Von W. F. H. — Wenn gleich der Vf. nur den Anfangsbuchstaben seines Namens mitgetheilt hat: so kann man doch den Mann nicht verkennen, der mit so lebhaftem Interesse in spätern Jahren einen ihm sonst ganz fremden Gegenstand des Nachdenkens gewählt hat, und der es sich aus allen Kräften angelegen seyn läßt, mit der Veränderung seines bisherigen Wohnortes in mehr als einem Fache nützlich zu werden. Hr. Hezel hatte uns lange schon durch öffentliche Blätter Nachricht von seinen glücklichen Bemühungen für die Verbreitung des Pisébaues gegeben, als man in Deutschland noch an den mehrsten Orten gegen die allgemeine Anwendbarkeit dieser Bauart gegründete Zweifel hegte. Sehr anzurathen war es also dem Vf., manchen Kleingläubigen durch besondern Unterricht von der Wahrheit dessen, was wirklich geschehen könne, zu überzeugen, und das hat er nun in diesen Beiträgen versucht, indem er uns insbesondere davon überzeugt hat, daß es ein Mittel gebe, den Kalkmörtel an den Wänden haften zu machen. Indess wird wohl noch manches hierüber nachzuholen seyn. Denn wenn gleich im 7ten Abschnitte Th. II. von einem Kalkanwurf des alten eigentlichen Pisé geredet wird; so scheint doch die vorgeschlagene Methode nicht für Pisésteine anwendbar zu seyn. Überhaupt erfährt man erst Th. II. p. 40. wie der Vf. eigentlich mit Pisé baut. Im ganzen ersten Theile ist bloß von der alten Cointerauxschen Methode, so wie sie in der *ecole rurale* gelehrt wird, die Rede; aber mit einem male kündigt uns der Vf. an, es sollen die Wände nur bis an die Fensterbrüstung mit Pisé gestampft, nachher aber mit Pisésteinen aufgemauert werden. Man möchte wirklich etwas unehren auf den Vf. werden, daß er uns diesen sehr fruchtbaren Einfall so lange vorenthält, und uns dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt,

alle vorigen guten Rathschläge als unanwendbar verwerfen zu müssen. Neu war uns die Bemerkung, daß Cointeraux auf das Einstampfen von Brettlücken in die Mauer gedrungen habe, und wir hätten wohl gewünscht, Hr. Hezel möchte uns seine Erfahrungen hierüber bekannt gemacht haben, da es doch wohl nicht einerley seyn kann, wie und wo diese Brettlücken eingelegt werden. Im Allgemeinen sollte man glauben, daß diese fremdartigen Körper der Consistenz einer sonst so homogenen Masse nachtheilig werden möchten. Eben so ist auch das etwas ganz neues, daß nach p. 45. Th. II. durch hölzerne Stäbe ordentliche Rippen der Pisésteine gebildet werden sollen. Die S. 38. Th. II. empfohlene Methode, die Wände durch das Verblenden mit Mauersteinen gegen Mäuse zu schützen, scheint in anderer Rücksicht nicht gut zu seyn. überhaupt hat der Vf. zu erkennen gegeben, daß er noch nicht sehr geübt in Darstellungen der Art sey, welche technologische Gegenstände betreffen. Daß seine Bemühungen glücklich gewesen sind, müssen wir ihm und den Zeitungsnachrichten glauben; aber wie sie so glücklich seyn konnten, erhellet aus diesen Beiträgen nicht.

K. J. R.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens, welcher alle Vortheile der Ofen und Kamine in sich vereinigt u. s. w.* Eine Erfindung des berühmten Dr. Franklin. Vervollkommenet und gezeichnet von Boreux. 1803. Mit Kupfern. 8 S. 4. (14 gr.)

2) Ebendasselbst: *Der Frankische Ofen vervollkommenet von M. Darnot und Schmidt.* Herausgegeben von Dr. Chr. Gotth. Eschenbach, ord. Prof. der Chemie in Leipzig. Aus dem Französischen. M. 1 R. 1806. 8 S. 4. (14 gr.)

Das Charakteristische des Frankischen Ofens ist bekanntlich die eiserne Röhre, die die Circulation und Reinigung der Stubenluft befördern soll. Boreux stellt die eiserne Röhre vertical aufwärts; und versteht sie mit einer Öffnung die sich hinter der Mauer endiget. Darnot läßt den Rauch um die vertical stehende Röhre mehrere male circuliren, und Schmidt benutzt die Feuerstätte aus hohen eisernen Cylindern, die sich außer halb des Zimmers endigen. — Bey allen diesen Vorrichtungen ist es zu bedauern, daß die Röhren bald durchbrennen, und zu vielen Unbequemlichkeiten Anlaß geben.

F. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1807.

P H I L O S O P H I E.

BERLIN, in d. Realschulbuchhandlung: *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Ausbeute der Religion aus der Anschauung der Natur und Geschichte ist, wie wir gesehen haben, entweder keine, oder sehr schwankend und unsicher; ihr Gebiet und ihre Functionen müssen wo anders zu suchen seyn. Wäre sie von so schwankender Natur, so möchte ich ihr Sachwalter nicht seyn, und man hätte Recht gehabt, sie als Schwärmerin und Obscurantin aus dem Gebiet der Bildung zu verweisen. — Wir sehen aber aus jenen Beyspielen, wohin sich der Vf. mit seiner Religion hinneigt, und worein er die Religion setzt: sie ist ihm Sinn und Fähigkeit Gott in der Welt zu entdecken, oder vielmehr die Welt zu Gott zu erheben, als ein belebtes Ganzes zu verstehen. „*Ohne Welt kein Gott*“ (S. 173.) ist die Formel, in der sich die Schleiermachersche Theorie am einfachsten und deutlichsten ausdrückt. Alle Religionen haben aber von jeher den Satz umgekehrt und gelehrt: *Ohne Gott keine Welt*. Der Glaube an Gott ist uns gegeben vor aller Weltanschauung, mit unserem Ich ist schon ein Ur-Ich gesetzt; und die äußere Welt mit der inneren in Harmonie zu setzen, Gott in der Welt zu finden, ist nur ein Geschäft, eine Folge der Religion, nicht die Religion selbst. Sollen wir Gott erst aus der Welt kennen lernen, und da erst finden, so finden wir ihn nie; die Welt deuten und verstehen zu wollen in göttlicher Bedeutung, ist ein vergebliches Beginnen, und was man auch auf diesen Wege zu finden meint, wenn es nicht positiv (mythisch) gegeben ist, ist leerer Trug, der nicht Stand hält gegen die Zweifel des Gemüths und die Schläge des Schicksals, und keinen Trost und Beruhigung giebt. Es giebt Augenblicke, wo alle solche Überzeugungen zusammenstürzen, wo keine Deutung des Universums gelingen will. Wenn die Hand des Schicksals in das innerste eigendste Leben des Menschen hineingreift und ihm das Liebste, Edelste herausreißt, dass die Grundvesten des Lebens erzittern und wanken: da gilt und bleibt nur die Anerkennung und das Gefühl der Nothwendigkeit und die Ergebung: es ist so, weil es ist, und Gott ist, weil er ist. — Die Welt steht vor uns da wunderbar, räthselhaft, schön und göttlich: schau' sie an, bewundere, staune, bete an;

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band,

aber wagst du sie zu verstehen, da du nicht den kleinsten Theil, nicht den Wurm, nicht die Pflanze verstehst? Hoffst du den Vorhang wegziehen zu dürfen, ohne zu erblinden? — Man hat oft die Welt mit einem Kunstwerk verglichen, aber über ein Kunstwerk sollen wir nicht Reflexionen machen (und je schöner, desto weniger leidet es Reflexionen,) sondern anschauen sollen wir es, bewundern, genießen: es ist da, weil es da ist, und ist so schön, weil es so schön ist. — Die einzig wahre Weltanschauung ist die der Nothwendigkeit; und hatten sie nicht auch die künstlerischen Griechen? — Diesen Weltvergötterungsversuchen des Vfs. ist es zuzuschreiben, wenn ihm das Einzelne sogar als nichts erscheint, wenn er mit Menschen spielt, wie mit Schatten, und Individualitäten, wie chemische Compositionen entstehen und sich wieder auflösen lässt. Daher auch sein Missverstehen der Kunst, als der nächsten Freundin und Dienerin der Religion. „Welcher Weg zur Religion führe aus dem Gebiete des Kunstsinnes, dessen unmittelbarer Gegenstand doch auch keinesweges das Universum selbst ist, sondern ebenfalls Einzelnes was ihn befriedigt, nur aber ein Selbstvollendetes und Abgeschlossenes, von welchem aus also das in jedem einzelnen Genuß befriedigte und sich ruhig darin versenkende Gemüth nicht zu einer solchen Fortschreitung getrieben wird, wodurch das Einzelne gleichsam allmählich verschwindet, und das Ganze an seine Stelle geschoben wird; oder ob es einen solchen Weg nicht giebt, sondern dieses Gebiet abgeschlossen in sich bleibt, und die Künstler vielleicht verurtheilt sind irreligiös zu seyn (!); oder ob vielleicht ein ganz anderes Verhältniß Statt findet zwischen Kunst und Religion, als das obige:“ — dies lässt der Vf. an seinen Ort gestellt seyn (S. 211). Also wer mit dem Vf. nicht die Hieroglyphen der Natur und Geschichte zu deuten versteht, ist irreligiös? Wer hat eine Ahnung von Gott gehabt, wenn sie nicht der Kunstbeschauer hat? Rec. scheut sich nicht, zu behaupten, dass Ein sophokleisches Trauerspiel für die Religion mehr sey, als die ganze Weltgeschichte. — Müssen wir aber die Deutungsversuche der Geschichte, die uns der Vf. geliefert hat, für die Religion verbitten, so möge uns doch auch in der Geschichte der gute Genius davor bewahren. Man hört seit einiger Zeit so viel reden von Weltplan und Weltgeist, und dergleichen hohen Worten, und man hat schon gelernt, den Absichten und Motiven dieses Weltgeistes, und den Entwicklungen seines Planes nachzuspüren. Möchten doch diese Schwätzer erst die Facten als solche kennen lernen

Kkk

und darstellen, ehe sie daraus Handlungen des Weltgeistes machen. Wollen wir auch in der Geschichte in das Leere und Formlose hinaus, in den nebelgrauen Duft phantastischer Träume?

Sehen wir, da es uns vorzüglich um des Vfs. Vorstellung von der Religion zu thun ist, wie er die geschichtlichen Erscheinungen derselben, die positiven Religionen, betrachtet. Beym Judenthum sollen wir das Experiment, den Staat an die Religion anzuknüpfen, vergessen, als nicht zum eigentlich religiösen Charakter gehörig. Er bestimmt den Judaismus als die Ansicht von einer allgemeinen unmittelbaren Vergeltung, von einer eigenen Reaction des Unendlichen gegen jedes einzelne Endliche, das aus der Willkühr hervorgeht, durch ein anderes Endliche, das nicht als aus der Willkühr hervorgehend, angesehen wird. Hängt aber damit nicht die Theokratie innigst zusammen, nebst ihrer Legalität und ihren Bildungs- und Veröhnungs-Anstalten? Jenes ist die Basis, auf der dieses alles ruhet. Aus welcher Anlage des menschlichen Geistes sollen diese eigenthümlichen Erscheinungen des Judenthums hervorgegangen seyn? Aus der ethischen lassen sie sich nicht erklären, wiewohl sie im Dienst der Religion dabey thätig war. — Das Christenthum charakterisirt der Vf. als die Ansicht von dem allgemeinen Entgegenstreben des Endlichen gegen das Unendliche (Irreligiosität, Gottesfeindschaft, Sünde,) und von den Veranstaltungen der Gottheit, diesem Verderben zu steuern durch Mittlerschaft und Erlösung. Aber wo bleibt die Forderung der christlichen Religion an die Menschen, diesem Verderben selbstthätig ein Ende zu machen, die Forderung des Reiches Gottes, und die Hoffnung auf seine Ankunft? Wie die jüdische Religion den Staat in sich aufnahm, und nach sich gestaltete, so die christliche die Moral, ja sie hat sie zuerst in die Welt eingeführt. Jenes, was der Vf. als das Charakteristische der christlichen Religion anführt, ist nur die Eine Seite desselben, die andere, ihr entsprechende, ist jene Forderung und Erstrebung der Heiligkeit in Sinn und Thaten. — Wir sehen, daß des Vfs. Theorie nicht für die Erscheinungen der Religion in der Erfahrung ausreicht, sie faßt sie nur stückweise, nicht als volle organische Ganze: muß sie nicht einseitig und unvollständig seyn?

Uns scheint der Begriff der Religion höher und umfassender aufgestellt werden zu müssen. Sie ist der Glaube an Gott. Gott ist Alles, durch ihn und in ihm ist Alles, er ist der Mittelpunkt, aus dem Alles ausgeht, und in den Alles zurückkehrt. Die Religion ist subjectiv das, was objectiv Gott ist; sie ist das All des Menschen, das, durch das und in dem Alles in ihm besteht, Anfangs- und End-Punct von Allem, das, worin Alles seine Einheit findet. So wie Gott nicht das All selbst ist, sondern über dem All steht, als seiner Schöpfung: so ist auch die Religion nicht der ganze innere Mensch selbst, auch nicht etwas Einzelnes, sondern über allem Einzelnen. Woher nimmt die Wissenschaft ihr Princip, der Moralische sein Gesetz, der Künstler die Idee? Wodurch bestehen diese verschiedenen Zweige der menschlichen Thätigkeit neben einander?

Woher sprossen sie, wohin streben sie? Diesen Anfangs- und End-Punct, diese Einheit nennen wir Religion. (Wir sehen, wie der Vf. nahe daran war, die Religion auch in diese Einheit zu setzen.) So erhält die Religion nicht ihren Platz *neben* jenen einzelnen Thätigkeiten und Anlagen, sondern *über* denselben. So erscheint sie nicht als eine einzelne Function und Anlage des Gemüths, auch kömmt ihr nicht ein bestimmtes Prädicat zu (etwa Passivität), oder ein bestimmtes Organ des Geistes (etwa Phantasie oder Sinn), oder eine bestimmte Affection des Gemüths (etwa Gefühl), oder eine bestimmte Richtung und ein bestimmtes Gebiet, wodurch sie sich von anderen Functionen des Geistes (Wissen, Praxis), unterscheidet: sie ist Thätigkeit so gut als Passivität, alle Organe und Affectionen des Geistes stehen ihr zu Gebot, sie hat alle Richtungen oder keine, und ihr Gebiet ist die ganze Welt, die innere wie die äußere; jene anderen Functionen des menschlichen Geistes sind Besonderheiten, sie ist die *Totalität*.

Allein in dieser Totalität und Indifferenz erscheint die Religion nicht, wenn sie erscheint. In ihrem wahren Wesen kann sie so wenig erscheinen, als Gott erscheinen kann. Die tief im innersten Heiligthum des Gemüths in ewiger Ruhe thronende Einheit, scheint dem Menschen, dem ins Besondere hineingetrieben, von den Erscheinungen geblendeten und befangenen, sich zu verhalten, wie der Gott über ihm. Ihm ist das Streben gegeben, die gestörte Einheit wieder herzustellen, seinen Gott wieder zu finden. Aber im Besonderen befangen, kann er nur durch Besonderes sich wieder herausfinden; er nimmt das Störende in die Einheit auf, und sucht im Besonderen selbst Einheit. So *erscheint* die Religion, so entsteht *individuelle* (positive) Religion. Besonders treibt es den Menschen in die äußere Welt, dißs Räthsel, das er staunend anschaut, und in dem er nichts als Widersprüche findet, Einheit und Harmonie zu bringen; den Gott, den er in sich trägt, will er auch im Auseren schauen; aber er mißkennt seine Kräfte und sein Verhältniß, er mißt die Welt nach seinem Maße, seinen Geist, seine Absichten, Wünsche, Forderungen, Hoffnungen, legt er hinein; und so bilden sich die Glaubensartikel von Vorsehung, Vergeltung u. s. w. Da die Religion das Ganze des Gemüths ist in seiner Totalität und Indifferenz: so kann in diesen ihren Erscheinungen im Besonderen auch jedes Besondere hervortreten, Wissenschaft, Moralität, Kunst, alle Thätigkeiten des Gemüths werden von ihr ergriffen und in Dienst genommen. Ein Besonderes wird zur Totalität, zur Welt erhoben. Fühlt sich der Mensch auf das Moralische hingetrieben, ist er von der Moral befangen, so verschlingt sie ihm die Welt, und wird ihm zur Welt (Moralreligion); ergreift ihn die Idee des Rechts, so wird ihm das Recht zur Welt (Staatsreligion); und so ist wohl Vielen das Gold zum Gott geworden (Alchymie). Kurz eine individuelle positive Religion ist der Versuch einer Weltconstruction, nach einem vorherrschenden Besonderen, das, je roher, beschränkter und befangener der Mensch, desto besonderer,

aus dem Ganzen abgeriffener, seyn wird. So verstehen wir die überall vorkommende Vermischung der Religion mit Wissenschaft, Moral, Recht, Kunst; so erscheinen uns die Constructionen des Judaismus und Christenthums (als Staats- und Moralreligionen), als Einheiten und organische Ganze, aus denen wir nichts abzuseiden brauchen. In diesen Erscheinungen ist die Religion eben so Gedanke, als Gefühl, eben so Forderung und Thätigkeit, als Anschauung und Ruhe; aber als ein Streben zur Totalität und Indifferenz wird sie sich im Glauben concentriren. Diese Erscheinungen müssen aber immer unvollkommene mislungene Versuche seyn, da sie Gott in der Welt und im Besonderen suchen, wo er nie zu finden seyn wird. und immer Ein Besonderes zum Ganzen, zum Mittelpunkt desselben, erheben; nur das darin offenbarte Streben ist wahr, nicht das Gefundene. Man kann daher diesen ganzen Spielraum religiöser Thätigkeit als Reich der *Mythe* nennen, insofern Mythe ein höheres, einem niederen fremden, Stoffe eingeildetes, nur als Andeutung geltendes, ist. Was in dies Gebiet gehört, hat nur subjective Wahrheit; objectiv erscheinend kann es nur als Symbol eines Allen gemeinschaftlichen, aber in jedem sich verschieden gestaltenden Strebens anerkannt und geachtet werden; will man es aber als objective Wahrheit nehmen, so wird es Irrthum und Superstition. Auch die Religion jedes Einzelnen gehört in das Reich der Mythe; ein Jeder versucht sich eine Weltconstruction nach seiner Ansicht, seinem Bedürfnis: Eine Seite des Universum wird ihm vorherrschend erscheinen, und von dieser seiner Religion ausgehen. Mag ihn ein klarer Verstand, ein umfassender Blick, Universalität der Bildung vor vielen Einseitigkeiten bewahren, einseitig wird seine Religion immer, und ist immer nur Mythe. Wenn uns der Vf. die religiösen Anschauungen der Natur und Menschheit darstellt, so thut er nichts anderes, als mythologisiren. — Je gebildeter aber, oder je weniger verildet der Mensch, desto mehr wird er sich von solchen Versuchen, Gott in der Welt sich oder anderen nachzuweisen, losmachen; seinen Gott im Busen tragend, wird er jeden Trieb, jede Thätigkeit seines Innern und jede Erscheinung der Außenwelt als Wirken Gottes erkennen, aber Jedes wird er in seiner Besonderheit nach seinen eigenen Gesetzen auffassen und entwickeln. Ein hohes Schicksal glaubten die Alten, hoch über Allem thronend und herrschend; aber fröhlich und frey, unbekümmert um das Ganze, nur mit Liebe oder Haß herab nach den Menschenchauend und zu ihnen hülfreich oder rächend hernieder steigend, lebten auf ihrem Olympe die Fürsten der Natur und der Menschheit, die seligen Götter.

In das Detail der Untersuchung (die Rede über die Bildung zur Religion, über Kirche und Priestertum, über die Religionen) dem Vf. zu folgen, hält Rec. für überflüssig, da, wenn die Theorie im Allgemeinen beurtheilt ist, diese Entwicklungen im Einzelnen es zugleich mit sind. Nur Eine Bemerkung: die Einseitigkeit der Theorie des Vfs. offenbart sich

noch besonders in Folgendem. Die Religion soll ihrer Natur nach gesellig und mittheilend seyn, aber nicht um den Anderen zu bekehren, sondern von ihm einzutauschen, daher auch Toleranz der Charakter jeder wahren Religiosität seyn soll. Dennoch zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Nur der Polytheist kann tolerant seyn; jeder Gott nimmt in seinem Heiligthum freundlich Platz bey den anderen. Aber der Monotheist, der das Universum als System anschaut, kann der ein anderes daneben erkennen, als eben so wahr, als das seine? Eins hebt das andere auf; und ist er in dem seinigen befangen, wie er es seyn wird, wenn er wirklich daran glaubt, wird er nicht das andere wegzudrängen suchen? So lehrt uns die Religionsgeschichte, daß alle Monotheisten bekehrungsfüchtig waren, besonders die Christen, und mit Recht. Ihre Idee einer Weltrevolution trieb sie zur Realisirung, ihr Gottesreich mußte ja die Welt umfassen, und so gingen sie aus in alle Welt und predigten. Das Bekehren gehörte, wie das heilig leben und handeln, zu den Pflichten des Gottesbürgers. Freylich kann die Religion des Vfs., die nur ein unthätiges Beschauen und Phantasiren ist, den Trieb des Bekehrens nicht anerkennen. — Die Kirche, die sich der Vf. denkt und so schön ausmalt, eine freye Gesellschaft von Religiösen zu gegenseitiger Mittheilung und Austauschung, könnte nur unter solchen Statt haben, die auf Einer Stufe mit einander stehen (der der Contemplation), und unter solchen, die die Religion zugleich als Object der Anschauung behandeln, wie der Vf.; Inhaber verschiedener Religionen würden nicht in ihre gegenseitigen Vorstellungen eingehen, Christus würde nicht die Griechen und die Indier verstehen, und Zoroaster nicht Moße; fern von einander kreifen die verschiedenen Weltssysteme in ihren eigenen Sphären, und nähern sie sich, so reißt das höhere das niedere an sich. — Die Religion ist überhaupt, als solche, ihrem Wesen nach, nicht nothwendig gesellig und mittheilend, nur in gewissen Erscheinungen und Formen ist sie es, in den begeisterten, auf Gestaltung und Thätigkeit gehenden. Die Ergebung predigt nicht, auch nicht die Andacht, die, still in sich gekehrt, sich selbst genügt; und je zarter, eigener die Erzeugnisse der Religion, desto verschlossener das Gemüth. Die Kirche ist eigentlich nur ein Element der christlichen Religion, wie sie auch allein die geschichtliche Erscheinung derselben giebt, und wo sich Analoge davon finden, da ist auch christliches Element (Judenthum, Muhammedanismus).

Noch bleibt uns übrig das Verhältniß dieser zweyten Ausgabe zur ersten zu bestimmen. Ausser einer Vorrede, oder vielmehr einer Zueignung an *Gustav v. Brinkmann*, und einem Zusatz am Ende über die religiösen Erscheinungen der Zeit, besonders über die mißverstandene Ansicht des Katholicismus (welchen Aufsatz Rec. weniger mystisch und geschraubt geschrieben wünschte), hat das Buch manche Veränderungen und Zusätze erhalten, besonders ist die zweyte Rede über das Wesen der Religion fast ganz umgearbeitet. Diese Änderungen sind bedeutend und we-

senflich; sie sollen nicht nur manches deutlicher machen, sondern hie und da bemerkt man auch, daß der Vf. seiner Theorie nachgeholfen hat. Das Verhältniß der Religion zur Metaphysik und Moral ist tiefer gegriffen und mehr entwickelt, auch die Kunst ist in der neuen Ausgabe, mit in dieses Verhältniß gezogen, doch nur negativ und andeutungsweise; gerade da, wo das positive Verhältniß zwischen ihr und der Religion hätte dargestellt werden sollen, ist so gut als nichts geschehen. Die Einseitigkeit der in der ersten Ausgabe frey hingestellten Theorie, ist hie und da gehoben, oder doch versteckt. Unumwunden war dort die Religion aufgestellt als jene Contemplation, wie sie es in der Vorstellung des Vfs. wirklich ist, und überall im Buche noch erscheint, jetzt ist sie auf das unmittelbare Gefühl Gottes zurückgeführt, aber nur da, wo im Allgemeinen von dem, was Religion sey, gesprochen wird, sonst hätte das ganze Buch umgearbeitet werden müssen. Jetzt ist dem Vf. die Religion nicht mehr bloße Passivität, wie vorher; er sagt nur, sie hat auch eine leidende Seite u. s. w.: dennoch zeigt sie sich aber überall passiv in seinen anderen Vorstellungen, wie er sie denn auch nur passiv denkt. Auch viele Paradoxien sind verwischt, die aber

consequent und eigenthümlich waren; jetzt heißt es nicht mehr zu Anfang der zweyten Rede, die Frage: was die Religion sey, sey weit höher und weitausfassender, als die: was die Götter seyen; jetzt hören wir, wenn von dem Wesen der Religion die Rede ist, viel von Gott, sonst nur vom Universum und seiner Anschauung; auch der Glaube an Gott ist behutsamer und mit mehr Schonung behandelt (S. 163—174). Durch diese Veränderungen aber hat das Werk viel Fremdartiges erhalten, und ist nicht mehr von gleichem Gufs. Nach der ersten Ausgabe trägt es das Gepräge eines originellen Geistes, kühn und schroff hingestellt in seiner Einseitigkeit; jetzt sind die Ecken hie und da ein wenig abgeschliffen. Auch die Darstellung hat manches Fremdartige erhalten; in den neuen Zusätzen zeigt sich die Dialektik des Übersetzers des Platon, und seine platonisirende Sprache. Hatte es doch dem Vf. gefallen, die erste Ausgabe unverändert abdrucken zu lassen, oder, falls er damit unzufrieden war, verbessernde, erklärende und berichtigende Anmerkungen dazu zu geben! So hätten wir treu und rein jene merkwürdige Erscheinung der Zeit, als ein Denkmal ihres Strebens und Bildens.

tt.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Eisenberg, b. Schöne u. Comp.: *Abendopfer auf Thaliens Altar*. Ein Beytrag zur deutschen Schaubühne, besonders für kleinere Theater, von Ernst Bornschein. 1803. 190 S. 8. (18 Gr.) Indiefem Bändchen sind vier Stückchen enthalten: *Die drey Sultane*, nach Langbeins Schwanke: *die drey Körbchen*; *die Walpurgis-Nacht*; *Gurges und Gretchen*; und *der vierfache Genieftreich*. In welche Classe sie gehören, kann man schon daraus abnehmen, daß sie, mit oder aus Achtung, Herrn Emanuel Schikaneder in Wien von dem Vf. geweiht sind. Da man aber, nach dem Sprichwort, den Vogel am besten an seinen Federn erkennt, so will Recensent eine von den Schwanzfedern ausrücken, und sie dem Publicum zum Beschaun vorlegen. Sie sieht also aus:

Victoria!

Erfüllt ist alles Sehnen
Nach einem eignen Dach;
Getrocknet alle Thränen,
Fort jedes Ungemach!
Nun will ich triumphiren,
Mich täglich divertiren,
Ein glücklich Leben führen,
Das Unglück mauschelliren,
Ins Hochzeitbett marschiren,
Mein Weibchen kareßiren,
Das alles will ich heftsaß,
Triumph! Triumph! Victoria!

Vf.

München, b. Keyser und Comp.: *XII Landschaften auf Stein gezeichnet*, von Aurnhammer und gedruckt bey Theodor Benefelder. 4. (16 gr.) Indem wir bloß das Technische dieser, nach unlängst neu erfundener Weise auf Stein gezeichneten Landschaften betrachten, befriedigen sie uns vor der Hand, weil überhaupt viel Weiches, Gefälliges, Sammtartiges in den Halbschatten, und in den dunkeln Partien eine Sättigung herrscht, welche fürs Künftige bey mehrerer Ausbildung dieser Manier erhebliche Vortheile hoffen lassen. Doch gegenwärtig scheinen besonders die Behandlung der Luft und die Haltung noch großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, auch sind die im Vordergrunde dargestellten Gegenstände im Verhältniß zum Übrigen nicht deutlich und bestimmt genug.

Auf dem Titelblatt wird das Werk zwar zu XII Blättern angegeben; allein das uns vor Augen liegende Heft besteht aufser dem besagten Titelblatt nur aus 6 Stücken, welche hinsichtlich

auf die Erfindung sich wenig über das Mittelmäßige erheben.
— y — H.

Pirna, b. Frieße: *Mein Taschenbuch, den Freundlichen meines Geschlechts geweiht*, von Elisa Burger, geb. Hahn. *Erstes Bändchen*. 1804. 198 S. 8. (20 Gr.) Bey dieser ersten Eröffnung (nicht Eröffnung) sind eben keine bedeutenden Schätze zum Vorschein gekommen, und Madam B. hat wohl zu viel auf die Freundlichkeit der Freundlichen ihres Geschlechts gerechnet, als sie ihnen dieses Taschenbuch weihete. Ihr Lesen der Alten, von dem sie zwar mit vieler Bescheidenheit spricht, ist ohne sichtbare Wirkung geblieben. Nachdem Madam B. den Eröffner (sic), und der Eröffner Madam B. auf sehr gemeine Weise becomplimentirt hat, folgt ein Gedicht: *an Elisa an ihrem 16 Geburtstag*, vom Prof. Schubart, das in jedem Betracht der Aufnahme unwürdig war. Die zweyte Strophe dieses Gedichts lautet also:

Bräulich rinne dem Schöpfer zu Ehren,
Dein purpurnes Blut durch bläuliche Röhren,
Dankbar schaue dein Blick,
Auf zum Vater der dich gebildet
Fröhlich und auf der Sürne vergüldet,
Komme noch oft dein Festtag zurück.

In den vierzigjährigen (soll heißen, vor vierzig Jahren geschriebenen) *Briefen zweyer Frauenzimmer* ist mancher gesunde Gedanke, aber auch weiter nichts. *Der Traum* von E. B. ist, das Urtheil freundlich auszusprechen, ganz artig. Madam B. sagt von sich, als Schwalbe:

Ich singe mit Freuden im sonnigen Schein,
Ich singe Land aus, und singe Land ein,
Ich niste mich freundlich im häuslichen Kreis,
Und baue mein Nestchen mit sorgsamem Fleiß.

Die übrigen Gedichte an und von Elisa sind Alltagspoesie. In dem *Gespräch im Olymp* (Olymp) hätte wenigstens der Bröffner, unter dessen Augen Elisa die Alten, gewürzt durch dessen Erläuterungen, zu genießen wünscht, die fatale *Athropolis* in eine *Atropolis* verwandeln sollen. Aus *Amalians Geschichte aus einer mündlichen Erzählung*, so wie aus den *Reiseblättern*, ist nicht viel zu lernen. *Sabinus und Eponine*, Fragment eines Schaufpiels, ist nichts weiter, als ein, oft verunglücktes Spiel mit Worten. S. 175, sagt Artens:

Wenn diese Trauer wahr, dein kindlich Herz ergeben
Dem theuren Vater — Lieb' und Pflicht
Allein es sind, die diese *Schwermathsalten* weben,
Nun so vergiß auch seiner letzten Worte nicht.

v. a.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U N I U S , 1 8 0 7 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) PARIS, b. Barbois u. Fuchs: 'Ηλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, ἃ χάριν Ἑλλήνων ἐξέδωκε μετὰ σημειώσεων, προςθεῖς καὶ τὰς ὑπὸ τοῦ Ἀμίστου συλλεγείσας, τῶς δὲ ἀνεκδότους, διαφόρους γραφάς, προτροπήν καὶ δαπάνη Ἀλεξάνδρου Βασιλείου, ὁ Δ. Κοραῆς. Μέρος α, περιέχον τὸ τοῦ Ἡλιοδώρου κείμενον (πῇ und 446 S.) Μέρος β, περιέχον τὰς εἰς τὸν Ἡλιοδώρον σημειώσεις. 416 S. 1804. 8.
- 2) Ebendaf., b. Barbois, Firmin, Didot u. Levrault: Πρόδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ Ποντικοῦ, Νικολάου τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ σωζόμενα οἷς προσετέθησαν καὶ βραχέειαι σημειώσεις καὶ στοχασμοὶ αὐτασχέδοι περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης, φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν Ζωσιμάδων, παιδείας ἐνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνῇ διδασκομένων Ἑλλήνων. (ροά und 384 S.) 1805. 8.

Die Erscheinung des letzten Werkes führt uns zurück auf das erste, das zwar schon seit 2 Jahren in den Händen des Publicums ist, aber noch immer nicht so bekannt scheint, daß wir anstehen dürften, in eine Anzeige von jenem auch dieses einzuschließen: um so weniger, da die Gleichheit des Geistes und der Tendenz, die in beiden waltet, eine solche Zusammenfassung beynahe fodert.

Die Tendenz aber ist eine zwiefache: neben der Allgemeinen, die eine jede philologische Arbeit, mit oder ohne Bewußtseyn, verfolgt, eine besondere, bedingt durch den gegenwärtigen Zustand der Neugriechen, auf welchen hier dem Alterthume unmittelbare Einwirkung geöffnet werden soll. Adamantios Korais, ein Grieche, nicht unwerth Hellene zu seyn; auch nachdem ihn die Fremde zu einem Bürger aufgenommen, ein treuer Sohn des Vaterlandes, legt auf dessen Altar die Frucht seines Fleißes nieder. Ihm kann nicht entgehen, wie mannichfaltige Uebel seine Nation umfassen halten; wie sie versunken ist, theils durch eigene Schuld, theils durch die Laune des Schicksals, dem gefallen hat, nachdem der alten Zeit Herrlichkeit einmal erloschen, von dem Eigenthum der neuen fast nur das Erbärmliche und das Verderbliche nach Griechenland zu wenden, so daß, wo einst die stolze Höhe freudig erklommen war, eben da nun schmachvolle Erniedrigung betrübt, Erniedrigung unter ohnmächtige Barbaren. Er muß wissen, wie der griechische Geist, durch den Verlust der äußeren

Freyheit auch der inneren verlustig, und beschränkt auf wenige, enge oder gemeine, Sphären, sich allmählich gewöhnt hat, was ihm noch übrig ist von Gewandtheit und Kraft, entweder auf dem Gebiete der Reflexion, in unfruchtbarem Brüten zu verschwenden, oder im Leben in kleinlicher Arglist zu entehren: während, was ihn erfrischen und stärken könnte, der heilige Quell, der sonst so reiche und köstliche Fluth sendete, daß alle Bildung des Modernen daraus Labfal und Gedeihen getrunken hat, fast unbeachtet in dem heimatlichen Sande verrinnt. Aber die Größe des Übels nimmt dem Freunde seines Landes nicht die Hoffnung der Rettung. Nicht nur wünschenswerth glaubt er die Auferstehung, die Wiedergeburt von Hellas: er glaubt sie möglich; ja gekommen sieht er den Augenblick, wo der schöne Preis nicht entstehen kann der vereinten, redlichen Anstrengung, zu der er getrosten Muthes, so eifrig als kräftig, durch Rede und Beyspiel ermahnt. Solche Erwartung wird nun freylich sich gefallen lassen müssen, vielen für sanguinisch zu gelten, und Einrede zu leiden von mancherley Art, vor allen die sehr scheinbare, daß die geistige Revolution, die beabsichtigt werde, undenkbar sey ohne eine begründende und beschirmende politische, zu welcher, bis jetzt die Macht in der Nation selbst nicht vorhanden, ausserhalb aber zwar im Überflusse vorhanden, aber getrennt von dem Willen scheine. Wir indessen können den Mann nur um so höher achten, der, in Mitte der Verderbnis, rings umdrängt von engherzigen, selbstsüchtigen Bestrebungen, ein allgemeines Wohl zu fördern bemüht ist, und, wie sein innerstes Leben im Alterthum wurzelt, so auch fest hält an dem alten Worte, das uns das Schöne unternehmen heisst jederzeit, mit guter Hoffnung gewappnet, ertragen aber, was Gott giebt, edel.

Welches nun die Mittel seyen, die der Herausg. seinem würdigen Zwecke dienlich findet, und mit welcher Geschicklichkeit und in welchem Geiste er sie anwende, möchte am anschaulichsten hervorgehen aus einer, so viel möglich an die Worte sich haltenden, Übersicht der Aufsätze, die er beiden Ausgaben statt der Dedicationen und Vorreden vorangesetzt, und worin er, indem er von seiner Arbeit Rechenschaft giebt, seine Ansicht der Gegenwart, wie seine Wünsche für die Zukunft, niedergelegt hat. Beide, als zunächst für Neugriechen bestimmt, sind neugriechisch geschrieben, in einer Sprache, die zwar häufig genug durch auffallende Spuren von Entartung und Desorganisation beleidiget, aber doch hier so sorgsam

tig und reinlich behandelt ist, dafs sie dem Kenner des Altgriechischen auch ohne besonderes Studium verständlich seyn mufs: in einem *Style*, der, nicht weniger vielleicht unter französischem, als unter holländischem Einflufs gebildet, von popularer Klarheit zu gemüthlicher Breite sich hinneigt: in Ermahnungen lebendig und herzlich; wo er didaktisch wird, für den Mangel an Neuem und Tiefem entschädigend durch gründliche und verständige Entwicklung des nöthigen Bekannten; den Anfängern höchst lehrreich, die weiter gekommen nicht unangenehm erinnernd.

In den Heliodorus leitet ein eine Epistel an den Freund des Vfs., der auf dem Titel genannt ist, *über die neue Ausgabe des Heliodorus, über den Heliodorus selbst und die Romanschreiber vor und nach ihm, und. digressionsweise, über die allmählich barbarisch gewordene hellenische und die aus derselben entstandene griechische (grae-kische) Sprache*. Der Vf. geht aus von einer Untersuchung über den Roman: er versucht, das Wesen dieser freyesten und weitesten aller Dichtungsarten in einer Definition zu erfassen, die denn freylich mangelhaft ausfällt. Eine Mythistorie — diesen Namen zieht er mit Recht dem unbequemen *πλασματικὸν ἱστορημα* vor, den andere Neugriechen eingeführt haben — sey *πλαστή ἀλλὰ πιθανή ἱστορία ἐρωτικῶν παθημάτων, γραμμένη ἐντέχνως καὶ δραματικῶς, ὡς ἐπὶ τὸ πλεῖστον εἰς πεζὸν λόγον*. Das wird vermuthlich in Frankreich gefallen, wo schon die Opposition gegen das altverehrte Ansehen des Bischofs Huet verdienstlich seyn mag; nicht aber, wo Theoretiker und Dichter schon längst an höhere Ansprüche gewöhnt haben. Dankenswerther sind die folgenden Notizen zur Geschichte des Romanes: von dem Ursprung desselben erst nach den Zeiten Alexanders des Grossen; von dem Schüler des Aristoteles, Klearchus, dessen *Ἐρωτικά* — wahrscheinlich ein Aggregat erotischer Erzählungen, ohne innere Verknüpfung und Einheit — für den ersten Versuch in dieser Gattung angesehen zu werden pflegen; von seinem Nachfolger Antiphanes und dessen vermuthlicher Identität mit dem gleichnamigen Komiker aus Berga in Thracien, den sein entschiedener Hang zum Wunderbaren so verrufen gemacht hat, dafs unglaubliche Lügen sprichwörtlich Bergäische hiefsen; von Antonius Diogenes, der zuerst einigermafsen bekannt ist, indem uns Photius von seinem Werke, *τῶν ὑπὲρ Θούλην ἀπίστων*, wenigstens so viel aufbehalten hat, dafs wir ersehen können, wie sehr es, selbst für das Detail der Ökonomie, Vorbild der späteren gewesen. Mit Mißbilligung wird Aristides erwähnt; seine *Milesiaca*, wegen Schlüpfrigkeit verschrieen, wurden von Sisenna zu Syllas Zeit in das Latein übersetzt, *καὶ οἱ Ῥωμαῖοι, ἀναγινώσκοντες αὐτὰ μὲ [μετὰ] μεγάλην ἡδονὴν καὶ εὐαρεστίαν, ἔδειξαν τῆς ἀρχομένης αὐτῶν διαφθορᾶς ἀναπείδητα σημεῖα*. "Όταν τὰ φωτισμένα ἔθνη βάλωσιν ἀρχὴν νὰ [ἴνα, zu Umschreibung des Infinitivs] ἡδυνῶνται εἰς τὰ αἰσχροῦ, ἄλλη ἴσως θεραπεία δὲν [οὐ] μένει πλέον δι' αὐτὰ παρὰ νὰ ἐπιστρέψωσι καὶ πάλιν εἰς τὴν ἀρχαίαν αὐτῶν βαρβαρότητα, ἐὰν τῆς βαρβαρότητος καὶ αὐτὴ ἡ φαινόμενη σεμνότης δὲν ἦτον

[ἡ] *βαρβαρικὴς ζηλοτυπίας ἀποτέλεσμα κ. τ. λ.* (An solchen, halb moralischen, halb ästhetischen Reflexionen ist der Herausg. äusserst fruchtbar, und nicht immer giebt er sie so bündig, wie hier. Eine Betrachtung über die Unsitlichkeit des Heidenthums dehnt sich durch drey Seiten, S. κη u. ff., eine andere, über die Heilsamkeit der Philosophie, durch sechzehn, S. ρη ff. Indefs bescheiden wir uns gern, über deren Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit nicht urtheilen zu dürfen, da wir nicht wissen, ob die heutigen Griechen nicht wirklich so verdorben und unverdorben zugleich sind, dergleichen Weisungen zu bedürfen und anzunehmen. Denn nationale Beziehung offenbart sich in den meisten; so in der Strafpredigt gegen die Kriecherey der Dedicationen, am Ende S. οβ ff.). Ähnlicher Tadel trifft wegen ähnlichen Gehaltes die sybaritischen Erzählungen, die überdies nur *παράμυθια* waren, *ἴσως ἀσεμνότερα ἀπὸ τινὰ τῶν παραμυθίων τοῦ Ἰτάλου Βοκακκίου καὶ τοῦ Γάλλου Λαφονταίνου*: nicht aber eigentliche Romane, so wenig als des Lucius von Patrae, unter M. Aurelius, Verwandlungen der Menschen in Thiere und der Thiere in Menschen. Zwischen ihm und Heliodorus wird nur noch Jamblichus aus Babylon genannt, dessen *Babylonica*, worin Rhodanes und seine geliebte Simonis die Hauptrollen spielten, Photius excerptirt hat. Heliodorus wurde zunächst des Achilles Tatius Vorbild: aber Tatius ahmt, nach des Vfs. Urtheil, unglücklich nach, und beleidigt durch Unziemlichkeiten und gezierten Styl: fast wie Longus, an dem Ausdruck und Periodenbau gelobt wird, Sinn aber und Urtheil vermisst: *καὶ ὁ Ἀττικώτατος Λόγγος δὲν εἶναι [εἰστί] παρὰ σοφιστῆς, καὶ σοφιστῆς ἀρχῆς εἰς τὴν ἀνάγνωσιν, ὅχι μόνον διὰ τὴν αἰσχρολογίαν — der der Vf. überhaupt von Herzen feind ist, so dafs er sogar einen Aristophanes edirt wünscht, καθαρισμένον ἀπὸ ὅλας τὰς αἰσχρολογίας. Armer Aristophanes! — ἀλλὰ καὶ διότι ἡ ἀνάγνωσις ὁμιάζει τὴν τροφήν. "Όταν κάθηται τις εἰς τράπεζαν, ὁ πρῶτος αὐτοῦ σκοπὸς εἶναι νὰ θεραπεύσῃ τὴν χρεῖαν τῆς φύσεως — ἡ κομψότης τὸν νοῦν καὶ πολυτέλεια δὲν παριστάνεται εἰς τὸν νοῦν του [αὐτοῦ] παρὰ κατὰ δεύτερον λόγον: ἀλλ' ὅταν ἀντὶ βρωμάτων δὲν εὐρίσκη εἰς αὐτὴν παρὰ χρυσᾶ πινάκια, καὶ τὴν τράπεζαν ἀφίνει [ἀφίησι] μὴ ἀγανάκτησιν, καὶ τὸν καλεστὴν μέμφεται ὡς ἀνόητον. Τὰ ἐπὶ τῆς τραπέζης τοῦ Μίδα μετεβλήθησαν ὅλα εἰς τὰ τιμιώτατον μέταλλον τοῦ χρυσοῦ, ἀλλ' ὁ Μίδας ἀπέθνησκε τῆς πείνας. (Wir haben die Stelle hergesetzt, als charakteristisch für die Manier des Vfs., nicht aber, als wären wir seiner Meinung. Uns erscheint der vielgescholtene Longus in günstigerem Lichte: als der Einzige, der unter Blinden König ist. Eleganz der Form stehen ihm alle seine Tadler zu; und was er in diese Form kleidet, gefällt durch eine Tugend, die sonst den Producten dieser *Partie honteuse* der griechischen Literatur ziemlich fremd ist, durch Naivetät. Allerdings geht diese Naivetät hin und wieder weit, ja bis zum Ausersten: aber sie ist auch antik, und antiken Naturen vergönnt man hoffentlich, überall derber und kräftiger aufzutreten, als unter Mode und Con-*

nienz erwachsenen modernen. Wer theokritische Hirten ertragen kann, wird auch den Schäfern des Longus nicht abhold seyn.) Tiefer stehe der Dichter der Ephesiaca: Kraftlosigkeit im Style und Gemeinheit in der Diction weise ihm ein spätes Zeitalter an, obgleich er vor auffallenden Verstößsen eben durch seine Schwäche gesichert sey: ὀλίγον φοβεῖται τὰ πέσῃ, ὅστις τὸν ἔμαθε τὰ πέτεται ὑψηλά. So auch Chariton, vermuthlich schon am Ende des achten oder im neunten Jahrhundert. Aber ein noch weit schlimmeres Geschlecht fängt an mit Eustathius oder Eumathius, der unmöglich der weise und ehrwürdige Erzbischof von Thessalonike seyn kann. Ihn überbietet in Albernheit Theodorus Prodromus oder Ptochoprodromus, der in geschmack- und rhythmuslosen Jamben den Heliodorus nachahmte, und, wie denn

Un sot trouve toujours un plus sot, qui l'admire,

selbst nachgeahmt wurde, z. B. von einem Nicetas Eugenianus, am Ende des zwölften oder zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, dessen Drosilla und Charikles noch in Manuscripte liegt, und ewig darin zu liegen verdient, wenn aus dem Exordium, das der Herausgeber mittheilt, auf den Werth des Ganzen zu schliessen ist.

Unständlicher wird, wie billig, vom Heliodorus gehandelt. Sein Zeitalter, das Ende des vierten Jahrhunderts unter Theodosius dem Großen und dessen Söhnen: seine Geburtsstadt, Emisa in Phönicien, berühmt durch den Sonnentempel, den Heliogabalus verherrlichte. Dafs er, um den bischöflichen Stuhl von Triikka, dem heutigen Trikkala, zu besteigen, seinen Roman habe verbrennen müssen, wird als unwahrscheinliche, schlecht verbürgte Tradition bestritten: sein Eifer für die Rechtgläubigkeit mit seiner Verfechtung des Colibates bewiesen. Das kleine Gedicht περί χημείας (in Fabricius Biblioth. T. 8. S. 119—126. Ed. Harles und häufig im MSS.) könne nicht von ihm seyn, da es von der Wohlredenheit der Aethiopica so entfernt sey, als die Nacht vom Tage. Die Aethiopica aber seyen unter allen vorhandenen griechischen Mythistorien die vollkommenste, genügend allen den Forderungen, die Aristoteles an das Drama mache. (Auch in der Definition ward Roman und Drama vermischt: ein Mißgriff, der sich rächt.) Denn die Erzählung fange an mit der Mitte, habe, der Einheit ihrer Handlung unbeschadet, eine schöne Zahl von Episoden, beobachte Costum und Schicklichkeit so sorgfältig, dafs selbst die Namen der Helden mit weisestem Bedacht gewählt seyen — (und ist, muß Rec. beyfügen, bey allen diesen Vorzügen so langweilig und unendlich, an Natur und Empfindung so arm, an Pedanterey und falschem Pathos so reich; im Vortrage so eintönig und breit, in den Gedanken so nüchtern und geizt, dafs nur ein Herausgeber, der sich auf einige Zeit ganz in seinen Autor hinein, und aus allen übrigen heraus gelesen hat, sich einbilden kann, wenn er ihn lobpreiset, doch nicht in den Fehler derer zu fallen, εἰ ὅποιοι τοὺς παρ' αὐτῶν ἐκδιδόμενους σύγγραφεῖς ἐκθαίλασσον.) Unser Urtheil auszuführen, gebietet hier der Raum:

wir getrösten uns aber der Beystimmung eines Jeden, der die, an anderen, als an Recensenten und Editoren, kaum voraussetzende Geduld hat, sich durchzuschlagen durch die unendlichen zehn Bücher der äthiopischen Liebesabentheuer, deren höchstes Verdienst seyn möchte, dafs sie Cervantes zum Persiles und Koreas zu dieser Bearbeitung veranlaßt haben.) Vorzüglich gerühmt wird seine — höchst zweydeutige — Geschicklichkeit im Nachahmen früherer Schriftsteller: μίμησις τόσον ἔντεχνος, ὥστε τὰ κλέμματα φαίνονται γεννήματα τῆς κεφαλῆς τῆς Ἡλιοδώρου. Wie er selbst wieder nachgeahmt sey: auch von Neueren. So verdanke ihm Tasso die wunderbare Geburt der Clorinda. (Die schönen Verse

Assesse già l'Etiopia e forse regger
Senupo ancor con fortunato impero

klingen also im Neugriechischen:

Σύνεπος ἦτον βασιλεὺς μὲ ἀνὰν εὐτυχίαν,

und
Κ' ἴσως εἶν' ὡς τὴν σήμερον, εἰς τὴν Αἰθιοπίαν.

D'una pietosa istoria e di divote
Figure la sua stanza era dipinta

also

Μὲ ἱστορίαν εὐσεβῆ καὶ εἰκόνας στολισμένας

Ὁ Σάλαμος ὀλόγυρα ἦτον ζῶντα Φισμενος.

Welch ein kläglicher Abfall!)

Darauf kommt der Vf. auf die Literatur seines Schriftstellers. Die sechs Ausgaben, welche es giebt, werden aufgeführt und kurz charakterisirt; die letzte, von Mitscherlich, nicht ohne verdienten, in den Anmerkungen nur zu oft belegten, Tadel. Die feine unternehm der Herausgeber auf die Aufforderung eines Freundes, ohne Vorbereitung, ohne Zeit zur Collation der pariser Handschriften, allein mit Hülfe von fünf Ausgaben und der Varianten, die Amiot, der alte Übersetzer des Heliodorus, seinem Exemplar der baseler Edition aus einem vaticanischen Codex beygeschrieben hatte. Je kärglicher diese Quellen flossen, und je mehr der Herausgeber an sich selber verwiesen blieb, um so freyer und selbstthätiger konnte er jene Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickeln, die schon in seinen früheren Werken bewundert ist, aber doch nirgend so reichlich sich ergossen hat, wie hier. So war er im Stande, in drey oder vier Monaten eine durchgängige Berichtigung des Textes und einen Band Anmerkungen zu vollenden, die in jeder Rücksicht des Mannes würdig sind, den Europa mit Freuden seinen ersten Kritikern beyzählt. Diese Anmerkungen sind bestimmt, theils die Abweichungen von dem commelinischen Texte, (dem der Herausgeber so zum Grunde gelegt hat, dafs er die Lesarten desselben überall, wo nicht beybehält, doch angiebt,) zu rechtfertigen, theils das Verständniß durch Erläuterung des Undeutlichen und Nachweisung des Nachgeahmten zu erleichtern, theils aber und vornehmlich das Altgriechische mit dem Neugriechischen zu parallelisiren. Diesen Parallelismus, wozu der Herausgeber das erste Beyspiel in des Eustathius Commentarien über den Homer findet, empfiehlt er eindringlich, als den einzigen Weg, sowohl um die ge-

meine Sprache zu regeln, als um die alte, deren Kenntniss zur Umschaffung der Nation unentbehrlich ist, leichter und vollkommener zu lernen. Dagegen bestreitet er die Gewohnheit, altgriechisch zu schreiben, als unnütz und schädlich: nur in den Schulen will er sie gestattet wissen. Was er dawider anführt, ist, dass keine Nation cultivirt seyn könne, ohne ihre Sprache cultivirt zu haben; dass nur Scheu vor der Kritik einen Schriftsteller bewegen könne, in einer unbekannten Sprache zu schreiben; dass ein solcher unvermeidlicher Vergessenheit entgegen gehe, zu beschränkender Nachahmung verurtheilt sey, und die Eigenheiten aller Zeitalter vermengen müsse. (Wir fürchten, diese Gründe beweisen zu viel. Dieselben ungefähr könnte man gegen das Lateinischschreiben aufstellen, und doch würden sie keinen Verhindern, dem strenges und gemeinfares Wissen am Herzen läge, überzeugen. Nicht die ganze Literatur verlangt, was einzelnen Fächern wohlthätig ist. Überdies ist das Neugriechische dem Altgriechischen bey allen Abweichungen dennoch so nahe, wo es aber abweicht, so offenbar auf falschem Wege, dass man wohl behaupten könnte, es müsse, um fortzuschreiten, nicht vorwärts, sondern rückwärts schreiben.) Noch tadelhafter und lächerlicher erscheint dem Verfasser die hermaphroditische Vermischung des Alt- und Neugriechischen, die besonders in Übersetzungen aus neueren Sprachen eingerissen seyn soll, und die er anderswo sehr passend mit der macaronischen Poesie der Italiäner vergleicht. Erlaubt sey allein die Vermeidung des *νυναισιν*.

gegenstand, vorzüglich aber über den des neugriechischen Jurereitet sich der Vf. in den *altgriechische Bildung und Sprach* vorausgehn. Der Mangel an ulen so groß, dass man sich eit mit Abschreiben zu verlei wird grossen Theiles gehoben werden durch die Unternehmung, die der Herausgeber hier ankündigt. Die Brüder Zosima, *sokte Söhne von Hellas*, gewohnt ihren Reichthum für das Beste ihrer Nation zu verwenden, haben ihm die Bearbeitung einer Reihe von Handausgaben übertragen, welche die meisten der bewährten griechischen Dichter und Prosaiker umfassen, und, dem Bedürfnisse der Neugriechen gemäß, weniger theuer und unbequem, als die in Europa üblichen, nur mit den Scholien, mit einer Auswahl von Varianten, und mit den nöthigsten Anmerkungen in altgriechischer Sprache versehen, an arme Schüler und Lehrer unentgeltlich vertheilt werden sollen. Der Herausgeber hat sie übernommen, um dem Vaterlande seine Schuld abzutragen, und verschert den Beystand von Freunden, die auch nach seinem Tode das angefangene Werk

fortzuführen versprochen haben. Aber damit wird nicht Alles gethan seyn: es bleiben verjährte Missbräuche, böse Gewohnheiten übrig, deren Reform nicht weniger zu wünschen ist. Dahin gehören zuvörderst die unzählige Menge von Grammatiken, welche die Schulen belagert halten, zu so grossem Nachtheil der Lernenden, dass verdienstlicher wäre Grammatiken zu verbrennen, als Grammatiken zu schreiben. Alle haben sie drey Fehler gemein, die hinlänglich sind, um die Jugend von griechischer Bildung zu entfernen. Sie sind altgriechisch geschrieben, also den Schulen unverständlich; sind zu ausführlich — deshalb wird Vertheilung des Unterrichts in verschiedene Cursus angerathen, in deren ersten nur das Nothdürftigste vorgetragen werden solle, mit Weglassung z. B. der Profodie, und sogar des Dualis, der doch wohl leichter mit — als nach gelernt wird; — sie entbehren endlich der Methode. Die Rügen und Berechtigungen, zu denen der Verf. dadurch veranlasst wird, sind nun freylich grossen Theils in unseren Grammatiken bereits gemacht und angenommen, und verlieren dadurch für den nicht-griechischen Leser an Interesse. So, was erinnert wird über die Unterscheidung des Artikels und des Pronom. relat., über die Reduction der zehn Declinationen (zehn Plagen werden sie genannt) auf drey, und der dreyzehn Conjugationen auf eine oder höchstens auf zwey; über die Reciprocität des Mediums (die auch dem Neugriechischen nicht fremd ist;) über die Beschränkung des Begriffs vom Adverbium, unter den man ungebührlicher Weise Praepositionen, Interjectionen, Conjunctionen, Verbaladjective, sogar ganze Sätze und Partikeln gezogen hat; über die Absurdität der Exploetiv-Partikeln. (*Διὰ τὰ μεταχειρισθῶ τὸ παχὺλὸν παράδειγμα τοῦτο, οἱ παραπληρωματικοὶ ἔχουν οἱ παραγεμιστικοὶ οὗτοι σύνδεσμοι, κατὰ τὴν ἐννοίαν τῶν γραμματικῶν, ἔπρεπε νὰ ἔχωσιν, ἀναλογίαν μὲ τὰς μαγειρικὰς σκευασίας ἐκείνας, τὰς ὁποίας δομαζοῦσι παραγεμισματα τῶν βρωμάτων. τὰ παραγεμισματα ταῦτα εἶναι (ὡς συγχωρηθῇ τοῦτο) περιττὴ γαστριμαργίας ἐκινόησις, ἀλλ' ὅμως τρέφουσι καὶ αὐτὰ ὅπωςδήποτε, καθὼς καὶ αὐτὸ τὸ παραγεμιζόμενον καὶ δὲν ἐφάνη μήτε μέγεθος μήτ' ὀφθαλμὸς ἀκόμη τόσον ἡλίθιος κἀνεῖς, ὥστε νὰ κατασκευάσῃ παραγεμισμα ἀπὸ λίθους ἢ μέταλλα ἔχουν ἀπὸ ὕλης ἀνεκτιγδαίου νὰ ἐρέψωσι τὸν ἀνδρῶπον. S. vs.)* Doch hat der Vf. dem Bekannten viele eigene Bemerkungen beygefolgt, besonders Erörterungen von Fragen, die schon alte Grammatiker angeregt. So finden sich manche Erläuterungen über den Apollonius Dyscolus, die ein künftiger Herausgeber dieses, mit Unrecht, vernachlässigten, in seiner Art einzigen Grammatikers nicht unbenutzt lassen wird.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Halle, b. Hemmerde u. Schwendike: *Was sangen wir heute an? Eine Sammlung gesellschafflicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. Freunden geselliger Frölichkeit geweiht, von W. B. 1806. 164 S. 8. (14 Gr.)* Es giebt allerdings Gesellschaften, die bisweilen nicht wissen, was sie mit sich und unter sich anfangen sollen. Hier ist für sie gesorgt, und ein reicher Vorrath von Zeitvertreib aufge-

than. Man findet hier 48 gesellschaffliche Spiele, und nur drey gesellschaffliche Lieder weniger. Beide sind gut gewählt. Mehr konnte man wohl nicht zur Empfehlung dieses Buchs sagen. Die Aufgaben beyzn Auslösen der Pfänder bey Pfänderpielen sind wohl nicht für Jedermann, z. B. wenn man keinen Kunst hat. Auch sollten ihrer mehrere seyn.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 J U N I U S 1 8 0 7 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) PARIS, b. Barbois u. Fuchs: 'Ηλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, ἃ χάριν Ἑλλήνων ἐξέδωκε μετὰ σημειώσεων, προτροπῇ καὶ δαπάνῃ Ἀλεξάνδρου Βασιλείου, ὁ Δ. Κοραῖς u. f. w.
- 2) Ebendaf., b. Barbois, Firmin, Didot und Levrault: Προδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ Ποντικοῦ, Νικολαοῦ τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ σωζόμενα u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der Syntax versucht der Vf. vornehmlich durch die Ellipse von Praepositionen Licht zu schaffen. Ein *Genitivus absolutus* z. B. soll absurd seyn, und umgekauft werden in einen *Genitivus ellipticus*; die Ellipse aber ausgefüllt werden bald durch ἐπὶ, bald durch πρὸ oder χάριν oder ἔνεκα oder alle andere den Genitivus regierende Praepositionen. (Schon diese Lizenz der Ellipse könnte Zweifel erregen gegen ihre Wahrheit, noch mehr mußt das die Vergleichung absoluter Casus in anderen Sprachen. Kaum zur Erklärung des ersten Ursprungs möchten wir die Ellipse annehmen.) Eben so wenig dürfe ein *Dativus* oder *Accusativus absolutus* statuiert werden. Der distribuiende Genitivus, (οἱ ὀρόνιοι τῶν ἀνθρώπων) sey durch ἐκ zu erklären. (Auch im Lateinischen und Deutschen?) Der Dativus bey Passiven, statt ὑπὸ mit dem Genitivus, sey zu erklären durch die Ellipse von ὑπό. (Wir vermiffen entscheidendere Beyspiele als ἐπαφῆν ὑπὸ μητρὶ und ἵνα χερσὶν ὑπ' Αἰνείας ἀμείνῃ, welche die gewöhnliche Bedeutung des mit dem Dativus construirten ὑπὸ gar nicht ausschließen.) bey dem Urtheil über Soloecismen und Soloecophanien sey höchst nöthig, die Zeiten zu unterscheiden, damit man nicht in die Thorheit des Theodorus Gaza er falle, der alle möglichen Soloecismen dem Homeros Schuld gebe, dem unnachahmlichen, großen, örtlichen, der sieben Vaterländer hatte, und auf Altären verehrt wurde (— und der, μὲν τὸν τοῦτο, incorrect seyn konnte, und also auch den Tadel eines um rittehalb tausend Jahre späteren Grammatikers verdient, sobald dieser, was ihm verstatet seyn mußte, von dem Standpuncte der vollendet gebildeten Sprache aus urtheilte.) — Zu Schulübungen im Schreiben, der sogenannten Thematographie, empfiehlt der Vf. vorzüglich das Übersetzen und Zurückversetzen aus und in Alte. Er giebt ein Beyspiel, mit ausführlicher Erläuterung und sehr instructiv. (Die

beyläufige Bemerkung. ὅταν τὸ στοιχεῖον ἐπὶ προέρετο οὐ, τὸ ο εἰς τὴν τάξιν τῶν στοιχείων ἦτον ἀμέσως μετὰ τὸ ν, ἐπειδὴ το ζ δὲν εἶχεν ἀκόμη εὔρεθῃ. ὅθεν γίνεται ἔτι πιθανώτερον, ὅτι οἱ πρῶτοι δημιουργοὶ τῆς γλώσσης μετεχειρίσθησαν τὰ δύο γειτονέοντα στοιχεῖα, διὰ τὰ σημάνωσι τὴν κατάφασιν καὶ τὴν ἀρνήσιν, προσθέτοντες εἰς τὸ πρῶτον τὴν διφθογγον (vai) καὶ ἀρκεσθέντες εἰς τὴν τότε ἐπικρατοῦσαν προφορὰν τοῦ δευτέρου, οὐ, scheint uns ungemein wunderbarlich und sich selbst widersprechend.) Eben so umständlich giebt er Anleitung zu einer vernünftigen Erklärung des Gelesenen; um so nöthiger, da die λογοδιάρροια der gewöhnlichen Erklärer wenig Vernunft aufkommen läßt. Ein Hauptaugenmerk dabey, ist die Beförderung moralischer Gesinnungen. Ob die Mittel, die dazu gewählt werden, immer die glücklichsten seyen, ließe sich bezweifeln. Charakter-Zergliederungen von der Art, wie hier über den Zopyrus ergeht, der seines alten Ruhmes, ein Muster sich selbst aufopfernder Treue zu seyn, entkleidet, und zum thörichten, eigennützigem Schmeichler demonstriert wird, könnten leicht eine nicht bezweckte Wirkung hervorbringen; und bey dem Worte νόστιμος, das im Neugriechischen alles Angenehme bezeichnet, möchten wir so wenig den Patriotismus einschärfen, als bey der Benennung des Oheims, θείως i. e. θείως (?), die Liebe zu Altern und Verwandten. In jener Absicht aber wünscht auch der Vf., die Sentenzen des Chrysoloras, die den Kindern zuerst in die Hände gegeben werden, durch ein zweckmäßigeres Lesebuch zu verdrängen. Und freylich scheint jenes eine unverständige Compilation von weisen und unweisen, nützlichen und schädlichen Sprüchen, ohne Zusammenhang und oft mit Widerspruch. Die Verse von der Ehe sollen fast alle das ehelose Leben anpreisen: von den Weibern heist es, impertinent genug,

ὅν οὐκ ἔδει γυναῖκα κατὰ πολλοὺς τρόπους
und

γυναῖκα θάπτειν κρίσας ἔστιν ἡ γαμῖν:
und von der Erziehung

ὃ μὴ ἀρετὴς ἀνθρώπος οὐ παιδεύεται.

Aber darum zu fürchten, daß die Kinder so zu Ehebrechern, zu Neronen, zu — Eseln erzogen werden möchten, heist doch wohl zu ängstlich seyn, und der menschlichen Natur allzuwenig zutraun. Was der Verfasser an die Stelle zu setzen vorschlägt, ist eine Chrestomathie aus den Fabeln des Äsopus; aus den Sprüchen des Chrysoloras, des Theognis und anderer bey dem Stobäus; aus Plutarchs Apophthegmen;

Mmm

sollte. Sobald ein Buch den
ner Geschichte beabsichtigt,
auch wirklich Geschichte seyn,
von Allen, was ihrer Würde
der Außenseite derselben ein
Dies würde aber hier gerade durch das sogenannte
romantische Gewand geschehen, und die besseren Rit-
terromane würden sogar in dieser Hinsicht einen Vor-
zug vor diesem Gemahle haben, indem sie die Dich-
tung der Wahrheit näher zu bringen suchen, hier aber
die Wahrheit, die doch Wirkungen der Wahrheit thun
soll, von sich selbst entfernt werden würde. Das
Fragmentarische zu vermeiden, ist auch gerade eine
solche Behandlung nicht nöthig, wie wir an anderen
Geschichtschreibern älterer und neuerer Zeiten sehen.
Doch wir müssen auch hier gestehen, daß die Arbeit
des Vfs. besser ist, als man nach dem, was er darüber
sagt, glauben sollte. Ein seltener Fall!

Die Würdigung der Quellen, woraus der Vf. die
Data zu seiner Geschichte, und zum Theil auch die
Ansicht derselben schöpfte, ist kurz zwar, aber geist-
reich und wahr. Sie stellt das Verhältniß der Ge-
schichtschreiber zu ihrer Zeit und zu ihrer näch-
sten Umgebung, und dann auch zu den Deutschen,

richtig aufgefasset, dar. Von den . . . noren; die diesen
Theil der deutschen Geschichte bearbeitet haben, sind
Cluver, Bodmann, Krause, Kemmer, vorzüglich aber
Mosler, im ersten Theile seiner osnabrückischen Ge-
schichte benutzt worden. Tacitus und Mosler, sagt der
Vf., hoben mich auf den Standpunkt, von welchem aus
ich das große Gemahle mit einem Blicke überschau-
en konnte: es rührte tief mein Herz — und meine
Empfindungen flossen in diese Darstellung über — und
sagt damit deutlich genug, daß er — ein Deutscher,
und sein Buch ein Roman der deutschen Frey-
heit sey.

Die Darstellung hat viel Geist und Herz. Es ist
über das Ganze eine Begeisterung ausgegossen, die
nicht ohne Wirkung bleiben wird. Besonders ist die
Schlacht im teutoburger Walde stark und kühn, und
dem heroischen Roman geziemend hingestellt. Tritt
man hie und da auf manierirte Stellen, auf Provin-
zialismen, wie *Jungens, desiges Mittelalter* u. f., so sind
diese kleine Flecken, die man gern überfiehet, da sie
nur selten sind. Die Anmerkungen sind größtentheils
nicht für Leser, wie sie der Vf. im Auge hatte: dafür
aber wird sie der Historiker mit Dank annehmen.
H.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Berlin, b. Frölich: *Philodem
von der Musik*. Ein Auszug aus dessen viertem Buche. Aus
dem Griechischen einer herkulanischen Papyrusrolle, übersetzt
von *Christoph Gottlieb von Murr*. Nebst einer Probe des Hym-
nenstils altgriechischer Musik. Mit 2 Kupfertafeln. 1806. 64 S.
4. (20 Gr.) Der gelehrte Verf., welcher sich schon so viele
Verdienste um die Alterthümer überhaupt, und insbesondere
auch um die von Herkulaneum und Pompeji erworben hat,
macht uns in dieser kleinen Schrift mit dem Inhalte der ersten
herkulanischen Papyrusrolle bekannt, welche von *Piaggio 1734*
entdeckt wurde, und 1793 zu Neapel im ersten Bande *Hercu-
laneum voluminum quae supersunt* auf 39 Kupfertafeln, mit
Rosini's Entzifferung und Erläuterungen, auf XXI und 180 große
Folio-Seiten erschien. In einem *Vorberichte* liefert er die Ge-
schichte der in Herkulaneum aufgefundenen Papyrusrollen, mit
Erläuterungen über die zugleich entdeckten bronzenen Büsten ei-
nes Demosthenes, Epikurus, Hermarchus und Zeno, und ver-
bindet damit die schätzbarsten Nachrichten aus der antiquari-
schen Bucherkunde der Griechen und Römer. Die *Abhandlung*
selbst ist ein Auszug aus dem angeführten Werke Rosini's, und
gibt uns zuerst die literarischen Notizen über den Verfasser des
griechischen Werkes, und über die Beschaffenheit desselben, in
welcher es uns erhalten ist; dann den Inhalt aller 39 Columnen,
die es enthält, wovon aber die erste halb zerrissen ist. Die be-
gefügten *Kupfertafeln* stellen die 4 und 5, ferner die 37 und 38,
oder die beiden letzten Columnen nebst der am Ende des Bu-
ches in einer eigenen Columne wiederholten Aufschrift dar, wie
sie von *Piaggio* und *Malesci* nach dem Original gezeichnet und
in Kupfer gestochen sind, und sind dazwischen, welche Hr. von
Murr zu seiner in Straßburg bey *Levrault 1804* erschienenen
*Commentatio de Papyris seu Voluminibus graecis Herculanen-
sis* nachstehen ließ. Nur den Inhalt der beiden Kupfertafeln
liefert der Vf. nach Rosini's vollständiger Entzifferung und sei-
ner eigenen Übersetzung in die Muttersprache, mit Rosini's und
seiner eigenen Erläuterungen. Hierzu kommt der *Anhang* ei-
ner Probe des Hymnenstils altgriechischer Musik, welcher die
Melodie auf die ersten acht Verse der ersten pythischen Ode
Pindar's, mit mehreren dahn'gehörigen literarischen Nachrich-
ten aus *Forkel's allgemeiner Geschichte der Musik* enthält. Der
Druck dieser kleinen Abhandlungen ist deutlich und neu auf
seinem Schreibepapiere, jedoch nicht selten durch Fehler ent-
stellt, welche besonders in der Entzifferung der gelieferten Ku-
pfertafeln unangenehm sind. Auch fehlt es nicht an Stellen, wo-
in man dem Vf. nicht beystimmen möchte. So kann Rec. S.
17 in den aus *Philodem's* zweytem Buche von der Redekunst

angeführten Worten durchaus nicht finden, was der Verf.
ein gelesen zu haben scheint, da die hier genannten Bücher von
der Rhetorik eher dem Epikurus als dem Hermarchus zu-
schreiben sind. S. 29 beweist er die Behauptung, daß *Phi-
dem's* Buch von der Musik einem *Amanuensis* dictirt sey, da
kein Grieche war, damit, daß Col. IV, 6 *λεγομεν* (soll heißen
λεγομεν) anstatt *λεγομεν* geschrieben sey: und S. 33 hat er
wirklich *λεγομεν* drucken lassen, wofür man auf der Kupfertafel
richtig *λεγομεν* liest. S. 36 soll *Philodem* das Wort *σοφειν*
zugeschrieben, welches andere von *σοφειν* abstammen lassen, nicht den
Grund von *σοφειν*, *herleiten*; allein eine gesunde Etymolo-
gie, welche sich Analogie der Sprache zum höchsten Gesetze nach-
lehrt, daß *σοφειν* von *σοφειν*, und dieses aus *σοφειν* ent-
standene Wort, eben so wie *σοφειν* und *σοφειν*, die *Philodem*
noch anführt, von *σοφειν* herkommen, dessen Stammwort *σοφειν*
mit *σοφειν* verglichen, auf ein von *σοφειν* oder *σοφειν* völlig ver-
schiedenes Urverbum *σοφειν*, *schauen*, hinführt. — Die fünfe
Columnen, welche Hr. v. Murr auf der ersten Kupfertafel an
der vierten hat nachstehen lassen, weil sie durch das Aufsteigen
am wenigsten gelitten hat, beginnt mit dem zum Verständniß
nothwendigen Inhaltiv *ἡρωικῶς*, wofür aus Versen *ἡρωικῶς*
gedruckt ist. Was nun der Vf. der deutschen Über-
setzung mit der ungrischen Überschrift *ἡρωικῶς*, *die*
nameskruener, andeuten will, kann Rec. nicht begreifen. Er-
zelne Abschwefungen, z. B. daß der Name *Philodemus* dem
tainischen *Papiccola* entspreche, verzeiht man leicht. F-6

SCHÖNE KÜNSTE. Wien; b. Degen: *Die Verwendung
Ein Lustspiel mit Gesängen in einem Act. Prop nach dem
zopischen des C. L. Segur dem (!) Alteren*. Von J. B. . . .
64 S. 8. (4gr.) Was dem Original, das schon für sich nur ar-
temäßig ist, nicht zu entziehen war, die Verwicklung der
Handlung, ist ihm auch unentzogen geblieben; übrigens ist die
freye Bearbeitung, besonders in den Gesängen, ein eben-
Machwerk. Eine Arie zur Probe, die auch in anderer Hinsicht
belehrend werden kann:

Die Werber, ach! lieben gar selten,
Daß man so zurückhaltend sey,
Bey ihnen kann Kuhnheit oft gelten,
Bey keiner verliert man dabey.
Dann heisset es: sich zärtlich, galant
Zu Füssen in Demuth gelegt;
Man findet uns liebvoll, charmant,
Und hat ihren Beyfall erregt.

den unfrigen Hr. B. nicht.

J E N ALLGEMEINE L

I E R-ZEITUNG

D E N 10 J U N I U S , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatii Flacci Werke* von Joh. Heinrich Voss. I Band, Oden und Epoden 343 S. II Band, Satiren und Episteln. 389 S. 1806. 8. (3 Thlr.)

So lange unsere Muttersprache noch nicht den Grad von Ausbildung sich errungen hatte, den wir jetzt in den classischen Werken einheimischer Kunst bewundern, blieb unsere Kenntniß der Alten einseitig und unvollkommen. Zwar thaten die Gelehrten das Ihrige, durch gründliche Sprachforschung und durch eine tief greifende Kritik in den inneren Zusammenhang der griechischen und römischen Kunstwerke einzudringen, und durch antiquarische Untersuchungen Licht über diese heiligen Reste der Vorzeit zu verbreiten; aber vertraut mit dem Geiste des eigentlichen und wahrhaften Alterthums wurden wir erst, als wir in unserer Muttersprache nach Festigkeit und Adel des mannichfaltigen Ausdrucks strebten, und sowohl die Kraft als den anmuthigen Zauber antiker Darstellung in unsern einheimischen Originalwerken anbildeten. Wer unter uns im Stande ist, Klopstocks und Ramlers Erhabenheit, Goethe's Tiefe und Leichtigkeit, Lessings geistvollen Scharf sinn, Lessings natürliche Einfalt, Wielands sokratisches Schöneitsgefühl in der angeborenen Herzenssprache nachzuempfinden: der wird in den schwerzudeutenden Denkmälern der edleren Vorwelt, wo andere nur todte Vorte spitzfindig entziffern, den lebenden Geist der Iomere, Platonen, Theokrite und Horaze schneller sowohl ablesen als vernehmen.

Wohl keiner der Alten hat die Aufmerksamkeit und den Fleiß rüstiger Commentatoren dauernder zu sicheln gewußt als Horaz. Wenn wir die Arbeiten der drei letzten Jahrhunderte von Christophor Landinus an, bis auf Bentley und Cuninghams überschauen, unter denen die Namen eines Lambinus, Torrentius und Cruquius wie hellere Sterne vorleuchten: so möchte man glauben, daß für den spätergeborenen kaum noch etwas neues zu leisten übrig gelassen sey. Aber theils sind wahrhafte Kunstwerke in ihren Beziehungen so unendlich, daß sie jedem künftigen Erklärer immer noch eine frische Seite zum Auffassen darbieten; theils auch — und dies vorzüglich — blieb dem Deutschen für das Verständniß der horazischen Gedichte immer noch viel zu leisten übrig, so lange sie nicht in seiner Sprache mit allen Eigenthümlichkeiten der Form nachgesprochen hatte. Wie viel z.

B. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

B. konnte der Übersetzer des Homer und Virgil noch zur Beförderung einer durchdringenden Anschauung dieser Werke beytragen, selbst nach so vielen und gehaltreichen Arbeiten seiner Vorgänger! Unsere älteren Zeitgenossen erinnern sich noch mit Theilnahme der Begeisterung für Horaz, welche Ramler 1769 durch die Übersetzung der 15 Oden erregte; und welcher Deutsche mag sich rühmen, daß er den Geist der horazischen Episteln und Satiren vor der Wielandschen Übersetzung nur einigermaßen rein aufgefaßt habe? Die Bemühungen Wielands, besonders die Vortreflichkeit seines über Wortdeutung sich erhebenden Commentars werden von unsern Zeitgenossen mit allgemeinem Danke anerkannt. Gegen Ramlers weniger glänzende aber gleich wirkfame Verdienste ist man karglauer. Wenn wir indess die Zeit bedenken, in der Ramler mit seinen horazischen Oden auftrat, und wie wenig ihm erst durch seine nächsten Vorgänger in Sprache und Metrik vorgearbeitet war: so dürfen wir wohl die Anstrengung, welche seine Arbeit erforderte, der edelsten in ihrer Art gleichschätzen. Mögen nun auch Ramler und Wieland weit hinter ihrem Ideale zurückgeblieben seyn, ihre Verdienste werden durch den Wechsel aller Zeiten unverdunkelt da stehen. Die Natur duldet nirgends Sprünge. Auf der Stufenleiter der Erkenntniß finden zwischen dümmender Abtöndung und klarer Einsicht tausend Mittelsprossen des ringenden Forschens Statt, und jeder, der die Erreichung eines geistigen Zieles nach Vermögen durch Annäherung vorbereitet, erwirbt sich eben so unsterblichen Nachruhm, als der letzte Strebende, der an das Ziel gelangt. Vielleicht wird das Ideal vom Übersetzer nie erreicht. Selbst die vollkommenste Übersetzung, die wir aufzuweisen haben, unser deutscher Homer, bietet ihrem Vf. immer noch eine Nachlese dar; sie rückt der Vollendung immer näher, ohne je vollendet zu seyn.

Als Wieland die horazischen Episteln und Satiren zu bearbeiten anfang, war die Zeit, wo sie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mit Glück unter uns auftreten konnten, noch nicht erschienen. Weder Horazens sinnsschwere Kürze, noch der Ernst des urbanen Gesprächs, noch die hexametrische Form seiner Gedichte konnten dem damaligen Zeitgeschmacke gefallen. Man forderte eine gewisse Breite und Umständlichkeit, und einen durchgreifenderen Gesellschaftshumor; und so wurde eine vermittelnde Übersetzung nothwendig, die weder den Horaz durch zu große Entfremdung beeinträchtigte, noch den Leser durch zu ängstliche Treue zurückschreckte. Daß

Nnn

Wieland den redseligen Volksjambus manches bloß angedeutete rednerisch er hellere und oft schreyende Farben alles war Bedürfnis damaliger Zeit, wnehmung eines Fingerzeigs, zum Gammittels bedurfte, und in dem Gedichte selbst, den Commentar zum Gedicht foderte. Bewundern müssen wir hier Wielands Mäßigung, mit der er der beständigen Aufforderung, seiner eigenen Laune ein freyes Spiel zu lassen, zu begegnen wußte. Er begnügte sich, den Horaz in auffallenderen Zügen darzustellen; nirgends ist eine Spur von Travestirung oder Verblüdung, die den Leser auf Abwege leiten könnte. Ohne Horazens Einheit in der deutschen Uebersetzung wieder anzutreffen, behält man sie doch in angemessener Entfernung vor Augen, und Horaz geht durch Wieland nie verloren.

Dasjenige, wodurch sich die vorliegende *Vossische* Uebersetzung so einzig auszeichnet, ist, auſer den metrischen Vorzügen, in den Oden der wahrhaft lyrische Schwung, und die über niedrige Gegenstände durchaus erhabene Sprache; in den Satiren und Episteln der urbane Ton seiner Gesellschaften, den wir mit so viel Auswahl und in so römischer Haltung noch nirgends angetroffen haben. Wenn wir unsere Goethe, Lessinge, Mendelsöhne mit den edelsten Römern bey einem Gastmable vereint sehen, und ihre Gespräche belauschen könnten: so würden wir eine Sprache reden hören, die gleich entfernt von Feyerlichkeit und Gemeinheit, mit Würde launig, und mit Laune ernsthaft, Horazens geselliger Umgangssprache gleich käme. Aber wo ist eine so idealische Gesellschaft, in welcher der Uebersetzer den rechten Ton der horatischen Satiren und Episteln nur hätte aufhorchen dürfen? er mußte ihn, da er nirgends als etwas gegebenes vorhanden war, erst selbst erschaffen. — Die Sprache des deutschen Horaz ist edel, weil sie nur von edeln Männern vernommen werden kann; sie ist popular, weil sie nicht das Erzeugniß der Kunst, sondern des glücklichen Momentes zu seyn scheint. Sie liegt uns nahe, weil unser Gefühl uns sagt, daß sie echt deutsch ist; sie ist fremd, weil der Uebersetzer gekünstelt bemüht gewesen ist, das römische Colorit, diesen Zauber eines milderen Himmelsstriches, nicht zu verwischen. Diese Eigenschaften, die sich fast zu widersprechen scheinen, und sich auch wechselseitig vernichten würden, wenn eine auf Unkosten der andern zu stark hervorträte, sind durch eine glückliche Mischung zu einem harmonischen Einklange gebracht worden; und wir dürfen daher diese Uebersetzung zugleich ein echt deutsches und ein echt römisches Kunstwerk nennen. Wir sehen den römischen Geist, der sich in deutscher Sprache römisch gestaltet; und es ist ein neuer Beweis geliefert worden von der unendlichen Vielseitigkeit unserer Sprache, die jeder von der bürgerlichen Verfassung und vom Klima abhängenden Modificirung des menschlichen Geistes eine eigene Form leiht. Ob sich aber der deutsche Horaz gerade durch diese Eigenschaften unseren Zeitgenossen empfehlen werde? Denen, die

durch höhere Bildung über der Zeitbildung erheben stehen, wird diese Uebersetzung wegen ihres antiken Charakters eine frohe Erscheinung seyn. Auch denen, die noch reines Sinnes sind, und für keine Manier sich entschieden haben, wird sie wegen ihrer durchgängigen Consequenz zusprechen. Es giebt aber noch eine dritte Classe von Lesern, die mit unrechtmäßigen Ansprüchen auf Kenntniß des Alterthums gleichwohl an einen feststehenden Maßstab gewöhnt sind, dessen Gültigkeit steht oder fällt mit ihrer Alterthumskunde. Diesen könnte man zurufen:

Was ihr den Geist der Alten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Alten sich bespiegeln.

Da jeder von diesen Herren seinen Horaz von Jugend auf gelesen, wieder gelesen und zum Lieblinge erkoren hat, wie wird die deutsche Uebersetzung ihnen zum Theil widersprechenden Forderungen ein Genüge leisten können? Dem wird sie zu kalt dünken, jenem zu träge in der Form haſtend; ein anderer wird die beliebte und sehr gelobte Natürlichkeit, und was er anmüthige Nachlässigkeit nennt, vermissen. Da Rec. es für verlorene Mühe hält, festgewurzelte Vorurtheile im Gebiete des Geschmacks zu bestreiten, so will er gerne den deutschen Horaz dem Mißfallen seiner natürlichen Widersacher bloß gestellt lassen, überzeugt, daß der vor der Hand gern vernünftige Beyfall dem fortschreitenden Zeitgeiste über kurz oder lang schon noch einmal nachschleichen werde.

Vor allen Dingen muß Rec. diese Uebersetzung Schullehrern und Autodidakten als den zweckmäßigsten Commentar anpreisen, da sie den ersten und letzten Zweck jedes Commentars, die Anschaulichkeit eines schwerverständlichen Kunstwerkes bis zur Möglichkeit des lebendigen Genusses zu erhöhen, auf dem kürzesten und zugleich vollkommensten Wege erreicht. Erklärung eines Gedichtes, auch die beste, ist zerstückelte Beschreibung, woraus man ein dunkles und unvollkommenes Bild des Ganzen mühsam sammelt; treue Uebersetzung ist ein anschauliches Gemälde, welches unmittelbar das Innere anspricht. Und getreu nennen wir eine Uebersetzung, die auf eine solche Weise dem Original entspricht, daß sie dem Leser, so weit es möglich ist, dieselbige Einwirkung auf Geist und Gemüth, wie das Original, nur lebendiger, eindringender, treffender gewährt. — Wir hoffen uns den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir nun zuvörderst von dem Texte des Uebersetzers, so weit sich dieser aus der Uebersetzung errathen läßt, Rechenschaft geben. Wir legen, bey den Abweichungen, die wir bemerklich machen wollen, den Text der *Baxterisch-Gesnerischen* Ausgabe zu Grunde, weil wir diesen gewöhnlich in der Uebersetzung ausgedrückt fanden.

Car. I. 7, 5 lieſt Hr. V. *Palladis arces* mit *Bent.* und *Cum.* — 9, 23: *direptum* ſt. *dereptum*. — 12, 13: *parentis* B. *Cum.* — v. 31 *quom* mit *Gesn.* — 17, 15: *manabit*. — 28, 18: *avidum*. — 30, 13 *nobilis* *Bent.* ſt. *nobiles*. — 35, 17: *saeva neceſſitas*. — 38, 6: *ſedulus curas*. *Cum.* — II, 18, 36: *revinxit* *Torr.* — 19,

13: *leni raiua*. — III, 3, 43: *mundi*. — 5, 37: *hinc*, unde vitam fumerit aptius Benth. — 14, 6: *iustis operata sacris*. — 16, 31: *fulgentem*. — 19, 27: *Rhode* B. Cun. — 25, 12: *non secus* — ut von Hrn. Voss unständlich gerechtfertigt zu Virg. Georg. II, 277. — III, 27, 7: *cui st. quid*. — 27, 60: *elideret*. — 27, 71: *Dum*. — V, 73: *uxor invicti Iovis esse nescis?* — IV, 2, 45: *si quid loquor audiendum* Mss. Benth. — 6: 25: *Doctor Argivae fidicen Thaliae* Mss. ap. Benth. — Epd. 2, 10:

*altas meritas populos,
aut in reducta valle mugientium
prospicit errantes greges;
humilisque fulce ramos etc.*

Epd. 5, 55: *formidolosus filvis*. — Serm. I, 1, 64 bleibt Hr. V. bey der Lesart: *quatenus id fuit*, und übersetzt: *Immer so lang er beharrt*. Das folgende indess scheint die andere Auslegung zu begünstigen: *wefern er es wirklich ist: id facit* ist so viel als *miser est*, der Zustand als Handlung gedacht. Auf eine nicht unähnliche Weise sagt Herodotus I, 142: οὐτε γὰρ τὰ ἀνὰ αὐτῆς χυρία τῷτο ποιεῖσι τῇ λαιῳ, οὐτε τὰ κάρω. — V. 88: *at st. an* wie v. 44. — V. 108: *nemon' ut*. — S. 2, 45: *cuidam st. quidam*. — V. 86: *apertos* mit Lipsius gegen *opertos*, welches Benth. in Schutz nimmt. Der Zusammenhang fodert offenbar *apertos*, d. h. ohne Zaun, Sattel, Pferddecke. Nicht aber auf diesem Worte, wie Bentley insinuiren möchte, liegt der Nachdruck der Rede, sondern auf *inspicimus*. „sie beschützen scharf-prüfend“ (wie *pervidere*, durchmustern, Serm. I, 3, 45), welches bey einem Pferde erst dann möglich ist, wenn es nackt dasteht, und dem Käufer das Verhältniß aller seiner Glieder zeigt. Nun erst paßt das Folgende: Wie die Könige ihre Pferde, so sollen Liebhaber ihre Geliebte beschützen; dies aber sey sehr schwierig bey der verhüllten *matrona*, um so leichter bey der *ancilla togata*. — V. 101: *liefert Hr. V. altera nil obstat*. — V. 111: *nonne cupidinis statuat natura modum quem*. *Quid atura, sibi quid sit dolitura negatum*, *Quaerere plus rodest* — — — S. 3, 7: *modo summa voce, molo hac* . . . — V. 25: *male hippos* Benth. — V. 48: *travis*. — V. 63: *sermane molestus*. — V. 132: *conor* Benth. — S. 4, 87: *amet st. avert*. — S. 6, 53: *rossunt* Benth. — V. 116. Die Vulgata: *coena ministratur pueris tribus*, nach welcher Hr. V. übersetzt, ist neuerlich von Hn. Rukopf in zwey Aufsätzen Berlin. Monatschr. 1806, Sept. 1807 Apr., angefochten worden. Seine Emendation

Coena ministratur: purus tripus et lapis albus

ist gewiss sehr scharfsinnig; aber noch liegt ihrem Verfasser der Beweis ob, daß die alte Lesart unhaltbar y. Man sollte den römischen Luxus nicht mit modernem Maßstabe messen; und dies thut Hr. R., wenn, statt historische Beweise beizubringen, daß in dem ohlfleischen Italien schon 3 Sklaven zum Luxus gehörten, uns mit einem Raisonnement abfindet, das in unseren Zeiten und Sitten abstrahirt ist. Wenn Horaz in zwey späteren Gedichten nur Eines *medius* gedenkt, so beweiset dies wahrlich nicht, daß

nicht mehrere gehabt habe. — vom Tigellus, der von Einem springen gewohnt war: *habeat deo servos*, eine Stelle, was in diesem Falle wenig oder

viel hieß. Mag nun auch in Serm. 6, 107: der Hauptsache „in dem Tragen des Nachstuhls und Flaschenkorbes“ liegen: so liegt doch ohne Widerrede der Vorwurf auch darin, daß der reiche Tullius nicht mehr als 3 Diener gehabt habe, wogegen Lambinus Anmerkung keinesweges streitet. Nach diesem Maßstabe begreift man, wie Horaz, der sein Väterliches kürz vorher eingebüßt hatte, drey Sklaven halten, und doch wenig im Vermögen haben konnte; aber grausam ist es, ihm von diesen dreien noch zwey durch eine unerwiesene Emendation rauben zu wollen. — V. 128 liest Hr. V.: *nudumque trigonem* — nach Benth. — S. 7, 9 übersetzt Hr. Voss:

— — — Als nichts in beider Geiz sich
Ausgleich (denn so sind ja die Haderer alle gewaltig,
Wie streitkundige Männer, die Krieg aufregete. — —

Der Sinn des 10 Verses ist wohl nicht richtig ausgedrückt. Rec. construiert: *omnes molesti hoc jure sunt* (*praediti*); alle Haderer haben dies Vorrecht, d. i. sie kämpfen so lange, bis einer als Sieger davon geht. Er schlägt daher folgende Verbesserung vor:

Ausgleich (denn daß sind ja die Haderer alle besagt, so —

— S. 9, 4 liest Hr. V.: *quid agis, dulcissime verum?* und anders darf durchaus nicht interpungirt werden. So Ovid. de arte am. L. 213: *pulcherrime verum*. Calp. III, 91: *ultima verum*. Virg. Spalding Vorr. 2. Quint. p. LXXXI. Voss zu Virg. Georg. II, 532. — S. 10, 27: *scilicet oblitus* Benth. — Serm. II, 2, 65: *munus erit, qua non offendet sordibus* Benth. — V. 79: *affigit* wie S. I, 1, 81. — S. 3, 6: *nul est?* mit Wich. — Der nach Benth. aufgenommenen Lesart *educere?* Quid? zu kann Rec. seinen unbedingten Beyfall nicht geben. Wenn man tantum auf die Dicke der Codices bezieht, so wird es ein sehr launiger Zusatz. — Vers 49: Unter *palantes* versteht Rec. *Wanderer*. Es mit Baxter, dem Voss folgt, auf *Vieh* zu deuten, ist wenigstens nicht nothwendig. — V. 81: *dum doceo infamare omnes vos, ordine adite*. — V. 133: *occidit*. — V. 216: *Posillum*. — V. 276: Die Lesart, nach der Hr. V. übersetzt: *atque ignem gladio struere modo inquam!* ist ungemein viel lebhafter, als die gewöhnliche. — Auf eine ähnliche Weise setzt Virg. das *modo* hintennach, um Eilfertigkeit und Heftigkeit auszudrücken. Ech. VIII, 78: *necte, Amarylli, modo, so knüpfe doch*. — V. 283: *quid tam magnum? addens*. — S. 4, 13: *alta* Cun. — V. 48: *est se* Cun. — S. 5, 3: *lamne, dolose, non* — V. 55:

*plerumque recoctus
scriba ex quinquavro corum deludet hiantem,
Captatorque dabit risus Nasica Corano.*

Hr. Habersfeld findet in *recoctus scriba ex quinquavro* die Schilderung eines ausgelesenen Gauners, eines schlauen Fuchses, in der Voraussetzung, daß Tullius auf die bekannte Fabel vom Fuchs und vom Raben

anfpiele, welches auch *Wieland* nach dem Scholiaften des Acron und Porphyron annimmt. Durchaus paßt die Anwendung nicht. Der Rabe in der Fabel hält den Käse schon im Munde, und verliert ihn nur aus Eitelkeit und Dummheit. Der Erbschleicher dagegen hat seinen Käse noch nicht; er schnappt erst darnach. Weit besser thut man, wenn man mit *Baxter* und *Dacier* dem Scholiaften des Cruquius folgt, un jeden Raben versteht, der nach Aase lechzt. Dann erhalten wir ein schönes *tertium Comparationis*, welches *Baxter* durch *Corvi inhiant cadaveribus, Captatores divitum funeribus* treffend andeutet. In der letzten Zeile hat Hr. *Voss* ein Versehen begangen. Statt:

Und es verlacht den Coranus der Erbschaftsfischer Nasica,
muß es heißen:

Und es verlacht Coranus den Erbschaftsfischer Nasica,
Oder noch besser:

Und es verlacht ein Coranus den Erbschaftsfischer Nasica.

— V. 59: folgt Hr. *Voss* der scharfsinnigen und durchaus wahren Emendation im *Habersfeldtschen Commentar*:

O Laertiade, quicquid dicam, aut erit, aut non
Divinare mihi magnus donavit Apollo,

die so ganz dem ernsthaften Charakter des *Tiresias* angemessen ist, und alle Schwierigkeiten, welche sich bey der *Vulgata* erheben, glücklich löset. — S. 6, 48: *invidiae nostrae. Ludos spectaverit — iusserit Benti.* — V. 96: *vive beatus, vive!* — S. 7, 13: *doctus.* — V. 79: *uti mos vester agit Cruq. ex Mlc.* — S. 8, 29: *affi, et.* — Ep. I, 4, 16: *cum ridere voles Epicuri etc.* — Ep. 7, 3: *si me vivere vis sanum recteque valentem.* Vrgl. Ep. I, 16, 21. — Ep. II, 4: *Cunctane.* — Ep. 18, 81: *fidenter Benti. Cun.* — V. 91: *potores liquidi media de luce Falerni.* — V. 111: *ponit st. donat.* — V. 112: *animum mihi ego ipse.* — Ep. II, 1, 129: *corrector.* — Ep. 2, 162: *senti st. sentit.* — Ep. 3, 197: *pacare iumentes.* — V. 201: *juncta Benti.* — V. 270: *nostrae proavi.*

Um das Verhältniß zu bestimmen, welches *Voss* in den Oden gegen *Ramler* behauptet, möge hier der Anfang der berühmten Frühlingsode (IV, 7), die zu den gelungensten von *Ramler* gehört, in beiden Übersetzungen neben einander stehen. R. übersetzt:

Reif und Schnee sind entflohn: ihr Gras gewianen die Fluren
Wieder, die Wälder ihr Haar.
Tellus wandelt die Scene: gedrängt in ihre Gestade
Rollen die Ströme dahin.

Nackt mit den lachenden Nymphen, die Zwillingsschwwestern
am Arme,

Waget Aglaja den Tanz.
Hoffe nichts Ewiges! lehrst das scheidende Jahr und die Stunde,
Welche den Tag dir unführt.
Boreas weicht den Zephyrn, den Lenz verscheuchet der Sommer,
Dieser geht unter, sobald
Sein wohlthätiges Horn Autummus geleeret, und eidend
Stürmt der Verwüster zurück.

Die *Vossische* Übersetzung lautet:

Weggeflohn ist der Schnee; schon kehrt dem Gefilde die Grasung,
Bäumen das grünende Laub.
Jugendlich wechselt die Flur, und tiefer gezwängt in den Ufern
Rollen die Bäche vorbey.
Nymphen gefellt, wagt jetzo die Grazie sammt den Geschwistern,
Nacket zu schweben im Tanz.
Nichts unsterbliches hoffe! so mahnet das Jahr, und die Hora,
Raffend den heiligen Tag.
Kälte verhaut im Weste; den Lenz drängt heftiger Sommer,
Gleich zu entziehen bestimmt,
Wann vielfarbige Früchte der Herbst ausschüttete; bald dann
Kehret der lästige Frost.

Bloß der Anfang der *Ramlerschen* Übersetzung ist ohne Leben: „*Reif und Schnee sind entflohn*“ u. s. w. ist nicht Ausbruch der befriedigten Sehnsucht, sondern kalte Betrachtung. Wie ganz anders drückt die zweyte Übersetzung die Freude des Dichters aus, der oft nach dem Frühlinge ausgehen hat, und nun endlich seines Wunsches gewährt ist! Sonst wetteifert die *Ramlersche* Übersetzung mit der *Vossischen* durchgängig an Innigkeit und lebendigem Ausdruck; überlegen ist *Voss* in der Treue, in der Bestimmtheit, und besonders in der metrischen Behandlung. *Ramler* war ein unvollkommener Metriker, was besonders in solchen Oden fühlbar wird, deren ganzer Zauber auf dem Versmaße beruht, wie die Ode der *Neobule III, 12*. Die früher übersetzten Oden sind bey weitem seine vorzüglichsten. Unter den späteren sind noch einige, welche das frische Leben der früheren athmen; andere sind so matt und hinfällig, daß man ungerne den Namen *Ramler* mit ihnen vereint denkt.

Über den lyrischen Ausdruck der deutschen horazischen Ode unständlich zu reden, hält Rec. für unnöthig, indem er auf die *Vossische* Recension der grammatischen Gespräche (J. A. L. Z. 1804. Febr. No. 43) hinweist, woselbst der Leser eine vom Vf. selbst angestellte genaue Charakteristik seiner Übersetzung und Beyspiele von Klopstockischen Versuchen finden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Noth machte ihn weiser und glücklich*; Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Lustspiel: *Der Verschwender*, aus dem Französischen des Hn. *Destouches*. Bearbeitet von *Scheerer*. 1804. 152 S. 8. (14 Gr.) Das Stück, wie es hier ist, wird sich auf den Theatern sehen lassen können. Der gewöhnliche Conversations-ton ist gut getroffen, nur sollte diese Conversation selbst mehr Leben und Energie haben. Daß der Baron von *Lilienthal* in so kurzer Zeit weiser und glücklich wird, ist ihm zu gönnen; aber es möchte nicht allen so glücken. Der Schluß ist nicht à

la mode: v. *Lilienthal*. Gefegnet sey mir der heutige Tag! Er führte mich zwar durch Stürme in den Hafen; aber er gab mir die heilsame Lehre: „*Wahre Freundschaft* (umarmt mit der Linken die drey Alten,) und treue Liebe (mit der Rechten die Schwanenfeld umarmend,) sind das größte Glück des Lebens!“ (die Schwanenfeld reicht ihrem Bruder in dieser Stellung die Rechte. Er schließt sich näher an die Gruppe.) (Der Vorhang fällt). Da giebt's denn doch einmal was Ordentliches von einer Gruppe zu schauen.

Rr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 J U N I U S , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatius Flaccus Werke* von Johann Heinrich Voss, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Verhältniß zwischen Voss und Wieland in den Episteln und Satiren ist schon angedeutet worden; um es anschaulich zu machen, wird eine kleine Probe hinreichend seyn. Wir wählen den Eingang zur Satire, den Hr. Wieland so übersetzt:

„Längst, da ich, wie mein Brauch ist, auf der heil'gen Straße spazieren ging, und irgend eine Kleinigkeit im Kopf herumtrieb, ganz darin vertieft, begegnet mir ein Quidam, den ich bloß von Namen kenne; nimmt mich bey der Hand, und spricht: „wie gehts, mein Bester?“ — Leidlich gut, so wie es geht; zu dienen. — Da ich ihn zur Seite schlendern sehe, frag' ich: willst du noch weiter was von mir? Du wirst, erwidert er, dich hoffentlich bald besser kennen lernen; ich habe in den schönen Wissenschaften was gethan.

Hr. Voss übersetzt:

Durch die heilige Straß' einst wandert' ich, meinem Gebrauch nach, innend, ich weiß nicht was für Kleinigkeit, gänzlich vertieft drin. plötzlich herankommt einer, bekannt mir bloß nach dem Namen, und mir die Hand angreifend: „Wie gehts, mein trauester Schatz doch?“ — Leidlich genug, wie es kann: ist die Antwort: „geh es erwünscht dir!“ — Als er sich fest anhängte: „Begehrtst du was?“ frag' ich ihn hastig. Deine Bekanntschaft:“ spricht er; „Gelehrsamkeit treiben wir.“ —

So wie die *Wielandische* Übersetzung eine stärker markirende, aber geistvolle Paraphrase des Originals ist, wird sie auch dem minder geübten Leser zu einer klärenden Paraphrase der *Vossischen* Übersetzung dienen können, die dem Originale Schritt vor Schritt folgt. — Eine größere Übereinstimmung in Ton und Form zeigt sich zwischen Voss und Klopstock, der in der Fortsetzung von den grammatischen Gesprächen (*Archiv d. Z.*) S. 42 die Fabel von der Stadt und Feldmaus übersetzt hat, von der wir Folgendes mittheilen. V. 101:

„Sie nun Landmaus hat zu einem purpurnen Polster unbegleitet, da trippelt sie, gleich der geschürzten Wirthin, nicht stets mehr der Speise; beschaffet mägdelich; alles, was sie bringt, bekostet sie erst. Des geänderten Schicksals oh, liegt Landmaus da, und ist guter Ding! und genießet!“
S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Aber auf einmal entstürzt der Flügelthüren Gekrache
Beide dem Pfühl; sie laufen geschreckt herum in dem Saale:
Doch des Entsetzens voller, erbeben sie, da in des Hauses
Tiefem Gewölb' es erschallt vom Gebell der Molosse, Drauf
Feldmaus:

Nein, so ein Leben thut mir nicht Noth. Gehab dich wohl!
Wald

Tröstet, und sicheres Obdach mich bey ärmlichem Haushalt.

Voss hat diese Stelle so ausgedrückt:

Als die Städterin nun auf purpurnem Polster die Feldmaus
Hingestreckt, rasch trippelt sie, gleich der geschürzten Wirthin,
Dehnt durch Trachten den Schmaus, und nicht undienerrisch
übt sie

Solches Geschäft, vorkostend ein jegliches, was sie daherträgt.
Jen' in gemächlicher Lag' ist froh des veränderten Looses,
Und bey dem Guten vergnügt, als heiterer Gast: da mit Einmal
Dröhnte der Flügel Gebrach, und dem Pfühl sie entstürzte
te beide.

Angstvoll laufen sie rings im verschlossenen Saale; doch
mehr noch

Beben sie jetzt, wie entseelt, als laut vom Gebell der Molosse
Halte der hohe Palast. Nicht noth mir, sagte die Feldmaus,
Ist solch Leben! Gehabe dich wohl! Mein Höhlchen im Bergwald
Wird, Nachstellungen sicher, bey ärmlicher Wicke mich trösten.

Die Wahrheit der Klopstockischen Darstellung ist schon sehr groß; nur ein wenig von subjectiver Laune ist beygemischt, und der horazische Ernst mit einem leisen Lächeln begleitet. Voss hat sich so genau wie möglich an seinen geliebten Vorgänger gehalten, und einige gelungene Ausdrücke ihm abgeborgt; aber den Vers wieder in seine alten Rechte eingesetzt, und das Manierirte zur ursprünglichen Naivetät zurückgeführt.

Wie sehr unsere Sprache durch neue Zusammenstellungen und Wortbildungen bereichert worden ist, kann schon ein flüchtiger Hinblick, besonders auf die Satiren, zeigen. Die Aufgabe war, einen Römer, und einen Horaz in deutschen Tönen reden zu lassen; die deutsche Sprache also mußte diesmal so römisch und so horazisch werden, wie es die Anlage derselben nur gestattet. Hier zeigt sich der Übersetzer, seiner Gewohnheit nach, kühn und besonnen. Er wagt sich bis an die äußersten Grenzen des deutschen Sprachgebietes, bleibt aber dort stehen, eingedenk, daß man dieselben, wie die Grenze jenes berühmten Zaubergartens, ungestraft nicht übertreten darf. Folgende aus einem viel reicheren Vorrathe nur abgeköpft Stellen mögen zeigen, wie der Übersetzer den Charakter der horazischen Sprache zu erreichen gewußt hat, theils durch die Bildung und Anwendung ganz neuer, oder doch ungewöhnlicher Redensarten, theils durch die Aufnahme veralteter Worte, welche Horaz durch die *callida junctura* wieder ein-

zuführen gebietet. *Non mihi deero* S. I, 9, 36: ich werde mir nicht fehlen. S. II, 1, 17: nicht mir entstehen. — *Delassare*, abmüden. So Lohenst. Arm. I, 1031. — *Concessa Venus*, fügliche Lust, welches sich durch die Redensart erklärt: „ich habe Fug es zu thun.“ — *Adunco naso*, mit hohem Gerümpfe. — *Contractus* Ep. I, 7: eng zusammen geschniegt, wogegen das *Wielandische* zusammengeschrunpft, als unedel absticht. — S. I, 2, 53:

— doch hierin herzt er sich einzig.
Dies ist Freud' ihm und Ruhm. Der Edelen keine be-
rührt' ich.

Wie erschöpft dieser Ausdruck das „*hoc se amplectitur uno*“, wofür der Engländer sagt: *he hugs himself*. — *Dünkelnde Ehrfucht*, S. 98 erregt die Vorstellung von Kleinlichkeit und Verächtlichkeit. So sagt Klopstock: die Richtelnden. — Sehr schön ist S. I, 6, 57 *infans pudor* durch unmündige Scham gegeben, und S. II, 5, 40: *infantes statuæ* durch unmündige Statuen (st. frischgemachte). So eine unmündige Statue war die des Priapus in Mäcenas Garten, der darum auch eine kleine Menschlichkeit nicht zu verargen war. — S. I, 6, 35: *magnas Graecorum catervas*, griechischer Chör' Unzahl. So sagt Logau: „die Unzahl eurer Gaben,“ und Kaisersberg: „sye habend die Juden ein Vnzahl zu todt geschlagen.“ — *Rimosa auris*, das ritziige Ohr. — *Purgata auris*, das unverstopfte Gehör. — S. II, 1, 26: der Zwilling Bruder des Dotters für *ovo prognatus eodem* ist wenigstens originell, wenn gleich weniger einfach als das Original. — *Dienst* st. Diener (die *Dienste*, S. II, 2, 67) ist nicht, wie *Ad- sung* meynet, bloß Sprache der gemeinen Mundarten, sondern überhaupt ältere Schriftsprache. *Kaisersb. Em.* 69 sagt: Die dienste müssen den meister und die frau fragen, wie man ihm thun soll. *Dienstin* besinnt sich Rec. nirgends als im nördlichen Deutschland vernommen zu haben; allein es ist richtig abgeleitet, und durfte um so eher einen ehrenvollen Platz in einer horazischen Ode finden, II, 41:

Sei der Dienstin Liebe dir nicht Beschämung.

Alle übrigen Worte, wie *Hausmagd* (od. *Maid*), *Dienstmagd*, *Lohnmagd*, an dieser Stelle höchst unschicklich seyn würden. — *Serm.* II, 3, 20:

wenn dich das Hüttchen *entspannt* aufnahm' in das lauliche Obdach.

Wie genau *entspannt* das *vacuum* an dieser Stelle aus- drückt, braucht nur angedeutet zu werden. Sollte aber nicht der Vers noch durch folgende Umstellung gewinnen?

Wenn den *entspannten* die Hütt' aufnahm' in —

— V. 44: *Chrysippi porticus et grex*, des Chrysippus Hall' und Genossam; ein herrliches Wort für Genossenschaft! — V. 107: *abspurig*, ein neues nach abwegig und absonnig gut abgeleitetes Wort, das die sinnliche Bedeutung von *delirus* auf das genaueste ausdrückt. Der Holländer sagt in gleichem Sinne *buitensporig*. — V. 214: das verstummende Lamm, nach der Analogie von verödetes Meer, gleichsam als ob man, an das Meer Anforderungen, der Fruchtbarkeit

machte. — V. 109: die Kalbe st. weibliches Kalb hat auch Opitz *Arg.* II, 162: eine weisse Kalbe. — *Serm.* II, 5, 11 ist *privum* sehr gut durch Einziges, übersetzt. Ein *privum* im eigentlichen Sinne wäre der Phönix; dann, was so selten ist, wie dieser Vogel. — V. 105: du besorg' *unkarg*, *sine sordibus exstrue*. Hier ist der Euphemismus recht an der Stelle, um den Begriff *verschwenderisch* auszudrücken. — V. 40: *cubito tangens*, mit dem Arme stupfend, hat schon Wieland. — Einige mit *mis* verbundene Wörter verdienten gewiss noch mehr im Umlauf gebracht zu werden, wie *mischwören*, *perjurare*, *misfügen*, *misbilden*, *mishellig* von jenem (*pugnantia istis*, *discrepat istis*) und *Serm.* II, 4, 18:

dafs nicht zäh die Henne sich *misempfehle* dem Gaumen.

Dann find noch mit grossem Glück mehrere *Verba simplicia* zurückgefodert, die man jetzt gewöhnlich nur als *composita* gebraucht. S. I, 6, 123: Was im Stillen mich *heiterte*. — *Ep.* I, 3, 6: weis auch die Musenkohorte sich *fleissige*. — V. 15: der ernahmt noch darf der Ermahnung. Der Vers erlaubte *bedarf*; aber jenes Wort ist zu edel, als dafs eine so schöne Gelegenheit für die Aufnahme desselben hätte versäumt werden dürfen. *Lokenst.* sagt *Arm.* I, 1339: Gott hat weder dem Himmel zu seinem Stule, noch die Erde zu seinem Fusschemel *gehirft*. — *Serm.* II, 6, 9: der Winkel, der mein Gärtchen *unziert*. — S. I, 6, 86 *Steigerer* st. Verkeigerer. — Sehr reich an ungewohnten Ausdrücken ist *Serm.* I, 3, 43:

Ja, wie der Vater am Sohn, so müssen auch wir an den Freunden,

Blickt wo ein Fehler hervor, nicht eckelhaben: den Schiel
Nennt sich *Augler* der Vater; und *Kuchlein* ruft er, wenn winzig

Blieb ein *verbüttetes* Kind; wie das unreif fallende Zwerglein
Sisyphus; *Schrägelchen* heisst, wenn die Bein' *ausfäben*:
und jenem

Wird *Rumpfsüchen* gelallt, der auf klotziger Ferse *dahterstopft*.
Schrägelchen ist, so viel Rec. weifs, ein mecklenburgerischer Provincialismus. Der Übersetzer hätte auch *Häckelchen* sagen können, ein Ausdruck der in Thüringen zu Hause ist.

Dafs viele dieser Worte nicht in den Styl höherer Dichtarten gehören, braucht kaum bemerkt zu werden. Sie gehören dem Ton der „*flüßwandelnden Muse*“ an, und dahin rechnen wir auch Abkürzungen, wie *verschmäh* nicht, *Ohn* Traurigkeit, *Kratin*, *Terasz*, und Ausdrücke, wie *Pösem*, die man in den früheren Übersetzungen des Hn. Voss nicht antrifft.

Von der Treue und Wahrheit dieser Übersetzung ist schon im Allgemeinen geredet worden. Da sich eine bestimmte Idee nur in einer bestimmten Form darstellen kann: so ist die Übersetzung auch fast durchgängig dem Buchstaben nach treu; und nur wenige Fälle sind, wo der Übersetzer, um in einem höheren Sinne getreu zu seyn, von der buchstäblichen Treue abweichen mußte. So hat er sich kleine Zusätze erlaubt bey solchen Ausdrücken, deren ganze Bedeutung auf einer sinnlichen Anschauung beruht, die für uns entweder verdunkelt oder ganz verloren ge-

gangen ist. — *Serm. I, 8, 4*: braucht Horaz nichts weiteres zu sagen als *fures dextra coërcet*, um die Idee einer mit der Sichel bewaffneten Rechten auszudrücken. Der Übersetzer dagegen, der Horazens Meinung vollständig wiedergeben wollte, mußte zu einer schärferen Bezeichnung seine Zuflucht nehmen: „die Diebe bezähmt in der Rechten die Sichel.“ — Aus einem ähnlichen Grunde ist *Serm. II, 35*: *Saturnalius* durch: „wüßte Saturnalien,“ und *V. 246*: *casas* durch: „binsene Häuschen“ übersetzt worden. — So *V. 287*: *foecunda in gente Meneni*, in des *follem* Menenius fruchtbarer Sippschaft. *Ep. I, 5, 1*, deutet „der ehrbare Archias auf einen Handwerker hin; Horaz durfte ihn, da er allen seinen Zeigenossen bekannt war, bey seinem bloßen Namen nennen. — So ist die Stelle *V. 24*: *ne fidos inter amicos sit qui dicta foras* *diminat*, durch die Übersetzung:

— — — — — daß nicht im traulichen Kränzlein
Sey, wer ein Wort aus der Schwelle verschleudert, —

erst recht in ihr helles Licht gesetzt worden. Von minderer Nothwendigkeit sind Zusätze, wie *S. I, 3, 40*: „der vergaßte Balbinus;“ und *S. I, 6, 74*: *ziffernde Fäßein*, „weil sie aus dem Zusammenhange von selbst hervorgehen.“

Auch bey Stellen, die treu übersetzt, eine völlige Dunkelheit erhalten würden, erlaubt sich der Übersetzer eine Abweichung vom Buchstaben des Originals. *B. S. I, 105*:

Est inter Tonaüm quiddam focerumque Viselli.

In ganzen Zusammenhange ist nichts, das auf die eheime Bedeutung dieses Räthsels führen könnte; einzig der Scholiast berichtet uns, daß jener ein Carat gewesen sey, dieser einen Bruch gehabt habe. Der Übersetzer that wohl daran, das zu wenig des ersten, und das zu viel des zweyten, auf einem andern Wege zu versinnlichen. Er übersetzt:

Zwischen dem Hageren ist und dem Aufgedunsenen etwas.

Weniger treu sind endlich einige Stellen übersetzt, wo unsere nordische Zurückhaltung dem Übersetzer eine Fessel anlegte, welche der zwanglose Sünder nicht kannte. Die freyen Situationen, welche in Horaz so häufig, am häufigsten in der zweyten Antike vor Augen führt, sind uns Deutschen von jeher ein Ärgerniß gewesen; und, wie lieblos es auch seyn mag, den Römer an den Maßstab unserer Religion und unserer Sitten zu halten, so stimmen wir mehr und minder in die Kraftsprache des ehrenreichen Gottschling ein: „es seyen Narrentheide, die einen Christen nicht geziemten.“ Wie entartet und sittenlos auch Horazens Zeitalter seyn mochte, so können wir doch nicht umhin, die Vorzüge einer Nation anzuerkennen, die, was sie zu denken wagte, sich vor den keuschesten Ohren aussprechen durfte. Wir Deutschen, an das moderne Feigenblatt gewöhnt, schwelgen, was zu denken wir nicht erblöden. In Reinen sollte alles rein seyn; dann wäre unsere Banalität minder eckel und der römischen ähnlicher; alles mit derber Offenheit nannte, so wie ein Arzt, aber mit Ernst vor seinen Kunstgenossen redet. *land*, umschreibt einzelne schlüpfrige Stellen mit

einer gewissen Zierlichkeit; anderen wirft er einen coischen Flor um, der gerade so viel unverhüllt läßt, als nothwendig ist, um Neugierde und Lüsterheit rege zu machen. Aber besser wäre gewesen zu schweigen, als so mitzutheilen. *Voss* übersetzt die mehrertheils dieser Stellen derbe und dreist, z. B.: *Serm. I, 2, 68* — *5, 82*. — Nur wenige für unsere Forderungen ganz unübersetzbare Stellen, sind an Ausdruck und Inhalt gemildert, und so gleichsam aus dem südlichen Horizonte Italiens in unseren nördlichen übertragen worden.

Was den Versbau des Horaz betrifft, so hat sich das Vorurtheil eingeschlichen, Horaz habe sehr schlechte Hexameter geschmiedet; dergestalt, daß Mancher im Ernst glaubt, der verstorbene Herder habe dem Horaz nicht zu nahe gethan, als er in seinen Übersetzungen (*Adraslea*) die kläglichsten Verse, welche nur Bequemlichkeit mit einem gänzlichen Mangel an Gehör und Tactgefühl hervorbringen konnte, ihm aufbürdete. Gewiss ein auffallender Vorwurf gegen einen Dichter, den man in den Oden als vollendeten Verskünstler bewundert; von dem man einzelne Hexameter, die für glückliche Ausnahmen gelten, als Muster zur Nachahmung aufstellt; dem man als Kritiker in der Verskunst vollkommene Gerechtigkeit widerfahren läßt; von dem man endlich weiß, daß er seine Verse so oft umschmelzte und zurecht feilte, daß er darüber nur viermal im Jahr zum Abschreiben ins Reine gelangen konnte. Ein so bedachtloser Tadel sollte einem Zeitalter, das Form und Inhalt trennt zu denken gewohnt ist, nicht eben verargt werden. Doch dürfen wir behaupten, daß er nur in einem solchen Zeitalter aufkommen und Eingang finden konnte.

Daß Horaz die Grandregeln des Hexameters, z. B. die Cäsuren, vernachlässiget habe, daß er durch Einförmigkeit der Wortfüße ermüde, und durch Misklänge das Ohr beleidige: dieß hat, so viel wir wissen, noch keiner zu behaupten gewagt. Wenn sich also jener Tadel nicht ganz in Widerspruch und Unsinn auflösen soll, so muß er darauf hinausgehen, daß man im Horaz sowohl den fröhlichen Gang des idyllischen Hexameters vermisse, als auch die Feyerlichkeit und Stetigkeit des heroischen. Mit Recht wird Virgil als Vorbild und Muster in der Kunst des Hexameterbaues genannt; aber auch mit Einsicht, wenn man zugleich fodert, der heroische Vers solle die feststehende Form seyn, in welche sich jeder Gegenstand, der hexametrisch behandelt seyn wolle, hineinzwingen müsse? Gewiss bildete Virgil den heroischen Vers nicht als die alleingültige Species des Hexameters, sondern weil gerade dieser imponirende Vers der Würde des von ihm gewählten Gegenstandes am besten zusprach. Und sollte nicht auch Horaz, dieser besonnene Künstler, bey der Abweichung von der virgilischen Versnorm, ein höheres Gesetz befolgt haben, dem er treu bleiben mußte, wenn er in seiner Dichtungsart so vollkommen seyn wollte, wie Virgil in der seinigen; gleichviel, ob ein dieses Gesetz

durch einen glücklichen Instinct fand, oder sich durch höhere Abstractionen der Kunst leiten liefs?

In dem technischen Bau der horazischen Verse herrscht eine eben so grosse Mannichfaltigkeit, wie in den Tönen und Farben der Darstellung (*et sermone opus est modo tristi, saepe iocoso*); aber die Feyerlichkeit, die ihm den heroischen Vers würde zur Pflicht gemacht haben, finden wir am seltensten, und gleichsam nur im Vorbeygehen, wann ihn eine solche Stimmung ergreift, oder wann er der Feyerlichkeit durch Feyerlichkeit spottet. Seine Satiren sind gerade das, wofür er sie ausgiebt, urbane Gespräche des Umgangs, poetische oder moralische Spaziergänge, ohne strenge Auswahl, ohne eine andere Ordnung, als die jedem gebildeten Geiste, wenn er von einem Gegenstande erfüllt wird, eigenthümlich ist. Spielend geht er in die Gegenstände hinein, berührt sie oft nur flüchtig, und thut dann, als sey es sein Ernst nicht gewesen; aber er weifs Plan und Absicht unter einer leichten Aussenfeste zu verstecken. Diesen Charakter von anscheinender Leichtigkeit tragen auch seine Verse; sie scheinen manchmal der Laune des Dichters gemäß nur so hingegossen zu seyn, und gehorchen dennoch dem Gebot höherer Gesetze.

Nehmen wir dazu die nervichte Kürze unseres Dichters, vermöge welcher er oft eine Menge von Beziehungen in einen engen Raum concentrirt: so erhalten wir einen neuen Grund, warum er mit der epischen Anschaulichkeit auch das Mafs des epischen Verses zu vermeiden Ursache hatte. Seine Anschaulichkeit ist anderer Art, und könnte prägnante Anschaulichkeit genannt werden. — Er liebt ferner parenthetische Zwischensätze; er wirft komische Ausbrüche der Laune, Anreden an den Leser, Einwürfe imaginärer Interlocutoren hinein, lauter Dinge, welche die Stetigkeit unterbrechen müssen. In den Versen dialogisches Inhaltes endlich sind nicht bloss alle Andeutungen von „er sprach“ und „jener antwortete“ geflissentlich vermieden: sondern die Personen reden auch so kurz, wie wohl in keinem epischen Gedichte erlaubt seyn dürfte; so dafs z. B. in mancher Zeile zum fünftenmal die Rede gewechselt wird. Wäre es nicht thöricht hier — wo beständige Gedankenpausen den stetigen Fortgang der Rede aufheben, einen epischen Vers zu fodern? wäre es nicht geradezu unmöglich dieser Forderung ein Genüge zu leisten?

Virgilisch ist der horazische Vers nur da, wo sich der Gedanke zu virgilischer Majestät erhebt. Wenn wir z. B. den Vers lesen:

Ille gravem durò terram qui findit aratro.

oder Sat. I, 5. 10:

*jam nox inducere terribis
Umbras et coelo diffundere signa parabat:*

so glauben wir in dem schweren Gange des ersten, in der feyerlichen Bewegung des letzteren Virgil selbst zu vernehmen. Wenn aber Horaz gleich fortfährt:

*Tum pueri nautis, pueris convicia nautae
Ingerere. Huc appelle! — Trecentos inseris! — Ohe! —*

so lag die Ursache der hier wahrgenommenen Abwei-

chung wohl nicht in Horazens Unvermögen, so viele virgilische Verse zu bilden, als er Lust hatte; sondern sein Gefühl sagte ihm, dafs, wie der Inhalt in eine andere Tonart ausweiche, auch der Vers es müsse. Wie angemessen der erhöhten Empfindung der Rede bewegt sich der Rhythmus vom 50 Verse an, wo der Morgen des festlichen Tages anbricht, der dem Dichter seinen Plotius und Varius zuführen soll! und überall, wo des Dichters Phantasie einen kühneren Schwung nimmt, und sein Herz von tieferer Rührung ergriffen wird! So sind diejenigen von den Episteln, die einen erhabenern Gegenstand behandeln, von den sogenannten horazischen Nachlässigkeiten fast ganz frey, wie die Epistel an Augustus. Wenn sie es nicht durchaus sind, so lag die Ursache nur darin, dafs Horaz seinen Muthwillen in keinem Gedichte so völlig verleugnet, dafs er seinen nachlässigen Vers ganz hätte ausschliessen dürfen. Doch nennen wir diese dem Horaz eigenthümliche Versgattung lieber die satirische, da wir keine Nachlässigkeit im tadelnden Sinne des Wortes darin wahrnehmen können.

Rec. will versuchen, sie genauer ins Einzelne gehend zu rechtfertigen. Die Wirkung der Einzellänge am Schlusse des Verses ist schon aus dem Homer bekannt, und der Leser freut sich, so oft er

den Herrscher im Donnergewölk — Zeus

wie auf seinem Throne gross und gebietend dazitzen sieht. Auch Horaz gebraucht diese Länge oft, um die Wirkung eines grossen Nachdrucks hervorzubringen. So Serm. II, 3, 183:

Latus ut in Circo spatulare, et advenit ut ster.

Man glaubt die eberne Bildsäule durch den Machtpruch der selbstständigen Endsybabe vor sich hingestellt zu sehen. So Serm. II, 1. 55:

ut neque calce lupus, neque dente petit bos

wo uns, wie in dem virgilischen *procumbit humi bos*, der Achtung gebietende Stier in seiner ganzen Ehrwürdigkeit erscheint. — Angewandt aufs Kleine oder Niedrige bringt die isolirte Schlusslänge durch den Contrast eine komische Wirkung hervor. Wie pomphaft z. B. wird uns durch:

Mancipis locuples, eget aeris Cappadocum rex

der Kappadocierkönig vor Augen geführt! und wie armselig und lächerlich in diesem Pompe! Wenn nun vollends das Schwein einmal Ansprüche macht, etwas zu bedeuten:

Vixisset canis immundus, vel amica luto sus

Hät' er gelebt unrein wie ein Hund, wie ein faules Meraft-Schwein.

Oder gar das kleine Mäuschen:

parturiunt montes, nascetur ridiculus mus

Wie der kreisende Berg sich aufbläht, komm doch heraus Maus! so können wir eben so wenig ein Lachen verhalten, als Horaz, wenn der winzige Gladiator Turbo (Serm. II, 3, 310) mit gewaltigem Schnauben, mit sehr stolzer Miene und gewichtvollen Schritten zum Kampf einhergestiegen kam.

(Der Befehl folgt.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J U N I U S , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Des Quintus Horatius Flaccus Werke* von Johann Heinrich Voss u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ähnliche Wirkungen des Nachdruckes vom Hocheyerlichen an bis zum Komischen herunter erzeugt die ungewöhnliche Abweichung von der Regel, dass jedem Hexameter mit dem rhythmischen Verschlusse ein logischer Gedankenabschnitt zusammenfallen müsse. Wenn diese Regel, in einzelnen Fällen, so überboten wird, dass der anhebende Gedanke entweder mit dem ganzen Schlusstacte des Verses, oder mit der erhebenden Senkung desselben in den folgenden Vers hineinschlägt: so erzeugt die Schlusspause des ersten Verses die Wirkung eines Gedankenstriches, und spannt die Aufmerksamkeit der Leser auf das, was da kommen werde. Solcher Verse bedient sich Horaz vorzüglich, wo er als Lehrer ein Gebot einschärfen will, und man möchte sie daher didaktische Verse nennen, z. B.: Ep. II, 3, 291:

— — — — — Vos, o
Pompilius sanguis, carmen reprehendite, quod non —
Ihr sollt,
O pompilisches Blut, ein Gedicht mißbilligen, das nicht —
er fühlt hier nicht das Gewicht des Geschlechtadels, welches die Ermahnten an ihre Würde erinnern soll, mit die Ermahnung desto grössere Wirksamkeit gewinnt. So Ep. I, 18, 16:

Prospicuas nugas armatus: scilicet ut non
sit mihi prima fides? et, vere quod placet, ut non
scriberet elatrem?
stellt sich mit Pöffen gewappnet zum Vorkampf: „Himmel, o
soll nicht
Mein Wort gelten vor deinem? und was wahr scheint, das
soll nicht
Tapfer ich bellen heraus?

er verstärkt das durch eine so bedeutende Pause kräftigere non die Verneinung der folgenden Zeile. —
auch, wenn ein mehrsyllbiges Wort am Schlusse steht, das mit dem Hexameterabsatze in die folgende Zeile hineinwirkt. Ep. II, 1, 36:

scriptor abhinc annos centum qui decidit, inter
perfectos veterisque referri debet? an inter
illes atque novos?
Welcher Poet abblühte vor hundert Jahren, gehört er wohl vollkommenen an und älteren? oder gehört er schlechten und neueren an?
Pause spannt die Erwartung, und das folgende tritt um so nachdrücklicher ins Gemüth ein.
A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Einen nicht unbedeutenden Nachdruck gewährt es auch, wenn ganze Worte über die Schlusspause hinweg sich in den folgenden Vers hinüberschleifen, welches man ebenfalls, ohne an das *est locus unicuique suus* zu gedenken, als eine unverzeihliche Nachlässigkeit anzusehen pflegt. Diese Stellung giebt solchen Worten, die gewöhnlich ohnehin schon von beträchtlicher Länge sind, dadurch dass sie durch die Pause gleichsam aus einander gezogen werden, eine noch grössere Ausdehnung, und erregen die Vorstellung einer grossen Wichtigkeit, die, wenn sie mit einem unwichtigen Gegenstande zusammentrifft, auch eine komische Wirkung hervorbringen kann. Statt aller Erläuterung stehe hier ein sehr handgreifliches Beyspiel aus Vossens *Dorpfaffen*, wo das Bedeutende dieser Wortstellung noch dadurch gesteigert wird, dass der Reim in die Mitte des Wortes fällt:

Gefättigt neigt dem Herrn Pastori
Sein Glas der dicks Conforti-
alrath. —

Wer sieht hier nicht den wohlgenährten ehrwürdigen Herren in seiner ganzen Breite vor sich? Der Vers möchte ihn gerne aufnehmen; aber der Raum reicht nicht hin, und Sr. Hochwürden müssen es sich gefallen lassen, mit der anderen Hälfte ihres werthen Selbst in dem folgenden Verse Platz zu nehmen. Eine minder komische aber gleich nachdrückliche Wirkung giebt das horazische (Ep. II, 2, 93):

Quanto cum fastu, quanto molimine circum-
spectamus.
Mit wie schwellendem Stolz, wie hochehrwürdig wir ringsum-
her anschauen den Tempel —

Wie schön drückt hier die Pause, durch welche sich das Wort bis zu seinem Schluss hin fortwindet, die langsame Behaglichkeit eines Umherblickenden aus! —
Und Serm. II, 3, 117:

Si postis intus Olli veterisque Falorni
Mille cadis — nihil est: tercentum millibus, acce-
Potet acetum: age, si et stramentis incubet undec-
octoginta annos natus.

Wie nachdrücklich steht erstlich die Zahl 79 statt der runden Zahl 80, die nur die allgemeine Idee von Vielheit hervorbringen würde! wie wird dieser Nachdruck erhöht durch das Verweilende, welches die Stellung mit sich bringt, indem nun *unde* wie ein lebendiger Fingerzeig auf das *octoginta* hindeutet, und die rührende Vorstellung bewirkt, dass dieser alte Filz, nur ein Einziges Jahr von den Achtzigern entfernt, schon an der Schwelle des Todes sich befinde. — Auch V. 180:

praeterea ne vos titillet gloria iura-
jurando obstringam ambo.
P p p

bekömmt das *jurejurando* durch die bloße Stellung die Bedeutung eines recht feyerlichen Eides.

Schon aus diesen wenigen Bemerkungen, die wir zahlreich vermehren könnten, wenn es unsere Absicht wäre, über den horazischen Vers ein erschöpfendes Urtheil auszusprechen, dürfte so viel erhellen, daß auch im horazischen Verse, weil er sich eng an den Gedanken schmiegt, die größte Vollkommenheit zu finden sey, und daß es thöricht ist, ohne Berücksichtigung des Inhalts dem Hexameter der Episteln vor dem der Sermonen den Vorzug zuzusprechen. Wir behaupten, daß der Charakter jedes einzelnen horazischen Gedichtes sich so rein in der Form abspiegelt, daß man, wie den Vers aus dem Inhalte, so im Stande seyn mußte, den Inhalt aus dem Verse zu entwickeln; und das eben ist die künstlerische Vollendung, wenn Form und Inhalt bis zur Durchdringung eins sind. Es ist höchst beschränkt, ohne Sinn für den Geist und die Bedeutung des Rhythmus, Eine Dichtart mit dem Maße einer anderen messen zu wollen. In selbstgemäßer Form gefalle jeder Charakter sich und anderen, und keiner verlange, daß allen Bäumen Eine Rinde gewachsen sey.

Der Übersetzer möchte also leicht gerechtfertigt seyn, wenn er alle Eigenthümlichkeiten des horazischen Verses mit der größten Sorgfalt nachbildete. Es geschah nicht aus Willkühr; sondern gehörte zur Aufgabe. Gewöhnlich fügte es sich, daß Voss das Bedeutende in den einzelnen Stellen durch die von Horaz gewählten Mittel ebenfalls erreichen konnte, und davon sind schon Beyspiele vorgekommen. Ständen ihm nicht dieselbigen Mittel zu Gebote, so wählte er andere, und suchte, wo er Horaz nicht erreichen konnte, ihm wenigstens so nahe zu kommen als möglich. Ep. I, 14, 8:

*Fratrem moerentis, rapto de fratre dolentis
Insolabiliter.*

Das *Insolabiliter* steht unnachahmlich schön, wie ein langer aus tiefer Brust heraufgehohlter Seufzer, der in drey auf einander folgenden Kürzen wehmüthig verhallt. Man hüte sich daher, die letzte Sylbe als eine Länge auszusprechen; man stosse sie nur eben an, und ergänze den Tact durch eine hinzugefügte Pause. Die Übersetzung:

Der den Bruder betraurt, den entrißenen Bruder bejammert,
Mit untröstbarem Gram
konnte durch Klang und Bewegung diesen Ausdruck der Wehmuth nicht erreichen; was auf diese Weise verloren ging, ist durch den hinzugefügten Begriff *Gram* ersetzt worden. — Um das Pomphaste der Einzellänge in *manapiis locuples eget aeris Cappadocum rex*, die im Deutschen verloren gehen mußte, wenigstens auf anderem Wege wiederzugeben, bediente sich der Übersetzer eines von Horaz anderswo zu gleichem Zweck angewandten Mittels, durch ein langausstündendes Wort Aufmerksamkeit zu erregen:

Sklaven besitzt, Geld brauchet der Kappadocierkönig.
Und wie blüht sich nun der kappadocische Sultan in seinen drey Tacthebungen auf! So Horaz. Serm. I, 6, 73:

Quo pueri, magnis e centurionibus orti.

Wohin edele Söhn' hochbedeuter Centurionen.
Ebenfalls nicht horazisch ist es, wenn der Übersetzer

manchmal Horazianismen dort anbringt, wo Horaz sie nicht hat, sondern ihren Ausdruck durch andere Mittel bewirkt. Ep. I, 6, 37:

Schönheit selbst und Geschlecht giebt alles der große Monarch Geld

Und Ep. I, 2, 23:

Wir der Penelope Freyer, und Wüstlinge. wir des Fuhrers Königes zarte Gefellen. —

und Od. I, 2, 40:

Und der Maur gaullos, den bespritzten Feind anstarrend mit Wuthblick.

Diese Stellen mögen beweisen, wie sehr der Übersetzer in dem Geiste des Horaz gearbeitet hat. Eine gewisse Pedanterey, die in neueren Zeiten überhand genommen, künstelt an Einzelheiten, und nimmt oft Zufälligkeiten für wesentliche Dinge. Der ächte Übersetzer macht das Gesetz, welches dem Original zu Grunde liegt, zu dem seinigen, läßt sich durch diese und jene entweder unbedeutende oder nur mißanderweitigen zu großen Aufopferungen erreichbare Specialitäten nicht irre machen, und überträgt deshalb oft scheinbar freyer, aber eben darum in einen höheren Sinne getreu.

Als ein Beyspiel, mit welcher Genauigkeit der Übersetzer die horazische Klarheit und Anmuth bey sehr energischer Kürze wiederzugeben wußte, mag folgendes stehen. Ep. I, 2, 40:

*Dimidium facti, qui coepit habet! sapere aude!
Incipe! qui recte vivendi prorogat horam,
Austicus expectat dum defluat amnis; at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.*

Voss übersetzt:

Halb vollendete schon, wer muthig begann! Sey getrost klug!
Frisch an das Werk! wer die Stunde gerecht zu leben hinaussetzt,
Solcher harret, wie der Bauer, bis erst abfließt der Strom; doch
Strömet er und wird strömen in ewig rollendem Fortlauf.

Es sey dem Rec. vergönnt, eine andere Uebersetzung aus einer eigenen, früheren aber nie gedruckten, Verdeutschung vom ersten Buch der horazischen Episteln der volklichen beyzufügen:

Frisch begonnen ist halb schon gethan! Nur gewagt die Erkenntniß!

Muthig ans Werk! wer die Stund' um recht zu leben hinaus schiebt,

Harret wie der Ackersmann, bis der Strom abfließt; doch jener Rollet und wird fortrollen. —

Wie sehr sich die erste Zeile dieser Uebersetzung durch den Anstrich von Popularität empfehlen mag: so verfehlt sie doch ganz den Charakter des Originals, indem sie den ersten Gedanken, der das Maß von 5 Tacthebungen füllen soll, auf 4 beschränkt, und nun für das kurze *sapere aude* einen unverhältnißmäßig großen Raum übrig läßt. Nur wie Voss übersetzt, durfte übersetzt werden. In der dritten Zeile würde des Rec. Uebersetzung wegen des entsprechenden Schlufsabzuges den Preis verdienen, wenn nicht dieser Vorzug den fast überwiegenden Nachtheil herbeiführte, das einfache *vollen* in ein unschickliches *fortrollen* verwandeln zu müssen.

In der Behandlung didaktischer Gegenstände ist Horaz von keinem Neueren, selbst nicht von Pope, o

eicht worden: Seine Sentenzen überrufen durch Jediegenheit, Bestimmtheit und Schönheit des Ausdrucks, und prägen sich unwillkürlich dem Gedächtnisse ein, wie weise Lebensregeln, die man immer mit sich zu tragen wünscht. So aber sind sie nie bloßer Schmuck der Rede, oder gar üppige Auswüchse, sondern sie scheinen nothwendig herbegeführt, und stehen als bescheidene Theile mit dem Ganzen im innigsten Zusammenhange. Doch sind sie vom Dichter wieder so gearbeitet, daß sie für sich ein kleines Ganzes ausmachen, und indem sie ihre specielle Bedeutung an ihrer Stelle durch den Zusammenhang finden, haben sie zugleich eine allgemeinere Bedeutung, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange heraushebt, und als selbstständige Aussprüche für sich betrachtet. Hier ringt die Uebersetzung überall glücklich dem Original nach, und wir wußten unter den vielen didaktischen Stellen des Originals, die vor uns liegen, kaum eine zu nennen, der nicht ein völliges Genüge geschehen wäre. Ein einziges Beyspiel möge zur Probe dienen. Ep. ad Pison. 78:

*Quis tamen exiguos elegos emisit auctor,
Grammatici certant, et adhuc sub iudice lis est.*
Welcher Erfinder indeß kleinlaut als Elegiker austrat,
Eifrig führen den Streit die Grammatiker, und das Gericht säumt.
Nem dagegen eine Uebersetzung, wie folgende aus dem Stegreif hingeschüttete gefallen kann:
Welcher Erfinder indeß kleinlaut als Elegiker austrat,
Führen Grammatiker Streit, und noch ist der Zwist bey den Richtern,

die bey aller anspruchlosen Natürlichkeit gerade der wesentlichsten entbehrt: der möchte vom Sinne des Horaz wohl wenig gefast haben.

Wie sich Horazens dialogischer Hexameter im Deutschen ausnimmt, mögen folgende Beyspiele darthun. Serm. II, 3, 151, die Unterredung des Arztes mit dem sterbenden Geizhalse:

Lütest du nicht dein Geld, gleich trägt es der gierige Erb' hin.
Weil ich leb'?" — Um zu leben, sey wach! hier gilt es! —
„Was soll ich?" —

Schall. — „Weh mir!
Was denn verschlägt, ob Krankheit, ob Raub mich tödtet und Plünderung?"

sch. — „Nun, so groß? — Als sie noch mehr sieh,
amer noch mehr aufblies: „Nie, Mütterchen, wenn du auch platzest."

Der Dichter redet hier ganz aus der Seele seines einen Frosches, dem das Kalb durch einen verzehnten Irrthum, „ein gewaltiges Ungeheuer“ (*ingens*

bellua), und die Mütter nach dem ersten Aufblasen nur um die Hälfte kleiner als das Kalb dünkt. So werden den Virgilischen Bienen (Georg. IV, 26) kleine Kiesel zu ungeheuren Steinen, ein mäßiger Stoss wind zu einem stürzenden Eurus, und das leichte Wässerchen zu einem endlos wogenden Ocean. Grade auf dem falschen und unsicheren Maßstabe, den der Dichter seinem Thierchen leiht, beruht das Gefällige dieser Darstellung, und sie gewinnt etwas von der Naivetät des bekannten Wechselgesprächs, wo Kunz den Hinz zurechtweist: „der Mond sey nicht wie ein Strausenei, sondern wie ein Fuder Heu.“ Wie konnte Bentley hier Anstoss finden, und den kleinen Frosch (freilich der Wahrheit gemäßer!) statt *major dimidio*, *major pernimio*, größer noch vielmals wohl, antworten lassen. Wie konnte der scharfsinnige Cuningham dem armen Horaz zu einer ungefalzenen Emendation:

Major. Dein: num tanto? Major. cum magis atque
auch noch einen knickfüßigen und völlig casurlosen Vers aufdringen! Wie konnte der geistvolle Sanadon endlich einer solchen Kritik seinen Beyfall geben! Wäre es nicht besser gewesen, wenn diese Männer, statt den Frosch in die Schule zu nehmen, wie er hätte sprechen sollen, lieber bey dem Frosch in die Schule gegangen wären, um zu lernen, wie ein Frosch zu denken und zu empfinden gewohnt ist?

Vor solchen Mißgriffen sicherte den Uebersetzer seine eigene Laune; dagegen soll es ihm nicht geschenkt seyn, daß ihm auch einmal ein Siebenfüßler ent schlüpft ist. Serm. II, 3, 188:

„König bin ich; — Nichts weiter verlang' ich Niederer. —
„Und was gerecht ist."

Foder' ich!" —

den wir schnell in: „Recht *was* Foder' ich!" umändern wollen. Dank sey es den häufigen Pausen des dialogischen Hexameters, daß sie den großen Verskünftler auch einmal über die 6 hinausgelockt haben. Klopstock (Mess. Gef. 12.) mag ihm zum Gefährten dienen:

Welche Leben waren in ihr erschaffen! wie stieg sie! Nicht Eine, Von Goethe will auch verlauten, daß sie ihm irgendwo ein Siebenfüßler entwischt sey, den indeß Rec. nicht hat auffinden können. Wer aber hätte geahndet, daß der berühmte Rec. des Vossischen Virgil, als er einen siebenfüßigen Vers vorschlug, einmal so sollte gerechtfertigt werden!

Sehr glücklich sind auch solche Stellen übertragen, deren Komisches nicht allein im Inhalte, sondern in der Art des Ausdrucks oder der Wortstellung liegt, wie in folgenden Zeilen aus der brandenburgischen Reisebeschreibung:

*Fandus Aufsidio Ausro praetore libenter
Linguius, insani videntes praemia scribas,
Praetextam, et latum clavum, pouna aqua batillum.*

Welch eine närrische Figur spielt in diesem italiischen Krähwinkel der armselige Schreiber in seinem Prätor-ornate; aber wie lächerlich macht ihn Horaz erst durch seine verzweifelten Ablative, die Baxter etwas wunderlich *Ablativos causae* nennt. Man denke

sich die feyerliche Redensart: *Romam. Cicerone consule veni*, und nun dagegen: *Fundos Aufidio Praetore linquimus*, und den unendlichen Contrast zwischen beiden! Man muß lachen, und sich der Laune des Dichters freuen! Was zu erreichen möglich war, hat der Übersetzer geleistet:

Fundi, unter dem Prütör Aufidius Lufcus, verließ man Nicht ungern, und belacht' an dem gekickten Schreiber den

Amtsprunk,
Hellen Talar, breit Purpurgefäum, und Pflanne des Weihrauchs.

Die 4 Epistel an den Tibull schließt:

*Me pinguem et nitidum bene curata cute vises,
Cum videre voles Epicuri de grege — porcum.*

Die Auslassung des Comma nach *voles*, welches Baxter wieder eingesetzt zu haben sich rühmt, billigen wir. Das Launige liegt größtentheils in der geschickten Wortstellung, die das entscheidende Wort bis zum Schluss aufspart, nachdem der Leser vorher fast gezwungen ist, ein anderes zu erwarten.

Fett mich wirst du, ja glänzend, in wohlgenährter Haut sehn,
Wann zu belachen du kommst aus der Heerd' Epikurus ein Schweinchen.

Rec., der Meinung, daß dieser Ausdruck auf einen Familienscherz deute, nach welchem Horaz diesen Namen wegen seiner Kleinheit und Gemächlichkeit führte, übersetzte ehemals:

Mich wirst fett und glänzend du schaun in gediegenem Vollwuchs,
Wenn du zu lachen begehrt des epikureischen Ferkleins.

Eine ähnliche Stelle ist Serm. II, 3. 16: wo Horaz dem Bettelphilosophen Damasippus, der aus Dürftigkeit und Philosophie einen langen Bart trug, für seinen guten Rath eine angemessene Belohnung wünscht:

*Di te, Damasippe, Deaque
Verum ob consilium donent — tonsore.*

Alles hätte man nach dieser ernsthaften Einleitung eher erwartet, als den — *tonsor*. Nur am Schlusse konnte der *tonsor* eine Wirkung hervorbringen. Die Übersetzung:

Der Götter und Göttinnen Lohn sey
Dir für den reddichen Rath ein — Barbier, Damasippus!
ist für die Hauptsache so vollkommen wie möglich.

Noch müssen wir in Rücksicht auf die *Vossische* Übersetzung einer schönen Eigenthümlichkeit unseres Dichters gedenken. Bey Vergleichen mischt er den verglichenen Gegenstand mit dem Bilde so in einander, daß beide nur Eins auszumachen scheinen. Oft geschieht dies nur dadurch, daß er Ausdrücke, die von einem bestimmten Gegenstande Ton und Farbe angenommen haben, auf andere Gegenstände überträgt, und so eine bildliche Nebenbedeutung gleichsam mit hinüberspielt, wie Serm. II, 1, 20, wo es vom Augustus heist:

Streichelt ihn einer verkehrt, aus schläget er ringsum unnahbar.
So redet er in der 20 Ep. mit seinem Buche in Ausdrücken, die einem Mädchen zukommen, und macht dadurch sein Buch zu einem Mädchen, mit welchem er liebköset. Die Pragnanz des horazischen Styls

beruht oft nur auf diesem Kunstgriffe, z. B. Serm. II, 3. 2: *scriptorum quaque retexens*, wo der Ausdruck *retexens* zugleich an die Weberey der Penelope erinnert. Eine merkwürdige Stelle, wo Bild und Sache ganz in einander gemischt ist, findet sich Serm. I, 1, 54, wo auch die deutsche Übersetzung ganz hat nachfolgen können. Wo hingegen Gegenstand und Bild nicht mit gleicher Leichtigkeit zusammenfließen wollten, hat der Übersetzer eine Vergleichungspartikel hineingeschoben, z. B. *rusticus expectat*, harrt wie der Bauer — *divisit medium, fortissima Tyndaridurum*, hieb ihn mitten entzwey, als tapfere Tyndarustochter. — Sehr fruchtbar wird dieser poetische Kunstgriff, wenn der Dichter ihn als ein Instrument seiner Laune gebraucht, um zwey Gegenstände auf eine possierliche Weise in Eins zu verbinden, wie dies in der merkwürdigen Epistel an den Vinus *Asella* (*Eslein*) geschieht, wo wir nicht wissen, ob sie an einen Menschen oder an einen Esel gerichtet ist. Schon lange und oft hat Horaz diesen Esel vor der Abfahrt unterrichtet, dennoch hält er es für nothwendig, ihm, da er schon unterwegs ist, noch einmal Verhaltensbefehle in einem Billet nachzuschicken. *Eslein* steht still, lieft, schüttelt die Ohren, und trabt dann seinen ruhigen Schritt weiter. Wir können nicht umhin, um doch auch ein ganzes aus der Übersetzung mitzutheilen, diese ganze Epistel, da sie bis auf ein paar Ausdrücke so sehr gelungen ist, zum Schluss ganz auszuheben.

Wie dich scheidenden schon ich oft und lange belehret,
Vinus, gib dem August das versiegelte Päckchen mit Büchern,
Wenn er gesund, wenn heiter er ist, wenn endlich er fodert:
Dafs du aus Eifer für uns nicht fehlst, und allzu betriebsam
Hafs den Büchelchen bringst, als ungestümer *Geschäftsmann*.
Wenn dich etwa zu schwer das Gepäck brennt meines Papiers,
Wirf vielmehr es hinweg, eh dort, wohin du bestellt bist,
Du wie ein Saumthier plump anprallst, und den Namen des Vaters
Eselhaft in Gelächter verkehrst, und werdest ein Mährlein.
Brauche die Kraft vollständig durch Anhöhn, Flüsse, Moräste.
Jetzo der That Ausführer, nachdem du gelangtest dorthin,
Halt also, wie sie lieget, die Last; dafs unter dem Arm nicht
Du dein Büchergebund schaufragst, wie der Bauer ein Milch-

lamm;
Wie mit gestohlener Wolle die trunkene Pyrrha schreitet,
Oder mit Kapp' und Pantoffeln ein ländlicher Gast zu dem
Zunftmahl.

Auch nicht melde dem Volk, wie du ganz voll Schweisses
dahertrugst

Verfellen, die wohl Reize dem Aug' und Ohre gewähren
Cäsars! nein, ob sie bitten und ansehn, schiebe dich vorwärts.
Geh, fahr wohl! nicht sträuchle dein Fuß, noch zerbrich mir
den Auftrag!

Schade, daß der schöne und übrigens auch correcte Druck durch einige sinnentstellende Fehler verunziert wird! Bd. I. S. 326. Z. 1. *umzogene* st. *umgezogene*. S. 330. Z. 2. 1. *kleine* st. *kleinern*. — Bd. 2. S. I, 2. 9. 1. *lockere* st. *lockere*. — V. 122. 1. *Preis*. — S. I, 4. 89. 1. *auslüftet* st. *auslüftet*. — S. I, 6, 109, 1. *Leibdecken* st. *Leibdecken*. — V. 113. 1. *des*. — S. II, 2. 89. 1. *Naf' ihm*. — S. II, 2, 52: 1. *zurück und wächserne*. O. J. D. M.

F O R T S E T Z U N G E N.

Wittenberg, in der Expedition des Prediger Journals für Sachsen, und in Commission in der Zimmermannschen Buchhandl.: *Prediger-Journal für Sachsen*. 1806. Vierter Jahrg. 7 — 12 H.

in fortlauf. Seitenzahl v. 8. 343 — 995. 8. (Der ganze Jahrgang 3 Rthlr. 18gr.) 8. Recens. der vorhergehenden Jahrg. 1805. No. 288.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS 1807.

SCHÖNE KUNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Poetische Fragmente von Tian*. — Inhalt: Hildgund, Piedro, die Pilger, Mahomed der Prophet von Mekka. 1805. 221 S. 8. (20 Gr.)

Als wir im ersten Jahrgange dieser A. L. Z. (No. 163) die *Gedichte und Phantasien von Tian u. s. w.* nicht ohne Lob des sich in ihnen ankündigenden Talents anzeigten, ahndeten wir nicht, daß wir schon bey Beurtheilung der nächsten Früchte desselben unsere Rechnung würden schließen müssen, weniger noch — daß wir Ursache haben würden, durch Hinweisung auf die, allenthalben hervortretenden, falschen Richtungen einer ursprünglich poetischen Tendenz, die Hoffnungen selbst zu begrenzen, die wir damals von ihrer weiteren Entfaltung erregen zu dürfen geglaubt hatten. Darum hätten wir lieber die späteren Schriften der Dichterin ganz mit Stillschweigen übergegangen, wenn wir nicht den Manen einer Verstorbenen, deren Andenken in vielen Herzen, aus einem anderen Gesichtspuncte, als aus dem ihrer Werke, fortleben wird, diese öffentliche Erwähnung schuldig wären. Aber auch in Hinsicht unseres Urtheils über diese Werke selbst wünschen wir recht verstanden zu werden. Wir verwerfen in ihnen nicht das, was sie, von einem untergeordneten Standpuncte aus angesehen, wirklich sind — Kinder einer schönen Phantasie, sie mit Bildern des Menschenlebens und mit Ideen der Wissenschaft, wie mit Blumen spielt, ohne andern Zweck und andere Freude, als sie zum Kranze zu reihen, und in der flüchtigen Verbindung der anstverfchmelzenden Farben ihrem Haupte einen Schmuck, dem Schauenden eine Lust zu bereiten: — in dieser Hinsicht empfehlen wir sie vielmehr jedem, der eines solchen Schauens in Unschuld fähig ist, ohne durch Verblendung des Geschnacks, oder durch die inwillkürlich weitergehende Forderung des Kunsttheils, in seinem Genuße gestört zu werden. Was wir aber an diesen Versuchen auszustellen finden, ist der Widerspruch dessen, was sie sind, mit dem, was sie, gemäß ihrer ursprünglichen Anlage, und in dem, was sie, in Tage hervorbrechenden Sinn der Dichterin, werden und seyn sollten.

Caroline von Günderode aus Frankfurth a. Mayn, der Tod hat den Schleyer der Anonymität zerrissen, wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Ideale in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr ließ sie jenes
S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

— das Bewußte ihrer Absicht, dieses Ziels verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug. Sie fühlte bald, daß ihr das Ideale der Kunst unzugänglich sey, denn sie hatte es, mit weiblicher Phantasie, nicht in seiner ursprünglichen Reinheit und Selbstständigkeit, wie eine überirdische Schöpfung auf der Erde, sich bloß der absoluten Harmonie innerer freyen Realität ausdrückt, sondern vielmehr in Form seiner äußeren Erscheinung, in dem wir die wirkliche Welt zu nennen pflegen, und er Geschichte, wo die Idee der absoluten Einheit alles Lebens oft in lichten Puncten hervorzubrechen versucht. Solche Momente leuchteten ihr ein, Menschen, Begebenheiten wurden von ihr symbolisch und allegorisch behandelt, aber das Zurücktreten der höheren Kraft in die Fluth der allgemeinen Geschichte ließ sie ohne Führung zurück, und die selbstgeschaffenen Symbole wurden ihr Hieroglyphen. Wollte sie nun in freyer Schöpfung zu dem abgebrochenen Faden zurückkehren, so verfehlte sie den rechten Standpunct, und knüpfte nicht selten am falschen Ende wieder an. So zerfällt das romantische Element ihrer Dichtungen in sich selbst, man vermischt den Geist der Freyheit, der, als eine äußere Seele, gleichsam als der Einfluß eines Schicksal - Gestirns, die innere Nothwendigkeit in sich auflöst. — Wenn sich nun hieraus die spätere Neigung der Dichterin zum Dramatischen hinlänglich erklären läßt, so folgt daraus nicht minder bestimmt und nothwendig das Misslingen aller ihrer dramatischen Versuche, und die schnell sich folgenden Entwürfe, die gleichsam als eben so viele Versuche, nach verschiedenen Richtungen den unnatürlichen Flug zu erzwingen, anzusehen sind, würden gewiß, da in ihnen sich das erwachende Selbstbewußtseyn der Dichterin ausdrückt, ohne die den Druck begünstigende Galanterie, in ihrem Pulte zurück geblieben seyn. Wie weit sie über diesen Punct schon mit sich ins Klare gekommen war, beweisen unter andern die beiden Fragmente in *Daub's* und *Crewzer's* Studien, wo sich nicht verkennen läßt, daß sie auf einem neuen Seitenwege, der inneren Stimme mißtrauend, durch das Medium des Wissens, in philosophischer Besonnenheit, den Zauber, der ihr Innerstes umschleiert hielt, zu lösen suchte.

Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, was *Carol. v. Günderode* von diesem Standpuncte aus, der Poetie hätte seyn und werden können. Wir haben in dem Obigen unsere Meinung über die Schranke der weiblichen Phantasie überhaupt, (wenn anders das, was ursprüng-

liche *Eigenheit*, und dem anderen Geschlecht in gewisser Hinsicht eben so unzugänglich ist; noch *so* genannt werden kann,) angedeutet. In jedem Streben aber über die ursprüngliche Schranke hinaus, liegt etwas Wunderbares, das die Achtung der Welt in Anspruch nimmt, auch wenn es, wie fast immer, seines Zwecks verfehlt. So haben wir den Mangel der Dichterin mit unserm freymüthigen Urtheile ein Sühnopfer gebracht.

Um nun aber über der Dichterin ihr Werk, den eigentlichen Gegenstand dieser Blätter, nicht ganz zu vernachlässigen, mögen hier, statt des eigenen Urtheils, die Bruchstücke aus einem Briefe folgen, in welchem ein Freund der Dichterin sein Urtheil über ihren Mahomed, — ein Schauspiel mit Chören, und

erste Stück, das Freymüthigkeit dieser Seite über aben war, und iertathen für ihr

Ist deswegen, n ist, und ganz

in Harmonie mit unserm obigen Urtheil über die Dichterin steht, sondernauch, und vorzüglich daruth, weil wir in öffentlicher Wiederholung dessen, was die Verstorbene selbst, noch lebend, vernahm, sie gleichsam mit in unser Publicum hineinziehen, und zur Theilnehmerin an unserm Urtheil machen können. Hier also die hieher gehörigen Stellen des Briefs, und zum Schlusse ein Sonnet, das dieser Band, außer dem, auf dem Titel angeführten, Fragmenten, enthält, und das bedeutende Anklänge aus dem innersten Gefühl der Dichterin vernehmbar machen will.

„Ehe ich Ihrem Wunsch, mein Urtheil über Ihren Mahomed zu vernehmen, Genüge leiste, erlauben Sie mir einige vorläufige Bemerkungen. — Wie sich in dem urbildlichen Schauen und Schaffen Gottes die Freyheit der Nothwendigkeit vermählt, so wird seiner ewigen Weltregierung *alle Zeit Eine Zeit*, und die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Tendenzen, die sich auf dem Gebiete der Geschichte, in der grenzenlosen Möglichkeit, frey zu bewegen scheinen, beweisen sich um seinen Thron in der Einheit einer unendlichen Reihe des Endlichen. Wer, vom eigenen Geiste oder von dem Geiste der Zeit getrieben, diese Idee der ewigen Zeit, in Bezug auf die Verknüpfung einer bestimmten Reihe endlicher Handlungen oder Begebenheiten unter sich, und mit ihrem höchsten Ziele, in dem ewigen Willensacte Gottes, erkannt hat, heist mir ein Prophet; obgleich der Sprachgebrauch einige wahre Propheten unter die Historiker gestellt hat, und überhaupt dem weissagenden Geiste eine Abtheilung der endlichen Zeit anweisen will, da er doch im Moment der Begeisterung über aller Zeit steht, und sie in ihrer ewigen Verklärung erkennt. — Die Handlung eines jeden Drama aber ist nothwendig eine endliche, und wenn in der Tragödie das ewige Schicksal erkheint, so erscheint es zugleich in der Beschränktheit einer, wenigstens supponirten, Beziehung auf einen

endlichen Zweck. Kann nun ein Prophet Subject eines wahren Drama seyn? Ich glaube nicht. Der Kampf mit dem unsichtbar waltenden, und doch in seiner Allgewalt; durch jeden Moment des Übergangs einer Handlung in ihr Product hervorblickenden Schicksale, der, als das Bestreben des Endlichen sich in seiner Endlichkeit zu erhalten, den Adel und die Würde der Unsterblichkeit zu dem nothwendigen Untergang desselben hinzubringt, weil das Endliche, sey's nun im Hingeben oder im Kämpfen, sich seiner göttlichen Natur bewußt werden mußte, ehe es den Tod bestehen, und diesseits oder jenseits die ewige Versöhnung suchen konnte; dieser Kampf faßt bey dem Propheten, als Hauptperson eines Drama, weg. In ihm hat das Schicksal schon die ewige Selbstanschauung und Sprache gefunden, er ist der Mund des Schicksals, und so führten die alten Tragiker ihre Priester und Propheten in das Drama ein. Er selbst kann nicht anders handeln, als mit absoluter Gewissheit. Was jenseits seiner Bestimmung liegt, weiß er nicht, sein eigenes Leben ist ihm fremd geworden, nothwendig ist alles, was er thut, und nicht wie sein Werk. Er erzwingt allenthalben Achtung und Unterwerfung, sobald er gehandelt hat; aber vor der That gleicht er einem Kinde, oder einem Wahnsinnigen. Zwey Selten kann ich mir denken, von denen aus das Leben eines Propheten ins Drama eintreten könnte. — Die erste ist tragisch. Es ist der Vormoment der Weibung, und das Kämpfen und Erliegen der endlichen Natur unter dem mächtigen Zwang eines Gottes, der alle eigene Tendenz ausstrelbt aus dem Individuum, und seine Seele mit gebundenen Banden festkettert an die waltenden Kräfte des Universums, daß es, mit einem feineren Organe, die Begebenheiten und Erscheinungen in der Quelle schaue, in der sich die Endlichkeit zum ewigen Leben läutert. Die zweyte Seite ist hoch-komisch. Der Prophet ist ein freyes Schicksal. Er ist sich seiner Weibung bewußt, und hat Verzicht gethan auf endliche Zwecke. Aber die endlichen und gemeinen Naturen um ihn her glauben keinen Gott und keine Begeisterung, und können Wandel des Geistes im Fleisch. Sie erkennen den Gottgesandten nicht, und lehnen sich gegen seine Macht auf, als gegen die eines endlichen Wesens, wie sie selbst sind. Er handelt, und sein Handeln ist das Spiel eines guten Geistes mit der Ohnmacht und Schwäche, die das Böse thun will, weil sie das Gute für andere thun müßte, und dann nicht Zeit genug zu behalten fürchtet, das Beste für sich selbst zu thun. — Sie haben in Ihrem Mahomed beide Seiten vereinigt, die erste, wemlich dünkt, mit Absicht, die zweyte in der Folge aus Gehorsam gegen die Pflicht der Wahrheit und geschichtlichen Treue. — Um den inneren Kampf des irdischen Geistes mit dem Propheten-Geiste, der ihn mächtig aus seinem Gebiete verdrängen will, zu verlängern, und die tragische Tendenz des Stücks zu erhalten, lassen Sie Mahomed, neben der Gewissheit göttlicher Eingebungen, noch zuweilen, und in gewissen Fällen, dem Zweifel an seiner höheren Bestimmung Raum geben, — nicht selten empfängt er seinen Beruf durch äußere Zufäl-

le und Begebenheiten, die, in ihrer endlichen Gestalt, dem Zuschauer selbst über ihre höhere Abkunft große Zweifel übrig lassen, und zuweilen sogar auf eine Täuschung der Phantasie und auf ein sehr lebhaftes Combinationsvermögen des Propheten, als Erklärungsgründe seiner Weissagungen, hinzudeuten scheinen, wodurch der Leser und Zuschauer leicht in den Sündenfall einer psychologischen Deutung der Denk- und Handlungsweise Mahomeds, oder in den Genuß und Begeisterung störenden Zweifel an der Wahrhaftigkeit desselben, und an der Übereinstimmung seiner Aufseerungen mit seinen wahren Maximen und Zwecken, gestürzt werden könnte. Beyspiele der ersten Art finden sich z. B. in der Erzählung Mahomeds im ersten Zeitraum, besonders wo er auf die Zeit seines Tiefes zu reden kommt, und im dritten Zeitraume, wo Mahomed, im Kampf mit seinen Zweifeln, tief unter die Würde des Gottgesandten sinkt, und sich unwürdig macht des herrlichen Gesichts, das ihm bald darauf zu Theil wird; ferner, verdeckt, aber sehr auflockernd zu psychologischen Deutungen, ist das Verhältniß des Gebets im vierten Zeitraum, ehe Mahomed zu dem Emir geht, zu dem unmittelbaren, doch nur zufälligen Erscheinen der drey Rabinen aus *Yathreb* und ihrer schnellen Bekehrung; verdächtig auch, und an *Columbus* erinnernd, oder doch wenigstens sehr dunkel, nach dem, was wir kurz vorher von Mahomed sahen, die Wirkung seines Gebets auf den Mond vor dem Emir und dem versammelten Volke. Ich will nicht mehrere Stellen dieser Art auszeichnen, la Sie solche, wenn Sie meine Ideen würdigen, Ihren Mahomed in Bezug auf dieselbe zu durchsuchen, noch an vielen Orten finden werden, wo ich sie nur mit Mühe herausheben könnte.“

„Stellen, wo Mahomed aus einer anderen, als der einen Quelle seines Propheten-Geistes, Wort und That zu schöpfen scheint, sind z. B. die Scene, worin Omar bekehrt wird, so trefflich auch das vorbereitende Moment, von Seiten des letzteren, übrigens eingeleitet ist. Zuletzt erlischt in dem *siegreichen* Mahomed der Prophet, und ein Rückblick auf seine früheren Thaten und Reden trübt die Ansicht seines Wesens, und macht es selbst dem Chor an mehreren Stellen unmöglich, ihn, sein Leben und seine Thaten ohne Sophistik zusammen zu verbinden, und in die Harmonie eines Reflexes zu bringen. — Warum erfahren wir nichts von den ersten, heiligen Momenten der Weihe, da Gott zuerst zu seinem Propheten sprach? Ich denke mir das Leben eines Propheten als eine umgekehrte Tragödie, die mit der höchsten, tragischen Entscheidung beginnt, und von diesem Gipfel aus, durch That und Wort, den irdischen Tod aufsucht, der schon getödtet war; als die Tragödie begann, umher ihn zu triumphiren. Mahomed erzählt nur von einer Berufung, aber in einem Momente, da die Begeisterung schon vorüber gegangen ist. Der Chor richtet mehr Zweifel, als Vertrauen, aus. Und doch sitzt der weise Chor hier am besten seinen Platz gebenden. — Sie sehen also, Ihr Mahomed ist mir nicht agisch genug. — Aber für die komische Seite ist er

doch zu ernsthaft, und der Chor tritt auch in eine viel zu genaue Berührung mit den anderen, vernünftigen Menschen, die im Stücke handeln, als daß man irgendwo einen Pferdes- oder Ziegen-Fuß hervorblicken sähe. Und doch wären einige Scenen so durchaus komisch zu nehmen, die Schlacht, die nach der Entscheidung des Emirs droht, — der ganze Überfall im Gebirge bis zu Sofcans Errettung, — wo sich das Tragische romantisch schön hineinschlingt. — Nahlids Tod endlich wäre der höchste Vereinigungs- und Indifferenzpunkt des Komischen und Tragischen geworden, wenn es Ihnen um eine ächt romantische Behandlung zu thun gewesen wäre. Ich will nicht weitläufig seyn. Ich gebe Ihnen Mahomed für jedes, auch das kleinste, Stückchen Ihrer „Gedichte und Phantasien.“ — Doch Mahomed giebt sich nur für eine „dialogisirte Geschichte,“ und will nicht Anspruch machen auf die höhere Construction des Drama, und dieses spricht sich, ich möchte beynahe behaupten als *aufgedrungene* Tendenz, noch außer der Überschrift u. s. w. fast durchgängig in der Einförmigkeit und declamatorischen Richtung des Styls aus, die in modernen Zeiten, da man die Poesie der Geschichte ganz verlernt hatte, ein Auskunftsmittel abgeben sollte, den toten Buchstaben durch die Schraubengewinde der Form auf eine höhere Potenz zu bringen.“

„Als dialogisirte Geschichte des Propheten von Mekka aber geht das Ganze, wenn wir auch die Acte Zeiträume nennen wollen, was sie doch nicht einmal im richtigen Sinne sind, und wenn Sie's auch auf dem Titel als Nicht-Drama angeben wollten, doch ebenfalls nicht durch. Das Ganze ist offenbar auf ein Drama angelegt, — die Chöre reflectiren es in sich selbst, und hindern das allseitige Ausströmen in die allgemeine Geschichte, was, als wesentliches Merkmal, die dialogisirte Geschichte von dem Drama unterscheiden hilft, ferner ist Mahomed für jenen Zweck viel zu sehr von Seiten seines Inneren genommen, und wenn gleich die nur schwach nach Objectivität ringende Form, durch den schwächeren Conflict mit dem Stoff, dem Ganzen einen etwas ruhigeren Gang giebt, und sich dadurch einer Seite der Geschichte nähert: so entfernt sie sich doch auf der anderen Seite, wie schon von selbst klar ist, durch ihre wesentliche Richtung allzuweit vom Ziele der Geschichte, als daß, durch jene Annäherung, die in der Anlage und Construction selbst gegründete Tendenz zum Drama aus den Augen gerückt werden könnte.“

„Sie müssen also Ihrem Mahomed entweder alle Poesie nehmen, was Sie schwerlich gern thun werden, oder Sie müssen die Bande seiner Form ganz auflösen, um zu sehen, auf welche Seite er sich selbst überlassen, hinneigt. — Der Himmel lasse ihn, in dem angeblichen Mutterlande der romantischen Poesie, dem guten Geist begegnen! Ich bin u. s. w.“

Wir geben nun noch das oben versprochene Sonnet: *Der Kuss im Traume*, ein Bruchstück aus einem von der Verfasserin unvollendet gelassenen Romane, dessen Verlust wir um so mehr bedauern, je mehr wir Veranlassung haben zu glauben, daß hier die innere

Geschichte der Dichterin selbst die Formen des Gedichts mit ihrer höheren Lebendigkeit beseelt haben würde.

„Es hat ein Kuß mir Leben eingehaucht,
Gestillet meines Busens tiefstes Schmachten,
Komm Dunkelheit, mich traulich zu umnachten,
Dass neue Wonne meine Lippe saugt.
In Träume war solch Leben eingetaucht,
Drum leb' ich, ewig Träume zu betrachten,
Kann aller andern Freuden Glanz verachten,
Weil nur die Nacht so süßen Balsam haucht.
Der Tag ist karg an liebebüßen Wonnen,
Es schmerzt mich seines Lichtes eitles Prangen,
Und mich verzehren seiner Sonne Gluthen;
Drum birg' dich Aug dem Glanze ird'cher Sonnen!
Hüll dich in Nacht, sie stillt dein Verlangen,
Und heilt den Schmerz, wie Lethes kühle Fluthen.

Gegen den Mißstand, der hier zweckwidrig einfallenden, männlichen Endung, scheint die Dichterin vorsätzlich nachsichtig gewesen zu seyn, ungeachtet schon das: *eingehaucht* des ersten Verses ein sanfteres Verschwinden der Consonanz unmittelbar zu fordern schien.

s.

BERLIN, b. Schüppel: *Thomas Kellerwurm*. Roman von A. F. E. Langbein. 1806. 330 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Herr Thomas von Pampel, von seinen fleissigen Besuchern in den Weinkellern genannt Kellerwurm, ward durch seine allzugnädige Frau Mama zu einem Fresswanst erzogen, dem nach Essen und Trinken nichts über Ruhe und Bequemlichkeit ging. Jede Anstrengung war ihm von Haus aus zuwider, und nur dann raffte er seine Kräfte zusammen, wenn es darauf ankam, seinem Gaumen einen wohlbehaglichen Genuß zu bereiten. Übrigens war er ein Mensch ohne Falsch, hatte Mutterwitz, und eine reiche Ader von guter Laune, die auch bey den empfindlichsten Widerwärtigkeiten nicht versiegte. Seine schwächste Seite war ein hoher Grad von Feigheit; doch verstand er sich meisterlich darauf, diese Ähnlichkeit mit dem Hasengeschlechte unter der Larve der Prahlerey zu verstecken, und sich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Ansehen eines Löwen zu geben. Diesen Herrn Thomas von Pampel, von dessen Äusserem man sich, mit Hülfe der Titelvignette, einen anschaulichen Begriff machen kann, führt Hr. Langbein zuerst ins Cadettenhaus, wo er hungert, stiehlt, und von der Wache läuft: hierauf läßt er ihn die Universität beziehen, eine Liebschaft des lieben Essens wegen anspinnen, nichts lernen, aber am Ende doch, als einen von hochadelicher Geburt, im Examen ungemein wohl bestehen. Seine dritte Rolle spielt Herr von Pampel als Referendar bey der Landes-Regierung, wo aber seine eben so grose Unwif-

senheitals Trägheit sich bald genug veroffenbaren, um ihn seiner Wege gehn zu heissen. Unterdeffen treibt ihn die Noth zu Fräulein Beate von Wimmerling, mit welcher er betet, singt, isst und trinkt; nebenher auch den Erbschleicher macht, was ihm aber durch das erbitterte Kammermädchen mißlingt. Aus der Hungersnoth, in die er durch seine Unvorsichtigkeit gerathen, wird er durch den Verlust seines Vaters und durch den Besitz des väterlichen Vermögens, gerissen. Aber nur auf kurze Zeit: denn die Erbschaft ist mit Hülfe eines ihm anhängigen Dorfbalbiers bald vergeudet. Nachdem ihm der Plan, als Schriftsteller Geld zu verdienen, misslungen ist, begiebt er sich auf Reisen, um sein Glück in der Fremde zu machen, und wird erst Kammerjunker, dann Hauptmann bey dem von dem Fürsten zu stellenden Reichs-Contingent. Hier beweiset er sich in offener Feldschlacht als einen tapferen Ausreisser, und bey einem nächtlichen Ueberfalle weifs er sich so geschickt in das Heu zu verstecken, dass ihn kein Feind herausfinden kann. Seine Tapferkeit und resp. Geschicklichkeit wird mit dem Abschiede belohnt, welcher ihn aber nur so lange beunruhigt, bis er von einem Onkel zwanzig Tausend Thaler erbt. Doch auch dieses Geld ist bald durch die Gurgel gejagt, und nun bietet ihm das Glück zum letzten Male die Hand, indem es ihn zum Ober-Küchendirector bey einem kleinen Fürsten macht. Aber nur wenige Tage glänzt er in diesem Posten; die Kabalen der Köche befördern seinen Untergang; er muß den Hof verlassen und stirbt als irrender Ritter. — Dies sind die Thatfachen, mit deren Erzählung Hr. Langbein einen Angriff auf das Zwergfell der Leser versucht hat. Wäre er doch nur dabey mit etwas mehr Ueberlegung und gesetzteren Schritten zu Werke gegangen. An Talent zum Komischen gebriecht es ihm nicht, aber an dem, was jedem Talente erst seine Würde giebt, an Kritik. Hier hat ihn die Eile von einem Fehlritte zum anderen fortgerissen, und wenn man ja einmal bey einer Seite lachen könnte, so läßt uns der von der vorhergehenden mitgebrachte Ärger nicht dazu kommen. Vermuthlich hat ihn auch diese Eile vergessen lassen, dass jeder Roman ein in sich vollendetes Ganzes seyn müsse, dass die Wahrscheinlichkeit sehr gerechte Ansprüche auch an das Lächerliche habe, und dass man nicht Alles lächerlich machen dürfe, was einem Witzbolde eine lächerliche Seite zeigt. Ausserdem ist auch das Ganze in einer viel zu plumpen Manier gearbeitet; die Charaktere viel zu frazenhaft geschildert, und viel zu viel verlegener Witz angebracht, als dass Leute von Bildung viel Geschmack an diesem Kellerwurm finden sollten.

JS.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Braunschweig, b. Schröder: *Meister Ulrich und sein Pflegesohn*. Ein Roman. 1804. 192 S. 8. (16 Gr.) Ein Kunstwerk ist dieser Roman nicht; aber er verdient doch unter den hunderten, die jährlich erscheinen, eine kleine Auszeichnung. Wenn gleich die Begebenheiten sich nicht natürlich entwickeln, so folgen sie doch auch in keiner unnatürlichen Verwicklung auf einander, und in der Charakterzeich-

nung sind keine widersprechenden Züge. Der Ton der Erzählung ist leicht und schlicht, die Sprache ohne auffallende Vorzüge, wie ohne auffallende Fehler. Dafs der Meister *Ulrich* des Textes auf dem Titel in einen Meister *Ulrich* verwandelt worden ist, kann als die Anzeige eines Schreibefehlers angesehen werden.

L. W.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JUNIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. dem Vf. und b. Ruff: *Grundsätze der National-Ökonomie oder National-Wirtschaftslehre* von Ludwig Heinrich Jakob, Dr. und ord. Prof. der Philos. in Halle. 1805. XVI und 548 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Ebendasselbst: *Abhandlung über die National-Ökonomie oder einfache Darstellung der Art und Weise, wie die Reichthümer entstehen, vertheilt und verzehrt werden*, von Joh. Baptist Say, Mitglied des Tribunats in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Ludwig Heinrich Jakob. 1807. B. I. XXXII und 486 S. B. II. VI und 544 S. 8.

Beiden Werken liegen Adam Smiths Untersuchungen über die Natur und Ursachen des National-Reichthums zum Grunde, ihre Vff. sind von diesen ausgegangen, und sind in dem Lob seiner großen Verdienste einverstanden. Aber weder Hr. J. noch S. folgen ihm in der Ordnung; auch weichen sie dann und wann in der Entwicklung der Begriffe, auch wohl in einigen Punkten, die gerade nicht die Fundamente betreffen, von dem allgemein verehrten Lehrer und Meister ab. Beide sind bemüht gewesen, durch eine lichtvollere logische Ordnung die Uebersicht und Einsicht zu erleichtern; beider Bemühen ist nicht ohne Verdienst; und kann und wird nicht nur zur nahen Vertraulichkeit mit Smiths Vorstellungen führen, sondern auch Gelegenheit geben, über manche Sätze, die Smith etwa nur berührt, nähere Auskunft, über andere, die er nicht hinlänglich begründet hat, oder die bestritten werden können, mehr Belehrung zu erhalten. Beide Schriftsteller sind ihm nicht sklavisch gefolgt; sondern sie sind, wie es deutlich hervorgeht, so zu Werke gegangen, daß sie Smiths Untersuchungen schon zuvor zu eigen machten, dann mit Hilfe eigenen Nachdenkens und eigener Reflexion ihre Bücher entwarfen. Unter der Menge von Schriften, welche Smith veranlaßt hat, werden sie stets einen ehrenvollen Platz einnehmen, und dem Kenner hier und da neue Aufschlüsse oder Veranlassung zum weiteren Nachforschen anbieten, ganz vorzüglich aber denen, welchen Smiths Untersuchungen aus bekannten Ursachen schwer und zu mühsam zu verstehen sind, auf eine bequeme Weise zur Einsicht in diese Fächer des menschlichen Wissens verhelfen, auch das nachmalige Studium des einzigen, trefflichen Werkes erleichtern. Dieß Studium aber darf und soll durch diese und andere ähnl.

liche Bemühungen nicht hintangesezt noch erlassen werden. Wer es ernstlich meint, der muß keine Beschwerte scheuen, und auch an der Quelle selbst schöpfen lernen, wie unzugänglich sie auch seyn mag.

Hr. S. und Hr. J. befolgen andere Methoden, eine andere Ordnung in der Darstellung, und in der Entwicklung der Begriffe. Bey der Ordnung dieser wird sich schwerlich je ein strenges System behaupten lassen; aber das Verfahren beider läßt sich vertheidigen, und gewährt vielleicht eine leichtere Uebersicht, als das, welches Smith gewählt hatte. Hr. S. handelt in fünf Büchern von der Production, dem Gelde, dem Werthe der Dinge, dem Einkommen, der Consumtion. Hr. J. handelt in drey Hauptstücken von der Entstehung und Vermehrung des National-Reichthums, von den Principien der Vertheilung des National-Einkommens, von der Consumtion. Hr. J. schrieb nach Say, und hat diesen zuweilen benutzt, unter anderen in der Lehre von der Consumtion, aber er hat ihn so benutzt, wie jeder, der selbstständig ist, einen Vorgänger benutzen wird. Hr. J. hat alles absondern wollen, was die Finanzen betrifft, und das, was die oberste Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums thun kann, und sich bloß auf das beschränkt, wie der National-Reichthum entsteht, sich vertheile, und verbraucht werde. Er nennt dieß National-Ökonomie und will die anderen Theile Staatswirtschaft genannt wissen. Hr. S. redet auch von den Finanzen, und gelegentlich, ohne diesem einem besondern Abschnitt zu widmen, von dem, was die oberste Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums zu thun habe. Allerdings kann so verfahren werden, wie Hr. J. verfahren ist; allein jener eine Theil, der wichtigste, den er behandelt hat, begründet nicht nur die beiden anderen, sondern diese haben hinwieder Einfluß auf den National-Reichthum, so daß Rec. keinen großen Gewinn sieht, wenn man diese verschiedenen Theile eines Ganzen, als verschiedene Wissenschaften trennt, denen besondere akademische Vorträge gewidmet werden sollen, da die vielen Curse auf unseren höheren Schulen noch mehr zu vermehren, ohne daß eine dringende Noth vorhanden ist, gar nicht rathsam scheint. Mit den noch so sehr getrennten akademischen Vorträgen läßt sich doch nicht alles ergründen und erläutern, sie müssen und können nur als Anleitung zum eigenen Studium dienen. Ohnehin ist es begreiflich, daß, indem Herr J. nur den einen Theil bearbeitete, er gleichwohl genöthigt war, den anderen auch zu erwähnen, und wenigstens von der obersten Gewalt und den Finanzen.

R r r

infofern sie auf den National-Reichthum wirken, Noth zu nehmen.

Eine Verschiedenheit zwischen beiden Werken findet sich noch darin, daß das deutsche zunächst zum Leitfaden für einen akademischen Vortrag, das Französische aber überhaupt für alle die bestimmt ist, die sich von diesen Kenntnissen näher unterrichten wollen, sey es solche, die in Staatsgeschäften gebraucht werden, oder die, ohne eben *ex professo* diesen Studien sich zu ergeben, ein lobenswerthes Bedürfnis verspüren, über diese wichtigen Angelegenheiten sich zu unterrichten. Eben deshalb ist denn das französische Werk als Buch viel erfreulicher zu lesen, es hat die kurze Paragraphenform und den bekannten compendiärischen Zuschnitt nicht, den das deutsche Werk hat und haben mußte. Die Franzosen behaupten, sie allein verständen die Kunst, angenehme, erfreuliche und lesbare Bücher zu schreiben, und ohne dies zugeben zu wollen, so ist doch von einer Seite etwas Wahres in diesem Satze, und Hr. S. versteht die Kunst allerdings in einigem Masse. Es haben die Franzosen ferner den Ausdruck, was nicht deutlich und klar ist, das ist nicht französisch; und in der That hat unser Vf. aufs eifrigste, und gewiss nicht ohne Glück, sich bemüht, auch dies Erfodernis eines guten französischen Schriftstellers zu erfüllen. Er ist dabey, was wir oft seiner Nation vorwerfen, gar nicht leichtfertig in seinen Untersuchungen; aber ohne den ganzen mühsamen Proceß, wie er zu dieser oder jener Überzeugung gelangt ist, oder wie er Smith's Ideen verstanden, aufgenommen und benutzt habe, dem Leser vorzulegen, trägt er seine Ansichten vor, und begründet ihre Wahrheit auf eine Weise, so daß jeder einigermaßen gebildete Mann ihm mit Vergnügen und Belehrung, selbst in den abstractesten Untersuchungen, folgen wird und folgen kann. Die Anwendung macht er dann auf die Fehler und auf das Gute, das sich in Frankreich, den von ihm bewährten Grundsätzen gemäß, vorfindet. Er zeigt hier mannichfaltige Kenntnisse und Erfahrung, sollte man auch gerade nicht mit allem einverstanden seyn, und die Phänomene zuweilen anders zu erklären sich für berechtigt halten. Er zeigt aber unbezweifelt wohlwollende, gute Gesinnungen; und in Bezug auf das, was von Seiten der obersten Gewalt zur Beförderung des National-Reichthums geschehen sollte, und was nicht, zeigt er Muth, gegen das System sich ungesehen zu erklären, das jetzt von seiner Regierung befolgt wird. Er thut dies so ungeschweht, daß er auch das nicht einmal erwähnt, was unter den gegebenen Umständen von Seiten der französischen Regierung zur Vertheidigung der von ihr ergriffenen Mafsregeln, als solcher, die auf vorübergehende Zustände berechnet sind, angeführt werden könnte. Herr S. tadelt die Mafsregeln seiner Regierung oft selbst nicht ohne Bitterkeit, und er ist gleichwohl Mitglied des Tribunats. Dieser Umstand darf billig nicht übersehen werden. Man spricht viel von dem Presszwang in dem großen Reich. Es ist bekannt, daß, vermö-

ge der vorhandenen Gesetze, die Zeitungen und periodisch erscheinende Schriften unter eine stete Controlle der Regierung gegeben sind, nicht aber die übrigen Werke, die keiner Censur überall bedürfen, und daß, wenn Eingriffe von Seiten der Regierungsbehörden geschehen, gewisse, in den constitutionellen Gesetzen versprochene Hülfen angewandt werden können. Einen unverwerflichen Beweis aber, daß es mit diesem Zwang nicht so gar übel sey, als man es oft macht, liefert doch dieses Buch, wenn man dabey das Amt bedenkt, welches der Vf. bekleidet.

Herr Prof. J. ist auf andere Weise, zu Folge des Zwecks verfahren, den er sich vorgesetzt hatte. Sein Buch hat ein anderes Publicum, es ist zu akademischen Vorträgen bestimmt, in kurze Paragraphen nach diesem Zweck zerschnitten. Es ist verwegen, das völlig zweckmäßige eines solchen Buchs angreifen zu wollen, da man ja nur einen Theil hat, indem den anderen der mündliche Vortrag hinzufügt. Aber die Ordnung ist gut, und in mancher Hinsicht, nach des Rec. Dafürhalten, besser, als die bey S. Ohne Wiederholungen kann es bey diesen Kenntnissen, wo strenges System nicht anwendbar ist, nicht wohl abgehen. Ofters, sagt der Vf., habe er die Ordnung geändert, und wenn es dem Rec. scheint, daß dies oder jenes noch geändert werden könne, so kann er doch nicht wohl in dies Detail hier eingehen, und noch weniger die Entwicklung dieses oder jenes Begriffs, die ihm nicht genügend war, hier anführen, noch mag er sagen, daß der Vf. ihm hier zu kurz, dort zu weitläufig vorgekommen sey, da er immerhin antworten kann: in dem mündlichen Vortrage ward dagegen dies übergangen, bloß auf das Handbuch verwiesen, und in dem andern Fall supplirt eben dieser Vortrag das Mangelnde. Das aber muß angemerkt werden, daß der deutsche Schriftsteller an scharfer Bestimmung der Begriffe den Franzosen zuweilen übertrifft, und an Deutlichkeit und Falslichkeit ihm meist gleich steht. Beide Werke können recht gut neben einander bestehen, und ohne Zweifel hat dies auch Hr. J. vermocht, S. Werk ins Deutsche zu übertragen. Rec. hat die Übersetzung nicht ganz verglichen, aber was er verglichen hat, das hat ihm treu und so übersetzt geschienen, daß man es kaum merkt, daß man eine Übersetzung vor sich habe, wie denn Hr. J. seine Geschicklichkeit in dieser Hinsicht bereits öfters bewährt hat.

Da nun aber beide Schriftsteller in einigen Punkten unter einander und von Smith abweichen, so sind daraus die Anmerkungen des Hn. J. zu dem *Say'schen* Werke entstanden, wovon die vorzüglichsten sich am Ende der Übersetzung befinden. Diese enthalten vorzüglich das Neue und Wichtigere in beiden Werken, wenn man mit Smith sonst vertraut ist, und von den Verdiensten der Ordnung, der Deutlichkeit, der Entwicklung der Begriffe absieht, die beiden sonst eigen seyn mögen. Diese Abhandlungen werden deshalb denn auch eine nähere Prüfung verdienen.

Die vorzüglichsten sind folgende, die minderbedeutenden wollen wir übergehen: 1) Vergleichung des physiokratischen und Smithschen Systems; 2) Unterschied zwischen productiver und unproductiver Arbeit; 3) von den Wirkungen des Schlagschatzes; 4) von dem letzten Mafsstab des Werths der Dinge.

Was den Unterschied zwischen dem physiokratischen und Smithschen System betrifft, so ist er aufs treffendste in dieser Abhandlung angegeben. Auch dem Rec. hat es gar seltsam geschienen, daß Garnier den Beweis übernehmen wollte, Smith und die Physiokraten wären eigentlich ganz einverstanden, da doch der erste die Arbeit, welche den Dingen einen Werth hinzufügt, die anderen aber die Erzielung des rohen Products, oder das, was sie Landbau nennen, als die einzige Quelle des Reichthums ansehen. Dieses wird nun in dieser Abhandlung von Hn. J. bemerklich gemacht. Er zeigt zugleich, daß jede Art von Arbeit, die einen Werth erzeugt, den Reichthum vermehren könne, welches Smith auch in Bezug auf die Fabrication und den Handel, jedoch vielleicht nicht ganz befriedigend, gezeigt hatte. Indefs haben offenbar die Physiokraten ihren Satz noch weit weniger bewiesen, und auch in der ökonomischen Tabelle wird nicht befriedigend dargethan, daß es sich in der Wirklichkeit so verhalte, wie sie daselbst dem Scheine nach es darzuthun vermeinen. Es wird von Hn. J. gezeigt, daß der Werth der Fabricaten nicht bloß aus dem Werthe der rohen Materie und dem, was die Arbeiter während der Fabrication verzehrt haben, zusammengesetzt sey. Ein Theil der Arbeit der Fabricanten ist schon hinreichend, das rohe Material und die bey der Fabrication verbrauchten Nahrungs- oder Unterhaltungs-Mittel zu bezahlen, und der überschüssige Theil ihrer Arbeit schafft einen Werth, der zuvor nicht da war. Es wird dies durch ein fingirtes Beyspiel eines ackerbauenden Volks auf einer isolirten Insel, wo die Erde in gleiche Portionen vertheilt worden, oder durch das Beyspiel eines Landes, wo die Natur die rohen Products ohne oder bey ganz unbedeutender Arbeit lieferte, und wo zufolge der Physiokraten kein Reichthum entstehen könnte, dargethan. Der Begriff productiv in physiokratischem Sinn, wenn er bloß der Erzielung des rohen Products beygelegt wird, indem, zufolge dieser Schule, die Substanz allein sich durch die Natur vermehrt, wird berichtigt, und es wird mit Say behauptet, daß die Natur so gut wie der Mensch nur die Form ändere. Productiv ist nach Smith die Arbeit, die an einer dauernden Sache sich heftet und ihren Werth vermehrt; nach Say jede nützliche Arbeit. Hr. J. sagt, reiner Ertrag ist das Product jeglicher Arbeit, nach Abzug der Consumtion, die dessen Erzeugung foderte. Endlich wird mit Recht noch gegen die Physiokraten bemerkt, daß ihre Behauptung irrig sey, die Natur arbeite allein bey Landbaue mit dem Menschen, und gewähre eben dadurch den reinen Ertrag in ihrem Sinn, eine Behauptung, von der auch Smith sich hat hinreißen lassen; allein bey Manufacturen und dem Handel weilen die Naturkräfte gleichfalls ja zur Gewinnung des

Products oder Erreichung des Zwecks benutzt, Luft, Wasser u. s. w. müssen beiden dienen.

In der andern Abhandlung, worin der Unterschied über productive und unproductive Arbeit noch mehr entwickelt wird, bemüht sich Hr. J. vorzüglich darzuthun, daß nicht bloß, wie Smith behauptet, die Beschäftigungen, welche auf die Erzielung des rohen Products, dessen Verarbeitung und den Handel gewandt werden, einen ursprünglichen Werth erzeugen, sondern er tritt in dieser Hinsicht Say bey, der die übrigen nützlichen Beschäftigungen immaterielle Güter nennt, welche Hr. J. unter dem Ausdrucke persönlicher Dienstleistungen begreift. Den Unterschied sucht der Vf. zunächst darin, daß Personen nicht als Sachen (wo es nämlich keine Sklaven giebt) besessen werden können; steigere man aber den Begriff von Reichthum so, daß darunter der Vorrath von Sachen und Verhältnissen verstanden werde, so müsse man auch die Talente und Dienste Anderer dazu rechnen. In der That hat auch Smith zum stehenden Capitale einer Nation die Fertigkeiten und Geschicklichkeiten der Mitbürger schon gezählt. Somit wird es auf den Begriff ankommen, den man mit dem Worte Reichthum verbindet. Ferner wird gezeigt, daß die Talente und Dienste nicht nur mittelbar zur Vermehrung des National-Reichthums wirken, sondern daß sie auch häufig die Stelle reeller Reichthümer vertreten, weshalb die Eintheilung in productive und unproductive Arbeiter um so weniger passe, wenn dadurch ganze Stände unterschieden werden sollten; die Dienste, heißt es, hätten auch einen Tauschwerth, und versteht man unter productiver Arbeit diejenige, welche einen ursprünglichen Werth erzeugt, so ist es klar, daß Talente und Dienste dies auch können. Rec. ist mit diesem allen einverstanden. Indefs hat Smith gewiß nie die unmittelbare Wirkung einzelner Theile der von ihm sogenannten unproductiven Arbeiter gelugnet; und wie hätte er dies sollen? Er leugnet auch gar nicht, daß diese Talente und Dienste einen Tauschwerth haben, und kann nicht leugnen, daß sie in dem Sinne, worin Hr. J. den Ausdruck productiv nimmt, productiv seyn könnten. Es wird also hier darauf ankommen, daß man sich über diesen Ausdruck verständige. Allein der Unterschied den Smith zwischen der Arbeit, die auf die Erzielung des rohen Products, auf Fabrication und Handel gewandt wird, und der Unterschied zwischen der Arbeit derer, die mit anderen Gegenständen sich beschäftigen, beruht in sofern auf einer wirklichen Verschiedenheit, indem die Arbeit jener, wie Smith sagt, dauernd und bleibend an einer Sache haftet und somit, wie er sich ausdrückt, ein gedoppelter Absatz auf dem Markte erscheint. Eben deshalb nennt auch Hr. J. in seiner National-Ökonomie die Arbeit, welche auf die Erzielung des rohen Products, die Verarbeitung desselben und den Handel mit beiden gewandt wird, eigentlich productive Arbeit. Smith hat nach dem Rec. das Verhalten darin unrecht, daß er die Arbeiter seiner unproductiven Classe also nennt, obgleich jener Unterschied besteht, und daß er die, welche

mit nützlichen Arbeiten sonst beschäftigt sind, die mittelbar den Reichthum vermehren helfen, so darstellt, als lebten sie bloß auf Kosten seiner productiven Classe. Eben dies aber hat ihn auch in der Folge seiner Untersuchungen zu manchen Behauptungen verleitet, die eine Berichtigung zu bedürfen scheinen, während sein reiner Ertrag, den er zufolge der phlogokratischen Lehre ausschließend dem Landbau zugerechnet, ihn zu ähnlichen Folgerungen nicht verführt hat.

In der Abhandlung vom Schlagschatze erklärt sich Hr. J. gegen Smith, Say und andere, welche aus bekannten Gründen dem Schlagschatze das Wort reden. Auch schon Garnier hat dies, obwohl gestützt auf ein anderes Raisonnement, gethan, und bey den Discussionen vor einigen Jahrzehenden über den süßischen Münzfuss und die Einrichtung des holländisch-schleswighischen, sind ähnliche Gegner des Schlagschatzes aufgestanden. Hr. J. sagt also: Durch den Schlagschatz wird die Münze vertheuert, jeder, der die Münze braucht, muß die Abgabe tragen, und demnach wirkt eine Abgabe, von der Münze erhoben, viel anders, als eine Abgabe, die auf einen anderen Consumtions-Artikel fällt; es werden somit durch den Schlagschatz alle Waaren ohne Unterschied vertheuert in dem Maße, als dieser höher oder niedriger ist.

gegeben, daß jeder bey dem Ausvertheuerten Geldstücks den vollen wieder empfangt, um welchen er abe: „allein, so heißt es hier weiter auch der Einzelne bey dem Austausch so gehört doch immer eine größere n-dazu, um sich das Tauschmittel bald dasselbe durch den Schlagschatz und diese größere Quantität Güter hätte können zu etwas anderem verwandelt werden, wenn man sie nicht zur Anschaffung der Münzen und zum Austauschen nöthig gehabt hätte. Da aber die größere Quantität realer Werthe, welche bey einem vorhandenen Schlagschatze für das Geld bezahlt werden muß, in gar keinem Verhältnisse mit dem Werthe steht, den die Regierung als Abgabe dadurch zieht; so ist klar, daß jeder Schlagschatz mehr oder weniger nachtheilig auf den National-Reichthum wirken muß, und daß der Nachtheil viel größer ist, als der Vortheil, den die Regierung vom Schlagschatze ziehen kann.“ Dies wird durch ein fingirtes Beyspiel erläutert, und alsdann (S. 475) hinzugesetzt: Je mehr Werthe eine Nation zur Circulation gebraucht, desto weniger kann sie zur Production anwenden, und desto weniger kann sie genießen. Daraus wird alsdann weiter gefolgert, daß in Bezug auf den inländischen Verkehr dies nicht nur der Fall sey; sondern daß im auswärtigen Handel, alles übrige gleich angenommen, die Fremden lieber ein Markt vorziehen würden, wo eine Landesmünze cursire, von der kein Schlagschatz erhoben würde, als etwa das umgekehrte, wo dies der Fall sey, eben weil alle Waaren bey uns um den Belauf dieses Schlagschatzes theurer seyn würden. Eben

deshalb wird dem Englands Verfahren, das bekanntlich keinen Schlagschatz nimmt, empfohlen, und seine Münz-Politik, aus dem Wunsche dieses Volks, seine Güter den Fremden so wohlfeil als möglich zu verschaffen, erklärt, um dadurch die Concurrenten zu schlagen. Die Nation aber gewinne, heißt es ferner, gar sehr viel mehr auf andere von selbst nunmehr erleuchtende Weise, als sie durch die Übernahme der Münzkosten und dem Verzichtleisten auf ein kleines Einkommen vom Münzen je gewinnen könne. Es wird endlich hinzugesetzt, daß die bekannten Beforgnisse der Advocaten des Schlagschatzes aus folgenden Ursachen ungegründet wären. Denn gute Münze werde immer auch ohne Schlagschatz etwas theurer seyn, als rohes Metall von gleicher Feine, weil Gewicht und Feinheit in der Münze genau bestimmt sey, weil sie sogleich als Tauschmittel gebraucht werden könne, da wenigstens selbst dann, wenn kein Schlagschatz genommen würde, einige Zeit erfordert werde, um das Metall in Münze zu verwandeln, und während dieser auch unter anderen die Zinsen verloren gingen; endlich weil die Münze durch den Umlauf einigermaßen abgerieben werde, und sie somit in Kurzem etwas weniger enthalte, als da sie aus den Händen des Münzmeisters kam. Hieraus wird gefolgert, daß der Goldschmidt höchst selten von dem ersten Momente einigen Vortheil ziehen könne, die bey den anderen ihm und seinem Einschmelzen entgegen wirkten. Es werde aber nur dann ein Reiz entstehen, die Münze ohne Schlagschatz ins Ausland zu versenden, wenn jener einen unregelmäßigen Gang angenommen habe; aber auch in diesem Falle ist der Vf. der Meinung, daß, wenn es nur frey stünde, das gemünzte wie das ungemünzte Metall auszusenden, jenes schon wieder zu seiner Zeit zu uns zurückkehren würde. Es hält ferner der Vf. für unmöglich, daß ein Land, das einen Schlagschatz nehme, dadurch im Stande sey, die Münze der übrigen, die keinen nehmen, an sich zu ziehen. Wenn aber das Geld einer Nation, die keinen Schlagschatz nähme, so beliebt bey andern würde, daß diese die Münze jener Nation zur Circulation ihrer Güter vorzögen: so würde zwar jene die Münzkosten dieser vermehren und vom Auslande gebrauchten Münzen tragen müssen, allein dieser Aufwand würde gar sehr dadurch vergütet werden, daß jenes Volk mit den anderen Völkern in größere Handelsverbindungen kommen würde, denn diese würden die rohen Metalle nicht jenem der daraus entspringenden Kosten wegen zum Ausmünzen zuführen, sondern sie würden Waaren dafür geben, und dadurch würden die Handelsverbindungen jenes Volks zunehmen, und eben daraus ein weit größerer Vortheil entstehen, als aus dem Aufwande zu Bestreitung der Münzkosten verloren ging. „Einer Nation (heißt es S. 488) könnte in der That kein glücklicheres Ereigniß begegnen, als wenn fremde Nationen sich ihrer Landesmünze zu bedienen anfangen.“

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. dem Verf. und b. Ruff: *Grundsätze der National-Ökonomie oder National-Wirtschaftslehre* von Ludwig Heinrich Jakob, u. f. w.

Ebendasselbst: *Abhandlung über die National-Ökonomie oder einfache Darstellung der Art und Weise, wie die Reichthümer entstehen, vertheilt und verzehrt werden*, von Joh. Baptist Say. Aus dem Französischen von L. H. Jakob, u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. hat durch dies alles seine Überzeugung nicht geändert, und ist vor wie nach ein Vertheidiger des Schlagchatzes in gewissem Mafse und in gewissen Verhältnissen. Wenn der Verf. zugesteht, dass im inneren Verkehr jeder einen gleichen Werth für die Münze, wovon ein Schlagchatz erhoben worden, erhält, wenn er sie ausgiebt, als er dafür gab, da er sie empfing; so ist damit schon so gut als alles für den Schlagchatz im inneren Verkehr entschieden. Zwar heisst es ferner, dass die Nation in diesem inneren Verkehr nun einen um so viel größeren Aufwand machen müsse, um sich dies Circulations-Medium zu verschaffen, und es wird in einem supponirten Beyspiele gezeigt, dass dies einige Millionen betragen könne, welche zur Production oder Consumtion hätten verwandt werden können. Allein dem Rec. scheint hier eine irrige Vorstellung zum Grunde zu liegen. Die Landesmünze wird nicht consumirt, und der, welcher sie consumiren will, d. h. zum Beispiel der Goldschmid, oder der Geldmäkler, der die guten Stücke einschmilzt, der soll es eben nicht, und darum hat man eben ganz vorzüglich den Prägeschatz, obwohl er diesem Übel zuweilen nicht allein hinlänglich vorbeugt, wenn andere Fehler in der Münzpolitik bestehen. Deshalb aber macht auch die Nation, die bey ihrem Gelde einen Schlagchatz eingeführt hat, keinen größeren Aufwand, um die Circulation ihrer Güter zu bestreiten, es scheint, die Sache müsse so vorgestellt werden, dass die Güter durch das Geld nur circulirt werden, und der Ausdruck scheint dem Rec. schielend, dass das Geld in dem inneren Verkehr gebraucht werde. Weit entfernt, dass ein Volk, das eine mit einem Prägeschatz verfehene Münze hat, einen größeren und nutzlosen Aufwand zu machen habe, erhält es eben dadurch ein wohlfeileres Circulations-Medium, das ihm gleiche Dienste im inneren Verkehr, als das theuerere obere Schlagchatz gewährt. Wenn man das hier erwähnte Beyspiel annimmt, dass von zwey Nationen zur Be-

treibung ihres inneren Verkehrs jede 50 Millionen Thaler bedürfe, so würde die eine, vorausgesetzt, sie nähme einen Schlagchatz von 5 Procent, ihren Verkehr mit dem inneren Metallwerthe von 45 Millionen betreiben, während die andere, die keinen Schlagchatz nähme, den Werth von 50 Million. in Metallen zu diesem Zweck nöthig haben würde. Wenn aber ferner behauptet wird, dass keine Gefahr aus den angeführten Gründen wegen des Einschmelzens Statt finde, und dabey vorzüglich der Goldschmide gedacht wird: so sprechen tausend Erfahrungen dagegen, und man muss nicht bloß an Goldschmide, sondern an Kipper und Wipper, Geldmäkler und alle die denken, welche bereit sind, auch den kleinsten für sie entspringenden Vortheil aus dem Einschmelzen zu ziehen, welchen sie früher oder später immer ziehen werden, wenn kein hinlänglicher Schlagchatz ihnen das Gewerbe verdirbt. Es ist bekannt, dass, wie vervollkommenet die Münzkunst auch seyn möge, gleichwohl sie nicht so vollkommen ist, dass man genau jedem einzelnen Stücke dasselbe Schrot und Korn geben kann, weshalb bald ein größeres, bald ein geringeres Remedium den Münzmeistern, verschieden bey den verschiedenen Münzen und nach den Fortschritten ihrer Kunst, zugesandt wird. Es ist eben deshalb, wenn der Gehalt einer Münze geprüft werden soll, das Verfahren so, dass man nicht ein einzelnes Stück, sondern eine größere Quantität derselben nimmt, um die Probe damit zu machen. Ferner werden die Münzen durch den Gebrauch nicht gleichmäßig abgenutzt, die einen mehr, die anderen weniger, die Kipper und Wipper gefellen sich hinan. So verschwinden dann die guten, gehaltvollen Münzen nur zu leicht, während die leichteren und schlechteren verbleiben, wenn kein hinlänglicher Schlagchatz genommen wird. Englands Silbergeld liefert Beweise genug, und die unfäglichen Betrügereyen, die damit vorgehen, sind bekannt. Wie es mit den Goldmünzen ehemals gleichfalls geschehe, und warum es jetzt nicht, wenigstens in dem Mafse nicht geschehe, davon sind die Gründe gleichfalls bekannt. Dass aber ein Land, das von seinen Münzen keinen Schlagchatz erhebt, sie allerdings an Länder übergehen sehen könne, welche einen Schlagchatz nehmen, ist sehr gewiss und durch mehrere Erfahrungen bewährt, vollends wenn andere kleinere Fehler in der Münzpolitik hinzukommen, aber auch ohne diese. In dem kleineren Verkehr an den Grenzen nimmt man, wo ein solcher Unterschied in den Münzen besteht, wechselsweise den guten und den schlechten Groschen, und man muss ihn nehmen. Auf diese Un-

S s s

kunde des grossen Haufens aber speculiren die Geldmäkler und Einschmelzer, und selbst Münzstätte, die einen Schlagschatz nehmen, gar wohl, wie unter andern im nördlichen Deutschland sich oft gezeigt, und worüber Büsch mehrere Beyspiele angeführt hat. Aber auch im Grossen ist und kann diess der Fall seyn, wie der eben genannte Schriftsteller, z. B. in Bezug auf das englische Silbergeld bemerkt, wozu sich freylich noch andere Münzfehler gesellen. — Aber auch in Bezug auf den auswärtigen Handel kann der Rec. sich nicht überzeugen, daß die Erhebung eines Schlagschatzes von unserer Landesmünze dem Absatz unserer Producte Schaden würde. In dem kleinen Verkehr an den Grenzen wird das bessere und das schlechtere Geld wechselseitig genommen. Eben deshalb hat z. B. Sachsen schlechtere kleine Scheidemünze prägen lassen, um die bessere nicht ganz durch den Verkehr mit dem benachbarten Preussischen verschwinden zu sehen. In dem grösseren Verkehr aber, wo durch Wechsel-Assignmenten der Kauf und Verkauf der Völker betrieben wird, da wird das *Pari*, abgesehen von allem Schlagschatze, nach der Quantität des in den beiderseitigen Münzen enthaltenen Metalls bestimmt; und in diesem Falle kauft man, alles übrige gleich angenommen, wohlfeiler in einem Lande, wo eine Münze existirt, von welcher ein Schlagschatz erhoben wird, als in demjenigen, wo diess nicht der Fall ist. Auch giebt es, in dem Falle, daß mit Wechselln nicht auszukommen wäre, andere Hülfen, deren Angabe hier zu weit führen würde, um die theuere Landesmünze zu umgehen, und ohnehin ist dieser Fall der seltenere. Gewiss aber ist, daß jedes Land, das keinen, den besondern Verhältnissen angemessenen, Schlagschatz von seinen Münzen erhebt, früher oder später seine gute Landesmünze verschwinden, und mit schlechten einheimischen oder fremden sich überlassen sehen wird, und die grössern Verwirrungen es bedrohen.

Es scheint nicht, daß Herr Jakob mit dem trefflichen Aufsatze über diese Materie von Büsch bekannt sey, wenigstens hat Rec. keine Spur davon gefunden, gleichwohl enthält er die schätzenswertheften Erfahrungen. Es ist aber nicht gut, daß man bloß aus Begriffen bey diesen Objecten rasonire, sondern daß man auch die Phänomene beobachtet, eben weil diese vor mancher Einseitigkeit bewahren können. Er sagt diess nicht in Bezug auf Hn. J., der hierüber wohl gewiss mit dem Rec. einverstanden ist, sondern in Bezug auf die Richtung, welche die staatswirthschaftlichen Untersuchungen unter uns überall jetzt zu nehmen scheinen. Es ist recht gut auf die schärfste Bestimmung der Begriffe zu dringen, und es ist recht üblich, die Theorie zu vervollkommen: allein es darf auch gar nicht vergessen werden, daß diess nicht allein bey diesen Kenntnissen zureichend sey. Die Beobachtung der Phänomene, ihre genaue Kenntniss, verbunden mit der Theorie, wird allein vor der Einseitigkeit bewahren. Freylich weis, der gute Kopf die Erscheinungen anders zu benutzen, als der mangelhafte, und es kann gegen den Werth der Erfah-

rungen nichts beweisen, wenn der letztere sie schlecht erklärt. Gewiss aber wird durch die richtige Beobachtung der Erfahrungen und ihre richtige Beurtheilung die Theorie selbst gar sehr gewinnen, und auf diesem Wege ist auch Ad. Smith so vortrefflich gewandelt. Büsch ist unter uns noch nicht ersetzt, und der Rec. rühmt gern des Verstorbenen großes Verdienst, mochten auch seine Erfahrungen zuweilen nicht ganz begründet seyn, mochte er die Ursachen der Phänomene zuweilen nicht richtig treffen, und zuweilen es veräumen, aus dem Einzelnen zu dem Höheren und Allgemeinen sich zu erheben, zu dem Punkte hinaufzugehen, von wo aus die widerstreitenden Erscheinungen erklärt werden konnten: nichts desto weniger sind seine Verdienste außerordentlich groß, und das um so mehr, weil Geschäftsmänner, Finanziere und Kaufleute oft weder Zeit noch wissenschaftliche Bildung besitzen, um ihre erworbenen Kenntniss brauchbar zu verarbeiten. Dem Theoretiker aber fehlt es so sehr oft an diesen Erfahrungen, und das um so mehr, da er von Geschäften entfernt lebt, und die bekannte Geheimnisskrämerey vollends die genaue Auffassung der Erscheinungen ihm erschwert. Büsch durch seine Lage und Verbindungen war hier wirklich ein unschätzbare Vermittler.

Die letzte Abhandlung betrifft den Mafsstab des Werths der Dinge, und hier vertheidigt Hr. J. Smith's Behauptung, daß die Arbeit der einzige, stets gleiche und meßbare Mafsstab sey. Rec. verweist auf die Abhandlung, da er schon bereits so weitläufig geworden, und glaubt es um so eher zu können, da er die Smith'sche Vorstellung im allgemeinen hier wiedergegeben hat, obwohl sie zum Theil bündiger und seltlicher gegeben wird. Rec. hegt indess in dieser Rücksicht eine andere Meinung als Ad. Smith, ohne doch die Argumente zu gebrauchen, welche der Graf Larddale und Sys gebraucht haben. Wenn es nur darauf ankommt, einen Mafsstab des Werths zu haben, der weniger veränderlich ist, als viele andere Dinge, die dazu gebraucht werden können, und wenn, wie hier unter andern gesagt wird, eine volle Genauigkeit eine unbillige Forderung ist; so ist Rec. damit einverstanden, daß die Arbeit als ein solcher Mafsstab des Werths dienen könne, diess hat er nie bezweifelt. Wenn aber von einem genauen, stets gleichen Mafsstabe des Werths zu allen Zeiten und unter allen Völkern die Rede ist: so tounet er, daß die Arbeit ein solcher sey und seyn könne, denn ein Mafsstab der sich selbst ändert, kann nicht als ein genauer, unter allen Verhältnissen gleich tauglicher Mafsstab zum Messen anderer Dinge gebraucht werden.

Zwar wird zur Grundeinheit die gemeine Arbeit eines Tagelöhners angenommen; allein diese ist sich nicht ganz gleich an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, bey verschiedenen Nationen, bey demselben Volke, bey demselben Individuo, und wenn es hier heisst, daß diess sich ja berechnen lasse, so ist das eben die große Schwierigkeit, daß man kein gleiches Quantum von Arbeit damit hat, daß man erst diese Verschiedenhei-

zu wissen und ergründen muß, welches unter andern in von einander entfernten Zeiten und bey von einander entfernten Völkern so schwierig ist. Dafs man diese Verschiedenheiten ausgleichen könne, ist keinem Zweifel unterworfen, vorausgesetzt, dafs man sie erst genau wisse. Dies aber veranlaßt eben die Schwierigkeit, und dieser will man überhoben seyn, wenn man von einem allgemein gleichen, aller Orten inwendbaren, und alsbald aufzufindenden Mafse redet. Es lassen sich auch die Verschiedenheiten des Werths des Getreides, des Goldes und Silbers in den verschiedenen Zeiten berechnen, und sie dienen auch zum Mafsstabe des Werths der Dinge, aber sie sind auch keine völlig guten, unter jeden Umständen anwendbaren Mafsstäbe.

Fürs andere aber hängt das Ausgleichen dieser gemeinen Arbeit mit der einer edleren Art hinwieder von Willkühr, von Umständen ab.

Fürs dritte ist das Bedürfnis nach menschlicher Arbeit sich nicht gleich unter allen Verhältnissen, und wenn es hier heifst, es sey darnach ein festes Bedürfnis, ein ungefähr gleiches, so scheint dieses nicht zureichend zu seyn. Es sind die Kosten, welche die Arbeiter zu arbeiten in den Stand setzen, und der Tauschwerth der Arbeit sich nicht gleich. Nun wird zwar hier erwähnt, dafs dies den Arbeitshen mit der Arbeit verwechseln heifse; dies aber kann Rec. nicht zugeben, so wenig als was Smith behauptet, dafs dies eine blofse Täuschung sey, die daraus entstehe, dafs die Dinge, welche gegen die Arbeit getauscht werden, ihren Werth nur ändern und diesen Trug veranlassen. Rec. ist der Überzeugung, dafs die menschliche Arbeit gleichfalls, wenn auch nicht in gleichen Masse mit allen anderen Dingen, dennoch auch jenem angegebenen Wechsel unterworfen, wornach der Werth geschätzt werde, nur dafs man nicht sagen könne, man habe einen gleichen Werth, wenn man z. B. weifs, dafs in verschiedenen eiten die gegebene Sache hundert Arbeitstagen gleich gewesen, weil diese, ohne im mindesten auf den Wechsel dessen Rücksicht zu nehmen, was dafür erbothen wird, an sich verschiedenartig geschätzt wird und werden muß. Denn das Bedürfnis darnach und alle übrigen Relationen treten auch hier ein. Er ist der Meinung, nicht dafs, wie Ad. Smith will, deswegen die Arbeit nicht als ein gewöhnlicher Mafsstab des Werths gebraucht werde, weil es ein abstrakter Begriff und nichts Handgreifliches sey, sondern dafs die Arbeit deswegen nicht als ein durchaus vollkommener und gleicher Mafsstab dienen könne, weil es ein Maf, der Arbeit nicht genau zu bestimmen, und die Schätzung ihres Werths an sich verschieden ist und stets seyn werde. Wie aber Smith zu dieser Hauptung gekommen, läfst sich leicht erklären; denn giebt ähnliche Erscheinungen bey den trefflichsten Völkern. Der Rec. ist weit entfernt, dafs halb anmaßend zu sprechen, niemand kann die großen Verdienste des vortrefflichen Mannes mehr ehren, als er. Er billigt durchaus das Verfahren des Grafen Lauderdale, der offenbar hier Smith nicht hat verstanden

wollen oder verstehen können. Viele Jahre vor L. und bevor Say geschrieben, hat der Rec. sich gegen diesen Satz von Smith öffentlich erklärt. Will man aber nur das unter dem endlichen, letzten und stets gleichem Mafsstabe des Werths der Dinge verstehen, dafs man dadurch zu einem ungefähren Begriff des Tauschwerths der Dinge in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelange, so hat er nichts dagegen einzuwenden; damit wird aber die Aufgabe nicht gelöst, welche Ad. Smith, so viel Rec. einleuchtet, sich aufgegeben hatte.

S.

ERLANGEN, b. Palm: Versuch einer Beantwortung der von der kurfürstlichen leipziger ökonomischen Societät aufgegebenen Frage: „Welches sind die besten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues?“ Eine im Jahr 1804 gekrönte, nunmehr mit vorzüglicher Rücksicht auf die ökonomische Literatur ganz neu bearbeitete sehr vermehrte Preisschrift. Nebst einer gleichfalls neuen Einleitung, welche den großen Werth und die Nothwendigkeit der Beförderung der Landwirtschaft zur Abwendung der Noth und des daraus entstehenden Uebels das Verhältniß des Ackerbaues zum Handel historisch stellt für Staatswirthe, Ökonomen und Policeybeamte. Von Prof. der Philos. und Kameral-Wissenschaften zu Erlangen. 1806. 407 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben in dem ganzen Buche keine einzige, dem Vf. eigenthümlich zugehörige Idee, keine neue Anwendung irgend einer fremden Idee angetroffen. Alles hallt hier wieder von den tausend Stimmen, die schon erschollen sind. Freyheit, die vollkommenste Freyheit des Ackerbaues und der Benutzung der Production unter allen Verhältnissen und Modificationen wird hier wieder als das einzige, unfehlbare Mittel angerufen, den Ackerbau bis zu seiner größten Höhe zu bringen, und Theuerung und Mangel auf immer zu entfernen.

Da der Verf. nicht aus sich selbst, sondern aus so vielen anderen Büchern spricht, die Rec. hier nicht zu recensiren hat: so ist hier auch die Stelle nicht, sich auf die Sache selbst einzulassen. Aber enthalten kann sich Rec. bey der Gelegenheit doch der beiden Fragen nicht: ob es bey der Verfassung der Staaten, so wie sie nun einmal, und besonders in Deutschland ist, ob es bey dieser Verfassung auch wohl möglich wäre, dem Ackerbau und der Benutzung der Producte eine solche Freyheit zu lassen, als diese Schriftsteller im Sinne haben; und dann, ob in unserer wirklichen Welt der Ackerbau durch die Einschränkungen, denen ihn die Regierungen hier und da wohl unterworfen haben, irgendwo in Fortschreiten zurückgehalten worden ist, und ob nicht da, wo sein Fortschreiten weniger lebhaft gewesen, nicht ganz andere Umstände davon die Schuld tragen. Wer auf diese Fragen antworten wollte, müßte die Sache nur aber nicht von oben

herab aus Resultaten, die man bey ganzen großen Reichen gefunden haben will, wobey immer so zahllose *fallaciae causae* eintreten, sondern von unten herauf aus dem Detail, aus der Beobachtung einzelner Wirthschaften, beantworten. Aller erduldeten Einschränkungen ungeachtet, ist ja der Ackerbau allenthalben auffallend gestiegen; und ist er wohl da zurückgeblieben, wo er gerade die meisten Einschränkungen erduldet hat — in den preussischen Staaten? Unbegreiflich ist es uns, und es muß es jedem unbefangenen Beobachter seyn, wenn man von dem Mangel und der Theuerung des letzten Jahres die Ursache in einer Vernachlässigung des Ackerbaues finden will. War denn der Mangel, war denn die Theuerung etwa das Jahr vorher auch schon da; und wenn beides nicht da war, konnte man dann nach der Ursache weiter noch suchen, als in der schlechten Erndte, die fast ganz Europa nur etwa die Hälfte des ordinären Ertrags gab, und in dem Mangel an Vorräthen, den die mehreren schlechten Erndten und die Zerrüttung fast aller guten Einrichtungen in der Revolutionsperiode durchaus hervorgebracht haben mußten? Ein Glück für die Staaten, daß die Regierer sich durch die Schriftsteller — von Profession so leicht nicht mehr irre machen lassen!

Doch wir kommen wieder auf das Buch des Hn. Harl. Von der Composition, die ihm zugehört, müssen wir bemerken, daß sie uns zur Entwicklung der Begriffe, und zur ruhigen Untersuchung überhaupt nicht geeignet scheint. Immer giebt er nur Resultate, Behauptungen; und unterstützt sie entweder mit Facten, die andere in das Licht gestellt haben, worin es ihm zweckmäßig dünkt, sie hier erscheinen zu lassen, oder mit Zeugnissen von Schriftstellern. Eine solche Schreibart kann wohl hinreissen, aber nie überzeugen. Von der Literatur des Hn. Harl. endlich noch ein Wort! Ihm heisst diese, bey jeder Stelle, die mit dem Titel irgend eines Buchs in einiger Verwandtschaft zu stehen scheint, den Titel dieses Buchs anführen — ohne Rücksicht, ob der Inhalt des Buchs diesen Schein auch bestätigt, ohne alle Wahl, und was für den Leser noch schlimmer ist, ohne Bezeichnung der Stelle in dem Buche; worauf sich der Vf. eigentlich beziehen will. Eine solche Literatur ist zwar für den Verfasser selbst sehr bequem, aber für den Leser gänzlich unnütz: alle Recensenten sollten sich vereinigen, sie nicht Mode werden zu lassen — was sonst in diesen Zeiten, worin so viele Schriftsteller gern mit Bequemlichkeit große Bücher schreiben, leicht geschehen könnte!

B. S.

WIEN, b. Camesina: *Grundsätze der Policy, Handlung und Finanz.* Von Sonnenfels; zu dem Leitfaden des politischen Studiums. Erster Band. Siebente verb. Ausg. 1804. 514 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Verf. äußert sich in der neuen Vorrede über die vorhergehenden Ausgaben dieses Werkes, „daß sie durch häufige Fehler verunstaltet seyen. Ein Freund des Vfs., der indessen gestorben, habe die Correcturen übernommen, sich aber dabey sehr sorglos bezeigt; es fänden sich deshalb Lücken und Sprünge in den

Paragrafen, — ganze Zeilen außer ihrer Reihe, und versetzt; bey Hauptabtheilungen gerade entgegenstehende Begriffe, welche auf Non-Sens führten; — auch Ausdrücke und Ideen, durch die Willkühr dieses Freundes eingeschoben, welche dem Verf. selbst fremd seyen, Alles dieses habe derselbe nun zu berichtigen getrachtet, und insbesondere auch für eine bessere Sprache gesorgt.“ Diese Sorgfalt in erforderlichen Ausbesserungen ist einem Werke dieser Art, das einen classischen Werth in dem Policeyfach hat, recht wohl zu gönnen. Im übrigen müssen die Leser keine langen Zusätze oder neue Ausführungen ganzer oder halber Abschnitte hiemit erwarten. Schon die Vergleichung der *Seitenzahlen* giebt dieses zu erkennen. Die Anzahl der Seiten in dieser Ausgabe beläuft sich auf 514; die in der vierten aber auf 552; ohngeachtet die neuere nur etwas kleinere Lettern hat. Weil ihr aber auf jeder Seite doch 2 Zeilen (auch 3 manchmal) zu gut kommen, und mehrere *Bemerkungen* mit kleiner Schrift und enge gesetzt sind, so hat sich dadurch Raum gewinnen lassen.

Man wird jetzt keine umständliche Inhaltsanzeige dieses Werkes erwarten, noch eine Beurtheilung der darin abgehandelten Fragen. Unter die Stellen, wo man neue Zusätze antrifft, gehören namentlich die S. 213. S. 336. S. 448. S. 455. S. 458. S. 470. In der ersten nimmt der Vf. das Wort: *Insichten*, in seinen Schutz, und glaubt, der Ausdruck: *Anzeigung*, welchen man dafür einführen wollen, sey zweydeutig, und verdiene auf keinen Fall einen Vorzug; worin ihm wohl alle sprachkundigen Juristen beystimmen werden. In der zweyten wird die Nothwendigkeit der Getreide-Magazine mit Bändigkeith behauptet. S. 455 wird die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen aus dem Grund *gemeinschaftlicher* Sicherheit verfochten, und erklärt, die Aussprüche der Gegner, welche die Gesetzgebung hierüber beschränken wollen, seyen *verwegen* zu nennen; und es werde nicht bedacht, daß auch der einzelne Mensch nicht immer die *äußerste* Gefahr abzuwarten habe. S. 470 wird der Anstellung eines Ober-Gesundheitscollegiums erwähnt, und erinnert, eine solche bestimmte Gesundheits-Aufsicht sey ein *wesentlicher* Theil der Policy-Verfassung. — Dieser Zusatz über einen so oft vernachlässigten Gegenstand ist sehr nothwendig gewesen. Die meisten anderen Zusätze bestehen in wenigen schicklich-eingeschobenen, oder mit einer, auch zwey Zeilen beygefügtten Worten, und lassen sich nicht wohl einzeln anführen.

Ohne übrigens in kleinlichen Tadel einzugehen, möchte doch erinnert werden können, daß verschiedene Provinzialausdrücke, (soviel derselben auch weggewischt worden,) auch in dieser 7ten Ausgabe noch zu finden sind. Z. B. S. 327 und 506 und auch an anderen Orten kommt vor: einen *verhalten* anstatt einen *wozu anhalten*. S. 223. Allen Zwang *hindanhalten* — anstatt *entfernen*. Auch dürften die Worte: *entgegen* (statt *dagegen*); *damals*, (für *alsdann*), ferner: *Anschbringungen*; *unschicksam*; in *Baldem*; in der reineren deutschen Sprache nicht wohl aufgenommen werden.

Ar.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J U N I U S, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Barth: *Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens.* 1806. I Band. I Heft. LXXXVI und 218 S. II Heft, auch unter dem besonderen Titel: *Über das Bierbrauen der Engländer*, größtentheils nach dem Englischen des Londner Brauers Alexander Morrice. Von J. Bönisch. 112 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Dem Freunde der Wissenschaften, und insbesondere der Übertragung derselben in das thätige Leben, kann die Entstehung der gesellschaftlichen Verbindungen, welche die Beförderung von beiden zu ihrem Hauptzwecke machen, nicht gleichgültig seyn. Ganz vorzüglich muß es ihn aber erfreuen, diese Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens sich bilden zu sehen, da unter den ersten Mitgliedern so viele Männer von ausgezeichneten Kenntnissen und Talenten, und von der wärmsten Vaterlandsliebe beseelt, erscheinen; da sie nicht verstimmen, zu Erreichung ihres Zwecks auch hinlängliche pecuniäre Kräfte zusammenzusetzen, und da selbst der Boden, auf den sie wirken, in manchem Betrachte classisch zu werden beginnt. Möge doch der unglückliche Krieg bald vorübergehen, ohne diesen Keim des vielen Guten, das dieser Boden tragen kann und wird, schon bey dem Aufgehen wieder zu zertreten!

Der Anfang des ersten Hefts macht uns, wie billig, mit der Gesellschaft selbst näher bekannt, indem es den Organisationsplan, das Verzeichniß der Mitglieder, und eine Nachricht der vom 27 Febr. 1804 bis zum 17 Sept. 1805 vorgelesenen Abhandlungen mittheilt. Der Organisationsplan ergiebt zur Gnüge, wie sehr es den Mitgliedern ein Ernst ist, den Zweck der Vereinigung wirklich zu erfüllen, und verdient in dieser Hinsicht von allen Gesellschaften dieser Art zur Verbesserung ihrer Constitution benutzt zu werden. Die Nachricht von den Vorlesungen enthält für dieses mal nur die Titel derselben; in der Folge soll sie aber auch den Inhalt darstellen. Da unter den aufgeführten Titeln jedoch verschiedene interessante Belehrungen versprochen: so wünschten wir, daß von denjenigen Aufsätzen, die dieses Versprechen wirklich erfüllen, die Inhaltsanzeige demnächst noch nachgeholt werden möchte.

Von den wichtigern Schriften, die bey der Gesellschaft einkommen, und die sie durch den Druck bekannt machen zu müssen glaubt, um dem Publico
J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

von ihrer nützlichen Thätigkeit damit Rechenschaft zu geben, sollen die kleineren bey den Verhandlungen der Gesellschaft mitgetheilt, die größeren aber immer in einem besonderen Hefte, und auch einzeln als für sich bestehende Werke in das Publicum gebracht werden.

In den gegenwärtigen Heften der Verhandlungen befinden sich folgende Aufsätze. 1) *Bericht über den Erfolg, der auf der Schneekoppe am 25—28 Jul. 1805 angestellten und anderweitig beobachteten Blickfeuer.* Von Prof. Jungnitz. Die Gesellschaft hat die Abicht, die Landkarten von Schlesien durch trigonometrische Messungen zu berichtigen. Zu dem Ende hat der General-Major von Lindner die Blickfeuer auf seine Kosten veranstaltet, und Sachkundige haben sie auf mehreren zweckmäßig gewählten Puncten beobachtet: die Resultate sind zur weiteren Bearbeitung und zum künftigen Gebrauche hier niedergelegt. 2) *Über das geognostische Verhalten des Gläzer Gebirges.* Von Hn. Procons. Hallmann zu Habelschwerdt. „Der Vf. hat deutliche Spuren gefunden, daß das Bette des Neißflusses sonst mehr als 200 Fufs höher gelegen habe als jetzt.“ Die heutigen Thäler beschränkt nach ihm ein Urgebirge, welches im Norden des Landes aus dem Fürstenthume Schweidnitz herüberstreicht. Es erhebt sich am Otterstein auf dem Eulengebirge zu einer Höhe von 3180 par. F. über die Ostsee, und erreicht im Schneegebirge eine Höhe von 4489 par. F. „Bey den Gläzer Bergen ist vom Fusse bis auf den Gipfel Gneus und Glimmerschiefer das herrschende Gestein.“ Spuren ausgebrannter Vulkane zeigten sich in den Gläzer Gebirgen nicht; indeffen deuten doch die zertrümmerten Basaltberge, die Verwüstungen an manchen Stellen des Urgebirges, die Ruinen der jüngeren Sandsteingebirge mehr auf vulkanische, als neptunische Kräfte; und da unterirdische Dämpfe nicht allemal feurige Eruptionen bewirken, sondern statt Lava nur in Thon u. s. w. aufgelöste Gebirgsarten und Asche hervorbringen, dennoch aber Erdbeben verursachen: so werden wir mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen können, daß ähnliche Wirkungen in den Gläzer Gebirgen Statt gehabt haben, und dadurch unsere Basaltberge entstanden sind.“ 3) *Über Feldeintheilung zum Ackerbau.* Von Hn. Major von Roder. Mit großer Bescheidenheit beschreibt der Vf. seine Wirthschaftsverbesserungen und ihre Erfolge; setzt aber diese, wie uns dünkt, mit Unrecht auf Rechnung der neuen Feldeintheilung, da sie mehr von der besseren Wirthschaftsführung überhaupt hergerührt haben. 4) *Über die Wirkungen des Blitzes an dem Uni-*

Ttt

versitätsgebäude zu Br. den 16 Aug. 1804. Vom Prof. Jungnitz. 5) Welche Hindernisse haben den bisher geringen Flor der schlesischen Bienenzucht verursacht, und welche Mittel sind anzuwenden, um ihren grösseren Flor zu befördern? Vom Hn. Ökon. Fuhrmann. Unkunde und Fehler im gewöhnlichen Verfahren sieht der Vf. für solche Hindernisse an; und dabey berechnet er den Bienenstand, den das preuss. Schlessen haben könnte (wohl etwas zu gering) auf 150000 Stöcke, und bringt davon den Anschlag des jährlichen Ertrags auf 200000 Thlr. 6) Kurze Darstellung der Geschichte von der Seidenkultur im Allgemeinen, insbesondere aber in Beziehung auf Schlessen. Vom Hn. G. K. S. Fischer. So viel Mühe und Kosten auch Friedrich II angewandt hat, um die Production der Seide in seinen Staaten zu befördern: so hat doch der Erfolg gezeiget, daß die Natur nicht hat gezwungen werden können. In Schlessen stieg bey dem Gebrauche der grossen Mittel die Anpflanzung der Maulbeerbäume von 1763 an, da sie mit 227.277 Stück angefangen wurde, bis zu Friedrichs Tode 1784 auf 1.123.429 Stück; und der Gewinn an Seide von 133 Pfund 1767, bis auf 1738 Pfund, die das Jahr 1784 gab; von diesem Jahre an, da die Unterstützung nach und nach aufhörte, fiel aber die Kultur der Maulbeerbäume und der Gewinn an Seide bald so, daß 1804 nur noch 217.341 Stämme vorhanden waren, und nur 245 Pfund Seide gewonnen wurden. 7) Über die Butter. Vom Hn. G. K. S. Zimmermann. Dieser Aufsatz hat nur wegen einiger Anschläge für die Statistik Werth. Der Vf. rechnet auf einen Menschen durch die Bank jährlich 15 Quart Butter, folglich auf die 2.073000 Menschen in Schlessen 31.195000 Quart. Dabey nimmt er an, daß Schlessen 1.000.000 Quart Butter exportire. Zu einem Quart Butter fodert er im Mittel 21 Quart Milch, und setzt ferner noch, daß der vierte Theil aller Milch als Milch verbraucht werde, und daß die Kühe im Mittel nur 10 Monate gemolken werden. 8) Ob der Roggen bey ungünstiger Witterung oder ungünstigen Localumständen in Trefse ausarten könne? Vom Hn. Prof. Heide. Man würde sich wundern, diese Frage noch in einer so aufgeklärten Gesellschaft aufgeworfen zu sehn; aber man merkt bald, daß die Gesellschaft dabey ausdrücklich die Absicht gehabt, die Unkundigen im Publico von der Unmöglichkeit der Ausartung zu überzeugen, und damit das hie und da vielleicht noch in der Asche glimmende Vorurtheil gänzlich auszulöschen. 9) Über die vom Hn. Grafen von Belhasy eingesendete Proben von Kartoffelnbranntwein. Vom Hn. Bönisch. Der Branntwein ist bey der Prüfung, wie zu erwarten war, gut befunden worden, und Hr. B. benutzt daher die Gelegenheit, einige Ideen über die Bereitung eines solchen Branntweins zu äussern. 10) Etwas über die Arracacha. Aus den Annals of Botany. Vom Hn. M. R. Fries. Nach S. LXV hat die Gesellschaft diese so nützliche Pflanze auch schon zum Anbaue verschrieben. 11) Bemerkungen die Blüthe der Dachwurz. (*Sempervivum tectorum* Linn.). Vom Hn. Prof. Müller. Zwey Pflanzen, von dieser Dachwurz trugen monströse Blumen, die be-

sonders an den Befruchtungstheilen verschiedenes ganz eigenes zeigten. 12) Nachricht von einem Raupenschnee. Vom Hn. Prof. Schramm. In einem Districte von 1 Meile in die Länge und $\frac{3}{4}$ Meile in die Breite zwischen Leobschütz und Troppau fielen mit einem starken Schnee viele lebendige Raupen. Der Vf. meint, daß es Baumraupen gewesen, die durch müde Witterung aus ihrem Winterschlaf hervorgerufen, nachher aber von eingefallener Kälte wieder geschwächt, und von dem Winde dann um so leichter mit fortgerissen worden.

Was die Abhandlung vom Bierbrauen im zweyten Hefte betrifft, so hat sich Hr. Bönisch, wie es scheint, in der Absicht, um sich mit dem Brauwesen der Engländer genauer bekannt zu machen, einige Zeit in England aufgehalten, und diesen Zweck desto vollkommener erreicht, je mehr er mit den Hülfswissenschaften vertraut war. Aber anstatt uns seine Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand in einem eigenen Werke mitzutheilen, hat er die Bescheidenheit gebraucht, nur das neueste und beste englische Buch über das Brauwesen für Deutschland zu bearbeiten. Es ist dies des wissenschaftlich gebildeten Londner Brauers Alexander Morrice erst im J. 1802 herausgekommener *Treatise on brewing*. Hr. B. hat in seiner Bearbeitung den Sinn dieses schätzbaren Buchs richtiger dargestellt, als es vielleicht sonst ein Übersetzer in Deutschland gekonnt hätte; er hat bey den verschiedenen Stellen, wo seine eigene theorettische Kenntniß weiter reichte, sein Original berichtigt, durch Zusätze theils verständlicher, theils auch lehrreicher für uns gemacht, und uns endlich mit den mancherley Ausführungen von Bierpreßten, Accisgefallen u. dergl., die nur den Engländer allein interessieren konnten, gänzlich verschont. Seine Arbeit hat für uns also einen auffallenden Vorzug vor dem Originale.

Die Frage, der man sich bey Erblickung des schlechten Zustands des Brauwesens in Deutschland in Vergleichung mit dem blühenden Zustande desselben in England nicht erwehren kann, zumal wenn man bedenkt, daß das eine so gut ein Bierland ist, als das andere, beantwortet Hr. B. mit der Bemerkung, daß dieses Gewerbe bey uns nicht dem verstatet sey, der es verstehe, und sich ihm widme, sondern dem, den andere ganz zufällige Umstände dazu berechtigen. Völlig richtig finden wir diese Bemerkung doch nicht; und da unsere Verfassung in diesem Stücke wohl auch so bald noch nicht wird geändert werden können: so wird man uns hoffentlich verzeihen, daß wir den Grund davon anführen. Auch bey uns sind es ja nicht die der Kunst unkundige Berechtigten, die das Brauen selbst verrichten, sondern wir haben nicht weniger Braumeister, als es die Engländer thun. Nicht hievon kann also unser Abstand von den Engländern herrühren; sondern es wirken auch hier alle diejenigen Umstände zu unserm Nachtheile, die dem Aufkommen der Gewerbe in Deutschland überhaupt entgegen sind.

Übrigens giebt Hr. B. in der Einleitung eine allgemeine Idee von der Einrichtung der vorzüglichsten

en Brauereien in London. Erkennen muß man dabey nicht sowohl über die Größe und Kostbarkeit der Anlagen, als vielmehr über den Scharffinn in der Anwendung der Maschinerie, und über die Überlegung und Umsicht, womit das Ganze organisiert ist. Wir bedauern nur, daß das Frappante hier, so wie — unseres Erinnerns — auch in den meisten übrigen englischen Braubüchern, mehr angedeutet als beschrieben ist. Denn ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, laß bey uns dergleichen ganze große Anlagen so leicht zu Stande kommen werden: so würde es unalock manche Verbesserungsidee und neue Ansichten geben, die Anfangs zwar nur einzeln, mit der Zeit endlich aber doch auch wohl im Ganzen ausgeführt werden möchten. Wir glauben daher, Hr. B. würdelsich in zweytes Verdienst erwerben, wenn er uns eine vollständige Beschreibung einiger großen Brauhäuser mit bildlichen Darstellungen nicht vorenthielte.

Unter der Rubrik von Gährungsmaterialien handelt Hr. B. nach Morrice, aber noch kunstreicher, von dem Brauschutte und den übrigen Zusätzen. Die Engländer brauen in der Regel nur von Gerste, nicht auch von Weizen; die Gerste wählen lieber sehr aus, und verlangen durchaus, daß sie vor dem Dreschen erst geschwitzt haben müsse. Schon durch dieses Schwitzen, meint Hr. B., werde ein Theil des Amylums in Schleinzucker verwandelt; und nach den im Archive der Agriculturchemie enthaltenen Entwicklungen muß man ihm darin Recht geben, wenn man auch bey der Meinung bleibt, daß das, was durch das nicht geschehene Schwitzen verfault seyn möge, nachher bey dem Vermalzen noch nachgeholt werde. Schön erklärt sich Hr. B. über den Unterschied zwischen dem bloßen, Amber- und braunen Malze; bringt auch über das Vermalzen und Darren einige solche Bemerkungen bey, daß wir dabey nur bedauern müssen, daß er sich darüber nicht ganz ausführlich erklärt hat. Ausser der Frucht machen Rohrzucker, Hage, Melasse, Süßholz, und der daraus bereite bekannte Saft die Hauptbraumaterialien aus. Als Gewürze dienen Hopfen, wofür auch wohl Bitterklee (*menyanthes trifoliata*) substituirt wird; Kokelskörner (*menispermum coccus*, Linn.) die der Engländer ohne Scheu zu nennen wagt, und die auch wir hier anzu führen kein Bedenken finden, da wir nun schon von so manchen Giften, wenn sie in kleinen Massen gebraucht werden, die heilsame Wirkung kennen; *faba mara*. wovon Hr. B. noch ungewiß ist, was sie sey, und worüber auch wir den Miller, die *Encyclopaedia ritannica*, und manches andere Buch vergebens nachschlagen haben. Quassienholz, Kalnus, Enzianwurzel, Kümmel, Leinsamen, Ingwer, Salz.

Das Brauen selbst verrichtet und lehrt Morrice anz nach der Theorie; indem er die Würze mittelst es bekannten Richardson'schen Sacharometers beurtheilt, abdunstet und zusammensetzt. Wenn nur derjenige Extractivstoff des Brauschutts, der zum Biere erforderlich ist, die verschiedene Schwere und Spissigkeit der Würze nach dem verhältnissmäßigen Grade der Wärme modificirt: so wäre dies unstreitig ein

Mittel, die Kunst des Brauens unfehlbar zu machen. Aber da zufälliger Weise gar zu oft auch andere unwesentliche Stoffe dabey mit einwirken, so fürchten wir doch, daß Morrice selbst das Sacharometer allein nicht immer entscheidend finden, sondern oft auch noch andere Hilfsmittel dazu nehmen werde. Gleichwohl kann der Gebrauch dieses Instruments nicht genug empfohlen werden; und derjenige, der es bey einer deutschen Brauerey einführt, würde sich gewiß höchst verdient dadurch machen.

Die Biere, wozu die Materialien hier angegeben und die Brauprocessen beschrieben werden, sind das Porter, Brown stout, Reading-beer, Amber, London Ale, Windfor Ale, Welch Ale, Wirtemberg Ale, Hock, Table-beer, Bier für Gefängnisse, Schiffe, Arbeitshäuser, Shipping-beer, Purl, China Ale, Treacle-beer, Mead und Elderberry-beer.

Den Unterschied der Wasser zum Behuf der Biere scheint M. nicht für sehr wichtig zu halten, und hat daher von der Correction derselben nur wenig, vielleicht zu wenig gesagt. Wenn Seite 39 der englische Acre zu 285 $\frac{1}{2}$ Quadratruthen angegeben ist, so scheint uns ein Druckfehler dabey unterzuliegen: jedoch ist auch nicht gesagt, was für Ruthen es seyn sollen. Eben so möchten wir die Bemerkung, daß die Kühlschiffe im oberen Theile eines Brauhauses über 5 Acres Land bedecken, für unrichtig erklären; wenigstens wüßten wir für Gebraue von etwa 90—100 Barrels, wovon im Buche immer nur die Rede ist, wovon die Würze 4 Zoll tief im Kühlschiffe stehen soll, einen solchen Bedarf am Raume nicht herauszurechnen. — Im Anhang wird noch kürzlich von den sogenannten brittischen Weinen (*made wines*) gehandelt; nämlich vom Rosinen-, Hollunderbeeren-, Hollunderblüthen-, Pomeranzen-, Stachelbeeren-, Johannisbeeren-, Kirschen-, Birnen-, Quitten-, Schlüsselblumen-, Himbeer-, Brombeer- und Rüben-Weine.

a.

OLDENBURG, b. Schulze: *Neue Paradoxa des Predigers zu Bergfeld*. 1807. 102 S. 8. (10 Gr.) (Auch unter dem Titel: *Paradoxa des Predigers zu Bergfeld*. Drittes Bändchen.)

Die beiden ersten Bändchen dieser Paradoxen, die schon in den Jahren 1792 und 1794 herausgekommen sind, hatten Tanz, sinnliche Liebe, Mode, Bon-Ton, Eifersucht, Coquetterie, Orgien u. dgl. zum Gegenstande; das jetzige Bändchen beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Angelobungseyde und der richtigen Ansicht und Glaubwürdigkeit der mosaïschen Urgeschichte: Von dem Angelobungseyde behauptet der Vf., daß nach Jesu Moral, also in einem christlichen Staate, keine Angelobungseyde Statt finden müßten, und daß sie unnütz und schädlich wären. Von ihrer Unnützllichkeit zeigt die tägliche Erfahrung; schädlich aber werden sie deswegen, weil der Eyd durch sie überhaupt herabgewürdigt wird, indem man ihn ohne Noth vervielfaltiget, und Eyde schwören läßt, die entweder die Obrigkeit selbst weiter nicht achtet, da sie noch andere Mittel zu ihrer Sicherheit anwendet, (wie z. B. bey Rechnungsführern, Gerichtsver-

waltern u. f.), oder die auch der redlichste Mensch nicht halten kann. Was über den Angelobungseyd aus Matth. 5. 33 ff. gefolgert wird, möchte nicht so überzeugend seyn, als das Vorbergehende; besonders da der Vf. bald nachher selbst zugiebt, dafs solche gerichtliche Angelobungseyde, dergleichen jetzt von den Obrigkeiten gefordert werden, bey den Juden nicht Statt gefunden haben. Wie konnte also Christus auf sie hindeuten? Und wer wollte denn auch die Moral Jesu bis auf solche politische Einrichtungen ausdehnen? Das Reich Jesu ist nicht von dieser Welt. An die Stelle der Angelobungseyde möchte der Vf. Verpflichtung auf Ehre setzen. Aber doch wohl nur um des Eydes willen? Denn sollte wohl die Ehre den Menschen fester an die Erfüllung seiner Pflichten binden, als das Gewissen? Und ist der überwiesene Meineydtige nicht auch schon an und für sich ehrlos? — Was der Verfasser über die Glaubwürdigkeit der mosaischen Urgeschichte und zur Erklärung derselben beybringt, beurkundet zwar das eigene Nachdenken desselben, und verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; aber auf ungetheilten Beyfall wird er dabey nicht rechnen dürfen, worauf er auch wohl, nach dem Titel seines Buchs zu urtheilen, keine Ansprüche macht. Manche seiner Behauptungen sind nicht sicher genug unterstützt. So hätte z. B. der Satz, dafs die ältesten griechischen Weisen

ihre Weisheit aus den Mythen der ägyptischen Priester geschöpft, als eine unerweisbare Thatfache, zu keinen Folgerungen gebraucht werden sollen. Am liebsten hört man dem Vf. zu, wenn er gegen die Neologen spricht, die selbst als Prediger sich abschrecken lassen, das Wort Gott auszusprechen, und das Wort *Vorsehung* als einen Behelf brauchen, um den Mantel auf beiden Schultern zu tragen; die von keiner Offenbarung etwas wissen wollen, die doch, nach des Vfs. Ansicht, die einzig denkbare Art des Entstehens religiöser Begriffe ist; und die ihren Mangel an Studium und gründlicher Gelehrsamkeit mit neumodischen Phrasen und einer wegwerfenden Geringschätzung des Alten verkleistern wollen. Denn es ist, auch nach Rec. Bedünken, eine ziemlich ausgemachte Wahrheit, dafs der Mangel des fortgesetzten eigenen Studirens und Nachdenkens, das *jurare in verba magistri*, nicht wenig zur Verachtung des alten Lehrbegriffs beytrage. — Von den Oberconsistorialräthen und Superintendenden, die der Vf. redend einführt, ist um der guten Sache willen zu wünschen, dafs sie nur in der Idee des Vfs. existiren mögen. Denn von dieser Quelle aus nimmt die Vernachlässigung des gründlichen theologischen Studiums, und mit ihr das gänzliche Verderben des geistlichen Standes, der zum eigentlichen Inhaber der gelehrten Bildung zur Humanität bestimmt ist, seinen Ursprung.

R. S. J.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. Erfurt, b. Beyer und Maring: *Das Ganze der Federviehzucht oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannichfaltigen ökonomischen Federviehes, seiner verschiedenen Benützung, Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten*, von Dr. J. E. Gotthard, Prof. zu Erfurt u. f. w. Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1806. XXVI und 446 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Dafs man auch über solche Gegenstände schreiben könne, mit denen man nicht umgeben ist, oder wie sich Hr. G. in der Vorrede ausdrückt, über Pferdezucht, ohne Pferdezüchter, Pferdewärter, Vorreuter, Stallknecht u. dergl. zu seyn; das hat der Vf. dieser Schrift bewiesen, welche demungeachtet so viele Abnehmer gefunden hat, dafs sie seit dem J. 1798 zum zweytenmal aufgelegt worden ist. Hr. G. ist also nur ein Compiler, der recht darauf raffinirt, alles schon Bekannte zusammenzutragen, und zu einem vollständigen Ganzen zu ordnen. — Die vorliegende zweyte Auflage, welche Rec. mit der ersten Ausgabe verglichen hat, ist um 144 S. vermehrt, und nichts vergessen worden, das Buch zu einem Ganzen zu machen, auch nicht der ganze Titel des Hn. G. nebst allen seinen Würden. Ohne Truten - Hühner - Tauben - Gänse - und Enten - Voigt zu seyn, noch seyn zu wollen, hat er nichts mitzutheilen vergessen, was über diese Thiere nur irgend gesagt werden kann; auch die Beschreibung der verschiedenen Taubenester fehlt nicht. Ob nun aber alles Gesagte auch die Prüfung aushält, das mögen, da Rec. so wenig, als Hr. G. Stallknecht, Hühner - Tauben - Voigt u. f. w. — aber auch nicht Stubengelehrter — ist, diejenigen näher untersuchen, welche mit jenen Thieren sich am häufigsten und liebsten beschäftigen. An wirkliche Verbesserungen ist in dieser zweyten Auflage nicht zu denken; denn dafs es hier nicht mehr, wie in der ersten Ausgabe Hühner, sondern *Hähne* heisst, das ist doch wohl keine Verbesserung? Alles ist vielmehr größtentheils wörtlich wieder so abgedruckt worden, wie es in der ersten Ausgabe stand; selbst das langweilige Gespräch des Hn. G. mit einem Ökonomen in Tiefthal, über die Vorzüge der sogenannten Strupphühner vor anderen S. 127 ist nicht weggeblieben. Es sind bloße Zusätze, wodurch diese Auflage so verstärkt worden ist, indem Hr.

G. auch noch dem Pfau, dem Fasan, dem Perlhuhn und dem Schwan eine Stelle hier angewiesen hat. Übrigens ist das Buch, dem die Verleger ein gutes Aufseres gegeben haben, allenfalls für ökonomische Hausmütter brauchbar, welche sich bey mancherley Vorfällen an ihrem Federvieh daraus Raths erholen können. W.

SCHÖNE KÜNSTE. Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Die Zauberdose. Ein Märchen von Fritz Möbe*. 1804. 258 S. 8. (1 Thlr.) Rec. beklagt, dafs er dem Publicum sein Urtheil über dieses Märchen vorenthalten mufs. — „Warum?“ — Er hat es nicht gelesen. — „Und warum hat er es nicht gelesen?“ —

Mit bestem Willen nahm er es zur Hand; Doch als er bald zu Anfang fand:

„In seiner (wohlgemerkt, des Mannes) Nähe lag die große Handelsstadt Masulipatan, die ihm *indefi* nicht eine Kleinigkeit mehr werth war, als sein eigener, lebendiger Hauptplatz der freyen Natur, und hier mit dieser ganz vertraut zu werden, war leichter ihm als in der Städte künstlichem Verbergen; denn auch die Menschen (gesperrt gedruckt), die ihn hier besuchten, verloren mit oder wider ihren Willen ihre Maske, und standes wenigstens am nächsten der Natur vor seinem Scherblicke da.“

Und Seite vierzehn also stand:

„Er rief ihn wider Erwarten in einer ungewöhnlichen Stunde zu sich, und redete ihn — denn welcher Lehrer wird sich von seinen Schülern trennen können ohne Anrede, die dann auch eben so selten ohne Pathos bleibt — er redete ihn in wenig Worten nur an auf folgende Weise: Sizzan! ich habe viele Gründe, überzeugt zu seyn, dafs deine Abreise unter die Nothwendigkeiten des Menschenlebens gehört; du mußt mich also verlassen! — Tritt nun hin in die Welt, ein Spielzeug ihrer Einwirkungen u. f. w.“

Da legt ers wieder aus der Hand,
Weil sein Verstand
Ihm stille stand.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 J U N I U S 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

DORTMUND, b. Mallinkrodt: *Briefe. Geschrieben auf einer Reise nach Paris im Jahr 1804.* von J. F. Benzenberg, Doct. der Weltw. und Prof. der Naturk. in Düsseldorf. I Theil. Mit 8 Kpft. 1805. X u. 307 S.; II Theil. Mit 5 Kpf. 1806; VIII und 365 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Hr. B., der dem Publico als ein einsichtsvoller Gelehrter aus mehreren Abhandlungen, besonders aus seinen *Beobachtungen über Sternschnuppen*, und den *Versuchen über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und die Umdrehung der Erde* bekannt ist, liefert in diesen Briefen ein Werk, das manche lehrreiche Beobachtungen enthält, die nicht von jedem nach Frankreich reisenden Gelehrten gemacht werden. Über Kunstwerke, Naturkunde und Staatsökonomie haben wir zwar mehrere Reisebemerkungen aus neueren Zeiten; in mathematischer Hinsicht aber nur wenige Fragmente, die in der Sternkunde und Maschinenlehre nicht viel Aufschluss ertheilen. Desto angenehmer ist, daß gerade in dieser Hinsicht Hn. B's. Werk eine ziemlich reiche Ausbeute gewährt.

Die ersten 3 Briefe des ersten Theils sind aus Aachen datirt. Welchen Aufenthalt das Douanen-Bureau und die Einzelzeichnung der Pässe zu Neus (eine tunde südwärts von Düsseldorf) verursacht, wird, wie der schöne Weg durch die Fluren des ehemaligen illicher Landes, beschrieben. Der Vf. kommt in Jülich an, welches Städtchen, wie hier versichert wird, u einer Festung vom zweyten Range erhoben werden soll. (Schon im Jahre 1798 wurden aus allen antonen des Ruhrdepartements Schanz- und Feungsarbeiter ausgehoben, die an diesen Werken arbeiten, oder von den entlegensten Comünen wenigstens ihren Geldbeytrag dafür entrichten mußten. Ob als letztere zu dem bestimmten Zweck verwandt wurde, hat Rec. nie erfahren, ungeachtet auch er dazu contriirte.) Über das Schlachtfeld bey Hügen, einem orfe unsern Aldenhofen, wo am 1 März 1793 die eutschen die Franzosen schlugen, und Coburg die tztteren innerhalb 4 Wochen bis in das alte Frankreich zurückdrängte, werden S. 6 fg. lezenswürdige merkmungen gemacht. Eben so auch über Aachen, e alte Kaiserstadt Karls des Grossen, mit ihrem goischen Dome, dem Rath- oder Gemeinde-Hause, n Städtischen Wasserleitungen, Bädern und anderen erkwürdigkeiten. Hr. B. macht von Aachen aus ei- Seitenreise nach Eschweiler. Hier beschreibt er die

Kohlenbergwerke, wovon 44 Flözen in einer Mulde liegen, deren geringste $\frac{1}{2}$ Fuß, die stärkste Bank 6 Fuß mächtig ist. Hr. B. glaubt, daß dieses Kohlenbergwerk das merkwürdigste nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa sey, und selbst die englischen übertrefte. Mit dem Gedanken des Vfs.: „damals, als am Rheine“ (in der Gegend von Cölln) „Elephanten graften (graseten), und Palmen und türkisch Korn wild wuchsen, war das Klima heißer, die Vegetation üppiger, und die Stürme, so wie jetzt noch zwischen den Wendekreisen, anhaltender und stärker.“ — sind wir nicht einverstanden, so sehr auch aus physiko-geologischen Gründen, selbst mit Hinsicht auf die damalige supponirte Lage unserer Erdoberfläche gegen die Sonne, diese Hypothese anschaulich gemacht wird. So viel ist gewiß, daß die Sonnenwärme, die zu jenen Erzeugnissen Anlaß geben mußte, an einem Orte sich wie der Sinus, und die ganze Wirkung einer gewissen Menge Sonnenstrahlen, wie das Quadrat vom Sinus der mittägigen Sonnenhöhe, verhalte. — 4 Brief aus Maastricht, der die Mergelflözen bey Falkenburg, und des Petersbergs bey Maastricht, dessen mineralogischen Bestandtheile und inneren Höhlengänge beschreibt. Der 5 u. 6 Brief enthält die Reise des Vfs. auf Lüttich an der Maas hinauf. Hiebey treffende Bemerkungen über den Charakter und die Kleidung der Wallonen; über das zum Abscheu gesunkene Sittenverderben des weiblichen Geschlechts in Lüttich; über den katholischen Cultus, und über die reichen Kohlengruben im Lüttichschen. Bey den gegoffenen Dampfmaschinen, die der Vf. hier sah, werden eine Menge Fehler aufgedeckt, die dem Rec. im J. 1802 hieselbst ebenfalls auffielen. Ein Glück für den Vf., daß der äußerst leichtge *Geoffroy* so viel *Deutsch* nicht versteht, um den Sinn zu entziffern, der S. 70 zu Ende vorkommt: sonst dürfte dieses treffliche Buch, um dieser und einiger anderer Stellen wegen in einem bekannten Journal mit dem Bannstrahl der Unwissenheit vernichtet werden. Der 7 Brief enthält die Reise von Lüttich über Tirlemont und Löwen nach Brüssel, nebst einer interessanten Darstellung der vorzüglichern Merkwürdigkeiten. Schade, daß S. 73 fg. nur in 7 Zellen von Löwen's ehemaligem gelehrten Wohlstande gesprochen wird. Jetzt freylich sind die Spuren alter Gelehrsamkeit verwischt; man versteht dafür die Kunst, gutes Bier zu brauen. In Brüssel scheint es dem Vf. wohl zu behagen; der Telegraph auf dem St. Goudula-Thurme macht durch seine Bewegung einen großen Eindruck auf unseren Reisenden, so wie der Park und die hier befindlichen Werke der Kunst.

U u u

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

„Die Kunst und das Schöne gedeihen nur (sagt er S. 77) auf dem classischen Boden der Freyheit, und offenbaren sich einem wohlhabenden, lebenslustigen Volke.“ — Rec. war vor der französischen Revolution mehrmals in Brüssel; der Wohlstand, der damals in Brüssel, in ganz Brabant und überhaupt im vorigen österreichischen Belgien herrschte, übertraf weit den gegenwärtigen Flor. Damals waren die Belgier einige hundert Millionen reicher, als sie es jetzt sind, die edeln Metalle, wovon ihre Kirchen und die Häuser sehr vieler Privatpersonen strotzen, und den seitdem herabgesunkenen Handel ungerechnet. Rec. sah im May 1789 sogar bey mehreren Bierbrauern, und in einigen ansehnlichen Handelshäusern in Brüssel, die trefflichsten Münz- und Naturalien-Cabinette, Bibliotheken und Gemälde-Sammlungen, die schönsten Kunstwerke des Alterthums und mehrere Seltenheiten der frühesten Erfindungen. Interessant ist die Beschreibung der Telegraphen. Von Paris bis Brüssel sind 28 Telegraphen, die in 12 Minuten ein Zeichen von Paris hierher schicken. In jeder Minute können 3 Zeichen gegeben werden. Jeder Telegraph beobachtet den andern durch Fernröhre, welche in der Wand befestigt sind. Die Fernröhre zu diesem Behufe in Brüssel sind achromatisch, hatten $1\frac{1}{2}$ Zoll Öffnung, 3 Fufs Breitenweite, und etwa 25 Mal irdische Vergrößerung. Brüssel ist die letzte telegraphische Station gegen Norden von Paris. Schappe, ein Bruder des Pariser, ist Director des Telegraphen in Brüssel. Ein zweyter Bruder desselben dirigirt den Telegraphen zu Brest, und ein dritter den zu Bordeaux. Alle 4 Brüder sind in die Geheimnisse des Telegraphen und der dadurch zu verbreitenden Befehle eingeweiht; alle übrigen Telegraphisten, welche nur mechanisch die Zeichen machen, die, um geheim zu bleiben, oft gewechselt werden, wissen nichts von der Bedeutung der Charaktere. Ubrigens muß man von der Strafe bis zum Cabinet des Telegraphen zu Brüssel, 268 Stufen steigen, bevor man zu dieser Maschine gelangt, welche die einfachste von allen seyn soll, die sich auf dieser Route nach Paris befinden. — Von Brüssel selbst erfährt man wenig, außer daß eine gedruckte neue Beschreibung unter dem Titel: *Coup d'oeil sur Bruxelles, ou petit nécessaire des étrangers* ihrem wesentlichen Inhalte nach mit einer launigen Kritik abgefertigt wird. Das Schloß Laken am Canal (nach Mecheln, eine große halbe Stunde von Brüssel,) soll damals, wie es der Vf. sah, sehr viel Spuren der vorigen Revolutions-Anarchie tragen. (In Absicht der Lage von Laken ist Rec. mit Hn. B. einverstanden; nur nicht mit der Vegetation, die wir in den 80er Jahren des vorigen Säculi, daselbst vorzüglich fanden, die aber, weil der Boden nachher nicht bearbeitet, noch Kosten darauf verwandt wurden, eben so sehr, wie Laken selbst, zurückgekommen ist.) Der 10 Brief aus Valenciennes, ist wegen der Steinkohlen-Bergwerke vom Departement Jemappe unterrichtend. Nach Lefebvre soll Frankreich gegenwärtig in 47 Departements Steinkohlengruben in Betrieb haben, welche in einem Jah-

re für 32 Mill. 280.000 Franken Kohlenenertrag liefern, den Miriagramm (oder 10 metrische Decimal- oder circa $21\frac{1}{2}$ kölnische Pfunde gerechnet,) zu 8 französischen Decimes (einen halben Ggr. Conventionsgeld) im Mittelpreise auf den Gruben am Tage angenommen. Vom 11—25 Briefe sind die Nachrichten aus Paris datirt. Von dem Theile der Picardie, durch den aus den weiten Ebenen des ehemaligen Hennegau's der Postwagen, dessen sich Hr. B. bediente, nach Paris führt, wird wenig erzählt; desto mehr wird der Verfasser begeistert, als er sich von Gannesse zu Fuisse (der großen Weltstadt nähert, die ihn mit nie gefühlten Empfindungen belebt. Anfanglich scheint ihm das große Geräusche der Stadt; der, in dichten Wolken bey heißen und trockenen Sommertagen empor steigende und fallende Kalkflötzstaub, welcher Augen und Brust schädlich ist; der Anblick der falben Ziegeldächer, die mit der Zeit schwarz werden, nebst dem unansehnlichen abgebleichten Grau der Häuser, und viele andere Dinge mehr in Paris zu mißfallen, und er versichert, daß in einer der besuchtesten Strassen, wie die von St. Denis und bey dem Palais royal, es nicht lebhafter, als in der Kalverstraat zu Amsterdam, oder in der Bohnenstrasse in Hamburg sey; auch findet er die Pariser bey weitem so devot nicht, wie in anderen großen Städten Brabants. In der Hinsicht schädelter S. 115 sq. ein feyerliches Te Deum, das in der Kirche Notre Dame, wegen Erhebung Napoleons zum Kaiser von Frankreich, gesungen wurde, wobey die Kirche, ungeachtet es Sonntag war, fast leer blieb, und setzt hinzu: „Das Publicum sah zu, kam und ging weg, nahm an der Thüre sein Tröpfchen Weihwasser vom Manne mit der Weihwaße, und parlierte und lachte.“ — Deste angenehmer und folgenreicher für die Wissensehaften wird ihm Paris, sobald er seine gelehrten Bekanntschaften angeknüpft hat. Er beschreibt den Pariser Pflanzengarten; nennt alle Professoren die dabey angestellt sind, und die Fächer, auch wie sie darin dociren. Dann geht er alle die Säle durch, und zeichnet auf, was hier für das Studium der Naturkunde merkwürdiges zu sehen ist. Er beschreibt das Pantheon, wozu bekanntlich die vormälige Kirche zu St. Genevieve den Grund gegeben hat. Ein treffliches Gebäude, dessen Zweck aber dem Vf. S. 180 in Vergeffenheit gerathen zu seyn scheint. Der Vf. besucht das Collège de France; macht Bekanntschaft mit de la Lande, Burkhardt, de Lambre, de la Place, de la Grange u. s. w. Carnot, der vormals Director im französischen Directorio, und jetzt Präsident der ersten Classe des National-Instituts ist, zieht unseres Vfs. Aufmerksamkeit vor allen Mitgliedern des National-Instituts auf sich. In der Sitzung, welcher Hr. B. bewohnte, wurde Klaproth, an Priestley's Stelle mit einer Mehrheit von etlichen 30 Stimmen, zum Mitgliede erwählt, wozu die beiden Gelehrten Plazzi in Palermo und Schmidt in London, nebst einigen Andern in Vorschlag gebracht waren. Nach der Versicherung des Vfs. soll die Classe, bey dem Ableben eines Mitgliedes, zwey neue Candidaten ernennen

ürfen, aus denen der Chef der Regierung einer auswählt. Die Anmerkung S. 194 stimmt nicht mit unseren Einsichten überein; dem Staate muß die Befugniß ungenommen bleiben, daß derjenige, welcher von Staatswegen zu einem Amte und zu dem Genuße des damit verbundenen Gehalts, das für die Mitglieder des National-Instituts 1500 Franken — etwa 386 Thlr. 14 gr. jährlich — beträgt, erhoben, und aus Staats-Einkünften bezahlt wird, von der obersten Gewalt im Staate ernannt und sanctionirt werde. — Im 18—20 Briefe werden die Pariser Sternwarten, ihre Vorzüge und Mängel, s. w. beschrieben; auch charakteristische Züge einzelner Astronomen und Mathematiker werden eingezeichnet. Das Bild, das Hr. B. von den Pariser Sternwarten darstellt, ist nicht günstig. Er setzt S. 217 hinzu: „daß man in Paris nicht den großen und brauchbaren Instrumenten-Vorrath finde, den man hier erwarten solle. Überhaupt — fährt er fort — haben die Franzosen nie ihre Stärke im Beobachten gehabt, und obschon sie glauben, daß sie Alles besser hätten und wüßten, als die Engländer: so gebrauchten sie doch bey ihren Planetentafeln, und bey allen ihren (astronomischen) Rechnungen, immer Greenwicher Beobachtungen und keine Pariser. — Und doch sind alle jetzigen guten Einrichtungen im Beobachten, erst seit der Revolution und seit der Einrichtung des *Bureau für die Meereslänge* entstanden. Vorher sah es noch viel dürftiger bey der Pariser Astronomie aus.“ — Ja wohl dürftig! Das weiß Rec. auch, als er diese Sternwarten lange vor der Revolution sah, und die *Sternkunde Frankreichs* gleichsam unter der vorzüglichsten Leitung der Grafen von *Cassini* stand. *De la Lande*, er damals ungefähr 50 Jahre war, und zwey seitdem verstorbene berühmte Beobachter, waren damals die längendsten Sonnen, die am astronomischen Firmament des französischen Gesichtskreises glänzten.) Hr. B. hat recht, daß die Herabwürdigung fremder Völker vorzüglich in der großen Unwissenheit der Franzosen in fremden Sprachen liege; und da sie sich gleich selber äußerst vielwissend glaubten, so hätten sie — einige wenige Beyspiele, wie *la Place*, *la Lande* dem älteren u. s. w. abgerechnet, die eben darum, weil sie gründlich unterrichtete Männer, auch sehr bescheiden wären, — nicht einmal eine dunkle Andeutung von dieser Unwissenheit. — Diese geht so weit, daß selbst *Mercier* in dem Gespräche mit unserem Rec. über das copernicanische System nicht einmal *Riccioli Almagest* (Bonon. 1651. Fol.) kannte, und daher Hr. B. fragte: *Ist das Buch neu?* Von *la Place* rühmt der Vf., daß er an allen Fächern des menschlichen Wissens warmen, thätigen Theil nehme, äußerst beiseiden und nicht der stolze Mann sey, für den man ihn Auslande irriger Weise ausbebe. Aber nur Köpfe, die, wie der seinige (*la Place*) S. 241, die gesammte Triangulirung des menschlichen Wissens umfassen, können dieses. So wie er dem Gesetze der allgemeinen Schwere dem scheinbar verworrenen Laufe der Planeten nachirt, und Seculargleichungen für Störungen entdeckt, erst nach Jahrhunderten wiederkehren: so verfolgt dieses Gesetz in dem Zusammenhange der Körper,

in den Wahlverwandtschaften der Scheidekunst und in den Bewegungen der Säfte der organischen Natur.“ In der Hinsicht wird *la Place* oft der *Newton* unseres Jahrhunderts genannt, und Hr. B. will in ihm nicht nur eben den Scharfsinn *Newtons* in den höheren *Calculationen* aller, sondern auch denselben, die ganze Naturkunde umfassenden, Geist bemerkt haben. — In den folgenden fünf Briefen, welche diesen Band beschließen, beschreibt der Vf. die Kirchen; den Gottesdienst in denselben; das *Palais royal*; die mannichfaltigen Gewerbe in dem letzteren und in Paris überhaupt; die Art, wie viele dieser Erwerber ihre Productionen durch öffentliche Affichen dem Publico bekannt machen; die Theater, Opern, Tänzer und Tänzerinnen, Schauspieler, Sänger u. dgl. Die französische katholische Kanzel-Declamation findet er vorzüglicher, wie die dieser Kirche in Deutschland, weil die Gebethssprache lebhafter und mehr dem Gegenstande folge; aber das Zusammenlegen des Schnupftuchs, und das, alle Augenblicke vorkommende Auf- und Absetzen der Barete, will ihm nicht gefallen. Aber — setzt er hinzu — ist dieses psychologisch betrachtet, nicht die Balancierstange des Geistes, mit der sich die verschiedenen Perioden wechselsweise einander im Gleichgewichte erhalten, und den Schwerpunkt der Rede unterstützen, damit er nicht auf der einen oder anderen Seite vom dünnem Faden der Disposition abgleite? —

II Theil. Alle 26 Briefe desselben sind noch aus Paris datirt. Der Vf. beschreibt den Pallast der *Thuileries* mit allen seinen jetzigen Merkwürdigkeiten, der eine schöne Kupfertafel beygefügt ist. Hr. B. stellt den Zug *Bonaparte's*, wie er zum erstenmal als Kaiser von Frankreich auf der großen Parade erscheint; wobey er die Talente dieses Regenten, so wie das Verhalten der Pariser bey dieser Erscheinung; und die große Gleichgültigkeit gegen alle politische Veränderung, schildert. Im 3—7 Briefe wird die Beschreibung des *Hotels der Invaliden* mit seinen Denkwürdigkeiten, wozu auch das ehemalige republikanische Marsfeld gehört; dann des *Museums der Artillerie* — des *Museums der französischen Denkmäler* im kleinen Augustiner Nonnenkloster, in welchem die Säle, worin die Reste der großen und berühmten Männer dieser Nation ruhen, nach Jahrhunderten abgetheilt sind; mit manchen treffenden Bemerkungen geliefert. Dann verbreitet sich der Vf. über die Menge fremder Kunstwerke, welche die Folgen des Kriegs herbeiführten. Bekanntlich hat *Le noir* aus den zerstörten Klöstern und Schlössern, welche die Revolution vernichtete, alle die altfranzösischen Denkmäler gesammelt, und davon eine *Description historique et chronologique des monuments françois*, in Octav herausgegeben, welche 558 Nummern dieser seltenen Denkmäler enthält. Ungeachtet dieses Buchs erst 1793 zum ersten Mal erschien, las Hr. B. davon im Sommer 1804 die siebente Auflage. — Überall begleitet den gelehrten Reisenden ein eigener Genius der Kunstgeschichte, der in die meisten Fächer des menschlichen Erfindungsgeistes einen kritischen Kunstsinns und verfeinerten Geschmack mitbringt. Aus die-

dem Gesichtspunct betrachtet daher auch Hr. B. Davids kostbares Gemälde der Sabinerinnen, welches seinem Urheber, durch die öffentliche Ausstellung desselben, an die 60.000 Franken eingebracht haben soll. — Im Louvre, vorhin der Sitz der Könige von Frankreich,

Gelehrten und Künstler, wird in David, nebst der größten Sammlung von Europa, selbst Bänden bestehende Bibliothek wird diese überaus reiche Ge- 8—11 Briefe beschrieben. Im die Bildsäulen-Sammlung im 16 die Gemaldesammlung im senats; im 17—20 der Palast ts; das Taubstummen-Institut t der Blinden; und demnächst -Gewerbe der Pariser geschil- (21—24 Brief) Montgolfier; be- 1- und Maschinen-Sammlung ts et métiers: die Gobelins-Ma-

nufactur; die große Spiegelmanufaktur, und theilt im 25 Brief eine Menge Gegenstände mit, die jedem Mathematiker angenehm seyn werden. Der 26 und letzte Brief enthält Notizen über den General Moreau, über einige, in seinen bekannten Process verwebte Personen, und über den jetzigen Kaiser.

Die 5 Kupfertafeln, worunter auch ein verjüngter Plan von Paris, und die Nordseite des Tempels sich befindet, sind alle sehr schön gezeichnet, sauber von Rautenbach getochen. Ueberhaupt ist das Aufse- re des Werkes gefällig.

Bgs.

BRESLAU, b. Buchheister und Gehr: Post- und Reisebuch, das ist alphabetisches Orter-Verzeichniß von Schlesiens, oder Anzeige aller Städte, Marktflecken, Dörfer, Kolonien, Feldklöster, Vorwerke, Mühlen, Wirthshäuser mit deutschen und polnischen Namen, und zwar nach der

Lage und Entfernung der Dörfer zu den Städten und Kreis-Städten und dieser zur Haupt-Stadt von Schlesiens, Glatz, Neu-Schlesiens, Croßen, kai- ferlich Schlesiens u. s. w. Von Johann Gottlieb Meissner. 1803. 21 Bog. 8. (16 Gr.)

Hr. Senior Meissner, Pfarrer zu Bielwiese, hat sich schon durch einige geographische Bücher über Schlesiens bekannt gemacht. Das vor uns liegende Werk enthält wenig Nachrichten von den Posten in Schlesiens. Auf 6; Seite ist ein Verzeichniß der fahrenden Posten befindlich; von den reitenden und Bothenposten wird nichts erwähnt, und eben so wenig von der Zeit, in welcher die Posten auf den Stationen ankommen und abgehen. Es mochte wohl nur des Vfs. Absicht seyn, ein Dörfer-Buch zu besorgen, und da schon eins vorhanden war, diesem ein anderes Gewand zu geben. Das Verzeichniß selbst ist mit Mühe gemacht, es enthält bey jedem Orte die Entfernung von der Kreis-Stadt, die Lage nach den Gegenden, den Kreis worin er liegt, und ob er ein Dorf oder Stadt, auch ob er dem Landesherrn, der Geillichkeit, oder dem Adde gehöre; doch sind bey manchen Orten die Rubriken nicht ausgefüllt. Auch vermiffen wir verschiedene Orte, als im preussischen Schlesiens: Ablage im briegischen Kreise, ohnweit Stobersau, Luiseuhayn im glazer Kreise. Luiseenthal in demselben. Luiseenthal im Brigschen. Theresienfeld im glazer. Das kaiserliche Schlesiens ist nur in zwey Kreise, den tetschen und jägerndorffischen getheilt. Es giebt weder einen nassischen noch einen troppauer Kreis — in diesem kleineren Theile fehlen viele Dörfer, und selbst einige Städte, als: die Städte Freudenthal, Hozzenholz, Wieglstädtel und Wirbenthal. Im tetschenischen Kreise die Dörfer Czesowiz, Domaslowitz, Dombrow, Taschnowitz, Roy. Im jägerndorfer: Adelsdorf, Barbschen, Füllstein, Hillersd, Jactan, Meltsch und mehrere.

Zm. C.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Cassel, b. Griesbach: Der alte Paul und seine Enkeltochter Pauline. Eine Geschichte. 1804. 170 S. 8. (12 Gr.) Ware der Ton des Vortrags milder gesucht, und nicht Alles zu sehr auf die unsicheren Stellen einer erhabenen feynvollenden Darstellung gestellt, so würde sich diese Geschichte, die manche angenehme Parthie hat, mit mehr Wohlgefallen lesen lassen. So aber ist ihre lebenswürdige Einfachheit durch die prunkhaften Anstalten der Sprache vernichtet worden. Mit der Anstrengung, eine gewisse Feyerlichkeit über seine Helden zu verbreiten, hat der Vf. sie nicht selten unserer Theilnahme entzogen, und indem er selbst das Gemeinste feyerlich zu machen bemüht gewesen ist, hat er selbst das Feyerliche gemein gemacht. Eine einzige Probe wird hinreichen, unser Urtheil zu bestätigen, und zugleich das Ganze näher zu charakterisiren. Wir nehmen davon S. 6. „An diesem heiligen Altare der großen feyerlichen Natur, entflohe sein Geist bey dem Rückblick in die Vergangenheit, bey der Ahnung einer besseren Zukunft, dem Staube des Erdenlebens, es schwebte sein Herz auf der Unsicherheit der Flügel in höhere lichtvolle Gefilde, wo der Nebel des Trübniß sich zertheilte, und die schonere Sonne der Hoffnung in dem zerrißnen Gewolke sich brach; da strahlte ihm dann wieder ein dämmerndes Licht der verlorenen Ruhe, ihm blickte der höhere Stern der grenzenlosen Jenseits, wo er seine Gatten und seine verlorenen Freuden, und seine Ruhe in besseren Welten wieder fand.“ Das heißt doch wohl auf Stelzen gehen?

Hg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Gril: Mythologische Unterhaltungen zur Deutschlands gebildeten Tochter, von Luise Meynier. Erster Theil. 1804. 154 S. Zweiter Theil. 1805. 172 S. 8. (1 Kthlr.) In der kurzen Vorrede sagt die Verfasserin, daß sie bey diesen mythologischen Unterhaltungen keinen anderen Zweck habe, als die Jugend zu einer lehrreichen Art zu belustigen. Sie habe deshalb aus den vorzüglichsten Werken geschöpft, was ihr das Anziehendste erschienen, und es zu einer zusammenhängenden Geschichte verbunden, wodurch sie freylich gezwungen worden, von der klassischen Bangordnung (?) der Götter abzuweichen. Aus dem Buche selbst ergibt sich nicht, was sie unter einer zusammenhängenden Geschichte verleihe. Die Mythen sind oft lose genug an einander geknüpft, und die Einfälle und Fragen der Kinder — das Buch ist in Gesprächsform abgefaßt — haben nicht selten den Übergang von dem einen auf das andere. Eine große Kunst in der Anordnung ist also nicht da. Lecker sind übrigens diese Unterhaltungen, wie etwa ein mythologisches Wörterbuch lehrreich ist. Die Mythen sind trocknen hin erzählt, wie Märchen, und können höchstens da und da zu lernen; aber etwas aus ihnen zu lernen, dafür gar nichts gethan. Für die hier und da eingelegten Geschichten mögen die Quellen verantwortlich seyn, aus denen die Verfasserin schöpfte. An Papier und Druck wird die gebildeten Töchter keinen Anstoß finden.

Md.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 J U N I U S, 1807.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Willmans: *Theone. Ein Geschenk für gute Töchter.* Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls von Jakob Glatz. Ein Seitenstück zur Iduna einem moralischen Unterhaltungsbüchle für die weibliche Jugend. 1806. I Band. 323 S. II Band. 348 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Ebendasselbst: *Minona. Ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen von 7—12 Jahren, zur Bildung ihrer Sitten* von Jakob Glatz. Ein Seitenstück zur Iduna und Theone. 1807. 301 S. 8. (1 Thlr.)

In der Vorrede zur Theone sagt Hr. G., daß die ihr vorhergegangene *Iduna* (auf welche besonders aufmerksam zu machen, er sogar eine Erzählung, *Minona* S. 50 ff. zu Hülfe nimmt) die eben erscheinende *Theone*, und eine noch künftig auszuarbeitende Anzahl leichter Erzählungen — die nun auch erschienene *Minona* — ein Ganzes bilden würden, wo immer, wie er in der Vorrede zur *Minona* hinzusetzt, eine Schrift der andern die Hand bieten sollte. Wir hätten gewünscht, daß er sich über den eigentlichen Plan und die Bestimmung dieses Ganzen vollständiger und genauer erklärt, von dem Wege, den er zur Erreichung seiner auf den Titeln angegebenen Zwecke eingeschlagen, gültige Rechenschaft gegeben, und mit deutlicheren Worten angezeigt hätte, wo dieser innere Zusammenhang zu suchen, und wie dieses Handbieten zu verstehen sey. Da das nicht geschehen ist, so können wir hierüber auch nur mutmaßlich Auskunft ertheilen. So viel sich nämlich aus andern Äußerungen des Vfs. darlegt, so sollen diese drei Schriften eine Art Gallerie oder Cyklus von Bildungsbüchern für die Jugend weiblichen Geschlechts, nicht ohne Rücksicht auf die Abstufung der Jahre und Bildungsfähigkeit derselben seyn. Denn, laut seiner eigenen Andeutung, arbeitete Hr. G. in der *Iduna* ursprünglich auf sittliche Bildung der weiblichen Jugend, durch Erzählungen auf die Phantasie der Leserinnen berechnet; in der *Theone* wollte er für Leserinnen, die er sich schon gesetzter und zu ernstern Reflexionen aufgelegter dachte, neben dem sittlichen noch besonders auf das religiöse Gefühl wirken, und durch *Minona*, deren Titel schon auf Liebenswürdigkeit hindeutet (?), beytragen, die Sitten der weiblichen Jugend von ganz zartem Alter zu veredeln und liebenswürdig zu machen. Gute Vorätze, die uns zu J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

desto größeren Erwartungen berechtigten, da sich Hr. G. selbst für einen Schriftsteller erklärt, der mit Besonnenheit und Freudigkeit der Seele sich seinem Ziele zu nähern suche, und mit heiterem Sinne und planmäßig schreibe. Es wird uns also obliegen, zu zeigen, in wiefern dieser Ausspruch durch das Geleistete selbst gerechtfertigt werde, wie nahe Hr. G. seinem Ziele gekommen, und ob in dem, was er geschrieben, wirklich ein Plan und Besonnenheit zu finden sey.

Da die *Iduna* außer dem Gebiet dieser Anzeige liegt, so lassen wir auch die vortheilhaften Recensionen, die von dem Buche in mehreren bedeutenden Journalen erschienen sind, so wie die von vielen Seiten her erhaltenen Versicherungen von der Brauchbarkeit desselben für weibliche Veredlung, auf sich beruhen, und beginnen unsere Beleuchtung mit der *Theone*. Sie soll, wir wiederholen es, zur Weckung und Veredlung hauptsächlich des religiösen Gefühls der guten Töchter von gesetzteren Jahren — nach unserer Berechnung vom sechzehnten bis zum zwanzigsten — die schon zu ernstern Reflexionen aufgelegt sind, dienen. Wir haben also Ursach, hier zu erwarten, Hr. G. gebe uns auch für seinen Zweck was er wolle, etwas Wohldurchdachtes, in seiner Form Unanstoßiges, selbst in Sprache und Ausdruck Unverwerfliches; nichts Zweydeutiges, und zu nachtheiligen Reflexionen Verführendes. Wir erwarten ferner richtige und sichere moralische Grundsätze, und ein auf wahre Religion gegründetes und von ihr ausgehendes religiöses Gefühl, das sich eben so rein und unverfälscht ausdrückt, als es auf Erweckung eines eben so reinen und unverfälschten Mitgefühls Anspruch macht. Und endlich erwarten wir eine beständige Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts in Betreff seiner Anlagen, seiner Bestimmung, seines Zustandes. Mit diesen Erwartungen schlagen wir nun das Buch selbst auf, und finden bey'm leichten Durchblättern Erzählungen, Reden und Gedichte. Alles recht gut, und in seiner Form dem vorgesetzten Zwecke keineswegs entgegen wirkend. Nun fangen wir aber an zu lesen, und finden uns in unserer Erwartung betrogen.

Von den Gedichten reden wir zuerst. Es sind ihrer nur wenige, aber auch diese wenigen sind so unbedeutenden Inhalts, so flach, so zwecklos, und überhaupt so sehr gemeine Versmacherey, daß sie kaum einen Platz in einer gewöhnlichen Almanache würdengeunden haben, und in einer Schrift zur Veredlung des weiblichen Geschlechts durchaus nicht angetroffen werden sollten. Warum zwingt sich doch Hr. G., der von

Xxx

seiner Besonnenheit zu sprechen weiß, Gedichte zu machen, die Niemand will, und Gedanken in Reime zu schnüren, die ewig ungereimt bleiben werden? Das Gedicht *am Grabe eines verdienten Lehrers* Th. I. S. 70 ist die alltaglichste Versgeburt, die sich nur erwarten läßt: todte Worte, die nichts wecken mögen. Da das Gedicht nur aus wenigen Zeilen besteht, so setzen wir es ganz hieher, um unser Urtheil darüber, das vielleicht hart klingt, zu rechtfertigen. Es läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Ruhe sanft, du, den im Schooß der Erde.
Asche bald und kühles Dunkel deckt; —
Ruhe sanft, bis einst ein neues Werde!
Dich zu einem neuen Leben weckt.
Ruhe sanft, und blicke auf die Deinen,
Denen du hier Lehrer warst, herab!
Manche Gute, manche Edle weinen
Hier, Verklärter, still an deinem Grab.
Einst, o einst, wann wir dich wieder finden,
Wann auch uns des Lebens Vorhang fällt,
Werden wir dich, Sel'ger, wieder finden
In den Lichtgefil'den jener Welt!
Ruhe sanft, in Jesu heiligem Namen
Sprechen wir bey deinem Grab ein stilles Amen.

Wo ist hier nur die geringste Beziehung auf das *Vedienst* des Lehrers? Wo der Gedanke, oder der halbe Gedanke nur, der nicht besser in dem ersten besten Sterbeliede ausgedrückt wäre? Wie possillenartig-rührend ist nicht der Schluss, wie gar nicht geeignet, religiöse Gefühle zu wecken und zu veredeln! — Die-
sem Gedichte an innerem Unwerthe ganz gleich ist Th. I. S. 263 *Trost. An Lina*. Wer in diesen zwölf Zeilen Trost findet, kann des Trostes wahrlich nicht sehr bedürfen. Es ist wiederum das Gemeinste auf die gemeinste Weise vorgetragen. Der Trostgedanke steht so kahl da, so abgerissen, daß der Vf. vielleicht mit mehr Effect einen Spruch aus der Bibel hätte citiren können; und der-Schluss:

Auf dem reinsten, hellsten (?) jener Sterne
Werden wir vielleicht uns wiedersehn,

hat in seiner Zweydeutigkeit und in seinen leeren Beywörtern etwas sehr Untröstliches. — In welcher Tendenz die *Blume des Herzens* Th. II. S. 125 den guten Töchtern vorgehalten werde, ist uns ein Räthsel. Wir legen den Inhalt des Gedichts unseren Lesern selbst vor. Doris, sagt der Dichter, du preiffest das Vergnügmeinnicht der Freundschaft, du bist hold dem blauen Veilchen, dem Bilde der stillen Tugend, und lässest dich von der zarten Lillie Schmuck und Pracht zum Lobe hinreißen; nicht also ich, dein Lehrer und religiösen Gefühls Erwecker: in der Freudigkeit meiner Seele lobe ich mir die Rose.

Die Rose — wen erfreut sie nicht! —
Ist's, die mir saßt ans Herze spricht.

Indessen wird doch gleich daneben S. 127 in Fanny's Stammbuch der treffliche Hexameter geschrieben:

Reip sey immer dein Herz, es gleiche dem Weisse der Lillie!

Nina's Poesie an den Mond Th. II. S. 222 ist ein wahres Geleier, und erweckt sonst kein Gefühl, als das Gefühl des Unwillens und der Langeweile. Unter andern heist es hier:

In bescheidenem Gewande
Gehst du deine lange Bahn;
Sanfter Mond, in jedem Lande
Sieht man dich mit Liebe an.

Recht bündig ist das *drum* des Schlusses, in Bezug auf den Anfang des Gedichts: Weil du freundlich niederblickst auf mich, lieber stiller Mond, und noch sonst manche Eigenschaft hast, die mir gefällt, so blicke freundlich nieder auf mich, lieber stiller Mond, und weil du meine Lieder hörst, so höre meine Lieder, welche heiter sind. Wir beneiden den Mond nicht um das Glück, Nina's heitere Lieder zu hören, nur wünschen wir, daß er sie in Zukunft ganz allein für sich behalte. — Das *Glück des Lebens* S. 299 ff., ein längeres Gedicht, macht nur längere Weile. Es scheint der weiblichen Jugend gesungen zu seyn, um der männlichen Jugend folgende geperrt gedruckte Strophen daraus vorzulegen:

Aber o glücklich der Mann, der still und unbemerkt hauset,
Seine Wünsche begrenzt, ferne nicht suchet sein Glück;
Welcher den Himmel in sich und in der Seinigen Kreise
Findet, wahrlich! nur hier wohnt ihm ein höheres Seyn!

Artig beschrieben ist die Ankunft des Gärtners Kleantes aus seinem Garten in seinem Hause:

Freundlich umarmte die Frau den wiederkehrenden Gatten,
Drückt mit der Liebe Gewalt ihn an die weibliche Brust.
Drauf umringet ihn laut ein Trupp rothbäckiger Kinder.
„Vater, Vater!“ ertönt's; hal' sie umhalsen ihn froh;
Und den Schooß des umschlungenen Vaters erkrabbelt das
Kleinste.

Und mit freudiger Kraft zault es sein lockiges Haar. —

Wir kommen zu den *Reden*. Es sind deren nur zwey. Die erste Th. I. S. 104 ff. *Über den Werth der Freundschaft*, wurde im Bet Sale der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal gehalten. Sie ist also hier nur eine Lückenbüsserin; es fehlt ihr die nähere Beziehung auf die guten Töchter, die durchaus nicht fehlen dürfte. Neue Ansichten erwarteten wir nicht; aber doch eine glückliche Anwendung des Bekannten für den Theil der Zuhörer, den sie zunächst anging. Wir haben uns getäuscht. Die Ausführung ist ohne Präcision, der Werth der Freundschaft auf Kleinigkeiten und Nebendinge beschränkt, und der Vortrag gefällt sich in Empfindeleyen und Ausrufungen. So heist es z. B. S. 113: „Schön ist der Anblick der auf- und untergehenden Sonne, schön das Schauspiel, das der emporsteigende Mond gewährt; angenehm und erhebend der Hinblick nach dem gestirnten Himmel und einer schönen Landschaft; auch dem Einsamen können diese reizenden Naturgegenstände in frohes Erstaunen, in süße Rührung versetzen; aber wie viel schöner erscheint sie uns (das heist doch wohl mir und euch guten Zöglingen der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal), wenn wir sie an der Seite des Freundes, der Freundin betrachten, und in dieser Betrachtung in ihr heiteres Auge blicken, und uns vereint dankbar über den freuen können, der diese Welt so schon, und das menschliche Gemüth für Freundschaft empfänglich gemacht hat.“ Die Stelle S. 111 „Wie süß und angenehm — ausschütten können“ gehörte wohl in den zweyten Theil: wo gezeigt werden soll, daß

die Freundschaft uns auch die Beschwerden und Leiden des Lebens *erleichtere*. Der Ausruf: „Wie süß und angenehm!“ giebt dem Gedanken noch kein Recht, hier zu stehen. Hier und da ist auch die Sprache ein wenig affectirt, z. B. S. 128: „Oft ist hinter freundlichen, schmeichelnden Worten ein untheilnehmendes oder schlechtes Herz *versteckt*.“ Die zweyte Rede ist überschrieben: „Der Frühling, ein Bild der Jugend,“ und ist gehalten vor der Evangelischen Gemeinde in Wien, bey Gelegenheit der Confirmation der *älteren* (?) Jugend, den 9ten Juny 1803. Sie ist eben so, wie die erste, hier nur eine Lückenbüsserin. Die Armut des Geistes, die hinter vielen Worten den Mangel an Gedanken verjagt, und in kleinen, unnützen und ganz gewöhnlichen Schildereyen ein Vergnügen findet und einen Nothbehelf, ist auch hier sichtbar. Und damit nichts ohne Beweis dastehe, so geben wir ihn von S. 268, „Die uns umgebende Natur glänzt gerade jetzt in ihrer vollen Pracht; die Rauheit der Wintermonate ist verschwunden, und mildere Lüfte wehen uns und die Erde mit ihren Gewächsen (wie deutlich!) an; ein liebliches, erfrischendes Grün bedeckt Wiesen, Felder und Gärten; alles ist zu einem neuen Leben erwacht; die ganze Schöpfung athmet Freude und Anmuth, und ladet den gefühlvollen Naturfreund zu den reinsten, schönsten Genüssen ein.“ Damit vergleiche man S. 273 f. „Wisset ihr es doch alle, wie im Frühlinge die gleichsam erstarrten Kräfte der Natur sich wieder zu regen und zu wirken anfangen, wie der Tod, der auf der Schöpfung zu ruhen schien, im freundlichen Lenz sich in ein leiseres Regen, und dieses Regen sich in Leben, in frohes, volles Leben verwandelt, wie in der thierischen Schöpfung (eine unschickliche Zusammenfassung, die man gar nicht rauchen sollte,) insbesondere so manches aus seinem schlummer zu lebendiger Thätigkeit erwacht, und die thierischen (aus der thierischen Schöpfung nämlich) die auf dem Siechbette seufzten, sich zu erholen, heiter und gesunder zu werden anfangen (cf. die Sterbelisten vom Monat März); wie Berg und Thal, Wälder und Auen, bekleidet mit dem *unsrem Auge so wohlthätigen* Grün, und geschmückt mit einem bunten Gemische duftender Blumen; wie die Blüten der Aune und die stärkenden Wohlgerüche derselben; wie der reine blaue Himmel und die grünen Hayne, lebt durch den Gesang der Vögel, wie dies alles die unsrerer süßeren Gefühle unseres Herzens weckt, uns zu einer leiseren Ahndung des Göttlichen in der Natur stimmt, zu inniger Freude und Theilnahme auffordert, und uns den seligsten Genüssen einladet.“ Was bilden soll, was zuerst in sich selbst gebildet seyn, was etwas bey der in uns zurücklassen soll, darf selbst nicht leer dastehen; und was das Herz ansprechen, und das höchste aller Gefühle wecken oder gar veredeln soll, darf auf keine Weise zu uns gebracht werden, die dem Verstande oder dem Geschmacke anstößig ist.

Die Erzählungen machen den größten Theil des Buches aus. Vielleicht finden wir hier mehr Besonnenheit des Erzählers, mehr Plan- und Zweckmäßigkeit in der Erfindung sowohl, als im Tone des

Vortrags. Wir wollen sehen! Die erste Erzählung heisst: *die Blattern*. Eine Gräfin von Hohenburg, die mit einem ausgebildeten Verstande, einen feinen Geschmack, und das edelste Herz verbunden haben soll, liebt ihre Tochter Amalie über alles, zeigt aber augenblicklich so viel Unverstand und Herzlosigkeit, daß sie die Erziehung dieses ihres Lieblings zeitraubenden Besuchen und Gegenbesuchen, und anderen leeren Höflichkeiten aufopfert, und Amalien der Leitung einer Gouvernante, versteht sich einer gebildeten, überläßt. Amalie kommt in die Nähe zweyer Fürstentöchter. Mathilde, die eine, hatte von Blattern gelitten, Therese aber, die andere, „hatte ein feines, glattes Gesicht, schöne blaue Augen, einen rothlichen Mund, und galt für das reizendste Mädchen im ganzen Lande.“ Dies fühlte sie, und bildete sich nicht wenig darauf ein. Ihre Eitelkeit bekam oft Nahrung, und erreichte nach und nach den höchsten Grad. Amalie war auch schön, und hatte ein heiteres, (Lieblingswort des Hrn. Gl.) munteres und lebhaftes Temperament; was Wunder, daß sie sich an die lustige Prinzessin Therese anschloß, und von der ernstern Mathilde entfernt hielt. Therese wird geschmeichelt, sie verliert ihre Bescheidenheit, sie lernt nichts; Mathilde dagegen nimmt mit jedem Tage an innerer Bildung zu. Wie Therese, so Amalie, Thereses Freundin. Sie spottet über das Trockene der meisten Wissenschaften, und ist überhaupt so verdorben, daß sie sich bey der Prinzessin über die Gouvernante beklagt, und sich mit ihr über dieselbe lustig macht. Die Mutter erfährt von allem nichts, merkt aber Amaliens Leichtsin, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit. Und was *thut* die hochverständige, geschmackvolle und edelherzige Frau Gräfin Mutter? Sie giebt ihrer Tochter Winke, und vergießt Thränen der Betrübniß über sie. Beide aber wollen nichts helfen. Nun bringt Hr. Gl. ein Mittel, das hilft — die Blattern. — „Wie konnte Amalie gerettet werden, sagt er, aus der Gefahr innerer Werthlosigkeit, der sie im höchsten Grade ausgesetzt war, wenn sie auf dem Pfade fortwandelte, den sie mit so vielem Vergnügen betreten hatte? Wenn Mutter Sorgen (unthätige nämlich), Mutterthänen bisher wenig oder nichts bewirkt hatten, so hätte man denken sollen, daß nichts im Stande seyn würde, dem Ubel zu steuern. Aber die Vorsehung wußte da Rath, wo Menschen nicht mehr helfen konnten: Ein wohlthätiges Unglück rettete sie.“ Die vierzehnjährige Amalie bekommt die Blattern, und das glatte Gesicht bekommt Narben. Und weil Amalie nun nicht mehr zur Hälfte so hübsch ausah, wie ehemals, so war sie gebessert, sagt der Verf. Aber die verständige Frau Gräfin Mutter „empfand eine große Betrübniß darüber, daß Amalie um ihre Schönheit gekommen sey, und beklagte sich deshalb bey dem Hofprediger, einem einsichtsvollen würdigen Manne. Dieser tröstete sie unter anderem auch mit den Worten: „— Außere Reize führen den, der sie besitzt, leicht irre, machen ihn eitel, flüchtig, stolz u. s. w. Verlust derselben rettet sein Herz, seine Tugend.“ Am Ende geschieht, was ge-

schehen mußte, Amalie wird glücklich an einen Grafen verheirathet. — Fragen wir nun, in welcher Absicht steht diese Erzählung hier? und wo ist der Punct, den man zur Weckung und Veredlung des religiösen Gefühls ins Auge zu fassen hat? so möchte es schwer seyn, eine befriedigende Antwort darauf zu geben. Und wie die Lehre des einsichtsvollen und würdigen Hofpredigers schielend und halb wahr ist, so ist die ganze Geschichte unglücklich erfunden. Die als verständig gepriesene Mutter erscheint durchweg als eine unverständige, schwache Frau, und Amalie wird nur gebessert, weil ihr die Quellen ihrer Fehlerhaftigkeit durch — Zufall verstopft werden. Welche Besserung ist das? Ein unglücklicheres Mittel der Besserung aber konnte Hr. Gl. schwerlich erdenken, als die Blattern. Ist er ein Feind der Vaccination? Warum hatte denn die verständige, und in so aufgeklärten Zeiten lebende Mutter, ihrer schönen Tochter die Blattern nicht einsimpfen lassen? Warum — doch wir greifen den zu ernsteren Reflexionen aufgelegten Lesern nicht weiter mit Fragen vor. — Damit man aber nicht glaube, als hätten wir den Stoff zu vorstehender Ausstellung aus einem zwey Bände starken Werke erst ängstlich suchen müssen, so lassen wir hier noch einen Auszug aus der zweyten Erzählung folgen. Gewöhnlich wird doch zuerst und Eingangs das Beste gereicht. Sie hat die Überschrift: *die Freundliche*, und beginnt mit einer vortrefflichen Schilderung. „Ein herziges, liebes Mädchen war Emilie. Gleich einer frischen, freundlichen Blume stand sie da im Garten Gottes, und verbreitete um sich Wohlseyn und Freude. *Wer sie sah*, liefs gerne seinen Blick auf ihrem heiteren Gesichte ruhen; *wer sie sprach*, vernahm mit Wohlgefallen den reinen einschmeichelnden Klang ihrer Stimme; *wer mit ihr umging*, genoss der Freuden viele. In Emiliens Umgang wurde es auch dem gedrückten Herzen leicht, fühlte man sich zufrieden und froh, erheiterte sich auch der traurigste Sinn. Nie sah man sie düster,“ u. s. f. O der unaussprechlichen Schallheit! „Allgemein nannte man sie deshalb auch die Freundliche.“ Mit Niemanden ging Emilie lieber um, als mit der ernsten, traurigen, mißmuthigen Henriette, von deren trefflicher Denkart, sie wie von ihrem eigenen Daseyn überzeugt war. Nie ging aber auch Henriette ohne Trost und Erheiterung von ihrer geliebten Freundin. Einst befand sich Emilie in einer grossen Gesellschaft von Mädchen. Es entsteht ein (zum Behuf derjenigen, die noch kein Gewitter kennen, genau beschriebenes) Gewitter. Alle zitterten; mehrere liefen aus Bette, und steckten ihren Kopf unter die Betdecken u. s. f. Die einzige Emilie nahm sich vernünftig. Sie verlor ihre Fassung nicht, nahm einen Stuhl und setzte sich mitten im Zimmer nieder. Freundlich blickte sie um sich, und ermunterte die Anderen nicht so ängstlich zu thun. Es geschieht ein alle Mädchen betäubender Donnerschlag, Emilie bleibt gefast, und — freundlich. Bald hört man in der

Gasse einen lauten Lärm. Feuer! Feuer! ertönt es. Die Sturmglocke lauter; und die Trommeln der Garnison, die in der Stadt lag, wirbeln. In ihres Vaters Hause hat es eingeschlagen. Emilie fährt auf einen Augenblick zusammen, faßt sich aber bald wieder, blickt gen Himmel, läßt eine Thräne in ihrem hellen, blauen Auge erglänzen, und ein still heiterer Geist verbreitet sich über ihr Gesicht. Nun, denkt man, würde sie sich um ihren Vater bekümmern, zu ihm eilen, löschen, heissen wollen u. dgl. Das liefs die freundliche Emilie Anderen thun; sie selbst — sah wieder freundlich um sich, und sagte: Man wird wohl das Feuer löschen; unsere Feueranstalten sind ja gut. Bloß eine einzige Kammer in dem Hause ihres Vaters brennt aus. Doch gerade in dieser Kammer befand sich ein Schrank, mit Emiliens sämmtlichen Habseligkeiten. Nun wird sie doch ein wenig traurig werden? Kaum! Sie denkt bey ihrem Verluste, was einst Hiob dachte: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet, und macht bey diesen Worten ein so frommheiteres, freundliches Gesicht, als wäre ihr eben das Angenehmste begegnet. Mit dieser Freundlichkeit tritt Emilie in den Ehestand, erlebt freundliche Tage, erleuchtet mit ihrer Freundlichkeit den häuslichen Kreis, den sie um sich geschaffen hat, kriegt ein freundliches Kind, und giebt ihm den Namen von einem freundlichen Weibchen; das Kind wird ein freundliches Hannchen, stirbt aber an einem (doch wohl unfreundlichen) Fieber. Nach vier und zwanzig Stunden bekommt Emilie ihre Heiterkeit und Freundlichkeit wieder u. s. f., und endlich als ihre letzte Stunde schlägt, blickt sie freundlich nach ihrem Manne, nach ihren Kindern, nach dem Himmel, und verschiedet. Wohl uns! dafs sie verschieden ist; sie war gar zu langweilig freundlich, zu freundlich anhänglich; zu unthätig freundlich, und überhaupt zu schlaff, empfindsam, als dafs wir etwas zur Veredlung unseres sittlichen und religiösen Gefühls aus ihrem ferneren Leben profitieren könnten. — Und solche Gedichte, Reden und Erzählungen bestimmt man für Leserinnen, die zu ernsteren Reflexionen aufgelegt sind?

Ungleich besser gerathen sind zum Theil die Erzählungen in der *Minona*, obgleich auch sie von leeren Empfinden nicht frey sind. In ihnen spielen besonders die Beynamen eine bedeutende Rolle. M. f. S. 13. 67. 73. 100 ff. Amanda, S. 74, ist eine Geschichte, die entweder einen Anfang und kein Ende, oder ein Ende und keinen Anfang hat. In der achten Erzählung, Luise, gehört der Anhang gar nicht zur Sache, und macht, dafs die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgeleitet wird. Philine, Nr. 3, ist wohl etwas mehr, als schnippisch. Druck und Papier, von Brede in Offenbach, sind schön, nur sollte mehr Fleifs auf die Correctur gewendet seyn. Die Kupfer sind von Lips, und durch des Künstlers Namen schon hinlänglich empfohlen. HALL

Druckfehler.

In No. 133. S. 451. Z. 4 unter holländischem Einflufs 1. hellenischem Einflufs. — S. 456. Z. 12 Schluß 1. Schluß 2. 456. Z. 18 Berechtigungen 1. Berichtungen. — In No. 140. S. 506. Z. 3. von 5 Procent 1. 5 pro 50.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 J U N I U S , 1 8 0 7 .

ERDBESCHREIBUNG.

PASSAU, b. Ambrosi: *Nachrichten über das Erzstift Salzburg nach der Saecularisation.* In vertrauten Briefen über seine ehemalige und gegenwärtige Verfassung und Einkünfte, über die Gegenden seines flachen Landes, seine Bergwerke, Producte und Bevölkerung, und über den Zustand der dem Kurfürsten von Salzburg als Entschädigung zugetheilten Länder Eichstädt, Passau und Berchtesgaden. I Band, mit 1 Kupfer. (Auch unter dem Titel: *Reisen durch Oberdeutschland in Briefen an einen vertrauten Freund.*) II Bandes 1 Bändchen. XX u. 242 S. 8. (17 Gr.)

Der erste Band der Reisen durch Oberdeutschland erschien bereits im J. 1800, als die lehrreichen statistischen Nachrichten des Hrn. Hof-Canzlers Freyherrn von Bleuel über Salzburg noch nicht bekannt waren. Daher so manche Irrthümer, die nun hier gelegentlich verbessert werden. Voran läßt der Vf. den Aufsatz des Herrn von Bleuel im politischen Journal über den Flächeninhalt und die Volksmenge abdrucken, ohne jedoch den Vf. zu nennen, den er damals noch nicht gekannt zu haben scheint. Das Ganze ist in 12 Briefe eingetheilt, vom 21 Sept. 1803 bis zum Hornung 1804. Im ersten Briefe wird Heilbrunn mit seinen schönen Anlagen, der Montforter Hof, das Tusculum des letzten Fürst-Erzbischofs, das Schloß des Bischofs von Chiemsee zu Hanf und Josephs Aue beschrieben. Der zweyte Spaziergang geht in die Gegend von Clesheim, zum Leopoldscroner Moos und dem Zuchthaus. Dieses hat die Aufschrift: *abstine aut fustine.* Die Einrichtung ist reinlich und zweckmäßig. Es hat einen Fonds von mehr als 150000 Gulden Kapital, und damit ist der Lazareth Fond verbunden, welcher über 170000 Gulden betragen soll. Im dritten Briefe wandert der Vf. durch die Vorstädte innerer und äußerer Stein in die Gegend von Aigen und das Schloß Neuhaus. Beide Vorstädte machen den unangenehmsten Theil der Stadt Salzburg aus. Der Weg führt aber durch dieselbe nach den reizendsten Anlagen, mehreren am Abhange und Fusse des Gebirgs angelegten Gärten und Meiereyen, dem eine Stunde von der Stadt entfernten Schlosse Aigen, und dessen gartenartigen Hainen, wo jeder gern verweilen wird, der an pittoresken und romantischen Anlagen, und an der durch Kunst nur sparsam belebten Natur Freude und Geschnack findet. Das beygefügte Kupfer stellt die Ansicht der Eremitage im englischen Garten zu Aigen vor. Der Vf. beschreibt diese Anlagen, das Schloß Neuhaus und verschiedene andere Anlagen umständ-

lich und wahr. In einem Nachtrage vom May 1804 werden die neuen Anlagen beschrieben, durch welche der neue Eigenthümer von Aigen, der Domherr Fürst von Schwarzenberg, diesen herrlichen Aufenthalt verschönert hat. Im vierten Briefe wird das cultivirte izlinger Moos mit den Landhäusern, die Plainer-Kirche und Gegend, Fischbach und das Schloß Roddek beschrieben. Im fünften Briefe voran ein paar Worte über die salzburger Herbstmesse oder den sogenannten Duld, „wo Kaufleute aus allen Gegenden Deutschlands den nicht verkauften Überrest der leipziger und frankfurter Messen zu sehr theuerem Preise „en detaille, etwas wohlfeiler jedoch en gros, an den „Mann bringen.“ Kein einziger fremder Buchhändler war da: „Vermuthlich, meint der Verf., lehrte sie die „Erfahrung, dafs auf diesem Platze für ihren Handel „keine ergiebige Speculationen zu machen sind.“ Darauf folgt eine Beschreibung des Unterbergs, des Jagdschlusses Glaneck, des Eisenhammers, der Vitriolfabrik in Gredig, und der Gegend um diesen Ort, bis zur Vorstadt Nonnthal. Zur Beylage dient eine „Historia vom Unterberg, und was sich darin mit einem „Ritter hat zugetragen, und wie der Ritter ein Mönch „wird, mit Fleiß in hochdeutsche Reimlein gebracht.“ Interessanter ist die zweyte Beylage, wo die Bereitung der Schwefelsäure in der neu errichteten Fabrik bey St. Leonhard beschrieben wird. Im sechsten Briefe findet man eine Beschreibung verschiedener Merkwürdigkeiten der Stadt, welche im siebenten und achten Briefe fortgesetzt wird. Das Ganze ist größtentheils nach Hübner, aber recht gut dargestellt. Der neunte Brief ist dem Theater und dem Orchester gewidmet. Das salzburger Publicum ist sehr fürs Theater, aber der Geschmack war durch Schikaneders sinn- und geschmacklose Opern und Farcen, und durch die trivialsten Ritter-Schauspiele verdorben. Das Schauspielhaus ist unter aller Kritik, ganz zweckwidrig, aus baufälligen Mauern eines alten Ballhauses zusammengestoppelt, und sehr klein. Als der jetzige Großherzog von Würzburg die Regierung Salzburg's antrat, unterstützte derselbe das Theater nicht nur durch Geldzulage, sondern auch durch unentgeltliche Beygebung des Hof-Orchesters. Nun sing man an bessere Stücke zu geben. Das Orchester war unter der Regierung des letzten Fürst-Erzbischofs sehr zusammengeschmolzen, wurde aber unter der Regierung des Kurfürsten ansehnlich mit Tonkünstlern von Eichstädt und Passau vermehrt. Der Vf. läßt sich über einige der dafgen vorzüglichsten Künstler, besonders über Michel Haydn und Olter heraus, denen er volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Letzterer, ein Schüler Nardini's von Florenz, war damals die Seele des

Orchesters. Im Nachtrage erwähnt der Vf. noch des Liebhaber-Theaters bey dem dänischen französischen Gefandten, der Concerte bey dem Fürsten von Schwarzenberg und der vorzüglichen musikalischen Talente von Mozart's Schwester, der Wittwe von Sonnenburg. Im zehnten Briefe führt uns der Vf. auf den Schloßberg, und die darauf gebaute hohe Feste. Nach einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung und Erweiterung beschreibt er die dasigen schlechten Gefängnisse, gegen die er, so wie über die Behandlung der Gefangenen, mit Wärme eifert. Unter der Regierung des Kurfürsten ist, soviel wir wissen, der Zustand verbessert worden. Im elften Briefe macht uns der Vf. mit den Unterrichts-Anstalten in Salzburg bekannt. Man erhält hier vollständigere Nachrichten, als irgendwo, vom Zustande der Universität, von den dasigen Gelehrten, von den Gymnasien und anderen Anstalten, so wie vom Seminar, vom Schulmeister-Seminar, und vom Waisenhause. Man wird diesen Brief mit Vergnügen lesen. Im zwölften Briefe erhält man guten Unterricht von der Verfassung und Geschichte der salzburgischen Landschaft, von ihren Einkünften, der Steuerverfassung, den Ausgaben, dem Schuldenstande und Activ-Capitalien, endlich von der Vertheilung der Steuer. — Die Auseinandersetzung der Steuerregulirung von 1778 und deren Folgen, ist sehr gut gerathen. Der Vf. theilt sehr belehrende Auszüge aus Rechnungen über Einnahme und Ausgabe von 1788 und 1798 mit, giebt auch eine vollständige Übersicht vom landchaftlichen Vermögens-Zustande. Im Jahre 1791 beliefen sich die Activa der Landschaft auf 1,218,308 fl., die Passiva auf 2,798,984, im Jahre 1792 jene auf 1,112,950, und diese auf 2,728,010 fl. Im Jahre 1798 hatte die Landschaft für 1,790,000 fl. Activ- und 3,253,000 fl. Passiv-Kapitalien. Hiebey war aber weder der der Landschaft eigenthümliche Materialien- und Naturalien-Werth von etwa = 340,000 fl., noch der vom letzten Fürst - Erzbischoffe der Landschaft geschenkte Fonds von 556,916 fl. gerechnet. Zieht man diese beide Summen noch ab, so bleibt der Schuldenstand der Landschaft für 1798 in 566,084 fl. Die gewöhnliche Ausgabe bestand in diesem Jahre in 297,139 fl. 14 kr. 2 pf. Die gewöhnliche und außerordentliche Einnahme in 474,583 fl. 7 kr. 1 pf. Hierunter waren 151,365 fl. 27 kr. 1 pf. Kriegsbeiträge. Der Landschaft blieben also wohl = 177,442 fl. 52 kr. 3 pf.; allein diese reichten zu den für 1799 zu zahlenden Römernonaten, und zur Erhaltung des Contingents von 1560 Mann nicht zu. Von 1792 — 1799 betrugen die außerordentlichen Auslagen wegen des Kriegs = 1,174,106 fl. 28 kr., und die Lieferung an die kaiserlich-österreichische Armee = 253,135 fl. 55 kr. Im J. 1801 wies der Landtag aus, daß die Totalsumme aller während des Kriegs geleisteten Lieferungen 2,422,000 fl. betragen habe. Sehr interessant ist die detaillierte Übersicht von der Steuer-Vertheilung auf alle Pfliegerichte und Hofmärkte im J. 1784, mit der Bevölkerung und dem Viehstande (letzterem nur zum Theil). Diese Verzeichnisse liefern die Resultate, daß die mit = 96,933 Menschen bevölkerten Pfliegerichte des flachen Landes = 117,576 fl. 42 kr., jene mit = 102,925 Seelen bevölkerten des Gebirgs =

135,929 fl., und die Hofmärkte = 3233 fl. 51 kr.; überhaupt aber das ganze Land mit = 1,998,558 Menschen, 256,739 fl. 33 kr. Steuer und Rüstgeld an die Landschaft zahlten. Die hier angegebene Volksmenge ist nur etwa = 5800 Seelen größer, als jene, die der Herr von Bleul für 1800 angiebt. Der Vf. behauptet aber nach dem salzburger Intelligenz-Blatte, daß sich seit 1784 die Volksmenge vermindert habe. Übrigens ist der Credit der salzburgischen Landschaft sehr fest gegründet. Sie erhielt auch während des Kriegs Kapitalien zu 3 pro Cent, und nach dem festgesetzten Plane sollen in 10 Jahren alle Schulden getilgt seyn. Hierin wird nun wohl der neue Krieg von 1805 eine Änderung machen. Nach diesem getreuen Auszuge wird man sich von der Güte dieser Briefe überzeugen, und mit uns wünschen, daß der Verf. in einem zweiten Bändchen den jetzigen Zustand von Salzburg schildere, und zeige, was für Veränderungen die Unterwerfung des Landes unter österreichischem Zepher hervorgebracht hat. S. 1.

BERLIN, b. Littfas: *Handbuch der Geographie und Statistik des preussischen Herzogthums Schleſien.*

Entworfen von Christian Ludwig Bohm. 1806. VIII und 307 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieses historisch-topographisch-statistische Gemälde des preussischen Schleſiens soll dem Einwohner derselben eine Übersicht des Zustandes dieser Provinz gewähren. Die Nachrichten sind aus guten Schriften geschöpft, von welchen der Vf. die Werke von Küber's, Zimmermann's, Weigel's und Sinapius namhaft macht. Es ergiebt sich auch, daß er die Vorarbeiten von Krug, Leonhardi, Küfer u. a. m. benutzt habe. Daß aber — wie der Vf. meint — das Handbuch *unterhalb* das Resultat der *neuesten* Untersuchungen über diese Provinz enthalte, läßt sich nicht behaupten. Ist bloß von einer allgemeinen Übersicht des Zustandes der Provinz, nicht aber von einer genauen Angabe der Beschaffenheit derselben die Rede: so kann das Büchlein von Nutzen seyn, indem das Erheblichste ausgehoben, und das, was auch nicht näher beschrieben ist, doch in gedrängter Kürze wenigstens angedeutet wird.

An der Spitze steht ein Auszug aus dem Kober'schen Werke: *Von Schleſien vor und seit dem Jahr 1740.* Diese Schrift ist ein Hauptbuch, und mit Recht berühmt, ob sie gleich auch manche offenbare Unrichtigkeiten enthält, die der Vf. vermuthlich zur Behauptung seiner Anonymität, selbst wider besseres Wissen einfließen ließ. Diese historische Skizze nimmt hier 52 Seiten ein. Darauf folgt die eigentliche statistisch-topographische Beschreibung von Schleſien, die den Hauptgegenstand des Buchs ausmacht. Zu den neuesten Angaben, die der Vf. liefert, rechnen wir unter andern manche Notizen die Producte der Provinz betreffend. „Es wurden nach der Kammertabelle vom Jahre 1803 gewonnen 673,218 Stein Flachs und 115,500 breslauer Scheffel Leinfaamen. Im Jahre 1804 gewann man 17,474 Centner Toback. Die Zahl der Obelbaume war 1805, 5,448,796 Stück. An Vieh hatte Schleſien in demselben Jahre (1805) 171,918 Pferde, 143,970 Ochsen, 450,230 Kühe, 188,522 Stück Jungvieh, 2,074,633 Schaafe und 190,573 Schweine. Der

gegen S. 75 und 76 die Seelenzahl ohne Militär vom J. 1804 angegeben. Die schlesischen Provinzialblätter enthalten sie im Septemberstück 1805 von diesem letzten Jahre. Nach denselben lebten überhaupt in dieser Provinz in den Städten 359,976, auf dem platten Lande 1,661,083; also zusammen 2,021,059 Menschen ohne das Militär, welches 44,376 Mann betrug. Die Totalsumme der Civil- und Militäreinwohner ist also 2,065,435. Bey den einzelnen Städten ist die Seelenzahl mehrentheils vom J. 1803 aufgeführt, und man kennt sie schon vom J. 1805. Desto angenehmer ist es, hier die neuesten Angaben der Fabricationen zu finden, besonders der so wichtigen Leinwand und Schleier, deren Werth im Jahre 1805 nach der Fabrikentabelle auf 10,676,000 Thlr. angegeben wird. Der Werth der Wollenwaaren betrug in demselben Jahre überhaupt 4,982,933 Thlr. Die Lederfabrication wurde zu 1,150,000 Thlr. geschätzt. Eben so sind von den Einfuhr- und Ausfuhrartikeln die Angaben von 1805 zu finden; dagegen von den mehresten anderen Fabriken die Angaben vom J. 1802. (Sollten die Tabellen von diesen Artikeln nicht auch die Data vom J. 1805 geliefert haben?) S. 73 finden wir den Torf als zum Pflanzenreich gehörig aufgeführt, da er doch besser zum Mineralreich gerechnet wird. Das mittelbare Fürstenthum Neisse ist hier zu Nieder-Schlesien gezählt worden; wir würden es zu Ober-Schlesien rechnen. — Bey der Beschreibung der einzelnen Fürstenthümer und Herrschaften sind die Kreise derselben bemerkt und die Städte kurz beschrieben worden. Bey diesen Städten ist auch jedesmal der reine Überschuss der Accise- und Zollgefälle vom J. 1798 aufgeführt; aber ohne die Administrationskosten zu bemerken. Durch die Auswerfung derselben hätte man die Totalsumme des Ertrags dieser Steuern für jeden Ort bestimmt. Die anderen Arten der Besteuerungen sind bey den einzelnen Städten nicht genannt worden. Jedoch sind die merkwürdigsten Gebäude, die Zahl der Häuser und die Nahrungszweige bemerkt, auch die Flecken und Dörfer namhaft gemacht, bey oder in welchen entweder Merkwürdigkeiten anzutreffen sind, oder die sich durch irgend eine Art der Industrie auszeichnen, oder in deren Nähe kriegerische Ereignisse ereignet sind. Bey der Grafschaft Glatz ist der zum böhmisches-mährischen Gebirge gehörige Schneeberg 65 Fufs hoch über dem Meeresspiegel angegeben. Nach den Messungen *Felbiger's* und *Mader's* hingegen er im Mittel 4357 Fufs hoch. — Wir fügen noch die Seelenzahl einiger Städte vom J. 1805 hinzu. Sie ist in Breslau 62,923, in Brieg 8682, in Schweidnitz 32, in Warnebrunn 1813, in Greifenberg 2382, in Sagan 15, in Grüneberg 7972, in groß Glogau 9388, in Liegnitz 78, in Goldberg 6061, in Ols 3814, in Glatz 6681, Ratibor 3681, in Oppeln 3152 und in Neisse 7849. — Hinsicht auf die Besitzer der Herrschaften Schlesien ist noch abzuändern: S. 80, die freye Minderndesherrschaft Münsterberg Frankenstein gehört jetzt der verwitweten Gräfin von Schlabendorf, geb. von Nimpsch; die freye Standesherrschaft Ortenberg dem Prinzen Gustav Biron von Curland. S. 81, die freye Minderherrschaft Freyhan dem Hn. v. Teichmann. S. 119, im glogauischen Departement

sind jetzt 4 *inquisitores publici*, nämlich zu Glogau; Liegnitz, Grünberg und Jauer. —

Ungeachtet dieser Bemerkungen müssen wir dennoch eingestehen, daß das Handbuch im Ganzen mit Sorgfalt zusammengetragen ist, und seinem Zwecke, eine leichte Übersicht zu befördern, entspricht. V. H. B.

BERLIN, b. Gädicke: *Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend, enthaltend alles Merkwürdige und Wissenswerthe von dieser Königsstadt und deren Gegend*. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde, von Joh. Christian Gädicke, herz. sächs. weimar. Commissionsrathe. XX und 622 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Der Vf., rühmlich bekannt durch sein Fabriken- und Manufacturen-Adress-Lexicon von Deutschland, hat zuerst in diesem Umfange in alphabetischer Ordnung eine topographische Beschreibung Berlins geliefert. Im Kleinen war nach dieser Form Berlin schon im Almanach zur Kenntniß der preuss. Staaten im J. 1795 bearbeitet worden. Da aber dieses Lexicon theils neuere Angaben liefert, theils mehrere Artikel aufnimmt und sie von verschiedenen Seiten darstellt: so verdient der gegenwärtige Versuch im ausgedehnteren Sinn der Erste in seiner Art genannt zu werden.

Die Angaben sind theils nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten, die dem Vf. mitgetheilt worden sind, theils nach den bekannten gedruckten Vorarbeiten, die auch bemerkt worden, geliefert. Rec. hat sich überzeugt, daß jene Behauptung gegründet ist. In dem Plan des Vfs. lag es, jede Straße und Gasse, jeden Platz und Markt, jedes Thor, alle Civil- und Militär-Collegien, Fabriken, Manufacturen, die vorzüglichsten Schriftsteller, Künstler und mehrere Gegenstände zu umfassen, und da, wo es der Natur der Sache nach thunlich war, in gedrängter Kürze das Topographische, Statistische, Historische und Staatswirthschaftliche aufzustellen. Wenn der Vf. meint, daß dieses letztere bey jedem Artikel geschehen sey, so irrt er, weil dieses nicht einmal angeht. Was aber die Gegenstände selbst betrifft, so sind hier unstreitig mehrere aufgenommen worden, als in ein Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend gehören. Wer vermuthet wohl, alle Städte der Mittelmark darin anzutreffen, ja sogar unbedeutende Flecken, die zum Theil mehrere Meilen von Berlin entfernt sind? Der Vf. hat dieses Versprechen jedoch nur zum Theil erfüllt; denn es fehlen der landrathliche Luckenwaldische, ingleichen der Bees- und Storkowfche Kreis mit ihren Städten, die doch jetzt allenthalben zur Mittelmark gezählt werden. Zu den unbedeutenden Flecken gehört Ketzin, 6 Meilen von Berlin. Einige Artikel, als *Luxus*, *Chronologie des kön. preuss. Hauses* u. dgl. m. sind hier auch nicht an ihrer Stelle. Nach des Rec. Überzeugung hätten auch die fast in allen mit städtischen Privilegien begabten Orten sich befindenden Handwerker, als Schloßer, Stellmacher, Glaser, Kürschner, Tischler, Nagelschmiede, Maurer, Seifensieder u. s. w. weggelassen müssen, besonders da die Summe der vorhandenen Meister, Gefellen und Lehrlinge nach den Zählungen vom J. 1801 oder 1802 angegeben ist, und daher die neuesten Listen nach den Tabellen fehlen. Fremde und Einheimische, die in

rer bedürfen, werden deshalb nicht das *Lexicon nachschlagen*, in welchem überhaupt sich auch weiter nichts von ihnen als ihre Personenzahl befindet.

Zu den wichtigern und schön bearbeiteten Artikeln, die den *neuesten* Zustand angeben, rechnet Rec. anatomisches Museum, Ober-Collegium *medicum et sanitatis*, Collegium *medico-chirurgicum* (doch wird das Verzeichniß der Vorlesungen nicht jährlich, sondern *halbjährlich* gedruckt), Armendirectorium, nach der neuen Einrichtung (jetzt ist Berlin in 176 Reviere vertheilt, und hat eben so viele Armendeputirten), Straßenerleuchtung seit 1803 durch eine Erleuchtungs-Invaliden-Compagnie, Tresorscheine seit 1806 in Umlauf, Garnison, Münzgebäude, Marstall, Charité u. a. m. (Rec. bemerkt nur, daß die jungen Ärzte, welche in den preuss. Staaten praktizieren wollen, auch in Breslau den Cursus machen können. Sonntags Vormittags ist auf den Krankensälen der Charité auch Gottesverehrung.) — Die Post und das Postwesen haben mit Recht eine umständliche Beschreibung von S. 461—492, die sehr gemeinnützlich ist. Zu den neueren Einrichtungen in Berlin gehören auch S. 535 die Sargmagazine, S. XVIII und 152 die Eisengießerey; zu den weniger bekannten das in der neuen Berliner Monatschrift zur nähern Kenntniß des Publicums gebrachte Missions-Seminarium, S. 383, worin 18 Zöglinge sind, die theils von den Engländern als Missionärs für die Neger in Afrika, theils von anderen Missionsgesellschaften in Europa, Asien und Afrika angestellt werden. S. 17 Alexanderplatz und S. 303 Kaiserstrasse, seit 1805 zum Andenken an die Ankunft des russ. Kaisers in Berlin also genannt.

Der Verf. bescheidet sich übrigens selbst, daß, ungeachtet alles Fleißes, den er an dieses Werk gewendet hat, sich noch manche Mängel in demselben finden werden, und bittet um berichtigende Beyträge. Rec. weiß aus eigener Erfahrung, wie schwierig und mühsam eine so genaue topographische Unternehmung ist, und kann dem Verf. das Zeugniß geben, daß er Vieles geleistet hat. Aber eine Schrift dieser Art ist täglich Veränderungen unterworfen, und es gehört ein anhaltender geübter Blick und rastloses Nachforschen dazu, um jede Veränderungen an Ort und Stelle einzutragen, und also den neuesten topographischen Zustand erhalten zu können. Spätere Veränderung, als bis zum Anfang Sept. 1806, von welchem die Vorrede datirt ist, können ohnehin dem Verf. nicht zur Last gelegt werden. So ist u. a. die Fußbotenpost eingegangen. — S. 207. *Justus Eisenhart* fällt weg. S. 206. *Zaßs und Seeger* haben keine Futteralfabrik mehr. S. 569. Die größte Schwarz-Seifenfabrik hat *Keibel* in der Stralauerstrasse. Sind S. 581 und 583 *Spornmacher* und *Sporer* nicht einerley? Einmal ist ihre Zahl vom J. 1801, das andere Mal von 1802. In den Tabellen findet man gewöhnlich den Namen *Sporer*; jetzt nennen sie sich vielleicht Sporn-Fabrikanten; wenigstens sind sie unter dieser Benennung im Industrie-Adressbuch von Berlin 1807 aufgeführt — S. 606. *Strumpfwueber* giebt es eigentlich nicht; wohl aber *Strumpfftricker* und Strumpfwirker. Bey dieser Rubrik ist keine gehörige Ordnung. Die größern Fabrikanten der Strumpfmanufacturen hätten allein angeführt, und manche kleinere, die wenig arbeiten lassen, hätten müssen übergan-

gen werden. So handelt *Zander* zwar mit Strumpfwaren, läßt aber wenig, oder gar nicht mehr fabriciren; eben so *Devrient* und *Söhne*, wie auch *Köppen* und *Schier-Müller und Bocquet* an den Werderschen Mühlen verkaufen zwar noch, fabriciren aber wenig oder gar nicht. *Eberhardt* ist auch nicht bedeutend genug, um bey den Baumwollensfabrikanten hier ausgezogen zu werden. — Stempelschneider *Stierle* ist todt. — Der Verf. schreibt gewöhnlich zünftiges Gewerbe, z. E. bey den Tischlern, Kammachern, u. s. w. Es heist richtiger: das Gewerk. — S. 315. Die Kaufmannschaft der Tuch- und Seidenhandlung versammelt sich auch auf dem Börsehaufe. — S. 370 trifft man bey den Manchester-Manufacturen *Kühn*. Dieser ist als Manufacturist nicht bedeutend genug; wohl aber sein Nachbar unter der Firma: *Gotho und Welper*. — S. 392. Die Thiergartenmühle besitzt *Vangerow*. — Es hätte müssen hinzugefügt werden, daß die Ober-Examinations-Commission zur öffentlichen Prüfung der Ärzte, Wundärzte und Apotheker ihre Sitzungen im Hörsaal des Collegii *med. chirurgici* hält. S. 261. Der Artikel: *Handlungsschule* fällt jetzt weg. Sie ist eingegangen, und die hier als wahrscheinlich angedeutete Einrichtung ist nicht zu Stande gekommen. S. 255. Das Nicolaische und Marien-Singchor ist schon seit einigen Jahren unter dem Namen des berliner Singchors vereinigt. (Eben daher ist S. 112 auch unrichtig, daß es 5 Singchöre sind. Es giebt überhaupt nur viere. Die Chorschüler singen auch mehrentheils wöchentlich dreymal vor den Häusern.) S. 186. Das Dorf *Fredersdorf*, nur drey Meilen von Berlin, gehört zur Zeit noch den gräflich Podewilschen Erben. — S. 260. Die Mehlmändler gehören nicht zu den privilegierten Kaufleuten, sondern zu den concessionirten, wie auch S. 377 richtig bemerkt ist. S. 234. Jetzt setzt das General-Directorium nicht mehr Prämien aus für Ausfüng von Holzsaamen, Anpflanzung von Bäumen u. s. w. Dies war vormals der Fall. Da S. 633 Voigtland mit Recht die rosenthaler Vorstadt heist, so hätten auch an Ort und Stelle die dazu gehörigen Straßen aufgeführt werden müssen. Sie sind daselbst angeschlagen. — S. 573. Singakademie des Hn. Organisten *Hansmann*, nicht *Hausmann*. Wie konnte S. 631 der Name *Upstall*, welches eine plattdeutsche Benennung für *Auffall* ist, hier aufgeführt werden? So ist auch das Wort *Klockenspiel* für *Glockenspiel* nur ein Fehler, der in der Eile übersehen ist, da doch sonst richtig Glocke steht. — Ungeachtet dieser Bemerkungen wiederholt Rec., daß die Mühe des Vfs. unverkennbar ist, und daß er im Allgemeinen alle Aufmunterung verdient. Die Schriftsteller Berlins sind nach den Fächern geordnet, worin sie eine oder die andere Schrift verfaßt haben. Diese Einrichtung ist auch beyfallswerth, und das Verzeichniß der Autoren ist ziemlich vollständig. — Der Vf. verspricht einen Auszug in Taschenformat, welcher gewiß willkommen seyn wird, da der Preis dieses Werks Manchen vom Ankauf zurückschreckt. Des Rec. Wunsch ist, daß dieser Auszug alle Veränderungen und Berichtigungen enthalte, die überflüssigen Artikel hingegen ganz verliere, und daß die Erscheinung desselben noch etwas hinausgeschoben werde, da mehrere Artikel erst nach hergestelltem Frieden berichtigt werden können.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 J U N I U S 1 8 0 7 .

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERLIN, b. Sander: *Die Söhne des Thal's*. Ein dramatisches Gedicht von Friedrich Ludwig Zachariäs Werner. Erster Theil: die Templer auf Cypren. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. 392 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.).
- 2) Ebendasselbst: *Das Kreuz an der Oßes*. Ein Trauerspiel. Vom Vf. der Söhne des Thales. Erster Theil: die Brautnacht. 1806. 291 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.).
- 3) Ebendasselbst: *Martin Luther, oder die Weihe der Kraft*. Eine Tragödie, vom Verfasser der Söhne des Thales. 1807. 381 S. 8. (2 Thlr. 20 gr.).

Wenn man sich diesen dramatischen Producten, die sammtlich Eines Sinnes und Geistes sind, unbefangenen hingiebt, so fühlt man sich zwischen historischer Wahrheit und religiöser Träumerey unendlich hin und her geworfen: das Geschichtliche, wo es in seiner unverfälschten Treue erscheint, lockt uns durch seine Klarheit an, und wir freuen uns seiner unmittelbaren Lebendigkeit, indess das gesetzlose Spiel mystischer Schattenbilder, die wie gestaltlose Nebelwolken vorüberschweben, in eine ohnmächtige Leere ver setzt, die uns schwindeln macht. Man ist schon sehr froh, wenn man hie und da einen kleinen Halt gewinnt, und nur einigermaßen eine Anschauung von dem sich bilden kann, was der Dichter mit seinen abenteuerlichen Ausburten zu wollen scheint; aber wenn man nun ganz und gar inne wird, wie wenig sich die Anstrengung, sie sich klar und anschaulich zu machen, belohnt, so wird man endlich von Unmuth überfallen, und eilt ungeduldig zum Ende, um nur bald von der foppenden Spiegelfechtere y befreyt zu seyn. Was aber dem Vf. am meisten zum Nachtheil gereicht, und seine mystischen Dichtungen vollends aller Wirkung beraubt, ist das gänzliche Mißverhältniß, in welchem sie als Theile zum Ganzen stehen: sie sind dem Werke nur beygeknegt; die Stellen, die sie einnehmen, sind nicht gehörig motivirt, und greifen nicht ein. Durch diese isolirte, nicht in das Ganze verwebende Behandlung haben sie das Ansehen von bloß begleitenden Parthieen und Ausschmückungen erhalten, und so wird der Zweck des Vfs., seinen Dramen durch eine bestimmt und ausdrücklich ausgesprochene religiöse Beziehung eine nach seiner Ansicht höhere Würde und Heiligkeit und ein eigenthümliches Colorit zu geben, nicht erfüllt. Im Allgemeinen scheint es, als ob die religiöse Begeisterung des Dichters, die sich zudem in

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

den Vor- und Nachreden noch besonders zu beurkunden für nöthig erachtet, nicht ganz ächter Art, und er selbst darüber in einer nicht ungewöhnlichen Täuschung befangen sey. Denn wie wäre es sonst wohl denkbar, daß er seinen Werken das Mystische nur beymischen konnte, statt sie in diesem, als in ihrem Elemente, ganz und untheilbar leben zu lassen? Eine durchherrschende Grundstimmung des Mysteriösen würde ihnen doch immer Etwas mitgetheilt haben, das für andere Unvollkommenheiten und Gebrechen einigen Ersatz gegeben hätte: durch die übereinstimmende Einheit, die so das Phantastische und Historische gewonnen, hätte beides wenigstens zur Phantasie einigen Zugang gefunden, da es jetzt, willkürlich neben einander gestellt und in sich zerfallend, ihr fremd und widersprechend bleiben muß. Aus welchem Grunde bezaubern uns einige von Calderons dramatischen Legenden? Nicht darum, weil das Wunderbare, so phantastisch und ausschweifend es ist, dennoch den Stoff ganz durchdringt, und wir dadurch an seine Mirakel zu glauben gleichsam gezwungen werden? — Aber wie stellt sich nun das vereinzelte Mystische bey unserm Dichter dar? Wahrhaft dargestellt wird es gar nicht, sondern bloß verkündigt durch abgeschiedene Geister oder gar durch Personificationen von allgemeinen Begriffen, bald in Prophezeiungen und Gebeten, bald in Warnungen, in lyrischen Extasen und Träumen; überdies verlieren sich diese Verkündigungen und Ergüsse meistens in leere Klänge, in farb- und gestaltlose Bilderspiele, und zwar im Geschmack und nach dem Costum der römisch-katholischen Kirche, die sogar in der sogenannten Weihe der Kraft verherrlicht und gepriesen wird. Da klingen denn die fünf Wunden mit den sieben Sacramenten, das Lamm und der Seelenbräutigam, die Dornenkron' und Gottessohn auf das wunderlichste durch einander. Von der allerchristlichsten Frömmigkeit ist der Vf. so durch und durch erfüllt, daß ihm die Kunst für nichts weiter, als für ein Mittel gilt, zu einem gottseligen Wandel aufzufodern und anzutreiben. So entläßt z. B. der Geist des heiligen Märtyrers Adelbert am Schlusse des zweyten Stückes die Zuschauer mit folgenden Worten:

Ein jeder geh' in sich zu Hause
Und bet' um Kraft und reinen Sinn.

Und an einer anderen Stelle erklärt der Dichter bestimmt, daß „er nicht den Lorbeer, nur das Licht suche.“ Aber mit besonderem Nachdrucke klagt er bey derselben Gelegenheit (im Epiloge zu den Söhnen des Thal's) über die Unzulänglichkeit der Sprache,

Z z z

welche die überschwänglich heiligen Gefühle und Ahnungen kaum anzudeuten fähig sey, und es werden nun folgende Stufen der Kunst angegeben:

Der todte Buchstab und das arme Wort
(Ob des lebendigen Hauches Larve schon)
Sie sind doch immer Zeichen nur vom Zeichen.
Das Konterfey lügt treuer die Gestalt,
Und täuschender des Melos Kind das Wesen:
Doch Punkte, wo sich Wesen und Gestalt
Umarmen, sind: der Blick, der Hauch, die Thräne! —

Diese Ansichten geben lehrreichen Aufschluss über die Werke selbst. Einmal hat die Sprache der mystischen Wesen der Sphärenmusik möglichst müssen nahe gebracht werden, und man muß gestehen, hierin ist nicht wenig geleistet, so daß dem Hörer in der That so zu Muth wird, als wenn Blick und Hauch und Thräne einen Wettgesang anstimmten. Sodann erklärt die Leblofigkeit des Buchstabens und die Armuth des Wortes, wie die Charaktere (einen etwa ausgenommen), statt durch und in der Rede sich zu einem individuellen Leben zu gestalten, durch eigenes und fremdes Beschreiben und Schildern nur eine Masse, eine bloße mehr oder minder bestimmte Fläche darbieten. Da ferner die Kunst nur als Mittel betrachtet wird, so folgt, daß alle Forderungen an äußere und innere Ökonomie, an dramatische zum Ziele führende Handlungen und Reden u. s. w. wenig zu beachten sind, und es ist demnach nicht zu verwundern, daß häufig weder Scene noch Reden in einander greifen, daß ganze Acte fast aus lauter didactischen Erörterungen und rhetorischem Pathos bestehen u. s. w. (Manche Scenen giebt es indess in jedem dieser drey Dramen, die von dem Talente des Vfs. ein gutes Zeugniß geben.) Noch ist zu erwähnen, was sich aus jenen Ausprüchen nicht wohl erklären läßt, daß nämlich nicht selten etwas ganz anderes erscheint, als der Dichter mag im Sinne gehabt haben. So kommt in mehreren Scenen statt kräftiger Naivität, derbe Platitude, statt heiliger Einfachheit, kindische Albernheit, und erkünstelter Witz statt humoristischer Einfälle zum Vorschein. — Merkwürdig und überraschend ist die arglose Unbefangenheit, womit die in ihrer Art glänzendsten Parthien zuweilen aufs treffendste parodirt werden, daß es vom ärgsten Schelte sich nicht besser erwarten ließe. So sagt z. B. Luther zu Theobald, als dieser in seiner Sphärensprache recht salbungsvoll geredet hat: „Stets den Karfunkel, weiter kennst auch Nichts.“

Hieraus erhellt die unerschütterliche Zuversicht, womit der Dichter seine Visionen und Extasen als göttliche Eingebungen offenbart, ob er gleich es sich nicht verhehlt, daß allgemeine Anerkennung und Verehrung ihnen in dem heidnisch gesinnten Zeitalter nicht zu Theil werden möchte; dafür muß ihn nun der Beyfall einiger auserwählten Frommen trösten, auf welchem er um so zuverlässiger sich stützt. Ihnen widmet er insbesondere jedes seiner Dramen, unter anderen auch neuerdings die zweyte Ausgabe der Söhne des Thales. Diese neue Zueignung an seine lieben Freunde und Freundinnen; da sie den modernen Katholicismus so gut charakterisirt, mag

diese allgemeinen Bemerkungen beschließen. Sie lautet so:

Die Thränen gehn herauf zu Gottes Throne,
Die wir am funfgeröhrten Quell vergießen;
Was Gott gesendet, strebt zu Ihm zurücke.
Aus sieben Sternen läßt Er Strahlen fließen,
Auf daß der Mensch im Dunkel nimmer wohne,
Und, bey der Lampen Glanz, den Torus schmücke. —
Doch, wenn des Menschen Blicke
Gescheuet das, was nur für ihn vorhanden,
So hat er den, der Alles ist, gefunden,
Die Thränen sind, die Sterne sind verschwunden;
Dann ist er Sein und macht den Schein zu Schanden. —
Jetzt mögen Thränen noch und Sterne blinken,
Bis jene trocknen, und bis diese sinken.
Wir wollen beten, und der Herr wird winken! —
Geschrieben am Sonntage Lätare, 1807.

Von dem ersten Drama: *Die Söhne des Thales*, läßt sich, da von der neuen verbesserten Ausgabe der zweyte Theil noch nicht erschienen ist, nicht vollständig urtheilen; doch erhellt so viel, daß dieser erste Theil, wie wohl er aus sechs langen Acten besteht, kein Ganzes für sich ausmacht, sondern lediglich nur als ein vorbereitendes Gemälde oder Vorspiel anzusehen ist, in welchem einige Fäden für die Folge angeknüpft sind, wie z. B. die verrätherischen Plane des Pfaffen. Schilderung des Tempelherrenordens, sowohl in seinen ausgearteten Sitten, nachdem er von Palästina nach Cypern hat flüchten müssen, als auch in dem ächten ursprünglichen Sinn und Geiste, der nur noch in seinen alten Mitgliedern, im Compthur, in Molay u. s. w. lebt — die Aufnahme zweyer jungen Ritter in den Orden mit allen ihren Ceremonien — die vielfältigen Anstalten, die der Ordensmeister zur Abreise nach Frankreich trifft, und die endliche Abfahrt selbst — dieses macht den Hauptinhalt des Stücks aus. Die beiden letzten, fast allein in symbolischen Gebräuchen und ceremoniösen Handlungen dargestellten, Gegenstände füllen die zwey letzten Acte, die mit einer ermüdenden Umständlichkeit behandelt sind, unter welcher das, was sie etwa Verdienstliches haben, erliegen muß. In den übrigen vier Aufzügen herrscht dieselbe Breite und Redseligkeit, die kein Maß und Ziel kennt; die Contraste in der Sittenschilderung sind in den Hauptzügen zu grell; wenn Molay sagt, mein alter Büffel ist mein Feyerkleid, wenn er selbst sich mit dem Pferde-eimer schleppt, und sich im Hofe auf den platten Boden hinwirft, so ist das übertrieben für einen Ordensmeister damaliger Zeit, der mit den Königen gleichen Rang besaß, kein Oberhaupt über sich erkannte, und der Obere eines Ordens war, der sich durch Pracht, Reichthum und Ansehen so auszeichnete, daß er die Eifersucht der Fürsten erregte. Und wie stimmt mit dieser übertriebenen Sitteneinfalt im Äußeren Molays endloses Reden und Predigen über den Unfall der Zeit, über das Wohl der Menschheit u. s. w.? Eben so grell und bloß auf einen frappanten Effect berechnet sind der boshaft dumme Capellan, der rachsüchtige Exprior, der exaltirte Robert, der grollende Philipp u. s. w. Das sind lauter Figuren, wie man sie unzähligmal in den gewöhnlichen Ritterschauspielen gesehen hat — alles schwarz und

weiss. Selbst da, wo ein lebhafter rascher Witz ausbrechen sollte, verräth sich die unnatürliche Spannung. So heisst es S. 113:

Du regnest Worte, Karl!

Mein bischen Witz wird, wie die Arche Noah,
In deiner Worte Sündfluth schier erfäuft;
O laß mir deiner Nase Regenbogen
Ein Zeichen seyn, daß du zu regnen aufhörst!

Unter dieser Menge von halbbelebten Personen, ist der Anblick eines wahrhaft lebendigen Charakters doppelt erfreulich. Dieses ist der alte Compthur, in welchem sich die schlichte, unbewusste, eifrige Bravheit trefflich darstellt. Auch einige Scenen, wie im dritten und vierten Acte die zwischen Molay und Adelbert, der seinen Vater wieder findet, und einige andere im vierten und fünften Aufzuge sind, für sich betrachtet, recht wohl gelungen. Aber selbst dieses wenige Licht verdämmert in den mystischen Nebelstreifen, die sich durch das Ganze hinziehen. In diesem Stücke ist das Geister- oder Gespensterwesen unter zwey Personen vertheilt, die bey bedenklichen Auftritten als Propheten oder Gewissensrätthe unversehens erscheinen in mancherley Gestalten, und zuweilen bloß ihre Stimmen bald hier, bald da hören lassen, so daß sie wirklich, nach Molays Bemerkung, Versteckens spielen. Doch diese Geistermanier ist weiter nicht originell, und findet ihres Gleichen in den bekannten Kobolden. Erst dann zeigt sich ihre Einzigkeit, wenn sie beide ganz häuslich unter sich sind, denn sie haben am Meere ein eigenes Hüttchen und ihre eigene Wirthschaft. Eine Hauptscene dieser Art fängt so an: Nachdem Eudo, vornmals Marchall, jetzt vollendeter Bruder und Abgeordneter des Thal's, die Astralis, eine vierzehnjährige Anachotin aus der thebanischen Wüste, Pflgetochter und Abgeordnete des Thal's, aus der Hütte gerufen, und von ihr das verlangte Brod erhalten hat, so sagt er zu ihr:

Nimm deine Hälfte

Und liebe, ganz in deinem Nächsten, Gott!

Auf diese Worte folgt nun ein stummer Auftritt, er folgendergestalt beschrieben wird: „Eudo giebt der Astralis ihre Hälfte, die sie mit Freudigkeit genießt; als er die andere Hälfte an den Mund bringt, wird solche fließend, und reinigt, indem sie trockenweise zum Theil auf sein Gewand herabträuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er das Übrige genossen, legt er sich hin und schlummert, so lange als die Oekonomie des Stücks es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blütenkeime, und als diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekranzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild u. s. w.; dann wacht Eudo wieder.“ — Wahrscheinlich sind diese unterwerke nach Legenden zusammenge setzt, für welche der Vf. die unbedingtste Verehrung hegt, indem er einmal mit großem Nachdrucke erklärt: *Lesende heisst ein zu lesendes Buch!*

Von dem Trauerspieler: *Das Kreuz an der Oefse*, sind bis jetzt nur drey Acte erschienen, die den ersten Theil: die *Brautnacht*, einnehmen. Der Gegenstand dieses Drama's ist auch historisch, und zwar die Eroberung des alten heidnischen Preussens durch die Ritter des deutschen Ordens. Die beiden ersten Aufzüge enthalten mehr Schilderung, als eigentliche Handlung, welche erst im dritten völlig im Gang kommt. Das nach Traditionen und der alten Volksmythologie aufgestellte Gemälde von den heidnischen Preussen, ist nicht ohne Leben, und die eingewebten Züge von den zugleich rohen und zarten Nationalitten, geben ihm ein durch Neuheit und seltsame Contraste anziehendes Colorit, dessen Zauber noch gehoben wird durch die lyrische, im Opernstyl gehaltene Behandlung. In der hierauf folgenden Schilderung vom Hofe des pohnischen Herzogs zu Plozk, an welchem sich die deutschen Ritter eingefunden haben, um den Pohlen gegen die Preussen beyzustehen, fehlt es auch nicht an acht charakteristischen Stellen, aber die Mystik verdirbt auch hier, wie in dem dritten Acte, wiederum alles. Der als Spielmann in Gesellschaft der Rittererscheinende Geist des heiligen Adalberts, des von einem Heidenpriester erschlagenen Bischofs und ersten Apostels der Preussen, verläßt die Bühne fast gar nicht, so daß man am Ende vergiftet, in ihm einen abgeschiedenen Geist vor sich zu haben; er läßt sich sogar zu körperlichen Hülfsleistungen herab. — Der katholisch-christlichen Visionen und Extasen sind wieder unzählige, und in den überirdischen Gesprächen zwischen der Tochter des Herzogs und des neugetauften preussischen Königssohnes, ihres Bräutigams, während der tumultuarischen Brautnacht, ist die frömmelnde Schwärmerey bis aufs Äußerste getrieben. Wenn der Prinz an seine Braut die Frage thut: „du liebst den holden Götterknaben Jesus doch mehr als mich?“, und sie nun erwidert: „Ich liebe ihn in dir“ — so sagen sie beide damit nach ihrer Art etwas ganz Gewöhnliches. — Da eine verfehlte, widersinnige Behandlung des Wunderbaren entweder Langeweile oder Lachen erregt, so muß das Mystische, wenn es gar einem fremdartigen Stoffe aufgedrungen, und bloß einer einmal angenommenen Manier oder einer krankhaften Andächteley zu Liebe angebracht wird, einen widrigen und zurückstoßenden Effect hervorbringen, und dieses ist unstreitig der Fall in der Tragödie: *Martin Luther oder die Weihe der Kraft*. Für den Unbefangenen knüpfen sich an den Gegenstand dieses Drama's die erhabensten Ideen, so daß alles, was diesen zuwider wirkt, Unwillen erregt. Was aber kann der Erhabenheit greller widersprechen, als solche Mißgeschöpfe einer kranken Phantasie, wie Theobald und Theresie sind, die doch nach des Dichters Absicht gleichsam den Chor der Tragödie bilden sollen? Es ist schwer zu sagen, ob sich jener oder diese kindischer gebärden, und man darf zweifeln, ob Frömmelney jemals ärger getündelt hat. — Und — was der Hauptpunct ist — lassen sich diese allegorischen Figuren, an sich betrachtet, nur einigermaßen als nothwendig denken? Theobald ist eigentlich eine bloße Metapher, und sagt nichts wei-

ter, als: Luther verehrte die Tonkunst, — Theresie stellt den Glauben vor. Spricht dieser etwa noch nicht stark genug aus Luthern, in seinen Thaten, wie in seinen Worten? Aber man bemerkt wohl, daß es mit diesen Figuren vornehmlich darauf abgesehen ist, den Katholicismus wiederum zu verherrlichen, welchem der Reformator, nach des Vfs. Ansicht, nicht volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Hierauf deutet Mehreres hin, wie S. 312 und S. 348, und S. 318 wird die neue Auferstehung desselben verkündigt.

Diese prophetischen Verkündigungen sind an sich nicht zu verwerfen, aber rechtfertigen und motiviren sie allein diese Personification der Kunst und des Glaubens? — Gegen den Plan und den Gang des Dramas läßt sich nichts Wesentliches erinnern; er verdient vielmehr Lob, da Anfang und Ende wohl übereinstimmen, die Handlung fortschreitet, und am Schlusse sich eine unendliche Aussicht eröffnet. Es wäre nur zu wünschen, daß die Vermählungsscene weniger Raum einnähme, damit die erhabene Schlusscene, wo Luther die deutschen Fürsten und das Volk Freyheit und Glauben schwören läßt, mehr hervorträte. Um desto weniger befriediget die Ausführung; nur in der Scene der Reichsversammlung erscheint der Held nach den Hauptzügen in seiner wahren Würde und in der ganzen Kraft seines begeisterten, unerschütterlichen Muthes, und es sind überhaupt nur die aus der Geschichte entlehnten Thaten und Worte, aus denen sein Geist uns rein und unverfälscht wiederstrahlt. In den übrigen Auftritten zeigt sich Luther bald wie ein Schwätzer, z. B. in dem ganzen zweyten Acte, der unter aller Kritik ist, und wo Theobalds albernes „Lächeln durch die

Thränen.“ alle Wirkung der heldenmüthigen Entschlossenheit, womit er auf die Reise nach Worms besteht, zu nichte macht: bald erscheint er wie ein toller Phantast, z. B. in der vierten Scene des letzten Aufzugs bey Theobalds Tode, und in der Unterredung mit der Katharina von Bora, deren Ausruf: *mein Urbild!* als sie ihn zum erstenmal erblickt, ganz ihrem widernatürlichen Wesen entspricht. Da, wo der Held selbst so gänzlich entstellt ist, wäre es eine undankbare Mühe, alle die anderen Verstöße gegen Natur und Wahrheit und die vielen Vergehungen gegen die Kunst einzeln anzuführen, und ausdrücklich zu rügen; es wird hinreichend seyn, Einiges nur zu berühren. Wie gänzlich verfehlt und durchaus in der Manier der Kotzebueschen Sonnenjungfrauen sind z. B. die jungen Nonnen, welche sich ihren Liebhabern in die Arme werfen; wie ungehörig angebracht ist das *Gaudeamus igitur* der Studenten, und der Fechterwitz des Seniors; wie grell und einseitig ist Kaiser Karl V. abgescildert, als wenn ihn weiter nichts als Stolz und Hochmuth belebte u. s. w. — Und ein solches Drama hat eine Zeitlang großen Beyfall finden können! — Hiernach darf man dreist behaupten, daß wenn Luther in seiner schlichten wahrhaften Gestalt, ganz in dem großen Sinne seines männlich entschiedenen, ohne Rücksicht durchgreifenden, alle Schwäche und alles Unhaltbare vertilgenden Charakters, treu und kräftig auf der Bühne erschienen wäre: so würde man ihn nicht mit Wohlgefallen gesehen haben. Merkwürdig bleibt indeffen für die nächste Gegenwart der falsche Luther fast eben so sehr, als es der wahre einst war, und immer bleiben wird. FD.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ratibor, b. Jahr: *Die Faschingsnacht, oder die Rache im Grabe.* Nach Lafontaine u. Cramer von G. H. V. F. s. (Facilides). 1804. 302 S. 8. (30 Gr.) Der sonderbare Zusatz des Titels „nach Lafontaine und Cramer,“ kann ohnmöglich ein gutes Vorurtheil für Hrn. F. erwecken. Das Buch selbst widerlegt dieses Vorurtheil nicht. Gleich die ersten Zeilen beweisen, daß der Vf. nicht zu schreiben versteht. „*Tiefseunig*, lauten sie, in dumpfe Schwermuth versunken, im getheilten Kampfe mit Herz und Leidenschaft, ein Gemälde, das vor ihm auf dem Tische lag, anstarrend, fahs der junge Graf R. * * * auf der Universität zu L. * * im einsamen Zimmer.“ „Sie ist hin!“ etc. — seufzte er — „hin, ohne von ihr den letzten Abschied genommen zu haben:“ „als plötzlich u. s. w.“ Für Leute, die nicht zu lesen verstehen, wird aber das Buch doch gut seyn, weil die Geschichte selbst nicht ohne Interesse ist. π. o.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Schödel: *Die Ideale oder Parforce-Ritte ins Leben.* Herausgegeben von J. G. Petrick. Erstes Bündchen. 1806. 206 S. 8. (18 Gr.) Ein Buch, in welchem der Jean Paulianismus sein Wesen treibt. — „Das Verhältniß sank wie eine zertrümmerte finstere Schranke vor mir nieder, und meine Seele blickte freyer als je umhich, obgleich von der nahenden Thräne überwältigt. Ich sahe, daß der Mensch am Scheidewege gern stille steht, und das Leben wohl mit einem Seufzer spricht, — macht es, weil die Trennung ein partialer Tod, d. h. ein schöner weinender Jüngling ist, der nur die Blumenkränze verlornen Jahre sammelt; oder hat die Scheidestunde ihr eigenes transparentes Licht, in dem — da sie doch nädlich dasteth — die entchwundenen Räume, wie ein Abendsschimmer glänzen, so wie durch die Todes-

stunde das Leben verklärt aussieht.“ — Es geschieht aber, wie auch diese Probe lehrt, auf eine noch erträgliche Weise, obgleich auf keine anziehende. Das Gemeine der wirklichen Ansicht des Lebens leuchtet gar zu sehr durch diese Ideale, und das Pferd der Sprache, auf dem diese Parforce-Ritte gemacht sind, reißt oft gar zu ängstlich unter seinem Reiter, und die Aussprüche neuerer Philosophen treten oft gar zu grell hervor, als daß man nicht froh seyn sollte, die 206te Seite erreicht zu haben.

St.

Leipzig, b. Lincke: *Der Jugendfreund. Zur Erweckung sittlicher Gefühle und zur belehrenden Unterhaltung.* (Auch unter dem Titel: *Moralische Bonbons. Zur belehrenden Unterhaltung der reiferen Jugend.* Von Moritz Engel, M. und Stadt-Diacon in Plauen. (1805.) 158 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.) Was man von einem Buche der Art Gutes sagen kann, das läßt sich größtentheils von dem gegenwärtigen sagen. Die Erzählungen, die dasselbe enthält, sind leicht und angenehm erfunden, und mit anziehender Natürlichkeit vorgetragen. Besonders gut gerathen ist die Erzählung: der Nachbar Schmidt S. 56 ff. Ihre Anmut ist lehrreich, und ihre Lehre anmuthig. Der Eremit S. 135 ff. hat ein wenig zu viel Romanhaftes, um etwas Merkliches zur Erweckung sittlicher Gefühle beyzutragen. Die eingemischten Gedichte sprechen zu sehr reine Gefühle aus, und athmen ein zu schöne Frömmigkeit, als daß man ihre theilweise Probität nicht dabey vergessen sollte. Die Küpferchen sind artig, hätten aber der reiferen Jugend immer entzogen werden können, da sie den Zweck des Buchs nicht weiter befördern helfen.

AN.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEYDEN, b. Honkoop: *Panli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus Lingua et Antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca, et historiae ecclesiasticae capita illustrantur; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso Auctore emendata ac locupletata. Tomus primus. Edidit atque Animadversiones adjecit Jona Guilielmus Te Water. 1804. XXVIII. u. 490 S. Tomus secundus. 1806. VI u. 494 S. in 8.*

Ein Geschenk, dem Sprach- und Alterthums-Forscher, wie dem Bibel-Ausleger und Kirchenhistoriker leicht erfreulich! Das an Umfang bedeutendste Werk es trefflichen *Jablonski*, sein ägyptisches Pantheon, findet sich zwar in den Händen Aller, welchen die darin enthaltenen Untersuchungen nicht gleichgültig sind; aber die zahlreichen kleineren Schriften dieses selbst gelehrten Mannes, welche sich über mannichartige Gegenstände der Alterthumskunde und Theologie verbreiten, gehören, da sie meistens als akademische Gelegenheitschriften erschienen waren, jetzt unter die literarischen Seltenheiten. Doch war schon *Jablonski* selbst darauf bedacht gewesen, eine Sammlung seiner zerstreuten Schriften mit manchen Vermehrungen zu veranstalten. Exemplare der mehresten derselben, von ihrem Verfasser mit handschriftlichen Anmerkungen und Verbesserungen versehen, wurden nach seinem Tode von dem Sohne, *Daniel Siegfried Jablonski*, dem berühmten *Ruhnken* eingehändigt, in dem Wunsche, daß dieser die Herausgabe desselben besorgen möge. *Heinrich Albert Schultens*, der dieses Geschäft zu übernehmen, auf *Ruhnken's* Bitte, anheischig gemacht hatte, starb, ohne es ausgehört zu haben. Nach dessen Tode übertrug *Ruhnken* die Herausgabe des *Jablonskischen* Nachlasses Hn. *Te Water*, und für die glücklich begonnene Ausführung dieses Auftrags gebührt diesem würdigen Gelehrten unser aufrichtiger Dank. Die beiden bis jetzt erschienenen Bände fassen die Schriften über das ägyptische Alterthum, und noch einige exegetische Schriften in sich. Der erste Band enthält eine der schätzbarsten, bisher noch ungedruckten Arbeiten *Jablonski's*, seine Erklärung der in der Bibel und in den alten griechischen und römischen Schriftstellern vorkommenden ägyptischen Worte (*Collectio et Explicatio vocum Aegyptiacarum, quarum mentio apud Scriptores veteres occurrat*). In den Briefen an seinen Lehrer *La Croze* (in dem *Thesaur. Epistol. La Croz.*) erwähnt *Jablonski* *J. A. L. Z.* 1807 Zweyter Band.

schon vom Jahre 1715 an mehrmals, daß er mit dieser Arbeit beschäftigt sey, und zu dem Ende die alten Schriftsteller aller Art, und die Reisebeschreibungen sorgfältig durchgehe. Auf einem Zettel fand sich die Nachricht, daß er sie erst im Jahre 1740 beendigt habe. Die *Expositio vocabulorum Coptiorum in Scriptoribus hebraicis et graecis* von *Christian Scholtz*, welche sich im dreyzehnten Bande des *Eichhornschen Repertoriums für bibl. und morgenl. Literatur* befindet, ist, wie nun an den Tag kommt, nichts, als ein höchst magerer Auszug aus diesem *Jablonskischen* Wörterbuche, wovon *Scholtz*, *Jablonski's* Schwager, sich wahrscheinlich eine Abschrift gemacht hatte. *Ufus autem Scholtzii est*, meldet Hr. *Te Water* in der Vorrede S. XXIII, *exemplo operis alio, seu autographo, seu apographo, certe minus accurato perfectoque, ut hic illic a me observatum est. Nonnunquam Jablonskiana ad verbum descriptis; aliquando summas rerum dedit, passim observationes Auctoris probavit, varius ab eo dissentit, dicam an? dissentire visus est; paucis in locis nomen illius apposuit, non item alibi. Jablonskio igitur, non Scholtzio, debetur arduus labor, in tot vocibus Aegyptiis in unum congerendis illuminandisque praeclarum in modum conspicuus.* Hier erhalten wir *Jablonski's* Werk aus seiner eigenen, für den Abdruck bestimmten, und zum öftern durchgesehenen und verbesserten Handschrift. Mehrere der in der Bibel und in anderen Schriftstellern des Alterthums vorkommenden ägyptischen Worte hatten zwar schon *Kircher*, *Aug. Pfeiffer*, *Bochart*, *Boujour*, *Wilkins*, *La Croze*, u. a. zu erklären versucht; aber alle seine Vorgänger übertrifft *Jablonski* unendlich weit an gründlicher Kenntniß der koptischen Sprache, und an Belesenheit, nicht allein in den wenigen durch den Druck bekannt gemachten Schriften in dieser Sprache, sondern auch in Handschriften, welche er während seines Aufenthalts zu Oxford und Paris zu benutzen, Gelegenheit gehabt hätte. Dadurch war er im Stande, den Versuchen seiner Vorgänger nicht bloß andere mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen entgegen zu setzen, sondern die Prüfung und Widerlegung derselben wahrhaft lehrreich zu machen, und seine eigenen Erklärungen desto fester zu begründen. Mehrere seiner Untersuchungen über die Bedeutung einzelner Worte sind zu kleinen Abhandlungen angewachsen, die nicht allein für den Sprachforscher, sondern auch für den Archäologen belehrend sind, da sie zugleich auf die durch die zu erklärenden Worte bezeichneten Sachen eingehen. So wird unter dem Worte *Ἀβλαβύσιον* von den Schnüren (*οὐραϊς*), welche die ägyptischen Priester, wie noch jetzt die Brahmanen,

Aaaa

zu tragen pflegten, unter *Meia* von der Schlange, als einem Symbol des ägyptischen Jahres, unter *ââpa* von dem ägyptischen Hirsen (*Dora*), unter *Sacal* von dem ägyptischen Bernstein, unter *No-Ammon* von *οχοι-ρος*, einem Wegemalse, gehandelt. Außerdem sind der Aufmerksamkeit vorzüglich werth die Unter- suchungen über *Nomos*, *Nonnus* und *Nonna* (*Ennueneh*, oder *Nueneh*, *qui, vel quae, seculo renuntiavit*), *Psonthomphanech*, (die schon von Hieronymus angegebene Bedeutung: *Salvator mundi*, wird bestätigt), über *Pyramis* (*Jabl.* erklärt dieses Wort wie im Pantheon, mit *La Croze*, durch *Pi-ra-mu-e*, *ἀπαύρασμα*, *radius solis*); ferner über *Sabaei* (d. i. Weise, „niminum *Sa- piens*, *lingua Aegyptiorum, dicitur Sabe*“), über *Saleb*, (das Kreuz, ursprünglich der Phallus, Symbol des künftigen Lebens), über *Hyksos* (d. i. *cincti s. armati pastores*, worunter die bey ihrem Auszuge aus Aegypten bewaffneten Hebräer zu verstehen seyen —). *Jablonski's* Etymologien empfehlen sich grösstentheils durch Ungezwungenheit, und seine richtige Beurtheilungskraft schützte ihn vor den gewöhnlichen Abwegen und Träumereyen etymologischer Gräbler. Nur sehr selten beruhen sie auf so unwahrscheinlichen Hypothesen, wie die Erklärung von *Labyrinth*, dessen Erbauung S. 124 den Israeliten zugeschrieben wird. Herodot und Diodor erzählen, es sey von zwölf ägyptischen Fürsten gebaut worden, von welchen einer, Psammetichus, nachher allein über ganz Aegypten geherrscht habe. Dafs aber die Erbauung dieses erstaunenswürdigen Werkes weit über Psammetichs Zeit- alter hinauszusetzen sey, lasse sich, meint *Jablonski*, schon aus der Ungewissheit schliessen, in welcher sich die ältesten Schriftsteller über den wahren Erbauer des- selben befunden haben. Doch habe sich in jener vom Herodot erwähnten Sage, von den zwölf Fürsten, viel- leicht eine Spur der Wahrheit erhalten. *Suntne*, fragt *Jabl.*, *duodecim principes: totidem duodecim tribuum Israelis praefecti, et veluti Patriarchae, aut forte Duces, qui reliquis erant praepositi a rege Aegypti, tanquam ἐποποιῶνται, qui opus urgerent, et laborantibus acriter instarent?* Daher sey es *Kiri-ntho* oder *Biri-ntho*, d. i. *opus multorum, vel magnae multitudinis*, benannt worden: *Constructus enim erat Labyrinthus per Israelitas, quas historia Moisaica refert fuisse numero permultos, ita ut de eorum multitudine Aegyptii conquesti fuerint, Exod. l. 7. 9. 12.* Von der ersten Sylbe, *La*, gesteht er indefs selbst, keine Rechenenschaft geben zu können. Derglei- chen verunglückte Etymologien gehören, wie gesagt, unter die Ausnahmen. — Der Herausgeber hat sich übrigens um diese *Jablonskische* Arbeit auf mehr als ei- ne Art, verdient gemacht: Die aus den alten Classikern angeführten Stellen sind von ihm nach den besten Aus- gaben berichtet worden, mit genauer Angabe der Sei- tenzahlen und Abschnitte, auch der wichtigern Varianten. In den zahlreichen Anmerkungen ist mit grosser Sorgfalt beygebracht, was sich in den seit *Jablonski's* Tode erschienenen Schriften über die von ihm abge- handelten Gegenstände findet. Angehängt ist von S. 425 an ein *Anotamismuorum paucorum recta aut fœcus pro Aegyptiacis habitantium*, ganz von der Herausgeh. Hand.

Zusätze und Verbesserungen verschiedener Art, und ein fünffaches, den Gebrauch des Buchs sehr erleich- terndes, Register, beschliessen den ersten Band.

Der zweyte Band enthält folgende Abhandlungen: 1) *Rempah, Aegyptiorum Deus, ab Israhelitis in des- to cultus*. Diese im Jahre 1731 erschienene Schrift hat- te sich schon längst so selten gemacht, dafs sie selbst dem gelehrten *Nic. Wilh. Schroeder*, der im J. 1745 über denselben Gegenstand schrieb, unbekannt geblieben war. Desto erwünschter ist der wiederholte, mit Zu- sätzen des Verf. bereicherte, Abdruck derselben. *Jablonski* bestreitet darinn die vor ihm ziemlich allge- mein angenommene Meinung, dafs *Πεμψα* oder *Πεσα*, welches die LXX. Amos V. 26 für das hebräische *pes* setzen, den Planeten Saturn bedeute. Diese Meinung stützte sich vornehmlich auf das Zeugniß eines von Kircher bekannt gemachten coptisch arabischen Glossariums. *Jabl.* zeigt, dafs die in demselben angeführten, angeblich ägyptischen Namen der Planeten, bis auf zwey, die in der That coptisch sind, sämtlich aus der griechischen Uebersetzung genommen seyen, und dafs *Rempheh* oder *Rompheh*, d. i. *König des Himmels*, viel- mehr die Sonne bedeute. Durch die, nicht einmal auf Kenntniß der coptischen Sprache sich gründenden, Ein- wendungen, welche *J. D. Michaelis* in den *Suppl. ad Lex. Hebr.* S. 1227 fg. der Behauptung *Jablonski's* entgegen gesetzt hat, sind die wirklich triftigen Gründe, auf welchen dieselbe beruhet, keineswegs un- gestoßen. 2) *Dissertationes academicae octo de tem Gosen*. Sie kamen im Jahre 1736 heraus, und erschie- nen hier verbessert und vermehrt. *Jablonski* sucht in denselben zu zeigen, dafs unter Gosen der herakleoti- sche Nomos zu verstehen sey. Gegen diese Meinung sind gegründete und erhebliche Einwendungen ge- macht worden. Aber sey es auch, dafs sie falsch sind, so sind doch in diesen Abhandlungen mehrere wichtige Punkte der alten Geographie von Aegypten mit so vie- ler Gründlichkeit erörtert, dafs ihnen dadurch ihr Werth auf immer gesichert bleiben wird. 3) *Disserta- tiones tres de tabula Bembina, sive Isiaci, et de diebus Aegyptiacis, ab Autore recognitae et emendatae*. Sie er- schienen zuerst im sechsten und siebenten Bande der *Miscellanae Berolinens.* Mit welchem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn *Jabl.* in diesen Abhand- lungen beweise, dafs das Denkmal alter Kunst, welches unter dem Namen der isischen Tafel bekannt ist, eine sinnbildliche Darstellung der ägyptischen Feste enthal- te, ist den Archäologen bekannt. Auch der Kirchenhi- storiker findet in denselben Aufschlüsse über den Ur- sprung mancher christlichen Festtage. 4) *Observatio- nes, quas ipse Jablonskius adscripsit Exemplo Pantheo- gyptiorum, nunc primum ex autographo editae*. Den übrigen Theil dieses Bandes nehmen einige biblich- exegetische Dissertationen ein, die es allerdings ver- dienen, der Vergessenheit entzogen zu werden. 1) *Dissert. de Redemptore stante super pulverem, ad locum le- bi XIX, 25 illustrandum*. Zur Erläuterung des hebrä- ischen Ausdrucks *עַל-פִּי-עָפָר* wird der griechisch *ἐπὶ τῷ περὶβαίνειν* oder *ἐπιβαίνειν* verglichen, von dem gebräuchlich, welcher seines in der Feldschlacht

gebliebenen Freundes Leichnam vor Bereubung und Mißhandlung vertheidiget. Die Stellen aus den Alten, besonders aus Homer, welche sich auf diese Sitte beziehen, werden angeführt und erläutert. 2) *Exercitatio de gemina et propria significatione τῆς Διαθήκης in Scriptis Novi Testamenti.* 3) *Exercitatio theologico-exegetica de verbo otioso, cujus ratio in judicio divino reddenda est, ad Matth. XII. 36.* 4) *Exercit. theolog. de falsura ignis aeterni, ad Marci IX. 49.* Wenn man gleich Jablonski's Erklärungen selbst, denen eine gewisse Schwerfälligkeit eigen ist, nicht immer beypflichten kann; so verdienen diese Adhandlungen doch wegen der sorgfältigen und gründlichen Prüfung der Erklärungen Anderer, und wegen der mancherley nicht gemeinen philologischen Bemerkungen, jedem angehenden Exegeten zum Studium empfohlen zu werden. Die Anmerkungen des Herausgebers sind in diesem zweyten Bande sparsamer, als im ersten, aber diese wenigen zweckmäßig. Bey den Dissertationen vermissen wir die Anzeige der Zeit ihrer ersten Erscheinung. Brauchbare Register sind auch diesem Bande beygefügt. Der baldigen Erscheinung des noch rückständigen Theils des Jablonskischen Nachlasses, welcher, nach dem S. XXV-XXVII der Vorrede zum ersten Bande befindlichen Verzeichnisse zu urtheilen, wohl noch ein paar Bände füllen dürfte, sehen wir mit Verlangen entgegen.

B4.

OFFENBACH, in der hebr. Buchdruckerey des Zebi Hirsch: ספר וסדרו ישראל u. f. w. (Gesänge der Israeliten, oder das Buch der Psalme mit dem Commentar des Raschi, der deutschen Übersetzung und einer Worterklärung, nach der Berliner Ausgabe vom J. 548 oder 1788, aufs neue abgedruckt in Offenbach bey Zebi Hirsch und Sohn, im J. 564 oder 1804.) Erster Theil 30 und 90 Blätter. Zweyter Theil 68 Bl. Dritter Theil 49 Bl. Vierter Theil 38 Bl. Fünfter Theil 82 Bl. 8.

Die zweyte Auflage dieser Psalmenausgabe und die große Zahl der vorgedruckten Subscribenten ist ein erfreulicher Beweis, daß eine dem Geist des Zeitalters angemessene Bibel-Übersetzung und Bibel-Erklärung auch bey der jüdischen Nation nach und nach immer mehr Eingang findet. Der Herausgeber, Rabbi Joel, ben Juda Leb, zeigt sich in der Anordnung des Ganzen sowohl, als in den Vorreden, als einen Mann von Geschmack und Kenntnissen, der sich über manche Vorurtheile seiner Nation erhebt, und mit der deutschen Literatur eben sowohl, als mit der Rabbinischen bekannt ist. Die 3 dem ersten Theile vorgesetzten Vorreden sind voll interessanter, wenn gleich von den deutschen Gelehrten nicht neuer Bemerkungen. Die erste handelt von der Kunst zu interpretiren überhaupt, und besonders von den Eigenschaften einer guten Bibelübersetzung. Die zweyte verbreitet sich über den Gesang und die Musik bey den alten Hebräern, und bearbeitet nach Pfeiffer und Forkel, gleich mit Benutzung der bewährtesten rabbinischen Irrthümer, in drey Abschnitten die Geschichte der Musik bey den Hebräern nach ihren verschiedenen

Epochen; die Beschreibung der musikalischen Instrumente, durch drey Kupferblätter erläutert, und die Erklärung einiger auf Gesang und Musik sich beziehenden hebräischen Wörter. Die dritte handelt von der Poesie der Psalmen, von ihren verschiedenen Verfassern, von ihrer Sammlung. Alle drey sind in hebräischer Sprache mit rabbinischen Lettern abgedruckt. Zur Probe wollen wir aus der zweyten den Anfang der Erklärung des Wortes מנצח in einer freyen Übersetzung geben. „Die Bedeutung dieses Wortes ergiebt sich aus 2 Chron. 34. 13 wo es von Werkmeistern gebraucht wird, die gewisse durch Handarbeiter zu verrichtende Arbeiten angeben und leiten. Jeder nämlich, der in irgend einer Sache etwas Vorzügliches leistet, es sey in Absicht auf Stärke, oder auf Geschicklichkeit, oder auf Einsicht, wird מנצח genannt. Ist die Rede von schönen Künsten, als von Gesang, Musik, Mahlerey, so kann das Wort am besten *Virtuose* übersetzt werden. Denn darin liegt auch der Begriff des Vorzüglichen. In dem angeführten Verse wird zur Erklärung hinzugesetzt לעבדוה ועבדוה, welches Wort 1 Chron. 25, 6 von Musik gebraucht wird. Es kann also Musik mit unter die Künste begriffen werden, die nach eben dieser Stelle der Direction der Leviten anvertraut werden sollten. Denn zur Zeit Davids waren die Leviten wirklich, wie wir oben gezeigt haben, die Vorsteher der Tempelmusik; sie waren nicht allein musikalisch, sondern mußten auch die Musiken zu componiren und aufzuführen verstehen. Vielleicht hatte jedes Instrument seinen eigenen Virtuosen, daher die Dichter ihre Arbeiten dem Virtuosen auf einem bestimmten, dem Gesange anpassenden Instrumente zu componiren übergaben. Daher die Ausdrücke: למנצח על ששנים u. f. w.“

Die deutsche Übersetzung ist die schöne Mendelssohnsche, davon die zweyte Auflage in Berlin bey Maurer 1788 herauskam, und die Anordnung diese: auf der einen Columne steht der sauber gedruckte hebräische Text, und am Rande Raschi's Commentar mit rabbinischen Lettern; auf der gegenüberstehenden Columne die deutsche Übersetzung mit hebräischen Buchstaben, und am Rande eine hebräische Erklärung der im Texte vorkommenden hebräischen Wörter mit rabbinischer Schrift. Einem jeden Psalm ist kurz der Inhalt vorgesetzt. Zum Schluss hat der Herausgeber noch durch die hinzugefügte Rechtschreibung der in dem Commentar des Raschi vorkommenden französischen Wörter den Gebrauch dieses Commentars, in welchem die fremden Wörter zum Theil sehr verstellt vorkommen, erleichtert. Er verspricht auf eben die Weise die ganze hebräische Bibel zum Druck zu befördern, und wird sich durch die Erfüllung dieses Versprechens ein wahres Verdienst um seine Nation erwerben.

1) LEIPZIG, b. Crusius: *Grammatica der Hebräischen Sprache. Erster Curs*; für den Anfang ihrer Erlernung. Bearbeitet von Joh. Severin Vater, Prof. der Theol. und morgenländ. Sprachen zu Halle. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. VIII und 118 S. 8.

- 2) Ebendasselbst: *Grammatik der hebräischen Sprache. Zweyter Cours*; für obere Schulclassen und Universitäten bearbeitet von J. S. Vater u. f. w. Zweyte, verb. Auflage. 1807. VIII und 216 S. 8. (Beide Schriften zusammen 1 Thlr. 6 gr.)

Wenn man die Thatfache aufgreift, dafs zu der Zeit, als J. A. Danz mit seiner Methode so mächtig wirkte, das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland den höchsten Gipfel erreicht hatte, und dafs dagegen in der Periode, wo Vater mit seinen Lehrbüchern auftrat, dieses Studium seinem tiefen Verfall entgegen ging: so sollte man den Schluss machen, dafs Vater's Methode in eben dem Grade verwerflich seyn müsse, als die Danzische den Vorzug verdiene. Diefs hiesse ungefähr so schliessen: Storr's treffliche Dogmatik hat entweder gar keinen, oder einen sehr geringen Werth, weil sie nicht, wie Hutteri Compendium als allgemeines Lehrbuch eingeführt war, oder, weil zu Storr's Zeiten das Studium der Dogmatik in eben dem Grade abgenommen hatte, in welchem es in Hutter's Zeitalter blühte. Die Vernachlässigung des hebräischen Sprachstudiums, worüber man jetzt mit Recht klagt, hat in ganz anderen Dingen ihren Grund, als in der besseren oder schlechteren Beschaffenheit einer Grammatik. Man muß erst den asthenischen Geist des Zeitalters, das für das gründliche Studium alter Sprachen überhaupt träger geworden ist, von neuem beleben, die ungeistlichen Consistorien, deren Examinations-Mitglieder sich immer mehr popularisiren, d. h. theologische Gelehrsamkeit von sich entfernt halten, reformiren, und der Ignoranz und Frivolität unberufener Schriftsteller und Pädagogen, die diese Vernachlässigung für ein Glück unserer aufgeklärten Zeiten ausgeben, kräftig Einhalt thun; dann wird das so nothwendige Studium der hebräischen Sprache bald von neuem aufblühen. Erst nach Beseitigung jener Hindernisse wird sich die von Hn. V. in seinen Lehrbüchern befolgte Methode in ihrer schönsten Wirkksamkeit zeigen können.

Der Einwurf: dafs man die hebräische Sprache aus jeder Grammatik erlernen könne, sagt eben nicht mehr als der von Einigen gemachte: dafs eine Sprache von so geringem Umfange ohne alle Anweisung zu erlernen sey. Beides könnte nur bey einem wirklichen Sprach-Genie zugegeben werden, das, fremde Hülfe verschmähend, auch durch den Dornenpfad der Sprach-Elemente sich den eigenen Weg zu bahnen weifs. Für solche wird aber überall kein Lehrbuch geschrieben, sondern für die Mehrzahl einer guten Methode und fremder Hülfe Bedürftiger. Ein auffallendes Beyspiel, wieviel bey dem hebräischen Sprach-

studium auf einen guten Lektoren ankomme, liefern die Selbstbekenntnisse Wakefield's, der doch ein so vorzüglicher Linguist war, und die Elemente jeder Sprache mit größter Schnelligkeit sich zu eigen machte. Aus Lyon's Grammatik ward es ihm unmöglich, hebräisch zu lernen, und er verzweifelte schon daran, das A. T. jemals im Grundtext lesen zu können, als ihm das Glück Masclef's Grammar in die Hände gab, woraus er in Zeit von zehn Tagen so viel lernte, dafs er mit Beyhülfe eines Wörterbuchs die ersten 10 Kapitel der Genesis ohne Schwierigkeit verstehen konnte. S. *Memoirs of the life of Gilbert Wakefield*. Vol. I. S. 100. Wir kennen diese beiden Grammatiken nicht aus eigener Ansicht, aber nach dem, was Wakefield darüber urtheilt, muß man Lyon mit Danzens *nucifragibulum*; Masclef dagegen mit Vater's zweckmäßiger Sprachlehre vergleichen. Wir können zwar den Schülern nicht versprechen, dafs sie aus derselben in 10 Tagen so viel, als der autodidactische Britte aus seiner gepriesenen Grammar, lernen werden; aber so viel können wir ihnen versichern, dafs sie hier in kürzerer Zeit, als aus den meisten anderen Anweisungen, einen gründlichen Unterricht in der hebräischen Sprache empfangen werden.

Rec., der sich durch mehrjährige Erfahrung von der Brauchbarkeit dieser Grammatiken zum Unterricht überzeugt hat, kann hier bloß von der zweyten Ausgabe reden, und versichern, dafs er sie, nach sorgfältiger Vergleichung und Prüfung, wirklich sehr verbessert gefunden habe. Es ist sowohl in No. 1 als 2 fast kein einziger Paragraph, der nicht deutlicher gefaßt, richtiger bestimmt, und durch neue Beyspiele passender erläutert wäre. Besonders hat in No. 2 die Formen-Lehre und Syntaxis, wobey Hr. V. vornehmlich die Arbeiten von Hartmann und Weckherlin prüfend benutzte, bedeutende Zusätze erhalten. Das vollständige Register der Formen von den Masculin- und Feminin-Nennwörtern enthält in No. 1 (wie in der ersten Ausgabe) 224 Masculina und 207 Feminina; in No. 2 sind die Masculin-Formen bis 247 vermehrt, die Feminin-Formen aber bis 205 vermindert worden. Diefs letztere rührt aber bloß von einem Zahl-Fehler S. 28 (der 1. Ausg.) her. Doch ist hin und wieder ein anderes Wort substituirt worden, z. B. No. 38 נָחֵם fehlt jetzt, dagegen steht No. 50: כְּנֻלָּה. Ähnliche Veränderungen finden sich mehr. Der Druck ist, wo möglich, noch correcter, als in der ersten Ausgabe. Vorzüglich verdient gelobt zu werden, dafs das Charakteristische der Formen nun durchaus durch grofse, hervorstechende Buchstaben ausgezeichnet ist.

κ.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. Elberfeld, b. Büchler: J. Weissensteins, weiland Directors des Handlungs-Instituts zu Elberfeld, *grundliche Unterweisung in der Handlungswissenschaft*, nach der Darstellung des verstorbenen Prof. Busch in Hamburg. Zweyte Auflage, durchgesehen, verbessert und vermehrt von F. G. Cleminius. 1807. 283 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hannover, b. Hahn: *Lieder für Volksschulen*. Dritte, aufs neue durchgesehene Aufl. 1807. XXIV. u. 400 S. 8. (8 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen* in allgemeiner und besonderer Beziehung bearbeitet von Adolph Georg Kottmeier, Prediger zu Hartum im Fürstenthum Minden. Erstes Bändchen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XIV u. 232 S. 8. (16 Gr.)

Ulm, b. Stettin: *Meine Erfahrungen über den Kleebs*. Von J. V. P. Z. A. R. St. K. Neue Aufl. 1807. 48 S. 8. (3 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 J U N I U S , 1807.

N A T U R G E S C H I C H T E.

WIEN, b. Camolina: *Anleitung zum Studium der Mineralogie für Anfänger* von Christian Carl Andre, fürstl. waldeck. Erziehungsrathe und Director der protestantischen Schule zu Brünn. Mit 1 Kpf. 1804. XXIX und 349 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Hr. Andre versichert, seit 1790 das Bedürfnis eines Lehrbuchs gefühlt zu haben, das in den Stand setze, die ersten Anfänger oder Laien ins Studium der Mineralogie einzuführen. So auffallend dieß bey der grossen Zahl mineralogischer Handbücher seyn mag, so ist es doch nicht minder wahr, indem fast alle schon gewisse Vorkenntnisse oder mündlichen Unterricht voraussetzen. Hr. A. (selbst Autodidactos) sucht daher auf einem neuen Wege seiner Lieblingswissenschaft nicht nur Reiz zu geben, sondern auch ihr Selbststudium zu erleichtern. Sein Werk ist daher durchaus praktisch, und soll (wie Hr. v. Moll in den Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde sehr richtig bemerkt), die Frage lösen, welches die beste (oryktognostische Methode in pädagogischer oder vielmehr autodidaktischer Hinsicht sey. — Nicht ohne Grund enthält deshalb der erste Band bloß Beschreibungen der gemeinsten Fossilien. Nach und nach soll zwar zu den seltneren übergegangen werden; unterbliebe aber auch diese Fortsetzung: so hätte der Leser doch wenigstens das Gemeinnützigste der Mineralogie beisammen. Zugleich sind die in diesem ersten Cursus beschriebenen Fossilien diejenigen, welche fast alle Gebirgsarten constituiren. So nach arbeitet dieser Band der für ein zweytes Heft angekündigten Beschreibung der Gebirgsarten vor. Um den Anfänger nicht zu überuiren, sind ihm hier nur etwa von 30 Fossilengattungen die Beschreibungen, aber diese mit möglicher Vollständigkeit, vorgelegt. Dafs der Vf. hiebey von allen bisherigen oryktognostischen Systemen abgehen mußte, versteht sich ohnehin. Dafür entwirft er eine eigene Anordnung (und zwar für gegenwärtigen Band bloß der gemeinsten Steinarten), nach ihrem Verhalten gegen Hammer, Stahl, Zange und Säuern, weil er die Prüfungsmittel nach diesen Kennzeichen für ungemein leicht und sicher, also für den Anfänger (dem er kein vollständiges System, sondern nur eine Grundlage der Erkenntnis übergeben wollte), vorzüglich passend hielt. Nach dieser Ansicht folgen sich A) die leicht Funken gebenden Fossilien (Quarz, Feuerstein, Hornstein, Kieselstiesel, Olivin, Feldspath, Granat, Schörl); B) die schwer Funken gebenden,

und zwar a) die sehr festen (Hornblende, Hornblendstiesel, Basalt), b) die mittelfesten (Glimmer, Brandsiesel, Thonsiesel, Serpentin, Flußspath, Gyps), c) die mittelfesten und dabey noch ausgezeichnet schwereren (Schwerspath); C) Fossilien, die keine Funken geben, an der Zunge hängen und brausen, a) mittelfeste (Mergel und bituminöser Mergelstiesel); b) lose (Mergelerde); D) die keine Funken geben, an der Zunge hängen und nicht brausen, a) mittelfeste (Stieselthon, verhärteter Thon) und b) lose (Töpferthon); E) die keine Funken geben, nicht an der Zunge hängen, aber brausen; a) mittelfeste (dichter Kalkstein, Stinkstein, Kalkspath), b) lose (Bergmilch). — Der Mangel an Consequenz, Einheit und System in dieser Anordnung fällt zu sehr in die Augen, als dafs Rec. dabey verweilen dürfte. — Mit Recht verwirft zwar Hr. A. die oryktognostische Anordnung nach chemischen Principien, und äußert auch sonst sehr richtige Ideen über Classification; allein für sein Bestreben, unabhängig von chemischen Analysen ein oryktognostisches System aufzustellen, das in den Stand setzt, einem neuen Fossil sogleich seinen schicklichen Platz anzuweisen, die Methode dabey möglichst zu vereinfachen und für das gemeine Leben praktisch zu machen, möchte der vorliegende Versuch kein geräthlicher Anfang seyn.

So eigen als jene Anordnung, eben so sonderbar ist in manchen Stücken die Bearbeitung der einzelnen Beschreibungen. Bey jedem der beschriebenen Fossilien stellt der Vf. A) einen allgemeinen Begriff auf; B) geht dann die einzelnen Kennzeichen nach ihren näheren Bestimmungen, Nüancen und Ausnahmen im größten Detail durch; C) giebt hierauf die äußere Gestalt (jedoch von allen KrySTALLISATIONEN abstrahirt) und Größe, sowie die allgemeinen Geburtsörter (soll heißen Lagerstätten); D) die Verwandtschaften, welche Gelegenheit zu Verwechselungen geben könnten; E) die Schwere und Bestandtheile (sehr genau); F) die physikalischen und chemischen Kennzeichen; G) den Gebrauch und Nutzen; H) andere Körper und Fossilien, die mit oder in dem beschriebenen Fossil vorkommen, so dafs es der Hauptbestandtheil ist. (soll heißen die geognostischen Verwandtschaften); I) die Geburtsörter und endlich K) die Namen an. Auch hier herrscht Mangel an wissenschaftlicher Präcision; ganz ungleichartige (oryktognostische und geognostische) Verhältnisse sind da und dort zusammengestellt (z. B. äußere Gestalt und geognostisches Vorkommen) und gleichartige Verhältnisse wieder getrennt. Für die Anwendung fehlt es zugleich an Übersichtlichkeit, und Rec.

B b b b

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

fürchtet sehr, daß gerade des Vfs. auf praktische Nutzbarkeit berechneter Zweck, die Darstellung zu vereinfachen, und die Begriffe bestimmt zu machen, ganz verfehlt wird durch die vielfachen Unterabtheilungen, Zerreißungen, Wiederzusammenstellungen, Festsetzungen und Ausnahmen, und überhaupt durch das zu wenig systematische Detail. Deutlichkeit und Zusammenhang, das Licht für den Anfänger, vermifste Rec. gerade in den Eigenthümlichkeiten des Vfs., sowohl bey der Anordnung, als der Beschreibung: letztere insbesondere ist viel weitläufiger und weniger charakteristisch, als die sonst gewöhnliche. — Desto reichhaltiger ist der Inhalt der Bearbeitungen.

Aus der sehr lezenswerthen Vorrede lernt man den erfahrenen Vf. als einen lebhaften und eifrigen Liebhaber der praktischen Mineralogie kennen. Besonders ist beherzigenswerth, wie er das Studium der Mineralogie wegen seines Einflusses auf Geist und Körper, als eines der wirksamsten Mittel gegen Hypochondrie darstellt, und durch diesen Gesichtspunct geleitet, manche sehr gute Winke zu mineralogischen Beschäftigungen, vornehmlich auf Reisen und beyrn Fossilien sammeln, giebt. Er verspricht, selbst allen Freunden der Mineralogie durch beliebige Fossilienapparate zu Hülfe zu kommen, und hat daher eine umständliche Ankündigung nicht allein von Mineraliensammlungen, die er theils in Bezug auf gegenwärtiges Lehrbuch, theils ohne Rücksicht auf dasselbe (besonders für Ökonomen, Fabrikanten, Erzieher und Anfänger) gegen sehr billige Bedingungen anbietet, sondern auch von bestimmten einzelnen Fossilien, die bey ihm zu verhandeln oder einzutauschen sind, mit einrücken lassen.

Übrigens enthält der erste Abschnitt eine Anleitung für den Anfänger auf mineralogischen Wanderungen, die, wenn auch manche kleinliche Bemerkungen mit unterlaufen, doch ziemlich branchbar ist. Der zweyte erläutert die tabellarische Übersicht der beschriebenen 31 gemeinen einfachen Fossilien, nach des Vfs. oben bemerkter äußeren Ansicht. — Der dritte, als der wesentlichste und reichhaltigste Abschnitt, entwirft die ausführliche praktische Beschreibung der genannten Fossilien. Die Bemerkungen über den Gebrauch (vornehmlich beyrn Töpferthon und gemeinen Kalkstein), sowie über die physikalischen und chemischen (besonders chemisch-technischen) Verhältnisse (z. B. beyrn Töpferthon), sind besonders interessant. Nur sind die mitgetheilten Notizen, und selbst die unbekannten und zweifelhaften, nirgends nachgewiesen, so daß es ihnen hie und da an Zuverlässigkeit fehlt. Im Ganzen fielen uns jedoch nur selten Zweifel gegen die Richtigkeit der Angaben auf — wie z. B. in der Beschreibung des verhärteten Thons, wo eine Verwechslung mit Salzthon, Thonstein und Mergelschiefer Statt zu finden scheint; oder wie bey einigen chemischen geognostischen Ausserungen (z. B. S. 136. 144. 288. 291. 307 u. a. a. O.), die, wenn auch nicht ohne Scharfsinn, doch wenigstens zu gewagt sind. Von dem, was uns neu (ob auch durchgehends zutreffend?) schien, zeichnen wir Einiges aus: Beispiele von Ba-

saltgängen in Flötzsandstein S. 158 — krummflenglicher Basalt — Basaltbreccie mit asbestartigem Holze (S. 158) — gestrickter Basalt aus Tyrol — Thonschiefer mit Fischabdrücken (S. 180) — Flussspath mit eingeschlossenen Schraubensteinen und Erdpech (S. 199) — Urgyps im Urkalkstein aus Mähren (S. 210) — Körniger Gyps mit Magneteisenstein (S. 214) — Fraueneis mit Eifenglimmer (S. 221) — Granaten und Ternoolith in Kiefelschiefer — Kiefelschiefer mit Kalkstein abwechselnd — Schieferspath mit Granaten aus Böhmen — graphischer Schörl u. s. f. —

Als die schwächste Seite erschien uns überhaupt die geognostische. Besonders kann der Abschnitt H., so wie er ausgearbeitet ist, und da es den Angaben ganz an Bestimmtheit fehlt, weder nutzen noch interessieren. In dem Abschnitte K sind wirkliche Abänderungen des Fossils, die also auch mit besonderen Namen bezeichnet sind, von bloßen Trivialnamen (ohne neue Begriffe, oder gar unrichtigen Benennungen, keineswegs so gefordert, wie es hätte geschehen sollen; daher auch dieser Abschnitt noch wirkliche Beschreibungen von Abänderungen enthält.

Als Anhang ist noch das *Wernersche*, sowohl oryktognostische, als geognostische *Mineralssystem vom Jahr 1804*, nebst verschiedenen, größtentheils sehr richtigen *Anmerkungen des Verf.* mitgetheilt. Diefs veranlaßt uns, hiermit die Anzeige von

Werners neuestem (oryktognostischem) Mineralssystem; Salzburg im Verlage der Mayr'schen Buchhandlung 1805. (Eine Tabelle in Real-Folio.) (5 Gr.)

zu verbinden, da sich beide Abdrücke ziemlich ähnlich find. Die salzburger Tabelle enthält zwar nur das oryktognostische System, und auch in diesem hie und da eine abweichende Anordnung, nächstdem 5 Gattungen der einfachen Fossilien mehr (oder überhaupt 261) als der Andreische Abdruck, doch sind diese Veränderungen nicht wesentlich. Mit Freuden bemerkt man eine neue glückliche Idee des ehrwürdigen *Werner*, deren Benutzung in der mineralogischen Classification Epoche zu machen anfängt. Es ist diefs die ungemein natürliche Zusammenstellung verwandter Fossilien in *Sippschaften*, die viel Klarheit über die ganze Kette dieser natürlichen Körper verbreitet, und dem feinen, richtigen Tact ihres Urhebers große Ehre bringt. Man sieht freylich, daß die Ausführung dieser Idee erst beginnt, und daß sie bey weitem noch nicht gleichförmig genug im ganzen System durchgeführt ist; allein die Vollendung ist auch kaum so großer Gewinn für die Wissenschaft, als die Eröffnung dieser Ansicht, von der sich die Entfernung mancher Incongruität und die Darstellung eines bewundernswürdigen natürlichen Systems hoffen läßt. Es würde undankbar seyn, jetzt schon volle Harmonie und Consequenz zu fordern, wo die schöne Beleuchtung erst beginnt.

— n.
FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Versuch einer systematischen Encyclopädie der Bergbauwissenschaften*, von Ernst Lehmann, k. k. Bergbau-Inspector und Berg-Geognost, und Reces-Schreiber u. Voigtberg. 1804. XX u. 187 S. 8. (12 Gr.)

Eine *Encyclopädie der Bergwerkskunde* ist allerdings sowohl für den wissenschaftlichen Bergmann, als für den Literator ein Bedürfnis, dem man noch in keinem bergmännischen Lehrbuche abgeholfen findet. Der scharfsinnige *Werner* war der erste, der in seinen Vorlesungen (und zwar schon längst) das Gebiet der Bergwerkskunde wissenschaftlich begrenzte, und zu einer systematischen Vertheilung der einzelnen, für den Bergmann gehörigen Kenntnisse Anleitung gab. Er wählte sehr richtig den Ausdruck *Bergwerkskunde*, statt *Bergwerkswissenschaft*, weil sie ein (systematischer) Inbegriff der gesamten (wissenschaftlichen, historischen und Kunst-) Kenntnisse ist, die zu zweckmäßiger Eröffnung, Betreibung und Direction des Bergbaues gehören. Nach der Verschiedenartigkeit dieser Kenntnisse, theilt er einen mineralogischen, technischen, mathematischen, chemischen, ökonomischen, juridischen und historischen Theil der Bergwerkskunde ab, und diese Abtheilung gab ganz ungeachtet den zweckmäßigsten Plan zur Vertheilung aller und jeder bergmännischen Kenntnisse an. Von *Bergwerkskunde* unterscheidet Hr. *Werner* sehr richtig die *Bergbaukunst*, nicht als eine der 7 Abtheilungen der Bergwerkskunde; sondern als ein Aggregat von allen den aus sämtlichen 7 Theilen der Bergwerkskunde entlehnten Kenntnissen, die zum zweckmäßigen praktischen Betrieb des Bergbaues erforderlich sind. — Hiernach hatte man schon einen dem Gegenstande angemessenen Zuschnitt für die fernere Bearbeitung der Bergwerkskunden-Encyclopädie; und der Vf. des vorliegenden Werks hätte sich ein wirkliches Verdienst machen können, wenn er nur auf dem angedeuteten richtigen Wege fortgewandelt wäre. Wer eine Encyclopädie der Bergwerks-Kenntnisse (nicht Wissenschaften) bearbeiten wollte, mußte, nach Rec. Ermessen, alle jene verschiedenartigen Kenntnisse, unter richtige Gesichtspunkte geordnet, in einer systematischen, leicht übersehbaren Folge aufstellen, den Umfang und die Gegenstände jeder Branche, so wie die Verbindung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, mit verwandten Wissenschaften, und unter einander selbst, mit Bestimmtheit vorzeichnen; er durfte ferner der bergmännischen Hülfswissenschaften und Vorkenntnisse, nur in so weit sie Bezug auf den Hauptzweck hatten, gedenken; mußte sich überall mehr an die Form, als an die Materie seines Gegenstandes halten; und konnte noch durch Beybringung ausgefuchter Literar-Notizen, so wie durch eine bergmännische Methodologie, sein Verdienst erhöhen. Dies alles aber erforderte mehr Vertrautheit mit den zu skizzirenden Kenntnissen, mehr Scharfsinn und mehr Fleiß, als der Vf. des vorliegenden Versuchs durch denselben bewährt hat. Ergenoss zwar, und rühmt dankbar, *Werners* Unterricht; auch wird jeder Sachkundige in dem richtigeren und besseren Theile des Buchs *Wernerische* Abtheilungen und Bestimmungen wieder finden; allein hätte der Vf. doch das, was er S. 64 in anderem Bezuge sehr richtig rügt, selbst beobachtet, und hätte er nicht durch Beymischung eigener, nicht hinlänglich geleiteter Darstellung, durch Einmischung fremdartiger Dinge, manches Klare wieder trübe gemacht! Folgende Bemerkungen werden schon hinreichend feyn, des Vfs. Arbeit zu charakterisiren, und zu zeigen, wie viel

ihr noch an Reife abgeht. 1) Schon dadurch, daß Hr. L. ganze Wissenschaften statt einzelner Kenntnisse zum Gegenstande der Bergwerkskunde machte, mußte er Fehler veranlassen; aber dann ist auch seine Disposition der einzelnen Branchen weder richtig, noch leicht übersehbar. Er theilt die *Bergwerkswissenschaften* in I) *Vorbereitungswissenschaften*, und schaltet hier eine umständliche Encyclopädie der naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften ein. II) *In die eigentliche Bergtechnik* (die Lehre von praktischer Aufsuchung der Erzlagertätte — Häuerarbeitslehre — Grubenausbauungslehre — Förderungs- — Maschinenarbeits- — Aufbereitungslehre — Hüttenkunde,) und in III) *bergmännische Hülfswissenschaften*, (Bergwerksökonomie, Bergrechtskunde, Bergwerkshistoriologie, bergmännische Sprachkunde, bergmännische Federarbeitslehre, bergmännische Zeichenkunst, Modellirkunst und Literargeschichte der Bergkunde.) — Die Encyclopädie der naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften, die in ihrem ganzen Umfange gar nicht hieher gehörte, nimmt ohngefähr die erste Hälfte (S. 9 — 109), dagegen die Bergtechnik, die doch der wesentlichste Gegenstand der Bergwerkskunde seyn sollte, mit Inbegriff vieles gar nicht dazu gehörigen, nur ohngefähr den vierten Theil (S. 110 — 140) und die Darstellung der bergmännischen Hülfkenntnisse das letzte Viertel ein. — Dadurch, daß der Vf. die Bergtechnik (die eigentlich nichts anders als der technische Theil der Bergwerkskunde ist) S. 7 als den wesentlichsten Theil der Bergwerkskunde aufstellt, setzt er sie außer Verhältniß mit den übrigen Theilen; subsumirt ihr aber auch Gegenstände, die nach seiner Bestimmung S. 110, gar nicht zu ihr gehören, z. E. die Hüttenkunde; und läßt dagegen andere darin fehlen, die man ganz unpassend unter den „Vorbereitungswissenschaften“ zerstreut findet, z. E. die Lehre von den Wettern S. 17; die Bergmaschinenlehre S. 92 — 100, die unterirdische Baukunst S. 105. 2) Schon hieraus ergibt sich auch die Ungleichartigkeit der Bearbeitung; noch auffallender wird diese bey näherer Ansicht des Details, abgerechnet die Einmischung so vieler verschiedenartiger Gegenstände, z. E. S. 27 — 31, 33 — 43, 60 — 62 sind einige Abschnitte (z. E. von den Grubenbauen auf Gängen S. 118 — 122) mit unzweckmäßiger Weiterschweifigkeit ausgeführt, und andere nicht weniger wichtige (z. E. S. 97 die Hüttenmaschinen, S. 122 u. f. die Grubenbaue auf Flözen, Stockwerken und Seifen; S. 126 die Lehre von der Zimmerung und Mauerung; — der Bergverfatz ist gar nicht erwähnt — S. 12 die Förderungs- und S. 130 die Maschinenarbeitslehre) nur ganz kurz abgefunden. 3) Mangel an leichter Übersicht und Präcision der Abtheilungen mußte schon an und für sich, bey den unzähligen und ohne Noth gehäuften Subdivisionen in des Vfs. systematischen Aufstellungen entstehen, noch übler aber verfuhr Hr. L. bey den selten glücklich gewählten Benennungen der Unterabtheilungen. Zur Probe nur einige Sätze: S. 62 — 64 theilt er die *Atmosphärognose* folgendergestalt ein: A) *Hydrognose im weitern Sinne*, a) *Hydrognose im engeren Sinne*, b) *Krytallognose im eigentlichen Sinne*. B) *Aerognose*, a) *Atmosphärognose im engeren*

Sinne, b) Aetherognosie. c) *Atenidognosie*. a) Lehre von den eigentlichen Dämpfen; b. Lehre von den durch Niederschlag in der Kalte flüssig gewordenen Dämpfen, α) Ambragnosie, β) Nefelognosie, γ) Pisekdognosie; c) Lehre von den durch Niederschlag in der Kalte fest gewordenen Dämpfen, α) Xinognosie, β) Pächneognosie, γ) Xalazeognosie. — Ein ferneres Beispiel giebt die tabellarische Darstellung der Bergmaschinen S. 97 — 100, und dann folgender Wirrarr: §. 169 das Bergrechtssystem (die *Bergrechtskunde*, oder die *Bergrechtslehre im weiteren Sinne*) hat zwey Theile, der eine erstreckt sich auf bloss historische Kenntniss und Darstellung der Berggesetze, und heisst *Bergrechtslehre im engeren Sinn*; der andere — *Kritik und Hermeneutik der Bergrechte*. Beide zusammen nennt man *Bergrechtslehre im weiteren Sinne*. — (§. 170). Die Bergrechtslehre im engeren Sinne zerfällt in zwey Theile, den theoretischen und den praktischen. — Jener heisst *theoretische Bergrechtslehre im weiteren Sinne*, dieser *praktische Bergrechtslehre im weiteren Sinne* (§. 171). Die theoretische Bergrechtslehre im weiteren Sinne zerfällt wiederum in zwey Theile, in einen *theoretischen* und einen *praktischen*. Jener beschäftigt sich bloss mit demjenigen, was in jedem Falle bergrechtens ist, und heisst: *theoretische Bergrechtslehre im engeren Sinne* (!); dieser giebt die Mittel an, welche zur Behauptung der Bergrechte gegen jede äussere Beeinträchtigung und Verletzung in den Berggesetzen vorgeschrieben sind, und heisst *praktische Bergrechtslehre im engeren Sinne*, auch schlechthin *Bergprozess* — §. 172. Die theoretische Bergrechtslehre im engeren Sinne zerfällt wiederum in zwey Theile: der eine handelt von den bergrechtlichen Verhältnissen im Allgemeinen und von der Bergwerksverfassung; die dabey vorkommenden gesetzlichen Verfügungen nennt man *Bergwerksverfassungsrecht* (!) und das System davon *Bergwerksverfassungsrechtslehre* (!); der andere handelt von den Mitteln, welche der Staat zur Aufrechthaltung dieser Verfassung getroffen hat. Die gesetzlichen Anordnungen hiebey nennt man *Bergstaatsverwaltungsrecht* (!) und das System derselben *Bergstaatsverwaltungsrechtslehre im weitem Sinne*. — Unsichliche Zusammensetzungen in einzelnen Wörtern (z. B. Inflammabiliognosie,) wollen wir nicht

einmal tügen. — 4) In den Erklärungen, zumal in solchen, die zum wesentlichen Gegenstande des Werks gehören, weil sie auf die eigentlichen Branchen oder Gegenstände der Bergwerkskunde Bezug haben, findet man zwar häufig die Bestimmungen aus Werners Vorlesungen wörtlich wieder; auch gereicht es dem Vf. zur Ehre, dass er diess an mehreren Orten S. 4. 5 u. a. 63 selbst bekemmt; allein, wo dieser Vorgänger fehlt, fehlt es auch den Erklärungen und Erläuterungen oft an Richtigkeit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, z. E. §. 96 — 99. §. 151. 157. 174; besonders findet Rec. die ganze wichtige Lehre von den bergmännischen Hülfswissenschaften noch sehr roh. 5) Da es der Vf. bloss mit der wissenschaftlichen Form der Bergwerkskunde zu thun hatte, so hätte er sich aller Ausführung einzelner Materien enthalten sollen; wozu also die, weder überall richtige, noch vollständige Ausführung der Lehre von den Markscheiderinstrumenten, S. 81 — 90; die Lehre von den Lagerstätten der Fossilien S. 111 u. f.; von der sächs. Bergwerksverfassung S. 152 u. f. 6) Die Literatur, die bey manchen Abschnitten angebracht worden, ist ohne alle Kritik; es lässt sich durchaus nicht absehen, nach welchen Grundsätzen der Vf. hiebey verfuhr. Theils findet man ganz allgemeine neben ganz speciellen Abhandlungen ohne Auswahl zusammengestellt (wie S. 21 f. 52 f. 59. 169), — theils fehlen gerade die classischen Werke, die zu erwähnen gewesen wären, ganz, z. E. S. 140. 180, — theils ist ihrer ohne Auszeichnung gedacht; — nicht zu erwähnen, dass bey ohnehin fremdartigen Gegenständen die Literarnotizen (z. E. die Notizen vom Theophrast, Herodot u. s. f. S. 171 — 174; die Aufstellung der Grammatiken S. 174. 175 u. dgl.) ganz unzweckmässig waren. — Noch eine Rüge verdient die ungebührliche Verschwendung des Raums, durch die ohne Noth gehäuft Überschriften über den einzelnen §§. u. s. f. Es fehlt dem Vf. weder an Lebhaftigkeit des Vortrags, noch an wissenschaftlicher Bildung; auch zeigt er an mehreren Orten richtige Geschäftsprincipien, z. E. §. 160; aber strengere Prüfung seiner Arbeiten wird ihm, da er zumal, wie man aus mehreren Stellen sieht, noch weiter für das grössere Publicum arbeiten will, sehr anzurathen seyn. — n.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. Braunschweig, b. Reichard: *Krytallogische Beyträge*, von Joh. Friedr. Ludwig Hausmann. 1303. 74 S. 4. Mit 3 Kpfn. (1 Thlr.) Diese nicht uninteressante Schrift enthält 1) den Versuch einer kurzen Darstellung der Grundzüge der Haüy'schen Theorie von der Structur der Krytalle, in einer verständlichen Sprache und mit erläuternden Figuren vorgetragen; auch sind die Grundkrytallisationen der Fossilien, in Bezug auf die sie constituirenden Grundtheile, nach Haüy's Bestimmungen, in einer zweckmässigen Übersicht zusammengestellt. Die Anwendung dieser Principien erfolgt dann in Bemerkungen über die Krytallisation verschiedener Fossilien, und zwar 2) des Bocracits von Lüneburg, 3) des glänzigen Feldspaths von Drachenfels auf dem Siebengebirge am Rhein, 4) des harzer Schwerpaths, 5) des spüßigen Galmey's (Zinkpaths) von Brilon im kölnischen und 6) des strahligen Graubraunsteinzoes von Itefeld.

Hr. H. wählet die genannten Fossilien zum Gegenstande seiner krytallogischen Untersuchungen, weil er sie in Haüy's Mineralogie nicht vollständig aufgeführt fand. Er bestimmt bey jedem derselben erst seine Grundkrytallisation und deren physisches oder ideales Vorkommen, und dann die secundären Krytallisationen

mit ihren Abänderungen; alles diess unständig und mit genauer Angabe aller Winkel und Kanten; bey jeder einzelnen Krytallisation wird nicht allein gezeigt, wie sie aus der Grundkrytallisation entstand, sondern diess auch durch trigonometrische Berechnungen erwiesen; Geflissentlich sind die geometrischen Darstellungen vermieden; Rec. kann sich jedoch nicht überzeugen, dass hier durch die Antich an Einfachheit und die Darstellung an Verständlichkeit gewonnen habe; übrigens verfolgt der Vf. bald den Weg der Analyse, bald den der Synthesis. Die Bemerkungen an sich sind keines weitem Auszugs fähig.

Die beiden Aufsätze 110. IV und VI können zugleich als Beyträge zur Mnethographie des Harzes dienen. Hin und wieder weicht Hr. H. von der sonst gebräuchlichen Terminologie ab; und nennt z. B. bey der Tafelform das, was andere Mineralogen die *Erdrücken* heissen, *Seitenflächen*, und so umgekehrt; dergleichen Abweichungen, die immer etwas Unbilliges in sich haben, und die Verständlichkeit erschweren, sollte jeder Schriftsteller sich zur Pflicht machen, möglichst zu vermeiden, zumal wenn sie so wenig notwendig sind, wie es hier der Fall war.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J U N I U S , 1 8 0 7 .

M A T H E M A T I K .

FRANKFURT a. Main, b. Eichenberg: *Versuch einer Theorie des Schwungrades und der Kurbel, zweyer für die Maschinenlehre sehr wichtiger Gegenstände, nebst Prüfung der bisher über selbige bekannt gewordenen Grundsätze.* Entworfen von Heinrich Christ, Brodreich, k. k. solmüschem Regierungsrathe. 1805. XVI u. 112 S. gr. 8. Nebst 1 Kupfert. (14 Gr.)

Die erste Abtheilung dieser interessanten Schrift enthält die Theorie des Schwungrades, die zweyte die Theorie der Kurbel. Gern glauben wir der Versicherung des Vfs., daß nichts, als der Wunsch, nützlich zu seyn, sey der allgemein anerkannten Wichtigkeit der hier behandelten Gegenstände, die Bekanntmachung dieser Schrift veranlaßt habe. Auch beklagen wir mit ihm und in. Einzelne diejenigen Praktiker, welche lange analytische Formeln so sehr scheuen, daß sie oft lieber eine Anlage aufs Gerathewohl ausführen, und den guten Erfolg riskiren, als sich einer weitläufigen Rechnung unterziehen. Wir müssen daher diese Abhandlungen dem Maschinenlehrer sehr empfehlen, können aber, um eine Aufmerksamkeit darauf zu erregen, aus denselben nur Weniges, dem Plane dieser Blätter gemäß, ausheben.

Abhandlung I. Da es bey Festsetzung der Theorie des Schwungrades zuvörderst darauf ankommt, laß man bestimme, wie lange die Maschine noch für sich fortgehen soll, nachdem die Kraft in sie zu wirken gänzlich aufgehört hat: so besteht das Hauptproblem darin, daß man aus den gegebenen Abmessungen des Rades und seiner Welle, wie auch aus dem Gewicht der ganzen Maschine, dem Radius des Zahns, dem Reibungscoefficienten, der Steifigkeit des Seils, der Last und Kraft, den Schwung des Rades und der Welle in dem Falle finden soll, wenn durch Hülfe dieses Rades, auf welches die Kraft wirkt, eine Last an seiner Welle mittelst eines Seils aufgewunden wird. Gleichwie nun aus der hieher gehörigen Gleichung folgt, daß bey einer Maschine, die in Bewegung ist, natürlich immer Schwung existiren muß: so leitet der Vf. unter andern folgende Sätze aus ihr ab. 1) Es giebt, solange man die Masse des Rades und der Welle, oder aller schwingenden Theile überhaupt, bloß an und für sich, ohne Rücksicht auf andere Bestimmungen, von welchen sie Function seyn kann, betrachtet, keinen vortheilhaftesten Werth derselben für den Schwung, weil, je geringer jene, desto größer

S. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

dieser ist, und weil es daher für den Schwung am vortheilhaftesten seyn würde, wenn die Maschine ohne alle Masse gebaut werden könnte. 2) Eben so giebt es auch keine vortheilhafteste Ladung der Last für den Schwung, so lange man nämlich dieselbe an und für sich, ohne Rücksicht auf andere Bestimmungen in der Gleichung betrachtet; sondern der Schwung würde nur dann am größten seyn, wenn die Maschine mit gar keiner Last beladen wäre. 3) Aber einen vortheilhaftesten Halbmesser des Rades giebt es für den Schwung allerdings. 4) Auch giebt es einen vortheilhaftesten Halbmesser der Welle für denselben. Hierauf werden die Formeln für den Schwung in nachstehenden Fällen entwickelt. Erstlich, wenn zwey mit einem Seile oder einer Kette verbundene Lasten durch Hülfe einer Rolle auf und nieder getrieben werden; zweytens, wenn eine Last an einem Seile, welches um eine Welle sich windet, durch Hülfe des damit verbundenen Rades dergestalt in die Höhe gezogen wird, daß indessen an der anderen Seite ebenfalls eine Last, z. B. ein leerer Kübel, niedergeht; drittens, wenn das eine Ende des Seils an der Welle fest ist, und folglich nur eine Last bald aufwärts, bald abwärts, gehet. Eine ziemliche Menge schöner Versuche, die der Vf. hierüber angestellt hat, bestätigen seinen Kalkül, und wo wir nachrechneten, fanden wir denselben richtig.

Abhandlung II. So wenig Erfindungsgeist es auch erfordert haben kann, die Kurbel mit einer Welle oder einem Rade zu verbinden, so viel Schwierigkeit hat von jeher die ungleichförmige Wirkung ihres Ganges verursacht, ungeachtet man dem abwechselnden Auf- und Niedersteigen oder Hin- und Herschieben der damit verbundenen Last oder Kraft, theils durch Vervielfältigung derselben, theils durch Hinzufügung eines besondern Schwungrades, die erforderliche Stetigkeit einigermassen verschaffen konnte, und solcher Hülfsmittel pflegt man sich allerdings noch mit großem Vortheil zu bedienen. Anderen kunstreicheren Einrichtungen, die einige Mechaniker für den wiederkehrenden Gang der Bewegung erfunden haben, und welche diesen Gang der Gleichförmigkeit näher bringen, oder vielmehr die Kurbel ganz entbehrllich machen sollen, wie z. B. dem halben Kumpf mit gezahnten Stangen, und anderen solchen Anlagen, die man in den Schriften eines Büsch, Karsten etc. beschrieben findet, ist der Vf. aus triftigen Gründen nicht gewogen. Er stellt dafür eine eigene Theorie der Kurbel auf, indem er zuerst die einfache ausführlich betrachtet, und am Ende aus dieser die Gesetze für die zusammengesetzten, oder mehrfachen, kürzlich herleitet. Man hat über-

C c c c

haupt drey Fälle zu unterscheiden. Im ersten wird sie mit Menschenhänden umgetrieben, welches durch ein abwechselndes Drücken, Ziehen, Heben und Schleben geschieht. Im zweyten hingegen hängt die Last an der Kurbelwarze, und wird von dieser auf und nieder bewegt; und im dritten ist ihr die Last so angehängt, dafs sie von ihr in einer horizontalen, oder auch geneigten Richtung, hin und her geschoben oder gezogen wird. Die doppelte Kurbel kommt in ihren Wirkungen mit der einfachen durchaus überein, wenn sie an der Welle so angebracht ist, dafs ihre beiden Warzen 180° aus einander stehen. Denn wie sich die Momente an der einen Seite verhalten, so verhalten sie sich auch an der anderen, nur dafs die eine Last niedergedrückt wird, während sich die andere hebt. Auf solche Weise wird aber auch der Gang der Last nicht gleichförmiger, als bey der einfachen, welches doch sonst eine Hauptursache für die Vertheilung der Last unter zwey Kurbeln ist. Schobex schlug daher vor, die beiden Kurbeln so anzusetzen, dafs, wenn man sich durch die Warze einer jeden und die Axe des Rades eine Ebene vorstellt, beide Ebenen einander unter einem rechten Winkel schneiden sollten. Hier ist also das statische Moment der einen gleich dem Producte aus der Last in die Höhe des Kurbelkniees, oder $= Qr$, wenn das andere $= 0$ ist. Von dieser Stelle an wachsen beide zusammen genommen fort, bis jede der beiden Warzen 45° zurückgelegt hat, indem dann das gemeinschaftliche Gröfste eintritt. Aber von diesem Grade an nimmt das eine wieder bis 0 ab, indem indessen das andere bis zum 90^ten Grade noch wächst. Dafs diese statischen Momente in einem Bogen von 45° eingeschlossen sind, findet man jedoch auch durch die Lehre vom Gröfsten und Kleinsten, indem man das Differenziale von $Q (\sin. x + \cos. x) = 0$ setzt, und hieraus $\sin. x = \cos. x$ findet, wie der Bogen von 45° heifst. An der dreyfachen Kurbel steht gewöhnlich jede Warze 120° von der anderen ab, und ihre statischen Momente sind in einem Bogen von derselben Gröfse eingeschlossen, welche man auch findet, wenn man das Differenziale von $\sin. x + \sin. (x + 120^\circ) + \sin. (x + 240^\circ) = 0$ setzt, wo der herauskommende Werth diese Gröfse anzeigt, indem für $x = 60^\circ$, $\sin. x = 2$, $\cos. 60^\circ$ kommt. Vierfache Kurbeln sind zwar nicht gewöhnlich, weil man, wie *Belidor* behauptet, ihnen nicht Stärke genug geben kann, um sie vor dem Zerbrechen hinlänglich zu sichern. Wir pflichten aber dem *Yf.* bey, wenn er sagt, er sehe nicht ein, warum man nicht an beiden Enden der Welle einen gekrümmten Haken solle anbringen dürfen, ohne dafs die Festigkeit etwas darunter litte. Dieses würde also doch eine vierfache Kurbel seyn. Wären dann ihre Warzen unter vier rechten Winkeln oder Quadranten aus einander gestellt, so käme ihre Wirkung mit der Wirkung der doppelten, deren Warzen 180° aus einander stehen, gänzlich überein, nur wäre die doppelte wieder verdoppelt. Man könnte aber die Warzen auch auf eine andere Art, z. B. so stellen, dafs, wenn die erste auf 0° käme, die zweyte auf 90° , die dritte auf 234° , und die vierte auf 306° stände. Hiernach wür-

de die vierte von der ersten 50° , die dritte von der vierten 72° , und endlich die zweyte von der dritten 154° zu stehen, kommen. Das kleinste statische Moment wäre in diesem Falle $= 2,1755706 Qr$, das grösste hingegen $= 2,2028731 Qr$, folglich hätte man hier Vortheil gegen die vorige Weise, die Warzen zu stellen, da der Unterschied der Momente hier kleiner, als dort, ausfällt.

V — H.

HALLE, b. Renger: *Korollarien zur praktischen Geometrie*, für diejenigen, deren Beruf es ist, einzelne Feldmarken zu vermessen und zu theilen. Von G. Grasse, Prediger zu Wohnrisleben im Herzogthum Magdeburg. 1805. 271 S. gr. 8. Nebst 5 Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieses Werk ist ein schätzbarer Beytrag zur ausübenden Geometrie. Billig sollte es sich in den Händen aller angehenden Feldmesser befinden, um sie bey ihren Vermessungen zu leiten, und hierdurch den Resultaten ihrer praktischen Arbeiten einen höheren Grad von Genauigkeit zu geben. Der I Abschnitt enthält eine gründliche Anleitung, die mit dem Astrolabium aufgenommenen Figuren mit einmaliger Anlage des Transporteurs aufzutragen. Allerdings wichtig für solche Geometer, welche mit dem Astrolabium zu messen pflegen. Hier wird zugleich die genaue Einsichtung des dazu gehörigen Transporteurs beschrieben. Wir sind mit der Theorie und Praxis dieses sehr brauchbaren Instruments vollkommen einverstanden, und merken nur an, dafs der Mechanikus, Herr Schatz in Magdeburg, dergleichen Transporteurs mit Nonius verfertigt. Die Art, eine mit der Bouffole aufgenommene Figur gehörig aufzutragen, lehrt der II Abschnitt. Der Verf. giebt hierzu fünf verschiedene Methoden an, worunter wir der letzten mit dem Transporteur, Lineal und rechtwinklichem Dreyecke, den Vorzug vor den anderen zugeben. Der III Abschnitt handelt vom Situationsplane, und im IV Abschnitt werden interessante, und für die Ausübung sehr wichtige, Betrachtungen über die Differenz der Messketten, und deren Einflufs auf die Messungsergebnisse angestellt. Einige Bemerkungen über die Reduction der Karten und den verkehrten Mafsstab enthält der V und VI Abschnitt. Im VII Abschnitt wird die vollständige Berechnung und Verwandlung des geradlinigen Dreyecks streng und lehrreich vorgetragen. Wir können nicht umhin, unseren Lesern hier die praktische Regel mitzutheilen, die *Columella* in seinem Buche über die Landwirthschaft zur Ausrechnung des gleichseitigen Dreyecks giebt. Er sagt: „*Esto ager triangulus pedum quoque versus tricentorum. Hunc numerum in se multiplicato sunt pedum nonaginta millia. Huius summa partem tertiam sumito, id est triginta millia. Item sumito decumam, id est novem millia. Utramque summam composito, sunt pedes triginta novem millia.*“ *Columella* findet also diesen Inhalt zu groß, da das gegebene Dreyeck eigentlich nur 38970 quadratische Mafsstücke enthält. Mit dem Trapezoide, und dem

Trapezium beschäftigen sich der VIII und IX Abschn., und in dem X, XI und XII Abschn. wird von der Aufnahme und Ausrechnung krummliniger Ackerstücke, und der parallelen Theilung des Trapeziums gehandelt. Die Austheilung der Vermessungskosten nach der Größe der Besitzung jedes Interessenten lehrt der XIII Abschn. Dem IV Abschn., welcher sich mit der Reduction der verschiedenen Längen- Flächen- und Körpermaasse beschäftigt, ist die nützliche Tabelle zur Vergleichung der merkwürdigsten Fußmaasse aus *Meiners* Anfangsgründen der Feldmesskunst einverleibt. Den Gegenstand des letzten Abschnitts machen einige Übungen aus der Grammatik oder der Anweisung, wie algebraische Gleichungen geometrisch construirt werden können. Zuerst entwickelt der Vf. einige theoretische Lehren, und dann folgt ihre Anwendung auf wirkliche Fälle.

Die beygefüigten Kupfertafeln sind sämmtlich sauber und correct gestochen. A.

1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Der Newton für die Jugend, oder belehrende Gespräche eines Vaters mit seiner Familie aus der Physik, Astronomie und Chemie u. s. w.* Aus dem Englischen übersetzt, von M. Fr. Herrmann. Mit Kupfern. 1805. 1½ Bogen. Vorrede und 261 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

2) BAMBERG: *Theorie der Sphäre*. Entworfen von Michael Jäck, Dr. 1803. 48 S. 8. (4 gr.)

Der Zweck von No. 1, das aus dem Englischen ins Französische zuerst übersetzt wurde; welche Übersetzung der aus dem Englischen ins Deutsche immer auf beiden Seiten gegenüber steht, ist, nach der Absicht des französischen Übersetzers, „Kinder von zehn bis zwölf Jahren in den Stand zu setzen, die Ursachen und Wirkungen alles dessen, was ihre Aufmerksamkeit fesseln kann, aufzufuchen.“ Dafs dieser Zweck wird erreicht werden, bezweifelt Rec. sehr; am meisten darin, dafs man gerade *Newton's* Werke, die doch für Männer am Verstande und wissenschaftlicher Bildung geschrieben sind, für Kinder von 10—12 Jahren zu simplificiren bemüht gewesen ist. Wer gerade von *Newton*, im Jünglingsalter schon ein wissenschaftlicher Mann, und im Alter Kind war; — wer, wie G. J. Vossius, Hugo Grotius, Leibnitz, die Gebrüder Beroulli, Wolff und einige frühere und spätere geborne Genies, schon seit der ersten Kindheit große Entwickelungen vorzüglicher Geisteskräfte verräth, für einen mag eine abstracte Materie, wie die der höheren mathematischen Physik, die *Newton* lehrt, in Geiste *Basjedow's* und aller neueren Philanthropisten, in Spielwerk seyn; aber Rec. ist aus langer Erfahrung überzeugt, dafs unter hundert Kindern von genanntem Alter kaum ein einziges ist, das *Newton's* Werke auch in der Muttersprache gehörig verstehen wird, die metaphysisch-mathematischen Begriffe dieses Briten durch Simplification versinnlichen wollen, heifst nicht nur *Newton's* Meisterhand verstümmeln, sondern den Geist und die Kraftsprache desselben tabuliren. Worauf nun noch die, in der Vorrede des französischen Übersetzers S. VI—XVII eingeführte, und auch von

dem deutschen Übersetzer gemißbilligte, Lobrede auf die Wissenschaften nützen soll, der S. XVIII—XXI die *Fable l'Avantage de la Science par Mr. La Fontaine* nebst der deutschen Übersetzung von *Catel* beygefügt ist, kann nicht abgesehen werden. Hr. H. sagt übrigens: „Da dieß Werk für die Jugend bestimmt ist, so liefs ich mich von dem Grundsatz leiten, mich an das Französische, worin sie sogleich Fortschritte machen soll, genau zu halten, ohne jedoch dem deutschen Sprachgenius etwas zu vergeben.“ — Von dieser Seite hat das Buch sehr viel empfehlendes, indem der deutsche Übersetzer überall, so weit wir das Französische mit dem Deutschen verglichen haben, beiden Sprachen getreu geblieben ist, ohne dem bestimmten wissenschaftlichen Ausdrücke, worin *Newton's* Gedanken deutlich gelesen werden müssen, nur entfernt Etwas zu vergeben.

Das Buch selbst zerfällt in 27 Gespräche, die ein Vater mit seinen Kindern hält, worin allgemeine Grundbegriffe der ebenen Geometrie, der Materie und ihrer Theilbarkeit, die Anziehung durch Cohäsion und die durch Schwerkraft behandelt wird. Die Lehre vom Schwerpunkte, von den Gesetzen der Bewegung, den mechanischen Kräften und die vom Hebel, hat viel Gutes. Was aber vom Rade und von der Axe, der Rolle und dem Flaschenzuge, der schiefen Fläche, vom Keil und von der Schraube vorgetragen wird, darin vermisst man *Newton's* Genie, so sehr sich auch im übrigen Hr. H. Mühe gegeben hat, den Mängeln des Französischen abzuheben. Alles läuft darauf aus, der Jugend alles praktisch anschaulich zu machen; wodurch das Wesentliche für die eigentliche Wissenschaft verloren geht.

Von No. 2 ist der Titel uneigentlich gewählt. Der Vf. handelt vom Ursprunge geometrischer Körper; besonders dem der Kugel. Die Materie dazu hat er, wie er selbst gesteht, aus *Jacob's element. geometr.*, *Dalhams institut. phys.*, *Wolffs elem. mathes. univ.* und *Horvaths instit. mathemat.* entlehnt; und beyläufig S. 37 die Angaben, um die Kugel in jedes regelmäßige Polyedron zu verwandeln, aus dem *mathemat. Lexicon* (Leipzig 1742) eingeschaltet. Neuere geometrische Arbeiten scheinen dem Vf. unbekannt zu seyn; und doch würde er vieles in *la Grange*, *van Swinden*, *Simson*, *Kästner* und *Burja*, zu seinem Zweckesachdienliches gefunden haben, was er jetzt, — wenn wir ihn recht verstehen — für eine falsche Vorstellungsart erklärt. Denn wie soll der unverständliche Ausdruck: „An dieser Abhandlung fällt mir die Anordnung des Stoffes und die Kritik der bisher herrschenden, aber falschen Vorstellungsart vom Ursprunge geometrischer Körper als Eigenthum zu,“ — anders verstanden werden? — In der Kugellehre, die der Vf. theoretisch und praktisch darstellt, wird erst die Entstehung der Kugel als Körper, die Bestimmung ihrer Solidität und Oberfläche im Ganzen, sowie nach einzelnen Theilen derselben, und die Angabe ihrer Verhältnisse mit anderen Körpern betrachtet; dann die Methode gezeigt, wie nach gegebenen Bedingungen die Solidität und Oberfläche einer Kugel zu ändern, zu

vergrößern, oder zu verkleinern, und in einen anderen willkürlichen Körper gleicher Solidität zu verwandeln sey. Dieß alles geschieht hier nach einer längst bekannten Art. Was S. 23 vom Verhältniß des Kreises zu seinem Durchmesser bey *Archimedes* vorkommt, steht in dessen, von *Sturm* herausgegebenen, *Kunstbüchern*, 2tes Buch, 2ter Lehrsatz S. 165. Übrigens von Verwandlung der Kugel in andere gleichseitige Körper f. *Pet. Rami Geometr. Lib. XXVI. p. 169. sq. Francof. 1599*, wo schon vor mehr als 200 Jahren gleichartige Methoden, wie hier, gelehrt worden. S. 23. b. ist das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser nach *Melius*, ein Druckfehler, und muß seyn statt 155:113; $355 = 113$. — Die Stelle S. 24 vom Verhältniß des Kreises, die von *Ludolph von Kölln* lit. d. angeführt wird, ist aus *Wolffs element. math. univ. Tom. I. p. 172. §. 426* übersetzt, wo *Wolff* versichert: er habe es aus *Ludolph* selbst genommen; Man f. *Lud. Ceulen Fundamenta arithm. et geometrica; Lib. IV. p. 144*; vergl. dessen Werk: *Van den Cirkel*; Fol. 14. S. 2 und Fol. 15. Über die näheren Verhältnisse des

Umkreises zum Durchmesser, die *Ludolph* gefunden hat, und die nicht in seinen Werken angetroffen werden, siehe einen Brief des gelehrten *Willebr. Snell* an *Philipp Lansberg* zu Leiden vom 11 Oct. 1607 in *Phil. Lansbergii Op. omni. S. 88* und *Lansberg* selbst l. c. S. 106, ohne zu erwähnen, was über dergleichen Proportionen in älteren und neueren Zeiten geschrieben, und auf die Verwandlung der Flächen und Körper, arithmetisch, geometrisch und mechanisch angewandt worden ist. — Möchte es doch ein Mathematiker in unseren Zeiten unternehmen, die 100 künstlichen Probleme aufzulösen und herauszugeben, die in *Ludolph von Köllns* Werk *Over den Cirkel* Fol. 93—100 vorkommen! Manche darunter würden über Dinge Aufschlüsse geben, die in unserer bürgerlichen und mercantilischen Rechenkunst nicht mehr gebräuchlich sind, und die, zum Nachtheil der calculirenden Geometrie, Gegenstände enthalten, welche einen rein scientiſchen Werth liefern, der in Vergessenheit gerathen ist.

M—son.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Paderborn, b. Wefener: *Das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel*; aus der Theorie der Zusammenfassung und Zerlegung der Kräfte direct bewiesen von *J. Joseph Ignatz Hoffmann*, Prof. der Physik zu Aschaffenburg etc. 1806. 64 S. 8. und 3 Kupfer. (12 Gr.) Obgleich das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel schon durch *Kästner* gründlich und mit aller mathematischen Eleganz erwiesen war: so hielt doch *Hr. Hoffmann* es nicht für überflüssig, die Sache noch einmal von einer anderen Seite zu betrachten. Da die Lehre von der Zusammenfassung und Zerlegung der Kräfte unabhängig von der Theorie des Hebels vorgetragen werden kann, und wirklich von mehreren anderen Mathematikern so vorgetragen ist: so ist es, sagt *Hr. Hoffmann*, vergönnt, diese Lehren bey der Theorie des Hebels als bewiesen vorauszusetzen, und aus diesen Lehren wird nun der Hauptsatz vom Gleichgewichte am zweyarmigen Hebel etwa folgendermaßen hergeleitet.

Man stelle sich den geradlinigen Hebel in seinen beiden Endpunkten unterstützt vor, und irgendwo in der Mitte sey eine senkrechte auf ihn wirkende Kraft angebracht; — um kürzer zu seyn, wollen wir uns fogleich den Hebel als horizontal, die Kraft als vertical niederwärts drückend, vorstellen. Man errichte in dem Punkte, wo die Kraft wirkt, eine Verticalle, deren Größe, nach einem gewissen Maßstabe, die Größe der Kraft darstellt. Nun ist gewiß, daß jener Punkt des Hebels gleich stark gedrückt wird, die Kraft mag unmittelbar auf ihn wirken, oder an dem Endpunkte jener Verticallinie, die man sich als eine steife Stange denken muß, angebracht seyn, man nehme also das letztere an; hier ist es nun wieder einerley, ob eine einzige Kraft von der angenommenen Größe vertical wirkt, oder statt derselben zwey andere, die nach dem Gesetze der Composition der Kräfte jener gleichgelten. Man denke sich daher an dem Endpunkte jener Stange zwey gegen die Endpunkte des Hebels gerichtete Kräfte, aus welchen jene erste als mittlere entsteht; so drücken sie zusammen auf den Punkt des Hebels gerade so, wie die zuerst angenommene. Endlich verlängert man die durch die unterstützten Endpunkte des Hebels gehenden Richtungen der beiden letzteren Kräfte bis jenseits jener Endpunkte, und denkt sich diese Kräfte an

beiden Endpunkten des Hebels angebracht, — nämlich jede an dem Endpunkte, wohin ihre Richtung geht, — zerlegt beide in eine auf den Hebel senkrechte und eine damit parallel, so heben die beiden parallel mit demselben wirkenden einander auf, die darauf senkrechten aber verhalten sich umgekehrt, wie die Entfernungen von dem Punkte, wo eigentlich die ursprüngliche Kraft angebracht ist. Es ist leicht zu übersehen, wie nun alle weiteren Folgerungen für das Gesetz des Gleichgewichts am geraden Hebel, auch wenn er einarmig ist, und wenn die Kräfte schief gegen den Hebel wirken, gefunden werden, und *Rec.* hält daher eine weitere Inhaltsanzeige für unnöthig; muß übrigens dieser kleinen Schrift das Zeugniß geben, daß sie diese Lehre vom gradlinigen Hebel sehr klar und angenehm vorträgt. Unrichtigkeiten und Dunkelheiten hat *Rec.* nirgends gefunden, nur die letzten Sätze, von §. 38 an, möchten in Vergleichung gegen das Übrige, wohl etwas ausführlicher dargestellt seyn. So richtig indeß die hier vorgetragene Theorie ist, so würde *Rec.* doch Anfänger lieber zuerst mit der Kästnerschen bekannt machen, in der Folge aber, wenn der Schüler von der Zerlegung und Zusammenfassung der Kräfte unterrichtet ist, möchte es lehrreich seyn, ihn mit einer Anwendung dieser Lehre zu unterhalten, die ihn zu einem schon bekannten Satze zurückführt.

B.

Berlin, b. Verfaßer: *Durch Erfahrung ausgewählte ökonomische Principien, welche zu Projectirung wirtschaftlicher Gebäude als Maßstab bey Bestimmung der erforderlichen Quadrat- und Cubik-Räume zum Grunde gelegt werden können*; zum Unterricht in der ökonomischen Baukunst entworfen von *Heinrich Carl Riedel jun.*, kön. geh. Ober-Baurath. 1806. 32 S. 8. (8 Gr.) Bloß ökonomische Principien, die die Data zur Bestimmung der Größe der Landgebäude enthalten. Insofern der Architect die Landbaukunst nicht zu seinem besonderen Studium gemacht hat, mag das, was hier in bloß specieller Rücksicht auf die Landwirtschaft einiger weniger deutscher Provinzen gesagt ist, für ihn gut und nützlich seyn. Sonst findet man das hauptsächlichste über den hier zur Frage stehenden Gegenstand schon im 2 Theil der Meinertschen Landbaukunst recht gut abgehandelt.

K. j. R.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Gädike: *Vorschriften zu einer verständigen Übung in der deutschen Rechtschreibkunst für das Haus und die Schule*, von *Dr. J. T. L. Danz*, Rector an der Stadtschule zu Jena. Zweyte verbeß. Auflage. 1807. 30 S. Vorr. 8. und 120 Vorstr. (12 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Praktische Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen über Gegenstände des gemeinen Lebens, besonders für Bürgerschulen*; von *M. Joh. Christ. Doltz*, Vice-Director d. Raths-Freyschule zu Leipzig. Dritte verbeß. Aufl. 1807. XII und 472 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1807.

P H I S I K.

PARIS, b. Dentu: *De l'impossibilité du système astronomique de Copernic et de Newton.* Par L. S. Mercier, membre de l'institut national de France. 1806. XXXIX u. 318 S. 8.

Man hat in Deutschland schon seit geraumer Zeit gewußt, daß Hr. Mercier damit umgehe, das allgemein für wahr gehaltene Copernicanische Weltsystem und die Lehre Newtons, die uns doch, wie wir meinten, so viel Licht über die Bewegung der Himmelskörper gegeben hatte, zu widerlegen, und die alte Lehre, daß die Erde ruhe, in ihre lange aufgegebenen Rechte wieder einzusetzen. Eifer für die Wahrheit, versichert er, sey der Zweck dieser Untersuchungen; und obgleich es überaus sonderbar ist, aus Eifer für die Wahrheit über Dinge zu schreiben, von denen man selbst gestehen muß, man verstehe sie nicht, (denn er räumt S. 11 ein, daß er Newtons *principia* aus Mangel mathematischer Kenntnisse nicht lesen konnte,) so sollte man doch fast mitleidig werden, wenn man sieht, wie er gegen die Irrgläubigen kämpft, und mit edler Selbstverleugung selbst seine Ehre und den Ruf seines gefunden Verstandes nicht zu theuer hält, um sie dem Märtyrertode dahin zu geben, um nur die wichtige Lehre, daß die Erde ruhe, unerschütterlich zu begründen. Daß ihm dieses völlig gelungen sey, daran zweifelt er im mindesten nicht, und versichert daher am Ende der Vorrede der Sonne, dem Monde, den Planeten und der Erde sehr pathetisch, daß jeder von ihnen nun wieder in seine Rechte eingesetzt sey, wo er z. B. die Erde so anredet: *Et toi terre! qu'on faisait vagabonder perpétuellement autour du soleil, j'arrête aujourd'hui ta course inutile et folle; je te remets en plein repos, ainsi que Dieu t'a faite; tu tourneras sur ton centre d'une manière insensible etc.*

Die Vorrede enthält noch mehrere Merkwürdigkeiten, von denen Rec. nur eine erwähnen will, die freylich deutlich zeigt, daß Hr. Mercier berühmten Namen nicht sklavisch anhängt, nämlich daß Aristoteles und Homer ihm keinen Werth haben, und Horaz und Anacreon nichts sind als *cadavres chargés de fleurs*.

Es ist nicht unsere Absicht, unseren Lesern den Inhalt aller 37 Abschnitte dieses Buchs zu erzählen, und noch weniger, Hn. Mercier förmlich zu widerlegen, sondern wir wollen nur suchen, einiges auszuheben, was den Geist des Buchs charakterisirt. Dahin scheint besonders der Gedanke zu gehören, daß man kein guter Christ seyn könne, wenn man Newtons Lehren für wahr hält. *C'est parceque je crois en Dieu, que je ne crois pas à Newton.* — *Dieu seul possède le secret de son ouvrage.* — *Je veux renverser l'édifice impie du* S. A. L. Z. 1807 Zweyter Band.

matérialisme, — und ähnliche Ausdrücke kommen überall vor. — Auf die Astronomen schimpft Hr. M. sehr. Newton heist ein *mistificateur*, die Astronomen sind *calculateurs intrépides*, dont l'orgueil est sans limites; und wie vortheilhaft er von ihrem Verstande denkt, zeigt eine Preisfrage, welche er vorschlug, die aber zu seinem tiefsten Leidwesen nicht genehmigt ward. Sie heist: *si l'on ne pourrait pas parvenir à rendre les mathématiques raisonnables; ou des moyens à employer pour donner de la logique aux mathématiciens?* Ganz besonders aber ist die *mécanique céleste* ihm ein Dorn im Auge: *la mécanique céleste des algebristes n'est qu'un beau et hardi mensonge.* — *O myope mortel, que me veux-tu dire avec ta mécanique céleste? te moques-tu du genre humain?*

Von dem, was in diesem Buche wissenschaftlich heist, und von den Kenntnissen und Raisonnements des Vf. werden wir am besten eine Vorstellung geben, wenn wir den Inhalt des einen oder andern Abschnitts mittheilen. Der dritte z. B. handelt davon, daß die Astronomen über die Entfernungen der Planeten nicht einig sind. Allerdings kann es den Anfänger etwas in Verwunderung setzen, daß die Angaben des Copernicus und Tycho so bedeutend von dem des *fameux* Lalande und anderer neuerer Astronomen abweichen; aber ein aufrichtiger Freund der Wahrheit hätte doch wohl untersuchen mögen, welchen Einfluß auf die scheinbare Stellungen der Himmelskörper diese verschiedene Angaben haben. Das scheint Hr. Mercier gar nicht zu wissen, daß es bey dem Laufe und den Stellungen der Planeten hauptsächlich auf das *Verhältniß* der Entfernungen, und nicht so sehr auf die absolute GröÙe der Entfernungen ankommt. Wie aber folgendes in diesen Abschnitt gehört, scheint fast ungreiflich. Hr. Mercier meint nämlich, jetzt da auch der neu entdeckte Planet Juno den Beystand der Sonne erfordere, müsse man die Sonne noch um ein hunderttausend Lieues vergrößern, damit sie auch diesen im directen Verhältniß des Quadrats der Zeit, (von so einer Attraction die nach Verhältniß des Quadrats der Zeit wächst, hört Rec. hier zum erstenmale,) und im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung anziehen könne. — Man sieht hieraus, wie verkehrte Vorstellungen der Vf. von der Attraction hat. Im 7 Abschnitt äußert er, ein fester Körper, wie unsere Erde, könne in einem Fluido, wie unsere Atmosphäre, sich nicht bewegen, ohne ein starkes Geräusch darin zu erregen; daß aber Erde und Atmosphäre vereint fortgehen sollten, sey bey so ungleichartigen Körpern nicht anzunehmen. Im 12 Abschnitt erklärt er, was es sagen wolle, der von fallenden Körpern durchlaufene Raum verhalte sich wie das Quadrat der Zeit, wobey er merkwürdige neue Hypothesen vorbringt. Diese Ver- Dddd

mehrung der Geschwindigkeit fallender Körper nämlich soll von keiner anziehenden Kraft herrühren, sondern daher, weil die Bewegungen sich mit der Zeit anhäufen; indem der Körper während des Falles nichts von dem verliert, was er schon erlangt hat, und noch immer mehr dazu erlangt. (Woher dies Anhäufen und dies immer mehrere Erlangen komme, sagt Hr. M. nicht.) Wenn aber diese Erklärung nicht hinreiche, so scheine folgende doch solider als die Attractionstheorie: Der fallende Körper läßt einen leeren Raum hinter sich und verdrängt die Luft unterhalb; diese dringt in den leeren Raum und drängt sich gegen den bewegten Körper (?) mit einer Gewalt, welche derjenigen proportional ist, mit welcher sie aus der Stelle getrieben ward. Dieses verursacht dann sehr begreiflich die Beschleunigung. — Aber Hr. M. hat nicht bedacht, daß dieses Verdrängen und folglich doch auch wohl das daraus entspringende Nachdrängen eben so gut Statt findet, wenn der Körper aufwärts geworfen wird, daß also auch aufwärts geworfene Körper sich mit beschleunigter Bewegung von der Erde entfernen müßten. Hr. M. behauptet ferner im 16 Abschn., die Newtonianer erklärten die Fluth und Ebbe aus einem Drucke des Mondes auf die Wasser des Oceans, und da findet er es dann allerdings mit Recht unbegreiflich, wie man annehmen könne, daß ein solcher Druck sich bis zu uns fortpflanzen könne, da ein so äußerst dünnes Medium den Raum zwischen uns und dem Monde ausfüllt. Er ist aber über das, was die Newtonianer glauben, nicht recht mit sich eins, denn an einer anderen Stelle spricht er von dem Newtonschen Monde, der das Wasser anzieht. Manche Personen, heisst es im 27 Abschn., die auch nicht geradezu zu Newtons Partey gehörten, wunderten sich doch über die außerordentliche Übereinstimmung, welche zwischen dem Laufe der Planeten, und den Rechnungen nach der Attractionstheorie Statt finden sollte; aber man möge doch erwägen, daß eben diese angebliche Übereinstimmung ein Zeugniß gegen die Attractionstheorie sey. Denn da die Astronomen selbst gestehen, daß die Entfernungen und Massen der Himmelskörper nicht ganz genau bestimmt sind, wie es dann möglich sey, daß die Endresultate der Rechnung genau wären. — Da Hr. M. den Astronomen bösen Willen Schuld giebt,

und glaubt, sie betrügen die Welt, so läßt sich dieser Einwurf hören; wehn man aber weniger boshast ist, und die Astronomen für ehrliche Leute hält, und dann weiß, daß die Berechnungen des Laufs der Planeten alle aus einem einzigen Principe ohne alle Hülfsypothesen hergeleitet werden; so ist doch die Übereinstimmung der Rechnung mit dem Erfolge äußerst überzeugend. Was die Ungewissheit über die Entfernungen, die Größe und Masse der Planeten betrifft, so kennt man diese doch genau genug, um die wahre Bewegung der Himmelskörper sehr nahe richtig anzugeben, und genauere Beobachtungen über die wahren Bewegungen bringen uns auch der Kenntniß jener Gegenstände immer näher. Hr. M. hätte nicht verschweigen sollen, daß man die Verhältnisse der Entfernungen der verschiedenen Planeten von der Sonne sehr genau kenne, dann würde er nicht so spöttisch sich wundern, wie aus unbestimmten Distanzen der Planeten, aus einer chimärisch angenommenen Größe der Attraction, auf einer kaum recht bekannten Linie eine bestimmte Bewegung könne berechnet werden. Im 22 Abschn. schreibt er einem Spanier, des Cafas, folgendes nach: *L'experience nous apprend, qu'à Cadix par exemple on voit le soleil le 21 de Dec. à une certaine distance du zénith et l'étoile polaire élevée sur l'horizon à une distance déterminée. Depuis ce jour-là jusqu'au 21 Juin le soleil se rapproche de ce zénith, et l'étoile polaire s'en éloigne à proportion, en baissant vers les bords de l'horizon; de manière qu'à la fin de cetemps elle est aux yeux des Cadiciens dans son plus grand éloignement et à son point le plus bas de toute l'année.* Wir haben diese Stelle wörtlich abgeschrieben, weil es sonst unglaublich scheinen könnte, wenn wir sagten, Hr. M. oder dieser Hr. des Cafas behauptete, der Weltpol stehe an demselben Orte zu verschiedenen Jahreszeiten nicht gleich hoch; — das lehrt uns die Erfahrung! — in der That hier möchte man an den Vorwurf denken, den wir vorhin erwähnt haben: *celà n'est qu'un hardi mensonge!*

Dies sey genug von einem Werke, das von allen Seiten zu unbedeutend ist, um zu schaden, und das selbst Ungelehrte nicht leicht irre machen wird. Wir wünschen sehr, daß kein Deutscher mit einer Übersetzung desselben Zeit und Papier verderbe.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Helmstädt, in der akadem. Buchdruckerey, und Hannover, bey den Gebr. Hahn: *De divisione fructuum dotis commentatio*, quam — defendens D. Eduardus Schrader, P. P. B. 1805. in 4. (8. Gr.) Zu den Gesetzen, bey deren Erklärung und Anwendung Jurisprudenz und Mathematik in schweſterlicher Vereinigung thätig seyn müssen, gehören in unsern Quellen des röm. Rechts auch mehrere von denen, welche die Theilung der Früchte einer Brautſchatzernach getrennter Ehe zum Gegenstande haben. Hr. S. behandelt hier die Theorie dieses Gegenstandes. In der Einleitung über Veranlassung und Plan, wird als Resultat, das aus der Natur der selbst und deren Bestimmung sich ergebe, der Satz aufgestellt, daß die in einem bestimmten Zeitraum von der Dotalsache gewonnenen Früchte zwischen Mann und Frau, oder deren Stellvertreter, nach dem Verhältnisse der Dauer der Ehe während dieses Zeitraums zu theilen ſeyen, daß folglich, wenn z. B. von Früchten die Rede ist, welche jährlich nur Einmal genommen werden, und wenn während desjenigen Jahres, dessen Früchte getheilt werden sollen, die Ehe 7 Monate bestanden hat, 7 der Früchte auf den Mann, die übrigen 5 aber auf die Frau fallen müssen. Ein Satz, in welchem wohl jeder dem Verſt. bestimmen wird.

Der exegetische Abschnitt hat hauptsächlich die LL. 5. 6 und 7 pr. und §§. 1 bis 11. *D. soluto matrimonio* und die L. 1. §. 7. *C. de rei uxoriae actione* zu Gegenständen. Die Erklärung der beiden ersten Gesetzstellen ist unſchwer. Sie bestimmen in klaren Worten, daß in Anſehung der bey getrennter Ehe zu theilenden Früchte der Dotalsache der Anfang des Jahres, in welchem die Trennung erfolgte, nach dem Zeitpunkt, da die *dos tradita* wurde, für den Fall aber, daß diese Tradition der Schließung der Ehe voranging, nach dem Zeitpunkt festzusetzen ſey, da die Ehe geschlossen wurde. Die dritte dieser Stellen beſchäftigt ſich mit den auf die Dotalsache verwendeten, vor der Theilung der Früchte in Abzug zu bringenden Unkosten. In den Worten „*si mulier pridie vindemias doti dedit*“ ist *pridie vindemias* zusammen gehörig, und wie *pridie Calendas*, *pridie Nonas* und ähnliche Formen gebildet. Zwischen *vindemias* und *doti* aber ist *vinea* zu ſchieben, das der unweiſſende Abſchreiber ganz weggelassen lieſt. Übrigens beſtimmt der durch *pridie vindemias* angedeutete Zeitpunkt ſich dadurch, daß die Weinlese in October ſiel, und die Worte „*sublati a marito vindemias*“ end wie ſich auch aus dem nachherigen „*undecim mensium*“ in dieser Stelle ergibt, von einem Zeitpunkt zu verſtehen, welcher Einen Monat ſpäter, als jeter, liegt. Noch iſt zu bemerken, daß in den

Vorten „*si et maritus aliquid impendit in eodem annu*“, Ulian nicht, wie in der L. 5, den *annus dotationis*, sondern den *annus fructuum* gemeint habe. — Mehr Noth hat von jeder den Auslegern die nächstfolgende Stelle, nämlich §. 1 des 7. fragments gemacht. Es ist hier die Rede von einem Falle, da ein *indus* gegen Anfang Octobers — „*vindemiae tempore*“, was zugleich die Natur des *fundus* bestimmt — in *dotem* gegeben, und gleich nach der nächsten, also in diesen October selbst fallenden Weinlese — „*Calendis Novembribus primis*“ von dem Manne verachtet worden ist. Der eigentliche Stein des Anstoßes liegt in den Schlussworten der Stelle, wo es heisst: „*Itaque si fine mensis lanuarii divortium fiat, et quatuor mensibus matrimonium steterit*“ — da ann der Anfang der Ehe in den Zeitpunkt der *constitutio dotis* gefallen seyn muß — „*vindemiae fructus et quarta portio mercedis instantis anni confundi debent, ut ex ea pecunia tertia portio viro reuatur*“. Nach dem hier aufgestellten Falle hat die Ehe ein Dritteljahr, d. h. ein Drittel von 12 Monaten gedauert. Sollten nun die Vorte *ex ea pecunia* so viel, wie *eius pecuniae* heißen, so würde offenbar dem Ehemanne ein Drittel von Früchten bleiben, welche auf 5, nicht wie es seyn mußte, welche auf 12 Monate fallen, was gegen allgemeine Grundsätze nicht weniger, als gegen die klarsten Gesetze streiten würde. So weit sind wir mit dem Vf. unverstanden, flüchten ihm auch, was das Wesentliche betrifft, darin vollkommen, daß, zu Folge der angeführten Stelle, und nach Papinian's wahrer Meinung, zuvörderst berechnet werden müsse, wie viel von der in dem Zeitraume von 15 Monaten entsprechenden Summe der *quarta portio mercedis instantis anni* und des Werths der *fructus vindemiae* auf 12 Monate falle, und dann von diesem *Quanto* der dritte Theil, als der dem Ehemanne gebührende, zu bestimmen sey. Wir finden auch in dieser Entscheidung Papinian's eine Consequenz, wie uns so oft bey den römischen Rechtsgelehrten auf das angenehme überrascht. Der Gegenstand der Theilung, so wie die Dauer der verachteten Ehe, fällt hier in zwey *annos naturales*, nämlich Ein Monat der letzteren und die *fructus vindemiae* in den ersten *annus naturalis*, und die übrigen drey Monate der Ehe mit der *quarta portio mercedis* in den nächst folgenden *annus naturalis*. Nach allgemeinen Grundsätzen würde nun dem Manne diese *quarta portio* und ein Zwölftel der *fructus vindemiae* gebühren. Aber dem stand der positive Satz entgegen, nach welchem bey der Theilung des Ertrags der Totalfache auf den *annus dotationis* Rücksicht genommen werden soll. Nun waren die gesamten *fructus vindemiae* in den *annus dotationis* gefallen; der rechtliche Antheil des Mannes davon mußte aber auch nach der Dauer der Ehe während dieses *annus* bestimmt werden. Ein Gleiches galt auch von der *quarta portio mercedis*, die ebenfalls mit Hinsicht darauf, daß die dotirte Ehe ein Dritteljahr gedauert hatte, zu theilen war. Daß aber ohne Weiteres die Summe dieser *portio* und der *fructus vindemiae* gedrittelt werden sollte, liegt theils Papinian nicht, theils konnte er, aus dem oben angeführten Grunde, es unmöglich sagen wollen. Nein, es soll nur aus jener Summe, *ex ea pecunia*, i. e. *ex his vindemiae fructibus et quarta portio mercedis confusi*, der dem Ehemanne gebührende dritte Theil hergenommen werden. Das eben führt uns nun auf einen Gegenstand, in Ansehung dessen wir dem Vf. nicht beytreten können: die Worte *ex ea pecunia* können, sagt er nämlich, auch noch zwey andere Bedeutungen haben, je nachdem man das Wörtchen *ex* für *us*, oder für *secundum* nahm. Die erstere dieser beiden Bedeutungen, welche doch die natürlichste und vollkommenste ist, verwirft er geradezu. Denn nähme man die 1, sagt er, *statim appareret, hoc contra totum loci nostri intertextum fieri, quippe in quo tantum de quantitate definienda, non de summa, unde illa capitur, sermo est. Quid? quod ratio pervicaci nequit, cur ex fructibus vindemiae et quarta portione mercedis imatur, quum virum praeter vindemias a se perceptas promensibus in elapsis mercedem accepisse vix cogitari queat*. (§. 9.) Allein der erstere der beiden hier angeführten Gründe ist der Natur der Sache und den klaren Worten unserer Stelle widerstreitend! Es ist in einem gewissen Theile von Früchten der Totalfache die Rede; welcher dem Ehemann nach getrennter Ehe bleiben sollte; natürlich also die Früchte selbst, oder deren Werth, die Quelle, aus welcher dieser Theil geschöpft werden muß, und Papinian bestimmt, an die Sache noch näher, wenn er sagt, der dem Manne gebührende Theil solle demselben *ex vindemiae fructibus et ex quarta portio mercedis instantis anni portione confusi* bleiben. Wir sehen in der That, wie man ohne eigentliche Sylbenstecherey gegen diesen Sinn der Worte *ex ea pecunia* etwas einwenden will. Raum ist man mit dem dazumaligen Stande. Was den zweyten Grund betrifft, so nimmt derselbe es wahrlich zugenau. Muß denn gerade der Vorrath, woraus was genommen werden soll, jetzt schon bereit da liegen? Ist gleich, in unsern Beyspielen, der Pachtzins für die schon verfloßnen drey

Monate der Pachtzeit noch nicht *naturaliter* da, so ist es es doch *rechtlich*, d. h. es ist eine Verbindlichkeit des Pächters, daß er ihm, gleichviel, ob auf der Stelle oder erst später, zahle, bereits vorhanden, und es kann hier auf die noch nicht geschehene Zahlung desselben um so weniger etwas ankommen, da das, was dem Manne überhaupt gebührt, der Werth der von ihm percipirten Früchte übersteigen kann, unter einer Bedingung, die wir nachher anführen wollen. Weiter unten (§. 17) beruft sich der Vf. noch darauf, daß aus der ganzen Stelle hervorleuchte, Papinian habe nicht sowohl von der Summe, woher der Theil zu nehmen sey, als vielmehr von der Größe dieses Theils selbst sprechen wollen. /! Ob nicht Beides mit einander bestehen könnte! Doch diese Kleinigkeit kann das Verdienst des Vfs., diese Gesetzstelle, soviel wir wissen, zuerst richtig erklärt zu haben, nicht schmälern. Noch können wir einen kleinen Rechnungsfehler; der ihm §. 10, p. 21 entwichen ist, nicht unberührt lassen. Anstatt $\frac{(6 + \frac{24}{1})}{15} = \frac{30}{15} = 2\frac{2}{3}$ sollte es hier heißen:

$$\frac{(6 + \frac{24}{1})}{15} = \frac{30}{15} = 2\frac{2}{3} \quad \text{— Der Vf. führt nun die vor-}$$

nehmsten Erklärungen älterer Rechtsgelehrten an, welche er auf eine befriedigende Art widerlegt. Nur wundert uns sein Bekenntniß (§. 21), den *Cujacius ad Pauli rec. sent. lib. 2, tit. 22* nicht verstanden zu haben, und die Behauptung, man treffe daselbst nur Beyspiele, keine Regel an. Freylich ist hier anfänglich bloß von dem Falle unserer Gesetzstelle die Rede. Aber dieser einzelne Fall selbst läßt, nach Verschiedenheit der *fructus vindemiae* und der *merces*, eine unendliche Menge von Beyspielen zu, deren wir a. O. drey verschiedene, nebst der, wie aber nicht geleugnet werden kann, ganz unrichtig aus Papinian's Worten hergenommenen Regel aufgestellt finden, daß dem Manne ein Drittel der *fructus vindemiae* und ein Drittel des vierten Theils, also ein Zwölftel der *merces* bleibe. Unter Voraussetzung der Wahrheit dieser irrigen Regel aber ist es ganz richtig und verständlich, daß, wenn die *vindemia* = 12; und die *merces* = 12, oder die erstere = 24 und die letztere = 12, oder endlich die erstere = 12 und die letztere = 24 gesetzt werden, auf den Mann im ersten Falle $4 + 1 = 5$, im zweyten $8 + 1 = 9$, und im dritten $4 + 2 = 6$ fallen. Allein Cujacius bleibt auch nicht bloß bey dem Falle unserer Gesetzstelle stehen, sondern zieht auch noch die Fälle, da die Ehe ein ganzes, und da sie ein halbes Jahr gedauert hat, in Betrachtung, und man sieht seinen Ausfahrungen hierüber folgendes Allgemeine zum Grunde liegen: Es sey die *vindemia* = a, die *merces* = b, und die Ehe habe überhaupt m Monate, von der Verpachtung an zurückgerechnet aber nur einen Monat gedauert, so ist der dem Ehemann bleibende Antheil $\frac{ma + (m-1)b}{12} = \frac{(12a + (m-1)b)m}{12 \cdot 12}$. Wie

auf die vorhin angeführten Beyspiele, so paßt diese Formel auch auf die Fälle, da der Ehe eine einjährige, oder eine halbjährige Dauer gegeben wird. Setzt man nämlich: 1) ihre Dauer = 12 Monaten, so erhält der Mann in dem ersten der obigen drey für den Werth der *vindemia* und der *merces* aufgestellten Fälle $\frac{(12 \cdot 12 + 11 \cdot 12) \cdot 12}{12 \cdot 12} = 23$; in dem

zweyten $\frac{(12 \cdot 24 + 11 \cdot 12) \cdot 12}{12 \cdot 12} = 35$; in dem dritten endlich

$\frac{(12 \cdot 12 + 11 \cdot 24) \cdot 12}{12 \cdot 12} = 34$, welche Resultate auch Cujacius gegeben hat. Giebt man ferner 2) der Ehe eine Dauer von 6 Monaten, so bleiben dem Manne in dem ersten Falle $\frac{(12 \cdot 12 + 5 \cdot 12) \cdot 6}{12 \cdot 12}$

= $8\frac{1}{2}$; in dem zweyten $\frac{(12 \cdot 24 + 5 \cdot 12) \cdot 6}{12 \cdot 12} = 14\frac{1}{2}$; endlich in dem dritten $\frac{(12 \cdot 12 + 5 \cdot 24) \cdot 6}{12 \cdot 12} = 11$. Kommt nicht auch hie-

mit Cujacius überein? Es heisst a. a. O. bey ihm: „*si sex mensibus primo casu VIII sup. secundo XIV sup. tertio XL*“. Gehörige Interpunction, woran es mangelt, würde selbst den geringsten Zweifel über unsere Frage nicht Statt finden lassen. Aber auch so scheint, nicht bloß für den dritten Fall, in welchem unser Rechtsgelehrter durchaus dasselbe Resultat giebt, sondern auch für die beiden ersten Fälle, die Sache völlig klar zu seyn. Nur muß man das *sup.* nicht etwa als ein abgekürztes *supposito* (*scilicet* auf *secundo* und *tertio*, sondern als das abgekürzte *super* oder *supra* auf VIII und XIV beziehen, so, daß es den in beiden Fällen weggelassenen Bruch $\frac{1}{2}$ andeutet.

Die folgenden §§. 2 bis 12 unserer L. 7 mochten dem Inter-

preten wenig zu schaffen. Mit mehr Schwierigkeiten ist die Auslegung von L. un. §. 7. C. de rei ux. act. verknüpft. Die *mobiles*, *se moventes* und *incorporales res dotales* sollen — will Justinian — innerhalb Eines Jahres, die *immobiles* hingegen sogleich nach getrennter Ehe restituirt werden. Ist der Ehemann hierin säumig, so soll er von dem Werthe der ersten Zinsen zu 4 vom Hundert, die mit Beendigung jenes Einjährigen Zeitraums zu laufen anfangen, zu zahlen schuldig seyn, von den letzteren aber, von dem Augenblicke der getrennten Ehe an gerechnet, die Früchte heraus geben, „*similique modo*“ — fährt nun Justinian fort — „*personibus, vel vecturis navium sive jumentorum, vel operis servorum, vel quaestu civilium annonarum, et aliis, quae sunt eis familia, parti mulieris restituendis*, und so scheint allerdings hier eine Ausnahme von der vorher aufgestellten, die *res mobiles*, *se moventes* und *incorporales* betreffenden Regel festgesetzt worden zu seyn, welche mit unserm Vf. (§. 24. S. 41) dahin zu bestimmen wäre, *ut res mobiles, se moventes incorporalesque eae, quae definitum ab aliis praestandum proventum praebent, hacce in quaestione immobilium ad instar diducantur, ceterae secus*. Allein dadurch scheint die Sache nicht bis zur Evidenz aufgeklärt. Können die Worte *similique modo* — dürften einige fragen — nicht auch auf etwas Anderes, als die Zeit der Restitution, bezogen werden? Konnte Justinian nicht sagen wollen: was diejenigen nicht unbeweglichen Sachen betrifft, welche *fructus — civiles* oder *naturales* — bringen, so sollen, wenn sie nicht innerhalb Eines Jahres nach getrennter Ehe restituirt worden sind, nicht Zinsen von ihrem Werthe, sondern die Früchte derselben eben so (*simili modo*), wie von den unbeweglichen, wenn diese nicht sogleich restituirt worden sind, entrichtet werden? Und warum — fragen vielleicht Andere — nimmt der Vf. (§. 24. S. 39) so ohne Weiteres an, Justinian habe sich in jenen Worten die *naves*, die *jumenta*, die *servi* selbst, als die *res dotales* gedacht? Hat nicht vielmehr der Gesetzgeber den Fall im Sinne gehabt, da die bloße Benutzung dieser Dinge, der *naves* und der *jumenta* zu Transporten auf dem Wasser und auf dem Lande, der *servi* durch die darauf eingeräumte *servitus operarum*, als das constituirt worden ist?

II. Der dogmatische Abschnitt handelt in vier Abtheilungen kurz die Fragen ab: 1) ob auch heut zu Tage noch eine Theilung der Früchte von Dotalsachen Statt finde (§. 26), 2) unter welchen Personen und in welchen Fällen sie vorzunehmen sey (§. 27), 3) was der Gegenstand der Theilung sey (§. 28), und 4) welche Zeiten dabey wahrzunehmen seyen? (§. 29) Dann wird ausführlicher in der 3 und letzten Abtheilung vorgetragen, wie die Berechnung in den vornehmsten hier möglichen Fällen anzustellen sey. Der Vf. ordnet dieser Abtheilung folgende Fälle unter: A) Der Anfang der dotirten Ehe fällt mit dem Anfange der Fruchtperiode, d. i. desjenigen Zeitraums zusammen, welcher von zwey nächsten Fruchtperioden begrenzt, also nicht gerade immer ein jähriger ist, oder auch wohl durch die Wiederkehr einer gleichmäßigen Bewirthschaftung bestimmt wird. (§. 31). B) Jenes Zusammenfallen findet nicht Statt. 1) Die Dauer der dotirten Ehe liegt innerhalb Einer Fruchtperiode. Z. B. der Anfang der Ehe fällt in das Ende Januars 1803, ihr Ende in den letzten April desselben Jahres; hingegen die Grenzen Einer Fruchtperiode, etwa der Zinsenziehung von einem Kapitale, sind das Ende des Junius und des Decembers (§. 32). 2) Sie erstreckt sich durch mehrere Fruchtperioden. a) Der Mann hat sämtliche Früchte der ersten dieser Perioden, von welcher ein Theil mit einem Theile der Dauer der Ehe zusammenfällt, percipirt. a) Die Dauer der Ehe ist nicht größer, als Eine solche Periode. (§§. 33 und 34). b) Sie ist größer. (§§. 35 bis 38) b) Der Anfang der dotirten Ehe fällt so, daß der Mann die Früchte jener ersten Periode nur zum Theil percipirt hat (§§. 39 und 40).

Allen diesen Fällen legt der Vf. passende Beyspiele unter, und führt die Rechnung theils in allgemeinen Größenzeichen, theils in bestimmten Zahlen. Wir wollen nur Einiges ausheben. Für den Fall a setzt er die Dauer der Ehe = m Monaten, läßt von diesen in die zweyte Periode n Monate fallen und giebt einer ganzen Periode die Dauer von r Monaten. Die Früchte endlich der ersten Periode setzt er = F' , die der zweyten = F'' . Unter diesen Voraussetzungen findet er das, was dem Manne von den Früchten bleiben muß = $(F' + \frac{n}{r} F'') m$, wofür wir, der Einfachern

Form wegen, setzen würden $\frac{(r F' + n F'') m}{(r + n) r}$. Für mehrere Fälle,

so oft sich nämlich F'' auf eine sehr einfache Art aus F' bestimmen läßt, würde es nicht unzweckmäßig seyn, der gefundenen For-

mel noch eine andere Gestalt zu geben. Man setze nämlich die Früchte der ersten Periode = F , und die der zweyten = $a F$, wo a auch ein Bruch seyn kann, so erhält man den dem Manne gebührenden Antheil = $\frac{m (r + na) F}{(r + n) r}$. Die Bedingung übrigens, unter welcher dieser Antheil mehr beträgt, als die gesamten Früchte der ersten Periode, besteht darin, daß $F'' > \frac{r (r + n - m) F'}{m n}$ ist.

Verwickelter ist die Rechnung für den Fall β . Der Vf. nimmt an, die Ehe habe, von dem Zeitpunkte der Dotation an gerechnet, k Fruchtperioden und 1 Monate gestanden, so daß der Anfang dieser dotirten Ehe $(r - n)$ Monate vor Vollendung der Ernte gefallen sey, wo $(r - n)$ um p kleiner als 1 genommen wird. Die dotirte Ehe greift dann in $(k + 2)$ Fruchtperioden, indem ihre $(r - n)$ ersten, und ihre p letzten Monate, jene mit den $(r - n)$ letzten Monaten der ersten, diese mit den p ersten Monaten der $(k + 2)$ ten Fruchtperiode zusammenfallen, der dazwischen liegende Theil der Dauer der Ehe hingegen gerade k Fruchtperioden erschöpft. Die Früchte dieser $(k + 2)$ Perioden bezeichnet der Vf. in ihrer Folge auf einander durch $F', F'', \dots, F(k + 2)$, und findet nun das, was dem Manne aus allen $(k + 2)$ Perioden gebührt,

$$= \frac{r F' + n F(k + 1)}{r + n} + \frac{(F(k + 1) + \frac{p}{r} F(k + 2))}{r + p} l$$

+ $F'' + F''' \dots + F_k$. Auch hier kann es für einzelne Fälle zuträglich seyn, die Früchte der folgenden Perioden nach den Früchten der ersten zu bestimmen. Setzt man diese letzteren = F und die der folgenden = $a F, b F, \dots, g F, h F, i F$, wo $a, b, u. s. w.$ auch Brüche seyn können, so erhält man, an die Stelle der angeführten Formel des Vfs., folgende:

$\frac{(r + na)}{r + n} + (a + b + \dots + g) + \frac{(rh + pi) l}{(r + p) r}$ F. Daraus läßt sich nun, wenn der Mann die Früchte der $(k + 1)$ ersten Perioden percipirt hat, leicht bestimmen, wie viel er noch der Frau, oder diese ihm, herauszugeben habe. Für den Fall b endlich, in welchem, wenn man nicht auf offensbare *absurda* geführt werden will, aus der ersten Periode her nur der von dem Mann percipirte Theil der Früchte in Betrachtung gezogen werden kann, nimmt der Vf. an, daß, von dem Zeitpunkt der Dotation an gerechnet, die Dauer der Ehe nicht die Dauer Einer Fruchtperiode überschreite. Auch hier setzt er die Früchte der ersten Periode = F' , die der zweyten = F'' , die Dauer der Ehe in der zweyten Periode = n Monaten, die Periode selbst = r monatlich, und den in der ersten Periode von dem Ehemanne percipirten Theil der Früchte = ϕ' . Unter diesen Voraussetzungen kann der Mann auf $\frac{(\phi' + n F'') m}{r}$ oder, nach einer einfachen

Form auf $\frac{m (r \phi' + n F'') F'}{(r \phi' + n F'') r}$ Anspruch machen. Bezeichnet man hier die Früchte der ersten Periode mit F , die der zweyten mit $a F$, und setzt man noch $\phi' = p F$, so erhält man den Antheil, zu welchem der Mann berechtigt ist, in folgendem Ausdruck:

$$\frac{m (rp + na) F}{(rp + na) r}$$

Möge der Vf. bald mehr, und wo möglich, ein Ganzes in diesem Fache liefern! Wie sehr es uns daran fehlt, ist bekannt. Polak's *mathes. forens.* ist nicht allein höchst dürftig, sondern größtentheils auch schlecht dargestellt. Michelsen hat sich auf die Arithmetik beschränkt, und auch bey ihm sucht man nicht allein noch mehrere Materien vergeblich, sondern vermißt auch nicht selten zweckmäßige Darstellung. Das beste besitzen wir in einzelnen Abhandlungen, unter welchen die gegenwärtige Schrift einen ehrenvollen Platz einnimmt. Aber auch sie alle unter einander verbunden, lassen bedeutende Lücken zurück. Wollte demnach der Vf. etwas Vollständigeres über diesen Gegenstand liefern, so möchten wir ihn, veranlaßt durch die vorliegende Schrift selbst, noch darum bitten, dem Gedanken an die Schwächern, welche die Rechnung mit allgemeinen Größenzichen und die algebraischen Formen nicht lassen möchten, nicht zu großen Einfluß auf seine Darstellung einzuräumen. Die Schwächern mögen sorgen, daß sie stärker werden, oder ganz auf die Einführung in diesen Tempel Verzicht thun.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS 1807.

H O M I L E T I K.

HALLE, b. Renger und b. Vf.: *Predigten über die Kunst das menschliche Leben zu verlängern nach Hufelandischen Grundsätzen* von M. W. L. Steinbrönnner, Pred. zu Grosbodungen. 1804. 464 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn die Leser bey den meisten dieser Predigten vergessen können, daß das, was sie lesen, *Predigten* sind, so werden sie ohne Zweifel die ganze Sammlung als eine sehr lehrreiche und nützliche Lectüre betrachten, und für ihre Mittheilung dem Vf. Dank wissen. Denn er erläutert ihnen mit vieler Lebendigkeit und Wärme fast die ganze Makrobiotik Hufelands, wendet mit steter Rücksicht auf die Fehler des Zeitalters die diätetischen Grundsätze auf das gemeine Leben an, und zeigt durchgängig, daß es ihm Ernst ist, zur Lebensverlängerung seiner Zeitgenossen und ihrer Nachkommen das Seinige beyzutragen. Allein daß der Vf. diesen Commentar des Hufelandischen Werks in *Predigten* — und zwar vor einer *Landgemeinde* — vorgetragen hat, dafür kann ihm Rec. nicht den Beyfall der Kenner versprechen. Es schien zwar vor einiger Zeit eine Lieblingsmeinung der deutschen Homileten werden zu wollen, daß unter die Materialien der öffentlichen Religionsvorträge auch ganz heterogene Gegenstände, z. B. Diätetik und Medicin, Naturlehre und Naturgeschichte, Haus- und Landwirthschaft, Politik und Industrie u. s. w. aufgenommen werden müßten, wenn die Kirchen fleissiger besucht, und als unentbehrliche Schulen für das erwachsenere Menschengeschlecht angesehen werden sollten. Allein Männer, die den Zweck unserer kirchlichen Versammlungen nicht aus den Augen verloren, haben bereits laut, und zwar mit Recht sehr nachdrücklich, dieser Meinung widersprochen. Denn der Zweck des christlichen Gottesdienstes macht es dem Prediger schlechterdings zum Gesetz, daß er sich auf der Kanzel nur innerhalb des Gebietes des Religiösen halte, und den Ort, der ausschliessend der Religion geweiht ist, durch nichts Fremdartiges entweihe. Er darf auch nicht befürchten, daß er durch die Beobachtung dieses Gesetzes die Theilnahme an seinen Vorträgen vermindern werde, wenn er nur die Geschicklichkeit besitzt, seinen wahrhaft geistlichen Stoff in allen den mannichfaltigen Formen darzustellen, die er anzunehmen fähig ist. Im Gegentheil wird er durch öftere Abschweifungen in ein fremdes Gebiet einen grossen Theil seiner wirklich Erbauung suchenden

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

Zuhörer aus der Kirche verschrecken, oder wenigstens unbefriedigt lassen, und dem gegen die Religion Gleichgültigen, anstatt ihn zu erheben, nur gar zu leicht zu Witzeleyen, Anspielungen, oder gar zu Späße und Lachen Veranlassung geben. Das letztere hat der Vf. auch sehr wohl gefühlt, und versichert darum gleich in der Vorrede, daß er alle Vorsicht angewendet habe, um nicht an dieser Klippe zu scheitern. Auch ist diese Vorsicht in seiner Behandlung selbst der delicatesten Materien nicht zu verkennen; gleichwohl könnte Rec. sehr viele Stellen anführen, in welchen die Grenzen des für die Kanzel Schicklichen und Anständigen durchaus überschritten sind. Z. B. gleich in der 2 Predigt werden die Anlagen zu einem langen Leben so speciell beschrieben, als wenn der Vf. eine Physiologie vorträge, S. 29 „vor allen Dingen muß der *Magen* und die *Verdauung* im guten Stande seyn.“ — Eben so sind *gute* und *feste Zähne* als sichere Kennzeichen gesunder Säfte, und als treue Gehülfen zur Verdauung, Mittel zu einem hohen Alter — ferner eine *gute Brust*, und gesunde starke *Werkzeuge zum Athemholen* u. s. w. In der 3 Predigt werden die Mittel zur Verlängerung des Lebens genau nach Hufeland Vorl. 19 S. 160 angegeben, und der Vf. vergißt nicht „eine fleissige Übung der Muskelkraft und Nerven — durch etwas feste und harte Speisen, — eine mässige Beförderung und Ausdünstung durch Reiben u. s. w. seinen Zuhörern zu empfehlen.“ In der 5 Predigt (über die frühzeitige Einimpfung des Alters) erzählt er ihnen, daß die Menschen in den heisseren Himmelsgegenden viel früher mannbar würden, als in den kälteren. „Ein Weib bey uns in der vollen Blüthe des Lebens, ist in einem solchen Alter in Indien schon eine abgelebte Matrone. In diesem heißen Lande sind Mädchen von 12 bis 14 Jahren schon Mütter, und wenn unsere Töchter erst die Freuden der ehelichen Liebe kosten, sitzen jene schon zitternd an der Wiege ihrer Enkel“ (S. 74). Eben so enthält die 10 Predigt (über die schrecklichen Folgen unehelicher Liebe), die zwölfte (der Ehestand als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit) manche ähnliche Stelle. Vorzüglich in der letzteren polemisiert der Vf. auf eine gewiss undelicate Weise gegen das Keuschheitsgelübde des katholischen Clerus. 208 f. „Haben denn solche Menschen diesen Naturtrieb nicht mit ihren übrigen Brüdern gemein, und wird er nicht auch von ihnen Befriedigung heischen? — „Wenn nun solche Lehrer der Religion ihre Menschlichkeit fühlen, welch ein Sturm zwischen Fleisch und Geist muß in ihnen toben, und wie viele von ihnen werden wohl

E e e e

Geistesstärke genug haben, um dem letzteren den Sieg über das erstere zu erkämpfen? — *Die Klostermauern sind wohl nicht die einzige Ursache, dass rothe Wangen unter ihren Bewohnern und Bewohnerinnen so selten sind*“ u. s. w.

Außerdem aber, daß der Vf. sehr oft das Gesetz der Schicklichkeit verletzt, sündigt er auch nicht selten wider die Regeln der Popularität. So dürfte wohl z. B. gleich von der 1. und 2. Predigt nur Weniges seiner Landgemeinde, wenn sie sich auch vor vielen anderen auszeichnet, verständlich gewesen seyn. Die erste beantwortet die Frage: was ist Leben? die zweyte die: was ist menschliches Leben? Schon die Worte: *magnetische Kraft, Elektrizität, Lichtmaterie, organische Körper, Grundstoffe, Sauerstoff, Feuerluft* u. s. w. werden ohne Zweifel die meisten seiner Zuhörer nicht gefaßt, noch weniger werden sie seine ganze Erklärung über die Gegenstände, von denen er spricht, begriffen haben. Oder wollte er vielleicht nur einige gelehrte Zuhörer durch diese Vorträge interessieren? Auch bey diesen dürfte er wohl ebenfalls seine Absicht verfehlt haben. Denn wissenschaftliche Vorträge will auch der Gelehrte in der Kirche nicht hören, und würde auch nicht leicht durch den Prediger befriedigt werden können. Vielmehr würde er gar oft seine aufgestellten Behauptungen unstatthaft finden, und ihn in Gedanken das: *manum de tabula!* zurufen. Dies könnte gerade bey den angeführten Vorträgen des Vfs. der Fall gewesen seyn. Denn erklärt die Lebenskraft ganz nach Hufeland, und es ist bekannt, daß schon mehrere Gelehrte der Hufelandischen Meinung den Fehler des Cirkels vorgeworfen haben. (Z. B. Ich in seiner Anthropologie Ausg. 2. S. 116.) Würde also der Vf. nicht in jeder Rücksicht besser gethan haben, wenn er sich auf diesen streitigen Punkt der philosophischen Physiologie nicht eingelassen hätte? Möchten solche Beyspiele angehenden Religionslehrern, statt sie zur Nachahmung zu reizen, zur Warnung dienen, und ihnen das: *dic cur hic!* bey der Wahl ihres Stoffs um so nachdrücklicher empfehlen!

D. K. N.

HAMBURG, b. Perthes: *Predigten von Mathias Heinrich Stuhlmann*, Katecheten am Spinnhause zu Hamburg. 1806. 216 S. gr 8. (1 Thlr.)

Wir danken diesen Predigten die Bekanntschaft mit einem talentvollen Manne, der, wie wir glauben, zum erstenmale, und zwar auf eine sehr empfehlende Art, vor dem Publicum auftritt. Nur eine freundliche Aufnahme bey denen, welche diese Predigten beysällig hörten, und ihre Bekanntmachung begehrten, wünscht der bescheidene Vf.; aber sie werden jene auch bey denen finden, die ohne freundschaftliches Vorurtheil ihnen ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie sind vor einem laie gebildeten Zuhörer gehalten, und würdig einer gebildeten Versammlung. Sie gehören, ihrem Charakter nach, mehr zu der Classe der ruhigen Lehrvorträge; ihre Haupttendenz ist, manche wichtige Erscheinungen auf dem Gebiete der praktischen Seelenlehre zu beleuchten, zu würdigen, und sittliche Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Der Vf. hat es

für gemäß dem Zwecke kirchlicher Versammlungen, daß wir von Zeit zu Zeit die menschliche Natur nach ihrer Beschaffenheit und Einrichtung zu beobachten versuchen. Je genauer wir mit dem Inneren der Seele, mit ihren Wirkungsgesetzen, ihren Kraftäusserungen bekannt sind, je geübter unser Auge wird, um in die versteckten Tiefen derselben einzudringen: desto glücklicher werden wir in der schweren Kunst der Menschenkenntniß seyn, desto richtiger uns selbst, und unser eigenes Verhalten beurtheilen. Gerade durch die Bekanntschaft mit der Seele wird der Religions- und Sittenlehre ein helles Licht angezündet, und diese ist der vornehmste Grund, warum jene Kenntniß allen wichtig, ja selbst unentbehrlich ist.“ Wer solche Aufgaben zur religiösen Bearbeitung sich wählt, hat offenbar keine leichte Arbeit übernommen. Sie erfordert einen geübten, scharfen Blick, eine nicht gemeine Gabe des lichten, bündigen und überzeugenden Vortrags: je mehr das bedachtsame Nachdenken in Anspruch genommen wird, desto vollkommener wird es befriedigt seyn. Sehr leicht verirrt sich auch der Bearbeiter solcher Gegenstände über die Grenze derjenigen Wahrheiten, die sittlich-religiöses Interesse haben, oder faßt die praktischen Ansichten nicht auf, und giebt trockene psychologische Erörterungen statt lebendiger Religionsvorträge. Der Vf. hat diese Schwierigkeiten glücklich beseitigt. Die von ihm gewählten Gegenstände sind nicht gemein, aber auch nicht abstract; sie interessieren den gebildeten Menschen, und ihr Einfluss auf sittlich religiöse Denkart läßt sich nicht verkennen. Seine Dispositionen sind natürlich, genau und richtig; er besitzt die Gabe eines leichten, ruhig fortschreitenden Vortrags; seine Sprache ist rein und edel. Wenn gleich der Verf. am Schlusse der dritten Predigt: *Über die Pflicht, einig mit uns selbst zu seyn*, am Sonntage Oculi, S. 64 sagt: „Wir haben die Sache heute von verschiedenen Seiten beleuchtet, wir sind den ruhigen Gang der gelassenen Untersuchung gegangen, wir haben unser Gefühl nicht mit ins Spiel gezogen, und nur den Verstand prüfen und entscheiden lassen; wir können um so sicherer seyn, daß der Schluss, zu dem wir auf diesem Wege gelangt sind, Wahrheit habe“ —: so darf man deswegen nicht fürchten, weder in diesem noch in den anderen Vorträgen bloß theoretisch trockene Untersuchungen zu finden. So bald, wie hier geschieht, psychologische Erscheinungen in ihrem Einflusse auf Beurtheilung, Fühlen und Handeln dargestellt, die erläuternden Beyspiele also aus dem Leben genommen werden, so erhält ein solcher Vortrag sittliches Interesse, auch wenn nicht unmittelbar das Gefühl in Anspruch genommen wird: die Wärme der Darstellg ist nur dem Grade nach verschieden, und einige spätere Predigten bezeugen, daß der Vf. auch das Gefühl zu ergreifen vermag, wenn gleich keine im hohen Grade rührend ist. Nur zehn Predigten enthält diese Sammlung: wir fügen einige Hauptsätze zur Beurtheilung bey: *daß man die Religion ganz kennt, wenn man sie als eine Sache der Klugheit behandelt.* Am Sonntage Sexagesimä: *Von der gerechten Betrübniß über den frühen Tod vorzuziehlicher Menschen.* Am Charfreitage nach Pred. Sal.

2. 21 — 23. *Über den Hang der Vernunft, in allen Dingen die höchste Vollendung zu begehren.* Am Sonntage *Miseric. Domini: Dafs die Aufklärung sich ihrem Ziele nur langsam nähern müsse.* Am Sonntage *Rogate: Dafs uns die Menschen nach unserm Tode gewöhnlich ganz anders beurtheilen, als während unsers Lebens.* Am ersten Sonntage nach *Trinitatis: Dafs man viele treffliche Eigenschaften besitzen, und doch ein nichtswürdiger Mensch seyn könne.* Am eilften Sonntage nach *Trinitatis: Über den Werth einer festen Religions-Überzeugung; eine Wahlpredigt über Hebr. 13, 9.* Der Vf. muß sehr ausgezeichnete Mitbewerber gehabt haben, wenn diese vorzügliche Predigt die Wahl nicht auf ihn leitete.

V. Pf.

BERLIN, b. Littfas: *Predigten, Homilien und Anreden von Philipp Wilhelm Wolff, Prediger und Prorector zu Prenzlau.* 1807. XII 328 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nicht leicht hat Rec. homiletische Arbeiten mit größerem Vergnügen und mehr Erbauung gelesen, als diese, und er kann jedem Freunde des Christenthums, weß Standes und welches Glaubensbekenntnisses er auch sey, wenn er nur etwas gebildet ist, versprechen, daß er fast keinen dieser Aufsätze ohne Rührung und Herzenserhebung lesen wird. Sie sind sämlich kurz, kaum ist ein überflüssiges Wort darin, ein Vorzug, der bey solchen Abhandlungen so selten ist. Alles ist darin so natürlich, so einfach, und doch die Diction so schön. Die Themata sind zum Theil selbst durch ihre Neuheit interessant, z. B.: *Über den Unglauben der weiblichen Tugend; die Vergleichung eines Kinderconfirmirenden und eines sterbenden Predigers; und wo sie das auch nicht sind, ist die Ausführung nicht nur fast durchgehends nach homiletischen Regeln untadelhaft, sondern auch so, daß das Alltägliche nicht alltäglich erscheint.* Bey aller Kürze vermißt man nie etwas, was noch dahin gehören möchte, und man lernt überall den Vf. als einen wohlthätenden, christlich gesinnten Religionslehrer, der auch theologische Gelehrsamkeit nicht nur achtet, sondern auch selbst besitzt, lieben und ehren. Er folgt keinem Muster unserer Kanzelredner gerade hin, sondern geht seinen eigenen Gang, und es wäre zu wünschen, daß er für viele unserer angehenden Prediger selbst Muster würde.

Ganz vorzüglich haben unter den Predigten die *sechste*: wie wir das Heilige mittheilen sollen, ohne es zu entweihen, und die *zwölfte*: die Liebe hört nimmer auf, des Rec. Beyfall. Die Homilien unterscheiden sich nur dadurch von den Predigten, daß die Eintheilung nicht angegeben ist, und sie könnten eben so gut mit jenen denselben Namen führen. Die erstere hat nicht einmal einen etwas längeren Abschnitt der Bibel zum Text, sondern den einzigen Vers Matth. 16, 26, nur daß sich der Vf. die nicht zu tadelnde, aber auch nicht ganz ungewöhnliche Freiheit nimmt, damit eine andere Stelle, nämlich Luc. 9, 25, zu vergleichen. Die vier über die Geschichte vom verlohrnen Sohn, Luc. 15, sind vortrefflich.

Auch von den Anreden haben einige fast ganz die Form von Predigten; die Art aber, wie das Specielle

in jedem einzelnen Fall, (denn es sind Casualreden,) benutzt ist, würde ganz gelobt zu werden verdienen, insonderheit wegen der Zartheit, womit die besondern Umstände berührt sind, wenn nicht der Vf. doch noch zu sehr in den leider! zu gewöhnlichen Fehler verfiel, die Umstehenden zu auffallend zu loben, welches vorzüglich bey der Trauungsrede in der Familie L. geschehen ist. Die Rede am Sarge eines hoffnungsvollen Jünglings (die den Beschluss macht,) muß große Wirkung beym Anhören gemacht haben, wenn ein guter Vortrag im Aufseren den Redner unterstützt hat.

Über die theoretischen Lehren unserer Religion scheint der Vf. mehr nachgedacht zu haben, als es viele Lehrer der jetzigen Zeit thun; er hat aufgeklärte, und keine oben abgeschöpfte Begriffe denselben, wovon unter anderen die Homilien über den verlohrnen Sohn besonders zeugen. Doch würde er in der dritten über die Sündenvergebung noch richtiger gesprochen haben, wenn er bedacht hätte, daß nach dem gewöhnlichen Kirchenlystem die Verschlimmerung unserer sündlichen Natur als die vornehmste Strafe der Sünde angesehen wird, und daß die Erlassung dieser Strafe hauptsächlich in der Sündenvergebung in Betrachtung kömmt.

In der guten Schreibart des Vfs. hat Rec. nur einige kleine Flecken bemerkt. S. 136 sagt er z. B. *erfrähe diese Zeit nicht, für, bringe sie nicht zufrühe hinein.* S. 172 nennt er Personen, die einen übeln Ruf haben, *übelberufene*, und S. 126 kömmt eine Apostrophe an den menschlichen Leib vor, die schwerlich Jemand in einer Predigt gut finden kann.

Dfr.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Amtsverträge bey gelegentlichen Vorfällen* von George Collins, Prediger der evang. reform. Gemeinde zu Riga. Drittes Bändchen. 1807. 382 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) Viertes Bändchen. 1807. 378 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel: *Erinnerungen an große und wichtige Wahrheiten bey frohen und traurigen Vorfällen* von G. Collins, I u. II Bändch.

An früher herausgegebenen Vorträgen des Hn. Collins hat man eine zu blühende Schreibart getadelt; dieser Fehler findet sich aber in der vorliegenden Sammlung nicht. Nur bemüht sich der Vf. zu sehr, seine Empfindungen auszudrücken, welches so schwer ist, und ihm nicht immer gelingt. Die Perioden sind zu lang, in ihnen sind zu viel und zu abstract gedachte Sachen zusammengedrängt, so, daß man die Popularität vermißt, die in solchen Vorträgen auch dann herrschen muß, wenn sie vor einer noch so gebildeten Versammlung gehalten werden. Dafür aber wird man überall ein Bemühen, das zweckmäßigste, das den Umständen angemessenste, zu sagen, und selbst kleine Vorfälle für den großen, heiligen Zweck des christlichen Lehramts zu benutzen, mit Vergnügen gewahrt. Man wird es z. B. gewiß loben, daß der Vf. auch in seiner Kirche an dem Tage, da in einer anderen an seinem Orte die Gedächtnisfeier auf den seel. Dankwirth und die Introduction seines Nachfolgers, des Hn. Gene-

ralsuperintendenten Sonntag vorgenommen wurde, seinen Zuhörern den Gedanken an diese Feyerlichkeit nützlich zu machen suchte. Mehrentheils ist auch die Art, wie solche Veranstaltungen benutzt werden, vortrefflich, und dafs der Verf. nichts von einer grämlichen Seite ansieht, in allem etwas Gutes, in allem Aufmunterung zur Tugend findet, wenig, und immer mit Feinheit tadelt, nimmt sehr für ihn ein. Aber sollte er sich nicht selbst sagen, dafs er zuweilen über die Gebühr gelobt habe, mehr als der christliche Prediger es soll, der immer das noch nicht ganz erreichte Ziel der Vollkommenheit seinen Zuhörern vor Augen stellen mufs? Sollte es zu billigen seyn, wenn z. B. in dem ersten Vortrage bey der Trauung eines Paares, dessen erste Eben geschieden waren, weil beide sich schon vor ihrer ersten Verheyrathung geliebt, und sich mit einander zu verehlichen gewünscht hatten, dieses Verhalten gutgeheissen, und im Tone des Jubels darüber gesprochen wird, dafs alles so gut gelungen, und die Seelen, die für einander gehörten, zusammengekommen seyn? Rec. vermifst hier die Zartheit des Gefühls, den ernstesten, religiösen, auch bürgerliche Ordnung

ehrenden Sinn, und die Zurückhaltung des Urtheils über andere, welche Religionslehrer sich zu eigen zu machen suchen sollten, und woran es dem Vf. sonst gar nicht fehlt.

Übrigens sind in dieser Sammlung sieben Kanzelvorträge, von welcher die Pfingstpredigt ganz des Rec. Beyfall haben würde, wenn nicht der Hauptsatz: *Die Pfingstfeyer eine höhere Feyer der Natur*, erst eine Erläuterung bedurft hätte. Die Bußtagspredigt, *dafs sich alle gegenwärtigen Zeitumstände zur Beförderung einer allgemeinen Sittlichkeit vereinigen*; und die Einweihungs-Predigt, *welche Empfindungen und Vorsätze gebildeter Gottesverehrer bey dem Anblick einer grossen religiösen Versammlung* enthält, sprechen ganz den wohlwollenden, edeln Sinn des Vfs. aus. Die übrigen achtzehn Vorträge bey Trauungen, Taufen, am Krankenbette und bey Beerdigungen gehalten, sind gewifs denen, welche sie zunächst angingen, ein angenehmes Geschenk, und können mehrentheils in der Art, wie an kleine specielle Umstände, allgemeine religiöse Gefühle und Vorsätze anzuknüpfen sind, zum Muster dienen. Dfr.

K L E I N E S C H R I F T E N.

HOMILETIK, Dessau, b. Heybruch: *Kurze Entwürfe gehaltener Predigten* von C. F. W. Böttger, Hofprediger zu Dessau. 1806. 8. (8 Gr.). „Zunächst für meine Zuhörer bestimmt, überhaupt zum Besten der Erwerbschule verkauft.“ So lautet der Schutzbrief, welchen, statt der Vorrede, Hr. Böttger seinen auf drey Bogen gedruckten 24 Predigtentwürfen gegen eine strenge und wissenschaftliche Beurtheilung vorangestellt hat. Und diese Entwürfe können auch einer solchen Entschuldigung nicht wohl entziehen. Denn einem grossen Theile derselben fehlt die logische Richtigkeit, andern die Deutlichkeit im Ausdrucke, mehrere haben keine richtige Bestimmung des Hauptbegriffs, bey verschiedenen ist die Erklärung des Textes in die Theile gekommen, bey vielen sind allgemeine Predigerformeln z. B. die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes n. s. w., oder Liederverse mit abgedruckt. Wir wollen zum Beweis für unser Urtheil die erste Disposition des Hn. Böttger anführen. „Text 4. B. Mose 11, 29. Darnach die Betrachtung: dafs eine allgemeine Begeisterung für Religion und Tugend allezeit wünschenswerth sey. Hierbey erwägen wir 1) den Inhalt. 2) Die Wichtigkeit. 3) Die mögliche Erfüllung dieses Wunsches.“ Hr. Böttger hätte aber richtiger, nach seinem Thema, auf folgende Art disponiren sollen. 1) Worin besteht eine allgemeine Begeisterung für Religion und Tugend? 2) Was macht diese Begeisterung wünschenswerth? Hr. Böttger verspricht zwar nach seiner Abtheilung im ersten Theil den Inhalt des Wunsches anzugeben, aber er sagt nur davon folgendes: „Begeisterung ist der Zustand einer grösseren Lebhaftigkeit und regern Wirkksamkeit der geistigen Kräfte im Menschen — ohne welche nichts Grosses und Vorzügliches zu Stande kommt — und eine religiöse Begeisterung ist ein heiliger und wünschenswerther Zustand. 1) Schon Moses wünscht sie seinem Volke. 2) Grössere Allgemeinheit erhält der Wunsch auf Christen angewendet. 1 Timoth. 2, 4.“ — Der Begriff einer allgemeinen Begeisterung für Religion hätte durchaus entwickelt, es hätte gezeigt werden sollen, wie sie sich von Religiosität überhaupt, und wie sie sich von Schwärmerey unterscheidet. No. 3 gehört nicht als ein Theil zum Thema, sondern in die Anwendung. — Bey allen Mängeln dieser Predigtentwürfe, wünschen wir ihnen doch um des guten Zwecks willen, den sie befördern sollen, vielen Absatz. Vorsteher von theologischen Seminarien, können sie ihren Seminaristen zur Beurtheilung in die Hände geben, und Prediger werden doch auch mehrere gute Dispositionen darin finden, welche sie bey ihren Vorträgen benutzen können. Oc. m. r.

KINDERCHRIFTEN. 1) Altona, b. Hammerich: *Neue Fibel für Anfänger im Lesen, besonders für die Jugend in der Altonauer*

Waisen- und Armenschule, von I. C. Möller, Katechet und Ökonom in gedachter Erziehungs- und Lehranstalt. 1805. 80 S. 8. (2 gr.)

2) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Kleine Geschichten und Erzahlungen für Kinder zur Bildung des sittlichen Gehalts und Urtheils* (Auch unter dem Titel: *Erste Vorbereitung für Kinder* 2tes Bändchen) sowohl zum Gebrauch bey öffentlichen als häuslichen Unterricht, von J. A. E. Löhr. Zweyte verbesserte Auflage. 1806. XVI und 312 S. 8. (16 gr.)

3) Ebendat.: *Materialien zur Erweckung und Übung des Verstandes und der Urtheilskraft der Kinder* (Auch unter dem Titel: *Erste Vorbereitung für Kinder* 3tes Bändchen), sowohl zum Gebrauch bey öffentlichen als häuslichen Unterricht, von J. A. E. Löhr. Zweyte verm. Aufl. 1806. XVI und 256 S. 8. (16 gr.)

4) Magdeburg, b. Keil: *Vermischte Aufsätze für Kinder zum Declamiren und zur Beförderung guter Gesinnungen*, von J. H. Grevenhof, Cantor und Lehrer an der altsächsischen Bürgerchule zu Brandenburg an der Havel. 1806. IV und 152 S. 8. (10 gr.)

Für nichts wird so häufig gesorgt, als für die intellectuellen und moralischen Bedürfnisse der Kleinen. Da fast jeder Kinderautor versichert, dafs solche neue Lehr- und Hülfsbücher noch nicht in so grosser Menge vorhanden wären, und da er dabey auf seine Erfahrungen und Bedürfnisse provocirt, so darf es der Kritiker nicht wagen, als Zweifler aufzutreten. Dieß soll auch in Ansehung des prästirten Nutzens der gegenwärtigen Kinderschriften um so weniger geschehen, da sie sündlich durch einige Originalität ausgezeichnet sind. In der Fibel No. 1 sind die nach dem Alphabet gewählten und erklärten Wörter als ein zweckmässiges goldenes A. B. C. zu betrachten, und die beygefügte Erzählung und Belehrungen der Fassungskraft der Kleinen angemessen. Den Verstandesübungen, welche die *Materialien* des für die liebe Jugend gar zu reichlich sorgenden Hn. L. No. 3 enthalten, geben wir den Vorzug vor den *kleinen Geschichten* No. 2, welche uns gar zu ermüdend einförmig und mitunter sehr schleppend vorkommen. Sollten die *Aufsätze zum Declamiren* No. 4 recht brauchbar werden, so müßte durch Zeichen oder ausgezeichneten Druck für die Erleichterung der Declamation gesorgt werden, woron aber hier keine Spur zu finden ist. In dem Vers S. 16:

„Ha, ein allerliebster Knabe!“

„Wie gefühllos war sein Herz!“

sollte der *allerliebste* Knabe Hans mit einem Denkzeichen versehen seyn, damit das Kind sogleich die bittere Ironie erkenne, und das *allerliebste* gehörig zu betonen wisse. Wenigstens sollten solche Erleichterungsmittel im Anfang nicht fehlen. Fast scheint es, Hr. G. habe mehr auf die „Beförderung guter Gesinnungen“ woran es in Büchern keineswegs mangelt, gesehen. Dafs die aufgenommenen Stücke größtentheils ungedruckt sind, ist zu loben.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 J U N I U S, 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

ГОТГА, in d. Keil'schen Buchhandlung: *Abälard und Dulcin. Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen* (umgekehrt sollten sie stehen; Abälard ist der Philosoph, Dulcin der Schwärmer). Von Friedrich Christoph Schloffer. 1807. VI u. 217 S. 8.

Es giebt Personen in der Geschichte, die, interessant durch die Schicksale ihres Lebens, durch eine seltsame Verkettung von Leiden und Streben, von Wollen und Thun, früh und stets den Blick auf sich zogen, und von Freunden und Feinden, von Bewunderern und Verächtern, von Historikern und Dichtern dargestellt wurden, so daß endlich ein jeder ein Bild von ihnen mit sich herumträgt, das keinem andern und am wenigsten dem Originalen gleicht: zu diesen Personen gehört Abälard. Jeder kennt ihn, jeder hat wenigstens von ihm gehört; aber sein unglücklicher Liebeshandel ist bekannter, als das, welches ihn groß macht. Groß steigt er Allen zu seyn; Einigen wegen seiner Lehre, er Tiefe seines Geistes, des Umfangs seiner Kenntnisse (für ein solches Zeitalter); Anderen sogar wegen seiner Liebe; Manchem mag er ein schlauer Verführer scheinen, während Viele ihn als ein Ideal männlicher Tugend anzusehen geneigt sind. — Es giebt Andere, die, wiewohl sie werth wären fort zu leben im Andenken der Menschen, den langen Schlaf schlafen, unbekannt und unbedauert, weil sich Keiner fand, der ihnen gewissemassen ihre Größe, die Stärke ihrer Seele zu schätzen, zu würdigen, und ein Bild von ihnen zu entwerfen für spätere Geschlechter: Zu ihnen gehört, gewissermaßen, Dulcino. Wer kennt ihn? Wer kennt ihn weiter, als dem Namen nach, oder etwa wegen seiner Lehre, aus dem Verzeichnisse der Ketzer? Wenige möchten unterrichtet seyn von der Festigkeit, mit welcher er an seinem Glauben hielt, von dem hohen Muthe, mit welchem er ihn vertheidigte, von der unerschütterlichen Standhaftigkeit, mit welcher er darin duldete, von der Begeisterung, wodurch er seine Schüler zu jener Mannhaftigkeit zu entflammen wußte, die mit ihm Alles zu dulden, Alles zu wagen, bereit war, zu erhalten, was ihnen das Heiligste schien. Herr Schloffer verdient daher gewis unsern Dank, daß er unternommen hat, diese beiden Männer so zu zeichnen, wie sie waren, ohne nach eigener Phantasie und Willkühr zu ergänzen, wo es fehlte, oder zu ändern, wo sie ihm nicht gefielen. „Ich stand lange an, sagt er bescheidene Vf., meine Ansicht Abälards und seiner Philosophie dem Publicum mitzutheilen, bis ich sah, daß falsche, oder eigenmächtig Abälarden ange-

J. A. L. Z. 1807. Zweyter Band.

dichtete Sätze selbst von denen, die ihn besser hätten kennen sollen, als seine Meinungen angenommen wurden. Da bedachte ich mich nicht länger, und erwartete, daß auch ein unbedeutender Beytrag, einen so großen Mann und seine Zeit zu kennen, willkommen seyn werde. — Dulcin wollte ich nur darstellen, wie er, während der kurzen Zeit seines Lebens handelte; auf eine genauere Untersuchung seiner Lehren ließe ich mich nicht ein; denn ich glaubte nicht im Stande zu seyn, aus dem Wenigen, was wir von ihm wissen, heraus zu finden, welche einzelne Sätze des Christenthums er glaubte, oder verwarf, und wie er sie widerlegte. Was Abälard angeht, so glaubte ich mich ganz an seine Schriften halten zu müssen, weil die nach ihm Lebenden, welche über ihn geschrieben haben, ihn selten richtig verstanden.“ (Gut! so spricht Abälard von sich, so zeigt er sich: nun mag ein jeder aus ihm machen, was er will, und, nach seinem eigenen Gewissen, darfst!) Hr. Schloffer scheint noch ein junger Mann; wenigstens tritt er, so viel Rec. bekannt ist, zum erstenmal auf die Schriftstellerbühne. Man muß sich freuen, bey ihm diesen reinen historischen Sinn zu finden, um so mehr, je seltener es wird, lieber wenig zu geben, was gewis, als Vieles, was nur erräsonirt und erflossen oder erdichtet ist. Sein Buch ist im Ganzen wohl gerathen, und erregt, weil es „die Frucht weniger Nebenstunden ist,“ noch größere Hoffnungen von dem Vf. Darum mag hier Einiges bemerkt werden, das man sonst leicht übersehe; nur das Bessere wird streng beurtheilt.

Der Styl ist noch nicht überall, wie er seyn könnte, und seyn sollte; er hat Wendungen und Flickwörter; die Partikelconstruction benimmt hin und wieder dem Fortgange die Raschheit, besonders im Anfange. So heisst es in der Einleitung: „Zwar will ich nicht läugnen, daß die innere Größe der Seele kein Gegenstand der Darstellung werden kann, weil sie eine Idee des Lesers ist, und also vielmehr voraussetzt, daß er im Stande sey groß zu denken, als daß der Schriftsteller groß zu zeichnen vermöge. Gleichwohl kann auch der schärfste Geist nicht leicht die wahrhaft großen Thaten von denen, die es nur scheinen, unterscheiden, wenn ihm nicht jemand vorarbeitet, der die Thaten selbst in ein richtiges Licht stellt. (Den ersten Satz versteht Rec. nicht recht; der zweyte dürfte schwerlich richtig seyn. Wie unterscheidet denn der Erste, dem noch Keiner vorgearbeitet hat, die wahrhaft großen Thaten von den scheinbaren? Schärfer als der schärfste ist doch kein Geist. Auf jeden Fall ist der Sinn etwas unbestimmt ausgedrückt.) Diefes ist der Grund, warum ich das Andenken der Männer,

F f f f

deren Leben diese Bogen enthalten, zu erneuern gedanke: Zwar haben sie wenig Ähnlichkeit; sie lebten zu ganz verschiedenen Zeiten; allein mir schienen beide von der Seite, von welcher sie Bewunderung verdienen, am wenigsten bekannt zu seyn. Abälard ist freylich als Dialektiker am bekanntesten; allein . . . Dulcin war ein Schwärmer, allein u. s. w.“ Dem Historischen fehlt es noch etwas an Objectivität, oder, (wie will man es nennen?) an Abgeschlossenheit, an Gerundetheit in sich selbst: es ist noch zu abhängig vom Vf., auch, wenn er sich nicht hineinschiebt, wie mit „man verstehe mich recht“ S. 16. Auch ist die Sprache für das Historische nicht gewichtig genug, großartig und nachdrucksvoll, kräftig auftretend und gediegen, wie die Historie sie will. Aber lebendig ist sie, und nicht ohne Kraft, rein, klar, einfach, ungekünstelt, gleichmäßig und nur selten sinkt sie ein wenig. Sie wird besser, wie der Verf. in seinen Gegenstand hineinkommt.

Zur Geschichte *Dulcino's* ist besonders Muratori benutzt, aber nicht allein. Wenn Er weniger bekannt ist als Abälard: so ist möglich, daß Einige unsrer Leser zum erstenmal von seiner *Margareta* hören, die nicht unwürdig der *Heloise* zur Seite steht, wenn es ankommt auf die Größe der Seele, auf den Adel der Gesinnung. Dulcino wurde im Mailändischen geboren; wegen eines Knabenstreichs entfloß er aus Italien; in Trident eröffneten ihm Mönche aus der Bulgarey (wo bekanntlich der Manichäismus festen Sitz genommen, als Alexius, der erste Komnene, seine Bekenner, die vom Basilus in das thracische Gebirge verpflanzt waren, dort durch Güte und Gewalt zur Einheit des Glaubenszwang) den Sinn der heil. Schrift und der Manichäischen Lehren. Von Unwillen ergriffen über den Zustand der Kirche, fing Dulcino bald darauf an, mit dem Feuer alter Propheten, die er liebte und studirt hatte, zu lehren und zu predigen. Er gewann Aller Herzen. Ausser vielen anderen Menschen nahm „das schönste Mädchen in und um Trident, *Margareta*, seine Lehre mit Freuden an, und verharrete dabey im herben Leiden, selbst im Tode. Beide liebten sich mit brüderlicher Liebe, vorsichtig und keusch.“ Gezwungen Trident zu verlassen, wurde Dulcino von seiner schönen Schülerin begleitet, nach Tirol, nach der Lombardey. Da hatte *Gerhard Sagarelli* vorgearbeitet: Dulcino wurde Oberhaupt seiner zahlreichen Gemeinde. Hohe Begeisterung war seine Lehre, aber seine Weissagungen sind nicht in Erfüllung gegangen; sie waren gegen den Geist ächter Prophezeiung zu speziell. „Das Schweben des Geistes, (sagt Hr. Schl. in der Sprache der Begeisterten, und es mag zeigen, wie gut es sich auszudrücken weis), welches entsteht, wenn auf der einen Seite der göttliche Geist uns hinauf, auf der anderen der Körper zur Erde herabzieht, will auch nur schwebend ausgedrückt seyn, und der Prophet, der bestimmter spricht, wird sein eigener Ausleger, und kann also auf alle Abwege gerathen, auf welche Ausleger zu gerathen pflegen.“ Dulcino und seine *Margareta* wurden zweymal von ihren Verfolgern ergriffen; sie entkamen dadurch, daß sie Athem entsetzten, was in ihrer Lehre dem christlichen Glauben widerstritte. Das that, nach ihrer Meinung,

nichts. Dalmatiens Gebirge gaben ihnen einen Schutzort; Briefe und Apostel verbreiteten die Lehre des Friedens und der Barmherzigkeit. Die Einladung eines Freundes führte sie nach Italien zurück, nach Kampertholio, in einem Thale an den Ufern des *Sessia*. Die Alpenbewohner, (immer geneigt zu geheimer Lehre und verborgenen Gesellschaften,) zogen zu Tausenden zu Dulcino. Er fand keine Ruhe vor Nachstellungen und Hinterlist. „Überzeugt, daß der Mensch, dem man eine einsame Wohnung, wo er Keinen betrübt, versagt, gegen die Gesellschaft, die ihn austößt, keine Pflichten mehr habe, änderte auch er, und mit ihm seine Anhänger ihr Betragen,“ um für ihre gute Sache nicht geringeren Eifer zu beweisen, als ihre Feinde für die schlimme. Bewaffnet begab sich Dulcino, obwohl seine Lehre Blutvergießen verbot, mit 3000 der Seinigen auf einen hohen, steilen, mit Abgründen umgebenen Berg. Es ist interessant zu lesen: wie sich hier die Zahl seiner Anhänger täglich mehrt, anbaut, sich Unterhalt verschafft, während die Frauen unter *Margareta's* weiser Leitung standen; wie *Bischof Raynerius* von *Vercelli* Tausende unter die Fahnen des Glaubens versammelte, und „den verworfenen Feinden desselben“ Krieg schwören ließ bis zur Ausrötung; wie Dulcino die Gefahr mit weiser Vorsicht vermied, auf hohe, öde Berge zog, von Menschen angegriffen ward, sie besiegte, dann von Schnee und Eis eingeschlossen, viele der Seinigen den Hungertod sterben sah, und niemals mit seiner *Margareta* wankte, aufrecht erhalten durch den Gedanken, zu überleben und Gottes Sache zu verfechten; wie die unermüdete Arbeit jener Menschen durch Schnee und Eis, und über jähe Felsen hinweg, sich einen Ausweg bahnte; wie sie den Berg *Zebello* erreichen, *Tivelli* angreifen, und wie die edle Aufopferung von 38 muthvoll fechtenden Männern aus ihrer Schaar den übrigen Leben und Beute rettet! Endlich, nach ungeheurer Anstrengung, nach unfäglichen Mühseligkeiten, nach mehreren Siegen, durch kühnen Muth, von weiser Klugheit geleitet, errungen, (auch die Frauen in Männerkleidung, angeführt von *Margareta*, nahmen Antheil an dem Streit,) nachdem Viele der Ihrigen gefallen waren, und die Anderen ringsher abgeschnitten von der Welt, ihr Leben nur fristen konnten durch Kräuter und Wurzeln, oder durch die Leichname ihrer Erschlagenen — endlich, nachdem das kleine, verlassene, abgekehrte Häuflein mehrere Monate hindurch allen Schrecklichkeiten des Lebens getrotzt, und der Welt gezeigt hatte, was der Mensch vermag, wenn sein ganzes Wesen Eins ergriffen hat — endlich unterlag es nach einem verzweifelten Kampf am *Charfreytag* 1307. Dulcino und *Margareta* hatten das Unglück lebendig in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Aber weder Lockungen und Versprechungen, noch die grüßlichsten Martern, mit welchen Menschen gequält werden können, vermochten über sie, treulos gegen eine Lehre zu werden, die sie gepredigt hatten, und für welche so viele standhaft gefallen waren. Dulcino tröstete die geliebte Schwester im Tode, und wies sie dahin, wo kein Schmerz ist; dann gab er selbst den Geist auf, ruhig und gleichmüthig.

Das ist eine kurze Skizze dieser Darstellung: sie

mag reizen, das Ganze zu lesen. — Der letzte Satz sollte fehlen, oder früher hinein verwebt seyn: die Reflexion thut, nach des Rec. Gefühl, nicht wohl. Wer in dem Tode der beiden Begeisterten nicht die Herrlichkeit ihrer Lehren, wie sie in ihnen lebte, fühlte über den sieht man besser hinweg.

Der bey weitem grössere Theil dieser Schrift ist *Abälards* gewidmet. Der erste Abschnitt enthält *Abälards* persönliche Verhältnisse. Sie sind ganz nach der *Historia calamitatum suorum* erzählt; aber die Erzählung ist nicht bloß Übersetzung. Was rhetorische Ausschmückung, überhaupt, was unwichtig zu seyn schien, ist weggekrichen; dahingegen ist hin und wieder etwas eingeschoben, was Zusammenhang und Deutlichkeit nothwendig machte. Das Ganze ist gleich geblieben. Nur ein Paar mal vermisst man etwas. So heisst es (S. 82, wo zugleich eine Note in den Text gekommen ist): „ich kehrte in das Paraklet zurück, und lud Heloise mit einigen Nonnen, welche noch bey ihr waren, in das Bethaus ein.“ Wer nun aber nicht weis, daß er nur auf eine kurze Zeit da war, und dann wieder nach St. Gildas ging, der möchte meinen, er sey im Paraklet geblieben, und dann das Folgende nicht begreifen. Zur Ergänzung sind ein paar Briefe angehängt von Berengar, *Abälards* Schüler, und von Petrus Venerabilis.

Die zweyte Abtheilung ist überschrieben *Abälards Philosophie*; in verschiedenen Abschnitten wird über *Abälards* Meinungen von Gott und Welt, vom Christenthum und Glauben, von einzelnen wichtigen Lehren desselben, von der Dreyeinigkeit, der Erbsünde, der Erlösung — lehrreich geredet. Hr. *Schlosser* zeigt sich hier als einen gebildeten, wissenschaftlichen Denker; er giebt nicht etwa kahle, wörtliche Auszüge aus *Abälards* Schriften, sondern den Geist seiner Lehre, d. h. (denn was könnte es anders heißen?) er giebt seine Ansicht von *Abälards* Philosophie. Wenn man auch zuweilen anderer Meinung seyn möchte, so wird doch ein jedermann gestehen, daß sich diese Ansicht auf Kenntniß von *Abälards* Schriften gründet; und die gute Ordnung, in welcher sie dargelegt wird, zeigt, daß *Ab.*s System klar vor Hn. *Schl.* Seele steht. — Ein Auszug läßt sich nicht geben, und wozu sollte er dienen? Auf Disputiren aber, wenn wir uns auch dazu gereizt fühlen, dürfen wir uns hier nicht einlassen.

Die dritte Abtheilung endlich giebt eine Probe von *Ab.*s Art, zu exegetiren, um ihn als philosophischen Erklärer der Bibel zu zeigen: es ist ein Auszug aus der *expositio in hexameron*, dem Hr. *Schl.* eine Einleitung v. ausgeheckt hat. — „Sollte diese Schrift, sagt Hr. in der Vorrede, Aufmunterung und Beyfall finden, würde ich bey mehr Musse den Scholastikern einmal einen größeren Fleiß widmen, und die vorzüglichsten unter ihnen, in kurzen Abhandlungen, aus ihren Werken bekannter zu machen suchen.“ Wer wird nicht mit dem Rec. wünschen, daß Hn. *Schl.* all diese Musse vergönnt werden möge, damit er eses Versprechen erfüllen könne! n. w. f.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG U. MAINZ, b. Vollmer: *Parthenais* oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos, in neun Ges.

singen von *Jens Baggesen*. Mit 6 Kpfn. Ohne Angabe der Jahrzahl. Taschenformat. 364 S. Zweyte unveränderte Aufl.; ebenfalls ohne Angabe der Jahrzahl und in dem nämlichen Format. 364 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Die *Parthenais* erschien nach den berühmten Dichtwerken *Voss's* und *Goethe's*, die, ihr ähnlich am Umfange, in dem nämlichen Sylbenmaße, uns ebenfalls Personen und Begebenheiten aus dem Kreise des Privatlebens vorführen, und zufolge der Aufschrift: idyllisches Epos, könnte man wenigstens ein der *Voss'schen* Luise sehr analoges Kunstwerk in ihr erwarten; allein der Beurtheiler darf nicht beide aus dem nämlichen Gesichtspuncte fassen. Wiewohl sie einzelnes enthält, dem das Beywort *idyllisch* zukommen dürfte, anderes, worin sich wenigstens der Anspruch darauf verrieth: so ist doch die Benennung *Epos* die wesentliche Bezeichnung. Nicht in die Umgebung häuslicher Ruhe und Behaglichkeit stellt der Dichter seinen Helden, und interessirt uns nicht bloß für dessen Persönlichkeit und für das Ziel seines Wunsches, die Verbindung mit einem geliebten Gegenstande. Eine Wallfahrt zu der Jungfrau, der Alpe dieses Namens, ist das Thema des Gedichts; und wiewohl die Reise nur Begeisterung für die großen Naturscenen zum Beweggrund hat, und der Personen wenige sind: so wird sie doch unter mancherley Schwierigkeiten und Gefahren, mit bedeutender Anstrengung ausgeführt: daher der Held des Gedichts als Führer und Held einer wirklichen Unternehmung erscheint und vornehmlich durch diese interessiert. Die Aufgabe nähert sich also schon ihrer Natur nach, der des heroischen Epos; aber sogar das mythologische Wunderbare, das bisher der höhern epischen Poesie, oder wenigstens solchen Dichtungen, vorbehalten schien, die ihren Stoff aus der Vorwelt entlehnen, hat der Dichter, ohne es dabey eigentlich auf eine komische Parodie abzusehen, einer ganz unsern Zeiten und Sitten angehörenden Erzählung anzueignen gesucht. Ein nationales Interesse konnte die auf wenige Individuen beschränkte Begebenheit an sich nicht haben; allein nicht zu gedenken mancher Hindeutungen auf den Geist, die Sitten und die Lage der Bewohner des Landes, muß es hier dem Schauplatze der Handlung selbst entspriessen, dessen Verherrlichung aber auch dem Dichter, wonicht der vorherrschende, wenigstens der zugeordnete Zweck ist; so, daß sein Gedicht eben sowohl der beschreibenden Gattung angehört, als der erzählenden. Alle diese Intentionen, ohne gegenseitigen Abbruch, in durchgängige Einstimmung zu bringen, ist, wie man gestehen muß, dem Vf. nicht gelungen; aber ein hohes dichterisches Verdienst glänzt dennoch von mehreren Seiten in seinem Werke. Nicht mit glücklichen Vorbedeutungen eröffnet sich das Gedicht; dem Vf. hat ein Humor misgeleitet, vor dem die naive Grazie flieht, indem er ihr zu sichtbar nachgeht. Die ängstliche Zurückhaltung der Frauen über ein ganz unschuldiges Anliegen, und das Gepräng mit ihrer Decenz bey der, wie sie doch irrig wahren, unbelauchten Ausführung ihres Vorhabens, die eifersüchtige Beleuchtung des Gewissens- und Ehrenpuncts, und die doch etwas geräuschvolle Munterkeit in der Nähe des schlafenden Begleiters — alles dieses ist mehr gemein, als idyllisch.

Auf einen Anstoß anderer Art treffen wir bald darauf, da uns der Dichter über die vorkommenden griechischen Götter orientirt, über die wir freylich einige Rechenschaft verlangen. Verbannt kann man sie kaum wünschen, da er sich ihrer mehrmals zur Belebung seiner Darstellungen so trefflich zu bedienen weifs. Und was kann uns ein Dichter durch eine glückliche Erfindung nicht glaublich machen? Die Götter Griechenlands haben statt ihrer verlassenen Sitze die Schweizeralpen zur Wohnung erwählt; diese Angabe liegt zum Grunde. Ihr, gemeinen Augen unbemerkter, aber doch fortdauernder Antheil an den menschlichen Angelegenheiten, war nun auszumitteln und zu bestimmen. Da sich aber unser Vf. darin gefällt, zugleich Lucian und Homer seyn zu wollen, und zwischen Ironie und poetischem Ernste der Fiction schwankt, so leidet darunter die Haltung. Das Gedicht hebt sich mit der Beschreibung der Fahrt auf dem Thuner See zu seiner eigentlichen Höhe. Den Schiffenden kündigt sich bald ein Sturm an, er naht, er erheischt die ganze Geistesgegenwart und Kühnheit des Helden; in der Erzählung ist alles Leben und fortschreitende Bewegung, mit einer heiteren Ruhe und Würde der Darstellung gepaart, ganz im Style der alten epischen Poesie; und gleiches Lob verdient bey mannichfaltig wechselnden, zum Theil anmuthigen Scenen, der darauffolgende Gesang. Im siebenten bringt der Dichter die Reisenden an einen Felschlund. Nordfrank trägt — diese einzige Auskunft war übrig — die Schwestern auf einem schmalen Klippenrande hinüber; mit der älteren gelang das Wagstück; aber für die jüngste, die Geliebte, in seinen Armen fängt er an zu zagen; er kommt Bis zum entsetzlichen Ort, wo mit einmal gähnte der Abgrund Tiefer als je, so schiens dem Erbebenden, wo nur ein Fufssteig Lockres Gesteins ihn trug, und den Schatz des getragenen Himmels.

Aber auf dem Schreckhorn hauft, wie uns der Dichter erzählt, ein schrecklicher Dämon, Schwindel genannt.

Zum erstenmal nun erblickt' er,
Bleich, die Riesengestalt des entsetzlichen, welche hinabstank.
Gleichwie des Donnerers Aar —
So, und noch schrecklicher schwebt' ihm heran das dunkle Scheufal
Haltend in grimmigen Klauen ein Schild unendliches Umfangs,
Blickanziehendes Drohns, hohlrund, voll Greuelgestalten.
Sieh! denn es kehrte sich drin dem gezogenen Blicke die Felswelt
Unten zu oben, verworrenes Grauns, und gigantischer Dehnung
Spiegelte grasser zurück das gräßliche jedes Entsetzen.
Himmel gehoben erschien ihm die Höll' und zur Hölle gesunken
Unter der Erd' entgleitend dem Rund der erhabene Himmel;
Und auf die Spitzen des Haars stand starr, sich selber ein Greuel,
Schon beym Fufs vom Tode gefaßt, der täumelnde Selter.

Diese abgerissene Stelle aus dem erhabenen Gemälde, worin der Dichter das Kühnste wagt, was er darf, wird dem Leser die Versicherung schon hinlänglich bekräftigen, daß in den ernstern Partien des Gedichts, auch bey gemäßigterem Schwunge, durchgehends Würde und Kraft herrscht. Der Vf. ist in Hinsicht der poetischen Malerey über andere im Vortheil, als Sänger einer Reise; aber er versteht auch ganz, wie er ihn behaupten soll. Er webt nicht selbst als Wortführer die Schilderung vorliegender Naturscenen

episodisch ein; er stellt nicht die müßigen Personen des Gedichts empfindsam betrachtend hin. Ihre wirklichen Schicksale lesen wir in der lächelnden oder drohenden Miene der Natur; ja sie selbst wird zum mithandelnden Wesen; der Held, jugendlich feurig, unternehmend, männlich stark und edel, ein Liebender und ein Dichter, ist ganz geschaffen, mit ihr im Verkehr zu treten; und sie kommt ihm in mythischer Belebung entgegen. Wo die Götter unsers Dichters in der Natur walten, da befreunden wir uns leicht mit ihnen, indessen uns sein Hermes mit der lustigen Intriguenrolle mitten unter den modernen Menschen etwas bizarr vorkommt. Der Sänger verschmilzt also, wie wir bemerkt haben, Handlung und Beschreibung. Er hat genug der Anlässe in die wechselnden Umstände der Reise und in das Verhältniß der Gefährten zu einander gelegt, um manche feinere Züge des Gemüths zu enthüllen. Bestimmt und vollständig ist der Charakter des Helden gezeichnet; die Rollen der Begleiterinnen sind nur untergeordnet; was bey der Darstellung der Weiblichkeit misslungen, ist schon berührt. In den letzten Gefängen, nach überstandner Gefahr, geht die Handlung in betrachtendes Weilen auf dem erreichten Standpuncte über, und die folgende kühne Abschweifung des Helden ohne die Begleiterinnen hält die Erwartung des Lesers hin, die nun noch auf den Rest der Entwicklung gerichtet ist. Reich und glänzend sind die Schilderungen, die uns der Dichter giebt, und Rec. möchte sie nicht missen; aber die Personen des historischen Gemäldes sind jetzt fast nur noch Staffirung der Landschaft, bis Nordfrank die Rückkehr antritt, alle sich wieder sammeln, und selbst die Anzahl sich mehrt. Doch auch der Schluß, der endlich den Wunsch der Liebenden krönt, ist nach Rec. Gefühl, zu sehr als Skizze, mit zu wenig Wärme behandelt. Preis dem Ausländer, der unsere Sprache sich so ganz angeeignet, und es zu seiner und unserer Befriedigung erprobt hat, daß sie, dankbar für den ihr gewidmeten Eifer, auch von ihm, wie von einem einheimischen Meister, ein gewisses Maas eigenthümlicher Bildung, und manche nicht verwerfliche Bereicherung annehmen konnte. Preis dem nicht geringeren Meister in der Mechanik und dem Wohlklang der Verse! Beides weiter aus einander zu setzen, fehlt hier der Raum. Manche Hexameter sind nur unrichtig aus der Hand des Setzers hervorgegangen; kleine Verstöße wider die Grammatik aber hat, wie es scheint, der sprachgewandte Ausländer doch nicht vermeiden können. Eine Stelle merkt Rec. an, bey der man nicht sogleich während des Lesens nachhelfen kann, S. 78:

Hier saß — der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.
Heiterer Stirne, mit lächelndem Blick, in der Rechten den Zepter.
Haltend, die Linke gelehnt auf das Knie der hohen Gemälin,
Ruht ihm zu Füßen der Adeler still, in den Klauen der Blitzstrahl.
Construirt der Leser nach der Grammatik, so findet er den Adler mit den Attributen des Zeus begabt, welchen zu Füßen eben dieser Adler, und in dessen Klauen (des Zeus) der Blitzstrahl ruht. So heist es S. 238:

Der Blick voll zärtlicher Wehmuth, sprach er,
statt: den Blick.

hxx.

J E N A;

gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf

1807.

Monatsregister

VOM

J u n i u s 1 8 0 7.

Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

- A.**
Ammon vollständiges Lehrbuch der christl. religiösen Moral. 4te Ausg. 127, 401.
Andre Anleitung zum Studium der Mineralogie 147, 561.
Aurhammer 12 Landschaften auf Stein gezeichnet 132, 447.
- B.**
Baggesen Parthenäis oder die Alpenreise. 2te Aufl. 151, 606.
Beyträge zur Vervollkommenung der Bauart mit gestampfter Erde. 1. 2 Th. 151, 459.
Benzenberg Briefe. Geschrieben auf einer Reise nach Paris. 1. 2 Th. 142, 581.
Böttger kurze Entwürfe gehaltener Predigten 150, 591.
Böhm Handbuch der Geographie und Statistik des preuss. Herzogthums Schleßen 144, 540.
Borenz Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens 131, 440.
Borische Abendopfer auf Thaliens Altar 152, 447.
Brodrick Versuch einer Theorie des Schwungrades und der Kurbel etc. 148, 569.
Bürger, Elisa, mein Taschenbuch. 1 B. 152, 448.
- C.**
Collins Amtsvorträge bey gelegentl. Vorfällen. 5. 4 B. 150, 590.
- D.**
Danz Vorschriften zu einer verständigen Uebung in der deutschen Rechtschreibekunst. 2te Aufl. 148, 575.
Dolz praktische Anleitung zu schriftl. Aufsätzen über Gegenstände des gemeinen Lebens. 3te Aufl. 148, 576.
- E.**
Engel der Jugendfreund 145, 552.
Erfahrungen, meine, über den Kleeheu. 2te Aufl. 146, 560.
- F.**
Fischingsnacht, die, oder die Rache im Grabe; von F. S. 144, 551.
Faust und **Husold** über die Anwendung und den Nutzen des Oeh und der Wärme bey chirurg. Operationen 130, 490.
- G.**
Gädicke Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend 144, 542.
Gefänge der Israeliten, oder das Buch der Pfälmen. 1—5 Th. 146, 557.
Glatz Minona; ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen 145, 559.
Theone; ein Geschenk für gute Töchter 143, 559.
Gotthard das Ganze der Federzeichnart. 2te Aufl. 141, 519.
Gravenhorst vermischte Aufsätze für Kinder zum Declamiren 150, 590.
Grosse Korollarien zur praktischen Geometrie 148, 572.
- H.**
Hart Versuch einer Beantwortung des von der kurfürstl. leipz. ökonom. Societät aufgegebenen Frage: Welches sind die besten Ernährungs-mittel zur Aufnahme des Ackerbaues. 140, 510.
- Hausmann** krytalogische Beyträge 147, 557.
Ηλιοδωρου Αιθιοπικών βιβλία δεκα. 2 μέρος Έλληνας διδωμεν κατά συμμαχίαν, προσβελ; και τας υπό του Αμίου συλλεγείας. τώς δι άνωδότης, διαφύρας γραφάς, προεργη και δαπάνη Αλεξάνδρου Βασιλείου, δ Δ. Κοραήs 153, 440.
Hermann der Bassen Herzog, Deutschlands Rächer und Befreyer. 1. 2 Th. 134, 462.
Hoffmann das Gesetz des Gleichgewichts am Hebel 148, 575.
Horatius Flaccus Werke, von J. H. Voss. 1. 2 B. 152, 465.
- I.**
Jablonski opuscula, quibus linguae et antiquitae Aegyptiorum, difficultas librorum sacror. loca, ac historiae ecclesiasticae capita illustrantur. 1. 2 Tom. Edit. Te Water 146, 553.
Jäck Theorie der Sphäre 148, 573.
Jahn Grundsätze der Nationalökonomie 150, 497.
- K.**
Kottmaler Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen. 1 B. 2te Aufl. 146, 550.
- L.**
Langbein Thomas Kellerwurm; ein Roman 153, 495.
Lehmann Versuch einer systemat. Encyclopädie der Bergwerkswissenschaften 147, 564.
Lieder für Volksschulen. 3te Aufl. 146, 559.
Löhr kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder. 2te Aufl. 150, 592.
— — Materialien zur Erweckung und Uebung des Verstandes der Kinder. 2te Aufl. 150, 592.
- M.**
Marheineke allgemeine Darstellung des theol. Geistes, der kirchl. Verfassung und kanonischen Rechtswissensch. in Beziehung auf die Moral des Christenthums und die ethische Denkart des Mittelalters 157, 404.
Meissner Post- und Reisebuch von Schleßen 142, 557.
Meister Ulrich und sein Pflegesohn. Ein Roman 158, 495.
Mellin kurzer Unterricht in der Lehre Jesu 127, 407.
Mercier de l'impossibilité du système astronomique de Copernic et de Newton. 149, 577.
Meynier mytholog. Unterhaltungen für Deutschlands Töchter. 1. 2 Th. 142, 558.
Möbe die Zauberdose; ein Märchen 141, 520.
Möller neue Fibel für Anfänger im Lesen 150, 541.
Mofer Versuche über einzelne Theile des bürgerl. Rechts 128, 409.
- N.**
Nachrichten über das Erzstift Salzburg nach der Secularisation. 1 B. 144, 537.
Nahrung für weibl. Seelen, welche beglückend auch selbst glücklich seyn und bleiben wollen 128, 416.
Neuton, der, für die Jugend. Aus dem Engl. von Herrmann 148, 575.
- O.**
Ofen, der Franklinische, vervollkommenet von Darnot und Schmidt; herausgegeben von Eschenbach 151, 440.
- P.**
Paradoxa, neue, des Predigers zu Bergfeld 141, 518.

<i>Parissus Materialien zu Katechisationen nach An-</i> <i>leitung des Katechismus urtheri</i>	127. 407.
<i>Paul, der alte, und seine Enkeltochter Pauline</i> <i>Eine Geschichte</i>	142. 527.
<i>Petrick die Ideale oder Parforce-Ritte ins Leben.</i> 1 B.	145. 551.
<i>Philodem von der Musik Aus dem Griechischen</i> <i>von Murr</i>	134. 463.
<i>Pre digerjournal für Sachsen. 4 Jahrg. 7 - 12 H</i>	137. 487.
<i>Πρόδρομος ΕΙΣ τὴν Βιβλιοθήκην παγίαν Κλαυδίου</i> <i>Αιλιανού τῆν κοινὴν ἱστορίαν</i>	135. 449.
R.	
<i>Riedel durch Erfahrung ausgemittelte ökonomi-</i> <i>sche Principen, welche zu Projectirung wirth-</i> <i>schaftlicher Gebäude als Maßstab der Quadrat-</i> <i>und Cubik-Räume zum Grunde gelegt werden</i> <i>können</i>	148. 576.
S.	
<i>Say Abhandlung über die Nationalökonomie.</i> <i>Aus dem Französischen übersetzt von Jakob</i>	159. 497.
<i>Schäerer Noth macht ihn weiser</i>	155. 471.
<i>Schloffer Abalaré und Dulcin Leben und Meinun-</i> <i>gen eines Schwärmers und eines Philosophen</i>	151. 601.
<i>Schrader de divisione fructuum dotis</i>	149. 579.
<i>o. Siebold Annalen der klinischen Schule an der</i> <i>Entbindungsanstalt in Würzburg. 1 B. 1 H.</i>	130. 428.
— — — — — <i>Lucius 1. 2. 3 B.</i>	129. 417.
<i>o. Sonnenfels Grundsätze der Policy. Handlung</i> <i>und Finanzen. 1 B. 7te Aufl.</i>	140. 511.
<i>Steinbreuner Predigten über die Kunst das mensch-</i> <i>liche Leben zu verlängern</i>	150. 585.
<i>Stakmann Predigten</i>	150. 587.

<i>Tien poetische Fragmente</i>	T.	133. 439.
U.		
<i>Ueber die Religion Rede an die Gebildeten</i> <i>unter ihren Verächtern. 1te Aufl.</i>		151. 433.
V.		
<i>Vater Grammatik der hebraischen Sprache. Er-</i> <i>ster Cours 1te Aufl</i>		146. 568.
— — — — — <i>Grammatik der hebr. Sprache. Zweyter</i> <i>Cours 1te Aufl</i>		146. 568.
<i>Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung</i> <i>der Naturkunde und Industrie Schlesiens. 1 B.</i> <i>1. 2 H.</i>		141. 513.
<i>Verwandlungen, die ein Luftspiel, nach dem</i> <i>Französischen, von J B - v.</i>		134. 464.
W.		
<i>Was fangen wir heute an? Eine Sammlung ge-</i> <i>sellchaftl. Spiele von W. B.</i>		133. 466.
<i>W eissensteins gründl. Unterweisung in der Hand-</i> <i>lungswissenschaft. 1te Aufl. verbessert von</i> <i>Cleminius</i>		146. 539.
<i>Werner das Kreuz an der Ostsee. 1 Th. die</i> <i>Braunacht</i>		145. 545.
— — — — — <i>die Söhne des Thals Erster Th. die</i> <i>Templer auf Cypem 1te Aufl.</i>		145. 545.
— — — — — <i>Martin Luther, oder die Weihe der</i> <i>Kraft</i>		145. 545.
<i>Werner's neuestes Mineralsystem</i>		147. 564.
<i>6. W i s i n g e r Aufschlüsse über unsere Territorial-</i> <i>verhältnisse der bayerischen Staaten beym Ab-</i> <i>zug des Privatvermögens an Nachsteuer</i>		128. 413.
<i>Wolff Predigten, Homilien und Anden</i>		150. 589.
<i>Wolters ein Wort über Defensionsen</i>		128. 415.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Ambrosi in Passau</i>	144.
<i>Anonymer Verl.</i>	148.
<i>Barbois und Fuchs in Paris</i>	133 (1).
<i>Barth in Breslau</i>	141.
<i>Barth in L.</i>	16. 148.
<i>Beyer und</i>	in Erfurt 141.
<i>Buchheister</i>	in Breslau 142.
<i>Büschler in</i>	1. 146.
<i>Cam. sine in</i>	140. 147.
<i>Craz und C.</i>	Freyberg 147.
<i>Crustus in Leipzig</i>	146.
<i>Degen in Wien</i>	134.
<i>Dentu in Paris</i>	149.
<i>Eichenberg in Frankfurt am Mayn</i>	148.
<i>Erhard in Stuttgart</i>	128.
<i>Fleischher jun. in Leipzig</i>	150 (2).
<i>Friebe in Pna</i>	152.
<i>Frölich in Berlin</i>	134.
<i>Gädcke in Berlin</i>	144. 148.
<i>Griff in Leipzig</i>	142.
<i>Griesbach in Cassel</i>	142.
<i>Hahn in Hannover</i>	146. 149.
<i>Hammerich in Altona</i>	150.
<i>Hermann in Riga</i>	131.
<i>Hemmerde und Schwetfchke in Halle</i>	138.
<i>Herold und Wahlstab in Lüneburg</i>	136.
<i>Heybruch in Dessau</i>	150.
<i>Hörich in Leipzig</i>	151 (2). 148.
<i>Hörich in Offenbach</i>	146.
<i>Honkoop in Leyden</i>	146.
<i>Jacobier in Leipzig</i>	129. 130.
<i>Juhr in Ratibor</i>	143.
<i>Keil in Gotha</i>	151.
<i>Keil in Magdeburg</i>	127 (2). 150.
<i>Keyser und Comp in München</i>	152.
<i>Kummer in Leipzig</i>	150.
<i>Lincke in Leipzig</i>	145.
<i>Lietzke in Berlin</i>	144. 150.
<i>Mallinkrodt in Dortmund</i>	142.
<i>Mayr in Salzburg</i>	147.
<i>Mohr und Zimmer in Heidelberg</i>	155.
<i>Nicolovius in Königsberg</i>	150.
<i>Palm in Erlangen</i>	140.
<i>Perthes in Hamburg</i>	128. 150.
<i>Reakchulbuchhandlung in Berlin</i>	131.
<i>Reichard in Braunschweig</i>	147.
<i>Renger in Halle</i>	148. 150.
<i>Ruff in Halle</i>	139 (1).
<i>Sander in Berlin</i>	145 (1).
<i>Schmid in Straubing</i>	128.
<i>Schmidt in Hamburg</i>	128.
<i>Schödel in Leipzig</i>	145.
<i>Schöne und Comp in Eisenberg</i>	152.
<i>Schröder in Braunschweig</i>	158.
<i>Schuboch in Kopenhagen</i>	134.
<i>Schüppel in Berlin</i>	158.
<i>Schulze in Oldenburg</i>	141.
<i>Schumann in Ronneburg</i>	141.
<i>Seidel in Nürnberg und Sulzbach</i>	127.
<i>Seettin in Ulm</i>	146.
<i>Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen</i>	127.
<i>Vollmer in Hamburg und Maynz</i>	151.
<i>Wesener in Paderborn</i>	148.
<i>Wilmannt in Frankfurt am Mayn</i>	138. 143 (2).
<i>Zimmermann in Wittenberg</i>	157.

III. Intelligenzblatt des Junius.

Literarische Nachrichten.

Brief eines Reisenden aus Lyon. Im May 1807
50. 435 — 437.

Ankündigungen.

Andreäische Buchhandl. in Frankfurt am Mayn
Verl. 45. 388. 392. 48. 421.
Bohn in Lübeck Verl. 41. 429.
Beutias in Würzburg Verl. 48. 423.
Dyk in Leipzig Verl. 45. 388.
Expedition der Handlungszeitung in Nürnberg
Verl. 47. 405.
Gädike in Berlin Verl. 49. 431.
Georgia, Inhaltsverzeichnis derselben vom Mo-
nar May 46. 393.
Gräff in Leipzig Verl. 48. 424.
Hanisch in Hildburghausen Verl. 45. 392.
Hemmerde und Schwetfchke in Halle Verl. 47. 403. 49. 431.
Herzog in Leipzig Verl. 40. 396.
Heyer in Gießen Verl. 45. 390.
Hinrichs in Leipzig Verl. 45. 393.
Joachim in Leipzig Verl. 50. 439.
Keyser in Erfurt Verl. 49. 430.
Krieger in Arnstadt Verl. 46. 397. 48. 424.
Martini in Leipzig Verl. 48. 423.
Memoires sur la Revolution de la Pologne, treu-
vés à Berlin 49. 432.
Müller in Karlsruhe Verl. 48. 422.
Rea schulbuchh. in Berlin Verl. 45. 387.
Rathiere Histoire de l'anarchie de Pologne 49. 4. 2.
Schiffen ehemals und jetzt; eine Zeitschrift 48. 421.
Schüppel in Berlin Verl. 48. 424.
Thurneisen in Paris Verl. 45. 389.

Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Alber in Pesth 49. 425.
Bartalozzi in Lissabon 45. 386.
Bremer in Ploen 45. 386.
Danielsen in Kiel 45. 386.
Drewes in Rostock 48. 417.
Esmarch in Schleswig 45. 386.
Eyler in Potsdam 49. 426.
Früh in Kafan 45. 386.
Friedrich in Frankfurt an der Oder 49. 426.
Gueda in Göttingen 45. 386.
Gratshoff in Prenzlau 49. 426.
Hultmann in Holland 48. 417.
Kiss in Pesth 49. 425.
Klapproth in Petersburg 47. 398.
Koch in Wismar 48. 417.
Köppen in Bremen 45. 386.
Korbélyi in Pesth 49. 425.
Lang in Pesth 49. 425.
Mirbel in Holland 48. 417.
Nagy in Pesth 49. 425.
Popowitsch in Wien 49. 425.
Renzel in Hamburg 45. 386.
Riedler in Wien 49. 425.
Ritter in Frankfurt am Mayn 49. 425.
Sibeth in Güstrow 40. 426.
Tombacher in Pesth 40. 425.
Trana in Pesth 40. 425.
Wisniewsky in Petersburg 45. 398.
Vollstein in Altona 46. 398.
Zimányi in Pesth 49. 425.

Nekrolog.

Büsch in Boitzenburg 46. 417.
Kieffel in Goldberg 48. 417.
v. Linker in Weimar 48. 418.
Ludke in Berlin 48. 417.
Spalding in Güstrow 48. 417.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Brüssel, Preisaufgabe der medicinischen Gesell-
schaft 47. 403.
Coëtanx, Preisaufgabe des bischöflichen General-
vicariats 48. 421.
Haarlem, Preisfrage der teylerischen theolog. Ge-
sellschaft 49. 417.
Holland, Preisaufgaben der Akademie der schö-
nen Künste 49. 427.
— — Preisaufgaben der Geeländischen Gesell-
schaft der Wissenschaften 48. 418.
— — Versammlung der Gesellschaft zur Ver-
mehrung der auf Religion gebauten Wissen-
schaften, am 31. May v. J. 49. 427.
Kopenhagen, Verlängerung des Einsendungs-
termins in Betreff der letzten Aufgabe der Gesell-
schaft zur Vervollkommen der schönen Wis-
senschaften 50. 440.
— — Versammlung der dän. Wissenschafts-
gesellschaft am 10. April 50. 439.
— — Versammlung der königl. medicin-
schen Gesellschaft am 2. April 50. 439.
— — Versammlung der römisch-österreichischen prak-
tischen Landhaushaltungsgesellschaft 50. 439.
— — Versammlung der skandinavischen
Gesellschaft 50. 439.
Leipzig, Versammlung der fürstl. jablonowski-
schen Gesellschaft 47. 402.
Mayland, Preisaufgaben der königl. Akademie der
schönen Künste 48. 419.
Monnikhof, Preisfragen der Administratoren des
Legats von demselben 49. 427.
Neapel, Versammlung der Akademie der Alter-
thümer und Geschichtskunde am 23. April 48. 420.
Paris, Preisaufgabe der Gesellschaft zur Beförde-
rung des Nationaltheaters 48. 422.
— — Preisertheilung der Classe der Geschichte
und alten Literatur des Nationalinstituts 50. 428.
— — Versammlung der Société libre de Phar-
macie am 15. May 48. 419.
Petersburg, Preisertheilung des kaiserl. Admirali-
tätsdepartements 49. 428.
Stockholm, Preisaufgaben der königl. Akademie
der Inschriften und schönen Wissenschaften 46. 398.
— — Versammlung der schwedischen Aka-
demie 49. 428.
Tours, Versammlung der Société d'agriculture,
sciences et belles-lettres am 6. May 49. 426.
Westpoint in Nordamerika, Errichtung einer mi-
litärisch-philosoph. Gesellschaft daselbst 48. 422.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Anvers, Versammlung der école des cours gra-
tuits de médecine et de chirurgie 45. 385.
Duisburg, Feyer des allgemeinen Landesfestes
vor Seiten der Universität 49. 425.
Erlangen, Promotionen, Errichtung einer Socie-
tät der Wissenschaften 47. 401. 49. 425.

Frankfurt an der Oder, gefeyertes Andenken des Herzogs Leopold von Braunschweig in der Gar- nisonkirche	45. 385.
Hildesheim, Feyerlichkeit im Andreaneum	45. 385.
Marburg, Promotionen	47. 402.
Kolbeck, Promotionen	47. 402.
Würzburg, Errichtung einer Schulcommissien	45. 385.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

von der <i>de</i> hat eine Biographie des letzten Statt- halters der Niederlande herauszugeben ange- fangen.	49. 430.
Bernard Lode zur Errichtung eines Siegestempels in Paris	47. 404.
Bode in Berlin hat den neuen Planeten beobach- tet.	45. 387.
	49. 430.
	45. 385.
Berlin	47. 404.
Friedrich der Große, auf dessen Degen sind in Paris lateinische Verse verfertigt worden.	45. 385.
v. Fries in Wien besitzt Lavater's phrygnomi- schen Nachlaß	47. 404.
Gauss in Braunschweig Berechnung des neuen Planeten	47. 404.

Grill zu Leutmeritz hat dem öplicher Hospital 70000 Gulden vermacht	45. 387.
v. Henneberg Anfragen an v. Heglmüller	47. 405.
Historia de los trages de todo el mundo des- biato ist in Spanien in 5 Bänden erschienen	49. 430.
Knapp in Halle Anzeiger wegen des künft. Nida- gagium	50. 440.
v. Köhler in Petersburg arbeitet an einem numi- smatischen Werke	49. 409.
Madrid, daselbst ist eine künft. Verordnung in Betreff der Theaterstücke erschienen	50. 435.
Museum Napoleon, daselbst sind die Porträts des türkischen und persischen Kaisers aufgestellt	49. 394.
Ottier hat in 7 Bänden seinen Abriss der spani- schen Geschichte vollendet	49. 430.
Paris, Errichtung einer neuen Unterrichtsanstalt daselbst	50. 438.
Petalozzi soll Yverdün verlassen wollen	50. 438.
Schoeman Antikritik und Antwort des Recen- senten	47. 406.
Siddons hat Engel's Mimik ins Englische über- setzt	49. 430.
Stum in Jena an Harl in Erlangen	49. 432.
Saxdorf, Altgefelle des Zimmerhandwerks, hat der leipsiger Universität 2000 Thaler legirt	49. 430.
Ungarn, in, soll eine protestantische Akademie in Vorschlag seyn	45. 385.
Winkler Sendschreiben an Windischmann nebst dessen Antwort	45. 385.
Zuchts, erläuternd, in Betreff des altsächsischen Wesens Angeht	47. 405.

